Velhagen & Klasings Monatshefte

XXVII. Jahrg. Band I.

Velhagen & Klasings Monatshefte

XXVII. Jahrgang 1912/1913

1. Band

Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien

Inhaltsverzeichnis

XXVII. Jahrgang 1912/1913. Erster Band

Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet.

Romane, Novellen und Verwandtes

Gedichte, Sprüche

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Kunst und Literatur

Sonstige Aufsätze

Neues vom Büchertisch

Kunstbeilagen

Einschalt- und Text-Bilder

Kunst, Kunstgewerbe und anderes

Bildnis der Baronin von Baeyens

Gemälde von Ph. A. Lászlo

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXVII. Jahrgang 1912/1913 Heft 1. September 1912

Der Mann von vierzig Jahren

Roman von Jakob Wassermann

Man weiß von Sternen, die ohne ergründbare Ursache ihr Licht verlieren, um entweder für kurze Frist oder für immer in die Finsternis des unendlichen Raums zu entschwinden; so gibt es auch Menschen, deren Schicksal von einem gewissen Zeitpunkt ab in Dämmerung und Dunkelheit gleitet.

Ein solcher Mann war der Herr von Erfft und Dudsloch, der gegen das Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zwischen Würzburg und Kitzingen im unterfränkischen Kreis lebte. Seine Wirtschaft und seine häuslichen Angelegenheiten befanden sich in gutem Stand; obwohl es ihm versagt war, einen Luxus zu entfalten, nach dem er sich bisweilen in müßigen Stunden sehnen mochte, erlaubten ihm seine Vermögensverhältnisse doch, alle Wünsche zu befriedigen, die durch phantasievolle Neigung oder eingefleischte Gewohnheit in ihm lebendig erhalten wurden. Die beiden Güter warfen ein ansehnliches Erträgnis ab, und ein Kapital, das aus der Mitgift der Frau und den allmählich angewachsenen Ersparnissen bestand, war in einem Würzburger Bankhaus niedergelegt. Sylvester von Erfft konnte mehrere Reitpferde und einen Kutschierwagen halten, konnte ein ziemlich ausgedehntes Waldland pachten, um sich dem Vergnügen der Jagd hinzugeben, konnte mit Agathe, seiner Lebensgefährtin, kleine Reisen nach einer nördlich oder südlich gelegenen Residenz unternehmen, weil hier ein Konzert, ein Theater, dort ein geselliger Zirkel lockte, und war vor allem nicht daran gehindert, seine Bibliothek zu bereichern, denn er war ein Mann von Kenntnissen und lebhaften Interessen.

Doch an alledem fand sein heftiger Tätigkeitstrieb kein Genügen. In seiner Jugend hatte er mehrere Jahre in England verbracht, und nachdem er geheiratet hatte und landsässig geworden war, beschäftigten ihn lange Zeit hindurch allerlei Reformpläne: er wollte das Pachtwesen und die Ökonomieverwaltung nach englischem Muster einrichten; er regte Versammlungen der Bauern an, in denen er vorschlug, daß sie sich gegen den drohenden Industrialismus und die wirtschaftliche Ausbeutung als starke Gemeinschaft zur Wehr setzen möchten; er ging sogar damit um, die Erbfolge in den deutschen Adelsfamilien nach dem Vorbild der englischen Aristokratie umzugestalten und richtete eine Eingabe an den König, die von weitem Blick und Sachkenntnis zeugte, aber nicht im mindesten beachtet wurde, sondern ihm, als etwas davon verlautete, unter seinen Standesgenossen Feindseligkeiten und Spöttereien zuzog. Sein Schwager, der Major von Eggenberg auf Eggenberg, stellte ihn sogar wegen dieser närrischen Schrift, wie er sich ausdrückte, zur Rede; Sylvester schlug es ab, sich zu rechtfertigen, und lächelte nur, als der Major ihm sagte, wenn er einen so unbändigen Tatendrang verspüre, möge er sich doch wählen lassen

und als Abgeordneter in das Parlament gehen. Der Herr von Bismarck sei ja im Begriff, Deutschlands leibhaftiges Unglück zu werden, und man brauche Männer im Kampf gegen diesen Drachen.

Von so beschaffener Politik wollte Sylvester nichts wissen. Mehr als eine höfliche Teilnahme konnte er denen nicht widmen, die das Räderwerk der Staatsmaschine in Gang setzten; wer gut regierte, war ihm schätzbar, den schlechten Herrn machten eifrige Diener nicht besser.

„Ich liebe meine Heimat," pflegte er zu sagen, „die Erde, die mich trägt und nährt, aber es ist mir gleichgültig, was diese Erde auf den Landkarten für einen Farbenrand hat, und kein Minister kann von mir verlangen, daß ich ihm meine Steuern mit einem patriotischen Jubelgesang bezahle."

Wie so viele aufgeklärte und überlegene Geister verstand er seine Zeit nicht recht. Es schien ihm eine tote Zeit zu sein, eine leere und nüchterne Zeit, eine Zeit der Spießbürger, der schlechten Musik, der schlechten Bücher, und des unfruchtbaren Geschwätzes. Ihm dünkte, man mache nur deshalb soviel Lärm, um die Dinge zu verwirren und die Ideen zu verfinstern; er glaubte nicht an eine gedeihliche Zukunft, ohne Hoffnung blickte er auf sein Vaterland und ohne Anteil auf die trügerische Erregung seiner Mitbürger, denn alles, was er selbst zu ihrem Besten hatte vornehmen wollen, war schmählich mißlungen.

Dadurch wurden aber sein Lebensmut und seine Heiterkeit keineswegs getrübt. In den letzten Jahren hatte er eine große Vorliebe für Gartenkünste gefaßt, er hatte eine Orangerie gebaut und einen Gärtner aus Richmond kommen lassen; mit diesem beriet er stundenlang über die Anlage neuer Wege, über Pfropfungen und Verpflanzungen. Agathe unterstützte ihn dabei, soweit sie es vermochte, und zu der Ritterlichkeit, die er gegen sie an den Tag legte, gesellte sich Dankbarkeit. Sie war nur um zwei Jahre jünger als er; dieser Umstand machte sie um so mehr zu seiner Freundin; bei jedem vortretenden Anlaß achtete er sie für gleichberechtigt. Es gab auch Zank, denn er war jähzornig und nicht ohne Launen, und Agathe war nicht die Person, die sich sklavisch unterwarf; aber jedesmal fühlte sie sich entzückt durch sein williges Bemühen, ein Unrecht vergessen zu machen, das er ihr zugefügt. Manchmal konnte er sie mit seinen Neckereien bis zu Tränen bringen; dann nahm er am Abend irgendein Buch mit schönen Gedichten und las ihr vor. Im dritten Jahre ihrer Ehe war ihnen ein Kind geboren worden, ein Mädchen; es hieß Silvia, war jetzt sieben Jahre alt und sehr schön. Am Vater wie an der Mutter hing es mit der überschwenglichen Kraft, die der frühen Jugend eigen ist, und mit seiner geschmeidigen Gestalt und seinem heitern Antlitz wandelte er durch die Träume des Kindes wie ein Gott.

⌘ ⌘ ⌘

Von irgendeinem Tage ab, niemand konnte genau sagen von welchem, veränderte sich Sylvesters Wesen ganz und gar. Eine schwankende, zweifelvolle Stimmung war ihm anzumerken, eine Unlust, die sich bis zur Verdrossenheit steigerte und die Agathe mehr und mehr Besorgnis einflößte. Bisweilen versuchte sie es, ihn aus sich herauszulocken, aber er antwortete nur mit einem Achselzucken und einem fremden Blick. Er hörte auf, sich mit Silvia zu beschäftigen; was er mit dem Kind redete, klang gezwungen und zerstreut.

Umsonst grübelte Agathe über die Ursache der Verwandlung nach. Umsonst ließ sie Leckerbissen für ihn kochen; umsonst machte sie ihm einen englischen Hühnerhund und ein neues Jagdgewehr zum Geschenk; umsonst waren ihre Anstrengungen, ihn aufzuheitern: er schien wie eingemauert. Eines Tages trat sie in sein Zimmer und beobachtete ihn, wie er, den Rücken gegen sie gekehrt, unbeweglich vor dem Spiegel saß. Sie erschrak über den Ausdruck seines Gesichts, den ihr der Spiegel zeigte. Sie näherte sich ihm; er hörte sie nicht. Er hatte den Kopf auf die Hand gestützt, und sein Blick war verloren auf das Ebenbild gerichtet. Sein Auge war voll Schwärze; um die Brauen hatten sich dunkle Entschlüsse geballt wie Wolken um ein Gebirge; aus den Lippen schien eine quälende Frage unhörbar zu dringen. Agathe schlich davon, und als sie den Flur erreicht hatte, rang sie stumm die Hände.

Ein anderes Mal geschah es, daß sie ihn, es war mitten in der Nacht, in der Bibliothek unermüdlich auf- und abgehen

hörte. Sie lag im Bett, aber schlafen konnte sie nicht. Je länger sie dem Geräusch seiner Schritte lauschte, je wacher wurden ihre Sinne. Endlich erhob sie sich, umhüllte die Schultern, verließ das Zimmer und ging nacktfüßig die Treppe hinauf. Leise pochte sie, denn sie wollte ihn nicht überfallen, aber als sie die Klinke herabdrückte, merkte sie, daß die Tür verriegelt war. Im selben Augenblick erlosch der Schein in den Ritzen und Spalten, und drinnen wurde es still. Kein Zweifel, daß er das Klopfen gehört und daß er wußte, Agathe sei es, die vor der Schwelle stand. ‚So genügt also,‘ dachte Agathe, ‚das Bewußtsein meiner Nähe, um ihn mit Furcht zu erfüllen, mit Furcht und mit solchem Abscheu, daß er die Lampe ausbläst, um mich zu verscheuchen.‘

Am andern Morgen übergab sie das Kind der Pflege ihrer Wartefrau und fuhr zu ihrer Schwester nach Eggenberg. Ihrem Gatten hinterließ sie ein paar Zeilen des Inhalts, daß sie Sehnsucht nach der Schwester empfinde und sich für die Reise um so leichter entschlossen habe, als sie annehme, daß er ihrer nicht bedürfe und eine Trennung von acht oder zehn Tagen ihm in seiner gegenwärtigen Verfassung vielleicht willkommen sei.

Sie lebte bei Schwester und Schwager wie in einem peinvollen Exil, doch stellte sie sich völlig harmlos, und kein Wunsch, drohende Gefahren zu erörtern, war ihr anzusehen; es widersprach dem Grundgefühl ihrer Natur, eine Sache vor andere Ohren zu bringen, die einer nur mit sich selbst und seinem Partner ausmachen kann. Indessen wartete sie von Tag zu Tag auf Nachricht; eine ihr eigentümliche Halsstarrigkeit hinderte sie daran, die Frist zu brechen, die sie sich selbst gesetzt, und als sie nach Verlauf von eineinhalb Wochen wieder in Erfft eintraf, erfuhr sie, daß Sylvester schon vier Tage vorher abgereist war. Er hatte Adam Hund mitgenommen, seinen Diener aus früheren Jahren, dem er zu einer Heirat mit einer Aschaffenburger Bierbrauerstochter verholfen und dann als Verwalter in Dudsloch angestellt hatte.

Kein Brief, kein Zeichen meldete ihr, wohin er sich gewandt. Frau Österlein, Silvias Pflegerin, erzählte, er sei in der Nacht zuvor an das Bett des Kindes getreten, habe es aus den Polstern gerissen und an seine Brust gedrückt; Silvia habe jedoch fest geschlafen und von dem Zwischenfall nichts in Erinnerung behalten. Fast gleichzeitig bekam Agathe eine Post des Würzburger Bankhauses, worin ihr ordnungsgemäß mitgeteilt wurde, daß Herr von Erfft die Summe von zweitausend Talern behoben habe.

Agathe begab sich in ihr Zimmer, setzte sich hin und wühlte die Stirn in die Winkel beider Arme wie in ein Versteck. Sie schämte sich vor dem Mittagslicht, und die erste Frage an ihr Inneres war, welchen Makel sie auf sich geladen, welche Sünde sie unwissentlich begangen haben könne. Sie war bereit, jeden Fehler in sich selbst zu suchen, und hätte sich eines Verbrechens bezichtigt, wenn sie es nur zu entdecken vermocht und dadurch Klarheit erlangt hätte. Das Herz, das ihr am teuersten war, in geheimnisvoller Weise umschleiert zu wissen, dünkte ihr unerträglich. Dessen ungeachtet bewahrte sie vor den Leuten ihre Haltung, und kein Späherauge war imstande, hinter den wohlwollend ernsten Zügen den nagenden Kummer zu bemerken.

So verging eine Woche. An einem Nachmittag stand Agathe im Hof und sprach mit dem Inspektor, da kam der Bote und reichte ihr einen Brief. Ohne zu sehen, spürte sie, daß der Brief von Sylvester war. Diesmal versagte die Selbstbeherrschung: ihre Hand zitterte, ihr Gesicht erbleichte. Sie eilte ins Haus; im Wohnzimmer mußte sie sich an die zugeworfene Türe lehnen und die erregte Brust erst ausatmen lassen, ehe sie die Briefhülle aufriß. Dann las sie, und ihre angespannte Miene wurde mit jeder Sekunde ruhiger, aber auch verwunderter.

Der sonderbare Mann schrieb ihr, als ob es die natürlichste Sache von der Welt sei, daß er sich fern von Haus und Hof befand, und als ahne er nichts von Agathes Herzensunruhe. Er wußte seine Mitteilungen in einen anmutigen Stil zu kleiden; es war seine vorzügliche Gabe von jeher gewesen, aber nie früher und nie mit solchem Recht hatte Agathe dieser Gewandtheit so tiefes Mißtrauen entgegengesetzt; die glatten und schmuckhaften Wendungen erschienen ihr wie Lügen, und sie bedurfte der Mühe großer Selbstüber-

redung, damit die festgegründete Achtung sich nicht verringerte, die sie gegen Sylvester hegte. Er schrieb ihr von gleichgültigen Bekannten, von der Familie des Präsidenten, wo er diniert, von der Einladung des Großherzogs, nach Karlsruhe zu kommen, von seiner Reiselust, von einem schlechten Theaterstück, das er gesehen; dann fuhr er fort: „Ich bewohne zwei elende Zimmer im Gasthof, hoch oben im dritten Stock, denn wegen der Nürnberger Messe ist alles überfüllt. Doch hat mir dieses Ungemach zu einem kleinen Abenteuer verholfen. In dem Fenster gegenüber ist eines Abends ein junges Mädchen aufgetaucht. Wir haben einander in die Augen gesehen wie zwei Wesen von verschiedenen Sternen. Sie ist mehr als jung, das Blut in ihren Adern singt vor Jugend; dabei ist sie melancholisch wie alle Aufwachenden, mit ihren schwarzen Judenaugen klagt sie mir das Leiden von vielen Geschlechtern, und ihre Gebärden sind unbeholfen wie bei Gefangenen. Wenn ich mit de Vriendts Schach spiele, denke ich an sie, wenn ich durch die öden Säle der Residenz gehe, um meine geliebten Tiepolos anzusehen, begleitet sie mich wie eine flehende Sklavin."

Agathe ließ das Blatt sinken, und ihre Augen trübten sich gedankenvoll. Nach einer Weile las sie weiter: „Liebe ist etwas sehr Weihevolles, aber auch etwas sehr Irdisches, und wir müssen nicht fürchten, gemein zu werden, wenn wir unschuldig genug sind, unsern Körper zu achten. Ich mache mir nichts aus der schmachtenden Orientalin, ich mache mir aus keiner was; es ist nur Begehrlichkeit, und nur lahme Seelen sind begehrlich. Meine Seele ist lahm, Agathe, sie muß geheilt werden. Ich werde meinen Aufenthalt verändern. Wohin ich gehe, kann ich noch nicht sagen; wann ich zurückkehre, kann ich auch nicht sagen. Sei verständig und vergiß für einige Zeit Deinen Sylvester."

Es war Agathe zumute, als fließe Quecksilber über ihre Finger. Sie faßte nicht die Worte; aus einem vertrauten Antlitz sprach eine unbekannte Stimme; ein böser Geist täuschte die Gestalt eines Freundes vor. Er ist krank, fuhr es ihr durch den Sinn, und da nun Silvia mit groß fragenden Augen vor sie hintrat, als ahne das Kind den Schmerz und Zwiespalt der Mutter und fordere stumm eine entscheidende Handlung, beschloß sie, zu ihm zu gehen. Es war Abend geworden, als sie diesen Vorsatz gefaßt hatte, sie schickte zum Inspektor hinüber und bestellte den Wagen. Am andern Tag, in ziemlich früher Morgenstunde, fuhr sie in die Stadt.

Es war um eine Stunde zu spät.

⁂

Agathe stammte aus einer angesehenen Adelsfamilie, die im Nassauischen begütert war. Ihr Vater hatte lange Zeit in Frankreich gelebt, hatte dann in Deutschland tätigen Anteil an der Revolution genommen und war in den Märztagen durch einen unglücklichen Schuß getötet worden. Sie war die jüngste unter sieben Schwestern, die man wegen ihrer Schönheit die Plejaden nannte. Ihren Gatten hatte sie bei einem Hofball in Darmstadt kennen gelernt, doch erst bei einem späteren, ziemlich seltsamen Anlaß hatte Sylvester für sie Interesse gefaßt. Eine ihrer Schwestern lebte im Haus der Gräfin Arnstein, die eine entfernte Verwandte Sylvesters war. Die Gräfin starb, und unter den Kondolenzbesuchern befanden sich auch Sylvester und Agathe. Nun hatte Agathe die eigentümliche Schwäche, daß die absichtsvoll trübseligen Gesichter in solchen Versammlungen eine Lachlust in ihr erweckten, die sie um so weniger bezähmen konnte, je trauriger die Ursache war. Schon im Flur des Hauses trat das Gefürchtete ein, als der Amtsrichter mit riesigen Vatermördern und einem gewaltigen Zylinderhut gramvoll an ihr vorüberschritt. Ihre Schwester Polyxene beschwor sie, sich zusammenzunehmen; es gelang ihr nur mit Mühe. Die Lakaien öffneten zögernd die Türen, mit bebendem Gesicht erschien sie unter den ergriffen flüsternden Gästen, und ihre Lippen zuckten noch beständig. Die Augen ängstlich niedergeschlagen, reichte sie einigen Personen die Hand, die der Hingeschiedenen so fern standen wie sie selbst; sie merkte den Irrtum, fühlte sich abermals einem verhängnisvollen Ausbruch nahe, preßte in der Verzweiflung das Taschentuch vor den Mund und gab Töne von sich, welche die Leidtragenden zum Glück für Schluchzen hielten, sonst wäre ein Skandal unvermeidlich gewesen.

Sylvester hatte sie beobachtet; er verstand sie sogleich. Noch am selben Tage schlossen sie sich in einem wundersam unerschöpflichen Gespräch aneinander.

Sylvester stand damals im achtundzwanzigsten Lebensjahr. Er hatte nicht die Absicht, zu heiraten. Er hatte ein Vorurteil gegen die Ehe, das ihm berechtigt schien, weil es durch vielfache Erfahrung und mancherlei Einblick in das Eheleben anderer Menschen erzeugt und erhärtet worden war. Er wollte seine Freiheit nicht verlieren; er hatte Angst davor, an ein Haus, an eine Stube, an einen Tisch gefesselt zu werden; er wünschte nicht, seine Selbstbestimmung einzubüßen; er trug kein Verlangen nach Familienfrieden und ungestörter Idylle; er war zu sehr an die Aufregungen des Ungefährs, an die Zufälle und Abenteuerlichkeiten des Umherschweifens gewöhnt. Er hatte viel von der Welt gesehen, aber doch nicht genug; die Lockrufe in ihm waren noch nicht verstummt. Dies alles sagte er Agathe. Er sagte ihr, daß er nicht für sich bürgen könne.

Allein Agathe wußte ihn zu überzeugen, daß eine gemeinschaftliche Existenz mit ihr zu seinem Glück ausschlagen werde, und je länger er sie kannte, je mehr war er geneigt, ihr zu glauben. Er nahm eine Art von Tatkraft in ihr wahr, die er noch an keinem menschlichen Wesen bemerkt hatte. Es war die Tatkraft gewisser Pflanzen, die aus zartesten Anfängen zu einer unwiderstehlichen Gewalt emporwachsen, mit der sie Abgründe überbrücken und Felsen zerreißen. Dieser nicht zu beirrende Wille machte ihn zum Untertan Agathes, ohne daß er es wußte. Er bewunderte sie, ohne es zu wissen. Sie konnte ihn einfach rauben, denn der Widerstand, den er ihrer Liebe entgegensetzte, hatte seine Quelle in einer sonderbaren Furcht vor ihr, Furcht vor ihrer Entschlossenheit, vor ihrem Mut, ihrer naiven Leidenschaft und dem stürmischen Tempo, in dem sich ihr Geist und ihr Herz bewegten, lauter Dinge, denen er sich nicht gewachsen fühlte. Er war nicht stark in Handlungen, nicht einmal in Überlegungen, nur seine Eindrücke waren von großer Tiefe und Unvergeßlichkeit. Sie aber liebte ihn mit dem ganzen Ungestüm ihrer Natur. Er ließ sich von ihr lieben, und an diesem Punkt begann seine Schuld. Obwohl er ihre Liebe erwiderte, gab er sie nicht freiwillig her, sondern er gewöhnte sich so daran, sein Gefühl erobern zu lassen, daß er völlig passiv wurde und jeden Zoll zu bezahlen versäumte. Sie verlebten glückliche und reine Tage, aber Agathe bemerkte nicht, daß sie ihrem Mann bequem wurde. Sie schien ihm zur Gefährtin auserlesen, ja er sah in ihr das Wunder einer Gefährtin, aber mit der Zeit wurde ihm dies selbstverständlich. Sie ließ ihm nichts zu erraten übrig, sie enthüllte sich in jedem Augenblick, und in jedem Augenblick ohne Rückhalt und ohne Vorbehalt. Wäre sie nicht so reich erschaffen worden, in seiner Nähe hätte sie bald verarmen müssen, denn alles, was in ihm schenken und bauen konnte, wurde ihr gegenüber stumm und lustlos. Trotzdem war ihm ihre Gesellschaft unentbehrlich. Die Jahre gingen hin, die aufwachsende und zum Menschen werdende Silvia kettete sie noch fester aneinander, bis eines Tages eine Unruhe in Sylvester erwachte, über die er sich lange keine Rechenschaft geben konnte.

An einem Morgen fing es an, als er in ihr Schlafzimmer trat. Agathe saß vor dem Spiegel und frisierte sich. ‚Dieses Schauspiel habe ich schon viele tausendmal gesehen,‘ zuckte es Sylvester durch den Kopf. Agathe begann von Wirtschaftssorgen zu sprechen, und er hörte nicht den Sinn ihrer Worte, sondern nur den Klang ihrer Stimme. Und irgend etwas in dieser Stimme, sei es der bekannte Tonfall, sei es die bekannte Folge der Worte, erbitterte ihn in einer höchst ungerechten und sein eigenes Gefühl beleidigenden Weise. Er wartete, welche Bewegung sie machen würde, und riet im stillen, daß sie den Kopf an einer genau von ihm bestimmten Stelle fassen und auf die linke Hand stützen würde. Es geschah so, und seine Erbitterung verwandelte sich in Widerwillen. Er sah ihre auf den Stühlen liegenden Kleider, die Schuhe, Bänder und Wäschestücke, und jeder einzelne dieser Gegenstände vermehrte seinen unheimlichen Haß.

Von jener Stunde an wuchsen Unlust und Unzufriedenheit beständig in seinem Innern. Daß sie darunter litt, blieb ihm nicht verborgen, und er freute sich dessen; ihm war, als müsse er Rache an ihr üben, ihm war, als hätte er durch Agathe seine

Jugend verloren, als wäre sie die Diebin seiner Illusionen und seiner Hoffnungen. Die zehn Jahre, die er an ihrer Seite verbracht, erschienen ihm wie ebenso viele Jahre der Verbannung und der Kerkerhaft. Eine schreckliche Angst vor dem Altwerden packte ihn, und der Spiegel wurde ihm zum Zeugen der Zerstörung. Der Anblick der Furchen auf seiner Stirn und der Unebenheiten seiner Wangen verfinsterte seinen Geist, und oft, wenn er über den Vernichter grübelte, der so tückisch unter der Epidermis wühlte, über dies langsame Hinschwinden und Niederbrennen, erfaßte ihn eine quälende, aber in ihrem innersten Kern beglückende Sehnsucht, die er anfangs nicht zu betäuben versuchte.

Eines Nachmittags saß Agathe mit der kleinen Frau des Inspektors zusammen. Sie schwatzten über Frauensachen, Sylvester hatte am Tisch Platz genommen und las in einem Buch; bisweilen blickte er zu den beiden hinüber, und da bemerkte er, daß die kleine Inspektorin ebensooft einen raschen, erkundenden Blick auf ihn warf. Er beobachtete sie schärfer, und sie spürte es sofort, denn sie versteckte die Füße unter dem Kleid, und Schultern und Arme zeigten jene koketten halben Bewegungen, die zu gefallen berechnet sind. Es lag darin etwas Belebendes für Sylvester. Die sinnliche Strömung, die zwischen ihm und dem fremden Weib entstanden war, machte ihn feurig und froh. Er erhob sich und ging an den Frauen vorüber, und er tat es nur deshalb, damit er im Vorübergehen mit seinem Ärmel das Gewand der Inspektorin streifen konnte; in der Sekunde, in der es geschah, wurde ihm auch bewußt, daß er fort mußte, fort von Agathe und dem Kind, daß er dadurch seinen Untergang vielleicht herbeiführen würde, daß aber sein Bleiben diesen Untergang nicht verhüten könne. Er stellte sich dann hinter Agathes Stuhl, Agathe schaute zu ihm empor, und sie lächelte vergnügt, weil sie ihn lächeln sah. Aber sein Lächeln galt nicht ihr, es galt der andern, die auch zu ihm aufblickte. Und obwohl ihm Agathes Züge vertraut und angenehm vertraut waren, da ihre Art zu sprechen, zu denken, zu lachen, zu weinen ihnen die ihm allein enträtselbaren charakteristischen Formen verliehen hatte, obwohl ihr Antlitz ihm wie ein Gefäß voll zarter und heiliger Erlebnisse war, die sein Dasein verändert und verschönert hatten, hingen seine Gedanken und Empfindungen doch an dem gewöhnlichen und leeren Gesicht der Fremden, die nichts weiter als hübsch war, hübsch, jugendlich und unbekannt.

Er hatte danach die Inspektorin weder gesprochen, noch hatte er das flüchtige Spiel zum zweitenmal anzufangen versucht. Aber er hatte sich selbst begriffen. Er sah ein Gleichnis für seine Not. Jemand will eine Reise antreten; auf dem Weg zum Bahnhof begegnet ihm ein Freund, der ihm die Reise dringend widerrät; die Gesellschaft des Freundes entzückt ihn, sie verbringen Tage, Wochen, Jahre miteinander, endlich aber schlägt dem Zurückgehaltenen das Gewissen; war es gleich kein bestimmter Auftrag, der ihn einst zu der Reise veranlaßt, so war es doch sein innerer Trieb; ihm ist, als sei er sich selber ungehorsam gewesen, als habe er sich selbst betrogen; ihn peinigt der Gedanke an die Schönheit der Landschaften, die er nicht gesehen hat, an die Möglichkeiten und Aussichten, die ihm entgangen sind, und mag sein gegenwärtiges Glück noch so groß sein, das Gefühl des unwiederbringlichen Verlustes wird ihn nicht zur Ruhe kommen lassen.

Sylvester wollte noch einmal frei sein. ‚Weiß ich denn, an welchem Tag sich die Pforte hinter mir schließen wird?‘ fragte er sich. ‚Weiß ich denn, was mich hinschleudern, kraftlos, wunschlos, müde machen wird?‘

Ihm tauchten Bilder auf von mannigfacher Lockung. Es riefen ihn Stimmen von allen Seiten. Er wollte leben, ohne Ziel und ohne festes Maß leben. Nicht der Luxus der Städte, nicht Feste und Geselligkeit zogen ihn hin; es kam wie von einem Traum. Ergreifen und ergriffen werden waren Worte, vor denen er wie vor einem Urwald stand. Wenn er an die unendlichen Gestaltungen des Lebens dachte, überlief ihn ein Schauer, den er seit seiner Jugend nicht mehr verspürt hatte. Er taumelte dahin und suchte Platz. Die Vielzahl der Wege berückte seine Augen. Eine wechselvolle Erwartung stürmte wie Brandung in ihm. Es mußten

nicht nur lächelnde Gesichter sein, auch Tränen zu sehen war er bereit. Schon ahnte er, wie sein Herz verstrickt wurde; ‚noch ist es nicht zu spät,' sagte er sich, ‚noch ist der wunderbare Magnetismus in mir, den ich verloren zu haben gefürchtet.' Und darauf eben kam es an. Dies war zu erproben. Seine Seele war erfüllt von einer Schar bunter Genien; wenn er im Walde ging oder einsam lag und vor sich hinsann, gewahrte er Frauen und Mädchen mit schönen Augen und schönen Haaren; sie warteten auf ihn; jede beglückte ihn durch ihre eigentümliche Weise zu sein. Aber auch die Wirklichkeit hatte einen neuen Zauber für ihn gewonnen: eine, die am Brunnen stand und Wasser schöpfte; eine, die am Fenster ihrer Kammer saß und zum Mond emporschaute; eine, die hinterm Zaun auf ihren Geliebten wartete; eine, die verschleiert in einem Wagen zur Kirche fuhr; eine, die vor seinem Blick errötete und sich dann niederbeugte, um ihr Schuhband zu knüpfen. Jede hatte ihr Geheimnis; die Augen einer jeden Frau waren geheimnisvoll; er liebte ihre Augen bis zum Schmerz; jedes Auge war ihm eine unerforschte Welt.

Sein Herz verschmachtete nach Zärtlichkeit, denn es war ihm klar geworden, daß er die Leidenschaft nicht kannte. Er hatte geliebt, oft und heftig; er hatte als junger Mann vieles Ungewöhnliche erlebt an Begegnungen, an Hingabe, manche Stunden der Gnade, manche Wochen des Rausches, aber ein Gefühl, das alles bisherige Leben tötet und ein neues dafür schafft, das auflöst und sammelt in einem Atem, von dem jeder zu wissen scheint und zu welchem doch nur Gottes Lieblinge erwählt werden, das kannte er nicht. Er wollte es kennen lernen. Und wenn er heimkehren mußte, ohne es gefunden zu haben, dann wußte er wenigstens, daß es ein solches Gefühl für ihn nicht gab.

⁂

Die junge Jüdin erschien immer zu einer bestimmten Stunde des Abends am Fenster. Die Gasse, die Sylvester von ihr trennte, war nicht zwei Armlängen breit. Man mußte nur vermeiden, sich über das Sims zu beugen, dann konnte man von den tief unten gehenden Menschen nicht gesehen werden. Nachbarn waren nicht zu fürchten; auf der einen Seite endeten beide Häuser im Straßeneck, auf der andern erhob sich ein Torturm.

Der von einer Lampe erhellte Raum, in den Sylvester täglich schauen konnte, hatte grüne Tapeten; an der gegenüberliegenden Wand hing das Bildnis eines alten Mannes, der einen goldnen Becher in der Hand trug. Sylvester hörte, wie drüben die Uhr tickte; auf ihrem geschweiften Mahagonigehäuse stand ein alabasterner Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

Schon am ersten Abend hatte Sylvester das Mädchen beobachtet. Schweren Herzens war er im dunklen Zimmer herumgegangen, zu vergessen gewillt, daß er ein Haus auf dem Rücken schleppte und daß ein Weib ihm folgte, unfühlbar fesselnd; da sah er durch die beiden geöffneten Fenster beider Häuser die an den Tisch hingelehnte Gestalt; eine Hand, die den Kopf stützte, lag im schwarzen Haar vergraben, das Gesicht hatte einen Ausdruck von träumerischem Enthusiasmus.

Eine leichte Unruhe in den Zügen des Mädchens belehrte ihn über die Kraft, die der ungewußte Blick eines andern auszuüben vermag. Sie erhob sich plötzlich und ging zum Fenster, um es zu schließen. Ihr Körper war enttäuschend klein, in der Senkung der Schultern verriet sich Zaghaftigkeit als eine gewohnte Last. Sylvester beugte sich über die Brüstung, und das Mädchen stieß einen hauchenden Schrei aus; es duckte den Kopf und starrte in das jäh emporgetauchte, unbestimmt erhellte Gesicht des fremden Mannes. Aber er haschte förmlich nach ihr, er hielt sie fest durch Blick und Willen. Er redete; er wußte, daß er nicht laut sein durfte; in zwei Sätzen erriet er sie ganz, ihr Leben, ihre Wünsche, ihre Träume, und sie, nicht ahnend, wie leicht dies sei, umklammerte mit den Fingern den Fensterpfosten und staunte ihn groß an. Die nie Umworbene braucht nur begehrt zu werden, und sie begehrt selbst; sie gleicht dem Schlafwandler, der beim ersten Laut aus Menschenmund sich gefangen gibt.

Den Mut zu antworten fand sie noch nicht. Aber es folgten andere Abende. Sie war immer zu dieser Stunde in der Wohnung allein. Sie ging zum Fenster wie ein Hungriger zur Mahlzeit. Sie

fragte nicht: wer bist du da drüben? sie glaubte an den unerwartet Erschienenen blindlings. Vielleicht hielt sie ihn für einen jungen Menschen, doch um sie zu täuschen, hätte es der Dunkelheit kaum bedurft: sie sah nur, wonach sie verlangte. Ihre Ausdrucksweise war der eines Kindes ähnlich, ihr Vertrauen zur Welt war durch den Argwohn eines tyrannischen Vaters nur um so schrankenloser geworden. Sie hieß Rahel, und sie war achtzehn Jahre alt. Ihr Vater war ein Antiquitätenhändler, und so lange Rahel denken konnte, lebte er einsam mit ihr in diesem schmalen, hohen und finstern Haus. Ihre Mutter hatte sie nicht gekannt, sie wußte nichts von ihr, der Vater sprach nie von ihr. Während des Tages mußte sie bei ihm drunten im Laden bleiben; hinter dem Laden war eine kleine Küche, und dort kochte sie. Es war ihr verboten, mit den Menschen zu reden. Wenn es dunkel wurde, sperrte der Vater den Laden zu, schleppte seine Geldtruhe über die drei Stiegen hinauf, und dann ging er zum Gottesdienst. Seine Furcht vor den Menschen grenzte an Wahnsinn. Zitternd lag er in seinem Bett, wenn des Nachts die Trunkenbolde auf der Straße lärmten, und stets verzerrte sich angstvoll sein Gesicht, wenn der Bäcker am Morgen die Hausglocke zog. Er bewachte jeden Blick und Atemzug der Tochter; als sie einmal einem Vorübergehenden, der sie um den Weg gefragt, Auskunft erteilt hatte, kauerte er bei ihrer Rückkehr in den Laden in seinem Polsterstuhl und heulte dumpf in sich hinein, so daß sie mit Beteuerungen und ihren eigenen Tränen seinen Kummer stillen mußte. Ohne seine Begleitung durfte sie nicht über die Straße gehen, und er geriet schon in Unruhe, wenn sie die Augen aufschlug. So war ihr die Welt zum verbotenen Fest geworden, und wenn es eine Ungeduld gibt, die Ketten sprengen und Kerkermauern stürzen kann, die ihre war es.

Die abendliche Fensterstunde war schon Erlösung; das Beisammensein mit der Straße als Abgrund dazwischen reizte Sylvester zu verwegenen Plänen; Rahel ließ sich genügen, bis sie die schürenden Worte des Freundes besser begriff. Ihr war ja das Wort noch neu; es mußte keimen, vom Mund zum Ohr konnte es noch nicht Beute der Sinne werden, aber von der Nacht zum Morgen schlug es Wurzeln, und dann kam sie erglüht wieder. Sie war ohne die Gabe der Verstellung; ihre Freude, ihre Hoffnung, ihr Erstaunen, alles prägte sich in frische Münze des Ausdrucks um; wenn er ihr Blumen hinüberreichte, wurde sie stumm und bleich vor Dank, und sogleich malte sich die Ratlosigkeit in ihren Zügen, wie sie das Geschenk vor den Augen des Vaters verbergen könne.

Einmal brachte er ihr rote Rosen; sie geriet außer sich; sie hatte nicht gewußt, daß man im November Rosen haben könne, und sie schaute ihn an wie einen Zauberer. Mit einem fast verstörten Entzücken fragte sie wieder, wohin sie damit solle; Sylvester sagte, sie möge sie unter das Kopfkissen ihres Bettes legen, doch eine, bat er, möge sie an ihrer Brust bewahren. Sie nickte, und ein Lächeln huschte über ihr Gesicht; da verlangte er, daß sie es vor seinen Augen tun solle, aber sie fragte verwundert, weshalb er dies wünsche. Er antwortete nur, indem er seine Bitte dringlicher wiederholte. Rahel schüttelte betrübt den Kopf. Nun stellte sich Sylvester verletzt, und sie, mit erstickter Stimme, beschwor ihn, von solcher Forderung abzulassen. Er entgegnete kalt, ob sie an ihrer Schönheit zweifle, er selbst müsse zweifeln, weil sie sich so ziere, und sogleich machte er Anstalten sich vom Fenster zu entfernen. Als sie sah wie ernst es ihm schien, war sie bereit, ihm zu willfahren, und obwohl ihr anzumerken war, wie sie sich vergebens mühte, den Sinn seines Willens zu ergründen, öffnete sie ihr Gewand und steckte die erblühteste unter den Rosen zwischen das Hemd und den Körper.

‚Es wird Zeit, dies Gespinst zu Ende zu spinnen,‘ sagte sich Sylvester in einer angenehmen Trunkenheit. ‚Es soll mich nicht fesseln, es soll mich nur beschäftigen.‘ Am andern Abend warf er ihr ein Briefchen hinüber, dessen sorgsam berechnete Leidenschaftlichkeit Rahels Herz entflammte. „Komm zu mir,“ hatte er geschrieben. „Laß mich nicht unwürdig um Dich betteln, Glück ist ein schnellbeleidigter Gast, nur einmal wirft es Dir den goldnen Schlüssel auf den Weg. Keine Reue ist

Der junge Bacchus
Gemälde von Ph. A. von László

brennender als die um das Versäumnis. Komm, ich warte. Nenn' am Tor meinen Namen, frag' nach meinem Diener, er soll Dich über die Treppen geleiten."

Den Abend darauf stand er wieder am offenen Fenster. Ein kalter Regen fiel. Vom Dom schlug es sieben, es schlug viertel und halb acht, und die dumpfen Schritte der auf der Gasse Gehenden klangen spärlicher. Rahels Fenster blieb geschlossen. ‚Will sie mir nicht einmal Antwort geben?' dachte er zornig, und er fühlte wieder jenen bleiernen Überdruß in sich aufsteigen, der ihn solange beherrscht hatte. Aber jetzt knarrte hinter ihm die Türe seines Zimmers. Er wandte sich langsam um. Die Lampe war nicht angezündet, es flackerte nur eine Kerze auf dem Tisch. In dem entstehenden Luftzug wehte der Vorhang wie eine Fahne weit ins Zimmer hinein. Rahel schritt zögernd über die Schwelle, machte leise die Türe zu, blieb dann stehen und drückte die Hände gegen die Brust. Sie heftete die Blicke auf den Boden, und ihr Gesicht hatte einen Ausdruck von Tiefsinn und Verlorenheit.

Sylvester ging auf sie zu und schloß sie in seine Arme. Sie wagte ihn anzusehen; ihre Augen schienen zu flehen: sag' mir, wer du bist. Er spürte den warmen Körper unter dem Gewand, er spürte das zärtlich ungestüme Blut, doch in seine Freude mischte sich eine wunderliche Trauer, und je länger er sie hielt, je kühler wurde ihm ums Herz. Nachdenklich strich er mit der Hand über Rahels Haar, und ebenso nachdenklich küßte er die Schaudernde auf die Stirn und auf die Augen. Plötzlich lauschten beide erschrocken. Vom Flur herein drangen streitende Stimmen. Gleich darauf wurde die Türe mit Heftigkeit geöffnet, und ein alter Mann mit einem weißen Bart trat ein.

Bei seinem Anblick duckte sich Rahel; ihr Kopf fiel wie gebrochen gegen die Brust. Sylvester wollte den Eindringling zur Rede stellen, aber er begegnete einem Blick voll solcher Raserei, daß ihm der Mut verging und er sich nur mit einer fragenden Miene an seinen Diener Adam Hund wandte, der mit philosophischem Ernst auf der Schwelle stand und einem Wachtposten glich, dem man zu seiner Verwunderung das Gewehr weggenommen hat. Eine Magd und ein Kellner hatten sich in den stattgefundenen Wortwechsel gemengt und spähten neugierig ins Zimmer.

Eine Weile betrachtete der alte Mann stumm seine Tochter. Die unzähligen Falten in seinem Gesicht sahen aus wie Striche auf einem radierten Blatt; die weißen Haarringel, die von der Stirn herabfielen, waren naß vom Regen. Auf einmal packte er das Mädchen bei den Haaren und warf es nieder; Sylvester und Adam sprangen herzu, aber er rollte die Augen wie ein Wahnsinniger und stieß mit den Füßen nach ihnen. Mit einer Kraft, die ihm niemand zugetraut hätte, schleifte er Rahel zum Zimmer hinaus, über den Flur, die Stiege hinunter, so daß man die Schuhe der Unglücklichen auf den Stufen klappern hörte, schleifte sie drunten an einigen Leuten vorbei, die versteinert zuschauten, weil das Entsetzliche des Vorgangs jeden Entschluß lähmte, schleifte sie über den Gang bis zum Tor und dann noch über die Straße in sein Haus. Während alles dies mit ihr geschah, hatte das Mädchen nicht einen Laut hören lassen.

Zu spät gewann Sylvester Besinnung und Überlegung zurück. Als er die Treppe hinuntergerannt und vor dem Haus des Händlers angelangt war, hatten sich ungeachtet des strömenden Regens eine Menge Menschen in der engen Gasse versammelt. Sylvester rüttelte an der Tür, sie war verriegelt. In seiner Erregung forderte er die Umstehenden auf, daß sie ihm helfen möchten, das Schloß zu sprengen, doch keiner folgte seinem Geheiß, spöttisch und finster sahen sie ihn an. Da kehrte er um, und als er über die Stiege hinaufging, fand er einen von Rahels Schuhen dort liegen. Er hob ihn auf und nahm ihn mit. In der Wohnung des Juden blieb es den ganzen Abend über dunkel. Niemals erfuhr Sylvester, auf welche Weise der Alte von Rahels Flucht unterrichtet worden war, ob sie ihm selbst einen Hinweis gegeben, ob ihr Gefühl und Trieb sie verraten, ob er die Gefahr mit dem Instinkt der Argwöhnischen gewittert und sie heimlich beobachtet hatte, ehe sie selbst noch gewußt, was in ihrem Innern vorging.

Sylvester benutzte einen Teil der Nacht

dazu, um seine Koffer zu packen. Am andern Morgen reiste er ab.

❦ ❦ ❦

Als Agathe in der Stadt ankam, blieb ihr die Beschämung nicht erspart, von den Hotelbediensteten erfahren zu müssen, daß Herr von Erfft abgereist sei. Kaum brachte sie es über sich, zu fragen, ob er nicht eine Adresse hinterlassen habe. Die Antwort lautete verneinend.

Dann stand sie auf der Straße und überlegte. „Zum Baron de Vriendts," befahl sie dem Kutscher.

Der Domherr Baron de Vriendts wohnte in einem alten palastähnlichen Hause am Residenzplatz. Sie wurde über eine breite, mit roten Teppichen belegte Stiege in einen Saal geführt und übergab dem livrierten Diener ihre Karte. Aus einem entfernten Raum tönte das Spiel einer Orgel. De Vriendts galt für einen großen Liebhaber der Musik, und man erzählte sich, daß eine junge Verwandte bei ihm lebe; manche behaupteten auch, daß es eine Fremde sei, ein elternloses adeliges Mädchen, das eine Virtuosin auf der Orgel war.

In früheren Jahren war de Vriendts häufiger Gast bei Sylvester und Agathe gewesen; jetzt litt er dermaßen am Podagra, daß er nicht mehr sein Zimmer, geschweige denn die Stadt verlassen konnte. Das körperliche Übel hatte auch seiner Umgänglichkeit Abbruch getan; so oft Sylvester in der Stadt gewesen, hatte er gegen Agathe Klagen geführt über die zunehmende Verdüsterung des einst so lebensfrohen Mannes.

Der Lakai kam zurück und sagte, Hochwürden lasse bitten. Sie ging durch ein Zimmer, in welchem Kupferstiche hingen und alte geschriebene Folianten auf schmalen Pulten lagen, und durch ein zweites, in dem sich eine Münzensammlung befand. Dann mußte sie über einen Korridor schreiten, der Diener öffnete die Tür, und eine überheizte Luft schlug ihr entgegen. Bei ihrem Eintritt hörte das Orgelspiel auf, sie vernahm einen raschen, leichten Schritt hinter dem Instrument und sah durch den Spalt einer sich schließenden Tapetentür ein weißes Gewand. Herr de Vriendts lag in einem Polstersessel; seine Füße staken in dicken Verbänden. Auf einem Tischchen vor ihm war ein Schachbrett aufgestellt, und die majestätisch hinrollende Fuge schien ihn nicht daran gehindert zu haben, die Position auf dem Brett zu studieren. Neben ihm in einem Käfig mit versilberten Stäben hockte ein grüner Papagei unbeweglich wie aus Stein; zwischen dem Kamin und der Türe hingen sechs venezianische Marionetten, deren bunte Kleider und wilde Gesichter etwas Gespenstisches hatten. Agathe erschrak bei dem Anblick von de Vriendts. Sein Gesicht war eingefallen und aschfahl; die furchtbare Häßlichkeit der Züge wurde nur durch den Ausdruck des Leidens gemildert. Die Entfleischtheit des Kopfes bot einen schaurigen Gegensatz zu dem dicken und aufgequollenen Körper, aus dem hart und laut ein gepreßter Atem brach. Agathe mußte sich Gewalt antun, um ihr Entsetzen, zu verbergen. De Vriendts lud sie mit einer mühsam liebenswürdigen Bewegung zum Sitzen ein. „Wie jung Sie sind, wie schlank," sagte er mit einer hohlen, gellenden, angestrengten Stimme, und etwas wie Neid war in seinen höchst unruhigen Augen.

Stockend brachte Agathe ihr Anliegen vor und fragte, ob de Vriendts nicht wisse, wohin sich Sylvester gewandt habe. De Vriendts zog die Brauen hinauf und erwiderte, er wisse nichts von Sylvester, der seit vier Tagen nicht mehr bei ihm gewesen sei. Er heftete einen mißtrauischen Blick auf Agathe und fragte ein wenig lebhafter: „Ja, ihr lieben Leute, wart ihr denn nicht glücklich miteinander?"

„Ich war der Meinung, daß wir glücklich seien," antwortete Agathe leise, „aber für das Glück bin ich vielleicht doch nicht mehr jung genug. Mit siebenunddreißig Jahren muß eine Frau verzichten lernen, scheint mir."

De Vriendts legte den Kopf zurück, und mit gleichgültiger Miene schloß er die Augen.

„An wen könnte ich mich nur wenden?" fuhr Agathe ebenso leise fort. „Ich will ja alles hinnehmen, ich will ja warten, aber einen Grund will ich wissen." De Vriendts hob jäh den Kopf und sah böse aus. „Wenn Sie den Weg nicht scheuen und übles Gerede nicht fürchten, dann erkundigen Sie sich doch bei Ursanner," stieß er fast schadenfroh hervor.

„Hat er denn mit Ursanner verkehrt?" fragte Agathe verwundert.

„Nichts natürlicher, als daß einer mit dem Teufel anbindet, wenn er von Gott verlassen ist," versetzte de Vriendts höhnisch.

Agathe versuchte einzulenken. „Sylvester war in früheren Jahren sehr befreundet mit Achim Ursanner," sagte sie schüchtern.

„Das mag ja sein, jeder Verbrecher war einmal unschuldig, Ursanner wahrscheinlich auch. Und damit ich's Ihnen nur offen gestehe: als man mir hinterbrachte, daß Sylvester mit diesem Menschen zusammenkommt, habe ich ihn gebeten, mein Haus zu meiden."

Ein Frösteln lief Agathe über den Rücken.

Sie beschloß, zu Ursanner zu gehen.

Sie schien zu vergessen, wo sie war. Vor den Fenstern lag ein dicker Nebel, der das Zimmer mehr und mehr verdunkelte. Die Schachfiguren verloren ihre Farbe und sahen aus wie eine Schar von Gnomen. Es war ein wunderschönes Elfenbeinspiel; die Türme hatten goldene Fähnchen auf ihren Basteien.

Unten auf der Straße zogen Soldaten mit dumpfem Gleichschritt vorüber. De Vriendts hatte Agathes Schweigen geschont, weil er ihr Zeit geben wollte, sich zu sammeln. Nun, da er seiner Christen- und Priesterpflicht genügt zu haben glaubte, veränderte sich sein Wesen völlig. „Sie leben doch, Frau Agathe, Sie leben," sagte er, und sein Genießermund, der alle Leckerbissen des Daseins gekostet hatte, wölbte sich gierig-schlaff, „ihr Lebenden wißt nicht, was das heißt. Ich, sehen Sie, ich habe nur noch einen Wunsch, ich möchte noch einmal singen hören. Nicht von einem Mann, Männer dürften eigentlich nicht singen. Auch nicht von einer Frau, Frauen sind schon zu erfahren, das himmlische Instrument in ihrer Kehle ist verstimmt. Was ich meine, ist der Gesang vor den Toren des Lebens, der von Sünde und Tod nichts weiß, der die Lust heiligt und das Blut süßer macht. Wenn ich das noch einmal hören kann, will ich meine letzte Flasche Bocksbeutel entkorken, den ältesten, der so jung und sanft wird mit der Zeit, und will ihn schlürfen, bis sich der kleine Rausch in den großen Tod verwandelt hat." Er griff nach einer Zeitung, die neben ihm lag. „Haben Sie von Gabriele Tannhauser gelesen?"

„Von der Sängerin?"

„Schon nennt man sie die Göttliche. Alle Journale sind voll von ihr. Morgen singt sie in Karlsruhe. Ich werde hinfahren, und wenn man mir vorher die Beine amputiert."

Agathe hatte ein seltsames Gefühl von Scham. Der ekstatische, ja fast irre Blick aus den blaßgrünen Augen des Greises ängstigte sie. De Vriendts fuhr mit heiserer Stimme fort: „Haben Sie nie die Erfahrung gemacht, daß man eine Blüte mit anderen Augen ansieht, als mit bloß neugierigen oder bewundernden, wenn man sie noch in der Knospe gesehen hat? Es mag jetzt vier Jahre her sein, im Herbst, da fuhr ich von Rom nach Deutschland und mußte in Augsburg übernachten. Am Abend ging ich durch die Straßen, traurig und verstimmt, da komm' ich ans Theater und lese auf dem Zettel, daß ‚Lucia di Lammermoor' aufgeführt wird. Die Vorstellung hat schon angefangen, ich kaufe mir ein Billett, und mit geringer Erwartung geh' ich hinein. Das Theater ähnelt einem Stall, überall riecht es nach Öllampen, kaum hundert Personen sitzen schläfrig herum, und das Orchester macht einen Lärm, daß mir die Ohren weh tun. Nicht viel anders sieht es auf der Bühne aus, Akteure und Aktricen sind mit schmierigen Lappen bekleidet und singen zum Steinerweichen. Auf einmal erscheint da ein Persönchen und erhebt seine Stimme, und mir ist, als ob Rom ein böser Traum sei und Florenz eine Hölle und Deutschland ein Grab. Mir ist, als juble der süßeste von allen Engeln über die Auferstehung der Toten, mein Herz wird klein und groß, meine Augen füllen sich mit Wasser, die Hände zittern mir, und als der Vorhang fällt, wanke ich hinaus und lese auf dem Zettel: Gabriele Tannhauser. Ich habe sie dann gesehen. Ein jämmerlicher Bursche, den sie Direktor nannten, hat mich hinter die Kulissen geführt. Sie saß auf einem Pappendeckelfelsen und blickte mich mit großen, grauen Augen fremd an. Sie konnte nicht älter als achtzehn Jahre sein. Ich nahm ihre Hand und küßte sie und sagte: Später wer-

den Könige dasselbe tun.' Sie erhob sich, und ihre Augen leuchteten. Es war etwas Erschütterndes in diesem zuversichtlichen und zugleich demütigen Glanz. Ich ging weg wie ein neuer Mensch, und nicht zwei Jahre hat es gedauert, da klang dieser Name aus der Dunkelheit in die beglückte Welt. Nun möchte ich sie noch einmal hören."

Agathe schwieg. Sie wußte nichts zu sagen. Halb war sie erstaunt, halb von ihren quälenden Gedanken abgezogen. Sie stand auf und verabschiedete sich.

⁂

Sie aß bei einer alten Verwandten zu Mittag, schrieb dann mehrere Briefe und bestellte den Wagen, um nach Randersacker zu fahren. Als sie der alten Dame sagte, daß sie zu Ursanner wolle, bekreuzigte sich diese und schüttelte entsetzt den Kopf.

Achim Ursanner war der Sohn eines Flußbaumeisters, eines angesehenen und in seinem Fach tüchtigen Mannes. Seine Mutter war eine Französin gewesen, aber gerade diesem Umstand verdankte er eine fast trotzige Liebe für sein Vaterland, für deutsches Wesen und deutsches Leben. Er hatte die Rechte studiert und, dem Wunsch seines Vaters gehorsam, die Laufbahn eines Staatsbeamten gewählt. Sein Talent, seine Tatkraft wie auch einflußreiche Verbindungen brachten ihn rasch in die Höhe, und mit dreißig Jahren war er bereits Kabinettschef im Ministerium. An dieser Stelle machte er sich zum erstenmal durch ein reformsüchtiges Treiben unliebsam bemerkbar, aber je mehr man diese Eigenschaft bekämpfte, je stärker trat sie hervor. Es erregte Aufsehen, als er nach vielen Bemühungen die Wiederaufnahme eines Prozesses durchsetzte, in dem nach seiner Meinung ein ungerechtes Urteil gefällt worden war; es erregte nicht minder Aufsehen, als er in einer Druckschrift gewisse Mängel der Justiz und der Verwaltung rücksichtslos an den Pranger stellte, und bald begnügte er sich damit nicht mehr, sondern ging dem Schlendrian der Behörden, der Bestechlichkeit der Beamten, dem Servilismus der Hofschranzen, der Verbrüderung der Profitmacher und der Nachlässigkeit in der Führung öffentlicher Geschäfte mit einer solchen Wut und Bitterkeit zuleibe, daß er eines Tages kurzerhand den Abschied erhielt und der König ihm befehlen ließ, die Hauptstadt zu meiden. Seine Frau, eine Münchner Kaufmannstochter, die er ein Jahr zuvor geheiratet und die ihn durch Anmut und leichte Lebensart bezaubert hatte, war bei dieser Nachricht wie aus den Wolken gefallen, denn sie hatte sich um das, was ihn erfüllte und gefährdete, nicht im geringsten bekümmert.

Es hatte begonnen als ein Funken; vielleicht mit einem Ärger, vielleicht mit dem Erstaunen über eine versäumte Handlung der Billigkeit; der Widerstand, den sein männliches Eingreifen erfuhr, hatte ihn erhitzt. Nach und nach mußte er wahrnehmen, daß er einem solchen Widerstand überall dort begegnete, wo er das Unrecht in Recht verwandeln wollte, daß es der Widerstand der Trägen, der Aufruhr der Bequemen war. Jetzt wurde ihm Lebensziel, was vorher nur Wallung gewesen. Sein ganzes Inneres entflammte sich gegen eine zerrüttete, verdorbene, faulende Welt.

Er ging in die Heimat. Seine Frau folgte ihm, mißvergnügt durch die Aussicht auf dauernde ländliche Langeweile und empört durch den erzwungenen Verzicht auf ihre gesellschaftliche Stellung in der großen Stadt. Die Seinen empfingen ihn kalt. Der Vater grämte sich über den Zusammenbruch der Hoffnungen, die er auf den einzigen Sohn gesetzt, zu Tode; die Mutter war verständnislos. Ursanner nahm dies alles hin. Er publizierte eine Rechtfertigung, die eine glühende und beispiellos kühne Anklage gegen die Regierung war. Er nannte sich herausfordernd den Deutschen; die Deutschen, an die er sich wendete, von Mal zu Mal freier, gesammelter, bewußter und beredter, denen er den Wurzelfraß ihres nationalen Haders, ihrer Kleingeisterei, ihrer Verlogenheit und Selbstgenügsamkeit aufdeckte, nannten ihn den Feind. Er war so gefürchtet als gehaßt. Das Brandmal eines Verräters haftete ihm an, in dessen Seele die heißeste Liebe für sein Land und für sein Volk wohnte. Als es gar noch bekannt wurde, daß er mit Ferdinand Lassalle in brieflichen Verkehr stand, dem Erzketzer und Demagogen, verließen ihn selbst die wenigen, die bis dahin wenn auch nicht

zu seiner Sache, so doch zu seiner Person gehalten hatten. Damals hatte sich auch Sylvester von ihm zurückgezogen — gezwungenermaßen, um nicht selbst von seinen Freunden gemieden zu werden.

Aber es war Achim Ursanner vom Schicksal nicht bestimmt, auf dem geraden und zweifellosen Wege des geistigen Kampfes zu bleiben. Die Umstände rissen ihn ins Kleine und Gemeine und verzehrten dort seine Kraft. Ein Jahr nach dem Tod des Vaters starb auch die Mutter. Bei der Testamentseröffnung stellte sich heraus, daß sie einen Teil des Grundbesitzes, einen Weinberg und mehrere Äcker, dem nahegelegenen Karmeliterkloster vermacht hatte. Achim Ursanner bestritt die Gültigkeit dieser Schenkung und strengte einen Prozeß gegen das Kloster an. Sein Einspruch wurde zurückgewiesen; er appellierte; er brachte Zeugnisse bei, die klärlich bewiesen, daß seine Mutter in ihren letzten Lebenstagen in getrübter Geistesverfassung gewesen. Der Prozeß lief von Instanz zu Instanz und kostete Geld über Geld. Indessen hatte sich Jakobe, seine Frau, innerlich von ihm abgekehrt. Als er eines Tages von der Stadt zurückkehrte, war sie mit den beiden Kindern verschwunden. Er liebte die Kinder bis zur Vergötterung, und von der Stunde ab war sein einziges Bestreben, wieder in ihren Besitz zu gelangen. Er verwandte darauf seine ganze Umsicht und Energie, alle Erfindungsgabe und allen Mut. Die Spuren der Flüchtigen zogen ihn nach den verschiedensten Gegenden des Landes, ja bis nach Tirol und Verona. Diese Reisen, das Aufgebot von Helfern und die Besoldung der Advokaten verschlangen nahezu sein ganzes Vermögen, und obgleich der Kampf, sein Herz zermalmte, erlahmte der Wille nicht. Nach dreizehn monatlichen Fahrten entdeckte er Jakobes Aufenthalt. Sie befand sich in einem Dorf in der Nähe von Nancy, in der Wohnung einer Generalswitwe, und von dort fuhr sie bisweilen nach Paris, um sich zu zerstreuen. Nachdem Achim das Versteck gefunden, traf er alle Vorbereitungen, um die Kinder zu rauben, und als Jakobe wieder einmal von ihnen wegfuhr, wartete er den späten Abend ab, stieg durch ein Fenster in das Haus, nahm die schlafenden Kinder, von denen das eine sieben, das andere sechs Jahre alt war, aus den Betten und entfloh mit ihnen, ohne daß er gesehen wurde. Zwei Tage darauf befand er sich mit den beiden Kindern wohlbehalten in Randersacker.

Aber jetzt erst erhob sich die wahre Hölle gegen ihn. Jakobe rief die Gerichte an. Er konnte erhärten, daß ihn sein Weib ohne Rechtsgrund verlassen, daß sie ihm die Kinder böswillig genommen und daß er in erlaubter Notwehr gehandelt, als er sich wieder in ihren Besitz gesetzt hatte. Neue Prozesse kamen in Gang. Das Schlimmste war, daß die Bevölkerung gegen ihn aufgehetzt wurde. Er konnte kaum mehr wagen, auf die Straße zu gehen. Die Fülle der Verleumdungen, der Beleidigungen und des niedrigsten Unflats machte ihn krank vor Ekel. Sein Haus glich einer Festung. Er mußte von weit her und gegen hohes Entgelt Leute kommen lassen, die ihm dienten und seine Kinder beschützten. Er mußte täglich und stündlich gewappnet sein gegen den Andrang einer verrohten und mißleiteten Welt.

So standen die Dinge um Achim Ursanner, als Agathe sich anschickte, ihn zu besuchen.

⌘ ⌘ ⌘

Das Haus lag auf einem Hügel, und ein Schlangenweg führte hinauf. Agathe ließ den Wagen unten halten. Es fiel ihr auf, daß zwei junge Burschen am Tor oben standen und ein Pfeifensignal gaben, als sie den Weg hinanschritt. Jetzt erschien Ursanner selbst, warf einen spähenden Blick auf Agathe und kam langsam hügelabwärts. Erst als er vor ihr stand, erkannte er sie und bot ihr zum Gruß die Hand.

Er war ein ziemlich kleiner Mann von gedrungenem Körperbau, kurzhalsig und breitbrüstig; das Gesicht war von einem rötlichbraunen Bart umrahmt, und er trug eine Brille mit dicken Hohlgläsern, hinter denen die Augen bisweilen rasch und erregt aufblitzten. Seine Züge hatten einen träumerischen Ausdruck, und der Mund war von fast frauenhafter Weichheit.

„Was führt Sie zu mir, gnädige Frau?“ fragte er mit tiefer, verwunderter Stimme, während er an Agathes Seite umkehrte. Agathe schüttelte den Kopf, wie

wenn ihr die Antwort nicht leicht fiele. Als sie in den Hof getreten waren, schlossen die beiden Wächter das Tor zu. Drei riesige Doggen sprangen herbei und umschnupperten Agathe mißtrauisch. Das Innere des Hauses zeigte Spuren der Vernachlässigung, die dem Auge einer Frau nicht entgehen konnten. Von den Wänden war an vielen Stellen der Mörtel abgefallen, Diele und Treppen waren seit langem nicht gescheuert, und die Türklinken waren rostblind. Ursanner schien die Gedanken Agathes zu erraten; sein resigniertes Lächeln wollte sagen: ein Kranker putzt sich nicht. Er geleitete Agathe in ein großes, niedriges Zimmer zu ebener Erde, zündete, da es schon dunkel wurde, die Hängelampe an und schaute nun seiner Besucherin ruhig forschend ins Gesicht. In seiner Haltung war etwas von einem Läufer, der stille steht und sich besinnt, etwas, wovon Agathe ahnungsvoll ergriffen wurde, so daß ihr plötzlich der Grund ihres Hierseins unwichtig vorkam und sie nur mit Überwindung die Frage nach Sylvester über die Lippen brachte. Sie blickte zaghaft zu Ursanner empor. Da er stumm blieb, fühlte sie das Unzulängliche der bloßen Frage und fügte in mattem Ton eine Erklärung ihrer seltsamen Situation hinzu.

„Ich weiß nichts von ihm," antwortete Achim Ursanner, genau wie de Vriendts geantwortet hatte. Dann fuhr er fort: „Wir trafen uns eines Tages in der Stadt, als ich ins Pfandhaus ging. Anfangs war er verlegen, aber dann begleitete er mich bis hier heraus. Ich mußte ihm von meinen Umständen berichten, und er hörte mir geduldig zu. Er bot mir Geld an, aber ich schlug es aus. Ein Mann, der Weib und Kind hat, darf keinem andern Mann Geld borgen. Er sagte mir, daß er reisen wolle, und ich beglückwünschte ihn dazu. Und als er fortging, versprach er, mir zu schreiben. Er hat mir wohlgetan, es waren ein paar menschliche Stunden, wir haben uns sogar geduzt wie in der Zeit, als wir beim Regiment standen."

„Er wollte Ihnen also schreiben?" unterbrach Agathe den hastig Redenden.

„Ja, er wollte schreiben. Sein Händedruck, als wir schieden, hatte auch etwas Bindendes, und das war nicht der Fall, als wir uns vor Jahren zum letztenmal die Hand reichten. Er hatte vielleicht eingesehen, daß er treulos gewesen, gerade er, mit dessen Namen ich den Himmel gegrüßt hätte. Aber was soll mir Reue? Ich hab' ihn ja noch immer gern, doch ein Freund, der vor mir steht und bereuen muß, läßt mein Herz nicht froh werden."

‚Wie verändert er ist,' dachte Agathe; Achim Ursanner war ihr noch gegenwärtig als eine Gestalt von eigentümlicher Helligkeit, die Wärme mitteilte und Offenheit natürlich machte, als ein Mann, dessen ordnender Verstand jedem Gespräch einen erquickenden Fluß verlieh und dessen Humor und stille Überlegenheit jeden Gegenstand adelte, den sein Wort berührte. So hatte sie ihn vor acht oder neun Jahren gesehen, als Sylvester den Jugendgefährten in sein Haus geführt; jetzt aber schnürte sich in seiner Nähe ihre Brust zusammen, und die ganze Atmosphäre des Hauses erdrückte sie, so daß sie hätte seufzen mögen. Sie beugte sich weit vor, stützte beide Ellenbogen auf die Knie, legte die Wangen zwischen beide Hände, und mit ernsten Augen, zwangvoll und furchtsam zugleich, bat sie ihn, er möge ihr erzählen, was sich in seinem Leben ereignet hatte. Denn obwohl sie vom Hörensagen mancherlei wußte, verlangte sie jetzt doch nach anderm Aufschluß, und sie schämte sich, daß sie nur kannte, was die betrügerische Fama verbreitet hatte.

Er willfahrte ihr. Er erzählte. Er ging im Zimmer auf und ab, und es war, als spreche er zu den Wänden. Seine Sätze waren kurz, scharf, schneidend. Jeder einzelne enthielt eine Tatsache und nichts weiter. Es war aufregend, ihn zu hören.

„Nun ist es soweit gekommen, daß Bäcker und Krämer mir nichts mehr verkaufen wollen," schloß er seinen Bericht: „Leute, denen ich einst geholfen habe, spucken aus, wenn sie mich sehen. Kinder und Weiber laufen vor mir davon. Heute habe ich sieben Drohbriefe erhalten, anonym natürlich. Die Bauern werfen mir Steine auf die Äcker und wollen meine Hunde mit vergiftetem Fleisch umbringen. Wer mich nur grüßt, der ist schon verfemt, und es war kein kleines Wagnis von Sylvester, zu mir zu kommen. Sie, Frau Agathe, scheinen nicht recht gewußt zu haben, was

Sie taten. Ich bin vogelfrei. Wer mich besudelt, verdient sich einen Gotteslohn. Nun, es wird sich ja zeigen, wieweit die menschliche Niedertracht zu gehen vermag; es ist eine wahre Begierde in mir, ihre Grenzen kennen zu lernen."

Agathe hatte allmählich die Augen gesenkt und blickte wortlos zur Erde. Hie und da lief ein Frösteln über ihre Glieder, und es kam ihr vor, als hätte sie bis zu dieser Stunde nicht geahnt, in was für einer Welt sie lebte. Ihr ward es dunkel im Gemüt, und so beredt auch ihr Schweigen für Ursanner war, sie selbst nahm es für einen Beweis von Schwäche, ja von Mitschuld. Sie legte die Hand über die Augen. Achim setzte seine Wanderung durch das Zimmer unermüdlich fort. An den Fenstern trug jemand eine Pechfackel vorüber, und die Flamme war wie ein Band gebogen.

„Wollen Sie mich nicht zu Ihren Kindern führen?" ließ sich Agathe endlich vernehmen. Ursanner nickte. Sie folgte ihm durch den Korridor über den Flur in den ersten Stock. Er öffnete eine Türe, und sie blieb auf der Schwelle stehen. Die zwei blondlockigen Knaben saßen auf der Erde und blickten in ein Bilderbuch. In der Ecke zwischen Ofen und Wand hockte ein alter Knecht mit der Tonpfeife im Mund und schlief. Die Kinder waren blaß und einander ähnlich wie Zwillinge. Sie bewegten kaum die Köpfe, als die Tür aufging, sie schauten nur schief zum Vater und zu der fremden Frau hinüber. Agathe trat zu ihnen, bückte sich und redete zärtlich auf sie ein. Doch sie schwiegen trotzig, und auf den Lippen des älteren Knaben zeigte sich ein sonderbar lauerndes Lächeln. Ratlos sah Agathe Achim Ursanner an, und sie bemerkte, daß seine Züge sich verfinstert hatten und daß sein Mund zuckte. Sie erhob sich. „Ich muß jetzt gehen," sagte sie, „ich möchte am Abend zu Hause sein. Werden Sie mir Nachricht geben, wenn Ihnen Sylvester schreibt?"

„Das werde ich, Frau Agathe, das werde ich unbedingt," versicherte Ursanner in seinem treuherzigen Ton. „Und wenn Sie erlauben, will ich auch Ihren Besuch erwidern, sobald ich aufatmen kann," fügte er hinzu. „Mir ist, als müßte ich Ihnen danken, und vielleicht darf ich's, denn sind Sie auch nicht meinetwegen gekommen, so weiß ich doch, daß Sie ein zweitesmal meinetwegen kommen würden. Stimmt es?"

„Es stimmt," anwortete Agathe, und sie selbst fühlte etwas wie Dankbarkeit. Er begleitete sie hinunter zum Wagen; die drei großen Hunde standen um ihn her, und ihre Augen glühten aus der Dunkelheit. „Was raten Sie mir zu tun?" fragte Agathe, während ihre Hand schon den Griff der Wagentüre gefaßt hatte.

„Wenn ich mir den Eindruck zurückrufe, den Sylvester auf mich machte, so muß ich sagen, er ist auf keiner guten Bahn," entgegnete Ursanner. „Es ist am besten, wenn Sie ganz stille bleiben. Seien Sie großmütig. Es gibt im Leben jedes Mannes eine Zeit, wo er Gott verliert, und wenn er da einen Menschen hat, der ihn liebt, was ist natürlicher, als daß der ein wenig Gottes Rolle übernimmt? Ich hätte nicht gedacht, daß zwischen euch beiden solche Dinge passieren könnten, aber eine Ehe ist für den Dritten so ziemlich das Geheimnisvollste auf der Welt. Und Mann und Weib, was wissen sie voneinander? Die Nähe macht grausam, die Ferne blind, Gefühle sind vergeßlich, Worte Luft. Und trotzdem, glauben Sie mir, wird mit einem Wort oft viel erreicht. Manchmal, wenn ich so zwei Leutchen zanken hörte, war ich versucht, ihnen zuzurufen: Kinder, warum sagt ihr euch denn nicht das richtige, gute Wort? Es ist sehr viel Freiwilligkeit in dem Bösen, das Eheleute einander zufügen, und jede Liebestat will sich rächen durch eine Hassestat. Seien Sie großmütig."

Mit fast ungestümer Bewegung streckte Agathe dem Freunde die Hand hin, und er preßte sie fest in der seinen. Dann stieg sie ein, und die Pferde zogen an.

Agathes Herz war schwer. Sie konnte die zwei Kinder nicht vergessen, das sonderbar lauernde Lächeln des einen Knaben, den schlafenden Knecht hinterm Ofen und Achim Ursanners zuckenden Mund. Es lag für sie eine Unheilsverkündigung in dem Bild, und ihr dünkte, sie sei mit dem nahenden Unheil verkettet.

War dies die Ursache, daß sie sich entschlossener als bisher in ihre Lage fand? War es die Vergleichung der Schicksale, die sie geduldiger stimmte, ernster, gesam-

melter? Sie wandte ihre ganze Aufmerksamkeit der Wirtschaft zu, überwachte die Lieferung des Holzes und der Viktualien, die Pflege der Tiere in den Ställen und rechnete jeden Samstag mit dem Inspektor ab. Ihr Einblick wurde tiefer, ihre Kenntnis der Verhältnisse gründlicher, und im Umgang mit den angestellten Leuten zeigte sie sich durchaus fähig zu regieren. Aber ihr war, als ob sie Fleiß und Mühe ans Bodenlose verschwende, als sie eines Tages von dem Würzburger Bankier abermals eine Bescheinigung darüber erhielt, daß an Herrn von Erfft nach Paris dreitausend Taler geschickt worden seien.

So wußte sie also wenigstens, wo er war.

Bisweilen kam die Inspektorin mit ihrer Geige, Agathe setzte sich ans Klavier, und sie spielten eine Mozartsche Sonate. Bisweilen las sie, doch selten mit Anteil. In manchen Stunden war Schwermut unabweisbar, und wenn man nach innen weinen kann, sie spürte solche Tränen; dann floh sie den Anblick aller Menschen, stieg in das Turmzimmer über dem Hause und schaute regungslos in die winterliche Landschaft, bis es Abend wurde.

Einmal erspähte Silvia, wohin die Mutter ging, und folgte ihr. Das kluge Kind stand lange vor der Türe und wagte nicht, sie zu öffnen; schließlich setzte es sich nieder, und seine schönen Augen füllten sich mit Traurigkeit. Es war kalt da oben, der Wind heulte im Sparrenwerk, und wenn der Schnee über die Ziegel rutschte, klang es, als ob Geisterfüße über das Dach trippelten. Es wurde dämmerig, und Silvia schien es, daß sie ganz allein auf der Welt sei. Sie lehnte den Kopf an einen schrägen Balken und gedachte ihres Vaters. Sie malte sich aus, wie er unter vielen Menschen herumirrte und wie er den Weg nach Hause nicht mehr finden konnte, weil überall der Schnee zu hoch war. Da knarrte die Tür, und Agathe, den Pelzmantel um die Schultern, trat heraus. Sie erblickte das Kind, erschrak und kniete nieder. Silvia umhalste die Mutter, ohne zu sprechen; Agathe bedeckte die Frierende mit ihrem Mantel, und trug sie hinab. Am Kamin in der Bibliothek setzte sie das Kind auf ihren Schoß und erzählte ihm das Märchen vom Wacholderbaum.

„. . . und als ein Monat vorbei war, da war der Schnee vergangen, und zwei Monat, da war es grün, und drei Monat, da kamen die Blumen aus der Erde, und vier Monat, da drängten sich alle Bäume in dem Holze, und die grünen Zweige waren alle ineinander gewachsen. Dort sangen die Vöglein, daß das ganze Holz erschallte, und die Blüten fielen von den Bäumen. Da war der fünfte Monat vorbei, und die Frau stand wieder unter dem Wacholderbaum, dort sprang ihr das Herz vor Freude, und sie fiel auf die Knie. Und als der sechste Monat vorbei war, da wurden die Früchte dick und stark, und sie wurde ganz still, und im siebenten Monat, da griff sie nach den Beeren und aß sich satt und wurde traurig und krank. Der achte Monat ging hin, und sie rief ihren Mann und weinte und sagte: ‚Wenn ich sterbe, begrabt mich unter dem Wacholderbaum.‘ Da war sie getrost, und im neunten Monat kriegte sie ein Kind so weiß wie Schnee und so rot wie Blut, und als sie das sah, freute sie sich so, daß sie starb.“

Silvia schaute drein wie eine Frau, und Agathe fuhr in ihrer Erzählung fort. —

Am andern Tag kam ein reitender Bote von Achim Ursanner. Sylvester hätte aus Paris geschrieben. „Ich will Ihnen die Epistel nicht schicken,“ schrieb Ursanner, „wozu auch? Er versteckt ja nur sein Gesicht. Er berichtet von der Schönheit einer Tänzerin, und daß der Marquis de Luzon aus Indien zwei Tiger mitgebracht hat, daß einer gewissen Kreolin ganz Paris zu Füßen liegt, und daß man beim spanischen Gesandten auserlesene Weine trinkt; er schwärmt von der Juwelensammlung des Herzogs von Praslin; von dem Bild eines berühmt gewordenen jungen Malers, von einer Bootsfahrt in Passy, von lustiger Gesellschaft auf dem Montmartre. Genug an dem, es ist Schaum. Mancher setzt sich einen bunten Kranz aufs Haupt, wenn ihn das schlechte Gewissen nicht schlafen läßt. Ich denke viel an Sie, aber ich kann nicht kommen, damit ist alles gesagt. Leben Sie wohl. A. U.“

‚Es ist alles aus,‘ dachte Agathe, und sie spürte, wie es in ihrem Herzen dunkel und öde wurde, während sie langsam in den Flur ging, um den Boten zu entlohnen.

(Fortsetzung folgt.)

Bildnis der Frau Friedel Str.

Gemälde von Ph. A. von László

Philipp A. von László
Von Prof. Otto Frhr. von Schleinitz-London

Wenn man schon außergewöhnlich gern ein Wiedersehen mit älteren Werken Lászlós, des bedeutendsten Porträtisten unserer Zeit, feiert, um wieviel mehr Freude wird es bereiten, sein vollendetes, für die Uffizien in Florenz bestimmtes und hier wiedergegebenes Selbstbildnis kennen zu lernen! Es ist nicht nur ähnlich und charakteristisch, sondern auch ein wirkliches Kunstwerk.

In welcher Weise es dem durch hohe Anlagen ausgezeichneten, von ernstem und aufrichtigem Streben geleiteten Künstler erleichtert wurde, zur unbestrittenen Meisterschaft zu gelangen, das spricht er selbst und wiederholt ohne Rückhalt aus. Vor allem erinnert er sich in steter Dankbarkeit der Familie Hohenlohe und besonders eines mehrmonatigen Aufenthaltes in Schloß Rauden bei dem Herzog von Ratibor. Bereits in Budapest lernte der Künstler den Prinzen Max von Ratibor, den Neffen des Reichskanzlers Hohenlohe und jetzigen Botschafter in Madrid, kennen, der damals deutscher Generalkonsul in der ungarischen Hauptstadt war. Unter Lászlós Bildnissen dieser Familie zeichnet sich namentlich das des Prinzen Max, sowie ein Porträt seiner Gemahlin, geborenen Gräfin d'Orsay, aus, beides Werke aus dem Jahre 1897. Gesicht und Haltung der Prinzessin Max Ratibor lassen den geistvollen, vornehmen, aristokratischen, französischen Typus vorzüglich erkennen. Dem Prinzen hatte es der Maler vornehmlich zu verdanken, daß im Jahre 1897 die erste Sonderausstellung seiner Werke in Berlin bei Schulte und in München stattfinden konnte. Ferner erzählt der Meister stolzerfüllt von der ihm zuteil gewordenen Ehre der durch den Prinzen Max von Ratibor bewirkten Vorstellung bei Kaiser Wilhelm im Reichskanzlerpalais. Hier wurde zuerst das von László angefertigte Bildnis des Reichskanzlers Fürsten Hohenlohe von Kaiser Wilhelm und einer geladenen Gesellschaft besichtigt, bevor es zur Ausstellung nach dem Pariser Salon gesandt werden sollte. Es ist ein Meisterwerk, dem ein besonderer Platz unter den Arbeiten des Künstlers anzuweisen ist und das zum Nachdenken auffordert. Damals besaß der Fürst noch seine aufrechte und befehlende Haltung, sowie einen scharf beredten Blick. In einem zweiten Porträt wurde Fürst Hohenlohe in einfachem, schwarzem Hausanzuge abgebildet. Hier in diesem Werke sind die Gesichtszüge und der Kopf noch plastischer modelliert und feiner ausgemalt, sowie die gesamte Charakterzeichnung außerdem vertiefter gehalten. In beiden Gemälden erkennt man Lenbachs Geschlossenheit, die jedoch durch den ungarischen Meister mit

Selbstbildnis von Ph. A. von László in den Uffizien

größerer, innerer Freiheit der Bewegung belebt erscheint.

Mit der Wende des XIX. zum XX. Jahrhundert begann auch für László eine neue Epoche. Seine Kunst ist nicht mehr an ein bestimmtes Fleckchen Erde gebunden. Sein Ruhm ist weit hinausgetragen in alle Welt, und der Vielbegehrte vermag kaum den an ihn gestellten Anforderungen zu genügen. So entstehen im Jahre 1898 unter anderen die Porträts der Prinzessin Sabine von Carolath-Beuthen, der Baronin Reischach, des Großherzogs Karl Alexander von Weimar und das Bildnis der Gräfin Csekonitz im Elisabeth-Kostüm, für das László in der ungarischen Ausstellung die große goldene Staatsmedaille erhielt. Alle diese Werke sind beseelt von dem gleichen Gedanken, den der Meister in einem an mich gerichteten Brief wie folgt ausdrückt: „Das Porträt

Gräfin Jeanne de Castellane
Gemalt im Jahre 1905

Prinzessin von Ratibor. Gemälde aus dem Jahre 1897

soll nicht nur ähnlich oder dekorativ sein, sondern wie jede hohe Kunst veredelnd wirken. Mein Schaffen soll mit Liebe für die Menschheit und Natur erfüllt sein. Nur wenn wir das wahrhaft Höchste auf uns einwirken lassen, vermag tatsächlich Kunst zu entstehen!"

Auch das Jahr 1899 gestaltete sich für László zu einem ungemein erfolgreichen; ließen sich doch in diesem Jahre folgende Persönlichkeiten vom ihm malen: die Kaiserin, die Prinzessin Viktoria Luise, der Erbprinz von Meiningen, die Erbprinzessin Charlotte von Meiningen, der Herzog von Ratibor, Gräfin Brockdorff, Fürst Chlodwig Hohenlohe, die Gräfin Trautmannsdorff, Frau von Romberg

Theodor Roosevelt

Gemälde von Ph. A. von László aus dem Jahre 1908

und endlich der Graf Jean de Castellane in französischer Kürassieruniform, ein scharfgeschnittener, martialischer Kopf. Das auf S. 18 abgebildete, jedoch erst im Jahre 1905 angefertigte Porträt seiner Gattin, der Gräfin Jeanne de Castellane, geborenen Prinzessin Talleyrand de Périgord, weist alle Merkmale eines Kunstwerkes ersten Ranges auf. Die Dame, gleichfalls ein echt aristokratischer französischer Typus, mit schönem, stolz blickendem Antlitz über dem schlanken Halse und den prachtvollen, leuchtenden Schultern, wurde in ausgeschnittenem, rotsamtnem Kleide dargestellt. Nicht nur zeitlich, sondern auch in ihrer inneren Ideenverbindung, gehören die drei oben genannten Porträts der Kaiserin, der Prinzessin Viktoria Luise und der Oberhofmeisterin Gräfin Brockdorff, zusammen. Jedes bildet in seiner Art ein Meisterwerk. Das der Kaiserin zeigt in unübertrefflicher Natürlichkeit die gütigen Herzenseigenschaften der hohen Frau, ihre innere, sichere Harmonie, ihr sonnenhell gestimmtes Gemüt, und wir freuen uns ihres leisen Lächelns, das so nur Lászlós Kunst auf ein Gesicht zu zaubern versteht.

Ein Strahl von Fröhlichkeit dringt aus den Augen ihrer Tochter, der Prinzessin Viktoria Luise, die der Meister in geschmackvollem Gewand darstellte. László besitzt die außerordentliche Fähigkeit, das Sympathische und Liebenswerte hervorzuheben und reine Freude durch seine Werke empfinden zu lassen, ohne daß er irgend eine Absichtlichkeit hierbei zeigt.

Ganz andere Züge trägt die nachdenklich, ernst, prüfend und abwägend blickende Gräfin Brockdorff, die Oberhofmeisterin der Kaiserin, zur Schau. Sowohl das eigenartig anziehende Gesicht, als auch die Figur sind vorzüglich gelungen; in dem Porträt waltet eine durch die Haartracht hervorgerufene gewisse Strenge vor. Von den weiter oben angeführten Fürstlichkeiten, die der Künstler in demselben Jahre porträtierte, sind besonders der Erbprinz von Meiningen und seine Gemahlin, die Prinzessin Charlotte, eine Schwester des Kaisers, hervorzuheben. Seinen Hauptakzent legte der Künstler in diesen beiden sicher gezeichneten, in charaktervollem Stil entworfenen und fein abgetönten Bildnissen auf die getreue Wiedergabe des Kopfes, während die übrigen Partien mehr angedeutet als durchgeführt erscheinen. Auch

Prinzessin Andreas von Griechenland. Gemälde aus dem Jahre 1907

Frau May Willink

Gemälde von Ph. A. von László

Lady Viktoria Bentinck. Gemalt 1911

in diesen Werken offenbart sich das hohe Talent des Meisters, das Wesentliche und Charakteristische einer Persönlichkeit so schlagend und überzeugend zu erfassen, daß an der Wahrhaftigkeit seiner Darstellung auch nicht der geringste Zweifel aufkommt. Das Porträt des Herzogs von Ratibor zeigt die besten in Velazquez' Meisterwerken erkennbaren Eigenschaften, in einem unserer heutigen Epoche angepaßten, leicht modifizierten Stil. Bei streng objektiver Nachahmung der Natur zeigt der Künstler hier geistreiche und individuelle Auffassung, einen Realismus, mit dem Idealität gleichberechtigt Hand in Hand geht. Eins der charaktervollsten Gruppenbilder des Künstlers ist das der schönen Gräfin Karl Schönborn-Buchheim mit ihrem Töchterchen zusammen. Wir erblicken die Gräfin in reicher, gefälliger und äußerst geschmackvoll entworfener Abendtoilette. László malt in der Regel die porträtierten Damen in der jedesmaligen, gerade geltenden Modetoilette. Aber er besitzt die Kunst, diese Mode derart diskret als Nebensächliches auftreten zu lassen, daß wir keinesfalls von der Hauptsache, der dargestellten Person, abgelenkt werden. Der Meister verkennt niemals den hohen dekorativen Wert einer schönen, glanzvollen Toilette, allein er benutzt sie nur als ein willkommenes Hilfsmittel. Es wird interessieren, Äußerungen von László selbst hierüber zu vernehmen. In einem Briefe aus St. Blasien an die Redaktion der Monatshefte heißt es nämlich: „Hochverehrter Herr! In Ihrem letzten geehrten Schreiben befragen Sie mich über meine persönliche Ansicht von der Bildnismalerei ... Gewiß soll das Porträt nicht nur dekorativ wirken, sondern malerisch, im edelsten Sinne für Geist und Auge ein angenehmer, schöner Anblick sein. Die Bekleidung, welche ganz besonders im weiblichen Porträt von hoher Bedeutung ist, soll in Form wie in Farbe zwar der Individualität entsprechen, indessen harmonisch der Gesamtauffassung untergeordnet werden. Wie geistreich verstand Sir Joshua Reynolds dies in dem Porträt der Georgina, Herzogin von Devonshire, auszuführen. Was uns hier unbewußt fesselt im Porträt, ist das Geistige, gleich dem Duft der Rose." Aber auch für die Herstellung des männlichen Bildnisses entwickelt der Künstler die für ihn geltenden

Fürstin Pauline Metternich-Sandor
Gemalt im Jahre 1906

Grundsätze: „Niemals werde ich den großen, malerischen Eindruck vergessen, als ich Papst Leo XIII. auf seinem Thron, weiß in weiß, sah. Als ich die tiefen, geistreichen Augen, die würdige Erscheinung erblickte, da konnte und wollte ich nur diese wundersam menschliche, vergeistigte Erscheinung, ohne allen äußerlichen Prunk und Glanz wiedergeben!“ Ganz im Stil der hier ausgedrückten Prinzipien wurde das charakteristische, ebenfalls 1906 entstandene Bildnis der Fürstin Pauline Metternich gehalten. Ihr Gatte, Fürst Richard Metternich, bekleidete 1859 das Amt des österreichisch-ungarischen Botschafters in Paris.

Die geistreiche Fürstin Pauline gehörte zu den vertrauten Freundinnen der Kaiserin Eugenie und zu den wenigen, die das Genie Wagners zuerst erkannten und ihn in Schutz nahmen, als selbst die bedeutendsten Fachautoritäten nur ein mitleidiges Achselzucken für den großen Tondichter besaßen.

Unter den 1907 vollendeten zahlreichen Werken sollen vor allem zwei wundervolle Damenbildnisse hervorgehoben werden: das der Prinzessin Luise von Battenberg mit fein distinguiertem Gesicht und das der schönen Prinzessin Andreas von Griechenland. Letztere wurde in sitzender Stellung und sehr gelungener Komposition der Toilette auf landschaftlichem Hintergrunde abgebildet. Jedes dieser Gemälde ist als ein Meisterstück seiner Art anzusehen. Die beiden Schwestern sind die Töchter des Admirals Prinzen Louis von Battenberg, den der Künstler übrigens auch in einem hochbedeutenden Bilde porträtierte (1909), und der Prinzessin Viktoria, Schwester des Großherzogs von Hessen. Auch das hessische Großherzogspaar hat László 1907 gemalt, den Großherzog mit dem ihm eigenen Ausdruck sympathischer, männlicher Kraft, offenen, freien und wohlwollenden Blicks; seine Gemahlin, eine wahrhaft vornehme Erscheinung, in duftig-eleganter Abend-

Gräfin Schönborn und Tochter. Gemälde aus dem Jahre 1906

toilette, ein Diadem auf dem Haupte. Zu derselben Zeit entstand in Darmstadt ein zweites Porträt des Großherzogs Ernst Ludwig, aber im Zivilanzuge. Endlich muß aus dieser Schaffensperiode des Meisters das Porträt einer außerordentlich schönen Dame, der Frau Richard Schöller, Gattin des bekannten rheinischen Großindustriellen, ganz besonders namhaft gemacht werden.

In den männlichen Bildnissen des Künstlers liegen vor allem Kraft und Tiefe; in den weiblichen: Schick, Eleganz, Anmut, ungewollt Gewinnendes und Liebenswertes, kurzum alles das, was die Franzosen am treffendsten mit Charme bezeichnen. Ungleich vielen französischen Künstlern, wird uns aber László niemals dadurch bestechen wollen, daß in seinen Porträts eine reizvolle, formale Schönheit das Geistige überwiegt oder gar unterdrückt. Ja, bei Anschauung seiner Werke erkennen wir keinen Wettstreit jener beiden Eigenschaften, sondern ihre glücklichste, einheitliche Verschmelzung zu einem unteilbaren Ganzen. Das sinnliche in seinen Frauengestalten ist stets auf das berechtigte Maß beschränkt; niemals wird es kokett hervorgucken, raffiniert oder gar bis zur Perversität gesteigert auftreten.

Prinzessin Viktoria Luise von Preußen. Gemalt 1909

Frau Richard Schöller. Gemalt 1907

László fühlt dann starke Sympathien für eine Persönlichkeit, wenn diese ihm durch ihr Ich in irgend einer besonderen Weise die Grundlage bietet, schöpferisch in seiner Kunst wirken zu können. Vereinigt sich bei einer Frau hiermit außerdem noch physische Schönheit, so sind wir sicher, von des Künstlers Hand ein Meisterwerk entstehen zu sehen!

Eine wichtige Rolle im Leben des Künstlers spielt der Geheime Kommerzienrat Preetorius in Mainz.

Nach Beendigung der ungarischen Milleniumsausstellung von 1896 in Budapest, infolge deren László für die fürstlich

bulgarischen Bildnisse ganz besonders ausgezeichnet wurde, bewog Preetorius den Meister, in Frankfurt a. M. auszustellen. Hier erhielt er durch die Verwendung seines Mäzens Aufträge von den Familien de Ridder, Beit, Mumm von Schwarzenstein und Grunelius.

Auch das vorzügliche Bild der Tochter des Geheimen Kommerzienrates Preetorius, das der Leser zwischen S. 16 u. 17 findet, entstand in dieser fruchtbaren und glücklichen Frankfurter Schaffenszeit.

Das Jahr 1910 bildete in gewisser Beziehung einen Höhepunkt in dem Schaffen des Künstlers, da er damals in Madrid die Prachtbildnisse des Königs von Spanien und mehrerer Mitglieder der königlichen Familie vollendete. Diese Kunstwerke fanden einen derartigen Beifall, daß ihrem Schöpfer das Kommandeurkreuz des Ordens von Isabella der Katholischen verliehen wurde. Gerade in bezug auf die Porträts der königlichen Familie in Spanien scheint es angezeigt, aus dem an die Redaktion gerichteten Brief Lászlós noch ein paar Zeilen mitzuteilen. Der Meister spricht nämlich seine Meinung dahin aus, daß jeder Porträtist vollständig vorurteilsfrei an das zu malende Modell herantreten müsse. László sagt: „Ist das Wesentliche, das Geistige im Porträt geglückt, so wird dasselbe wie aus dem Gemälde des großen Velasquez ‚Philipp IV., König von Spanien‘ durch Jahrhunderte zu uns sprechen. Wie hat der Meister alles Äußere in diesem Bildnisse untergeordnet, um ganz den Geist des Königs verstehen zu können. Ich bin sicher, das größte Werk des Velasquez, die Meñinas im Prado, war eine momentane Inspiration. Daher wirkt es wie selbstverständlich auf uns!“

Von den im Jahre 1911 hergestellten Bildnissen gelangen hier zwei der reizvollsten zur Reproduktion: das von Lady Viktoria Bentinck, der einzigen Tochter des Herzogs von Portland und der Baronin von Bayens, einer sehr hübschen, eleganten, pikanten und zugleich den graziösen Schelm im Gesicht verratenden französischen Dame. Endlich sei noch das entzückende Bildnis von Lászlós Söhnchen Paul erwähnt; der kleine Kerl ist als Bacchus mit Efeukranz im Haar und in beiden Händen eine große Weintraube haltend dargestellt. Wie in allen Kinderporträts ist der Meister auch in diesem unübertrefflich.

Der Name László wird — das können wir schon heute getrost behaupten — nicht nur in den Annalen seines engeren Vaterlandes, sondern auch in denen der großen allgemeinen Kunstgeschichte mit goldenen Buchstaben verzeichnet werden. In immer neuem, unerschöpflichem Reichtum der Formen und der inneren geistigen Auffassung entstehen in schneller Folge Werke, die unser Interesse im höchsten Maße fesseln müssen.

König Alfons von Spanien. Studie aus 1910

Lord Northcliffe

Gemälde von Ph. A. von László

Bei Lutter & Wegener. Von Dr. Ernst Heilborn

Ein betrunkenes Kapitel aus der Entdeckungsgeschichte einer nüchternen Stadt

Es war an dem denkwürdigen 18. März des Jahres 1818. Im Kgl. Theater am Gendarmenmarkt zu Berlin war eine Mittagsvorstellung auf 11 Uhr angesetzt worden, und der sah man mit einigem Bangen entgegen. Es hieß, bei Lutter & Wegener, der bekannten dem Theater gegenüberliegenden Weinstube, sammele sich eine gefährliche Schar, gewillt, den Bassisten Herrn Fischer auszupfeifen. Weshalb man noch in letzter Stunde fünf Polizeibeamte in das Theater abgeordnet hatte.

Darüber konnte kein Zweifel bestehen: Herr Joseph Fischer hatte sich unbeliebt gemacht. Vielleicht dadurch, daß er in der „Figaro"-Aufführung vom 20. Februar ein verlangtes Dacapo verweigert hatte; vielleicht auch dadurch, daß er zu seiner Rechtfertigung ein offenes Schreiben in den „Gesellschafter" des Herrn Gubitz eingerückt hatte. Oder aber — wenigstens munkelte man davon — es sollte ihm heimgezahlt werden, daß er sich geweigert hatte, die Rolle des Kühleborn in E. T. A. Hoffmanns Oper „Undine" zu übernehmen, weil „unsangbar sei, was der Herr Kammergerichtsrat dem Sänger in Noten vorlege". Wie dem auch sei: soviel stand fest, bei Lutter & Wegener war ein Komplott geschmiedet worden.

Die Aufführung hatte pünktlich angefangen, einzelne Szenen aus bekannten Opern waren, mit Beifall begrüßt, zur Darstellung gelangt. Wieder war der Vorhang aufgegangen, und Herr Fischer saß als Schuster Sandrino innerhalb eines Leinewandgeheges bei der Arbeit. Alsbald brach es los, Stampfen, Pochen, Pfeifen, Zischen. An Gesang war nicht zu denken, jeder Ansatz dazu machte den Aufruhr wilder. Auf die Frage an das Publikum: „Soll der Vorhang fallen?" gellte es „Ja" und „Nein" durcheinander. Frau Schulz fiel hinter den Kulissen in Ohnmacht. Der Kapellmeister gab mit dem Taktstock das Zeichen zum Einsetzen der Orchesters, Herr Fischer trat „mit untertäniger Gebärde" vor, da schrie es ihm entgegen: „Niederknien! Abbitten!" Er kam nicht dazu zu singen, er verließ kurz darauf Berlin.

Es ist schließlich nichts Ungewöhnliches um einen Theaterskandal, wenn auch kaum ein zweiter von derartiger Heftigkeit in den Theaterannalen Berlins verzeichnet sein mag. Daß aber einem Darsteller zugemutet wird, niederzuknien und Abbitte zu leisten, das ist mehr als seltsam; das schlägt allen gesellschaftlichen Gepflogenheiten ins Gesicht; das ist phantastisch.

Bei Lutter & Wegener war die Kampagne gegen Herrn Fischer ins Werk gesetzt worden; tags zuvor hatte der Kammergerichtsrat Hoffmann in den Zeitungen darauf hingewiesen, daß der französische Schauspieler Michel Baron gezwungen worden war, niederkniend auf der Bühne Abbitte zu leisten; zu Lutter & Wegener kehrte man zurück nach gewonnener Schlacht.

Der Vorfall ist charakteristisch. Er kennzeichnet die Tafelrunde, die sich allnächtlich bei Lutter & Wegener um Hoffmann und Devrient zusammenfand, in dem, was sie ihrem innern Wesen nach war: Gesellschaftsfronde.

❧ ❧ ❧

Als E. T. A. Hoffmann, in der angesehenen Stellung eines Kammergerichtsrats, mit dem Ruf eines witzigen und eigenartiben Schriftstellers, den auch musikalische Talente empfahlen, nach Berlin gekommen war (1814), hatten sich die geselligen Kreise um ihn gerissen. Zwei Nachmittagseinladungen waren für ihn das Alltägliche. Zunächst von sieben bis acht eine Gesellschaft, in der — seinem eigenen Wort zufolge — vernünftige Leute Tee mit Rum tranken, eine zweite von acht bis elf, wo wieder vernünftige Leute Rum mit Tee tranken. Auf die Dauer aber hielt er es mit den vernünftigen Leuten und die vernünftigen Leute hielten es mit ihm nicht aus. Er brüskierte die Gesellschaft. Die Nachmittage also verfielen anderer Verwendung. Um die Abendstunden aber fand er sich mit eiserner Pünktlichkeit bei Lutter & Wegener ein. Und der Morgen grüßte ins Zimmer, wenn er das gastliche Haus verließ.

Ein seltsames Paar die beiden, Hoffmann und Devrient, die da am Wirtshaustisch beieinander saßen, und die sehr bald — durchaus gegen die Gepflogenheiten des Kammergerichtsrats — Duzbrüderschaft vereinte. Hoffmann klein von Statur, mit gelblichem Teint, der durch das dunkle, tief in die Stirn hineingewachsene Haar brünetter erschien; kleine, listig blinzelnde Augen; der Backenbart in gerader Linie zum Mund

hin abgezirkelt. Ein Schweiger, der, wenn er den Mund auftat, mit unglaublicher Schnelligkeit und etwas heiser sprach; der in der Begeisterung — vor der er auf seiner Hut war — in lange, schön abgerundete Perioden verfiel. Devrient, gleich ihm von erdfahler Gesichtsfarbe und dunklem, zerwühltem Haar. Der Ausdruck des Gesichts in den Augen, die groß und schwarz und funkelnd waren, herrisch blickten und durch die schwarzen, buschigen Brauen ausdrucksvoller wurden. Eine leidenschaftliche Natur mit unergründbarem Stimmungswechsel, ein aufbrausender, dann wieder sehr niedergeschlagener Mensch, der gelegentlich sein Bühnenpathos zu Lutter & Wegener hinübertrug.

Man weiß, daß Devrient, der eben den König Philipp im „Don Carlos" gespielt hatte, bei Lutter & Wegener den Kellner Karl, der seine Geduld auf die Probe stellte, mit den Worten anfuhr: „Der Knabe Karl fängt an, mir fürchterlich zu werden." Erst dadurch wurde das Schillerwort Zitat. Es kam aber auch vor, daß Devrient, vom Wein erhitzt, ganze Partien Shakespearescher Dramen voragierte — er lebte seine Rolle: dazu gab ihm der Wein, die Mengen hinuntergespülter schwerer Weine, die Stimmung, den Mut, die beseligende Unvernunft. Und wenn von Hoffmann erzählt wird, daß er plötzlich das Glas von sich schob, die stieren Augen in die Zimmerecke richtete und mit stockenden Worten begann —: „Bemerken Sie nicht dort in der Ecke rechter Hand den kleinen, ganz verfluchten Knirps, wie er sich unter den Dielen hervorhaspelt? Sehen Sie doch, was der Teufelskerl für Kapriolen macht! O, genieren Sie sich doch nicht, liebenswürdiger Däumling, bleiben Sie gefälligst bei uns — hören Sie unsern überaus gemütlichen Gesprächen gütigst zu — Sie glauben gar nicht, was uns Ihre höchst angenehme Gesellschaft für Freude machen würde" — wenn Hoffmann derart bei Lutter & Wegener Spuk sah, spielte nicht auch er seine eigene Rolle? War es nicht das seelisch Faszinierende, daß er, den Gespensterfurcht wirklich schlug, wenn er dichtend die verzerrten, teuer-häßlichen Gestalten heraufbeschwor, hier bei Lutter & Wegener aus seiner künstlerischen Eigenart und seiner menschlichen Qual eine Weinhaussensation machte?

Hoffmann und Devrient allein einander gegenüber, das wäre ein anderes Bild. Hier aber, in der bekannten Weinstube, waren sie zu einer Sehenswürdigkeit geworden, und der Philister zeigte sie seinem Neffen, der aus der Provinz nach Berlin zum Besuch gekommen war, und der Gevatter Schneider, dessen Frau verreist oder im Kindbett war, tat sich hier für eine Nacht an „Genialität" gütlich. Wie immer im Leben: die Fadesten drängten sich an die Geistesstarken heran. Dazu verlotterte Gesellen von zweifelhaften Sitten. Und Hoffmann und Devrient waren sich dessen bewußt, und es war ein Reiz, den Philister zu hänseln, und vielleicht war es ein gefährlicher Reiz mehr, sich selber gemein zu machen —, und der Zeiger rückte vor, und der Wein schuf Verbrüderung.

Was den Kammergerichtsrat Hoffmann in den gesitteten und kunstbeflissenen Teegesellschaften bald genug unmöglich machte, der böse Trieb, persönlich aggressiv zu werden, das tobte sich hier nach Herzenswohlgefallen aus. Weh dem Fremdling, der sich in diese Weinstube wagte und das Mißgeschick hatte, daß seine Physiognomie Hoffmann mißfiel. Der kleine, bewegliche Herr begann auf seinem Stuhl hin- und herzurücken; er fixierte den Gast vor der Flasche billigen Pontac; er begann Grimassen zu schneiden; er richtete höflich das Wort an ihn und schlug ihm vor, sich ein anderes Gesicht anzuschaffen — der Chorus lachte und wieherte — und Hoffmann wurde deutlicher und deutlicher und beschwor die fatalen Vergleiche aus dem Tierreiche herauf, er ruhte nicht eher, bis sich der Fremde mit saurer Miene von seinem sauren Krätzer trennte: Gesellschaftsfronde.

Und wo das Wort versagte, da stellte sich zur rechten Zeit der Bleistift ein. Es kam vor, daß Hoffmann schweigsam bei seinem Burgunder saß (wir werden klug tun, ihm in der Wahl der Marke beizustimmen) und auf das Aufwachen seiner Seele wartete: vor ihm aber lag der Bogen Papier, und seine Hand fuhr geschäftig-bildnerisch hin und her, ein Konterfei festzuhalten. An Ort und Stelle entstandene Zeichnungen Hoffmanns hängen noch heute, säuberlich unter Glas und Rahmen gebracht, an der einen Wand der Weinstube. Ein sinnlicher Zug, der dem Menschen Hoffmann quälerisch eigen war, den er aber aus seiner Dichtung streng verbannte, tritt hier zutage. Vor allem aber das spezifisch Hoffmannsche: die Fähigkeit, eine Linie, zumal die Stirnlinie, so zu ziehen, daß sie streng realistisch bleibt, zugleich aber das phantastisch Dämonische, das Wahnsinndrohende in Erscheinung treten läßt. Es spukt in seinen Philisterphysiognomien, wie sein Archivarius Lindhorst trotz seines Schlafrocks und trotz seiner durch Zeugenaussage beglaubigten Kaffeehausbesuche ein wahrer und wirklicher Salamander ist.

Man darf sich das nächtliche Treiben bei Lutter & Wegener toll genug vorstellen. Waren erst die Geister des Weins erwacht, so wurde hier Phantastik zu Wirklichkeit, oder Wirklichkeit zu Phantastik. Es war ein Feuerwerk, das immer wieder abgebrannt werden konnte: zuerst die Frösche der Philisterneckerei; die Raketen Hoffmannscher Geistesblitze; die Sonne einer Devrientschen Deklamation; das bengalische Leuchten romantischer Weltverklärung. Und während die andern trunken wurden, waren Hoffmann und Devrient, die Trunkgefestigten, begeistert.

Man kann sich das nächtliche Treiben bei Lutter & Wegener nicht toll genug vor-

stellen. Doch weiß ich einen Kronzeugen zu laden. Das ist der wackere und fleißige Bühnenschriftsteller und Theaterkritiker, auch Redakteur des „Gesellschafters", Friedrich Wilhelm Gubitz, ein aufgeklärter und verständiger Mann. Es fügte sich, daß er eines Abends mit zwei Freunden zusammen war. Sie schlugen ihm vor, noch bei Lutter & Wegener einzukehren, er weigerte sich entschieden. Als man aber zufällig vor der Tür der Weinstube stand, packte ihn der eine seiner Freunde unversehens bei den Schultern, der andere bei den Füßen und, wie sehr er widerstrebte, sie schleppten ihn in das Eckzimmer hinein, wo Hoffmann und Devrient mit ihrem Anhang saßen. Vier Uhr morgens war es, als Friedrich Wilhelm Gubitz dies Eckzimmer wieder verließ. Er versichert, seither nie wieder Champagner getrunken zu haben. „Was gewiß kein Unglück ist," fügt er hinzu.

Der Chronist hat kein Recht zu behaupten, daß es Friedrich Wilhelm Gubitz auf dem Heimwege widerfuhr, daß ein Fremder ihm die Beine unter dem Leibe fortzog, um spornstreichs damit wegzulaufen. Fest steht nur, daß Hoffmann solches von dem Geheimen Kanzleisekretär Tusmann berichtet, und ganz sicher ist, daß niemand die Teufeleien des Betrunkenseins zu schildern wußte, wie eben Hoffmann.

Denn nachdem ein Wildfremder dem Geheimen Kanzleisekretär Tusmann („Die Brautwahl") mit seinen Beinen davongelaufen ist und der Geheime eben nach der Polizei ruft, kehrt der Dieb zurück und wirft ihm seine Beine ins Gesicht. Tusmann eilt also spornstreichs nach Hause, will den Hausschlüssel in die Tür einführen, da steht ein anderer neben ihm, schaut ihn mit wilden Augen an, und in diesem anderen erkennt er sich selbst. Er sieht sich nach Hilfe um, glaubt den Spieß des Nachtwächters zu greifen, fühlt sich selbst gepackt, und nun ist der vermeintliche Nachtwächter sein gefährlicher Feind, der Goldschmied Leonhard. Der beginnt mit ihm zu walzen, immer die Spandauer Straße hinauf, hinab, und um ihn herum wimmelt es von Geheimen Kanzleiräten Tusmann, und er erhält einen Stoß — und als er am andern Morgen aufwacht, findet er sich hoch auf dem Roß des Großen Kurfürstendenkmals und hat sein Haupt an die kalte, eherne kurfürstliche Brust gelehnt. Und wilder und deutungsreicher noch jene Szene aus dem „Goldenen Topf", da beim Konrektor Paulmann die Punschbowle getrunken wird. Die Kobolde des feurigen Getränks schlüpfen aus der Terrine und stellen heillose Verwirrung an: derart, daß die Philister die wundersamen Erscheinungen des ihnen gemeinhin verschlossenen, geheimnisvollen Naturreichs mit Händen zu greifen glauben, der fromme Adept aber, der Studiosus Anselmus, auf lange Zeit sich selbst und seine erlauchte Geisterfreundschaft verliert.

⌘ ⌘ ⌘

Sie waren beide Gewohnheitstrinker, Hoffmann und Devrient, und dem Dämon verfallen. (Es ist gemeinhin lohnender, die Wirklichkeit zu ergründen zu suchen, als sie zu beschönigen.) Sie waren Trinker. Gubitz, der wie die leibhaftige Nüchternheit durch dies Kapitel berlinischer Chronik wandelt, erzählt, wie er einmal alles daran setzen mußte, Devrient, der zu einer Probe nicht erschienen war, zur Stelle zu schaffen. Karl, der berühmte Knabe Karl von Lutter & Wegener, verriet ihm das Versteck. Es galt, sich in einen Materialwarenladen, Ecke Schützen- und Markgrafenstraße, begeben, in den Verkaufsraum eintreten, rasch eine Tür mit verhängten Glasscheiben aufreißen — Gubitz tat es und fand Devrient ganz allein zu vormittäglicher Stunde vor seiner Flasche sitzend. Und das graue Elend kam über Devrient, als er sich Gubitz gegenübersah, und er bekannte, seine Rolle verloren zu haben, und ließ sich folgsam zur Probe führen. Funk aber, Hoffmanns Freund, hat davon erzählt, wie sie beide, damals noch in Bamberg, in den Keller hinabzusteigen pflegten, sich auf das große Faß des Nuits-Burgunders schwangen, dort rittlings saßen, Gesicht gegen Gesicht gekehrt, das volle Glas in der Hand, zwischen ihnen der offene Spund mit der blechernen Pumpe, einer stets bereitwilligen Hebe. In vino veritas! Zu deutsch: es gilt den Burgunder, darum nehme man es für wahr.

Hoffmann war Gewohnheitstrinker geworden, — er hat selbst erzählt, man darf vielleicht sagen, gerechtfertigt, wie er dazu kam. Das steht in den „Phantasiestücken" zu lesen, seinem Erstlingswerk, das eben in der sehr köstlichen ersten Ausgabe, zu der er selbst die Vignetten gezeichnet hat, vor mir liegt. Er weist es von sich, man könne mit starken Getränken die Schaffensstimmung erzwingen — „aber gewiß ist es, daß eben in der glücklichen Stimmung, wenn der Geist aus dem Brüten in das Schaffen übergeht, das geistige Getränk den regeren Umschwung der Ideen befördert. — Es ist gerade kein edles Bild, aber mir kommt die Phantasie hier vor, wie ein Mühlrad, welches der stärker anschwellende Strom schneller treibt — der Mensch gießt Wein auf, und das Getriebe im Innern dreht sich rascher!" Er kommt auf seine gefährliche Feuerzangenbowle zu sprechen — man zündet Arrak oder Rum an und läßt den Zucker auf dem Rost darüber hineintröpfeln — „wenn so die blaue Flamme emporzuckt, sehe ich, wie die Salamander glühend und sprühend herausfahren und mit den Erdgeistern kämpfen, die im Zucker wohnen" — „die Bereitung und der ‚mäßige' Genuß dieses Getränkes hat für mich etwas Wohltätiges und Erfreuliches." Tatsache ist, daß Hoffmann, wenn er um vier Uhr morgens von Lutter & Wegener schied, sich in seine gleichfalls am Gendarmenmarkt belegene Wohnung begab, sich an den Schreibtisch setzte und an seinen Erzäh-

lungen schrieb. Dann aber waren die Spukgestalten so leibhaftig um ihn, daß er seine Frau, eine redliche und gutherzige Gespensterscheuche (aber mit polnischem Blut in den Adern), aus dem Bette holen mußte, daß sie sich neben ihn setze und mit irdisch-verschlafener Nähe besänftigend wirke.

So Hoffmann selbst und so die Chronik und so die Literaturgeschichte. Wer aber Hoffmann genau kennt, der weiß, daß es nicht nur der Gewohnheitsgang des Trinkers, nicht nur das Anregungsbedürfnis des Poeten und Musikers war, was ihn allabendlich zu Lutter & Wegener führte. Viel wichtiger für sein armes und doch sehr stolzes Menschendasein scheint ein anderes. Der früh Gealterte und von schwerer Krankheit Geschlagene fand hier — Jugend.

„Jugend ist Trunkenheit ohne Wein.
Aber trinkt sich das Alter zur Jugend,
Ist's eine Tugend."

⁂

Im Eingang der „Serapionsbrüder" steht der nachdenkliche Satz: „Ja freilich sind wir alle nicht mehr dieselben! Daß wir zwölf Jahre älter geworden, daß sich wohl mit jedem Jahr immer mehr und mehr Erde an uns ansetzt, die uns hinabzieht aus der luftigen Region, bis wir am Ende unter die Erde kommen, das will ich gar nicht in Anschlag bringen." Das aber ist geschrieben lange vor unserer Zeit, da die Altersklage zu einem Menschheitschoral geworden zu sein scheint. Es klingt wie ein sehr persönliches, bitteres Bekenntnis.

Das Alter ist das Gespenstische bei E. T. A. Hoffmann. Wo immer eine Gestalt spukhaft wirkt, ist es die eines Gealterten. Und rein äußerlich drängt sich die Beobachtung auf, daß all die unheimlichen Nachtwandler in eine altmodisch gewordene Tracht gekleidet sind, als hätten sie krampfhaft festhalten müssen an Mode und Gewöhnung ihrer Jugend. „Coppelius („Der Sandmann") erschien immer in einem altmodisch zugeschnittenen aschgrauen Rocke, ebensolcher Weste und gleichen Beinkleidern, aber dazu schwarze Strümpfe und Schuhe mit kleinen Steinschnallen. Die kleine Perücke reichte kaum bis über den Kopfwirbel hinaus; die Kleblocken standen hoch über den großen, roten Ohren, und ein breiter, verschossener Haarbeutel starrte von dem Nacken weg, so daß man die silberne Schnalle sah, die die gefältelte Halsbinde schloß." Es sind auch keineswegs die Ophelien, die bei Hoffmann dem Wahnsinn verfallen. Irre Glut stiert aus den Augen der Alten.

Und damit ist bereits auf den Zug gedeutet, der sich in der Hoffmannschen Phantastik mit logischer Notwendigkeit, mit peinlicher Gesetzmäßigkeit ausbildet: gespenstischer wird das Alter, wo es in seiner eigenen Jugend, sie zur Fratze verzerrend, stecken geblieben ist. In dem Festhalten an altmodischer Tracht kündigte sich das an; es findet seinen vollen künstlerischen Ausdruck in der Gestalt jener spukenden Tante aus dem „Fragment aus dem Leben dreier Freunde": sie erwartete in vollem Brautschmuck an ihrem Hochzeitstage den Bräutigam, der aber ausblieb; sie legte in jedem Jahr am gleichen Tage ihren Brautschmuck wieder an; sie ist verdammt, nach ihrem Tode in dem längst altmodisch gewordenen Fähnchen eine solide Berliner Mietswohnung spukend zu durchirren. Wie zur Erklärung dieses Jugend-Alters-Spukes sagt Hoffmann in derselben Erzählung von irgendeiner Gleichgültigen: „Das mag nun vor sechzehn Jahren ihr, vermöge der kleinen Elfenfigur, recht gut gestanden haben; aber jetzt im zweiunddreißigsten Jahre wird einem ganz b a n g e und u n h e i m l i c h dabei."

Die Jugend ist die Poesie: das ist der Wurzelarm des weitverzweigten, sehr holde Blüten und sehr äffende Früchte tragenden Baumes, der Hoffmanns innige, krause Weltanschauung darstellt. Sie alle, die den geheimnisvollen Blick für die heiligen Wunder der Alltäglichkeit, für die verborgenen Schönheiten des Naturreichs haben, die am Himmelfahrtstage im Holunderbaum die grünen Schlangen mit dem Mädchenantlitz zu erblicken vermögen, deren Sinn der Kunst aufgetan ist — sie alle sind junge Studenten, junge Maler, junge Taugenichtse. „Jugend ist Trunkenheit ohne Wein."

Und die jungen Mädchen? Wandelte Hoffmann die gang und gäben Wiesenpfade bekömmlicher Dichtung, wäre er statt eines phantastischen ein theoretisches Gemüt, ja, wäre er nur nicht der leidenschaftlich Persönliche, der er in Wirklichkeit ist: die jungen Mädchen müßten bei ihm die blankgeputzte Krone der Dichtung darstellen. Just das Gegenteil trifft zu. Es gibt ihrer keine, der er nicht mit hämischer Galanterie das philiströse Zöpfchen anheftete. Jene Klara im „Sandmann", die so vernünftig ist, daß sie sogleich den Widersinn alles Spuks logisch dartut; Pauline im „Fragment", deren tragisches Zusammenschrecken und Erbleichen in einer Nachricht ihres Modisten seine Erklärung findet; Candida in „Klein Zaches", die eine so feine leserliche Hand bei Niederschrift der Waschzettel bekundet; Veronika im „Goldenen Topf", die in dem Bräutigam den kommenden Hofrat träumt; Albertine in der „Brautwahl", deren Sehnsucht darin aufleuchtet, Briefe aus Rom in Teegesellschaften aus ihrem Strickkörbchen hervorziehen zu dürfen: sie alle sind von Kater Murrs Geschlecht. Das macht: hinter ihnen steht drohend das Gespenst der Ehe. Der junge Künstler, mit dem es Hoffmann gut meint, genießt bei ihm das doppelte Glück: er darf sich mit seiner Albertine verloben, und er wird davor bewahrt, sie zu ehelichen. Es findet sich schließlich noch ein Referendar, der ihm das abnimmt. Jugend ist Trunkenheit ohne Ehering.

Es gibt bei Hoffmann eine Zweiweltentheorie. Höchst wundersam spielen die beiden

Träume

Gemälde von Heinrich Vogeler

(In der Großen Kunstausstellung Dresden 1912)

Welten des Künstlerischen und des Philiströsen, des Wunderbaren und des Wirklichen bei ihm durcheinander, derart, daß das leibhaftige Stiftsfräulein eine wirkliche Fee und der leibhaftige Archivarius ein wirklicher Salamander ist, derart, daß der Dichter, dem das „Glück“ der Ehe zuteil wird, in ein Haus einquartiert wird, in dem die Küchentöpfe niemals überlaufen können und die Wäsche immer rechtzeitig trocknen muß. Die Kontraste werden dadurch natürlich nur augenfälliger. So will es Hoffmann. Er will den Cherub mit dem flammenden Schwert vor den Paradiesgarten der Kunst setzen, den Philistern den Eintritt zu wehren; er will für sich selbst in jedem Augenblick die Stimmungskraft, aus drückender Banalität in befreiende Phantastik hinüberzuschlüpfen; er braucht, gealtert, die verlorene Jugend. Die Tafelrunde bei Lutter & Wegener stellte für ihn gleichsam eine Festung dar, die dem Ansturm des Philisterhaften Trotz bot; im Wein war Jugend, und in ihr die Poesie.

⌘ ⌘ ⌘

Schien die Weinstube bei Lutter & Wegener noch eben im Hinblick auf den Fehdezug wider den Kgl. Bassisten Fischer und auf die hier eingegebene Sektfurcht des wackeren Theaterkritikers Friedrich Wilhelm Gubitz eine festgegründete Burg im Kampf wider Philister, man kann sagen, wider die bürgerliche Gesellschaft der Haupt- und Residenzstadt Berlin, so war das gleichsam Ouvertürenstimmung. Der Abend aber wird zur Nacht. Nun sind wir nicht mehr beim ersten Glas! Nun scheint die Zimmerdecke der historischen Eckstube doch sehr niedrig. Die Lampen flackern. Es ist wie ein Rauschen in der Ferne, und das kommt näher. Es schlägt gegen die Mauern des Hauses. Dazu ein Stampfen und Stoßen wie von einer arbeitenden Maschine. Die Wände der Stube wanken und schwanken . . . Keine Burg mehr, sondern die Kajüte eines Schiffes — —

Wohl eine Kapitänskajüte. Die Fregatte aber, auf der sie sich befindet, durchschneidet die wiegenden Wellen auf einer Forschungsfahrt. Es gilt die Entdeckung Berlins.

Denn das bedeuten für uns jene feuchtfröhlichen Nächte, das hebt uns Hoffmann aus der Reihe der sogar bedeutenden, sogar originalen Schriftsteller heraus: wie Balzac Paris, so hat er Berlin entdeckt. Eine bislang anonyme Stadt erhielt durch ihn die literarische Physiognomie.

Was Hoffmann dazu befähigte, war neben seinem scharfen und unbarmherzigen Blick, neben seiner sehr realistischen Gestaltungsgabe, eben jene Zweiweltentheorie, von der ich sprach und die bei ihm durchaus nicht Theorie, sondern instinktive innere Anschauung war.

Nun hockte Berlin schon seit Jahrhunderten auf beiden Ufern der Spree und war doch keine alte Stadt. Oder, daß es dies gewesen und zum guten Teil noch war, hatte niemand beachtet. Für Hoffmann wurde der alte Rathausturm in der Silvesternacht — und gewiß nicht nur in ihr — zu einem magischen Spiegel. Hoffmann ging an dem alten und unbewohnten Hause Unter den Linden vorbei, und es begann ihm zu reden. Dabei bewahrheitete sich wieder, was ihn immer gekennzeichnet hatte: Das Alte war das Gespenstische.

Auch waren sie ihm nicht tot, die vor Jahrhunderten dies Pflaster getreten hatten. Hoffmann kannte und liebte die alten berlinischen Chroniken. Kraft ihrer entstand ihm eine zweite Atmosphäre in der dünnen Luft der Stadt. Nächtens tauchten sie auf, um alsbald auch dem Sonnenlicht zu trotzen, um geheime Kanzleiräte zu foppen und kunstselige Jünglinge auf Liebespfaden zu führen, sie, von denen in den alten Chroniken zu lesen war: Alchimisten, die einst im Dienst frommgläubiger brandenburgischer Kurfürsten gestanden hatten, Münzjuden, um die die Flamme des Scheiterhaufens gelodert hatte. Sie kamen aus alten Zeiten und brachten deren Wunder mit.

Wäre Berlin in Wirklichkeit, wofür es galt und gilt, eine sehr nüchterne Stadt, so wäre Hoffmann sicherlich der Ungeeignetste gewesen, es zu entdecken. Es gibt aber ebensogut ein romantisches Berlin, wie es ein Berlin der Aufklärung gibt: das Durch- und Ineinander beider hat niemand derart zu erfassen vermocht, wie E. T. A. Hoffmann.

Hoffmann erkannte das romantische Berlin auch in der Wirklichkeit des Alltags. Die Stimmung der Freiheitskriege, die nachwirkte, kam ihm dabei zu Hilfe. Aber es ist nicht das Wesentliche, daß er Novalissche Jünglingsgestalten und etwas Chamissosche, nur ironisch angeblinzelte Mädchenfiguren zu schaffen vermochte und dabei wahr blieb. Das ist es: kraft seines eigenen romantischen Empfindens, kraft seiner Zweiwelten-Anschauung gewann die Schilderung des berlinischen Philisters Stil.

Die Figur des Geheimen Kanzleisekretärs Tusmann ist dafür paradigmatisch. Tusmann wird dem frechen Wunder jählings gegenübergestellt, sein Erstes aber ist trotzdem: „Bitte, bitte, wollen Sie mir nicht meinen schlichten Titel vergönnen? Ich bin Geheimer Kanzleisekretär.“ Das kennzeichnet zugleich die Atmosphäre der damals engen Stadt mit ihrem ungewöhnlich großen Verwaltungsapparat, mit ihrer absichtlich und ängstlich gehegten Überschätzung alles Beamtenmäßigen.

Bei Hoffmann ist alles höchst persönlich. Der Mann, der sich bei Lutter & Wegener verschanzte, haßte die Berliner Geselligkeit, die damals im ästhetischen Tee ihren ersten Ausdruck fand. Das junge Mädchen, das sich an das Pianoforte setzt, um zu singen, ist der Feind. Die Mama, die von der singenden Tochter zum Referendar hinüberblinzelt, ist der Feind. Der Vater, der inzwischen am

Spieltisch Platz genommen, ist der Feind. Die gesellschaftliche Form als solche wird verdächtig. Sollte sich ein poetisches Gemüt in diese Berliner Geselligkeit verirrt haben, — sei gewiß, es ist der, der mit seinem Ungeschick dem Diener das Tablett mit den Gläsern aus der Hand stößt. Und trifft man die Geliebte in solcher Umgebung wieder, — sei sicher, sie hat sich inzwischen vermählt.

Charakteristisch genug: wo Hoffmann eine Erzählung mit Gesellschaftsschilderung einleitet, geschieht es fast immer, die Flucht in Spelunken und heimliche Weinherbergen anzubahnen. Und damit ständen wir wieder vor Lutter & Wegener.

Und doch ist dies nicht das Letzte. Der Rausch ist verflogen, das Wunder hat seine Macht eingebüßt: ein siecher Mann sitzt an des „Vetters Eckfenster". Er blickt auf den Gendarmenmarkt hinunter. Er unterscheidet nicht mehr Künstler und Enthusiasten, sein Auge haftet an den Typen dieses Bürgertums. Alltäglich ihre Beschäftigung, alltäglich ihre Interessen . . . Ein sterbender Phantast sieht seine Stadt im Sonnenschein der Wirklichkeit.

Aufschwung

Laß dich nicht vom Tage meistern,
Leugne kühn sein schnödes Joch.
Darfst zum Flug dich nur begeistern,
Und die Stunde trägt dich noch.

Der sich lässig dir entwunden,
Sieh, dein Wille steht gespannt.
Hast du wieder dich gefunden,
Bleibst du nicht an dich gebannt.

Über alle deine Grenzen
Fühlst du selig dich entrückt,
Überschäumend zu kredenzen,
Bist du Kargender beglückt.

Deine wunderbare Fülle
Strömt in alle Himmel aus,
Und im Abglanz deiner Hülle
Leuchtet dein verlassnes Haus.

Richard Schaukal

Regennacht

Wenn Regen rings umspinnt mein Haus
Und rauscht und raunt die lange Nacht.
Ich lausche regungslos hinaus,
Mein Atem kaum noch wacht.

Doch emsig horcht die Seele mein,
Dem Rauschen wunderlich verwandt,
Wie plätschernd rings auf Blatt und Stein
Der Regen rauscht durchs Land.

Die Seele weiß, nun geht ums Haus
Des Wanderns unversiegte Kraft.
Ins Dunkel träumt sie sich hinaus
Zur gleichen Wanderschaft.

Franz Karl Ginzkey

Auch der andre, der bist du

Was die Erde mir geliehen,
Fordert sie schon jetzt zurück.
Naht sich, mir vom Leib zu ziehen
Sanft entwindend Stück für Stück.
Um so mehr, als ich gelitten,
Um so schöner ward die Welt.
Seltsam, daß, was ich erstritten,
Sachte aus der Hand mir fällt. —
Um so leichter, als ich werde,
Um so schwerer trag' ich mich.
Kannst du mich, du reiche Erde,
Nicht entbehren? frag' ich dich.
„Nein, ich kann dich nicht entbehren,
Muß aus dir ein' andern bauen,
Muß mit dir ein' andern nähren,
Soll sich auch die Welt anschauen.
Doch getröste dich in Ruh':
Auch der andre, der bist du."

Peter Rosegger

Martin Overbeck und seine hundert Tage

Von Max Dreyer

Wie sie den alten, vierundsiebzigjährigen Herrn Martin Overbeck aus dem Krankenhause als geheilt entließen und dem kleinen Altersheim von St. Marien überantworteten, das nur den ganz Erlesenen sich öffnete, auf das der alte Herr aber als zu einem der ehrwürdigen Senatorengeschlechter gehörig seine Anwartschaft besaß, da besann sich der Genesene allen Ernstes, ob es wirklich der Mühe wert sei, noch weiter mitzumachen, und in seine feinen und klugen, regsamen und allezeit schalkhaften Züge grub sich echt und bitterlich ein verdrossener, lebensmüder Strich.

Als ihn aber die Pforte des kleinen, einstöckigen Hauses unter stockendem, heiserem und unwirschem Gewimmer der bandeisenbeschwingten Glocke aufnahm, da ward ihm anders zumute. Dank der einzigen Insassin, der gleichfalls vierundsiebzigjährigen Jungfrau Agnete Susseroth, die ihn zum Willkomm mit ihren dunklen, weltfeindlichen Augen über die Brille anfunkelte, zornig, verächtlich und angstvoll zugleich, besann er sich wieder auf des Lebens Reiz, als welchen sein glückliches Fell von jeher alles Widerhaarige, alle Borsten und Dornen empfunden hatte, und sein Gegengruß war voll Fröhlichkeit.

Im übrigen trug die Einführung des neuen Bewohners durch den Hauptpastor der Mariengemeinde, dessen Fürsorge über dieses Heim waltete, Herrn Armin Karsten, Doktor der Theologie und Verfasser vieler Bücher, zur Versöhnung von Gegensätzen nicht das geringste bei. Wohl war Herr Pastor Karsten die Herzensgüte selbst; aber seine Gelehrsamkeit war viel zu groß und machte ihn viel zu zerstreut, als daß er auf die Schwingungen so kleiner Erdendinge hätte achten sollen. Außerdem hatte ihm gerade heute die Kirchenzeitung besonders wehe getan, in der seiner bahnbrechenden Geschichte des Petrinischen Lehrbegriffes ein Rezensent sehr böswillig auf die bahnbrechenden Zehen trat. So machte er hier seine Sache kurz und verbast, und sein Abgang war eine Flucht mit wehenden Rockschößen.

Dieser Weise ganz auf sich selbst gestellt, richtete sich Martin mit Hilfe der Aufwärterin in seiner Stube häuslich ein. Das ging schnell genug, denn was er zu dem stehenden Inventar an eigenen Habseligkeiten hinzufügte, war zum lachen oder zum weinen gering. Zum lachen — denn mit Tränen hatte Martin Overbeck niemals recht Bescheid gewußt. Und schließlich, auf Besitzende war ja diese seine neue Klause auch nicht angetan. Außer Kleidern und Wäsche brachte er nur ein paar Meerschaumpfeifen, ferner zwei japanische Kästen mit Briefen und Photographien, einige wahllose exotische Erinnerungen und vier Bücher ins Haus.

Seine Stube war seit zwei Jahren unbewohnt gewesen. Der Weltordnung im allgemeinen und dem Senatorenstande im besonderen zu Ehren muß denn doch gesagt werden, daß in dessen Sphäre der Altersversorgung nur recht wenige anheimfallen. Während dieser zwei Jahre war Fräulein Susseroth Alleinherrscherin in diesem Heime.

Es war ein winziges, einstöckiges Haus, das nicht mehr als fünf Stuben enthielt und nicht mehr als fünf Insassen hätte aufnehmen können. Als Predigerwitwenhaus gebaut, drückte es sich trauernd, scheu und bescheiden an die hohe Mauer, die den Vorgarten des stolzen Pastorenhauses umgab. Neben ihm, zweistöckig und wichtig, stand das Amtsgebäude der Küsterei, ihr schlossen sich eine Reihe stiller Wohnhäuser an. Wenig Leben war auf dieser Seite des Kirchplatzes, zwischen den Steinen wuchs Gras, der Verkehr flutete drüben, seinem Rauschen wehrte der gewaltige Bau der Marienkirche, kaum mehr als ein verlorenes, verträumtes Klingen ließ er an sich vorbeihuschen, hinein in dieses ruhsame Reich.

„Da wären wir also," sagte Martin Overbeck und atmete tief in seine geheilte Lunge die durchsonnte Septemberluft, die durch die offenen Fenster drängte. „Und

da werden wir nun wohl bleiben. Bis der Schlußdeckel über einen kommt."

Die Aufwartefrau, knochig und machtvoll, nickte freudig dazu, ohne Laut.

Martin sah sie sich an. Ihm war nach belebter Zwiesprache zumute, und er fragte sie zutunlich, ob sie schon lange hier ihres Amtes walte, worauf sie wieder nickte, freudig doch lautlos. Und weiter, ob sie über den neuen, den männlichen Gast vor Grausen die Sprache verloren habe. Da schüttelte sie den Kopf, ebenso munter aber ebenso stumm.

Nun aber wurde er bewegt, und er nahm sie sich vor: ob sie nicht sprechen wollte oder nicht sprechen könne oder was das mit ihr sei. Da trat sie dicht an ihn heran, geheimnisvoll, und hauchte ihm ins Ohr: „Freilein Susserothen kann mein Orkan nicht vertragen."

Mit lachendem Schreck fuhr der alte Herr zurück. Schon dies Flüstern tönte, wie wenn ein leeres Oxhoft über Rostocker Pflaster rollt. „Donnerwetter!" rief er mit zwinkernden Augen. „Sie möcht' ich mal um Hilfe schreien hören!"

Sie lachte mit ihm, das heißt sie verzog den Mund, der wieder zu strenger Lautlosigkeit verurteilt war.

Woraus Martin Overbeck erstlich mal entnahm, daß die Wünsche des Fräuleins Susseroth hier allen Respekt erheischten. Zweitens aber, daß dasselbe Fräulein Susseroth ihre Empfindlichkeiten hatte und für ungewöhnliche, exzentrische und groteske Spielarten des Lebens, denen er nun gerade eine dankbare Lustigkeit zuerteilte, nicht den nötigen Humor mitbrachte. Drittens endlich, daß es lohnen könne, mit dieser gestopften Drommete sich hier näher zu befassen, ihrem Wesen auf den Grundton zu kommen und gegebenen Falles gar ein fröhliches Komplott mit ihr gegen die lustlose jungferliche Herrscherin zu stiften.

Frau Knoll ihrerseits war einem Seelenbunde der Munterkeit durchaus nicht abgeneigt. Sie schloß sich an den neuen Geist des Hauses mit unverhohlen vergnügter Zutraulichkeit, und es gab ein Plauderstündchen in heimlichem, nein unheimlichem Geflüster. Frau Knoll mußte erzählen. Erst von der Hausordnung, und hier erfuhr er, daß Fräulein Susseroth sich ausdrücklich und nachdrücklich ausbedungen habe, die Mahlzeiten, welche die Pastorenküche lieferte, allein, gesondert für sich einzunehmen.

„Soll sie in Gottes Namen," meinte Martin Overbeck. „Obwohl es mir am besten schmeckt, wenn einer dabei sitzt, der sich bost."

Des weiteren bekam er zu wissen, daß die jungfräuliche Königin nicht nur im allgemeinen auf das Mannsvolk zum Gotterbarmen schlecht zu sprechen sei, daß sie insonderheit das Tabakrauchen mit hassender Wut verabscheue. Und dabei musterte Frau Knoll listig die Meerschaumpfeifen.

„Da kann ich der Dame des Hauses nun nicht helfen," erklärte Martin mit ritterlichem Bedauern, doch in lasterhafter Festigkeit. „Ich will ihr die größten Opfer bringen, ich bin sogar imstande auf Weib und Gesang zu verzichten, öwer rooken — rooken möt ick!"

Der Arzt hätte ihm für heute wieder die erste Pfeife erlaubt, und die käme nun unfehlbar heran. Wenn Mutter Knoll was von Tabak verstünde und ihre Nase nicht unter ihrem Orkan gelitten hätte, dann würde sie den Rauch seines Shag mit Andacht sich zu Gemüte führen. Lieber freilich — ach wieviel lieber! Und er seufzte tief und schwer — würde er sich ja endlich, endlich mal wieder nach so langer, langer Zeit eine edle Importe einverleiben. Aber woher nehmen und nicht stehlen?

Er blickte noch immer schmachtend und wehmütig in die Weite, als er sich eine der kurzen Pfeifen stopfte. Mutter Knoll aber sah mit einem vergnügten Entsetzen zu, wie hier in den Mauern weiblicher Vergrämtheit männliche Weltlust ihr frevelhaftes Opfer entzündete.

Dann rückte sie dem alten Herrn den Lehnstuhl in den Sonnenstreifen, legte ihm fürsorglich die Schlummerrolle in den Nacken und hielt gerne still, als er schmauchend sie nach ihrem Leben ausfragte. Daß sie zu dem Ehrenposten hier im Hause gekommen sei als Frau eines der Glockenläuter von St. Marien. In seinen bürgerlichen Verhältnissen sei ihr Mann Kesselschmied, bringe also kirchlich sowohl wie bürgerlich das geeignete Trommelfell mit für ihre Unterhaltung, die daheim nicht wie hier auf Socken herumschliche. Ob sie Kinder habe? So was von Frage! Mehr

Diana. Gemälde von Max Kuschel

(In der Ausstellung der Münchener Sezession 1912)

als ein Dutzend habe sie gehabt, von denen neun am Leben seien.

„Doch nicht dreizehn!“ sagte Martin und zog bedenklich die Brauen in die Höhe.

„Nee,“ kicherte sie, und ihre Augen guckten wie zwei rechte Spitzbuben, „um das drütteinste haben wir uns düchtig weggeswindelt. Das sünd nämlich Zwillinge geworn.“

Er lachte mit ihr und schlug sich die trockenen Schenkel. Eine Freude war Mutter Knoll. Eine Kraft und eine Stütze des Staats mit ihrem glockenläutenden Kesselflicker. Das mußte wahr sein! Fast herzlich dachte er ihr nach, als sie von ihm gegangen war. Und dann kauerte er sich zurecht in dem strömenden Nachmittagsonnenschein und ließ seinen Rauch sich wirbeln in den tanzenden Staub des Lichtkegels.

So kauerte er und krümmte sich müde, matt von dem vielen Leben und noch matter von der eben überstandenen Krankheit. Und er nickte ein, doch nicht so, daß er die Pfeife hätte ausgehn lassen.

Dann rief ihn der unendlich junge Klang der uralten Turmuhr, der eine beinah kindlich laute Freude an sich selber hatte und gar nicht feierlich war, wieder zu seinen Gedanken.

Ja, Martin, da sitzt du nun im Alterstübchen. Und bist allein, was du nie in deinem Leben warst. Fühlst es aber gar nicht einmal als etwas Schlimmes. Ja, ja, das Alter. Doch gut, daß es mit stumpfen Zähnen beißt. Wenn dir das einer vor zwei Jahren gesagt hätte! Wo du noch mit dem Rest des Familienbesitzes die unglaublich freche Spekulation machtest, vor der die Leute baff auf den Rücken fielen, die Beine in die Höh'!

Freilich, er selbst war danach gründlich kopfüber gegangen. Schade, es war prachtvoll unverschämt, nie hatten diese Breiten seinesgleichen gesehn, es hätte ein besseres Los verdient. Aber ein guter Abschluß war es gewesen, dieser Husarenstreich, unbekümmert, alles oder nichts! Im andern Fall hätten die Schulden ja doch das Letzte aufgefressen.

Er strich sich mit der Hand über das weiße, kurzgehaltene Haar, das noch immer seine Fülle hatte und seine straffe, sture Haltung. Seinen klaren Augen aber gab die Erinnerung an die vielen dummen Gesichter, den Chor zu seinem geschäftlichen Finale, einen lächelnden Glanz.

An verblüfften Gesichtern hatte sein Lebenspanorama überhaupt etwas aufzuweisen. Von denen nun das letzte das seiner Hausgenossin war.

Fräulein Susseroth. Hm. Die Susseroths waren ein Geschlecht, älter noch als das seine. Und es lebten auch noch Stammesgenossen von ihr in der Stadt, angesehene Leute, während er hier am Orte seinen Namen zu Grabe trug.

Agnete Susseroth. Wußte er etwas von ihr? Nein. Er war ja allerdings erst vor drei Jahren wieder in die Vaterstadt zurückgekehrt, die er als junger Kerl verlassen hatte. Aber damals kannte er doch jedes Mädchen im Städtchen, und in seiner Erinnerung war die Abteilung für Weiblichkeit die am besten verwaltete.

Vielleicht daß sie, als er sich damals hier die Sporen verdiente, außerhalb in einer Pension veredelt wurde. Wie aber war sie hierhergekommen? In dieses Asyl. Eine Susseroth. Daß ihre stolzen und reichen Verwandten das zuließen!

Oder hatte sie auch etwas ausgefressen, sie auch? Dabei wetterte ein Schmunzeln um seinen schmalen Mund. War sie auch vom Leben gezaust und in Unordnung gebracht? War sie auch eine Gescheiterte? War ihr auch ihr Fahrzeug versunken? Hatte sie sich auch durch Schwimmen retten müssen? Sie sah nicht danach aus. Ihr fehlte das Zeichen vom Orden der Überwinder. Sie hatte nichts von dem Schwebenden, nichts von dem wehen Lächeln, das sich freier und froher machen kann als alle Lustbarkeit, das in die Höhe trägt, weil es aus der Tiefe kommt.

Verbittert sah sie aus, so wie Unglück verbittert. Nichts von eigenen Irrfahrten, aus denen jeder auf seine Art eine gewisse Schelmerei des Ungebundenen heimträgt, stand in ihrem Gesicht. Hätte es sonst nicht auch einen Klang geben müssen zwischen ihr und ihm?

Einen erklecklichen Mißklang hatte es gegeben. Wie hatte ihn die Alte über die Brille angesehn! ‚Die Alte‘, dachte er; denn da er lachte, war er jung. War nicht in ihren Blicken sogar etwas von der Mißachtung gewesen, die der Wohlgesittete dem Mißratenen entgegenbringt?

Aber das half nun alles nichts. Das Schicksal hatte sie nun mal beide in denselben Topf geworfen. Da mußte sie schon mit ihm vorlieb nehmen — oder er mit ihr.

Die Sonne ließ nicht mehr die Stäubchen mit dem Rauch den Ringelreihen tanzen, es fror ihn, er stand auf und schloß die Fenster. Gerade zur rechten Zeit kam aus dem Pastorenhause der Nachmittagskaffee. Das war die erste Mahlzeit, die Martin Overbeck hier einnahm. Gemäß der Verfügung seiner Hausgenossin mußte er sie allein genießen.

Dies stimmte ihn nicht gerade wehmütig, viel eher das Getränk selbst. Und er meinte, wenn man aus dem Kaffee des Herrn Pastor auf seine Gesinnung schließen dürfe, habe man kein Recht, ihn zu den Schwarzen zu zählen.

‚Jetzt eine gute Zigarre‘, dachte er. Aber auch diese unerfüllte Sehnsucht tat nicht weiter weh. Er war so bescheiden geworden.

Dann zog er sich an, um auszugehen und die Sonne aufzusuchen. Nach dem Hafen lenkte er die Schritte. Dort setzte er sich am Kopfe einer der großen Landungsbrücken auf eine leere Bank, ließ seinen lieben Sonnenschein von oben und dessen glitzernden Abglanz von unten aus dem Wasser über sich streichen, träumte dem Laufe des Stromes nach, ins Meer, in die Weiten seines bewegten Lebens, das nun hier an dem Orte seines Ursprungs in aller Einsamkeit zur Neige gehen sollte.

„Von meinen Freunden bin ich der letzte,“ pflegte er zu sagen. Die Bekannten aber wollten nichts von ihm wissen. Sein letztes Wagnis hatte ihn vollends gerichtet, da es unglücklich verlaufen war. Doch machten sie ihm das Herz nicht eben schwer, er konnte sie gut entbehren.

Seltsam — er hatte früher nie so recht allein sein können, und das Wort Einsamkeit war ihm immer als das traurigste von der Welt erschienen, wie aus lauter kristallisierten Tränen gebaut. Jetzt nahm er die Verlassenheit hin ganz ohne Schmerz, fast mit einer schmunzelnden, wohligen Neugier.

Sattsam getröstet von der Sonne machte er sich durch den Spätnachmittag langsam auf den Heimweg. Wie er an sein Haus kam, sah er Fräulein Susseroth am Fenster sitzen, in eine Häkelarbeit oder so etwas vertieft. Ihm war es, als schielte sie einmal über die Brille nach ihm hin. Da er aber den Hut ziehen wollte, war sie es nicht gewesen.

Martin Overbeck lächelte sein stilles, ein wenig verschmitztes Lächeln — Marke Weiblichkeit — und trat summend in sein Stübchen. Hier brannte er sich eine neue Pfeife an, die ihm besonders gut schmeckte.

Es kam der Abend, und mit ihm stellte sich Frau Knoll, die ganz nahe in einer Nebengasse wohnte, wieder auf eine Weile ein, sorgte für das Nachtessen und bereitete dem alten Herrn das Bett.

Und dann kam die Nacht. Martin Overbeck war immer ein guter Schläfer gewesen, das hatte ihn stark gemacht für die viele Mühsal seines Lebens. Er liebte die Nacht, Fräulein Susseroth aber haßte sie. Denn in der schwarzen Stille schlich immer der alte Gram zu ihr her, er lauerte schon, wenn die Dämmerung zog. Bei ihr brannte Licht die ganze Schlafenszeit, Martin aber wühlte sich mit Behagen in das tiefste Dunkel, weich und warm und geborgen.

In der Frühe des andern Tages überraschte er Mutter Kroll mit einem Auftrag, zu dem sie sich hinter den Ohren kratzte. Sie solle bei Fräulein Susseroth anfragen, ob es der Dame genehm sei, wenn er ihr heute mittag seine Aufwartung mache.

Frau Knoll sah ihn an mit großen Augen und gekniffenem Munde. Darauf flüsterte sie: „Ja. Aber auf nüchternen Magen verträgt sie so was nich. Nach ’n Kaffee. Denn is sie gnädiger.“

‚Nach dem Kaffee,‘ dachte Martin. ‚Demgemäß ist sie also doch kein so ganz verstocktes Gemüt.‘

Und nach dem Frühstück kam dann die Antwort zurück, daß Fräulein Susseroth es sich zur Ehre schätze, Herrn Overbeck bei sich zu empfangen.

Unfroh war der Bescheid gegeben, das durfte Mutter Knoll nicht verhehlen. Offenbar war der Eindringling nur durch Überrumpelung ans Ziel gelangt.

Aber seinen Willen hatte Martin Overbeck mal wieder, und nun machte er sich fein, wie sich’s gehörte. Er hatte stets auf

seine Kleidung gehalten, sogar einen Zylinder neuerer Observanz nannte er sein eigen. Wohlgerüstet begab er sich um die zwölfte Stunde auf den Kampfplatz.

Sie trat dem Besuch entgegen mit einem getragenen Schritt, von dem Martin boshaft meinte, daß er noch aus der Menuettzeit stamme, er führte ihre Hand zum Kusse an den Mund, dann winkte sie ihm, auf einem Stuhle Platz zu nehmen, während sie selbst auf dem Sofa sich niederließ.

Sie hatte ein Sofa, er nicht, er hatte dafür einen Lehnstuhl, und der dünkte ihm bequemer. Ihr Bett hatte weiße Vorhänge, auch damit konnte er nicht aufwarten, auch gab es bei ihm nicht die vielen Tüll- und Mull- und sonstigen Drapierungen und erst recht nicht den leisen Resedaduft, den diese Stoffe atmeten.

Die Herrin selbst in ihrer Staatsrobe, einem mattvioletten Seidenkleid, mit einer weißen Haube, die ebenso violette Bänder zierten, war ganz Würde. Sie thronte, sie blickte auf ihn herab. Die Geister ihrer Ahnen umgaben sie, die einem der ältesten Patriziergeschlechter der Stadt entsprossen war. Die Overbecks konnten den Susseroths nicht das Wasser reichen.

Und dieser Overbeck nun gar — ein ziemlich verwahrlostes Exemplar seiner Gattung. Sie hatte nichts Gutes von ihm gehört. Mindestens lag ein abenteuerliches, exotisches Leben hinter ihm. Und geradezu abenteuerlich war dann ja auch der Geschäftsstreich gewesen, mit dem er zu guter Letzt seine Vaterstadt beglückt hatte.

Daß dieser Herr aber nun gerade ihr Hausgenosse werden mußte, das setzte allem die Krone auf. Jedenfalls würde sie den nötigen Abstand wahren. Dieser Besuch, der sich ja wohl nicht gut hatte vermeiden lassen, sollte nimmermehr zu irgendwelchem näheren Verkehr hinüberleiten. So war Fräulein Susseroth gesinnt.

Martin mit seinem feinen Spürsinn merkte wohl ihre Temperatur, doch er war nun einmal widerstandsfähig und wetterfest. Aber in all seiner Unanfechtbarkeit kam ihm das eine Gefühl: sie selber friert ja, sie selber hat ja ihre Not. Zu seinen spaßhaften Anwandlungen trat eine echt mitleidige Regung, und in seine Unterhaltung kam ein guter Klang.

Er sprach mit ihr von der Kinderzeit. Hier hat auch der unglücklichste Mensch seine grünen Inseln, und hier fanden sie sich leidlich zusammen.

Bald merkte er, daß sie an eigenem Erzählen Gefallen hatte. Sie besaß eine sehr wohllautende Stimme — ihre Abneigung gegen die Donnerbüchse der Mutter Knoll war zu begreifen — und ihre Sätze gaben etwas auf Stil. Martin nickte verständnisvoll. Er kannte diese Art: am unschädlichsten, wenn sie redete.

Er hielt sich ruhig, und so erfuhr er nach und nach, da seine guten Manieren sie friedsamer und herablassender stimmten, daß sie schon als Kind nach England gekommen sei, und daß sie dort ihre schönsten Tage verlebt habe. Sie sei dann auch später, mit dreißig Jahren, wieder dorthin zurückgegangen — aber seltsam, jetzt habe sie dort aufs neue keinen Boden fassen können, und ein ganz unverständlicher Zug — Heimweh könnte man nicht sagen, denn sie sei eigentlich nie in ihrer Geburtsstadt daheim gewesen — habe sie mit Gewalt hierher zurückgetrieben.

‚So geht sie gut,‘ dachte Martin Overbeck, voll Genugtuung ob ihrer Mitteilsamkeit und gehoben durch das Bewußtsein seiner bewährten Kraft, mit Frauen sich zu vertragen. Als er aber jetzt zu dem „unverständlichen Zug“ das Wort ergriff und mit einem unvorsichtigen Rationalismus betonte, er glaube nicht an so geheimnisvolle Kräfte, ganz gewiß sei hier ein sehr fühlbarer Zusammenhang im Spiel, da verdunkelten sich ganz plötzlich ihre Augen, und zornig ob ihrer Selbstvergessenheit zog sie sich wieder ganz in sich zurück. Sie kam auch nicht mehr aus sich heraus, und Martin ging nicht als Sieger von hinnen.

Immerhin, das Eis war gebrochen, eine Verkehrsmöglichkeit war erreicht. Sie hatte die offene Feindseligkeit abgetan. Er war bei Licht besehen nicht so ganz schlimm, und seine Lebensart gewährte eine Bürgschaft. So gab es einen latenten Frieden, der allerdings auf die Dauer schwerer zu ertragen ist als ein latenter Kriegszustand. Und hier griff nun die Frau Pastor Karsten wohltätig ein.

Sie war eine kleine, sehr runde und lebendige Frau, ein wenig asthmatisch, ein

wenig cholerisch und übermenschlich beschäftigt, die Begründerin einer christlichen Frauenbewegung, die Leiterin unzähliger Versammlungen. Meist war sie so, als wenn sie mit der Präsidentinnenglocke herumliefe. Aber sie hatte doch auch Momente häuslicher Nützlichkeit.

Und in einem solchen Moment kam sie in das Altersheim hineingekugelt, sah einmal nach dem Rechten und stellte fest, daß es hier höchst ungemütlich zuginge, wo es doch so gemütlich sein könnte. Es sollte von jetzt an eine der unbenutzten Stuben als Eßzimmer behaglich hergerichtet werden. Hier sollten dann beide Insassen gemeinschaftlich die Mahlzeiten einnehmen, wodurch auch der Betrieb erheblich vereinfacht würde. So wäre es für alle am besten, und damit Punktum.

Wie es denn auch geschah. Sehr steif ließ sich Fräulein Susseroth das erstemal an der Mittagstafel nieder. Sie hatte es verschworen, die Unterhaltung zu führen, und blieb wortkarg. Martin aber, hier auf dem neutralen Boden, überließ sich gut und gerne seiner Unbefangenheit.

Als sie aßen, trafen sich einmal ihrer beider beobachtende Blicke.

„Wissen Sie, gnädiges Fräulein," sprach er freimütig, „daß wir jetzt genau auf einander achtgeben?"

„Und warum? Wofür?"

„Jeder will feststellen, wie es dem andern schmeckt."

„Um gegenseitig seine Anspruchslosigkeit zu messen?" sagte sie, ganz die vornehme Dame, die es besser gewohnt war.

„O nein. Wir mustern uns wie zwei Ringkämpfer. Jeder denkt an die Kraft, die der andere sich zuführt."

Sie blickte ihn an, erstaunt und unwillig.

„Denn ein Wettkampf ist nun mal zwischen uns," fuhr er unbekümmert fort. „Ein ganz natürlicher. Ein unwillkürlicher. Bei zwei so alten Menschen. Jeder hat den Ehrgeiz, den andern zu überleben."

Fräulein Susseroth lehnte sich zurück. So etwas war ihr denn doch noch nicht vorgekommen. Sie blieb stumm, und ihr Unwillen wuchs.

„Bei uns ist es besonders schlimm, weil wir zwei so ziemlich ebenbürtige Gegner sind. Beide geistig ganz frisch. Und körperlich auch in leidlichem Stande. Die Leute sind aufmerksam auf uns. Und das ist ein neuer Punkt, damit kommt noch eine besondere Eitelkeit hinzu."

Sie zitterte mit dem Kopf. Was war das bloß für ein Mensch! Wie kam er dazu, so unerhörte Dinge — — und doch, ihr Unwille hielt nicht stand. Es kam mehr wie eine Betäubung über sie. Denn war nicht doch etwas wie Wahrheit in dem, was er aussprach?

Dieser Zwiespalt ängstigte und quälte sie. Um so heftiger wehrte sie sich, sie legte den Kopf zurück, und ganz von oben herab erklärte sie, gegen ihre Überzeugung, doch desto nachdrücklicher: „Das scheinen mir denn doch Ausgeburten einer schlecht gezügelten Phantasie zu sein."

Martin Overbeck aber behielt sie fest in der Hand. „Mein gnädiges Fräulein — darf ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die ich selbst erlebt habe? Eine Abschrift des gerichtlichen Protokolls bewahr' ich als document humain unter meinen wenigen Papieren auf. Geschehen vor etwa dreißig Jahren. Ich machte damals in Tabak und hatte mich zur Abwechslung mal in La Coruña im nordwestlichen Spanien niedergelassen. Eine Berühmtheit der Stadt war ein uraltes Ehepaar, beide beinahe gleichaltrig, der Mann einen Monat älter — im Jahre meiner Ankunft sollten die beiden ihren hundertsten Geburtstag feiern. Sie hatten sich schon als Säuglinge geliebt und waren seither unzertrennlich gewesen. Die ganze Stadt war stolz und unsäglich gerührt über dieses Philemon- und Baucis-Pärchen. Von Gemeinde wegen traf man Anstalten zu einem Jubelfest. Da starb der Mann — plötzlich hätt' ich beinahe gesagt, aber bei hundert Jahren ist wohl jeder Augenblick eine Plötzlichkeit. Die Frau feierte allein ihr Jahrhundert. Ich hab' sie selbst gesehen, ich kann nur sagen, daß sie leuchtete. Ich sehe heute noch das winzige, weißgraue, morsche, zerknüllte Gesichtchen. Allerdings, es war so ein Phosphoreszieren, wie man es bei altem Weidenholz im Dunkeln gewahrt. Und als ihr Ehrentag vorüber war, da gestand sie erst ihrem Beichtvater und dann dem Richter, daß sie ihren Philemon umgebracht hatte."

Fräulein Sufferoth legte Messer und Gabel hin. Sie war erschreckt, entrüstet und sehr gequält. Aber sie fand doch nicht den Mut, ihm den Mund zu verbieten. Ihre weitaufgerissenen Augen fragten sogar nach mehr.

Und er führte es zu Ende. „Sie hatte ihn erwürgt. Es hatte so wenig Kraft dazu gehört, daß man keine Spuren gefunden. Und mehr Kraft hätten diese Mörderhände auch wohl nicht aufzubringen gehabt."

„Aber warum das bloß?" fragte sie schrill. Es klang wie ein unterdrückter Schrei.

„Aus Eifersucht."

„Wie?"

„Aus Neid auf die Ehren, aus Mißgunst, aus Ruhmsucht, aus Ehrgeiz —"

„Das glaub' ich nicht!"

„Sie hat es selbst erklärt."

„Wissen Sie vielleicht, daß bei alten Menschen der Verstand sich trübt?"

„Ob ich das weiß?" entgegnete er mit Gefühl und schmunzelte dazu. „Im übrigen glaube ich, daß zu jedem Mord ein getrübter Verstand gehört."

Er ließ sich nicht unterkriegen. Da machte sie einen letzten Rettungsversuch. „Eine spanische Geschichte," sagte sie geringschätzend. „Was kann alles im Nordwesten Spaniens geschehen!" Und jetzt brachte ihr Senatorenblut sie aus der Linie. „Wer weiß auch, in welchen Kreisen das vorgekommen sein mag."

„O, in ganz guten." Er lächelte zu ihrem unlogischen Hochmut. „Der Sohn, ein guter Bekannter von mir, war Generaldirektor der Zigarrenfabrik der Stadt. Im übrigen stehen die gesamten Akten Ihnen zur Verfügung."

„Ich danke. Die Sache interessiert mich auch nicht weiter." Sie setzte ihr unnahbarstes Gesicht auf. Und gerade das reizte Martin, noch gründlicher zu werden.

„Das verstehe ich nun nicht," meinte er kopfschüttelnd. „Wieviel schöne Erörterungen lassen sich daran knüpfen. Erstlich mal, ob und welchen Anteil die Ehe und das eheliche Zusammenleben so langer Zeit an dieser Katastrophe hat. Weiter: ob man bei einem Hundertjährigen von einem eigentlichen Mord sprechen darf, ob es nicht Morde verschiedenen Grades gibt, verschiedenen Gehaltes bis zu einer — ich möchte fast sagen — harmlosen und unschädlichen Verdünnung. Dann die andere Seite der Medaille: darf man einen hundertjährigen Menschen hinrichten? Was aber bedeutet für eben diesen eine lebenslängliche Kerkerhaft? Und schließlich das Problem: wäre ein Mann auch einer solchen beispiellosen Tat fähig gewesen? Oder war sie der Frau vorbehalten? Nach natürlichen Gesetzen? Und welche sind diese?"

Er hatte eine unschuldige, vertiefte Professorenmiene aufgesetzt und den Finger bedachtsam an die Nase gelegt. Für sie aber war diese letzte Wendung ein Anlaß, die Tafel aufzuheben und aus dem Zimmer zu entschweben.

Mit einem milden Bedauern sah er ihr nach. Hatte er doch des Guten zuviel getan?

Hatte er mit seiner unheimlichen Geschichte zuviel Bewegung in ihre mürbe Seele gebracht?

Daß er etwas angerichtet hatte, war ihm klar. Die Ruhe einer Frau war es wieder einmal, was er störte. Er wäre nicht Martin Overbeck gewesen, hätte sich davon nicht ein eigenes Blinzeln in ihm geregt. Langweilig war er ihr sicher nicht. Freilich, daß er lieblich und wohltuend auf sie gewirkt hätte, wagte er nicht zu behaupten. Aber daran lag ihm auch nicht eben viel. Nur daß ihn alles Graue und Öde immer wieder reizte, einen Feuerstreif hindurchzuziehen.

Tatsächlich war Fräulein Sufferoths in Frieden ergrautes Gemüt von zornigen und schreckhaften Farben gemustert. Aber in dem Zorn war nichts von Gehässigkeit und in dem Schrecken kein Abscheu. Auch war in diesen Farben etwas von Wechsel, von Spiel und Bewegung, was ihre Seele in ein erstauntes Schwingen brachte.

Wenn sie etwas auf die Dauer ernsthaft ungehalten stimmte, war es, daß ihre Häkelarbeit unter diesen seelischen Schaukelbewegungen litt.

Sie hatte ruhelos fleißige Hände, von einer mühevollen, aber nicht gewöhnlichen Kunstfertigkeit. Ihre gehäkelten Kragen und Pelerinen gaben einen bescheidenen, ihr unentbehrlichen Verdienst, den sie aufs sparsamste verwaltete.

Auch in wirtschaftlichen Dingen war ihr Hausgenosse für sie eine Verblüffung. Mit dieser neuen Erschütterung wartete ihr die zweite gemeinschaftliche Mahlzeit, das Abendessen, auf.

Sie kam wieder angeschwebt, wie sie gegangen war, königlich, gebietend und wehrhaft, ganz die Haltung, die ihm seine schmunzelnde Unbefangenheit gab. Und schweigsam. Er mußte die Unterhaltung führen, er tat es gern.

Sie wurde die Erinnerung an ihr erstes Gespräch nicht los, den Gedanken, daß sie beide Nebenbuhler seien, Kämpfer um den Alterspreis, daß jeder den andern überleben wolle, daß jeder dem andern den Tod wünsche.

Die grausige Geschichte von den Hundertjährigen vermochte sie in den Hintergrund zu drängen. Aber auf die Nebenbuhlerschaft und natürliche Todesfeindschaft mußte sie sich immer wieder den Tischgenossen ansehen, mit Scheu, ja mit Argwohn, dann wieder voll Verwunderung über den ungebundenen, sorglos-dreisten Ton, den er in dieses Haus gebracht hatte. Soviel stand fest, daß Heimtücke nicht in seinem Wesen lag, und dies war immerhin eine gewisse Beruhigung.

Er machte auch sonst aus seinem Herzen keine Mördergrube und bekannte heute ganz offen seine, wie er sagte, unwirtschaftlichen Verhältnisse. Aus seinem letzten Schiffbruch, nach dem er nun für immer abgetan war, hatte er sich mit ein paar lächerlichen hundert Mark wiedergefunden.

„Sehen Sie, mein gnädiges Fräulein,“ fuhr er fort, „da hab' ich schwere innere Kämpfe geführt, ob ich dieses gütige Trinkgeld des Schicksals an einem Abend verjubeln oder aber ob ich es fürsorglicher in guten Zigarren anlegen sollte.“

„Frevelhaft!“ stieß Fräulein Susseroth durch ihre verkniffenen Lippen hervor.

Er gab nicht viel auf Urteilsprüche und blieb im Geleise. „Als ich mich dieser zweiten Möglichkeit zuneigen wollte, gab es neue Konflikte. Ich konnte über die Sorte nicht mit mir ins reine kommen. Da hat hier der H. C. Behnk am Neuen Markt eine wundervolle Tausendmark-Zigarre —“

„Tausendmark-Zigarre?“ wiederholte sie mit einigermaßen irrem Gesichtsausdruck.

Er ließ ihren Geist in der Trübung. „‚Renata‘, eine Havanna, sag' ich Ihnen, gut ist kein Ausdruck, sie ist gütig. Einfach trostreich ist sie. Aber wie es nun mal im Leben geht — siegt nicht immer das Äußerliche? Es kam mir zu Bewußtsein, daß ich sehr nötig einen neuen Anzug brauchte. Und in dem neuen Anzug gefiel ich mir dann so, daß ich neue Zukunftspläne machte.“

„Zukunftspläne!“ Sie zuckte die Achseln und maß den Altersgenossen mit gleich geringschätzendem und bedauerndem Blick.

„Ich tat, was ich immer tat, wenn ich überflüssiges Geld in der Hand hatte.“

„Überflüssiges —?“

„Was da ist, ist überflüssig. Mit dem Rest also kaufte ich mir ein recht unglaubwürdiges Börsenpapierchen. Und nun wart' ich in einer höchst reizvollen Spannung auf die Dividende.“

Sie starrte ihn an wie ein Fabelwesen. Dann sprach sie mit kurzem, sehr mißbilligendem Kopfschütteln: „Ist das ein würdiger Lebensabend?“

Er lächelte höchst unverdrossen. „Mit der Würde, mein gnädiges Fräulein, hab' ich meine besonderen Erfahrungen. Jedenfalls ist das Leben um so würdiger, je froher es macht. Denn nur wenn man froh ist, ist man ein anständiger Mensch. Im übrigen bin ich zur Feierlichkeit als Armenhäusler doch am allerwenigsten verpflichtet.“

Armenhäusler — das üble Wort traf sie wie ein Schlag. Sie war gewohnt, sich selbst als Stiftsdame anzureden. Aber schwerer und bleibender lastete auf ihr sein Ausspruch: nur wenn man froh ist, ist man ein anständiger Mensch. Mit dieser Weisheit drang er in ihr Gewissen.

Wohl lehnte sie sich auf gegen die Härte und schonungslose Geschlossenheit dieser Behauptung. Aber was darin an Wahrheit lag, gewann eine leise Macht über sie.

Hatten ihr unfrohes Leben, ihre Verbitterung, ihr Gram sie nicht engherzig, böswillig, gehässig gemacht? „Häßlich kommt von Haß“, das war auch so einer von den Sinnsprüchen ihres Gefährten.

Es war genug, sie vollauf zu beschäftigen und ihre Seele in Schwung zu halten. Die Häkelnadel fand immer wieder Muße nachzudenken und über ihre Herrin sich zu verwundern.

Ja, Fräulein Sufferoth hatte Augenblicke, wo sie Martin Overbeck — auch wenn sie es sich nicht eingestand — schlechthin beneidete. Damit aber betrat sie schon den Boden einer Verständigung. Das Mißtrauen zog sich immer mehr zurück, und bei ihrem nächsten Zusammensein ergab es sich, daß sie nun, getreu ihrer angeborenen, neuerdings so selten geübten Mitteilsamkeit, von sich selber erzählte. An dem Begriff der Freude hielt sie dabei fest. Über Weltanschauung glaubte sie auch mitreden zu dürfen, und so erklärte sie ihrerseits: es gäbe ja glücklicherweise auch Menschen, zu deren Wohlbehagen Spannung und andere Reize nicht notwendig gehörten. „Für mich ist es eine besondere Befriedigung, mir ruhig und ehrlich mit meiner Hände Arbeit einen Spargroschen zu verdienen."

„Alles recht schön und gut — aber Spargroschen — für wen schließlich —!"

„Für mich selbst. Sie meinen, das lohnt nicht mehr recht? Nun, ist es nicht fürs Leben, ist es für den Tod."

„Wie das?"

„Es hat ja wohl jeder Mensch seinen Ehrgeiz —"

„Ich nicht."

„Meiner ist es nun mal, anständig beerdigt zu werden. Ich will ein Begräbnis erster Klasse."

„O du mein! Die Pferde mit Federbüschen?"

„Ganz recht."

„Und dafür leben und sterben Sie?"

Sein spöttischer Ton machte sie nicht irre. Sie saß steif und erhaben und nickte kurz von oben.

„Wenn Sie wüßten," nun holte er aus in aller Gemächlichkeit, „wie unsäglich gleichgültig es mir ist, was sie nach meinem Tode mit mir machen. Wie sie mich begraben — ob sie mich begraben — meinetwegen sollen sie künstlichen Dünger aus mir machen oder knallfreies Pulver —"

Jetzt hatte er es wieder mit ihr verdorben. Sie war entrüstet über seine Roheit, und der plumpe Ton des Globe-trotters, den er nun einmal nicht loswerden konnte, fiel ihr heftig auf die Nerven.

Aber sie fand immer wieder den Weg zurück zu seiner Offenheit. List, Lüge und Trug hatten ihr das Leben zerstört. Mit dem Fluch des Mißtrauens war sie beladen. In Martin Overbecks Nähe konnte sie tiefer und freier atmen. Sie wußte, daß an ihm kein Falsch war. Seine Gesellschaft fing an, ihr eine gewisse Sicherheit zu geben. Vor ihm verlor sie ein gut Teil ihrer Scheu und bitteren Härte.

Und jetzt floß auch ihre Arbeit wieder, frischer und besser als zuvor.

An den hundert Mark, die das Begräbnis erster Klasse mehr kosten würde als eine Beisetzung mittlerer Güte, fehlten ihr noch etwa dreißig. Sie hatte Aussicht, den Betrag bald einzuholen. Dann aber, wenn ihr standesgemäßer letzter Heimgang gesichert war, dann wollte sie sich mit dem Erwerb ihrer Hände noch ein paar gute Tage bereiten.

Wie, das wußte sie noch nicht so recht. Sollte sie ihrem Gaumen etwas zugute tun? Vor drei Jahren, nach ihrer Krankheit, hatte ihr Frau Pastor Karsten eine halbe Flasche guten alten Portwein gebracht. Der schmeckte ihr heute noch, das konnte sie nicht leugnen. Und eine ganz kleine lasterhafte Regung zog durch sie hin.

Oder sollte sie ihrer Staatshaube ein paar neue Bänder angedeihen lassen?

Wie sagte Herrn Overbecks böser Mund? Schwere innere Kämpfe. Und was sagte derselbe des weiteren? Im Leben trägt gewöhnlich das Äußerliche den Sieg davon. Es ward ihr beinahe scherzhaft zumute.

Kopfschüttelnd kam Mutter Knoll zu Martin Overbeck. „Was is das bloß mit Fräulein Sufferothen!"

„Warum?"

„Se summt."

„Was tut sie?"

„Se summt vor sich hin. Se hat noch nie gesummt. Un nu summt se." —

Es war sehr herbstlich geworden. Martins geliebte Sonne verhielt sich karg gegen ihn. Trotzdem gab er seine Hafenspaziergänge nicht auf. Die Möwen, die Wintergäste, waren seine Freude. Kein Vogel hat die stolze Ruhe und Kraft ihres Fluges, keiner soviel Leuchtendes im Gefieder, soviel Licht, das keine Sturmnacht auslöscht, keiner ihre herrische und befehlende Stimme, so hell und schrill, daß sie dem Brausen gebietet. Dies danken sie dem Meere, seinen Nächten und seiner Majestät.

Diese seine Freunde hatten ihm soviel zu sagen, all seine Träume flogen zu ihnen und zogen mit ihnen die Bahn.

Noch ein Strandläufer war da, der auch mit den Möwen Bescheid wußte und mit ihnen Zwiesprache pflog, ein alter, halbirrer Matrose. Öfters wechselte Martin mit dem ein paar Worte. Außer dem Hause hatte er kaum anderen Verkehr. Nur noch mit dem Juden Neumann in der Badstüberstraße, der sein Papierchen verwaltete.

Mit der Dividende sah es diesmal traurig aus: es wurde überhaupt keine gezahlt. Er berichtete Fräulein Susseroth darüber mit schmerzhaft-listig hochgezogenen Brauen. Die, aus der Sicherheit ihrer geordneten Erwerbslage, hatte dafür nur ein kühles: „Wie kann man aber auch!"

„Warten wir's ab!"

Sie sah in sein munteres Gesicht. „Sind Sie denn noch so jung?"

„Es scheint fast so. Im übrigen hab' ich ja auch meinen Erben. Ich werde meinem Freunde Hanning Haß das Papier vermachen."

„Wer ist das?"

„Eine ramponierte alte Teerjacke. Mag auch die Möwen so gern. Und lebt in höchst kümmerlichen Kautabakverhältnissen."

„Tabak scheint ja für Sie des Lebens Inbegriff zu sein."

„Wenn auch nicht des Lebens, so doch des Alters."

Sie wurde nachdenklich, dann sagte sie zögernd: „Da — legen Sie sich also großen Zwang auf, wenn Sie in meiner Gegenwart nicht rauchen?"

„Ein Laster ist erst dann was Delikates, wenn man es manchmal überwindet."

„Sie scheinen ja ein gewiegter Feinschmecker zu sein."

„Fast sieht es so aus."

Sie blickte ein wenig unentschlossen, ein wenig verschämt beiseite. Dann sprach sie mutig: „Ich möchte Sie bitten, sich jetzt nach Tisch Ihre Pfeife anzustecken."

Solch ein vollgerütteltes Maß des Wohlwollens hatte selbst für Martin, der nicht an Bescheidenheit krankte, etwas Verblüffendes. „Aber mein gnädiges Fräulein —"

„Es ist mein aufrichtiger Wunsch. Und für Redensarten haben so alte Leute wie wir doch wohl keine Zeit mehr."

So holte er seine Pfeife, und mit dem Rauch umgab sie beide gleich eine größere Vertraulichkeit. In diesen Wolken schwebte ein häusliches Behagen, ein gewisser familiärer Zug, der Fräulein Susseroths vertrocknetes Gemüt in ganz leise, ungewohnte, aber gar nicht unangenehme Flimmerbewegungen versetzte.

Die langen Winterabende taten ein übriges. Die beiden alten Leute begannen sich aneinander zu gewöhnen.

Sie saßen zusammen am Ofen, wärmten sich an guten Erinnerungen, und Fräulein Agnete ließ sich von Herrn Martin unterweisen, wie man das Böse, das hinter einem liegt, recht gründlich auslacht. So ganz indessen wollte es ihr nicht gelingen, sie ging behutsam mit ihrer Vergangenheit um. Desto lieber sah sie es, wenn er beweglich in seinem reichen Leben kramte.

Eines Abends, im schützenden Dunkel der Schummerstunde, fand sie, als er andeutungsweise seine erste Liebe erwähnte, den Mut ihn zu fragen, ob er denn mehr als einmal geliebt habe.

Da lachte er still in kurzen Hustenstößen vor sich hin. Und dann rief er lustig: „Einmal? O du meine Güte!"

„Also öfter!"

„Ja, Fräulein Susseroth, öfter. Ich hab' sie jetzt so nach und nach gezählt —"

„Nun hören Sie mal!"

„Ja — wenn ich so allein mit meiner Pfeife saß und Ringe blies, dann kamen all die geliebten weiblichen Wesen wieder herauf, denn nach Ringen sind sie nun mal alle schlimm —"

„Herr Overbeck!"

„Ist es anders?" fragte er treuherzig. „Nun, die Hauptsache ist, daß sie erscheinen. Denn sie sind nun doch einmal die schönsten Erinnerungen. Zur Abwechslung läßt man ja wohl auch mal die Männer Revue passieren, die man über den Löffel barbiert hat. Aber die machen den Kohl nicht fett. Auf die Frauen, die man geküßt hat, kommt es an."

Agnete Susseroth machte einen vergeblichen Versuch, sich zu erheben. Dann besann sie sich darauf, daß sie in ihrem Zimmer saßen; die Frage aber, ob er des Landes verwiesen werden solle, wurde nur

Milchkammer

Gemälde von Alfred Gartmann

(Im Besitz der Kunsthandlung Karl Haberstock in Berlin)

halb auf- und gleich wieder zusammengerollt. Offenbar war sie im besten Zuge, sich abzuhärten. Er aber ließ es sich angelegen sein, dieses sehr löbliche Beginnen durch stärkere Dosen weiter zu fördern. So ließ er seine Offenheit noch schrankenloser walten: „Wie ich Ihnen schon sagte, habe ich in meiner jetzigen unfreiwilligen Muße mich daran gemacht, die jeweiligen Damen meines Herzens zu zählen. Wissen Sie, wieviel es sind?“

„Nun?“ Sie fragte mehr aus Schreck als aus Wißbegier.

„Neunundneunzig.“

„Gerechter Himmel!“ Sie war nicht sehr weit von einer Ohnmacht. Doch ging der Schwächeanfall vorüber, und sie schüttelte mit heftiger Ratlosigkeit Haupt und Haubenbänder.

„Sie schütteln den Kopf. Ich auch. Denn es ist doch unfaßlich —“

„Nicht wahr!“

„Daß ich das Hundert nicht vollgekriegt haben sollte.“

Hier ließ er nun doch eine Erholungspause eintreten. Dann aber marschierte er weiter: „Es muß sich noch eine irgendwie versteckt halten. Neunundneunzig — so Unglaubliches, so Unwahrscheinliches und Geschmackloses liefert die Weltgeschichte nicht. Und diese eine und letzte kommt auch noch zum Vorschein. Nur ist die Shagpfeife vielleicht nicht das richtige Beschwörungsmittel für sie.“

„Was heißt das nun wieder?“ durfte Agnete fragen, da sie jetzt auf einem weniger verfänglichen Gebiet gelandet zu sein schienen.

„Der Shag ist gut, und er beflügelt die Gedanken wohl, aber er vertieft sie nicht genug. Er hat nicht die Innigkeit einer Zigarre. Wenn ich mich jetzt so mit einer ‚Renata‘ verbünden könnte. Dann sollte sie schon dran glauben, die hartnäckige hundertste! Hätt' ich jetzt meine Dividende! Aber so —! Ja, ja — Frauen und Dividenden, das ist auch so ein besonderes Kapitel.“

Hier schlug er nun wieder unerwartet und unnötig über die Stränge. Dann aber brachte er Fräulein Susseroth rechtschaffen zum Lachen, als er mit wehmütigem Gesicht vor sich hinklagte: „Ich bin nun mal ein so anhänglicher Mensch! So etwas von Treue —!“

„Hundertfältig!“

„Ja, ganz recht. Aber ist wohl Verlaß auf die Frauen?“ —

Seit vielen langen Jahren hatte Agnete Susseroth zum ersten Male wieder lachen können. Und es blieb davon ein gewisser Schein in ihr zurück, den gerade die dunkelsten Stunden suchten und wieder heraufholten.

Und eines Abends hatte sie von diesem Schein eine Erleuchtung, die es zu einem Entschluß brachte und zu einer Tat, zu einer fast abenteuerlichen Tat.

Es war zu Anfang Dezember. Sie hatte erfahren, daß Martin Overbeck am folgenden Tage seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag begehen sollte. Um die hohen Mauerpfeiler der Marienkirche zog sich ein heimliches Schneetreiben. Da huschte um die sechste Stunde eine tief vermummte alte Dame durch das weißbetupfte Dunkel. Nach dem Neuen Markt lenkte sie den Schritt, suchte sich den Zigarrenladen von H. C. Behnk, blieb eine Weile, aber nur eine ganz kurze, unentschlossen vor dem hellen Fenster stehen, trat dann hastig in das Geschäft und forderte fast drohend eine „Renata“, Preis eine Mark.

Tiefatmend, den staniolumhüllten Schatz fest umklammernd, kämpfte sie sich dann wieder nach Hause.

Und am andern Tage, nach der Mittagstafel sprach sie Martin Overbeck ganz unaufdringlich ihren Glückwunsch aus und überreichte ihm das Geschenk.

„Aber Fräulein Susseroth — wie konnten Sie — wie durften Sie —“

„Ich tu' es ja vor allen Dingen meinetwegen, meiner Neugier zuliebe. Ich bin ja so gespannt, ob Sie nun durch dieses Zaubermittel die Verlorene wiederfinden.“ In ihren düstern Augen zwinkerte es beinahe von Schelmerei.

Er aber, mit welcher Zärtlichkeit besah, beroch, beklopfte und behorchte er das edle Kraut. Wie langsam feierlich, erwartungsvoll und gründlich in der Vorfreude schnitt er die Spitze ab, suchte er hindurchzublasen, musterte er die Inhaltreiche noch einmal rundum und näherte er dann das Feuer ihrem Rande. Dann, als alle Sinne auf das lebendigste gespannt waren, schlürfte er die Flamme in sie hinein und sog den Rauch andächtig über die hingegebenen Lippen.

Fräulein Agnete sah ihm zu, voll Verwunderung über soviel Innigkeit des Genießenwollens, mit Genugtuung, daß ihre Gabe es war, die dies alles in Bewegung setzte. Und wie er dann trank, wie er genoß, ganz versunken, ganz beseligt, wie seine Augen, halbgeschlossen, sich vertieften, diese blauen Sünder. Sie dachte es frei: ‚So, ganz so sieht ein guter Mensch aus.‘

Zwischendurch hielt er inne, wie um sich zu erholen von soviel Glück, und setzte eine seiner geliebten Nichtsnutzigkeiten in die Welt. Er neigte den Kopf zur Seite und fragte mit bedenklich kraus gezogener Stirn: „Haben Sie auch keine Dynamitbombe hineingesteckt?“

Aber schon war er wieder am Werke. Wieder schlürften alle seine Sinne, und es war ein Leuchten, davon sein ganzes Wesen sich volltrank.

Immer lebhafter berührte sie diese durch nichts gehemmte Hingebung an den Augenblick, ein Neues, Fremdes und Seltsames, das bei einem andern sie leichtlich verletzt hätte, hier aber so natürlich erschien und etwas schlechthin Gewinnendes hatte.

Und sie verglich damit, wie feindselig ihr eigenes Leben immer dem Augenblick gesinnt war, dem leichten, beflügelten und fraglosen. Wie sie selbst sich eingewühlt hatte in ihren Gram, daß ihre Sinne blind und taub geworden waren!

Wem zugute? Wem zu Frommen? Sich zur Qual und den andern auch. Während er eine Lichtquelle war sich und den andern. Nur das Frohe ist gut!

Freilich, Herr Martin Overbeck brauchte ja im einzelnen nicht eben vorbildlich zu wirken, der Flatterfahrer, der er war, mit seiner unglaublichen Frauensammlung und seinen vielen dreisten Leichtfertigkeiten. Gewiß hatte er auch Unheil gestiftet und Enttäuschungen bereitet, doch kaum mehr als ihm selbst geschehen war in dem bunten Spiel und reichen Wechsel seines Lebens. Er gab und nahm, wie ihm gegeben und genommen wurde.

Wie sagte er selbst? Nur für die ganz Großen hat das Leben einen geschlossenen großen Zug; für uns, die Kleinen, machen Erlebnisse das Leben aus.

Und sie — hatte sie nicht gerade die Anmaßung gehabt, ihr Dasein auf ein einziges Erlebnis stellen zu wollen? Und blieb sie nicht in der Vermessenheit, da sie ihr Leben in diese einzige Enttäuschung einschloß und begrub? So groß und furchtbar diese Enttäuschung war!

Hatte nicht gerade der bösartigste Schurke sie ihr angetan! Der nicht nur ihre Seele plünderte, der auch ihr Besitztum stahl und sie dann wegwerfen durfte — eine Bettlerin an Gut und Blut, sie, das Geschlechterkind, verwöhnt, gefeiert, begehrt.

Damals, als sie noch ihre Jugend hatte, warum konnte sie sich nicht losreißen aus ihrer Not! Die Welt so weit — aber sie mußte zurück an die Stätte ihres Unheils. Den Mörder zieht es wieder an den Ort des Frevels — den Geist des Gemordeten auch. Und sie blieb, mit ihrem Fluch, mit ihrem Rachedurst, mit ihrer Sehnsucht, zu sehen, wie das Geschick den Mörder strafen würde. Aber es strafte ihn gar nicht, er lebte und gedieh und saß unter den angesehensten Männern der Stadt. —

Und wieder hörte Martin Overbeck Fräulein Susseroth lachen, aber es war ein Lachen, das sich selbst zerfleischte. Dann aber ward sie ganz ruhig, und wieder versenkte sie sich in sein unbekümmert strahlendes Genießen. Und im Tone seiner Sorglosigkeit sich nähernd, fragte sie leichthin: „Nun, wie ist es? Haben Sie sie jetzt?“

„Denken Sie, nein! Sie kommt nicht. Nun, ich hab' sie auch gar nicht mehr gerufen. So sehr war dieser Sinnen- und Seelenschmaus mir Selbstzweck. Nur eins ist mir dabei aufgegangen.“

„Was, wenn ich fragen darf?“

„Daß ich von Ihnen, Fräulein Susseroth, eine übel falsche Vorstellung genährt habe.“

„Wieso?“

„Ich weiß jetzt, daß Sie durchaus nicht immer den Trott ihrer Sorgen gehn. Daß Sie auch ein beschwingtes Wesen sind.“

Dabei leuchtete er sie an, dankbar und nahe, mit seinen Augen, den blauen Sündern. Es wurde ihr fast verlegen zu Sinn, wie einem jungen Mägdlein. —

Natürlich war es, daß das Beschwingte nicht blieb, daß dem Aufschwung, ja Überschwang ein Niedergang folgte.

Wie Agnete sich den andern Morgen an ihre Häkelarbeit setzte, schüttelte sie den Kopf über sich, nannte sich ungebunden

und verschwenderisch und rührte fleißiger die Hände für ihre Lebens- und Todesaufgabe. Die Mark mußte wieder eingebracht werden.

Als sie dann ihr Gleichgewicht wieder gewann, da geschah etwas, wodurch sie gänzlich aus den Fugen geriet: der Seniorchef des Hauses Susseroth & Co. schloß achtzigjährig die Augen.

An diesem Tage kam sie nicht zur Mittagstafel. Martin fragte sich, was sie an diesem Tode so bewegen konnte. Sie war mit ihrer Verwandtschaft zerfallen, nie hatte sich jemand um sie gekümmert. Was also war es, das sie so sehr traf?

Zum Abendessen erschien sie wieder. Ein wenig starrer ihr Gesicht, ein wenig düsterer, so dünkte es ihm, ihr Auge. Aber sie sprach ruhig und vermied nicht, von dem zu reden, was heute alle Welt beschäftigte.

In der Zeitung stand ein spaltenlanger Nachruf, ein Hymnus in höherem Ton. Sie erwähnte das, gelassen nach außen, aber in ihren Blicken sah er doch einen Funken grünlich unheimlichen Lichtes.

Martin Overbeck hatte den Verstorbenen wohl gekannt, einen Künstler des Geschäfts und des Lebens, der seine Verschlagenheit durch Brutalität und seine Brutalität durch Verschlagenheit milderte. Wie er den Funken in ihrem Auge sah, da wußte er, daß dieser Senior ihres Hauses ihr Unglück gewesen war.

Und nun mußte heraus, was ihm auf der Zunge lag. Es sollte nichts Gehässiges für den einzelnen sein, vielmehr eine allgemeine, sanfte Lebensweisheit, aber, was selten bei Martin Overbeck geschah, es mischte sich doch eine bestimmte Bitternis hinzu. „Da soll man noch sagen, daß das Leben nicht gütig ist. Einer kann ein noch so großer Halunke sein, er hat nichts weiter zu tun als alt zu werden, und er ist glänzend rehabilitiert. Mit siebzig ist er ein tadelloser Ehrenmann, mit achtzig eine leuchtende Zier."

Gerade die Bitternis aber rechnete sie ihm gut an. Es war doch eine Art Bund zwischen ihnen beiden.

Eine imposante Feier war die Beisetzung dieses ehrwürdigen und herrlichen Mannes. Agnete in eisiger Ruhe ließ sich alle Einzelheiten erzählen und las von ihnen im Blatte. Danach, als der Abgeschiedene unter der Erde lag, löste sich ihre Starrheit. Eine fiebrige Hast kam über sie. Arbeiten! Arbeiten! Ihr alter Ehrgeiz spornte sie heftig und ohne Nachlaß. Sie wollte a u c h würdig begraben sein!

Zeitweilig fühlte sie eine Schwäche. Wenn sie abberufen würde, ehe sie das Geld beisammen hätte!

All die Erlebnisse der letzten Zeit hatten zu stark an ihr gerüttelt. Und nun trieb sie sich planmäßig einer Krankheit in die Arme. Eine Erkältung tat das übrige. Sie mußte sich legen. Die Lunge entzündete sich. Sie phantasierte von den Federbüschen der Leichenpferde und ihren Schabracken.

Es war um die Weihnachtszeit, daß sie krank lag. Martin hatte Pläne über Pläne entworfen, wie er sich für das Geburtstagsgeschenk erkenntlich zeigen sollte. Beim Juden Neumann war ihm eine kleine Anleihe gelungen, für das Geld sollte ein auserlesen schöner Weihnachtsbaum besorgt werden, und dann dachte er an Überraschungen mannigfacher Art.

Nun konnte aus dem allen nichts werden. Aber gleich nach dem Fest geschah es, daß sie die Krisis glücklich überwand, dank Mutter Knolls trefflicher Pflege und dank ihrer eigenen Lebenskraft, die ihre Pflicht noch nicht erfüllt, die für den würdigen Abschluß dieses Daseins noch nicht ausreichend gesorgt hatte.

Mit Beginn des neuen Jahres saß sie schon wieder, in Decken gehüllt, auf dem Sofa und häkelte an einem Schulterkragen.

Am selben Neujahrstage aber, zur Feier ihrer Genesung und um ihr Glück zu wünschen fürs Leben, fand sich Martin Overbeck mit einem großen Strauß Veilchen bei ihr ein. Sie grub das welke Gesicht in den fremden Frühling, und dann sagte sie leise, mehr für sich als für ihn: „Seit fünfzig Jahren hab' ich wohl keine Blumen mehr bekommen."

Darauf aber wandte sie sich beinahe zornig gegen ihn: er wäre doch unverbesserlich, und ein Jammer wär' es um das viele schöne Geld!

Um die Mitte März war es, und die heimatliche Erde fing selbst an Veilchen zu tragen, da gab es einen großen Tag für Agnete Susseroth, da hatte sie ihre

Lebensarbeit getan, da waren die noch fehlenden hundert Mark für das standesgemäße Begräbnis glücklich unter Dach und Fach gebracht.

Es war ein Tag zum Jungwerden. Dieses flirrende, zitternde Märzenlicht, das die Welt durchschwang — alles war in dieser prickelnden Bewegung, Sonne und Luft und Erde. Die Mauern selbst lebten und bebten, es zuckte in den Grundpfeilern der Kirche bis hinauf in die Turmspitzen, und die Glocken surrten leise.

In den Schallöchern der Kirchtürme und um sie hatten die Dohlen ihr Wesen. Hier saßen sie, hier flogen sie, hochfahrend und behäbig. Sie hatten schon ihre Brut im Nest. Aufgeplustert, in stolzer Seßhaftigkeit blickten sie auf die Zugvögel herab, auf die Stare, die lauten Landstreicher, die noch nicht recht wußten, wo ihres Bleibens war, die, wenn's gut ging, in Bretterhäusern ihr Unterkommen fanden und mit der Hochzeit sich noch gedulden mußten. Und nun gar auf das kleine Musikantengesindel, das unter freiem Himmel, in Hecken und Büschen kampierte! Die aber hätten mit den Turmhockern in ihren öden Gemäuern nun und nimmermehr getauscht, und jeder war neidlos fröhlich in der Geringschätzung des andern und seines Gehabes.

Alle und alles aber umfing dieser erste grüne Erdenschimmer, herb und bitter und süß, so scheu zugleich und so trotzig, so wehrhaft und so bang.

Agnete Susseroth öffnete das Fenster und ließ den Nachmittagsonnenschein frei hereinfluten. Der Zauber der jungen Frühlingsluft perlte über ihre matten Sinne und tat ihnen gut. Sie atmete so leicht, ihr Herz ging schnell, als wollte es fliegen. Beinahe unkörperlich kam sie sich vor, so meinte sie selbst zu Frau Knoll, als die sich bis zum Abend von ihr verabschiedete. Auch das sagte sie, daß sie noch einen Weg machen wolle, in den Frühling hinein.

Was sie aber auf diesem Weg und in den Stunden dieses Nachmittags empfunden, der für sie, nachdem sie jetzt genug sich gemüht hatte, ein neues Leben, ein Leben des Genusses einleiten sollte, das konnte sie selbst keinem mehr verraten. Aber es gab Zeugnisse, die es Sehenden und Fühlenden deutlich offenbarten. —

Martin Overbeck war an seinen geliebten Hafen gegangen. Vom Winterschlaf war hier jetzt das letzte abgetan, Schiff über Schiff verließ das Quartier, im silbernen Kielwasser der Dampfer zogen und fischten die silbernen Möwen. Es ging in die See und weiter in den Ozean, und seine Träume gingen mit.

Schon braute die Dämmerung aus dem Wasser und drängte die Gassen hinauf, als er sich heimwärts wandte.

Stiller als draußen war es auf dem Kirchplatz an der Seite, wo seine Wohnung lag. Beim Küsterhaus konnte er auf den Flur blicken, hier ging die junge Küsterfrau auf und ab, ihr Jüngstes auf dem Arm, und sang es leise in Schlaf. Hinter der Mauer aber im Pastorengarten schlug eine Drossel zärtlich und tief.

O über die junge, junge Welt!

Der alte Herr war müde geworden vom Frühling. Er sehnte sich nach seinem Lehnstuhl. Erst aber wollte er doch seine Freundin begrüßen.

So klopfte er an bei ihr. Es kam keine Antwort. Seltsam. Zu Hause war sie. Er hatte im Vorbeikommen durchs Fenster ihre weiße Haube vom Sofa her leuchten sehn.

Wieder klopfte er, und als er wieder nichts hörte, ging er hinein.

Sie saß auf ihrem Sofaplatz, sein Gruß blieb unbeantwortet. Da trat er an sie heran und nahm ihre Hand — kalt und schlaff, er strich über ihr Gesicht — erloschen.

Schnell, ob er gleich fühlte, daß es hier nichts zu tun gab, als andächtig zu sein, zündete er die Kerze an.

Da sah er sie nun deutlich. Zurückgelehnt saß sie, in natürlicher Haltung, die Augen, halbgeschlossen, hatten etwas lauernd schalkhaftes, der Mund aber — was war nur mit dem Mund geschehen? Wo war seine Bitterkeit geblieben und seine Schärfe? Etwas wie ein Lächeln war um ihn, eine feine Schelmerei, geradezu ein zärtlicher Übermut, wo hatte er nur all das Junge und Liebe herbekommen?

Martin konnte sich nicht halten und helfen, er streichelte ihre Wangen und sagte: „Lütte Diern!" und wieder: „Lütte Diern!"

Dann kam ihm etwas ins Auge, und jetzt erst sah er, daß vor ihr auf dem Tisch

ein Paket lag, daneben stand das Tintengeschirr. Dieses Paket war offenkundig ihr letztes Werk vor ihrem Hinscheiden. Es war an ihn, Herrn Martin Overbeck, gerichtet. Die Schriftzüge waren klar und fest. Martin sah ihr ins Gesicht, das wie lebend war — nein, fast noch mehr, denn nie hatte es soviel jugendliche Sorglosigkeit besessen — und dann öffnete er langsam den Umschlag.

Eine Zigarrenkiste mit hundert „Renatas". Darauf lag ein Briefbogen, der die Worte enthielt: „Dies für Herrn Martin Overbeck. Und daß sich jetzt auch ja die Hundertste findet!"

Martin war in seinem krausen Leben nie eigentlich ratlos gewesen — hier wurde er's zum erstenmal. Er blickte rundum und blickte ihr wieder ins Gesicht — war es das Schattenspiel der flackernden Kerze, oder lachte sie ihn wirklich aus?

„Nein, nein, nein, Agneting" — stieß er dann leise in glückseliger Kläglichkeit hervor — „wie denkst du dir das eigentlich!"

Sie hatte die hundert Mark geopfert, die ihres Lebens Arbeit, ihres Lebens Ziel gewesen waren. Ein anständiges Begräbnis, ein standesgemäßes Begräbnis, der Leitstern ihres mühseligen Daseins — war es denkbar, daß sie selbst diesem Leitstern noch zu guter Letzt ein Schnippchen schlug?

Hm. War es so ganz unmöglich? War der Agnete Susseroth da auf dem Sofa unter Umständen nicht doch so etwas zuzutrauen?

Und kopfschüttelnd klagte er wieder: „Lütte Diern! Lütte Diern!"

Aber jener Frage ging er jetzt nicht weiter nach. Es gab hier Notwendigeres zu tun. Er eilte ins Pastorenhaus und holte die nötigen Kräfte, die der Leiche sich annahmen.

Am Abend des andern Tages lag sie aufgebahrt in einem der unbenutzten Zimmer des Hauses. Martin Overbeck hielt bei ihr die Wacht.

Nun kamen sie und nahmen die Tote in Augenschein. Herr Pastor Karsten kam und seine Frau, auch Mutter Knoll blieb natürlich nicht aus.

Pastor Karsten betrachtete die Tote lange mit seinen guten Augen, und er hatte schöne Gedanken für seine Trauerrede. Aber mit dem, was er jetzt sprach, war Martin gar nicht einverstanden: „Man sieht es ihr an, sie hat sich nach dem Heimgang gesehnt."

Das sah man ihr durchaus nicht an. Außerdem klangen die Worte, als seien sie schon öfters gesprochen worden. Und in der Tat war der Geist des gelehrten geistlichen Herrn schon wieder mit biblischer Textkritik beschäftigt.

Da war das schon besser, was Mutter Knoll sagte, die, nachdem die Pastorsleute gegangen waren, noch eine Weile blieb. „Süht sie nich so aus, as ob sie's selbst nich glaubt — as ob sie sich bloß verstellt?"

Und nun saß Martin wieder allein bei ihr, und seine Blicke kehrten immer wieder zu ihrem Munde zurück, dem selbst Mutter Knoll einen Zug schalkhafter Überlegenheit abgewann. Ja, sie hatte ihre Not, ihre Düsternis, ihres Daseins Schwere und die Sorge ihrer Tage überwunden noch in der letzten Stunde, ehe sie Abschied nahm.

Das bezeugte ihr Mund so gut wie ihre letzte Bestimmung, ein Vermächtnis an die unbekümmerte Daseinslust.

Ja, ja, er hatte sie bekehrt und gewonnen für des Lebens Leichtigkeit — nur daß sie gleich auf dieser Leichtigkeit zum andern Ufer entschwebt war. Eine Gemeinschaft gab es zwischen ihnen beiden, ihre letzten Gedanken hatten ihm gegolten, ihre letzte Freude war es gewesen, ihm ein Liebes anzutun.

Er stand auf und ging zu ihr, beugte sich über sie und küßte sie auf den Mund, um den das Lächeln war trotz seiner Kälte. — —

Sie hatten das, was von Agnete Susseroth sterblich war, zu Grabe getragen. Sie war keine „große Leiche" gewesen, nach dem Stande ihrer Hinterlassenschaft hatte es ein Mittelbegräbnis gegeben, die Pferde ohne Federbüsche und ohne Prunkschabracken.

Darüber, daß sich also ihr Wunsch, den sie selbst noch zu guter Letzt verabschiedet hatte, nicht erfüllte, machte sich Martin nun weiter keine Gedanken. Zu sehr war ihm dieser Wunsch von je als Marotte erschienen. Statt dessen war er ehrlich genug einzugestehen, daß Agnete in letzten Verfügungen eine unübertreffliche Meisterin

sei. Die „Renata“ erwies sich aufs neue als das, was er als „Standpunkt“ zu bezeichnen beliebte.

Und von der so gewonnenen Lage aus ließ sich dieses Lebens Unverstand viel verständiger überschauen. Und die Erinnerungen wurden dankbarer, tiefer und zarter.

Jeden Tag eine — war das nicht des Guten zuviel? Und leicht war sie nicht — sie ging ans Herz. Aber das mußte und sollte sie auch!

Sollte er sich vielleicht nur an Sonn- und Feiertagen eine leisten? Ja, aber hatte er noch soviel Zeit? Wenn ihn die Hundert so überlebten? Das wäre ein Jammer, nicht zu ermessen. Im Grabe würde ihm das keine Ruhe lassen.

Also munter drauflos. Sie sagen, es ist das Vorrecht der Jugend — falsch! — es ist das Vorrecht des Alters, leichtsinnig zu sein.

Und Martin Overbeck rauchte jeden Tag seine „Renata“. Jeden Tag beschwor er durch sie einen Reigen leuchtender Erinnerungen: nur die guten ließ er ein, Unfrohes trat ihm nicht in seinen Kreis. Bald zogen sie so nahe, daß er ihren Odem spürte, bald waren sie Wolken, abendlichtbesäumt, oder die Gestalten lösten sich auch wohl in Klänge auf, in leise, ferne, gütige Musik.

Palmen hört er rauschen im Abendwind, wie Erquickung kommt es über ihn nach mühevollem Tag, er liegt vor seiner Bambushütte, Madura, die schwermütig zärtliche Tochter des javanischen Häuptlings, reicht ihm die Kokosschale mit Fruchtwein und singt ihm ein süßklagendes Sehnsuchtslied ihres Volkes — — — —

Über dem Ozean steht der Vollmond, groß und bewußt, denn hier liebt man ihn mehr als die Sonne. Leise plätschert die Flut an das kleine Ruderboot, in dem Faleula, die jüngste Enkelin seines samoanischen Gastfreundes, ihn hinausführt aus dem Hafen von Apia, hinein in das Lichtmeer. Nun zieht sie die Riemen ein, und sie lehrt ihn weiter die Sprache des Landes. Auf ihrer Haut — die hellste Bronze schimmert nicht so — sind Tätowierungen, die sie ihm erklärt. Das ist eine zusammenhängende, drollige Geschichte. Wie lacht sie dabei — wer kann lachen wie Faleula? Wie lacht sie ihn aus, wenn er sie nicht versteht oder Verkehrtes spricht. Macht er es aber richtig, dann darf er sie küssen. Wer kann küssen wie Faleula? — — —

So kamen sie wieder zu Martin Overbeck, all die Frauen, die ihm gut gewesen waren und ihm Liebes erwiesen hatten. Und jeder Tag lehrte ihn größere Dankbarkeit gegen das Leben.

Welch ein Frühling war ihm aufs neue beschert!

Und nun ging es auf den Sommer. Die hundert Tage — gedankenlos hatte er ihren größten Teil genossen — näherten sich ihrem Ende.

Es war in der zweiten Hälfte des Juni. Martin tat, was er selten getan hatte: er rechnete. Noch zehn „Renatas“, noch zehn Tage hatte er vor sich.

Das konnte einen leicht wehmütig stimmen. Außerdem machte das Herz ihm neuerdings zu schaffen. Sollte er nicht doch eine längere Pause machen?

Nun bekam er einen gelinden Schreck vor sich selbst. Geht es wirklich zu Ende mit dir, daß du so versunken und bedenklich wirst?

Jetzt und gerade darum kriegte jeder Tag sein Recht!

Und das eine hatte er ja ganz vergessen: es galt immer noch, die Hundertste seiner Herzensdamen aufzufinden. Jetzt, wo er in vollem Zuge war, bot sich die beste Möglichkeit dazu. Wenn er eine Unterbrechung eintreten ließ — —!

Und Martin rauchte sein Teil und träumte sein Teil — und zählte und rechnete und sorgte nicht.

Eines guten Tages war es dann soweit: da nahm er die letzte „Renata“ zur Hand.

Ein feierliches Gesicht gebührte diesem feierlichen Augenblick. Es gelang ihm halbwegs, dann aber lachte er sich aus. Und er genoß seine Träume in unbefangener Fröhlichkeit.

Das war nach dem Mittagessen. Nun setzte er sich in dem Lehnstuhl zurecht, ein Schläfchen zu tun. Danach wollte er seinen gewohnten Hafenspaziergang machen.

Aber er schlief lange — was ihm nie geschehen war, er verschlief die Zeit. Es war gegen Abend, als er die Augen aufmachte. Die Glieder waren ihm schwer.

Jetzt kam Mutter Kroll. Sie fand ihn noch schlaftrunken im Lehnstuhl hocken.

„Was is denn mit Ihnen, Herr Overbeck?" fragte sie sorgsam.

„Schnurrig!" sagte er. „Mir ist so leer. Und so still ist es in mir. So ein Gefühl hab' ich — wie 'ne Uhr, die abgelaufen ist."

Es war aber nichts Dumpfes oder Trübes in den Worten, und sein Auge blickte leicht.

„Ich möchte hier sitzen bleiben," erklärte er. „Leisten Sie mir 'n bißchen Gesellschaft." Er deutete auf einen Stuhl. Sie nahm Platz.

„Morgen hab' ich nun keine ‚Renata' mehr," so plauderte er. „Und jetzt bin ich unsagbar neugierig, ob das wirklich wahr ist."

„Was denn, Herr Overbeck?"

„Ob ich heute mein Leben aufgeraucht und zu Ende geträumt habe."

„Aber was sünd das für Sachen —!"

„Ruhig, Madaming! Ich bin's ja auch. Sagen Sie mal, können Sie rechnen?"

„Ganz gut."

„Wenn ich mir für die hundert Mark Fünfpfennigzigarren gekauft hätte, wieviel Tage hätte ich dann für mich gehabt?"

Sie hatte es gleich. „Zweitausend."

„Falsch."

„Zweitausend Tage, Herr Overbeck."

„Falsch. Schon vor dem ersten hätt' ich mich dann aus diesem Dasein gedrückt."

Er lachte, und sie lachte mit. Aber es war ihr doch seltsam weh und beklommen.

„Was hab' ich es gut gehabt!" so bekannte er des weiteren. „Und immer waren es die Frauen. Überhaupt die Frauen, Mutter Knoll. Man soll nur nichts Unmögliches von ihnen verlangen. Immer die Frauen. Bis in die letzten Tage hinein."

Plötzlich hielt er inne, warf den Kopf in die Höhe und blickte mit sprühenden Augen.

„Was bin ich bloß für ein dummer Kerl! Da hab' ich ja die Hundertste! Da ist sie ja! Und ich suche in den wildesten Erdteilen herum!"

Nun rückte Frau Knoll unruhig auf ihrem Stuhl. Martin aber warf sich in die Brust: „Das war ja nun mal gewiß, daß die Hundert voll sein mußten! Ohne das hätt' ich es nicht getan!"

Frau Knoll sah ihm groß ins Gesicht. Sie wurde der lieben, strahlenden Schwerenöteraugen nicht froh, sie glaubte, daß sie phantasierten.

„Was stieren Sie mich so an, Mutter Knoll? Glauben Sie, ich bin verrückt geworden? Nein, nein — es hat alles seine Richtigkeit. Sie haben doch auch Fräulein Susseroth im Tode gesehen. Sah sie traurig und unglücklich aus?"

„Nee. Gar nich."

„Leicht und froh. Beinahe übermütig. Das Lächeln um ihren Mund —" er sann und schwieg.

Mutter Knoll aber wurde noch weniger aus ihm klug. Und das leise Angstgefühl in ihr wuchs mehr und mehr.

„Hier in dieser alten, gräßlichen, wunderschönen Stadt ist mir das erste Liebe geschehen — und das letzte. Und dazwischen hat der ganze Erdkreis mir Gutes getan. In Schnee und Eis und Wüstensand — überall hat das Glück mir geblüht. Unglück auch — aber das Glück war mehr. Schön war's, Mutter Knoll. Ich war ein Herr der Erde!"

Das sprach er mit fast jungenhaftem Stolz. Dann gähnte er gewaltig.

„Was ich heut bloß müde bin!"

Er reckte sich, dann kauerte er sich zusammen und tat gleichmäßige Atemzüge.

Eine Weile schlief er, ruhig und fest. Einmal sprach er wie im Traum: „Neunundneunzig — hundert —" und schmunzelte dazu.

Dann hielt er den Atem an, als lausche er hinaus über die Erde. Und nun leuchtete sein Gesicht von einem tiefen Schein, von einem reinen Lächeln, in dem all seine Güte war, seine Dankbarkeit und sein schalkhaftes Wesen.

So schwebte er hinaus über die Erde in die Sternenbahn. Und er war so gut beschwingt, gewiß erreichte er den neuen Stern, zu dem es ihn zog.

Inspiration

Nacht. Finsternis. In müder Hand
Lass' ich von Tages lautem Tun
Abwärts zur ewigen Nacht gewandt
Die Stirne ruhn.
Wie still! Wie ohne Laut die Weite!
Kaum rauscht im Weg ein welkes Blatt,
Der Wolken dunkle Reise hat
Nicht Mond, nicht Sterne zum Geleite.
Langsam entgleitet meiner Brust
Der arge Stachel, unbewußt
Streift alles, was sie tags umgab,
Die Seele ab.
Was Tröstliches und Liebes ihr bekannt,
Tritt aus des Traumes Wunderheimatland
Vertraut hervor und neigt sich über sie.
O Seelentrösterin, sei mir willkommen,
Du Ahnungsvolle, deren Melodie
So oft den Alp von meiner Brust genommen!
Auf deine Stimme laß mich wieder,
Traumtiefer Born geschmückter Lieder,
Auf deiner Silbersaiten Rauschen
Entrückt und traumverloren lauschen!

Hermann Hesse

Weiße Azaleen

Wie blühten deine weißen Azaleen
In jenem Januar! —
Du gingst verklärt, wie ich dich nie gesehen.
Brillantenglanz umstob das junge Jahr.

Ein schönrer Schimmer war auf deinen Locken.
In allem Tun ein süßer, scheuer Drang.
Ein Klingen wie von feinsten Zauberglocken
Um deinen Gang und Sang.

Dein Blumenerker war wie blumentrunken;
Du selber weiß — ein Weiß, das glüht und sprüht.
Nicht lange! — Deine Leuchte war versunken,
Eh deine Azaleen noch verblüht.

Kein Glanz kam wieder in dein Leben, keiner.
Du gehst, wie tausend, tausend andre gehn,
Von Jahr zu Jahre müder, karger, kleiner
Blühn deine Azaleen.

Frida Schanz

Karrenfuhrwerk am Niederrhein. Gemälde von Prof. Jul. Paul Junghanns
(In der Ausstellung der Münchner Sezession 1912)

Blick auf das Dörfchen Tiefurt

Tiefurt. Von Wilhelm Hegeler in Weimar

Es gibt zwei Wege von Weimar nach Tiefurt, und ich wüßte nicht, welches der schönere ist. Der eine führt im Tal an der Ilm entlang und ist ein schmaler, schattiger Fußpfad, umbuscht von Hainbuchen und Eichen. An einer freien Stelle wölbt sich ein riesenhafter Viadukt. Doch kaum hat man den hohen Bogen durchschritten, so schließt sich der niedrige Laubgang schon wieder, waldgrüne Dämmerung umgibt den Wanderer, bis er an eine große Wiese gelangt, die schon zum Dörfchen Tiefurt gehört. Der andere Weg aber ist die prächtige Tiefurter Allee, die über die Höhe des Landrückens hinführt. Wenn man auf seiner obersten Erhebung unter den glattrindigen Kirschbäumen, die die Straße säumen, stehenbleibt, so biegt sich tief unter einem, hinter den glitzernden Wellchen der hier breiten und flachen Ilm, ein sanftes Halbrund von Häusern mit weißen Mauern und roten Ziegeldächern, aus deren bescheidenem Gedräng ein schiefergedeckter Kirchturm hervorragt. Es ist das Dörfchen, das den Rittersitz der Herren von Divurte umlagert, und das nach diesem ehemals so streitbaren Geschlecht noch heute den Namen führt. Links blaut in der Ferne, durch weite Wiesen und Äcker geschieden, der lange Zug des Ettersbergs, gekrönt und abgeschlossen nach unserer Seite hin durch das niedliche Dörfchen Schöndorf, von dem die Weimarer sagen, wenn es überhaupt zu sehen sei, so trage es auf dem Moosrücken seiner Dächer gewiß ein Flecklein Sonne.

Geht man nun einige Schritte weiter, so kommt man an einen weißen Stein, auf dem nur das eine Wort steht: Unterhaltungsgrenze. Es hat gewiß einen ganz kommunen und kommunalen Sinn und kann höchstens die Steuerzahler oder Chausseearbeiter interessieren. Aber, ihr wohlgesinnten und mir gleichgestimmten Seelen, laßt uns einmal glauben, dies Wort wäre auf uns gemünzt. Und wenn wir nun die

Herzogin Anna Amalia

Das Schlößchen Tiefurt

Dorfstraße und den breiten steingepflasterten Hof des Kammerguts durchschreiten, der zu dem dahinterliegenden Schlößchen führt: so laßt uns schweigen. Laßt uns die inneren Sinne öffnen und die Geister sehen, die unter der unscheinbaren Hülle des Wesens eigentliche Pracht zu erblicken vermögen und Kraft haben, die grauen Schatten längst entschwundener Dinge mit dem blühenden Glanz des Lebens zu umkleiden. Denn wenn wir so nicht sehn, dann bietet der sommerliche Musensitz Anna Amaliens sich im Schatten der hochragenden Ulmen dar als ein schmuckloses und etwas finsteres Gebäude, trotz seiner Kleinheit ohne Zierlichkeit, mit braungestrichenen, dicken Mauern und kleinen Fenstern, ganz ohne modernen Komfort, wie es scheint, so daß ein bemittelter Gutsbesitzer unserer Tage es wohl am liebsten niederreißen würde. Ja, wer es so sieht, mit den Augen barbarischer Sinneseinfalt, dem mag es ergehen, wie der jungen Dame aus Ostpreußen, die ich einmal hinführte und die mir antwortete: „Erbarm' dich! Ich hab' auf meiner Reise so viel schöne Schlösser gesehn. Da werd' ich in dies Dreckbudchen doch nicht reingehn."

Großherzogin Louise

Das war für mich wirklich ein merkwürdiges Erlebnis. Und es wurde noch merkwürdiger durch einen sich unmittelbar anschließenden Vorgang. Denn als ich mich mit dem frischen, von Bildungshunger so gar nicht geplagten Landfräulein unter den hohen Bäumen des Parks zum Kaffeetrinken niederließ, fuhr ein Landauer vor, dem in Begleitung eines Offiziers zwei langzöpfige Chinesen ent-

stiegen. Wie ich später hörte, hatten sie bei Krupp in Essen Kanonen bestellt. Eine gewiß nicht schöngeistige Mission. Doch wollten sie in ihr fernes Vaterland nicht zurückkehren, ohne vorher Weimars Geniehof gesehen zu haben.

So ist der Weg des Ruhms. Er eilt durch die Jahrhunderte hin, überfliegt Länder und Meere und selbst die berüchtigte chinesische Mauer, aber sein Flügelschlag hatte das ostpreußische Rittergut, auf dem die junge Dame aufgewachsen war, ganz unberührt gelassen. Was wußte sie von Weimar? Von Anna Amalia? Von Goethe? Vergnügt trank sie ihren Kaffee und meinte, Tiefurt sei für die Weimaraner wohl ein recht beliebter Ausflugsort, weil der Kaffeekuchen so frisch sei.

Aber belächeln wir nicht allzusehr diese achtzehnjährige Naivität! Vielleicht wird Lust oder Schmerz ihr noch einmal das innere Auge öffnen, und sie wird, sich nicht mehr mit der sinnfälligen Wirklichkeit begnügend, nach den Deutern und Verklärern des Lebens, den Dichtern, die Hand ausstrecken und wird dann sehnsüchtig an den Ort zurückdenken, auf dem sich jetzt vor ihrem Blick nur ein Dreckbudchen erhob.

Belächeln wir sie nicht! Aber gleichen wir ihr auch nicht! Laßt uns eingedenk sein, daß am Eingang des Parks einstmals die Inschrift stand:

Hier wohnt Stille des Herzens, goldne Bilder
Steigen aus der Gewässer klarem Dunkel.
Hörbar waltet am Quell der leise Fittich
Segnender Geister!

So laßt uns das Schloß betrachten! Und wenn wir die breite, ausgetretene Holztreppe hinaufgestiegen und in die grauen Filzschuhe geschlüpft sind, so staunen wir, wie reizend und zierlich das Innere dieses von außen so schwerfälligen Gebäudes ist.

Daß es sich so schmuck und sauber, bewohnt und doch wie neu, als das Heim einer vornehmen, auf Kunst und Anmut, aber durchaus nicht auf Luxus bedachten Frau vorstellt, und daß es nicht das mindeste vom Museum oder Raritätenkabinett an sich hat, ist ein Verdienst des jetzigen Großherzogs. Er hat aus den Räumen alles beseitigen lassen, was im Lauf der langen Jahre an späteren guten und auch schlechten Kunstgegenständen, Möbeln, Porzellanen, Fächern und besonders Kupferstichen, die an willkürlich gezogenen Zwischenwänden hingen, sich angesammelt hatte, und hat ihnen bis auf die kleinsten Einzelheiten den Charakter und die Stimmung der Zeit Anna Amaliens zurückgegeben.

Sanft gleitet der Fuß über die mit strahlenförmigen Ornamenten bemalte Leinwand des Fußbodens. Gleich das erste Zimmer, das man von der Treppe aus betritt, diente — ein Symbol für die Gastfreiheit des Hauses — dem häufigen

Eine Ecke aus dem Eßzimmer des Tiefurter Schlößchens
An der Wand farbige Wiedergaben der Raffaelschen Fresken in der Farnesina

Logierbesuch. Goethe und Knebel haben hier gewohnt. Unter Glas befindet sich eine Zeichnung Goethes, die Lobedaburg, und die Kalksteinbüste Klauers gibt die Züge des größten unter den Gästen wieder:

Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen voll Götterblicken
Gleich mächtig zu töten und zu entzücken —.

Durch einige kleinere Räume und durch den Speisesaal, auf dessen niedrigem Büfett sich kostbares Fürstenberger Porzellan befindet und dessen Wandschmuck die bunten Wiedergaben der Raffaelischen Deckengemälde von Amor und Psyche in der Farnesina sind, gelangen wir in das Empfangszimmer, in dem die abendlichen Vorlesungen stattfanden.

Es ist fünf Meter lang und ebenso breit.

„Was?" höre ich meine sehr verehrte Freundin aus Berlin fragen, die soeben ihr neues Haus bezogen hat. (Denn in Berlin wohnt jeder, der etwas auf sich hält, in einem neuen oder wenigstens „neu renovierten" Haus.) „Größer nicht? In einem solchen Gelaß empfing eine Herzogin ihre Gäste? Da ist ja mein Salon, vom Tanzsaal gar nicht zu sprechen —". O, gnädige Frau, ich weiß, Ihr Salon, Stil Louis XVI, ist gewiß dreimal so groß und dreimal so hoch. Und wenn Sie gar mit den paar ärmlichen Wachskerzen, die an den Bronzearmen des winzigen Kronleuchters Helligkeit spendeten, die Lichtkraft Ihres Kristallüstres und die ungezählten Glühkörper da und dort an den Wänden, auf den Tischen, ja selbst im Kamin vergleichen: so dürfen Sie, ohne zu renommieren, behaupten, daß Ihre Gäste zehnmal, was sage ich? wohl hundertmal besser beleuchtet sind, als die doch auch nicht gerade kleinbürgerliche Gesellschaft Anna Amaliens. Aber, gnädige Frau, wie steht's mit der inneren Leuchtkraft? Mit Ihrer eigenen und der Ihrer Gäste? Halten Sie es wohl für möglich, das, was man in Ihrem Kreis nach aufgehobener Tafel plaudert, flirtet, klatscht und spöttelt, könnte die Herzen so erheben, daß man von Ihrem Heim sich verabschiedet mit der Empfindung jenes Franzosen von Tiefurt, der sagte: „On ne part pas de Tiefurt, on s'en arrache."

Ach, gnädige Frau, ich habe so manchen Ihrer Gäste krampfhaft gähnend die Treppe hinuntereilen sehen. Bei allem Licht von draußen kann es trübselig dunkel sein, wenn nicht das Licht von innen dazu kommt.

Aber sehen wir uns ein wenig um in diesem fünfmetergroßen Empfangszimmer. Die Ausstattung ist so einfach wie nur möglich. Der einzige Schmuck der braunen Papierwand sind eingelassene schwarze Kupferstiche. Und nahe beim Fenster steht die reizvolle Plastik des kleinen Fritz von Stein, die Klauer aus einem im Dörfchen Ötter̈n gefundenen Stein gemeißelt hat.

Der Mittelpunkt aber und des Zimmers wesentlichstes Möbel ist der große runde

Aus dem Eßzimmer: Das Büfett mit dem Fürstenberger Porzellan

Empfangszimmer

Tisch mit den behäbig einfachen Biedermeierstühlen darum. So zwanglos, man möchte sagen, lebendig gruppieren sie sich, als hätte soeben erst die Gesellschaft sich von ihren eher harten als weichen Polstern erhoben. Und was war das für eine Gesellschaft! Um die Gunst, nur mit dem geringsten dieser Gäste eine Stunde lang plaudern zu dürfen, gäbe man gern alle Gesellschaften einer Saison dahin.

Es gab Abende, da saß die Herzogin hier ganz allein mit ihrer munteren, stets geneckten und stets wieder neckenden Hofdame, dem Fräulein von Göchhausen (Thusnelda, auch Gnomide genannt) und mit dem unzertrennlichen Papa Wieland, „ihrem guten Alten". Er war in Tiefurts Hainen, nachdem er neben dem Grafen Görz und Knebel 1772 zur Erziehung der beiden Prinzen dorthin berufen war, kaum eigentlich noch Gast, sondern betrachtete sich als Glied des Hauses. Und diese Intimität steigerte sich, als er nach dem Tod seiner Gattin ganz nach Weimar übersiedelte und Trost fand im elysischen Hain bei

Goethe

Die Schattenrisse in diesem Artikel sind dem höchst interessanten Werke „Die Goethezeit in Silhouetten" von Dr. Hans Tim. Kroeber mit Erlaubnis des Verlags von Gust. Kiepenheuer in Weimar entnommen.

Carl August

seiner gütigen Herzogin, die nach seinen Worten, „mit einer an Personen ihres Standes beispiellosen Zartheit, Schonung, Aufmerksamkeit, Achtung und Freundschaft ihr möglichstes tut, mich zu erheitern und vergessen zu machen, daß ich ohne meine Alceste (die mir kein Herkules wiederbringt) wohl zuweilen glücklich scheinen, aber nicht glücklich sein kann".

Doch um so lebhafter ging es an den anderen Abenden zu.

Da versammeln sich in dem Gemach, wenn des Himmels mißgünstiges Gesicht sie hineintreibt — denn am liebsten halten diese naturfrohen Menschen draußen im Park Tafelrunde — Anna Amaliens junger Sohn, der jetzt regierende Herzog Karl August, und der liebenswürdige Kammerherr von Einsiedel, wegen seiner Herzensgüte und seines geselligen Genies l'ami genannt, Freund aller Guten und keinem Menschen gram, nur in komischer Übertreibung manchen Dingen abhold, wie dem Bier zum Beispiel, dessen Namen er auszusprechen sich sträubt. Da steht in einer Ecke der elegante Herr von Seckendorf, mit schlanken, ekstatisch faulen Gliedern, an seinen Handknöcheln saugend, was seine Lieblingsbeschäftigung bei Hofe ist, vielleicht weil er bei seiner Anstellung aufs Gehalt verzichtet hat . . . wortkarg und in sich gekehrt; doch wenn die Herzogin ihn mit seiner Ansprache beehrt, fährt er hoch und funkelt in einem Feuerregen tiefer oder witziger Bemerkungen. Es fehlt ihm nicht an vielerlei Begabungen. Er ist Dichter, Komponist und Erfinder neuer Kleidermoden. Auch Knebel, der jetzige Prinzenerzieher und frühere preußische Gardeleutnant, der aber auf Preußen nicht sonderlich zu sprechen ist und einmal den boshaften Vergleich geformt hat: „Es geht alles preußisch und militärisch zu, was ebenso wirkt, als wenn man sich des Hagels bedienen wollte, um eine Gegend angenehm zu machen," auch er hält sich bescheiden im Hintergrund. Er nennt sich selbst einen weisen Grämling, ist Dichter im stillen, Freund von Uz und Ramler und später auch von Goethe, im übrigen aber den schönen Geistern nicht allzu wohlgesinnt. Und es kommt sicher, wenn er nicht auf Reisen sich befindet, der unfranzösisch korpulente Herr von Villoison, schnupfend, zerstreut, gelehrt und harmlos gutmütig. Natürlich erglänzt auch das dichterische Dreigestirn: Wieland, Herder, Goethe, denen als Stern zweiter Ordnung der gute Musäus sich beigesellt. Und nicht minder hell, vielleicht sogar noch heller, strahlen in diesem Kreise die holden Frauen, deren Name und Art uns ja allen bekannt sind: die Herzogin Louise, Frau von Stein, Korona Schröter, gleich begabt als Schauspielerin wie als Sängerin, die Gräfin Egloffstein, die kleine Schardt, Herders Seelenfreundin, die pikante Gräfin von Werthern-Beichlingen, und wie sie alle heißen.

An solchen Abenden wurde gespielt, musiziert und vor allem vorgelesen. Und so mäßig man für gewöhnlich in leiblichen Genüssen war, der Geist besaß eine Aufnahmefähigkeit, die uns Heutigen in Erstaunen setzt. So hat man an einem Abend, am 23. August 1781, Nathan und Tasso gegeneinander gelesen. Die Aufgabe des Vorlesens fiel gewöhnlich dem Fräulein von Göchhausen zu. Manchmal aber zog auch Wieland das neueste Werk seiner Muse hervor und las selbst. Das waren dann immer etwas heikle Stunden. „Wehe dem" — schreibt die Gräfin Egloffstein, die es persönlich erlebt hat — „der sich nicht der strengsten Aufmerksamkeit bei seiner Lektüre befleißigte, oder gar wohl ein unwillkürliches Geräusch zuschulden kommen ließ! Augenblicklich versenkte der grämliche Alte unter dem heftigsten Schelten sein Manuskript wieder in die Tasche und zog sich in ein Schmollwinkelchen zurück, wo er trotz aller Entschuldigungen des störenden Teils und der milden und versöhnenden Worte der duldsamen Fürstin verharrte, bis das runde Tischchen mit dem frugalen Abendessen ins Zimmer getragen wurde."

Oft aber entspann sich nach der Vorlesung erst noch eine Debatte. Und auch hierbei ging es nach dem Bericht derselben Augenzeugin durchaus nicht immer ganz eben und höfischem Anstand gemäß her. Wielands launenhafte Krittelei, Herders persiflierender, beißender Witz, sowie Knebels unbezähmbare Leidenschaftlichkeit, vor allem aber Goethes diktatorisches Genie wirkten so kräftig und rücksichtslos gegeneinander, daß die Fürstin mit all ihrer Milde die hoch auflodernden Leidenschaften nicht zu dämpfen vermochte.

Der Salon im Tiefurter Schlößchen. An der Wand das Bildnis der Herzogin Anna Amalia von Tischbein

Solche Szenen mußte dieser Salon, fünf Meter im Geviert, erleben, und meine Freundin in Berlin W., die so sehr für Kultur, für Distanzehalten und vornehm gedämpften Ton ist, hätte sich gewiß im Kreise dieser Gäste nicht wenig chokiert. Aber die Fürstin mit den großen Feueraugen ihres Oheims, des alten Fritz, war von anderem Schlag, sie hatte selbst Blut in den Adern, das unter Umständen heftig aufwallen konnte. Doch von ihres Wesens Art möchte ich später noch ein wenig mehr erzählen, jetzt wollen wir uns erst die anderen Gemächer ansehen.

Da kommt zuerst das Wohnzimmer Anna Amaliens, in dem noch ihr Spinett und ihre Lyra-Gitarre stehn. Sie war eine herzliche Verehrerin der Musik, die sie liebte „als ein Kordial für schwarzes Blut". An der Wand hängen ihr eigenes Porträt von Tischbein, das ihres nach zweijähriger Ehe so früh verstorbenen Gemahls und das berühmte Pastellbild Karl Augusts, das eine so erstaunliche Ähnlichkeit mit seinem Urenkel, dem jetzt regierenden Großherzog aufweist.

Nebenan liegt das Schlafzimmer der Herzogin. Noch steht das geschweifte Ruhebett mit der grünseidenen Decke darauf an seinem alten Platz. Der dem Fenster gegenüber befindliche Toilettentisch ist, der Statur seiner Besitzerin entsprechend, niedrig. Das Geschirr darauf ist kostbares Wiener Porzellan. Ein Geschenk Josephs II. Wie manche Besucherin habe ich in diesen Raum geführt! Aber beim Anblick dieser liliputanischen Waschschüssel und dieses zwerghaften Kännchens haben selbst die andächtigsten Schwärmerinnen kritische Augen gemacht. Natürlich stellen diese Miniaturen nicht etwa eine Ausnahme dar. Die Waschgeschirre in anderen Schlössern aus der Zeit haben dieselben Dimensionen. Und die in den Bürgerhäusern sind nur von gröberem Porzellan, aber nicht umfangreicher. Es ist eben Tatsache, daß man in der Zeit des Puders nicht sehr viel vom äußerlichen Gebrauch des Wassers hielt. Boshafte Kulturhistoriker behaupten sogar, daß Puder, Schminke und Parfüm nur deshalb so in Aufnahme gekommen seien, um die unangenehmen Folgen dieser . . . sagen wir: großen Dürre zu beseitigen. Mag sein! Immerhin muß man

Ein zweiter Blick in den Salon

Schlafzimmer der Herzogin Anna Amalia

zur Entschuldigung auch noch bemerken, daß die Menschen von damals, als in den Städten noch nicht die Hunderte von Fabrikschornsteinen gen Himmel qualmten, in einer viel reineren Luft atmeten, als wir heutzutage. Wenigstens ist das die Meinung des biederen Pettkoff aus Shaws „Helden“, der sagt: „Dies ewige Waschen ist ekelhaft und unnatürlich. Auch kann es unmöglich gesund sein. Der Unfug kommt von den Engländern her, die von ihrem rußigen Klima so schmutzig werden, daß sie alle Augenblicke den Kopf ins Wasser stecken.“

Durch eine Galerie, die eine Aussicht auf die prächtige Allee des Parks bietet, kommen wir in das Zimmer des treuen Fräuleins von Göchhausen, die, im Leben eine unzertrennliche Begleiterin ihrer Herrin, ihr auch in den Tod gefolgt ist. Daß sie verwachsen war, ist ja bekannt, und es ist charakteristisch, daß sie ihr Zimmer mit lauter Kupferstichen schöner Frauengestalten geschmückt hat. Auf dem Boden steht noch das kleine Körbchen mit der Mopsfamilie, das der Herzog und Goethe ihr verehrt haben, um sie über den Tod ihres Lieblingshündchens zu trösten. Und die Schwelle diesers Zimmers erinnert gleich noch an einen anderen, weniger zarten Spaß. Die beiden ließen ihr nämlich eines Abends die Tür zumauern. Und da man damals mit Ausnahme der höchsten Herrschaften, die sich von kerzentragenden Pagen in ihre Schlafgemächer geleiten ließen, offenbar ohne Licht seine Ruhestätte aufsuchte, so muß die Not des armen Fräuleins groß gewesen sein.

Ehe wir das Schloß verlassen, führt der gewissenhafte Kastellan uns noch in die Küche, den Schauplatz einer dritten heiteren Geschichte. Unter dem riesenhaften Rauchfang sehen wir auf einem Herd von entsprechender Größe einen Aufbau von gebratenen Gänsen, Hühnern, Enten, von Pasteten und Fischen, von frischen Gemüsen und leckerem Obst — aus Porzellan. Mit dieser Vexiermahlzeit überraschte Goethe eines Abends die Tafelrunde, um sie dann hinterher mit desto köstlicheren Dingen in natura zu bewirten. Solch einen Spaß auf den Magen seiner lieben Mitmenschen leistete er sich übrigens nicht zum erstenmal. Schon einige Jahre früher bei der

Kastanienallee im Tiefurter Park

Einweihung des Borkenhäuschens im Park fand die Hofgesellschaft zu ihrer höchst unangenehmen Überraschung den Tisch mit den einfachsten bäuerlichen Gerichten bedeckt, bis ein zurückgezogener Vorhang den Blick auf eine reich gedeckte Tafel freigab.

Das wäre vom Innern des Schlosses zu sagen. Es ist, wie man es nimmt, wenig oder viel. Ein reizendes Biedermeierinterieur in seiner sauberen Niedlichkeit, doch ohne große Kostbarkeiten. Selbst die Bilder haben, mit wenigen Ausnahmen, vor allem durch ihre Modelle Wert. Und auch das, was sich hier zutrug, sind eigentlich keine großen Begebenheiten. Gewiß, hier schrieb in ihrem Zimmer Thusnelda den Urfaust ab und rettete ihn so für die Nachwelt. Und hier faßte auch die Herzogin den Plan des Tiefurter Journals, auf das sich die kleine Gesellschaft, für die es bestimmt war, gegen ein Goldstück oder gegen eigenhändige Beiträge beim Hofgärtner abonnieren konnte. Aber bei aller Bedeutsamkeit so manchen Beitrags blieb diese Zeitschrift doch immer nur der geistreiche Zeitvertreib eines engen Kreises. Im Leben der Nation hat sie nie eine Rolle gespielt. Und das übrige? Wir haben es ja gehört. Vorlesungen, geistreiche Debatten und lustige Späße von so harmloser Art, daß man sie heute kaum noch belächeln würde. Die hohen Feuer, deren Glanz durch die Jahrhunderte strahlt, an deren Wärme wir auch heute noch unsere Sehnsucht und die Not unseres Herzens stillen, nicht hier, sondern in Weimar sind sie entzündet.

Und doch ist gerade das Tiefurter Schlößchen das Ziel so vieler Besucher. Liegt das daran, daß das Leben großer Menschen uns wert und bedeutsam erscheint auch in ihren weniger großen Stunden? Ja, daß es uns gerade dann vielleicht am meisten fesselt?

Ins letzte Innere eines Menschen dringt kein anderes Auge. Der eigenen Persönlichkeit ist es oft genug ein Rätsel. Wäre es uns vergönnt gewesen, dem Dichter des Faust in seinen Schaffensstunden über die Schulter zu blicken: wir könnten von dem eigentlichen Wirken und Weben seines Genius kaum mehr sagen, als wir heute schon wissen. Das Geheimnis bliebe uns nach wie vor verhüllt. Wohl aber ist es uns gegeben, in die Vorhöfe seines Geistes zu treten und teilzunehmen und ihm menschlich näher zu kommen da, wo er Mensch unter Menschen ist.

Der Tintenfleck im Lutherzimmer der Wartburg ist eine Blasphemie und eine Beleidigung für jeden, den auch nur die Ahnung der titanischen Gewissenskämpfe

des Reformators erschüttert hat. Aber das Vexierporzellan in der Tiefurter Küche ist keine Blasphemie, sondern ein echtes Symbol, das die heiter harmlose Geselligkeit dieser Menschen erhellt. Dieser großen und ernsten Menschen, die, jeder auf seine Art, des Lebens ganze Wucht erfahren hatten, und die dennoch — oder vielleicht gerade darum? — Kinder genug geblieben waren, um mit ihrer beschwingten Lebensfreude auch an solchen Späßen sich zu entzücken und sie durch das glanzvolle Spiel ihres Geistes zu verklären.

Der Weg zur rechten Fröhlichkeit führt noch immer die mühsame und steinige Straße des Ernstes. Es gibt keine traurigeren Tröpfe als die sogenannten Lebenskünstler, die vor den dunkel gekleideten Horen ängstlich die Tür zuschlagen, und kein trübseligeres Dasein als das ganz auf den Genuß gestellte. Darum, wenn man die Idylle Tiefurt und die, welche darin der Mittelpunkt war, Anna Amalia, ganz verstehen will, muß man die Straße, die dahin führte, zurückgehen, diese durchaus nicht idyllische, sondern recht dramatische, von allen finsteren Gesellen des Schicksals hart bestürmte Straße.

Des großen Friedrich Nichte stammte aus dem braunschweigischen Herzogshaus. Sie, deren Ruhm später weithin durch die Welt strahlte, war zuerst eine rechte Enttäuschung für ihre Eltern. Ihr Vater konnte es ihr nicht verzeihen, daß sie kein Knabe war. So lebte sie ihre Kindheit im Dunkeln, nach ihrem eigenen harten Wort als Ausschuß der Natur betrachtet. Aber schon ein Brief der Siebenjährigen zeigt ihren originellen, hellen und starken Geist. Sie entschuldigt sich bei ihrem Vater, daß sie ihm so wenig ihre Liebe habe zeigen können. Aber nur Geduld — „et vous verrez, que je n'ai reculé que pour mieux sauter“.

Zurückzustehen, um desto besseren Anlauf zu haben, das war, möchte man sagen, die Art, wie sie auch später ihr Leben meisterte.

Kaum neunzehnjährig ist sie Witwe, Mutter zweier unmündiger Kinder, Herrscherin auf einem von Ränken umstellten Thron und über ein Land, dessen Finanzen zerrüttet sind und das gerade jetzt die Schrecken des Kriegs erfährt. Und sie hat keinen Freund. In diesen Jahren wendet

Zimmer des Fräuleins von Göchhausen

sie sich unaufhörlich mit inbrünstigen Gebeten an Gott. Sucht zugleich aber nach einem zuverlässigen irdischen Berater. Sie ist nicht mißtrauisch, verlangt jedoch vor allem nach Wahrheit und will nicht von irgend jemandem genasführt werden. Und da ihr heller Blick die unter ihrem kränklichen Gemahl eingerissene Mißwirtschaft erkennt, will sie womöglich in alles Einblick tun. Es existiert von ihr ein ausführliches Promemoria an den Geheimen Conseil, daß alle eingehenden Schreiben, Berichte, Suppliken ihr zuerst vorzulegen seien. Wenn sie von diesem Begehren schließlich absteht, so lädt sie doch noch immer eine Arbeit auf sich, die die Kraft eines Mannes, geschweige die einer Frau auf die Dauer übersteigt.

Als sie dann endlich den Vertrauenswürdigen gefunden hat, stimmt sie hellen Jubel an. Und das, was sie aus diesem Anlaß über Fürstenfreundschaften geschrieben hat, ist eines Montaigne würdig.

Als echte Landesmutter sorgt sie für ihre Untertanen. Viele der jungen Männer sind in die Wälder geflohen, um den Werbern zu entgehen. Unermüdlich schreibt sie an den kaiserlichen Hof, an ihren Oheim Friedrich, um die drohenden Aushebungen von ihrem erschöpften Land abzuwenden.

Endlich wird Friede. Da ist ihr ganzes Trachten auf die vernachlässigten Kulturaufgaben gerichtet. Aber man muß nur hören, welche Summen ihr hierfür zur Verfügung stehen.

Für Bücherei, für Waffen- und Bilderkammer, für Musik und Naturalienkabinett betrug der mögliche Aufwand jährlich vierhundert Taler. Und bei so armen Mitteln wird sie die Gründerin der Bibliothek, unterstützt die Jenenser Universität und zieht eine hervorragende Theatertruppe nach Weimar. Auch damit hatte sie das Wohl des Ganzen im Auge. Es war etwas ganz Neues in Deutschland, daß ein fürstliches Theater sich nicht auf den Besuch der höheren Kreise allein beschränkte, sondern jedermann aus dem Volke dreimal in der Woche unentgeltlich offenstand.

So treu wie für ihr Volk sorgte sie auch für ihre Kinder. Ihre Briefe lassen erkennen, wie groß sie über die Aufgaben der Erziehung dachte und wieviel heißes Bemühen es sie kostete, die rechten Bildner für ihre beiden Knaben zu finden. Daß sie bei allen Weltgeschäften ihnen nicht fremd wurde, daß sie bei aller Herzenswärme ihnen gegenüber den ungetrübten Blick bewahrte, zeigen die tiefen Erkenntnisworte gerade über ihren Ältesten. Und es ist charakteristisch, daß Wieland nicht als der berühmte Dichter, sondern als der Verfasser des pädagogischen Romans „Der goldene Spiegel“ an den Hof berufen wurde.

Anna Amalia ist, was sie ist, ganz. In ihrer Residenz, wenn der höfische Brauch es fordert, ist sie ganz Fürstin und vergibt sich nichts, was die Höhe ihrer Stellung durch steife Zeremonien und feierliches Gepränge zum Ausdruck bringt. Dafür darf sie dann, nachdem sie die Last ihres Amtes niedergelegt hat, eben auch ganz Mensch sein.

Mit der Mündigkeit ihres Sohnes Constantin, 1781, beginnt die Tiefurter Idylle, und da wir uns nun noch einmal dorthin begeben, es jetzt aber durch das Auge der Herzogin betrachten wollen, so ist vor allem eins charakteristisch, daß in ihren Briefen sehr wenig vom Schlößchen, desto mehr aber vom Park die Rede ist.

Das Schlößchen war nur ihr Zufluchtsort bei Nacht und schlechtem Wetter. Im Park aber lebte und webte sie. Und ihn zu verschönern, machte ihre ganze Freude aus. Schon zog sich, von Knebel angelegt, vom Schloß bis zur Ilm eine hohe Kastanienallee. Dahinter aber lag das Lohhölzchen. Und darauf richtete sich besonders ihr Sinn. Sie will es in einen Zustand versetzen, „daß Faune und Nymphen sich nicht zu schämen brauchen, ihren Aufenthalt darin zu nehmen“. Eine hohe Wand von Felsen, mit dichten Bäumen bepflanzt, erhebt sich jetzt am Ufer der Ilm und bildet eine glückliche Umrahmung des Parks gegen die dahinter sich erstreckenden Felder. Drei übereinander gebaute Wege führen durch diesen terrassenförmigen Wald. Im Schatten der Bäume liegen versteckt die Bildsäulen ihrer Lieblingsdichter: Wieland, Herder, Goethe. Der gelehrte Villoison hat im Auftrage der Herzogin eine lateinische Inschrift für jeden verfertigt. Und wenn man weiter die Ilm entlang geht, so kommt man auch an das hübscheste der Denkmäler: Amor, der eine Nachtigall

Das Dichterzimmer im Tiefurter Schlößchen. An der Wand links ein Bildnis der Frau von Stein

füttert. Goethe hat diesem Symbol die zuerst der Korona Schröter bestimmten Verse gestiftet:

Dich hat Amor gewiß, o Sängerin, fütternd erzogen,
Kindisch reichte der Gott dir mit dem Pfeile die Kost,
So, durchdrungen von Gift die harmlos atmende Kehle,
Trifft mit der Liebe Gewalt nun Philomele das Herz!

Unter der Waldwand aber dehnt sich das weite Wiesental, aus dem massige Baumgruppen wirkungsvoll sich erheben. Riesenhafte deutsche Pappeln, jede eine Welt für sich, von schwarzen Krähenscharen bevölkert, strecken ihre Äste in die grauen Novemberwolken, knarren im Sturm. Lärchen, die grünsten aller Bäume im Frühling, schimmern uns an in ihrem smaragdenen Glanz, so hell und lachend, als suchte jede Raute den Hut eines fröhlichen Wanderburschen, um ihn zu schmücken. Und Blutbuchen wölben ihre purpurnen Dome unter dem blauen Sommerhimmel.

Wenn man das intime, das allerpersönlichste Leben der hohen Frau, die hier ihr Tibur sich geschaffen hatte, mit einem Wort kennzeichnen will, so gibt es kein besseres als das Wielands: „Sie rustizierte daselbst."

Das waren vielleicht ihre hellsten und reinsten Stunden, wenn sie frühmorgens im schlichten Gewande, das reiche Haar unter einem Strohhut verborgen, ihre Lieblingstiere fütterte. Und wenn sie dann mit einem Buch eine einsame Bank aufsuchte. Die zweite Hälfte des Tages gehörte ihren Gästen. Jetzt aber durfte sie ganz sie selbst sein: eine einfache Edelfrau auf ihrem Landsitz eher als eine Fürstin.

Wieland

Und in diesen liebgewordenen Gewohnheiten ließ sie sich ungern stören. Noch 1804 traf die Königin Mutter von Preußen, die nach Tiefurt zu Besuch kam, dort eine echt ländliche Idylle. „Nun denken Sie sich den Holdelpolder in Tiefurts Bezirk!" — schreibt bei dieser Gelegenheit die Göchhausen — „die Esel schrien, die Kühe brüllten, die Gänse schnatterten, und die Hühner machten glu, glu, glu! Alles sang Hymnen nach seiner Art."

Zu anderen Zeiten freilich konnten die Hainnymphen aus ihrem buschigen Versteck ein festlicheres Gepränge als diese Tierkomödie wahrnehmen.

Knebel.

Nach Ettersburg wurde Tiefurt die Stätte sommerlicher Freilichtaufführungen. Die Herzogin hatte eine kleine Bühne errichten lassen, noch lieber aber spielte man auf der Theaterwiese. Schatten- und Schäferspiele wechselten mit lustigen Possen und improvisierten Stücken ab. Gleich im ersten Jahr feierte man Goethes Geburtstag durch die Aufführung eines großen chinesischen Schattenspiels, bei dem sich die Darsteller, Damen und Herren aus der Hofgesellschaft, hinter einem durchsichtigen weißen Vorhang bewegten. Es existiert über diese Vorstellung eine gutgelaunte lange Kritik von Wieland im Tiefurter Journal, in der der alte Schwerenöter sich darüber beschwert, daß die Mutter der Liebesgötter in einem Aufzug erschien, „welcher dem Negligé einer Waschfrau und Grasnymphe ähnlicher sah, als dem einzigen Schmuck, der sich für die Göttin der Schönheit ziemt".

Und er spricht die Hoffnung aus, daß man das Dekorum der Venus künftighin strenger beobachten werde.

Berühmter noch als diese Aufführung ist die der „Fischerin" geworden. Auch von ihr gibt es Erinnerungsblätter, gezeichnete und geschriebene. Aber was vermögen solche Darstellungen vom Zauber der Wirklichkeit zu sagen!

Spaziergang fürstlicher Damen im Weimarer Park
Links: Louise von Göchhausen, rechts: Anna Amalia, die beiden mittleren unbekannt

Das bunte reiche Leben des Tiefurter Parks gehört der Vergangenheit an. Wohl rauschen noch die Bäume, und so hell wie einst glitzern die Wellchen der klaren Ilm: aber die Faune und Nymphen, die hier ihr holdes Zauberwesen trieben, sind entflohen, zugleich mit den glücklichen Menschen, in deren märchenfrohen Seelen sie ja doch schließlich ihren eigentlichen Wohnsitz hatten. Der große Pan ist tot — auch hier in Tiefurt.

Und doch nicht ganz. Doch nicht für immer. Von Zeit zu Zeit lockt er mit fremdartigen Feierklängen uns in seine Wiesengründe und macht aus der ehrbaren, langhosigen und humpelröckigen Gesellschaft der Gegenwart das naive Geschlecht von ehedem in Schnallenschuhen und Eskarpins, in Reifröcken und Schäferhüten.

So war es vor zwei Sommern, als die fünfzigste Tagung der Goethegesellschaft in Weimar auf besonders glanzvolle Weise gefeiert wurde. Es hatte geregnet, eine Woche nach der anderen. Aber am Festtage selbst zeigte der Himmel sein schönstes Blau. Und die ganze Stadt war in froher Aufregung. Das ist das Nette an diesem harmlos fröhlichen Thüringer Volk: zum Mitfeiern ist es immer bereit. Ein paar Zwiebelkränze, der Duft einer Bratwurst kann es in die munterste Laune versetzen. Und nun gar in diesen Tagen, wo es galt, die berühmte Tradition aufrechtzuerhalten, ein Wort, das jedem Weimaraner so in Fleisch und Blut übergegangen ist, wie jedem echten Preußen das „Stillgestanden! Augen rechts!“ ... So war denn alles auf den Beinen, um den Festzug mitanzusehen, dessen Gruppen Szenen aus den Goetheschen Werken darstellten.

Im Tiefurter Park aber lustwandelte die kostümierte Gesellschaft. Würdige Beamte hatten sich in die Hofleute zurückverwandelt, die ihre Ahnen gewesen, und schienen nun erst sie selbst. Schmucke Leutnants trugen den Wertherfrack, und ihre glattrasierten Gesichter zeigten bis dahin verborgene Zartheiten. Junge Frauen, so reizend sie sonst gewesen in ihren modernen Toiletten, waren noch anmutiger in den geblümten Reifröcken und im Schmuck der Gainsboroughhüte. Am überraschendsten aber wirkte die Erscheinung des großherzoglichen Paa-

Herder

res. Wilhelm Ernst hatte seinen Schnurrbart geopfert und glich im blauen Frack seinem Ahn, Karl August, wie ein jüngerer Bruder dem älteren. Seine schlanke Gemahlin aber hätte man für die Herzogin Louise halten können: nur trug sie, was dieser fehlte, das strahlende Lächeln einer in sich glücklichen Seele.

Bunte Reigen drehten sich im Tanz. Auf zerstreuten Heuhaufen des weiten Wiesengrundes lagerten sich zwanglose Gruppen. Um die primitive Bretterbühne drängte sich eine dichte Menge und sah dem lustigen Spiel des Jahrmarktfestes von Plundersweilern zu.

Dann begann es allgemach zu dunkeln. Zarte Nebelgespinste woben sich um die Baumriesen und um die da und dort verstreuten Farbflecken der bunten Kostüme. Durch das sich ausbreitende Schweigen drang das Murmeln der Ilm. Die Stunde für die „Fischerin" war da.

Man bekommt keinen Eindruck von dieser anmutigen Dichtung, wenn man sie liest. Man muß sie sehen „auf ihrem natürlichen Schauplatz". Den Grundton ihrer primitiven Melodien muß das sanfte Rauschen des Flusses bilden. Sie muß ganz eingebettet sein in das verhüllende Halbdunkel dieser hohen Bäume, aus denen gleich huschenden Glühwürmchen die Fackeln eilender Fischer blinken, und über die der Mond eine sanfte, neblige Silberfarbe ausgießt. So gesehen und so gehört, wirkt sie nicht wie die etwas banale Erfindung eines Menschen, sondern wie das übermütige Spiel von Wassergeistern und Nixen.

Als dann das Spiel zu Ende war, entbrannten auf der Wiese mächtige Scheiterhaufen. Und um die hohen Flammensäulen drehte sich eine ekstatische Jugend im Tanze.

Harmonie — kein anderes Wort drückt so ganz die Stimmung dieses Festes aus. Als man zuerst in das fremdartige Kostüm schlüpfte, kam man sich seiner selbst entkleidet und beraubt vor. Aber einmal im Park und im Angesicht der lebendig gewordenen Vergangenheit, wie rasch hatte da jeder sich wiedergefunden. Nur freier, kräftiger fühlte er die Ausstrahlung seines Ich.

Denn das, was wir in der Hetzjagd des Lebens so schmerzlich vermissen, was wir in den Bergen und am Meer so sehnsüchtig suchen: im Einklang mit uns selbst zu sein, mit uns und mit der Natur, das war das Grundgefühl der glücklichen Menschen von Tiefurt. Diese Stimmung ruht wie eine immanente Kraft auch heute noch über dem Fleckchen Erde. Jeder Besucher wird davon berührt. Und darin liegt der eigentliche Zauber des prunklosen Schlößchens, des anmutigen Parks.

Der Amor mit der Nachtigall

Alexander Girardis Werdegang

Von ihm selbst erzählt

Also: geboren bin ich wirklich nur einmal. Ich hab' zwar zwei Geburtstage, aber das ist nur ein Irrtum vom Herrn Lexikonschreiber, der den 5. September 1850 angibt. Ich bin am 5. Dezember zur Welt gekommen, in Graz, wohin mein Vater aus dem Trentino gekommen war. Er ist seiner Abstammung nach ein richtiger Italiener gewesen, aus dem Königreich, und ein Freund von mir hat später sogar einen angeblichen Vorfahren ausfindig gemacht: einen Giuseppe Girardi, der ein berühmter italienischer Schauspieler gewesen sein soll. Ob was wahres daran ist, könnte ich wirklich nicht sagen. An meinen Vater erinner' ich mich nur dunkel. Wie er gestorben ist, war ich ja erst sieben Jahr alt. Von meiner Mutter her bin ich ein Steirer. Sie ist in St. Rupprecht bei Graz geboren. Wir sind im ganzen sechs Geschwister gewesen, aber fünf davon sind schon ganz klein gestorben, und nur ich, der jüngste, bin am Leben geblieben.

Jetzt kommen die „Studienjahre“. Da schaut's schlecht aus. Über die Volksschule hinaus hab' ich's nicht gebracht, und auch da nicht mehr, als drei Klassen, und mit der dritten Klass' ist's mir gegangen wie mit einem guten Kuplet: ich hab' sie auf allgemeines Verlangen wiederholen müssen .... Lernen hab' ich nämlich absolut nicht wollen. Aber sonst war ich, ich muß schon selber sagen, ein braver, lustiger und sehr bescheidener Bub' und hab' meine Mutter riesig gern gehabt und bin immer an ihr gehangen. Inzwischen hat sie sich zum zweiten Male verheiratet gehabt, aber meinen Stiefvater, einen Kroaten, hab' ich nicht mögen. Mit elf Jahren bin ich zu einem Schlosser in die Lehr' gekommen. Das Geschäft, in dem ich die Schlosserei gelernt hab', besteht heut' noch in Graz. Mit 15 Jahren bin ich Geselle geworden. Meinen Ambos, besitze ich heute noch. Vor ein paar Jahren hat mich einmal ein befreundeter Maschinenfabrikant zum Jux aufgefordert, ob ich noch einen Schlüssel machen kann. Ich hab's noch zusamm' gebracht, aber ich hab' schon einen schöneren Schlüssel g'sehn.

Ins Theater bin ich schon als Schlosserbursche sehr fleißig gegangen. Im Landestheater hab' ich mit meinem Meister am Schnürboden gearbeitet, und dort bin ich auch während der Vorstellung geblieben und hab', übers Geländer gebeugt, zugehört. Und einmal, wie der Lewinsky als Richard III. gastiert hat, bin ich bei irgend so einem langen Monolog eingeschlafen und hinuntergeflogen, grad in den Monolog hinein. Na, da hat man mich natürlich hinausgeworfen. Auch bei dem berühmten Anzengruberdarsteller Ludwig Martinelli, der damals in Graz engagiert war, hab' ich als Schlosserbub gearbeitet, und er hat mir jedesmal ein Sechserl Trinkgeld gegeben. Vor ein paar Jahren, zu seinem Jubiläum, hab' ich ihm zum Dank einen Kranz aus lauter Silbersechserln geschenkt. Ich hab' mir alles mögliche im Theater angeschaut, am liebsten Possen und Volksstücke. Ich erinner' mich an ein Stück aus dem Ungarischen: „Der alte Infanterist und sein Sohn, der Husar“, das war ein großartiges Stück und möcht' auch heut' noch wirken, aber ich kann's nirgends mehr auftreiben.

Auf einmal hab' ich selber mit dem Theaterspielen angefangen. Durch einen Freund bin ich darauf gekommen, den vor ein paar Jahren verstorbenen Prokuristen Joseph Fellinger. Er hat durchaus zur Bühne gehen wollen und hat keine Ruh' gegeben, bis wir ein Haustheater gegründet haben. Er hat mir zugeredet, daß ich auch mitspielen soll. Aber ich hab' zu Hauſ' nichts sagen dürfen, weil mein Stiefvater sehr dagegen war. Ich hab' aber in der Werkstatt heimlich die Rollen lernen müssen, und wenn mich mein Meister dabei erwischt hat, ist es oft zu „Tätlichkeiten“ gekommen. Unter der Woche haben wir gelernt und am Sonntag haben wir gespielt, und zwar beim Spenglermeister Lötz, der auch so fürs Theater geschwärmt hat. Wir haben uns auch die Kostüme selbst gemacht und die Dekorationen selbst gemalt. Das erstemal bin ich in einem Stück „Wem gehört die Frau?“ aufgetreten, und von dem Moment war ich nicht mehr zu halten. In großen Szenen und Monologen hab' ich meine Zuhörer schrecklich erschüttert und gerührt — namentlich die Mädchen. Die Geschichte mit der Theaterspielerei hat so ausgeartet, daß von uns ein eigener Verein „Die Tonhalle“ gegründet worden ist.

Ich wär' schon gern zum wirklichen Theater gegangen, aber mein Stiefvater hat davon absolut nichts wissen wollen, und auch meine Mutter war anfangs dagegen. Aber dann ist mein Stiefvater gestorben, und meine Mutter ist ohne Mittel zurückgeblieben. Zu der nämlichen Zeit hat mich der Theaterdirektor Böhm aus Rohitsch-Sauerbrunn in dem Verein spielen sehen und hat mir sofort einen glänzenden Antrag gemacht. Bitte, 30 Gulden Gage monatlich und freie Fahrt dritter Klasse! Da hat mir meine Mutter meine „Garderobe“ hergerichtet: zwei bunte Arbeitshemden, ein weißes Sonntagshemd und ein Samtjackett, auf das ich sehr stolz war. Von einem Grazer Schuhmacher habe ich überdies 150 Gulden geerbt, und so hab' ich mein

erstes Engagement antreten können. Sogar ein Zimmer hat man mir in Rohitsch umsonst gegeben — mehr kann man doch für einen jungen Künstler wirklich nicht tun.

Debütiert habe ich am 13. Juni 1869 als Tritsch-Tratsch in der Posse „Tratschmirl" von Nestroy. Es ist sehr gut gegangen, und es war ein sehr schöner Erfolg. In den komischen Rollen hat man immer sehr viel über mich gelacht, aber leider hab' ich in Rohitsch auch in ernsten Rollen auftreten müssen — und da hat man noch mehr über mich gelacht. Ich hab' nämlich die Liebhaberrollen spielen müssen, weil ich der schönste unter den Komikern war ... Da sind mir schreckliche Sachen passiert. Die Schminke war mir zu teuer, und so hab' ich mich mit angebrannten Streichhölzern angestrichen. Und wie ich dann so in die Leidenschaften hineinkomm' und zu schwitzen anfang', hab' ich auf einmal wie ein Zebra ausgeschaut — na, da ist nicht schlecht gelacht worden. Ein anderes Mal war wieder die Liebhaberin zu groß, und ich hab' nicht hinaufgereicht ... Im „Glöckner von Notredame" hab' ich einmal einen tragischen Kapitän zu spielen gehabt, mit hohen Röhrenstiefeln. Aber die waren nicht echt, bloß angesteckte schwarze Leinwand. Und auf einmal fangt sie zu rutschen an, und ich spür', daß ich meine Röhrenstiefel verlier', und die Leut' brüllen — Sie, das war tragisch ...

Auch in meinem Privatleben war ich damals so schüchtern und unbeholfen. Ganz unschuldig bin ich zu meinem ersten Abenteuer gekommen. Eine Dame in sehr gesetztem Alter hat sich in mich verliebt gehabt. Sie war sehr reich, und der Regisseur hat mir sehr zugeredet. Aber ich war viel zu schüchtern und tugendhaft — und gefallen hat sie mir auch nicht. Es hat ihr auch nichts geholfen, und sie ist tief erschüttert abgereist und hat mir ein paar Manschettenknöpfe zum Andenken zurückgelassen. Nach vielen Jahren, in der Zeit des „Bettelstudenten", ist eine alte erblindete Frau zu mir gekommen und hat mich um eine Unterstützung gebeten — mein erstes Abenteuer war es, die gesetzte Dame aus Rohitsch-Sauerbrunn.

Ich hab' noch den Theaterzettel von meinem ersten Benefiz in Rohitsch-Sauerbrunn. Ich bin in dem Stück „Die Milch der Eselin" oder „Der Vetter aus Krems" aufgetreten. Unten am Rand steht: „P T. Zu dieser meiner Beneficevorstellung lade ich ganz ergebenst ein und bitte um recht zahlreichen Besuch. Hochachtungsvoll
A. Girardi, Gesangskomiker."

Dieses Benefiz ist für mich eine sehr schmerzliche Erinnerung. Ich hab' damals nämlich das Erträgnis der Vorstellung schon vorher dem Direktor um einen Kaiserschmarrn verkauft. Und ihm hat die Vorstellung 40 Gulden eingetragen — das war der teuerste Kaiserschmarrn, den ich in meinem ganzen Leben gegessen hab'.

In Rohitsch-Sauerbrunn bin ich nur über den Sommer geblieben. Im Herbst 1869 bin ich nach Krems gekommen. Dort hab' ich jeden Tag eine neue Rolle spielen müssen und war glücklich und zufrieden. Jetzt hab' ich schon 50 Gulden Gage gehabt und 50 Kreuzer Spielhonorar. In Possen und Operetten bin ich aufgetreten, aber auch in klassischen Stücken. Den Spiegelberg hab' ich mit brennroten Haaren gespielt, und im Eifer hab' ich ganz steirisch gesagt: „Karnaillje" — aber in Krems ist das nicht aufgefallen. Um die Zeit bin ich auch zum erstenmal nach Wien gekommen, weil mich der Direktor Ascher vom Carltheater hat sehen wollen. Er hat mich aber nicht engagiert, und ich war froh, wie ich mit 10 Gulden Spesen noch am selben Tag wieder nach Krems hab' zurückfahren können. Mir hat's nämlich in Wien gar nicht gefallen, und so hab' ich auch damals an meine Mutter geschrieben: „Wien ist eine schöne Stadt, aber teuer, und ich möchte nicht für immer dort bleiben. Jetzt bin ich in Krems, hab' ein Zimmer gar nicht übel, aber ich muß durch eine Schusterwerkstatt durchgehen, zahle 5 Gulden monatlich, vielleicht findet sich etwas Besseres. Krems ist ein liebes, ziemlich großes Stadtel. Essen zahle ich monatlich 5 Gulden."

Auch an meinen Jugendfreund Joseph Fellinger hab' ich aus Krems viele Briefe geschrieben. Ich hab' sie erst unlängst von seiner Witwe zurückbekommen. Richtig deutsch sind sie gerade nicht geschrieben, auch nicht orthographisch. Aber man sieht daraus, was für ein Komödiantenleben ich damals geführt hab', und ich mein' halt', das gehört auch dazu, zur Theaterspielerei. Da heißt es: „Mir geht's gut, bin gesund, hab' viel zu tun. Krems sehr eine liebe Stadt, lustig, habe mehr Gage nämlich 45 fl. und 50 kr. Spielhonorar, garantiert 10 mal spielen, komme diesen Monat aber auf 55 fl. Heute spiel ich in „Doktor und Friseur". Du kleiner Rauber Schnipfer, ich erwarte täglich ein Kistel Cigarren von Dir; ich rauche nämlich gepreßte 4er Kuba, aber schick' bald, verstehst Du. Schreib bald, ich höre auf, denn mir is um die Tinten und die Zeit lad. Schreib was von Grazer Theater. Psia di Gott. Xandl." Und eine Woche später teile ich ihm begeistert mit: „Contract unterschrieben nach Carlsbad. 60 fl., 1 Benefiz, 1 fl. Spielhonorar für diesen Sommer. G r o ß e s G l ü c k."

Aber gar so groß war das Glück in Karlsbad nicht. Denn außer mir waren dort noch sechs Komiker, und ich hab' immer die jugendlichen Liebhaber spielen müssen, was mir gar nicht gepaßt hat. Da hat's allerhand Intrigen gegeben, und ich war sehr unzufrieden. In einem Brief an meinen Jugendfreund hab' ich mich auch bitter beklagt.

„Dank dir für dein Schreiben; bin gesund, aber fast gar nichts zu thun. Tratt vorige Woche zum 1. Male in einer großen Parthie auf (siehe Zettel); gefiel sehr, besonders Parodie. Kronprinz von Preußen selbst applaudierte. Gestern „Einlaß ins Burgtheater" mit vielen Beifall vorgetragen u. in kleinen Lustspiel

v. Moser eine beteudente Rolle spielen müssen. Der Dichter (Moser) selbst hier u. mir die Rolle zugetheilt, führt Sie zur Zufriedenheit durch. Das Theater ist hier prachtvoll. Alles mit Gas beleuchtet. Garderoben etz. Werde hier sehr wenig zu spielen kriegen. In Wien war ich in den Josefstädter-Theater in „Stufe zu Stufe"; der Gesangskomiker keine Stimme u. Komik schlecht. Neues Opernhause wunderschön. Faust gehört. Ich rauche hier ausgezeichnete Cigaren geschwärzte Sächsische, das hundert pr. 2 fl sind besser als die Cuba zu 5 kr. Bin verflucht solid, kann nicht Billardspielen, zu theuer, keine Nacht noch nach 12 Uhr zuhause gekommen."

Schließlich bin ich von Karlsbad durchgegangen. Zuerst hat mich die Direktorin beim Postwagen abgefangen. Aber zwei Tage später hab' ich mich heimlich auf die Socken gemacht. Zuerst zu Fuß, dann mit der Post bis Eger, hierauf mit der Bahn nach Lambach, mit dem Schiff über den Traunsee nach Ebensee und von hier wieder mit der Post nach Ischl. Rückwärts auf dem Trittbrett bin ich gestanden, obwohl ich meinen Platz bezahlt hatte. Aber ich war halt noch immer so schrecklich schüchtern und bescheiden.

In Ischl ist mir's schon besser gegangen. Berühmt war ich freilich noch nicht, und wie ich am ersten Abend im Café Ramsauer gesessen bin, hab' ich gehört, wie jemand den Direktor gefragt hat: ‚Wie ist er denn, der neue Komiker?' Und der hat geantwortet: ‚Sehr jung ist er'. Ich bin fleißig beschäftigt worden, besonders in Operetten, und da hab' ich schon ein bißchen Aufmerksamkeit erregt. Namentlich bei drei sachverständigen Leuten: dem Dichter Eduard von Bauernfeld, dem Klavierprofessor Leschetitzky und dem Direktor Anton Ascher. Sie haben mich nach Wien bringen wollen, aber es war nicht möglich. Ischl war damals ein sehr gemütliches Nest. In der Hofloge ist immer der Erzherzog Franz Carl, der Vater unseres Kaisers, gesessen und ist jeden Abend während der Vorstellung eingenickt. Der Erzherzog hat mich sehr gern gehabt. Man hat ihm jeden Abend in der Loge einen Gugelhupf und eine Flasche Wein serviert, wovon er nur ein Stück und ein Glas voll genommen hat, und den Rest hab immer ich bekommen. Oft hat er mich auch in die Hofloge kommen lassen und mir gesagt: „Sie sind sehr gut," und dazu fortwährend verneinend den Kopf geschüttelt, wie es seine Gewohnheit war. Solange der Erzherzog in Ischl geblieben ist, ist auch Theater gespielt worden, also bis Ende Oktober. Zu den letzten Vorstellungen haben die Einheimischen freien Zutritt gehabt. Da sind in den Logen und im Parkett die Bauern und Bauernweiber gesessen, und das war sehr eine g'spaßige Geschichte. Dann ist der Erzherzog zum Winteraufenthalt nach Salzburg hinübergefahren, im Hofreisewagen, und wir Schauspieler hinterdrein. Gleich am nächsten Abend ist in Salzburg schon wieder Theater gespielt worden und der Erzherzog in der Hofloge wieder eingenickt.

In Salzburg war ich ordentlich eingespannt. Auch in der Oper hab' ich manchmal ausgeholfen: Tenorbuffopartien, Baßpartien, mir war's egal. Und auf einmal bin ich entdeckt worden. Ein Salzburger Journalist hat den Schriftsteller O. F. Berg auf mich aufmerksam gemacht, und obwohl der mich nie gesehen hatte, hat er mich nach Wien an das Strampfertheater gebracht. Meine Sehnsucht war aber gar nicht Wien, sondern Graz, meine Heimat. Dorthin wär' ich so gern gekommen, und gerade dort hat man von mir nichts wissen wollen. Erst viel, viel später hab' ich von Wien aus dort gastiert. In jedem Brief, den ich damals nach Hause an die Mutter, an den Freund gerichtet hab', hab' ich von Graz geschwärmt. Mein Gott, was für ein naiver junger Mensch bin ich damals gewesen. Da schreib' ich einmal an meinen Freund Fellinger: „Grüß dir Gott, geh zu meiner Mutter, sag, ich lasse sie herzlich grüßen, am 17. folgt Brief mit Geld u. sag' Ihr, ich hab einen Antrag ans Theater an der Wien in Wien Erhalten, mußte aber abschreiben wegen Strampfer. Und jetzt eine Bitt, Erkundige dich in Zeitungdruckerei, was es kost' einen Artikel ins Tagespost dreinzuschicken möchte ungefähr so: wegen Reklam fürs Gastspiel, um es leichter zu bewirken: Unser heimatlicher kaum 20jähriger Komiker A. G., welcher von seiner Mitwirkung in hiesigen Vereinen bekannt u. kaum 2 Jahre bei der Bühne ist u. gegenwärtig in Salzburg in Engagement steht und sich einer außerordentlichen Beliebtheit dort erfreut, hat einen Ehrenvollen Antrag an das k. k. priv. Theater an der Wien Erhalten. konnte Ihn aber nicht annehmen, da Er bereits vom Herbst an das neue Strampfer Theater in Wien engagirt ist. Unten wenn du dazusetzen möchtest: Wünschenswerth wäre es, wenn diesen jungen Mann Gelegenheit geboten würde, auch in seiner Heimath sich zeigen zu können. Grüße Alle, schreib gleich u. schick eine Zeitung."

Mein schöner „Reklame-Artikel" ist aber nicht erschienen, und ich hab' müssen im Herbst 1871 nach Wien gehen zu Strampfer: mit 150 fl. Gage und 5 fl. Spielhonorar. In einem Einakter „Nur zwei Gläschen" hab' ich debütiert. Dann hab' ich dreiviertel Jahr nichts als Episoden spielen dürfen. Damals war auch Felix Schweighofer am Stampfer-Theater, und für zwei Komiker war kein Platz. Mit Schweighofer bin ich wenig in Berührung gekommen, denn er war damals ziemlich unnahbar. Mit dem Ensemble des Strampfer-Theaters bin ich auch zum erstenmal nach Berlin gekommen, wo wir im Friedrich Wilhelmstädtischen Theater gastiert haben. Bei Strampfer, wo ich nicht recht zur Geltung gekommen bin, bin ich drei Jahre geblieben. 1874 hat mir die Direk-

tion des Theaters an der Wien, Max Steiner und Marie Geistinger, einen Antrag gemacht. Ich hab' angenommen, den Kontrakt gebrochen, Konventionalstrafe gezahlt, und das war mein Glück.

In einer Revue von O. F. Berg „Erinnerung an bessere Zeiten" bin ich im Theater an der Wien zum erstenmal aufgetreten.

In dieser Zeit habe ich auch schon gastiert, und aus Znaim hab' ich 35 Kreuzer und ein Fassel Gurken nach Hause gebracht. Und da spielt auch die Geschichte mit dem „Lustigen Krieg" von Johann Strauß. Die Rolle war mir zu klein, und ich hab' von Strauß eine Walzereinlage verlangt. Erst hat er sich geweigert, dann hat er mich kommen lassen, hat mir vorgespielt, und ich hab' mir einen Walzer ausgesucht: „Nur für Natur". Am Abend war's ein Riesenerfolg. Ich darf wohl sagen, daß ich durch den Vortrag dieses Walzers berühmt geworden bin.

Und jetzt kommt eine Rolle, eine Operette nach der anderen. Strauß, Millöcker, Suppé haben ja damals ihre besten Sachen geschrieben. Meinen ersten Erfolg im Vortrag eines Couplets hatte ich in einem Stück von O. F. Berg „Der närrische Schuster". Das Couplet hat den Refrain gehabt: „Das sind Spezialitäten unserer lieben Wiener Stadt, Raritäten, Qualitäten, wie sie keine andere hat." Das berühmte Fiakerlied habe ich zum erstenmal in der Rotunde gesungen, bei einem Fest, das die Fürstin Metternich zu gunsten der Wiener Rettungsgesellschaft veranstaltet hat, und das Orchester des Baron Nathaniel Rothschild hat mich begleitet.

Dem Theater an der Wien habe ich 25 Jahre lang, von 1874 bis 1895, ununterbrochen angehört, unter den Direktoren Franz und Gabor Steiner, Jauner und Alexandrine von Schönerer. Den Operetten von Strauß und Millöcker, dem „Bettelstudenten", „Zigeunerbaron" und „Armen Jonathan", verdanke ich meine besten Rollen aus dieser Zeit. Auch die Posse „Ein armes Mädel" möchte ich nicht vergessen.

Dann bin ich ans Raimund-Theater gegangen, wo ich mich auch im Volksstück betätigen konnte.

Zwei Jahre lang war ich Mitglied des Deutschen Volkstheaters, wo ich nur in Prosastücken, auch in ernsten literarischen Werken, in Molières „Eingebildetem Kranken" und anderen aufgetreten bin. Ich war dann wieder im Raimund-Theater tätig, auch im Carl-Theater, kehrte an das Theater an der Wien zurück. Meine beste Rolle aus dieser Zeit ist der „Bruder Straubinger".

Dann habe ich Wien für zwei Jahre verlassen und bin 1908 und 1909 in Berlin im Thalia-Theater aufgetreten. Unter anderem auch als Schuster Weigl in „Mein Leopold", eine Rolle, die ich schon vor Jahren in Wien einmal gespielt hatte. In Berlin war es ein großer Erfolg.

Seit Herbst 1909 bin ich wieder in Wien. Zunächst zwei Jahre am Raimund-Theater, wo ich angefangen habe, reifere, ernstere Operettenrollen zu spielen. Meine beste und liebste Rolle dieser Art ist der Fabrikant Karinger in den „Reichen Mädchen" von Johann Strauß. Seit Anfang dieser Saison trete ich im Johann Strauß-Theater auf, wo ich den Profos in der Operette „Heimliche Liebe" von Julius Bauer und Paul Ottenheimer nahezu 200 mal gespielt habe. Ich freue mich schon sehr, diese Rolle auch vor dem Berliner Publikum spielen zu können.

Alexander Girardi als „Bruder Straubinger" in der gleichnamigen Operette von Edmund Eysler
Nach einer Photographie von Franz Kaufmann in Wien

Das schwarze Korps. 1812

Von Lulu von Strauß und Torney

Wer zählt, die über die Steppe gehn,
Spuren im Schnee, im roten Schnee,
Spuren, die morgen im Schnee verwehn,
Todesspuren der Großen Armee?!
Peitschende Wirbel, weiß, weiß, weiß,
Hügel im Wege, weißverdeckt,
Hügel, aus denen sich's graunvoll streckt,
Gelbe Finger, gekrallt ins Eis . . .

Schüsse verknattern, ferneher, —
Sinkendes Dunkel winterschwer.
Ein zerbrochener Karren im Schnee feldein.
Verkohlt Gemäuer, ein schwacher Schein . . .

An schwelender Asche regt sich's sacht,
Schlotternde Schatten, wie Spuk der Nacht.
Zwei Stimmen im Wind. „Kamerad, greif zu!
Ehrlich halbpart! Die Kruste dir!"
Die andere heiser: „Ich nicht. Iß du!
Was schert's dich, ob ich verrecke hier?"
Und mit pfeifendem Atem keucht's hervor:
„Mich holen sie doch! Das schwarze Korps . . ."
„Bah, sei kein Narr! Die Toten sind tot.
Wilna ist nah, und in Wilna ist Brot . . ."

Die Asche stäubt auf, ein Windstoß faucht,
Ein hohl Gesicht aus dem Dunkel taucht:
„Kamerad, hör' zu! Ich hab' sie gesehn.
Gestern im Dunkeln, ich lag noch wach,
Verschwollen die Füße, wund vom Gehn,
Das Feuer tot, und der Nachtfrost stach,
Und vom Himmel, der schwarz wie ein Bahrtuch war,
Starrten die Sterne furchtbar klar . . .
Da hört ich's im Winde — und fuhr herum —
Hohl und ferne wie Trommelgesumm,
Rollende Wirbel dumpf und lang,
Als schlügen sie Einem zum letzten Gang!
Nun stockt' es wieder — hob näher an —
Mir lief's übern Rücken rieselnd heiß —
Wach' auf, du! stieß ich den Nebenmann, —
Ich fuhr zurück, seine Hand war Eis —
Und auf einmal wußt' ich: es kommt, ist da!
Eine kalte Angst mir zum Herzen kroch,
Ein Schatten streifte mich lautlos nah,
Ich wollte nicht sehen und sah es doch —:

Beinerne Finger am Zügel gekrallt,
Stiere Gesichter, klaffend zerhau'n,
Schnee in den Bärten, Schnee in den Brau'n,
Starr gebrochener Lider Spalt,
Und ein grünliches Glimmen fahl und faul
Um Huf und Schädel, um Mann und Gaul —
So quoll's und schwoll's aus dem Dunkel vor,
Was da nächtens sucht der Lebendigen Pfad,
Was in weißen Wüsten den Weg verlor,
Was hinter uns blieb, eine blut'ge Saat,
Saat, in sieglosen Schlachten gesät,
Unbegraben, erstarrt im Schnee,
Von Kartätschen zerrissen, von Kugeln gemäht,
Das schwarze Korps, des Todes Armee . . .
Schemen um Schemen, immer mehr,
Zahllos, endlos, ein stummer Zug,
Wie dunkler, nächtiger Vögel Flug
Hinter den Fahnen, den Fahnen her . . .

Und auf einmal, da, sah sich einer um,
Unterm Bärenhelm ein entfleischtes Gesicht,
Die Zähne blinkend im Sternenlicht,
Und hob den Armstumpf und winkte stumm . . .

Ich keuchte nach Luft, ich wollte schrein,
Grub blind die Stirn in den Schnee hinein, —
Ein Brodem umquoll mich stickig schwer,
Als striche er über ein Schlachtfeld her,
Und immer noch, immer — mein Blut gefror —
Die Trommeln, die Trommeln hohl im Ohr . . .

Horch, Kamerad! — Durch Sturm und Schnee
Das dröhnende Rollen! — Jetzt! Und jetzt!
Schüsse? Kosaken? — Schläfst du, he?
Da war es wieder! Ganz nah zuletzt —
Hilf Gott, die Trommeln! Das sind sie, Mann,
Wach' auf, sie kommen —
Gott steh mir bei! . . ."
Der Arm, den er rüttelt, fällt wie Blei —
Glasig stiert ihn ein Toter an . . .

Schüsse verrollen, ferneher, —
Lastendes Dunkel winterschwer.
Die weißen, wandernden Stürme gehn
Über die Steppe tot und weit,
Über zwei Hügel frischverschneit,
Hügel, die morgen im Schnee verwehn . . .

Der ungekrönte König

Roman von Paul Oskar Höcker

Ingrid hatte das Zimmertrapez, von dem sie ihre dünnen Backfischbeine herunterbaumeln ließ, in wilde Bewegung gesetzt. Die Eisenringe der Schwungseile quietschten derart, daß es Beate durch alle Nerven ging. Vor den Döberitzer Parforcejagden hatte sie stets diese innere Unruhe zu besiegen. Das durfte sie freilich niemand merken lassen. Der Turnapparat befand sich im Rahmen der mächtigen Flügeltür, die die Schlafzimmer der drei Schwestern verband; seitdem Beate zu Hofe ging, schlief Gwendoline bei der jüngsten. Ingrid steckte noch im tiefsten Negligé. Sie hatte den rechten Arm um das Seil geschlungen und verzehrte während des Hinundherschwingens einen Apfel mit Stumpf und Stiel. Die Schwestern vollendeten hüben und drüben, vor den Spiegeln stehend, ihre Frisur. Sie hatten beide schon die schwarzen Reittrikots und die hohen Lackstiefel an. Ingrid, der „kleine schwarze Teufel", wie die Brüder sie nannten, wenn sie von der Groß-Lichterfelder Kadettenanstalt herüberkamen, schwärmte für die beiden schönen, blonden, großen Schwestern. Vielleicht mischte sich in die jungenhafte Derbheit, womit sie ihrer Bewunderung Ausdruck verlieh, ein wenig Neid. Die Schwestern ähnelten der verstorbenen Mama, die am Berliner Hof die gefeiertste Schönheit gewesen war; sie selbst schlug mehr nach dem Vater. Im Hinundherschwingen sah sie bald Beate zu, bald Gwendoline, und machte ihre respektlosen Bemerkungen. Beate war vollendet schön gewachsen; sie stand mit ihren neunzehn Jahren im Beginn der ersten Reife. Gwendoline, die kaum achtzehn zählte, war ebenso groß, aber noch recht mager. Ingrid hänselte sie damit, daß sie „Salznäpfchen" hatte: eben jetzt, indem die Schwester die Arme hob, sah sie's im Spiegel.

„Nein, was bist du für ein unausstehlicher Backfisch!" rief Gwendoline lachend und wandte sich im Spiegel der Ältesten zu: „Ati — sprich doch mal ein Machtwort und jag' den vorlauten Hemdenmatz vom Trapez herunter!"

Beate seufzte. „Ach — immer so früh schon macht ihr Spektakel."

Ihren etwas leidenden Ton ahmte Ingrid mit verblüffender Treffsicherheit nach. „Ach — und die Ati — immer erst zwei Stunden nach dem Lever wacht sie auf!"

Es klopfte. „Siehst du — der Papa!" sagte Beate und starrte entschlußlos ihr Spiegelbild an.

Mit einem Satz war Ingrid vom Trapez und saß auf ihrem Bett, um in größter Eile die Strümpfe anzuziehen.

Gwendoline war auf die Korridortür losgegangen. „Anna, sind Sie's?"

„Hier Neumann!" meldete der Bursche draußen.

„Ha — ein Mann!" rief Ingrid und streckte in parodistischem Entsetzen die nackten Kochlöffelarme von sich, einen Strumpf in der Rechten schwingend.

Gwendoline konnte über die Tollheiten der Jüngsten sonst so herzlich lachen. Jetzt wehrte sie ihr aber ungeduldig und legte die Hand auf die Türklinke. „Was gibt's, Neumann? Wo ist denn die Anna?"

„Die Fräulein Anna is nach die Belle-Alliancestraße bei die Friseuse, gnä' Fräulein, Nadeln einholen."

„Ich hab' sie geschickt," erklärte Beate fast kleinlaut, „das ist aber schon eine Ewigkeit her."

„Er sagt richtig: ‚Balg-Angststraße'," warf Ingrid kichernd ein, „habt ihr gehört? Ob ihn Papa geschickt hat?"

„Schickt Sie Papa?" fragte Gwendoline durch die geschlossene Tür weiter.

„Nee, Exzellenz is nich zu sprechen. Der Herr Kalmin is vorne bei Exzellenz. Und nu is Herr von Schrott ans Telephon —"

„O Gott — Erwin Schrott!" stieß Ingrid aus und warf einen himmelnden Blick zur Decke.

„— und er läßt fragen, ob er um zwölfe

'rüberkommen darf, mit die Herrschaften nach Döberitz fahren."

„Ja — ist denn noch Platz im Auto?" fragte Gwendoline unsicher.

Der Bursche bejahte.

Beate kam, die Brennschere am seitlichen Scheitel festhaltend, in die Verbindungstür. Halblaut fragte sie die Schwester: „Meinst du, wir dürfen zusagen? Ohne Papa zu fragen? Vielleicht ist es ihm nicht recht —"

„Aber natürlich muß Erwin mit," rief Ingrid dazwischen, „Erwin, der Himmlische, Erwin, der Überwältigende! Tatsächlich, Kinder, ich finde ihn so schön — so süß — so adrett — wie eine Figurscheibe auf dem Scheibenstand!"

Beate hatte leicht die Farbe gewechselt. Sie wandte sich in der Verbindungstür nach ihrem Zimmer um, damit die Schwestern ihr Antlitz nicht sähen. Aber Ingrid bemerkte die dunkle Welle, die über ihren Nacken floß.

„Sagen Sie Herrn von Schrott, wenn er pünktlich hier wäre, wollten wir ihm einen Platz freihalten!" rief Gwendoline in befehlendem Ton dem Burschen durch die Tür zu.

Der wiederholte draußen den Auftrag. Man hörte das Scharren seiner Stiefel, indem er kehrtmachte.

„Neumann!" rief Beate vom andern Zimmer aus ihm nach.

„Gnä' Fräulein?"

„Wann werden die Pferde abgeholt?"

„Die sind schon um sieben nach der Lehrter Bahn, gnä' Fräulein."

„Schon um sieben. So. Ist gut, Neumann." Sie kehrte zum Spiegel zurück. Nach einer kleinen Pause sagte sie: „So unsinnig früh. Nicht? Bloß um die Gäule aufgeregt zu machen. Die Quicky kann doch das lange Stehen nicht vertragen."

Ingrid kam in ihren weißen Höschen angetanzt. „Wollen wir tauschen? Du steigst statt meiner zum englischen Zirkel und ich auf die Quicky!"

„Die Quicky — die jagte mit dir gleich beim ersten Galopp am Master vorbei und setzte dich irgendwo bei Zieldorf in den Sand."

„Tät' sie nicht!" Im Augenblick, da Beate sich bückte, um die Brennschere niederzusetzen, konnte Ingrid der Versuchung nicht widerstehen, ihr einen Klaps zu geben. Sie flüchtete dann aber sofort und rief aus dem Nebenzimmer in parodistischem Überschwang: „Sei mir nicht böse, Ati, c'était plus fort que moi!"

Gwendoline hatte sich um die Hänseleien der Kleinen nicht mehr gekümmert. Erwin von Schrott, der reitende Feldjäger, der vor kurzem sein Forstassessorexamen abgelegt hatte und jetzt beim Gardejägerbataillon seine erste Halbjahrsübung ablegte, gehörte seit Jahren zu den ständigen Gästen des Hauses. Die entfernte Verwandtschaft begünstigte einen kameradschaftlichen Ton zwischen ihnen allen. Seit einigen Wochen aber suchte er Gwendoline immer allein zu sprechen. Dann schlug er ernstere Themen an. Seit dem Fest, das Papa zu Beates neunzehntem Geburtstag gegeben hatte, nach dem Manöver, gleich nachdem er die neugegründete Inspektion bekommen hatte und Exzellenz geworden war.

Inzwischen war Anna gekommen, atemlos, und hatte die Patentnadeln gebracht. Bei der letzten Döberitzer Jagd war Beate mitten im Galopp das Haar aufgegangen, die breite blonde Flut ergoß sich über die Schultern und flatterte wild hinter ihr drein, der Reithut flog ins Wesenlose, und das ganze Feld sprach noch lange über das Bild der schönen jungen Walküre, deren wunderbares Blondhaar wie ein funkelnder Sonnenstrahl unter dem grauen Himmel gewirkt hatte. Es hieß, der Kronprinz habe in Potsdam eine lebhafte Schilderung davon gegeben. „Natürlich war der Effekt nicht ganz unbeabsichtigt," hatte eine der mitreitenden Damen lächelnd gemeint. Worauf sich Beate ernstlich vornahm: ein zweites Mal durfte das nicht passieren.

„Hast du denn gewußt, Gwendoline, daß Schrott die Hubertusjagd mitreitet?" fragte Beate, während das Hausmädchen ihr den auf der rechten Seite geschlitzten Reitrock umlegte und zuknöpfte.

„Ich traf ihn gestern nachmittag zufällig in der Untergrundbahn. Er wußte noch in nichts Bescheid: wann und wie die Pferde nach Döberitz transportiert werden — wie man selbst zum Rendezvous hinauskommt. Da hab' ich wohl so einfließen lassen, daß Papa immer das große graue Auto gestellt kriegt."

Sehnsucht. Gemälde von Prof. Arthur Kampf
(In der Großen Kunstausstellung Dresden 1912)

Beate nickte gedankenvoll. „Oh — in der Untergrundbahn hast du ihn getroffen. So. Zufällig."

Es war nur ein Hauch von Verwunderung in ihrem Ton; als Mißtrauen konnte man's kaum empfinden. Aber eine kleine Spannung blieb danach zurück. Das Gespräch schlief ein; auch Ingrid beendigte ihre Toilette stumm. Früher als die Schwestern war sie damit fertig. Eitel konnte man sie kaum nennen. Trotzdem sie seit anderthalb Jahren konfirmiert war, ging sie noch immer am liebsten in ihren kurzen Matrosenkleidern und mit dem Mozartzopf. Sie half Gwendoline dann beim Umlegen der weißen Jagdkrawatte.

„Hast du gemerkt?" fragte sie dabei leise, mit einem versteckten Augenzwinkern nach der Tür zum Nebenzimmer. Und sie fuhr fort, als Gwendoline fragend den Blick hob: „Eifersüchtig ist sie!"

Gwendoline zuckte zusammen. „Ach, geh doch, Ingrid!" Sie nestelte mit ungeduldigen Fingern an dem Selbstbinder allein weiter.

Im Spiegel sah Ingrid, wie blaß die Schwester geworden war. „Kinder, was seid ihr komisch," sagte sie. „Hast du etwa auch das Reitfieber?" Sie tat ein paar Schritte zu ihr hin. „Böse, du?" fragte sie, etwas kleinlauter.

„Nein. Nur traurig, Ingrid." Damit verließ sie das Schlafzimmer.

Ein paar Augenblicke lauschte Ingrid dem klirrenden Klang ihrer silbernen Sporen. Dann stieß sie zu Beate. Die Älteste musterte sich gerade im Spiegel der Schranktür, die das Mädchen gegen das Licht geöffnet hatte. Ingrid fand sie sehr schön. Beate war nicht nur der erklärte Liebling des Vaters, der in ihr die Jugend seiner Frau wieder aufleben sah, sondern auch die vielbewunderte Ballschönheit der Residenz, auf allen Hof- und Kasinofesten und Wohltätigkeitsbasaren. Dabei war Beate an sich gar nicht die Siegernatur, die man in ihr vermutete, wenn man sie in ihrer blonden Schönheit, in königlicher Haltung daherkommen sah. Ihr inneres Wesen bildete einen Gegensatz zu ihrer Erscheinung. Sie war dem Leben viel weniger gewachsen als die ernste und doch wieder humorvolle Gwendoline oder die kecke Ingrid. Aber in der ganzen Familie, Verwandtschaft und Freundschaft hatte sich die feste Überzeugung gebildet: Beate würde im bevorstehenden Winter eine glänzende Partie machen. Und der ganze Haushalt drehte sich um nichts anderes mehr.

Um so drolliger wirkte auf Ingrid die Vorstellung, Beate hätte sich wirklich in Erwin verliebt, für den doch neben Gwendoline überhaupt kein weibliches Wesen mehr zu existieren schien.

Sie blieb in Beates Zimmer stehen, verschränkte die Arme im Rücken und wippte sich auf den Fußspitzen auf und nieder. „Gwendoline war mit eins so komisch. Hast du gemerkt, Ati?"

Beate warf ihr im Spiegel einen fast flehenden Blick zu und ließ ihn dann wie warnend zu Anna wandern, die neben ihr auf dem Boden hockte.

„Etwa wegen Erwin?" fuhr Ingrid fort. „Ja? Weil ich Figurscheibe gesagt hab'?" Sie lachte kurz auf. „Frau Oberförster in Tirschtiegel. Oder in Kelmischkeiten. — Idee!"

Beate hatte leicht mit dem rechten Fuß aufgestampft. Der silberne Sporn klirrte. Im selben Augenblick schlug vorn die Entreeglocke an. Anna erhob sich rasch, um zu öffnen, denn der Bursche war auf dem rückwärtigen Flur mit dem Blankreiben der Lackstiefel des Generalleutnants beschäftigt.

„Wieder ein Verbrechen meinerseits?" fragte Ingrid und lachte.

„Ach, Ingrid, vor dem Mädchen! Ich bitte dich!"

Ingrid legte ihren Arm um die schlanke Taille Beates. Es war längst Frühstückszeit. Sie mußten Gwendoline folgen. „Na, was denn, Ati? Du gönnst ihr doch das märchenhafte Glück im Winkel. Nicht?"

Beate suchte sich freizumachen. „Ach — so quälen kannst du einen, Ingrid."

„Will ich denn?" Sie lachte wieder. „Eher trösten. Das heißt: wenn du Trost brauchst. Denn jetzt weiß ich's ganz sicher, daß er Absichten hat."

Nun blieb Beate stehen. Dicht vor der Tür. „Erwin? Woher weißt du —? Ach, du willst einen bloß frozzeln."

„Das ist nun das drittemal in acht Tagen, daß sie sich ‚zufällig' treffen. Auffallend, was? Und wo er sie doch immer so anhimmelt ... Warum siehst du mich so wild an, Ati?"

Beate schüttelte den Kopf. „Wild? Wieso wild? Nur ...“ Sie vollendete nicht, sondern öffnete hastig die Tür und schoß davon. Ingrid folgte ihr auf dem Fuße.

„Ati! So hör' doch!“

Anna kam den Korridor entlang gelaufen. „Gnä' Fräulein, die Gräfin Czernin!“

Sofort nahm Beate Haltung an. „Haben Sie in den Salon gebeten?“

„Nein, sie ist mit dem gnä' Fräulein ins Eßzimmer. Sie wollte nicht stören.“

Ingrid kniff Beate in den prallsitzenden Ärmel ihrer Reitjacke. „Das nennt sie: nicht stören! Alte Damen gleich früh auf nüchternen Magen, huch!“

⁂

Im Speisezimmer gingen sie dem Besuch beide lebhaft entgegen. Ingrid küßte der Gräfin die Hand. Sie ließ es geschehen und klopfte dem Backfisch die Wange, ohne recht hinzusehen. Aber bei Beates Anblick ging ihr sichtlich das Herz auf.

„Schaut her — und bleibet eurer Sinne Meister!“ zitierte sie in ihrer lebhaften Art und gab Beate beide Hände, sich mit ihr so wendend, daß das Tageslicht die junge Gestalt traf. „Wer soll heut dran glauben, Beate? Ein Prinz, ein Großfürst oder gleich gar ein gekröntes Haupt?“

„Ach, liebste Tante Eddy, denkst du, ich hab' die Auswahl? Ich glaube, ihr überschätzt mich alle. Gwendoline hat viel mehr Chancen. Und von ihr sprichst du nie, Tante Eddy.“

Die Gräfin musterte Beate noch immer. Ganz verliebt war sie in das prächtige Geschöpf. Als ihr Blick Gwendoline streifte, fiel ihr auf, wie miserabel die heute aussah. „Du gefällst mir gar nicht, Liebling,“ sagte sie eher vorwurfsvoll als besorgt zu ihr.

„Es tut mir aufrichtig leid, Tante Eddy, aber ich kann wirklich nichts dafür,“ erwiderte sie gutmütig lachend.

„Wahrscheinlich sitzest du wieder bis in die sinkende Nacht über den Büchern. Was habt ihr denn gestern getrieben, Kinder?“

„Wir waren früh anderthalb Stunden auf dem Hippodrom,“ berichtete Beate. „Ich sollte Quicky die Hindernisse nehmen lassen. Zur Übung für heute.“

„Bis auf den Graben und die Bäume,“ ergänzte Ingrid, „die haben sich Quicky und Beate geschenkt.“

„Papa wollte es auch nicht. Es war Musik im Pavillon, da sind die Pferde dort nicht hinüber zu bringen. Majestät war da und zog Papa ins Gespräch. Wir ritten gerade vorbei — und so kam's, daß von Gwendoline die Rede war. Heycking ritt gleich nachher an uns heran, im Auftrag von Majestät, und lud sie zur heutigen Jagd ein.“

„Du freust dich natürlich mächtig, Linchen?“

Ingrid lachte. „Ja, denke, so mächtig, daß sie Papa gleich den schrecklichen Erwin Schrott auf den Hals geladen hat, zum Hinausfahren. Papa wird selig sein.“

„Wollen wir auf Papa mit dem Frühstück warten?“ fragte Gwendoline, das Gespräch abschneidend.

„Ja, Kinder, setzt euch, setzt euch, ich bin euch so in den Morgentee hineingefallen, es ist unverantwortlich. Aber der Zug kommt so früh an — und die Sprechstunde beim Professor beginnt erst um halb elf. Da hab' ich eben vierzig Minuten Zeit für euch. Wie geht's Papa? Was machen die Jungens in Groß-Lichterfelde? Habt ihr viel Gäste gehabt? Wird schon tüchtig getanzt? Und nun erzählt mal, Kinder, was ist das da mit eurem reitenden Feldjäger?“

„Du trinkst doch eine Tasse Tee mit, Tante?“ unterbrach Gwendoline abermals.

„Nanu, nanu, Kind! Was machst du einem denn für Augen in aller Herrgottsfrühe? Dir fehlt irgendwas, Linchen. Was denn? Sag' doch.“

Ingrid hatte sich schon eifrig drei Brötchen mit Butter gestrichen und mit Marmelade behäufelt und ihr ganzes Morgendeputat auf dem Teller vor sich ausgebreitet. „Gwendo fehlt ihr, Tante.“

„Gwendo?“

„Sie hat doch immer gleich Selbstmordgedanken, wenn man sie Linchen oder Line nennt.“

„Gott behüte. Verzeih, Gwendoline. Ja, in Rotholz verbauert man. Natürlich Gwendo, Gwendo. Nun nehme ich auch eine Tasse Tee von dir, um dich wieder zu versöhnen.“

„Dürfen wir dir ein paar Eier sieden

lassen, Tante?" fragte Beate. „Es macht keine Umstände. Papa bekommt auch welche. Und es sind Rotholzer, also prima."

„Danke, danke. Ich bin todkrank, ernähre mich nur wie ein Eichhörnchen."

„Krank — du, Tante? Unmöglich! Du mußt Diät halten? Streng?"

„Das letztemal hat mir der Professor Austern und Sekt verordnet. Schändlich, was? Mir!"

Ingrid lachte. „Als Eichhörnchenfutter nicht übel."

Die Gräfin lachte mit. „Ja — aber wie soll unsereins Austern kriegen? Nach Rotholz!"

„Quartiere dich hier im Adlon ein, Tantchen," sagte Ingrid, „dann besuchen wir dich immer und teilen deine Krankenkost."

„Ich und Adlon! Ach, ihr ahnt ja gar nicht, Kinder, wie weit ich von Sekt und Austern entfernt bin. Mein böser Prozeß. Der Professor meint ja, mein ganzes Übel kommt von den Nerven. Die ewigen Aufregungen von den vertrackten Geldgeschäften."

Gwendoline hatte der Gräfin den Tee gereicht. „Sprich nur ja nicht hernach mit Papa über Geldsachen, liebe Tante Eddy. Er war gestern abend so furchtbar verärgert."

„Nee, anpumpen werd' ich ihn schon nicht, mein gutes Gwendolinchen," sagte die Gräfin trocken.

Ingrid lachte hellauf. Gwendoline sagte darauf etwas leiser: „Du hast mich mißverstanden, Tante Eddy."

Sie saßen jetzt alle vier an dem großen runden Frühstückstisch am Fenster, durch das man eine wundervolle Aussicht über die den Abhang bedeckenden Gärten und die darin halb versteckt liegenden Villen genoß. Der Freiherr von Erxleben hatte diese Wohnung schon seit vielen Jahren inne. Es war ihm als Generalstäbler das seltene Glück beschieden, zehn Jahre hintereinander in Berlin zu bleiben. Das Haus lag auf Wilhelmshöhe, einer Art Parkstraße zwischen dem Kreuzberg und der Belle-Alliancestraße. Der Verkehr mit dem neuen Berliner Westen war von hier aus etwas umständlich, auch hatte man die Pferde in einem Tattersall in Pension geben müssen, um in den Tiergarten reiten zu können. Aber sonst war das Wohnen hier ideal: im Hause nur noch zwei Parteien, ein alter Garten direkt vor der Tür, und von zwei Fronten des villenartigen Hauses der Blick ins Grüne. Augenblicklich war das Laub freilich schon von den Bäumen herunter. Nur an den Eichen da drüben hing es noch.

Gwendoline ließ ihren Blick mit den zerrissenen, vielzackigen, schwarzen Wolken wandern, die am grauen Himmel über die scharfe Silhouette des Kreuzbergdenkmals fortzogen. „Am Ende wird es noch Regen geben, bevor wir zur Jagd fahren. Und Papa wird wieder ganz sein Frühstück versäumen. Das tut er jetzt so oft. Er hat einfach keine Zeit. Immer Dienst, Dienst. Und dazwischen die vielen gräßlichen Geschäfte. Na, du weißt ja, Tante Eddy. Papa tut mir so furchtbar leid. Deshalb sagt' ich das bloß vorhin, Tante. Nicht wahr, du bist mir doch nicht böse?"

Das sagte sie so bekümmert, so herzlich dabei, daß die Gräfin, die sonst nicht allzugern auf Gemütstöne einging, sie jovial auf die Schulter klopfte. „Sag' mal, Gwendolinchen, und wie ist denn das mit deiner Weltreise? Haben deine Schweinespeckkrösusse wieder von sich hören lassen oder ist die Chose eingeschlafen?"

Die Wendung „Schweinespeckkrösusse" bereitete Ingrid ein diebisches Vergnügen. Sie wollte ernst bleiben, weil Gwendoline noch immer ihre umflorten Augen machte, brachte aber den Mund nicht zusammen.

„Walkers meinst du? Ja, am Sonntag kam wieder ein Brief von Allan. Sie ist jetzt mit ihrem Vater in den Pyrenäen. Nächste Woche treffen sie in Paris ein. Spätestens Mittwoch müßt' ich telegraphieren, ob ich Erlaubnis bekomme."

„Ja, denk' nur, Tante Eddy," fiel Ingrid eifrig ein, „und für fünf Monate ist sie eingeladen, und sie zahlen alles, Hin- und Rückfahrt, furchtbar nobel, nicht? Ich nähm's gleich an, wenn sie mich nur wollten!"

„Hat sich euer Papa denn schon genauer erkundigt, wer die Leute sind?"

Gwendoline nickte. „Hier auf der Gesandtschaft. Ein sehr gutes New Yorker Haus. Ich weiß eigentlich selbst nicht, wie sie gerade auf mich kam. In der Pension haben wir sehr wenig miteinander verkehrt,

Allan und ich. Die andern Deutschen hat sie geradezu geschnitten."

„Möchtest du überhaupt?"

„Ich weiß nicht."

„Das heißt also: nein?"

„Doch nicht. Natürlich interessiere ich mich. Brennend. Ich bitte dich: eine solche Reise. Aber — —" Sie zuckte die Achsel. „Und kann man das überhaupt annehmen? Dabei sind doch sehr große Barauslagen. Mehr als ein Majorsgehalt. Allan hat schon den ganzen Plan ausgearbeitet. Sie fahren Sonntag den 4. Dezember von Cherbourg ab. Am Freitag davor müßt' ich in Hamburg an Bord gehn. Es ist die ‚Kronprinzessin Cecilie'. Sie haben die Fürstenzimmer und außerdem noch ein paar Schlafkabinen: die Französin, die sie von Paris für Allans kleinere Schwester mitnehmen, dann die Jungfer, der Boy, ein ganzes Gefolge."

„Du, Tante Eddy, denke mal, das mußten sie alles schon im Sommer vorausbestellen," warf Ingrid ein, „so besetzt ist das immer. Märchenhaft, nicht? Und einen Wintergarten haben sie an Bord."

Die Gräfin kniff ein Auge zusammen. „Na, Gwendolinchen, im wunderschönen Monat Mai kommst du dann zu uns armseligen Märkern als Braut eines immens reichen New Yorker Gentleman zurück, wie?"

„Eines Schweinespeckkrösus, meinst du, Tante Eddy."

„Nu, nu, war nicht so schlimm gemeint. Jedenfalls siehst du da drüben die schwere Menge, lernst was kennen."

Gwendoline seufzte. „Es wird mir nur so schwer, auf so lange fortzugehn."

„Sie kann sich von mir partout nicht trennen," hänselte Ingrid.

„Ausgehn sollst du doch diesen Winter noch gar nicht. Was hast du dann hier? Du versäumst doch nichts, Gwendoline."

„Nein, Bälle nicht."

„Na also. Junges Ding wie du wird doch nicht den Trauerkloß spielen. Wegen paar Monaten Trennung sentimental sein. Jotte doch, was ist heutzutage so 'ne Spazierfahrt über den großen Teich. Das heißt: ich werde schon seekrank bis Helgoland. Aber das sind bloß meine Magennerven. Nein, Gwendolinchen, nimm du ruhig an. Und nur keine falsche Bescheidenheit. Was, Großmut? Du sagst ja selbst: aus Paris bringen sie sich eine Französin mit. Der werden sie 'ne ganze Menge Gage zahlen. Na, und eine junge Deutsche aus Preußisch-Berlin laden sie sich eben gratis ein. Der brauchen sie bloß die Überfahrt hin und zurück zu zahlen. Und haben die scharmante Freiin v. Erxleben im Haus statt der ewig gekränkten Gouvernante Müller oder Schulze."

„Von der Seite hab' ich's noch nicht betrachtet."

„Es ist die praktische, mein liebes Kind. — Und Papa will also noch nicht?"

„Wenn ich ihn recht bitte, gewiß."

„Hm. Aber du bittest nicht? Warum nicht? Soll ich ein Wort für dich einlegen?"

Gwendoline schwieg ein Weilchen. Dann fragte sie fast gequält: „Wollt ihr mich denn durchaus forthaben?"

„Mimose!" Die Gräfin pätschelte Gwendolines magere Hand, die zuckend auf dem Tisch neben ihr lag. „Ganz ehrlich, Kind, du hast ins Schwarze getroffen: ja, ich wenigstens möchte dich forthaben. Sieh mal, Beate ist selbst erst neunzehn — warum soll sich da schon eine jüngere Schwester neben ihr zeigen? Du gehst noch nicht aus, sagst du. Sehr vernünftig. Aber zum Beispiel heute schon die Jagd. Ausnahme? Bon. Solche Ausnahmen wird's aber den ganzen Winter geben. Und das schiebt Beate um eine volle Jahresklasse weiter zum alten Eisen hin. Ja, so rechnet man bei Hofe, Kind."

„Zu deiner Zeit, Tante Eddy. Jetzt nicht mehr. Aber ich will mich ja gar nicht sträuben. Es war wirklich so — mehr Stimmung."

„Na also." Die Gräfin stand auf und sah nach der Uhr, die sie im Lederarmband trug. „Aber wenn der entsetzliche Herr Kalmin euern Papa jetzt nicht endlich aus seinen Klauen läßt, dann muß ich zum Professor, ohne ihm guten Tag gesagt zu haben."

„Da ist er!" rief Ingrid eifrig, sprang auf und warf ihre Teetasse um, die zum Glück schon leer war.

⌘ ⌘ ⌘

Der Freiherr von Erxleben war ein guter Fünfziger, sah aber mit seinem bartlosen Gesicht und der wendigen Reitergestalt

überraschend jung aus. In seinem dunkelbraunen Scheitel zeigte sich noch kein graues Härchen. Seine scharf hervorstehende Nase, die großen blauen Augen und die hohe, etwas zurückfliehende Stirn gaben ihm etwas Friderizianisches. Und es war mehr der junge Fritz als der alte, dem er ähnelte. Sein Körper war immer im Training geblieben und wies nicht den geringsten Fettansatz auf. Wenn man auf der Straße nicht schon von weitem die roten Generalsbiesen und die goldenen Raupen mit dem leuchtenden Stern bemerkt hätte, so würde man den jugendlich wirkenden Offizier höchstens auf einen Rittmeister eingeschätzt haben. Erxleben sah auf eine große militärische Laufbahn zurück. Seine verschiedenen Vorpatentierungen hatten oft das Thema umfassender Kasinodebatten gebildet. Er galt für einen hervorragenden Taktiker — aber dabei für einen unbequemen Vorgesetzten. Ihn selbst durfte man übrigens mit spießbürgerlichem Maß nicht messen. Ohne Schulden war er überhaupt nicht denkbar. Und das ging so seit seiner Leutnantszeit. Als blutjunger Generalstäbler war er schon in eine leidige Geldverlegenheit geraten, die ihm beinahe das Genick gebrochen hätte — da bekam er noch eben in letzter Stunde das Jawort der schönen blonden Gräfin Beate Recknitz, die ein Goldfischchen war und ihn aus seinen Nöten erlöste. Beim ersten Anlauf hatte er sich einen Korb geholt: der Mama der Gräfin Beate war seine unökonomische Veranlagung kein Geheimnis geblieben. Es hieß, ein sehr hoher Herr sei hernach sein Freiwerber bei ihr und ihrer Mutter gewesen. Die Ehe ward überaus glücklich, die junge Frau schenkte ihrem Mann fünf Kinder und galt am Hof noch immer als Schönheit, als ihre älteste Tochter sich schon rüstete, Vortänzerin zu werden. Man erlebte es aber nicht mehr, die schöne blonde Frau neben ihren beiden schönen Töchtern auf dem Parkett des Weißen Saales vereint zu sehen: eine jähe Krankheit raffte sie und ihre Mutter fast gleichzeitig mitten aus dem guten Leben in ein besseres Jenseits. Nach Einhaltung des Trauerjahres hatte der Freiherr das Haus wieder regem festlichem Betrieb geöffnet. Die Hinterlassenschaft seiner Schwiegermutter bildete eine schwere Enttäuschung für ihn, das Recknitzsche Gut war scheußlich verschuldet; aber er hoffte mit der naiven Sicherheit des geborenen Glückspilzes auf das goldene Wunder, das irgendwo da draußen vor seiner Tür wartete. Beate machte bombensicher bald eine großartige Partie. Gwendoline mußte man ein, zwei Jahre Zeit lassen; aber zweifellos entwickelte auch sie sich zu einer pikanten Schönheit. Waren erst die beiden Prachtmädels gut untergebracht, dann würde der Himmel schon weiter sorgen. Die Jungens mußten sich selbst durchrackern, so wie er. Das gab die tüchtigsten Offiziere. Ein Armeekorps war ihm jetzt ziemlich sicher. Bis dahin war dann Ingrid so weit, der Frechdachs, daß man den ersten bal blanc für sie arrangieren mußte. Es wäre ein Vergnügen gewesen zu leben, wenn die verflixten Zechinen einem nicht tagaus, tagein das Philisterium gepredigt hätten. Kurz vor dem Tode seiner Frau und seiner Schwiegermutter hatte er sich in einer schwachen Stunde einmal seinem Hauswirt offenbart. Die Miete war stehen geblieben, einmal, zweimal, dreimal. Kalmin, der Kachelofenfabrikant a. D., hatte sie gern gestundet, hatte auch bei ein paar schweren Verlegenheiten bar ausgeholfen, in der Gewißheit, daß der Recknitzsche Besitz den Wert der Darlehen reichlich deckte. Bei der Aufteilung des Gutes hatte es dann bestürzte Gesichter gegeben. Auch der Freiherr von Erxleben fiel aus allen Himmeln. Seit anderthalb Jahren hing nun jede größere Anschaffung, auch jede Badereise, letzten Endes davon ab, ob Kalmin ja oder nein sagte. War er gefällig, dann wurden die Zinsen gestundet, d. h. sie wurden zur Hauptschuld hinzugepackt. Ebenso war's in bedrängten Zeiten mit der Miete. Bar rückte Kalmin nichts mehr heraus. Um die letzten vier braunen Lappen — beim Ankauf der beiden Pferde im vorigen Frühjahr — hatte Erxleben einen wahren Kampf führen müssen. Und nun ging das Hinundher schon wieder seit Wochen. Andere Verpflichtungen wurden dringlich — Kalmin sollte vernünftig sein und warten. Doch der Kachelofenfabrikant a. D. vernünftig? Wenn Kalmin frühmorgens beim Vater weilte, dann wußten die Töchter schon von vornherein: es folgte ein grauer Regentag.

Doch Wunder über Wunder: heut trat der Freiherr mit strahlender Miene und blanken Augen ins Speisezimmer. Er steckte noch in seinem Morgenzivil, war frisch rasiert und gebadet, sah wieder wie ein Oberleutnant oder Rittmeister aus und brachte einen prächtigen Appetit mit.

Tante Eddy wechselte einen flinken, pfiffigen Blick mit den Töchtern: das Geschäft mit Kalmin schien sich besser als erwartet abgewickelt zu haben!

„Wie nett von Majestät, an deine Mädels zu denken," sagte sie, als sie alle um den Frühstückstisch saßen.

„War bloß so ein Huschgedanke. Wir stoppten gerade den Rechtsgalopp ab, an dem westlichen Durchgang, da kommen die beiden quer über den Hippodrom und flitzen über das Koppelrick und dann über den dicken Baum weg. Na, das sah gut aus, ist ja weiter kein Heldenstück, aber Majestät war rosiger Laune, und da wollte er der Kleinen einen Spaß machen."

„Gut, daß die Damen zur Jagd nicht mehr die roten Jacken tragen, wie noch im vorigen Jahr," sagte die Gräfin, „sonst wäre Gwendoline arg ins Gedränge gekommen. So von gestern auf heute. Ein Mann denkt daran natürlich nicht."

„Die älteren Jahrgänge haben sie ja noch, dann hätte ich eben irgendwo gepumpt," sagte Gwendoline.

„Pumpen, immer pumpen!" bemerkte Ingrid, den Schalk im Nacken. „Woher sie das nur hat?!"

Die Gräfin Czernin warf rasch ein: „Eigentlich schade, daß das Rot abgekommen ist. Es sah doch riesig forsch aus. Nicht?"

„Bißchen operettenmäßig," meinte der Generalleutnant.

„Papa hält vom Damenreiten ja überhaupt nicht viel," sagte Gwendoline, „besonders vom Jagdreiten. Oder?"

Erxleben zuckte leicht die Achsel. „Es ist ein glücklicher Zufall, wenn auf so 'ner Jagd mit Damen nichts passiert. Sie können ja alle die Gäule nicht halten."

„Aber Papa — so eine Verleumdung!" rief Ingrid. „Vorige Woche hat doch Eitel Fritz die Beate noch so gelobt: sie war die einzige, die sich richtig hinterm Master hielt!"

Alle lachten.

Daß Erwin von Schrott nach Döberitz mitkommen wollte, hatte der Freiherr schon gehört. Da Gwendoline ihm eine Zusage gegeben hatte, wollte er nichts mehr dagegen einwenden. Aber er fragte etwas gedehnt: „Ist er euch denn so besonders sympathisch, Mädels?"

Es trat darauf allseitiges Schweigen ein. Gwendoline starrte unbeweglich vor sich auf den Tisch nieder. Auch Beate hatte den Blick gesenkt. Und als sie ihn dann für eine Sekunde hob, traf er Gwendolines blaßgewordene Miene.

„Na, so antwortet doch!" ermunterte der Generalleutnant. Er frühstückte weiter. Dabei musterte er nacheinander sehr aufmerksam seine beiden ältesten Töchter. Als er den Teller mit dem Eierbecher zurückschob, warf er der Cousine einen kurzen Blick zu, mit dem Anflug eines Lächelns, und sagte: „Hm, ihr schweigt. Gut. Ist mir auch lieber, als wenn ihr da 'ne warme Lanze eingelegt hättet. Schrott ist ja ein reizender Kerl, ohne Frage, aber ich würde es doch riesig bedauern, wenn er sich etwa Schwachheiten einbildete."

Wieder eine Pause. Endlich kam es ganz bedrückt und verzagt von Gwendolines Lippen: „Schwachheiten. Wie meinst du das, Papa?"

„Na — wenn er sich etwa einbildete, er käme für eine von euch als Ehegespons in Betracht. Mit seinen dreitausend Mark Rente."

„Dreitausend Mark Rente?" fragte die Gräfin. „Woher weißt du?"

Exzellenz lachte. „Vorgestern — bei Rahnkes — traf er mich zum Unglück mal ganz solo im Rauchzimmer, und da war er so frech, mir seine ganzen Familienverhältnisse auszukramen."

Nun konnte Gwendoline sich nicht länger beherrschen. „Ehrlich ist er, Papa, nicht frech. Wenn du sagst: frech, dann — dann glaube ich, daß du ihn ganz und gar mißverstanden hast."

„Es ist bei der Sache wohl nicht viel mißzuverstehen, Gwendoline. Die Gräfin Rahnke meinte auch, er machte dir ja auf Tod und Leben die Cour. Sie hat dich neulich irgendwo mit ihm gesehen. Da habt ihr euch wohl unterwegs getroffen. Zufällig. Hm. Jedenfalls hat er zur Gräfin eine unvorsichtige Bemerkung ge-

macht . . ." Er brach ab, da die weitgeöffneten Augen Gwendolines ihn so angstvoll anstarrten. „Hast du irgendwas zur Sache zu bemerken, liebes Kind? Ich will dir nicht die Rede abschneiden."

Gwendoline atmete tief und schwer. Sie war vom Tisch abgerückt. Wie flehend irrte ihr Blick vom Vater zu den Schwestern, dann zur Tante. Beate hatte alle Farbe verloren. Sie preßte die Lippen fest aufeinander; es war, als ob sie den Atem anhielte.

„Ja, Papa," sagte Gwendoline endlich, „ich möchte deine Frage von vorhin noch beantworten. Erwin ist mir schon immer sehr sympathisch gewesen. Sehr. Man kann viel mehr mit ihm reden als mit andern. Er ist klüger, gebildeter . . . Und auch als Mensch . . . Und ich will dir nur sagen, Papa, ich — ich hab' ihn sehr lieb. Und er mich auch. Ja."

Ganz erschöpft saß sie da.

„Hm. So." Erxleben nahm die ganze Angelegenheit vorläufig nicht allzu tragisch. „Erstens bist du noch viel zu jung, meine teure Gwendoline, als daß du dir heute den Kopf zerbrechen müßtest, ob Herr Schrott irgendwelche Aussichten hat. Zweitens dauert's noch eine ganze Reihe von Jahren, bis er eine Anstellung als Oberförster kriegt. Und drittens denk' ich bei mir so: mit dreitausend Mark Zuschuß kommt er für meine Töchter ganz gewiß nicht in Betracht. Denn ihr seid arme Ludersch, ihr Erxleben-Mädels. Also wollen wir dem jungen Herrn hernach mal lieber abwinken: er wird fein artig und solide mit der Spandauer Bahn nach Döberitz rollen." Damit legte er seine Serviette zusammen.

Gwendoline schwieg darauf. Während Beate, gar Ingrid, sich alles rasch von der Seele wälzen konnte, trug Gwendoline ihre Sorgen, ihre Zweifel tagelang mit sich herum, ohne sich irgendwem auch nur mit einem armen Wörtlein anvertrauen zu können.

Der Gräfin Czernin war es durchaus nicht recht, daß der törichte Herzensroman Gwendolines, der sie sehr überraschte, so als Frühstücksthema kurz abgetan werden sollte. Hier lag doch eine schwere Gefahr vor. Sie begleitete ihren alten Freund noch nach vorn, in sein Zimmer, und legte ihm nahe, auf alle Fälle diese amerikanische Einladung für die Kleine anzunehmen, damit erst einmal Gras über die Sache wüchse.

„Und es ist auch besser für Beate, wenn sie diesen Winter noch nicht das Anhängsel hat. Glaube mir, Hugo, deine liebe Frau würde genau so urteilen."

„Ja, ja, es wäre ganz gut, wenn sie für ein Weilchen fortkäme. Aber soll man sie da dem ersten besten Geldprotzen auf Besuch schicken? Ich hasse dieses Dollarika. Wenn sich irgendeins von Mamas Verwandten gerührt hätte — Graf Keuddrich oder die alte Exzellenz Neuperg — die hätten doch das Mädel einladen können, nicht? Ich hatt's ihnen nahegelegt. Aber sie sagen sich: was sollen sie mit ihr, solange sie noch nicht ausgeführt ist? Es ist immer ein dummer Übergang. Hast am Ende recht. Mag sie bis März, April bei den Amerikanern bleiben. Kosten soll's uns zum Glück ja nicht verursachen."

Die Gräfin nickte und gab ihm die Hand. „Na, da bin ich also doch froh, daß ich noch auf einen Sprung hergekommen bin."

Er hielt ihre Hand fest. „Dein Professor will dich wieder verführerisch jung machen, Eddy?"

„Hm. Mit Magenpumpe und ähnlichen Schreckmitteln."

„Machst natürlich Unsinn, wie?"

„Bewahre. Es geht mir heillos schlecht. Die Nächte, Hugo. Oft hör' ich noch vier Uhr schlagen."

„Und das nennt man nun gesundes Landleben."

„Ja, alter Freund, Eisennaturen wie deine soll man sich erst suchen. Ich hab' dich oft bewundert. Die Frische! Heute wieder — Alterchen, es ist unglaublich, was für junge Augen du hast." Sie lachte. „Nun wird er auch noch rot. Du bist ja ein Unikum, Exzellenz."

Erxleben lachte mit. „Na, es hat auch seine gute Ursache heute. Ich bin eine schwere Last losgeworden."

„Kalmin war da?"

„Ja, er ist endlich vernünftig geworden. Es tut mir übrigens leid, Eddy, daß ich dich im Sommer so erschreckt habe. Da stand mir das Wasser aber wirklich bis zur Kehle."

„Im Gegenteil, mir war's schmerzlich, furchtbar schmerzlich, daß ich dir nicht aushelfen konnte. Aber mein elender Prozeß ... Na, damit will ich dich endgültig verschonen, ich hab' mir's heilig gelobt... Ja, und mit Kalmin hast du also eine leidliche Abmachung?"

„Alles à conto der Exzellenz. Hätten sie mich jetzt im Manöver abgehalftert, dann wär' auch nicht für 'nen Groschen Kredit bei ihm zu finden gewesen. Aber nun rechnet er: na, ein Korps kriegt er doch noch... Ich muß ihm ja sieben Prozent geben, das ist schon beinahe Krawattenmacherei, nicht? Immerhin — nächste Woche rückt er mit einem Posten heraus, der mir's ermöglicht, all die unangenehmen kleinen Kerls loszuwerden. Es läppert sich nämlich."

Die Gräfin seufzte. „Wem sagst du das, Hugo! — Nun aber wirklich Adieu, alter Freund! — Bevor Gwendoline reist, schickst du sie mir doch noch auf ein paar Tage nach Rotholz, ja? — Übrigens: brillant sehen deine beiden Walküren aus. Beate ist ja ganz die Mama. Ja, das kann ich mir denken, daß die Mädels Majestät ins Auge gestochen haben. Wie ist das, wollt ihr im Dezember bei mir das Schüsseltreiben mitmachen?"

„Nee, Eddy, danke. Dein Revier ist gut, ohne Frage. Aber das Besteck von Oberförster bei euch! — Man sitzt ja ewig auf dem Pulverfäßchen. Nun also noch beste Wünsche für deinen Magen, liebe Eddy, und all die umliegenden Annehmlichkeiten."

„Scheusal!"

Sie ging. Erxleben begab sich in sein Ankleidezimmer, wo Neumann schon alles bereitgelegt hatte: die hohen Lackstiefel mit dem braunen Überschlag, die weiße Hose, die hohe weiße Jagdkrawatte zum Selbstbinden, den roten Rock und die schwarzsamtene Jagdkappe. Er klingelte dem Burschen, der ihm beim Umziehen half. In sieben Minuten war der Parforcereiter fertig. Erxleben hatte eine unglaubliche Gewandtheit im Umkleiden. Er hielt die Zeit für zu kostbar, als daß auch nur eine Minute mehr als unbedingt nötig dafür geopfert werden dürfte. Sporenklirrend kam er ins Wohnzimmer, wo er die ältesten beiden Töchter am Schlusse einer erschöpfenden Aussprache fand. Ingrid hatten sie hinausgeschickt, denn natürlich handelte sich's um Erwin Schrott.

„Elf Uhr fünfzig fährt das Auto vor, Kinder," sagte er.

Gwendoline wollte sich ein Herz fassen. „Papa, ich hätte eine Bitte. Du sagtest vorhin . . . Beate meint jetzt auch . . . Es ist doch ein bißchen peinlich für mich . . ."

Er hatte die Arme auf den Rücken gelegt, die Hacken geschlossen und wippte sich auf den Fußspitzen auf und nieder. Wie ein junger Leutnant wirkte er in dem roten Rock, der seiner eleganten, schlanken Figur knapp ansaß. „Na, was denn, Gwendoline? Immer Murr in den Knochen! Heraus mit der Sprache!"

„Ich habe übereilt gehandelt, Papa. Gewiß, ich hätte dich entscheiden lassen müssen, ob Erwin mitkommen soll. Aber ist es jetzt nicht besser . . . Denn es gibt doch ein viel größeres Gefrage hernach, wenn ich ihm erklären muß, weshalb du nicht gewollt hast. Nicht wahr?"

„Hm. Meine Ansicht ändere ich ja nicht, Gwendoline. Oberförster — dreitausend Meter hoch im Philisterland — für meine Mädels unannehmbar. Aber mitauteln nach Döberitz — na, das mag er heute meinetwegen noch ungeniert. Ist doch 'ne Sache für so 'nen jungen Dachs: zum erstenmal im roten Rock. Da wollen wir ihm den Spaß nicht verderben. Aber nach dem Halali wirst du ihm gleich Adieu bis zum nächsten Frühjahr sagen. Tante Eddy will dich noch auf Rotholz haben. Und im Dezember kannst du dann nach Hamburg fahren."

„O, das ist — —" Gwendoline sah ihn nun doch mit großen Augen an. War es eine Vergünstigung, ein Liebesbeweis — oder war es eine Art Verbannung? Wenn ihr Vater so in seinem kurzen Befehlston sprach, mit schmalen Lippen und kalten Augen, dann war er ihr unergründlich.

Auch Beate hatte sehr überrascht aufgehorcht.

„Es ist dir doch recht, mein Kind?"

„O, gewiß, Papa. Ich — ich danke dir — sehr." Sie atmete tief auf. „Dann soll ich also gleich heute noch telegraphieren?"

„Ja, tu das, Gwendoline."

Bauernblumen

Gemälde von Prof. Rudolf Nißl

„Eigentlich — brauchten wir uns erst nächsten Mittwoch zu entscheiden, Papa.“

„Wir sind's aber doch heute schon, Kind. Oder du etwa noch nicht? Willst du die Einladung nicht annehmen, dann bleibst du selbstverständlich bei uns. Das ist gar keine Frage.“

Nun schämte sie sich ihrer Unschlüssigkeit. „Nein, Papa, ich telegraphiere gleich heute.“ Sie tat ein paar Schritte zur Tür. „Ja — sofort.“ Aber sie blieb mitten im Zimmer stehen. Als ob sie erwartete, vom Vater noch zurückgerufen zu werden.

„Und nicht wahr, Gwendoline, darüber bedarf es zwischen uns keiner Erörterung mehr: daß dem guten Schrott heute kein Zweifel darüber bleibt, wie verschwindend wenig Hoffnung er hat?“

Gwendoline blieb stumm. Er ging auf sie zu, blieb dicht bei ihr stehen.

„Wenn du's nicht übernehmen willst, liebes Kind, dann kann ja ich es ihm sagen.“

„Ach nein, Papa, bitte. Dann sag' ich's schon lieber selbst.“

Sie tat ihm in dieser Sekunde riesig leid. Ordentlich rührend war ihr Gesichtsausdruck, und so geknickt ihre ganze Haltung. Ohne Zweifel: sie nahm sich alles sehr zu Herzen. Die drei Mädels hatten sich in Mutters Erbe geteilt: Beate hatte die Schönheit der einzigen Frau, Gwendoline ihr Gemüt, und Ingrid, die Krabbe, ihr Temperament.

Er pätschelte Gwendolines Rechte. „Eiskalt ist das Mädel.“ Nun steckte er die Hände in die Taschen und tat ein paar Schritte durchs Zimmer. „Fürs Auto seht euch mit Pelz vor. Die Heimfahrt ist immer eklig. Man wird doch höllisch warm bei so 'ner Jagd. Ich hab' noch Unterschriften zu geben. Also punkt elf Uhr fünfzig.“

Gehorsam nickten sie beide. Aber Beate sah in den Augen der Schwester ein paar Tränenperlen zittern.

⁂

Um zwölf Uhr, gerade als das eisengraue Automobil durch die „Wolfsschlucht“ sauste, die Straße unter den Übergängen der Potsdamer und Anhalter Bahn, ging ein Regenschauer mit Graupeln nieder. Beate ward es bänglich. Der ganze Westen war blaugrau. Schwarz jagte dazwischen zerfetztes Gewölk. Aber bald konnten die Insassen des Autos überhaupt nichts mehr erkennen, denn an ihren Schutzbrillen lief das Wasser herunter. Prasselnd empfing sie auf der Bülowpromenade eine Hagelböe. Als sie das Knie erreichten und damit die breite Heerstraße, die bis zur Havel führt, pfiff ihnen der eklige West gerade ins Gesicht. Auf jede Unterhaltung ward verzichtet. Exzellenz saß wie stets vorn neben dem Chauffeur. In der zweiten Reihe hatte Rittmeister von Rigalsky, der Inspektionsadjutant, mit den beiden jungen Damen Platz genommen. Die vier Schmalsitze dahinter waren zwei befreundeten Dragonerleutnants, einem Oberleutnant von den Verkehrstruppen und dem reitenden Feldjäger zugewiesen worden.

Erwin von Schrott trug den jetzt schon etwas altmodisch wirkenden Habyschnurrbart. Er war sonst ein sehr hübscher Mensch, feingliedrig, mit schlanker Figur. Nur hatte seine Art, sich zu bewegen, sich zu wenden und zu drehen, etwas Kokettes. Er wußte, daß er den Frauen gefiel. Überall blieb ein Blick auf ihm haften. Das hatte ihn schon als Knaben selbstgefällig gemacht. Viele Fremde stieß es ab, besonders Männer. Aber wer näher mit ihm bekannt wurde, vergaß es über dem besonderen Zauber, der von ihm ausging, wenn er in Lebhaftigkeit geriet. Er hatte eine weiche, tiefe Stimme, die durch ihre Herzlichkeit gefangennahm. Lachen konnte er, so offen, warm und fröhlich, daß man immer mitlachen mußte. Die Unterhaltung mit ihm war stets fesselnd. Er war in allen Sätteln gerecht, beherrschte die italienische Sprache ebensogut wie die englische und französische, hatte sich in diesen Ländern und in ihren Literaturen schon gründlich umgesehen, er war musikalisch, machte hübsche Gedichtchen, und es gab kaum ein Thema, das ihm nicht lag. Stets war er guter Laune und wirkte damit auch auf die Stimmung seiner Umgebung ein. „Es ist immer, als hätte er Geburtstag,“ hatte Beate einmal von ihm gesagt.

Heute kam er aber nicht zur Geltung. Als das Auto auf dem Döberitzer Schießplatz mit kurzem Ruck in der Nähe des Wagenparks hielt, der sich bei der einsamen Pappel bereits zusammengefunden hatte, blieb er seinem Schicksal überlassen. Der

Generalleutnant und seine Töchter wurden vom Prinzen August Wilhelm, der in der Nähe stand, herzlich begrüßt. Auch die beiden Dragonerleutnants, bekannte Rennreiter, bekamen von dem Prinzen einen Händedruck. Der Oberleutnant von den Verkehrstruppen schien diese Auszeichnung nicht zu erwarten und wandte sich nach der militärischen Begrüßung sofort dem Chauffeur zu, dem er Anweisungen für das Warten und die Heimfahrt gab. So sah sich Schrott denn zunächst einmal nach seinem Burschen und dem Pferd um. Es war ein besserer Kommißgaul, ein rötlicher Fuchs, der die kleinen Übungsjagden der Herren vom Bataillon mit Auszeichnung mitgemacht hatte. Aber eine Schönheit war er nicht. Und da der Bursche während des Unwetters in den überfüllten Ställen auf dem Platze keinen Unterstand für sich und das Pferd gefunden hatte, sahen Fell und Mähne ziemlich ruppig aus.

Gegen zweihundert Pferde waren zur Stelle. Noch immer kamen in Gefährten allerart die dazugehörigen Reiter an, fast alle in den patschnassen, grauen Militärumhängen. Hauptsächlich waren es Offiziere der Garde. Beate und Gwendoline von Erxleben hatten trotz des wenig verlockenden Wetters noch Rivalinnen bekommen: Schrott zählte bereits ein Dutzend Walküren.

Es regnete jetzt nicht mehr, aber der Himmel war ungemütlich eisgrau. Der mit kümmerlichem Gras bedeckte Schießplatz schimmerte stellenweise wie ein See. Ein leichtes Galoppreiten gab es heute nicht. Besonders bei den Sprüngen hieß es Vorsicht üben, denn ein Ausgleiten konnte in dem wilden Jagdtempo leicht verhängnisvoll werden.

Ob Majestät wirklich zur Jagd kommen würde? In allen Gruppen wurde die Frage erörtert. Die Prinzen waren sämtlich zur Stelle. Auch der Kronprinz war inzwischen eingetroffen.

Der Freiherr von Erxleben hatte sich mit seinen beiden Töchtern zu den Pferden begeben. Quicky war ruhiger als sonst. Er klopfte dem Gaul den Hals und sprach ihm zu. Das Pferd ließ es gnädig geschehen. Aber sobald es Beates Stimme hörte, begann es fröhlich zu nicken und zu scharren. Alles lachte darüber in der Umgebung. Beate hatte Zucker mit, den sie dem Pferde reichte. Gwendoline sollte den Grauschimmel reiten, während Erxleben selbst den Rappen nahm, den Vierjährigen, der noch nicht viel Jagden gegangen war.

Während sie so beisammen standen, gab der Generalleutnant seinen Töchtern noch ein paar reiterliche Ermahnungen. „Am Master dürft ihr mir nicht vorbei, Mädels, tut mir die Schande nicht an. Aber klebt auch nicht am Schwanz, sonst kommt ihr bergab ins Rutschen, sobald die da vorn wieder angaloppieren. Und wenn's durch das Gestänge geht, Obacht geben, gut taxieren und sich rechtzeitig überlegen: links oder rechts vorbei mit der Kniescheibe? Ati, du darfst deinen Gaul nicht zu fest halten. Nur Gewichtshilfen, bitte, Luft lassen, leichte Hand. Und beim Grauschimmel umgekehrt. Hörst du, Kind? Laß ihn nicht auseinanderfallen, Gwendoline. Fuß, Peitsche, Fuß, Peitsche. Natürlich nur hauchartige Hilfen. Sobald er den Kopf hergibt und sich abbiegen läßt, ist er zu reiten wie ein Schaukelpferd. Na, Mädels, ihr wißt ja . . . Hallo, da ist das Signal von Majestät! — Also Hals- und Beinbruch!"

Tati — tata! . . . Hell klang es von der Havel her. Da wurde das Automobil auch schon am Waldrand sichtbar. Und im Nu war es an der einsamen Pappel. Der Kaiser verließ es, lachend, in lebhaftem Gespräch mit seinem Gast, dem Österreicher. Die grauen Umhänge wurden abgelegt, die Burschen nahmen sie in Empfang. Leuchtend trat die rote Farbe der Jagdröcke in den Mittelpunkt der Landschaft. Ein paar Begrüßungen, Vorstellungen, der Master Major Graf Spee, weithin kenntlich an der weißen Armbinde, rapportierte dem Kaiser, der dankte, alles stieg zu Pferde.

Gwendoline ward vom Adjutanten in den Sattel gehoben. Sie sah dabei Erwins düster-anklagende Miene. Er mußte schon gemerkt haben, daß etwas im Werke gegen ihn war. Beim Einsteigen ins Auto war Papa Eis gegen ihn gewesen.

Langsam setzte sich das rote Feld in Bewegung, noch ziemlich weit auseinandergezogen. Rigalsky hatte dem Generalleutnant versprochen, auf die beiden jungen Damen, besonders auf die Novize, ein

Auge zu haben. Der Grauschimmel schien sich zu seiner Stute besonders hingezogen zu fühlen, was Erwin, immer leicht zur Eifersucht gereizt, der Reiterin zuschrieb.

„Du weichst mir aus, Gwendoline," sagte er leise, kaum die Lippen bewegend. Es lag Groll in seinem Ton. „Was ist geschehen?"

„Wir könnnen uns hier nicht sprechen, Erwin," gab sie ebenso leise zurück. „Hernach."

„Halte die Peitsche still, Gwendoline. Der Schimmel ist unruhig genug. Ich bleibe bei dir. Es ist dir doch recht?"

„Rigalsky ist von Papa beauftragt. Er wird sich's nicht nehmen lassen."

„So gehorsam bist du. Mit einemmal. Gwendoline — denkst du denn, ich durchschaue nicht alles?"

Ganz verzweifelt sah sie sich um. „Ich bitte dich, schweig, wir haben Zeugen!"

Die Jagdhörner bliesen ihr „Frisch auf zum fröhlichen Jagen!"

„Da — die Meute ist angelegt!" rief der Generalleutnant aus den vordersten Reihen des Feldes lebhaft seiner Tochter zu, den Arm ausstreckend. Er bemerkte verdutzt, daß Schrott an ihrer Seite ritt, und hob die Nase.

Die Hunde rasten vor dem roten Feld einher, einer suchte dem andern zuvorzukommen, es sah sich an, als ob ein braun und weiß geflecktes Stück Pelz durch das feuchtschimmernde Gelände von einer unsichtbaren Hand geschüttelt, geschoben, gerollt, geschleift und vorwärts gestoßen würde.

Inzwischen hatte sich das ganze rote Feld in Galopp gesetzt, der Kaiser führte es, in geringem Abstand vom Master. Das Galopptempo war aber noch ziemlich mäßig.

„Es geht ums Umschwungfenn herum zum Denkmal, wie letzten Freitag!" meinte der Rittmeister von Rigalsky, der sich jetzt seiner Pflicht entsann, die jüngere Tochter Sr. Exzellenz zu chaperonieren.

Gwendoline klopfte das Herz. Sie fühlte sich von vielen Seiten beobachtet. Alle wußten, daß sie Novize war. Gewiß wollte man feststellen, ob sie ebensolche Angst hatte wie Beate. Sie bekam ganz rote Backen. Erwin hielt sich dicht neben ihr. „Sag' mir ein Wort, Gwendoline! Hörst du? Das mußt du." Sie schüttelte heftig den Kopf. „Du hast mit Onkel geredet und er hat nein gesagt? Ist es so, Gwendoline?"

„Ja!" stieß sie aus. „Und ich soll fort — zu Walkers, nach New York — damit wir einander aus dem Gesicht kommen!"

Die Spitze des Feldes bog etwas nach rechts ab. Die ersten Hindernisse kamen. Es waren ein paar Baumstämme und Wälle. Die Pferde drängten alle mächtig nach vorn, sobald sie merkten, daß es etwas zum Springen gab.

„Lose die Kandare, ganz lose!" ermahnte der Rittmeister und setzte sich an Gwendolines linke Seite. „Im Sprung mitgehen. Hallo! — So. — Jetzt wieder. — Famos! Kompliment, gnädiges Fräulein!"

In geschlossenem Pulk kamen die einzelnen Reitertrupps über die Hindernisse, die Pferde drängten sich so eng aneinander, daß Gwendoline die Kniemanschette des Rittmeisters an ihrer Wade und ihrem Schienbein fühlte; es mußte da eine Schramme zurückbleiben. Nach den Sprüngen lockerte sich das Feld wieder.

„Es gibt eine lange Jagd," meinte Rigalsky. „Da — sehen Sie — die Hunde halten auf Zieldorf Döberitz zu! Lassen Sie bloß den Grauschimmel jetzt laufen, wie er will, gnädiges Fräulein!"

Ein tüchtiger Galopp folgte. Gwendoline befand sich mitten im Feld. Sie sah Quicky mit Beate ganz links draußen, wandte aber sofort wieder das Gesicht nach vorn. Wie das Rot der Jagdröcke die ganze Landschaft beherrschte! Man merkte gar nichts mehr vom eisgrauen Himmel. Rot die Röcke, darüber die schwarzen Kappen, darunter die wogenden Pferdeleiber, dazwischen in schmalen Bändern der feuchtschimmernde Boden. Die Hufe warfen Erde in die Reihen der Reiter. Der und jener bekam einen vollen Wurf ins Gesicht: in die Augen, wohl auch zwischen die Zähne. Das tat nichts, es ging weiter, unaufhaltsam, in immer steigendem Galopptempo, keiner kümmerte sich um den andern. Die Bewegungen des Grauschimmels waren in dem Jagdtempo so ebenmäßig, daß es Gwendoline gar nicht mehr vorkam, als ob sie ritte. Sie hatte viel eher das Gefühl, auf einem Garnknäuel zu sitzen, von dem in rasender

Hast das Garn abgerollt wurde. Ganz weit links, dicht hinter Majestät, leuchtete unter dem schwarzen Zweispitz der blonde Schopf von Beate. Für eine Sekunde sah Gwendoline auch das Gesicht. Wie leid Ati ihr in diesem Augenblick tat! Ihre Züge waren verzerrt, ihre Haut war rot und gespannt, Spritzer aus den Pfützen hatten sie über und über gesprenkelt. ‚Sie hat Angst, wahnsinnige Angst!‘ sagte Gwendoline zu sich.

„Stopp! Stopp!“ . . . Ein paar Reiter dicht vor Gwendoline riefen es gleichzeitig. Ein Signal wurde vorn gegeben. Blitzgeschwind fuhren Arme in die Höhe, um die Nachhut zu warnen. Die Pferde fielen in Schritt.

Man war am Zieldorf Döberitz angelangt. Zwischen den zerschossenen Ruinen des alten Kätnerdorfes hatte die Meute die Spur verloren.

In unruhigem Schritt ging es um das Zieldorf herum. Die meisten Gäule tänzelten, sie konnten den nächsten Galopp kaum erwarten. Rigalsky gab Gwendoline ein paar militärische Erklärungen, er zeigte ihr die Deckungen, machte sie auf die Durchlöcherungen der großen Scheunenwand aufmerksam, die besonders gute Treffer der vorgestrigen Übung darstellten. Gwendoline nickte erregt, von dem Jagdtempo erhitzt, aber sie achtete nicht auf das, was er sagte.

Den Pferden zitterten die Flanken. Die meisten hatten schon schaumbedeckte Hälse. Ein Schnauben ging durch das ganze Feld. Über den roten Reitern bildete sich eine dicke, weißgraue, warme Dunstwolke. Der animalische Geruch mischte sich mit dem von nassem Erdreich; dazwischen machte sich ein leichter Veilchenhauch bemerkbar — das Parfüm einzelner Reiterinnen.

Gwendoline fühlte plötzlich eine Hand auf ihrer Zügelfaust. Sie zuckte erschrocken zusammen.

Erwin hatte sich zu ihr herübergebeugt. Er tat so, als wären ihre Zügel in Unordnung geraten.

„Du hast mit Papa gesprochen?“ stieß er unsicher aus.

Sie bejahte.

„Und er will nicht? Gwendoline —! Warum nicht? Sag' doch!“

„Er gibt einfach seine Zustimmung nicht, weil wir arme Mädels sind. Ja. Und deine Karriere sei aussichtslos . . . Ach, Erwin, laß doch jetzt, wenn uns jemand hört —“

Sie waren ein paar Schritt weit vom Feld abgewichen. Niemand kümmerte sich um sie. Sie waren alle viel zu sehr mit ihren Pferden beschäftigt, denen sie den Hals klopften oder zusprachen. An der Spitze des Feldes ging eine lebhafte Unterhaltung über die Meute, die aufgeregt suchend auseinanderstrebte, dann immer wieder zusammenfand. Man hörte den Kaiser lachen, hörte die hellen Stimmen des Kronprinzen, des Masters, dazwischen lebhafte Ausrufe junger Reiterinnen.

„Und du hast dich sofort ergeben, Gwendoline? Ja? Auf das eine einzige Wort hin?“

„Papa hat einen eisernen Kopf, Erwin.“

„Den hab' ich auch.“

„Was willst du tun?“

„Gib mir dein Wort, Gwendoline. Nur für dich: daß du mich magst und auf mich wartest. Mehr will ich nicht.“

„Mein Wort. Das nützt dir nichts.“

„Doch, Gwendoline. Es hält mich. Hält mich aufrecht. Denn sonst — ist mir das ganze Leben so maßlos gleichgültig.“

„Ach — sagst du! Erwin! Du Schmetterling!“

„Jetzt zweifelst du an mir. So. Gib mir dein Wort — das große, heilige — dann beweis' ich dir, daß ich treu sein kann.“

Sie zuckte die Achsel. „Ach warum hier... Da, sie schauen her. Und Rigalsky klatscht alles weiter.“

„Hast du mich gar nicht ein bißchen lieb?“

„Doch. Das weißt du.“

Er faßte rasch ihre Hand mit der Linken und sah ihr groß, fast zornig ins Auge. „Onkel mag sagen, was er will, ich hole dich doch! — Willst du warten, Gwendoline?“

Sie war so erregt, von seiner hastigen, mehr trotzigen als liebevollen Forderung so überrumpelt, daß sie tonlos, unter Schlucken, erwiderte: „Gut. Also ja, ich will!“

Die Jagdhörner gaben das Signal. Es ging weiter, aber nach einer ganz andern Richtung. Alles warf hastig die Pferde herum. Die Meute hatte plötzlich

die Spur direkt nach Süden aufgenommen.

Im Nu war man wieder im schönsten Jagdgalopp. Es ging zuerst über weites, ebenes Heideland, das nur da und dort die Pilze der Anzeigerdeckungen unterbrachen. Und nun kam das rote Feld in einen lichten Kiefernwald. Hier gab es kein Umsehen mehr, hier mußte sich jeder seinem Pferde widmen, mußte sich in der tollen Hast seinen Weg zwischen den Stangen suchen.

Gwendoline folgte dem Rittmeister. Er gab ihr wohl hie und da einen kurzen Wink, aber zumeist achtete sie gar nicht darauf. Das Gespräch zitterte noch zu stark in ihr nach. Was konnte Erwin gegen ihren Vater ausrichten? Und hielt er das nun für einen Schwur, der sie beide band? Ihrer konnte er sicher sein. Sie würde sich so bald in keinen Mann mehr verlieben. Nein, gewiß nicht. Aber durfte sie von ihm im Ernst verlangen, daß er alle Chancen, die sich ihm boten, ausschlug, während sie jenseits vom großen Wasser Allan Walkers Gast war?... Sie besaß nichts, er nur die kleine Rente, und die Anstellung kam so spät und wurde so schlecht bezahlt, sie würden sich furchtbar einschränken müssen ... Nein, Papa hatte am Ende ganz recht...

„Aufpassen! Graben!" rief der Adjutant.

In einem Hui setzte der Grauschimmel über den Graben, der sich am Rand des Wäldchens hinzog. Gwendoline verlor bei dem unerwarteten Ruck den Bügel. Sie preßte ihre Knie fest ans Sattelhorn. Einen Augenblick war ihr's, als ob sie abstürzen müßte. Aber von da an hörte und dachte sie nichts mehr. Sie sah den schimmernden Heideboden unter sich hinstreichen, dampfende Pferdeleiber drängten sich links und rechts an sie, da bog ein roter Reiter um eine Kiefer herum, sie folgte, aber die Baumrinde ritzte noch ihr Kleid am Knie, ein rotes, lustiges Leutnantsgesicht, über und über bespritzt, schob sich links vor, dann jagte eine schwarze Gestalt mit blondem Haar vorbei. Das war Beate — Quicky ging mit ihr durch! „Gnä' Fräulein, nicht zu leidenschaftlich!" rief der Leutnant neckend, war aber schon dabei, sich neben sie zu setzen, um ihrem Gaul in die Zügel zu fallen. Es ging dann noch einmal durch Waldgelände, weit dehnte sich das Jagdfeld, die Stangen huschten links und rechts wie die schlanken Schatten eines Zaunes an den Reitern vorüber.

Jetzt kam man wieder ins Freie. Dicht am Waldrand zog sich die Jagd weiter. Gwendoline bemerkte die Schwester links neben sich. Quicky hielt sich dicht hinter dem Rappen des Generalleutnants, drängte aber wie immer nach rechts. Gwendoline kann mit ihrem Schimmel dagegen nicht an. Weiter vorn sah sie Bäume mit tief herunterhängenden Ästen.

‚Da schlüpfen wir nicht durch!' sagte sie sich. Schon waren sie heran. Eine Sekunde lang hatte sie die Vorstellung, der erste dicke Kiefernast werde sie köpfen. Glattweg köpfen.

Dann beugte sie hastig die Stirn tief auf den Pferdehals und schlug die Rechte über Augen und Hutrand. Die Zweige trommelten bei jedem Galoppsprung auf ihren Zweimaster. Ein Wunder, daß er ihr nicht heruntergepeitscht wurde. „Mehr links! Mehr nach links!" rief sie aus ihrer geduckten Lage der Schwester atemlos zu.

Aber Beate hörte nicht. Sie hatte das erhitzte, angstvolle, mit Erde bespritzte Gesicht nach vorn gestreckt, weit waren ihre Augen geöffnet, auch der Mund stand auf, die Nüstern gingen wie die ihres aufgeregten Pferdes. Stuhr, besinnungslos, jagte der Gaul vorwärts.

Gwendoline war ganz an die Seite gedrängt. Nun hieß es wieder: sich nach vorn auf den Pferdehals werfen. Wieder trommelten die Äste auf ihren Hut. Ein Zweig peitschte ihr ins Gesicht und riß ihr beim ersten Versuch, sich wieder aufzurichten, eine Schramme in die Wange, dicht neben dem rechten Auge.

„Mehr links!" schrie sie der Schwester noch einmal zu.

Inzwischen hatte Rigalsky, der ins Hintertreffen geraten war, die schwierige Situation bemerkt, in der sich die jüngere Erxleben befand. Er setzte mit ein paar Jagdsprüngen nach vorn und versuchte die beiden Pferde, die eng zusammenklebten, zu trennen und nach links abzudrängen. Das Resultat war, daß Quicky mächtig auskeilte. Der Grauschimmel trug nach wie vor seine Reiterin unter dem niedrigen Dach der Kiefernäste weiter.

In weitem Bogen führte der Waldrand um Alt-Döberitz herum zum alten Mühlenberg. Nun wuchsen schon die Umrisse der Mühle vor der Meute und dem roten Feld in den eisgrauen Himmel.

„Da — steht — die Bache!“ rief Exzellenz von Erxleben plötzlich, der dicht vor Beate ritt.

„Mehr links, Fräulein von Erxleben, mehr links!“ kommandierte Rigalsky aufgeregt, weil Beate gar keine Kraft mehr hatte, auf ihr Pferd einzuwirken.

Der Generalleutnant wandte sich in voller Hast um. Da sah er die gefährliche Situation, in die Gwendoline geraten war. Mit einem jähen Ruck wollte er seinen Rappen zurückreißen und in die Kiefern hineindrängen, um den beiden Pferden den Weg zu verlegen, sie zu zwingen, nach links auszuweichen.

Aber es war dicht vor einem Graben, den er nicht bemerkt hatte. In dem Augenblick, in dem der Grauschimmel, da er keine Bahn mehr vor sich sah, Quicky zur Seite drängte, rutschte der bei der scharfen Parade auf die Hinterhand gesetzte Rappe, indem er stieg und kurz kehrtmachte, in den Graben ab.

Ein Aufschrei — Gwendoline sah noch eben, daß die Gestalt im roten Rock zu Fall kam und der Rappe sich überschlug — aber es war nur der Bruchteil einer Sekunde, daß sie das Bild festhalten konnte ...

„Jagd frei! Jagd frei!“ bliesen gleichzeitig die Hörner. „He! Holla!“ klang's in heiserem Ton aus dem Feld — die Pferde gaben das Letzte her, der Boden zitterte, die ganze Atmosphäre war wie elektrisch geladen ...

Oben an der Mühle war die starke Bache den Hunden zu Gesicht gekommen. Herunter vom Berg flüchtete sie zum Burgfenn. Das war ein Gekläff! Aufregend klang dazwischen das Halali der Hörner. Ein junger Ulanenrittmeister war der erste vorn am Kampfplatz, parierte, sprang vom Pferde und hob die von der Meute gedeckte Bache aus.

Inzwischen war der Kaiser inmitten des großen roten Feldes in gutem Galopp herangekommen und stieg ab. Alle Herren folgten seinem Beispiel und streiften den rechten Handschuh ab.

„Majestät gibt den Fang! Sie müssen sich das ansehen!“ rief einer der Dragoner Gwendoline zu, die am Fuße des Mühlenbergs ihr Pferd herumgerissen hatte und die zuletzt durchrittene Strecke mit angstvollen Augen übersah.

„Papa ist gestürzt!“ rief sie, noch ganz verstört von der wilden Hast des letzten Jagdgalopps.

„Exzellenz? Wo?“

Was Gwendoline erwiderte, ging unter in dem Gebell der Meute. Der Kaiser hatte das Jagdmesser gezogen und gab den Fang. Den Hunden ward darauf das Küree bereitet. Der Master brachte das dreimalige Halali aus. In der Nähe stand eine mächtige Eiche, die noch ihr volles Laub trug. Hier wurden die Brüche genommen, die der Kaiser an die Jagdteilnehmer verteilte.

Der Master berichtete lachend darüber, daß noch vor dem ersten Stopp zwei junge Infanteristen sich von dem roten Feld getrennt hatten: die Gäule waren mit ihnen nach der Havel durchgegangen. Sonst schien die Jagd glatt verlaufen zu sein, auch alle Damen waren beim Halali zur Stelle gewesen.

Als der Kaiser der jüngsten Jagdteilnehmerin, Gwendoline von Erxleben, den Bruch geben wollte, bemerkte er ihre angstvolle Miene. Inzwischen hatte der Dragonerleutnant dem Master Bericht erstattet. Der meldete den Unfall des Generalleutnants dem Kaiser.

„Erxleben? Wie ist das gekommen? Doch nichts verletzt?“ Der Jagdherr unterbrach sofort die Verteilung der Brüche, sein Blick folgte gespannt dem jungen Dragoner, der wieder zu Pferde gestiegen war und in Karriere auf den Waldrand zuhielt. Zwei, drei, vier andere Reiter waren im Nu im Sattel und folgten auf den schweißbedeckten Pferden.

Da — da unten, aus dem Graben auf achthundert Meter Entfernung — erhob sich jetzt mit jähem Satz ein Gaul, ein Rappe, und riß an den Zügeln, die der am Boden liegende Reiter noch krampfhaft festzuhalten schien.

Schrott traf als Zweiter, dicht hinter dem Dragoner, an der Unfallstelle ein.

Exzellenz von Erxleben lag in dem Graben und hielt sich ärgerlich lachend das Kreuz.

„Eigene Schuld!“ stieß er aus. „Seh’ den Graben nicht und pariere dicht davor — der Rappe macht kurz kehrt auf der Hinterhand, steigt, rutscht ab und überschlägt sich mit mir!“

„Aber Exzellenz haben hoffentlich keinen Schaden erlitten?“

„Nicht die Spur. Glieder sind alle heil. Eigentlich ein Wunder bei dem Purzelbaum.“

Noch mehrmals gab der Gestürzte dieselbe Auskunft, fast immer mit den gleichen Worten, so oft neue Trupps ankamen. Auch seinen beiden Töchtern und dem Prinzen, der dem Kaiser voraneilte, erklärte er, es sei nicht der mindeste Anlaß zu Besorgnissen vorhanden. Aber aufstehen, sich bewegen wollte er durchaus nicht. „Danke gehorsamst, Königliche Hoheit. Ein kleines Pech. Habe mich bloß etwas nachdrücklicher als wünschenswert hingesetzt. Bißchen ausruhen, dann steige ich wieder auf.“

„Wenn Sie Schmerzen haben, Exzellenz, wäre es doch besser, sich erst untersuchen zu lassen.“

Alles wich zur Seite: Majestät nahte, um sich nach der Art des Unfalls und dem Befinden des Gestürzten zu erkundigen.

Zugleich mit dem Kaiser kam auch der Generalarzt.

„Danke gehorsamst, Majestät!“ Erxleben blieb dabei, daß er durchaus keine Schmerzen habe.

Der Kaiser traf seine Anordnungen, winkte ihm noch freundlich zu und gab den beiden jungen Damen die Hand, mit dem herzlichen Wunsch, daß der überstandene Schrecken nicht geeignet sein möge, die Erinnerung an die sonst so gut ausgefallene Jagd zu trüben. „Sie berichten mir hernach gleich!“ rief er noch im Davonreiten dem Generalarzt zu.

„Mädels, nun bitt’ ich mir aus, daß ihr keine Gesichter schneidet!“ sagte Erxleben ärgerlich, nachdem Majestät mit der Suite wieder zum Burgfenn zurückgekehrt war: soeben traf dort der Wagen mit der Kaiserin ein. Er bat Rigalsky und Schrott, als die nächsten Bekannten des Hauses, sich seiner Töchter anzunehmen. An die Auseinandersetzung, die er Schrotts wegen mit Gwendoline gehabt hatte, dachte er im Augenblick gar nicht. Der Nervenchok schien doch nicht so gering gewesen zu sein. Seine Stimme klang gepreßt. „Fünf Minuten Ruhe — dann steig’ ich wieder auf. Ist denn dem Rappen wirklich nichts passiert? Rigalsky, bester Freund, schaffen Sie mir die Mädels fort. Das ist ja unausstehlich, diese Bemitleiderei. Man ist doch keine höhere Tochter.“

Stallpersonal fand sich mit Decken ein. Der Arzt verlangte, daß der Generalleutnant sich zunächst einmal der Länge nach ausstreckte und untersuchen ließ. Zugleich mit den jungen Damen wurden auch die Leutnants und alle übrigen Reiter weggeschickt, die ihm jetzt überflüssig erschienen.

„Ihre Majestät befiehlt!“ rief Exzellenz von Taulitz, der vom Wagen der Kaiserin dem kleinen Reitertrupp entgegensprengte, den beiden Töchtern des Generalleutnants zu.

Beate und Gwendoline wollten absteigen, aber die Kaiserin winkte ab. Das Heranreiten der beiden schlanken Blondinen geschah in guter Haltung. Das ganze rote Feld beobachtete sie. Die Kaiserin zog sie in ein Gespräch, drückte die Hoffnung aus, daß der Unfall ohne Folgen bleiben möchte, nickte ihnen freundlich zu und gab dann Exzellenz von Taulitz Befehl, den Wagen zurückkehren zu lassen.

Die Jagdgesellschaft trennte sich, nachdem der Master die nächste Parforcejagd angesagt hatte. Der Kaiser bestieg das Automobil, das inzwischen zum Mühlenberg herangekommen war, die Prinzen trabten, gefolgt von der Mehrzahl der Reiter, der einsamen Pappel zu. Rigalsky galoppierte zum Halteplatz der militärischen Kraftfahrzeuge voraus, um das eisengraue Auto nach der Unfallstelle zu dirigieren. Dann schloß er sich wieder den jungen Damen an, die ihre Pferde im Schritt dem großen Reitertrupp folgen ließen.

Die Burschen hielten am Rendezvousplatz die Umhänge für die Reiter und die Decken für die Pferde bereit. Alles stieg ab. Gwendoline fröstelte, trotzdem Schrott ihr den Pelz umhing: der Angstschweiß war ihr ausgebrochen, vorhin, als sie den Rappen mit dem Vater hatte stürzen sehen.

Da in wenigen Minuten der fahrplan=

mäßige Zug fällig war, fand der Aufbruch in großer Hast statt. Schwatzen, Lachen, Rufen schwirrte durcheinander, dahinein noch das Wiehern der Pferde, Klopfen, Klirren ...

Tati — tata! klang's als Abschiedsgruß von der Havel her.

Dem kaiserlichen Automobil folgten die der Prinzen in kurzen Abständen. Sobald sie die Havelchaussee erreicht hatten, schmetterten auch sie ihre Signale in den kalten Herbstabend.

Die Gruppe, die zurückblieb, war klein.

Beate war blaß und abgespannt. Sie hörte kaum, was die beiden Dragoner sagten. Immer wieder folgte ihr Blick dem Begleiter ihrer Schwester, der während des ganzen Tages noch kein einziges Mal die Rede an sie gerichtet hatte. Ab und zu fing sie ein Wort von den Dragonern auf. Oh, tadellos habe sie die Jagd geritten, ja, und sie müsse beim nächsten Concours hippique unter allen Umständen am Vorreiten der Damen teilnehmen ...

Im Schutz der langen Stallwand schritt Gwendoline, von Erwin begleitet, auf und nieder.

„Rigalsky bleibt eine Ewigkeit!" stieß sie aus, plötzlich stehenbleibend. „Es wird doch nicht schlimm sein?"

„Onkel hat uns angeschnauzt — kann man Besseres verlangen?" Er zuckte die Achsel. „Ich bedauere natürlich, wenn dir die Zeit so lang wird."

„Ach Erwin — ich kann jetzt an nichts anderes denken."

„Selbst an das nicht, was für mich Leben, Schicksal, alles ist?"

„Du mußt nicht so bitter werden, Erwin. Es paßt auch gar nicht zu dir. Ich hab' dich viel lieber, wenn du munter und herzlich und fröhlich bist. Vielleicht sehn wir uns vor meiner Abreise nicht mehr, Erwin. Ich soll noch nach Rotholz."

„Hm. Nur damit wir getrennt sind?"

„Vermutlich."

„Es nützt Onkel alles nichts. Wir haben Zeit und können warten."

Sie blieb stehen, nach einem flüchtigen Blick auf die Gruppe da drüben, und streifte mit ihrer Hand seinen Ärmel. „Aber ich will nicht, Erwin, daß du dich jetzt für alle Zeit gebunden fühlst."

„Was heißt das — für alle Zeit?"

„Du wirst doch frühestens in drei, vier Jahren Oberförster, nicht wahr?"

„Ja. Stimmt. Und —?"

„Nein, wenn du mich gleich so wild ansiehst, dann sag' ich kein Wort mehr."

„Gwendoline, ich will dir nur das eine sagen. Du hast mich Schmetterling genannt, du hältst mich tatsächlich für wankelmütig und willst mir eine goldene Brücke bauen. Aber die werde ich nie betreten, Gwendoline. Denn ich hab' dich ja viel, viel mehr lieb, als du mich. Ja, bei Gott. Und du solltest mir nicht so wehe tun."

„Wehe tun will ich dir nicht. Ich mein' es doch gut mit dir."

„Dann hab' Vertrauen — und denke das Beste von mir. Ja, willst du?"

Sie nickte und sah ihm stumm ins Auge. Er hielt den Blick aus. Aber auf den Grund seiner Seele konnte niemand dringen.

Quer über den Platz kam das eisengraue Automobil. Der Oberleutnant von den Verkehrstruppen führte es selbst; neben ihm saß der Generalarzt. Er fuhr langsam und sehr vorsichtig, anscheinend bemüht, den dicken Grasbüscheln und andern Unebenheiten auszuweichen.

„Wie geht's Papa?" rief Beate als erste den Ankömmlingen zu und ging dem Gefährt ein paar Schritt entgegen.

Rigalsky stand im Automobil, da der Generalleutnant der Länge nach auf dem Boden ausgestreckt worden war. „Gebrochen ist nichts," erwiderte er. Aber seine Miene war wenig beruhigend.

Nun hielt das Gefährt. Als Rigalsky den hinteren Schlag öffnete, um abzusteigen, sah Gwendoline das wachsbleiche Gesicht des still Daliegenden. „Ist Papa ohnmächtig?"

Auch der Generalarzt war abgesprungen. „Schmerzen, gnädiges Fräulein. Vom Rütteln. Auf den Asphaltstraßen wird's besser. Wir schaffen Ihren Herrn Papa gleich nach dem Lazarett."

„Nach dem Lazarett?!" Beide jungen Mädchen riefen es in höchstem Schrecken aus.

„Es scheint da eine Nierenquetschung vorzuliegen. Ich kann's hier nicht feststellen. Natürlich fahre ich nach dem Lazarett mit und spreche mit den Herren Kollegen. Ich soll hernach ja Majestät Bericht erstatten."

Fischerboote an der Elbe. Gemälde von Fritz Oßwald

Rigalsky hatte inzwischen mit den Dragonerleutnants und dem reitenden Feldjäger Rücksprache gehalten. Unter den obwaltenden Umständen mußten sie den nächsten Zug nehmen; auch für die beiden jungen Damen war im Automobil kein Platz. Die Herren machten alle so ernste Gesichter, daß ihnen beiden das Wasser in die Augen trat.

„Ist es denn gefährlich? Vorhin hat Papa doch noch ganz frisch und lustig gesprochen? Sie machen einem ja so gräßliche Angst!" Sie riefen es, sich überstürzend.

Man hörte den Verunglückten stöhnen.

„Ruhe, Ruhe!" beschwichtigte der Generalarzt. Er nahm Gwendolines Hand, dann die von Beate und pätschelte sie väterlich. „Es geschieht alles, was Menschenkräfte vermögen."

Das eisengraue Automobil fuhr langsam ab. Als es zwischen der Baumreihe an der Havelchaussee verschwand, schien es Beates geängstigter Phantasie einem Sarg zu ähneln. Sie mußte plötzlich erschüttert weinen.

Inzwischen hatte Schrott von den beiden Dragonern erfahren, was der Generalarzt nach der Untersuchung zu Rigalsky gesagt hatte: Exzellenz von Erxleben würde voraussichtlich nie wieder ein Pferd besteigen können.

⌘ ⌘ ⌘

Einen verhängnisvolleren Sturz hatte ein Offizier von Erxlebens Range bisher wohl kaum getan. Eine kurze Zeit hielt ihn wohl noch die Gnade Sr. Majestät, die sich auch in mehrmaliger Erkundigung nach dem Befinden ausdrückte. Und als der grausame Spruch der Ärzte fiel, nach den Röntgenuntersuchungen und der Operation, wonach der Generalleutnant dauernd invalide blieb, unfähig, je wieder ein Pferd zu besteigen, erörterte man eingehend an verschiedenen höheren Kommandostellen, ob es denn nicht irgendwie zu bewerkstelligen sei, den verdienten Offizier wenigstens noch solange im aktiven Dienst zu belassen, als dies für den Eintritt in die höhere Pensionsklasse erforderlich sei. Aber dann kam Schlag auf Schlag des wirtschaftlichen Zusammenbruchs — und dessen Begleitumstände ließen es Sr. Exzellenz selbst wünschenswert erscheinen, noch vom Lazarett aus das Abschiedsgesuch einzureichen.

Der Töpfermeister Kalmin war einer der ersten teilnehmenden Besuche, die Beate von Erxleben als stellvertretendes Familienoberhaupt empfangen mußte. Sie war dem dicken, asthmatischen Hausbesitzer, der eine ganze Wolke von Weißbiergeruch, unausstehlichem Wohlwollen und jovialem Protzentum mit sich herumtrug, bisher nur selten begegnet. Nun saß der schwitzende Gönner auf dem kleinen Sessel Louis XVI in Mamas ehemaligem Heiligtum und entwickelte der Tochter des Hauses eine Reihe von finanziellen Rettungsplänen, denen diese beim besten Willen nicht folgen konnte. Sie mußte nur immer auf die breiten Finger sehen, die so unzweckmäßige Bewegungen ausführten, während ihr Besitzer sprach, besonders auf den die Muster der seidenen Tischdecke nachzeichnenden Zeigefinger, der — schauderhaft! — mit einem Siegelring geschmückt war.

Beate meinte, die Erörterung dieser Geldangelegenheiten habe doch so lange Zeit, bis Papa aus dem Lazarett entlassen sei. Aus verschiedenen stürmischen Tagen des vorigen Herbstes entsann sie sich auch, daß Wechsel dazu da seien, um prolongiert zu werden. Herr Kalmin hielt deren Lebensbedingungen in dem vorliegenden Falle für anders geartet. Die Sache müsse geregelt werden, und zwar binnen weniger Tage. Allmählich wuchs und wuchs in Beate die Sorge um die Zukunft, denn dieser unappetitliche Geldprotz ließ gar keinen Zweifel daran, daß er ihr Schicksal in der Hand hielt, das Schicksal des ganzen Hauses Erxleben. Und sie ward immer kleinmütiger, immer verzagter.

Genauer als sie, die Offizierstochter, war Kalmin darüber unterrichtet, mit welcher Pension der Generalleutnant a. D. sich künftighin einzurichten haben werde. Er legte dem jungen Freifräulein ganz kaltblütig Rechnung darüber, was am 1. April — bis dahin lief noch der Bezug der höheren Gelder — in der Wirtschaftskasse verbleiben würde, nach Abzug der Miete und der hoch aufgelaufenen Zinsen. Daß der Freiherr von Erxleben von dem kleinen Rest noch irgend etwas abstoßen könnte, um die Schulden allmählich in Ratenzahlungen zu tilgen, das war aus-

geschlossen. Kalmin persönlich würde sich jedenfalls darauf nicht einlassen, noch weniger die augenblicklichen Inhaber der Wechsel. Also mußte irgend etwas Außerordentliches geschehen. Herr Töpfermeister hatte einen Vorschlag, der geradezu ungeheuerlich war. Ein Gnadengesuch an Majestät, von den Kindern des Verunglückten unterschrieben, habe doch sicher Aussicht auf Erfolg, meinte er. Als die Freiin von Erxleben das Kinn emporreckte und ihn ansah, wie von einem Peitschenschlag getroffen, zuckte er die Achsel. „Ik meene man," sagte er trocken, absichtlich seinen Dialekt übertreibend, weil ihm die Sache zu dumm ward, „regen Sie sich nich uff, Fräuleinchen." Und darauf legte er den Zettel auf den Tisch, der die Summen und die Daten der verschiedenen Wechselschulden und sonstigen Forderungen enthielt, die er am Morgen vor der Parforcejagd nach langem Hin und Her zu begleichen sich erboten hatte, ließ dem Patienten gute Besserung wünschen und ging.

Beate eilte zu Gwendoline und Ingrid ins Schlafzimmer und teilte ihnen das Ergebnis der Verhandlung mit. Gwendoline meinte, man solle nach Groß-Lichterfelde telephonieren und Börries noch einmal kommen lassen. Die beiden Brüder waren gestern wieder hier gewesen; da ihr Besuch im Lazarett nicht angenommen worden war, hatten sie nur ein paar Stunden traurig beisammengehockt, alle fünf, wie junge Spatzen, wenn's regnet. Daß Börries die finanzielle Lage übersah, war klar. Als er gehört hatte, daß Papa nie wieder dienstfähig werden würde, lautete sein erstes Wort: „Also müssen wir sicher zur Fußfanterie, Hannsheinz, pfui Deibel!"

Beate meinte: „Uns kann jetzt nur jemand helfen, der mitten in der Geschäftswelt steht. Wenn Tante Eddys Mann noch lebte."

Ingrid lachte. Sie mußte an Onkel Czernins lustige Erzählungen denken: wie er den oder jenen beim Pferdeschmeißen oder bei andern kommentmäßig erlaubten Gaunerbeschäftigungen übers Ohr gehauen hatte. „Aber glaubt mir, Kinder, Tante Eddy ist mindestens ebenso gerissen wie ihr Mann. Vielleicht noch gerissener. Denn Onkel Czernin wäre auf unser Telegramm hin doch sicher gekommen, hätte sich rühren lassen und wäre am Ende in die Bresche gesprungen. Tante Eddy dagegen wird einfach bettlägerig."

Daß die plötzliche Erkrankung der Tante Czernin aus Politik erfolgt war, hatten sie insgeheim alle gemutmaßt. Ingrid war die erste, die die Vermutung aussprach. Beate fühlte sich als stellvertretender Haushaltungsvorstand verpflichtet, Ingrid eine Rüge zu erteilen. Die drehte ihr eine lange Nase. „Ach, Ati," sagte sie und schwang sich aufs Trapez, „ich habe schon größere Zwerge gesehn."

Gwendoline hatte die Hände auf dem Rücken gefaltet. Mit etwas vorgebeugter Stirn, die Parkettmuster aufmerksam betrachtend, ängstlich bemüht, auf keinen Teilungsstrich zu treten, ging sie vom Fenster bis zu ihrem Bett und wieder zurück, unermüdlich. Sie dachte natürlich an Erwin. Der hatte den ganzen Ernst der Lage erkannt. Er hatte ihr heute früh wiederum geschrieben, nochmals seine Teilnahme ausgedrückt und dabei feierlich ausgesprochen, er sei überzeugt, daß ihr Vater unter den veränderten Verhältnissen ihrem Verlöbnis kein Hindernis mehr in den Weg legen werde, er bitte sie also, heute schon über ihn zu verfügen, wenn er in irgendeiner Weise ihr beistehen könne.

Doch Beate zuckte schreckhaft zusammen, als sie den Namen nannte. „Nein, Erwin nicht! Gwendoline, ich bitte dich —!"

Eine gedrückte Pause. Ingrid meinte dann: „Bleibt also doch niemand übrig als Papas Stütze."

Der Adjutant hatte sich auch gleich angeboten, zu helfen. Aber Beate konnte ihm eine wachtmeisterliche Regung von neulich nicht vergessen. „Sein erster und einziger Gedanke galt den Pferden. Für Quicky weiß er schon einen Liebhaber."

„Das ist doch auch das Wichtigste jetzt," erwiderte Gwendoline, „sparen, an allen Ecken und Enden, vor allem die Stallkosten verringern. Ausreiten werden wir ja doch nicht mehr."

Beate stand seufzend von der Bettkante auf. „Ich weiß, was ich tue. Ich fahre heute nachmittag nach Rotholz!"

Von ihrem Trapez herunter, das sie mächtig in Schwung versetzt hatte, rief Ingrid: „Na, Tantchen wird Augen

machen! Wenn ihre Jungfer sie nicht rechtzeitig warnt, triffst du sie vergnügt bei Kaffee und Streuselkuchen."

Beate beachtete den Einwurf nicht. „Ich spreche mit dir, Gwendoline. Aber du hörst ja gar nicht."

„Gewiß höre ich, Ati. Ich überlege. Schon die ganze Zeit. Den Vorschlag von Kalmin: Bittgesuch an Majestät. Aber nicht an den Kaiser, wie er vorschlägt, müßten wir uns wenden, sondern an die Kaiserin."

„Mädel, bist du nicht bei Troste? Das sollte Papa hören!"

„Papa darf vor zwei, drei Wochen mit Geschäftsdingen nicht behelligt werden. Das sagt doch der Arzt, nicht? Nun, das müßte man eben in dem Gesuch klar ausdrücken. Wir Kinder hätten jetzt gar keinen anderen Anhalt als den an unsere allergnädigste . . ."

Beate war entsetzt. „Damit es vom Hofmarschallamt aus sofort weitergetragen wird — und übermorgen ist's in ganz Berlin und Potsdam das Teegespräch: die Erxlebens stünden vor der Exmission, wenn die allerhöchste Schatulle nicht aushülfe! Stell' dir doch nur vor, Gwendoline, die Riesenblamage. Wie sollt' ich da in diesem Winter die Hoffeste mitmachen?"

„Ja — denkst du denn auch jetzt noch daran?" fragte Gwendoline verblüfft, auf ihrer Wanderung stehenbleibend. Auch Ingrid hielt mit Schaukeln ein.

„Warum nicht? Anfang Dezember darf Papa wahrscheinlich schon nach Wiesbaden. Sechs Wochen Nachkur. Da kann ich doch Ende Januar die Bälle besuchen? Schmettows oder Görgens nehmen mich gleich mit."

„Wenn Kalmin wirklich auf seinen Schein besteht, wie Shylock, dann kann in diesem Winter von Bällen und Festen keine Rede sein, Ati."

„Ja, Kinder," fiel Ingrid ein, „aber sagt mal im Ernst: der Herr kann uns doch nicht so mir nichts dir nichts auf die Straße setzen?"

„Das kann er schon seit drei Jahren jeden Tag," erwiderte Gwendoline. „Immer wieder ist die Miete gestundet worden."

Ingrid lachte. „Ich seh' uns schon im Asyl für Obdachlose. Ulkig." Sie setzte das Trapez wieder in Schwung. „Ich weiß nur nicht, Ati, weshalb du dich dann so gräßlich hast? Eine Blamage vor dem Hofmarschallamt wäre mir doch nicht so fatal wie eine vor dem ollen Töppermeister!"

„So. So." Beate sah sich ganz hilflos um. „Und an die Zukunft eurer Brüder denkt ihr gar nicht? Daß es die gleich in ihr Regiment begleiten würde: die Schwestern von denen haben Bettelbriefe an Ihre Majestät geschrieben! Ach, das ist ja alles ganz unmöglich, das versteht ihr eben nicht, weil ihr noch zu jung seid, noch nicht in die Gesellschaft eingeführt!"

„Wenn sie wirklich so ist, wie du sie eintaxierst, dann wär's besser, sie gar nicht erst kennen zu lernen. Die paar Bälle, mein Gott!"

„Jedenfalls werde ich nichts tun, Gwendoline, was uns unmöglich macht. Das bin ich Papa schuldig, unserm Namen. Und auch meiner und eurer Zukunft. Ich fahre mit dem Dreiuhrzug, den Tante immer nimmt, nach Rotholz."

„Tante Eddy kriegt todsicher ihre Magenanfälle, wenn du ihr gemeldet wirst," sagte Ingrid. Sie hielt all diese aufregenden Auseinandersetzungen für fabelhaft interessant. Es war doch mal etwas los.

Der Ernst der Lage ward ihr aber sehr bald klar.

Man hatte Tante Eddy unrecht getan. Ihr altes Übel hatte sie tatsächlich ans Bett gefesselt. Als Beate ihr Bericht erstattete, ward ihr womöglich noch elliger zumute. Aber sie raffte sich auf und begleitete am andern Morgen die Nichte nach Berlin.

Auf Wilhelmshöhe hatte sie im Verlauf der nächsten Tage ein paar böse Konferenzen, teils in der Wohnung Sr. Exzellenz, teils in der „Höhle des Löwen", wie Ingrid die Wohnung des Töpfermeisters bezeichnete. Auch mit Herrn von Rigalsky, der nachmittags auf ein paar Minuten den Patienten im Lazarett besuchen sollte, hatte sie eine Besprechung.

Er kam sehr niedergeschlagen von dem Krankenbesuch zurück. Seit der Operation, gegen die sich der Patient anfänglich so energisch gesträubt hatte, die sich schließlich aber doch als notwendig erwies, war er

gänzlich verändert. Aller Lebensmut schien gewichen; er sagte nur immer wieder: „Meine armen Gören, die armen, armen Krabben!“ Über geschäftliche Dinge mit ihm zu sprechen, hatte der Arzt untersagt; es wäre bei Erxlebens augenblicklichem Zustand auch nichts Förderndes herausgekommen.

Rigalsky war in vielerlei eingeweiht. Bei dem täglichen nahen Verkehr hatte Exzellenz von Erxleben mit dem ihm so sympathischen Adjutanten auch allerhand persönliche, d. h. finanzielle Dinge besprochen. Er hatte sich selbst niemals für ein Finanzgenie gehalten, noch nicht einmal für einen leidlichen Wirt.

„Kein Zweifel,“ sagte der Adjutant, „Exzellenz hätte die Verbindlichkeiten im Laufe der Zeit glatt gelöst. Bei seinem Riesengehalt. Denn wir hätten doch alle darauf geschworen, daß er ein Korps bekommt. Aber nun? Vielleicht lassen Sie mich mit dem Herrn Kalmin einmal sprechen, gnädigste Gräfin? Wenn wir für Exzellenz nur ein paar Wochen Frist herausschlagen, so ist schon viel gewonnen.“

Der Versuch wurde gemacht. Er mißlang. Kalmin hatte Angst davor, daß er sich späterhin, wenn er mit Sr. Exzellenz persönlich würde verhandeln müssen, wieder breitschlagen ließe, wie schon in so vielen Fällen vorher. Nach der Unterredung mit der Gräfin Czernin hatte er notariell sämtliche Forderungen an ein Eintreibungsbureau zediert. Tante Eddy setzte also einen Brief an Herrn Kalmin auf, der ihr sehr schwer fiel. Das Mädchen trug ihn abends hinüber, brachte ihn aber gleich wieder zurück. Der Herr Töpfermeister war nach der Riviera abgereist; in Geschäftsangelegenheiten vertrat ihn Rechtsanwalt Geitner, Spandauer Straße 13; Privatbriefe ließ er sich nicht nachsenden, er hatte keine Postadresse angegeben.

„Gib acht, nun ziehn sie uns die Schlinge um den Hals,“ sagte Ingrid, der es jetzt doch anfing bänglich zu werden. Als sie schlafen gingen, saß sie lange mit verglastem Blick auf dem Bettrand und preßte die Hände gegen den Magen. „Mir ist, als ob ich du wäre, Gwendoline. So — als ob ich 'ne weite Seereise antreten sollte. So komisch ist das im Gedärme.“

„Natürlich wirst du dich erkälten, Ingrid, wenn du so lange im Hemd sitzen bleibst.“

Die Kleine atmete tief auf. „Sag' mal, wie ist das: Pfändung? Dürfen sie einem da auch die Geburtstagsgeschenke wegnehmen?“

„Ach — es wird ja nicht dazu kommen, Kind. Tante Eddy wird schließlich doch ein Einsehn haben.“

„Nee, Gwendoline. Wie sie heute abend herumging und alles abtaxiert hat ... Ich lasse mich schlachten, wenn sie den rettenden Engel spielt. Es soll ja auch furchtbar viel Geld sein. Neunzehnhundert Mark.“

„Neunzigtausend!“ warf Beate aus dem Nebenzimmer ein und seufzte.

Als sie alle im Bett lagen, kam Tante Eddy, die sich in des Generalleutnants Zimmer einlogiert hatte, in ihrem Kimono zu den Töchtern des Hauses herüber. Es war das erstemal, daß man sie klein und verzagt fand. Sie gebrauchte fortgesetzt das Taschentuch.

„Wir können es nicht ermachen, Kinder. Ich hab' mir den Kopf zerkeilt und finde keinen Ausweg.“ Sie setzte sich an Beates Frisiertisch. „Rigalsky ist ja ein Prachtkerl. Er hat von einem Legat her zwölftausendsiebenhundert Mark liegen. Noch unangerührt. Die will er herpumpen. Und ich — na, ich könnte letzten Endes zwölftausenddreihundert zulegen. Sind zusammen aber erst fünfundzwanzigtausend, und daraufhin wollen sie keine neuen Bedingungen aufstellen. Sie fordern gleich alles. Und das können wir nicht ermachen. Rotholz ist bis an den Schornstein mit Hypotheken überlastet, darauf krieg' ich keinen Sechser mehr. Also ist das Ende da.“

Das Ende!... Sie waren alle drei aus ihren Betten gekommen, mit blassen Gesichtern. In den langen Hemden sahen sie so dünn und so groß aus, daß sie auf die Gräfin, deren Augen durch einen Tränenschleier blickten, wie eine gespenstische Erscheinung wirkten. Sie schluchzte nun plötzlich laut auf. Natürlich schluchzten sie alle drei mit.

„Ich will euch was sagen, Kinder,“ begann sie dann mit wunder Stimme, unter melancholischen Trauerfanfaren, „ihr kommt zunächst einmal zu mir. Die Mädchen ziehen morgen früh; ich zahle ihnen

den Gehalt für den Monatsrest und das Kostgeld aus. Was die Herren von dem gräßlichen Bureau beschließen, werden wir ja erfahren. Wahrscheinlich schicken sie uns schon morgen mittag den Gerichtsvollzieher auf den Hals, denn ausgeklagt ist ja die Sache. Was sollt ihr Mädels euch da noch herumdrehen? Rigalsky hat einen Vetter, der hier unten in Rixdorf Amtsrichter ist. Der wird also herkommen und die Übergabe beaufsichtigen."

„Es ist schauerlich," sagte Beate. Verzagt wandte sie sich ihrem Zierschränkchen zu. „Aber den Schmuck, den ich von Mama habe, brauche ich ihnen doch nicht zu lassen?"

„Wahrscheinlich doch. Diese Sachen wollen wir einmal alle extra legen. Ich spreche dann mit dem Amtsrichter darüber, vor der Übergabe." Sie holte tief Atem. „Und jetzt packt, Kinder."

„Packen? Jetzt?" Sie sahen sie verdutzt an.

Tante Eddy schneuzte sich mehrmals laut und klagend. „Ich hab' lange dagelegen und mir alles überlegt. Wieder und wieder. An Nachtruhe ist heute nicht zu denken. Jedes packt für sich das Notwendigste. Das heißt: genau überlegen. Und Beate hilft mir, Papas Sachen zusammenkramen. Die bleiben dann freilich noch hier. Aber man will doch wenigstens selbst auswählen."

Die ganze Angelegenheit hatte einen geheimnisvollen Reiz. Die Mädchen kleideten sich notdürftig an und holten mehrere Koffer und Körbe vom Hängeboden neben dem Gang und stellten sie in den beiden Schlafzimmern auf. Sie taten es leise, um die Köchin und das Hausmädchen nicht zu wecken.

„Wie vor einer Flucht!" meinte Ingrid, die ihr Leibweh nicht losward und immer wieder verschwinden mußte.

Ihr Gepäck entlockte Tante Eddy hernach ein paar Ausrufe des Entsetzens. Ingrid hatte an Wäsche und Kleidern zusammengepackt, was etwa für einen vierwöchigen Aufenthalt an der Ostsee ausgereicht hätte. Wintersachen fehlten gänzlich, und man schrieb doch November.

Gwendoline hatte schon seit einiger Zeit eine Liste von all den Gegenständen aufgestellt, die sie nach New York mitnehmen wollte. Sie hatte es also am leichtesten, ihre Habseligkeiten zu ordnen, und konnte Tante Eddy hernach noch bei der Durchmusterung von Papas persönlichem Besitz zur Hand gehen.

Hilflos lief Beate hin und her. Da sah sie etwas, dort, was sie noch mitnehmen wollte, wertlose Nippessachen, kostbare Teppiche, in ihrer nervösen Art stieß sie mehrmals gegen Ingrid an, die schon stark übernächtig war und ein unsagbar dummes Gesicht machte.

„So geh doch zu Bett, Mädel," sagte Beate mitleidig.

Ingrid gehorchte. Drei Minuten später schlief sie schon ihren berühmten Kinderschlaf. Man hätte jetzt eine Kanone im Hof abfeuern können, sie wäre nicht aufgewacht. Aber Schlag halb sieben Uhr war sie munter und weckte die Schwestern. Auch in der Küche war es gerade lebendig geworden. Die Gräfin Czernin verhandelte mit den beiden Mädchen. Die mußten ebenfalls sogleich packen: es sollte ihnen gar nicht erst Zeit bleiben, in der Nachbarschaft herumzuklatschen.

Das Frühstück unter der Hängelampe am runden Eßtisch ward ziemlich schweigsam genommen. Kam ein Gespräch zustande, so ward es beim Eintritt des Hausmädchens sofort abgebrochen.

„Die Bäckerrechnung — und der Milchmann!" rief Ingrid plötzlich in tragischem Ton.

Allen blieb der Bissen im Munde stecken.

„Die Zeitung ist noch nicht bezahlt," sagte Beate dann. „Der Spediteur hat gestern die Rechnung geschickt, aber ich hatte kein Kleingeld."

„Großes hab' ich auch nie," sagte Ingrid, schon wieder etwas gefaßter.

Tante Eddy legte unwillkürlich die Rechte auf ihren Pompadour, in dem ihr Portemonnaie steckte. Der Inhalt schrumpfte merklich zusammen. „Das werden wir natürlich alles noch erledigen vor der Abfahrt. Schlagt doch nicht gleich solchen Lärm wegen jedem Wurschtzippel."

Um allem Aufsehn vorzubeugen, sprang Gwendoline selbst zum Bäcker hinüber und ins „Milch- und Sahnenbureau" und beglich dort die Rechnungen mit Tantes Gelde.

Richtig waren die beiden Dienstmädchen

um elf Uhr „gestiefelt und gespornt“, um ins Amalienheim abziehen zu können. Die Gräfin hatte ihnen vorzügliche Zeugnisse gegeben. Ingrid, die sowieso zur Post mußte, ließ eine Droschke vorfahren. Mit ehrenvollem Abschied, trotz der auffallenden Plötzlichkeit fast unbemerkt, verschwanden darauf die beiden Huldinnen aus dem Erxlebenschen Haushalt. „Es ist noch ein Glück, daß keine zufällig mit Neumann verlobt ist,“ meinte Ingrid.

Am Telephon hatte die Gräfin endlose Gespräche mit dem Rechtsanwalt Geitner, mit Rigalsky und seinem Vetter, dem Rixdorfer Amtsrichter. Schachmatt kam sie um zwölf Uhr zu den Nichten.

„Ihr fahrt um halb zwei, Kinder. Ich kann noch nicht fort. Muß wahrscheinlich noch bis zum Abend hierbleiben.“

„In der leeren Wohnung?“ fragte Ingrid, leicht sich schüttelnd.

„Sie wird ja nicht leer bleiben, leider,“ sagte Tante Eddy und seufzte.

Mit den letzten Resten der Speisekammer wurde ein kleines Gabelfrühstück improvisiert. Danach holte Ingrid die beiden Droschken. Inzwischen hatte sich der seines Postens enthobene Bursche Neumann eingestellt, wie fast täglich einmal in einer dienstfreien Stunde; er requirierte einen Kameraden, um das Gepäck hinunterzuschleppen.

Gwendoline hatte ihren Koffer, ihren Reisekorb, ihren Wäschesack, die Hutschachtel, das Futteral und die Handtasche auf einen Stapel zusammengestellt. Sie steckte in ihrem neuen Schneiderkleid. Allzuviel blieb in ihrem Kleiderschrank nicht zurück. Was da noch hing, hatte sie ausgewachsen oder abgetragen.

„Omnia mea mecum porto!“ zitierte sie, indem sie ihre Reiseausstattung übersah. Sie hatte mit Börries und Hannsheinz mehrmals die Ferienaufgaben gemacht und verstand ein bißchen Latein.

Beate saß melancholisch vor ihrem Frisiertisch, besah sich im Spiegel und zuckte die Achsel. „Mein Latein ist zu Ende,“ sagte sie traurig. Sie hatte sich zu guter Letzt mit Tante Eddy, die aus ihrem Gepäck noch allerlei nicht unbedingt notwendige Dinge herausholte, verzankt.

Daß sie ihr Stübchen nie wiedersehen sollte! Gwendoline trat ans Fenster und nahm Abschied von der ihr so lieb und vertraut gewordenen Aussicht. Dann schlich sie von Zimmer zu Zimmer.

Tante Eddy hatte gesagt, die Einrichtung sei altmodisch und werde bei der Versteigerung nicht viel bringen. Gwendoline erschienen die einzelnen Möbelstücke jetzt, im nüchternen Morgenlicht betrachtet, auch wenig imposant. Das große Büfett hatte noch einen Muschelaufsatz, die Einrichtung in Papas Zimmer stammte aus seiner Junggesellenzeit. Wirklich kostbar war nur der Louis XVI-Salon von Mama.

Hier, auf dem Demifauteuil hinterm Schreibtisch sank Gwendoline ganz in sich zusammen. Herzbrechend mußte sie weinen. Im Gedanken an ihre Mutter. Sie stellte sich die strahlende, feine, schöne, verwöhnte Frau vor, wie sie ihr trauliches kleines Reich verließ. Jeder einzelne Gegenstand hatte hier seine Geschichte, seine Beziehungen ... Da war der kleine Stutzflügel, freilich damals schon alt gekauft, er sollte immer durch ein gutes neues Instrument ersetzt werden, aber es hatte nie dazu gereicht. Da war das hübsche Aquarell, das Mama in der Tombola des Ostmarkenballes gewonnen hatte, es bildete einen der Haupttreffer, war das einzige Original im ganzen Hause und stellte ein kleines Mädchen mit einem Schutenhute vor, das in einer unabsehbar weiten Blumenwiese Narzissen pflückt. Da war die Servante mit all den Kostbarkeiten. Da war Papas Stolz, die Marmorfigur von Gomansky, „Andante“, das letzte leichtsinnige Geschenk, das er Mama gemacht hatte, an dem Tage, an dem er die roten Biesen bekam ... Gwendoline stand vor dem ergreifend schönen Kunstwerk und sah es durch einen Tränenschleier an. Es lebte. Die stolze, ernste Frau schritt in Sinnen verloren einher, das edle Haupt erhoben, und es war, als ob die feierlichen Klänge einer Beethovenschen Sinfonie sie begleiteten. Wie hatten sie den schönen Körper immer bewundert! Wohin wanderte nun all die reine Schönheit? O, sie durfte es gar nicht ausdenken!

Es klingelte. Die Burschen kamen. Schwere Männertritte hallten dann durch den Gang. Langsam ging's. Es war, als ob die Leute Särge hinabtrügen.

Gwendoline umfaßte die Figur, lehnte

ihr heißes Gesicht, ihre heißen Augen gegen den kalten Marmornacken und schluchzte laut auf.

„Laß das jetzt, Gwendoline," ließ sich da Tante Eddys geschäftige Stimme von der Tür her vernehmen, „du wirfst noch mit dem Hut die Figur herunter, und dann heißt's am Ende, es wäre mit Absicht geschehen."

Beschämt huschte Gwendoline durch den zweiten Ausgang aus Mutters Zimmer.

Unten im Flur wartete Neumann. Alles Gepäck war verstaut. Sie gab dem hübschen Kavalleristen die Hand. Die Tränen standen ihm in den Augen.

„Schreiben Sie einmal an Papa, Neumann," sagte sie so forsch als möglich, „wenn Sie entlassen sind und eine Stelle haben. Es wird ihn sehr freuen."

„Ik wünsche Exzellenz gute Besserung. Und die gnädigen Fräulein wünsch' ik..." Nun stieß ihn der Bock, er genierte sich auch und fuhr sich entgegen jeder Dienstvorschrift mit dem brandenburgischen Ärmelaufschlag über die feuchte Nase.

Vierzig Minuten später trug der Personenzug die drei jungen Damen vom Görlitzer Bahnhof ostwärts, einer unbekannten Zukunft entgegen.

Sie hatten mit der Bahn anderthalb Stunden zu fahren. Von der Station holte sie nicht wie sonst der Landauer, sondern des reichlichen Handgepäcks wegen der Marktwagen ab. Die Gräfin Czernin hatte sich telephonisch mit Rotholz verbinden lassen und schon eine Unmenge Anordnungen getroffen. Das große Gepäck nahm der Marktwagen abends mit, wenn sie selbst auf der Station eintraf.

Beate, ihr Liebling, sollte bei ihr schlafen. Für Gwendoline und Ingrid war das Fremdenzimmer im Südflügel hergerichtet. Es war sehr klein, nicht einmal alles Handgepäck ließ sich darin unterbringen, aber es war das einzige heizbare Fremdenzimmer.

Trotzdem mächtig eingekachelt war, fühlten sich die Betten recht feucht an.

„Es ist eine jammervolle Klitsche," meinte Ingrid. „Die Schweineställe — und die Livree von Karl dem Dicken! Hast du gesehen? Und das ist kein Bett, sondern ein Katafalk." Sie turnte hinauf und ließ die dünnen Beine baumeln. „Wenn ich an meine huschlige Dodo denke, muß ich heulen."

„Denk' nicht dran, Kleinchen," sagte Gwendoline und trat an ihr Bett. Sie preßte Ingrids Kopf zwischen ihre Hände. Es war ihr, als müsse sie der Kleinen jetzt etwas Liebes antun. „Papa hat's viel, viel schlimmer getroffen als uns! Meinst du nicht auch?"

Ingrid nickte. Eine Weile schwiegen sie beide und sahen sich an.

„Du, Gwendoline."

„Ja?"

„Aber nicht weitersagen."

„Nein."

„Weißt du, ich hab' ja gar nicht mehr mit Puppen gespielt. Schon seit — ach, seit fünf Jahren nicht mehr. Aber die Hanuschka — weißt du noch? — die mit dem drolligen Apfelgesicht — ach Gott, das eine Auge fiel schon manchmal in den Kopf, Hannsheinz hat's noch festgeleimt..."

„Ja, Ingridchen, ich kenne sie noch ganz gut. Mama hatte ihr selbst zwei Kleidchen gemacht ..."

Immer heftiger nickte Ingrid. „Die liegt noch in der Kommode — und ich hätt' sie doch — hätt' sie doch so gern — mitgenommen!"

Nun sank Gwendolines blonder Kopf aufs Kissen neben das Pagenköpfchen der Kleinen, und die Schwestern weinten lange miteinander, lange. Hier im Fremdenzimmer hörte sie niemand.

❧ ❧ ❧

Das Weihnachtsfest verlebten die Geschwister getrennt. Gwendoline war Anfang Dezember von Hamburg abgereist, nachdem sie in Berlin ein erschütterndes Wiedersehen mit ihrem Vater im Lazarett gefeiert hatte: er war ein gebrochener Mann. Mitte des Monats erlaubten ihm die Ärzte die Übersiedelung nach Wiesbaden. Im Offiziersheim sollte er noch eine längere Liegekur durchführen. Er hatte die Gräfin Czernin gebeten, ihm Ingrid zur Gesellschaft zu schicken. Die beiden Kadetten erhielten zum Fest eine Einladung nach Rotholz.

An ein paar festlichen Überraschungen fehlte es auf keinem der Weihnachtstische. Des Generalleutnants Name war nicht vergessen, trotzdem seine Visitenkarte nun die beiden schmerzlichen Buchstaben „z. D."

aufwies. Übrigens hatte Rigalsky noch extra dem und jenem Bekannten einen Wink gegeben: ein freundliches Gedenken werde Seine Exzellenz unter den jetzigen Umständen ganz besonders erfreuen. So kamen denn herzliche Briefe, Ansichtskartengrüße, Bücher und Bilder mit Widmungen aus vielen Kavalleriegarnisonen, in denen alte Kameraden des Freiherrn standen, Marzipangrüße für die jungen Damen trafen aus Königsberg ein und Blumen von der Riviera. Die Aufmerksamkeiten taten ihm sehr wohl. Am Weihnachtsabend erlaubte ihm der Arzt die erste Zigarre. Er saß nach der stimmungsvollen Feier in einem der Klubsessel am Kamin, umgeben von liebenswürdig um ihn bemühten Herren, die den größeren Teil ihrer militärischen Laufbahn noch vor sich hatten, blickte in den strahlenden Christbaum, der bis zur Kuppel der schönen Halle reichte, und erzählte. Erzählte natürlich aus dem lieben Königlichen Dienst. Irgendeine Erbitterung, wie sie in Pensionopolis so oft den Schilderungen vergangener Manöverlorbeeren beigemischt ist, war nicht wahrzunehmen. Die Briefe, die Grüße, nicht zuletzt die Zigarre hatten ihn nach der langen Liegezeit rasch in Feststimmung versetzt. Auf Ingrid wirkte die gute Laune ansteckend. Sie wurde viel geneckt — das Backfischalter fordert nun einmal dazu heraus — und sie gab so schlagfertige, oft humorvolle Antworten, daß sie mehrmals der Mittelpunkt des ganzen großen Kreises ward.

Trotz aller Diskretion, trotz aller Vorsicht war die finanzielle Krise des Generalleutnants natürlich doch bekannt geworden, und ein Berliner Montagsblättchen hatte den „Zusammenbruch eines Exzellenzen-Haushalts" feuilletonistisch ausgeschlachtet. Der Name war zwar nur durch den Anfangsbuchstaben bezeichnet, aber wer nicht gerade mit Blindheit geschlagen war, mußte sofort herausmerken, auf wen der Artikel zielte. Der und jener im Offiziersheim hatte den Artikel gelesen. In stillem Übereinkommen wurde vermieden, auch nur mit einer Silbe sich darüber zu entrüsten. Daß der Freiherr von Erxleben hier auch einmal in seinen Geldgeschäften seiner alten Husarennatur gefolgt war, die ihm in seiner militärischen Laufbahn immer im Sturmschritt zum Sieg verholfen hatte, das ließ sich nicht leugnen. Aber ein Vorbild in allen militärischen Tugenden blieb er ihnen allen noch immer.

Der Artikel war nun leider auch in der Hauptkadettenanstalt in Groß-Lichterfelde bekannt geworden. Börries und Hannsheinz brachten das arg zerknitterte, durch viele Hände gegangene Blatt nach Rotholz mit. So lernte es Beate kennen.

Es gab einen Ausbruch leidenschaftlicher Verzweiflung. Beate wußte: ihre Schönheit und ihr Name bildeten ihr einziges Lebenskapital, und nun drohte dem einen dieser Machtmittel eine solche Gefahr.

„Da — da — da schreien es schon die Zeitungen aus — unser Unglück — unsere Schande!"

Sie war mit fliegenden Haaren zu Tante Eddy hereingestürmt. Man stand kurz vor der Einbescherung. Die „Jungens" waren mit dem Vieruhrzug angekommen und hatten die Schwester beim Frisieren überrascht.

„Zuerst mal Ruhe, mein Kind, Brausepulver. Du weißt, ich kann keine Aufregungen vertragen. Und was du mir da anbringst, kenn' ich schon lange. Also menagiere dich, Ati."

„Du kennst es? Tante, du kennst es? Dieses — dieses Pamphlet? Und hast darüber geschwiegen?"

„Natürlich. In den Papierkorb hab' ich das Blättchen geworfen."

„Aber der Skandal —! Darüber werden sie doch überall sprechen, in Berlin und in Potsdam! Und ich bitte dich, Tante Eddy, wenn ich nun wirklich noch die Hoffeste mitmachen sollte ..." Sie unterbrach sich, da sie merkte, daß Tante Eddy leicht ablehnend den Kopf hin und her wiegte. „Oder meinst du, daß es ausgeschlossen ist? Deswegen?!" Sie riß groß die blauen Augen auf, starrte die Tante wie irre an, dann warf sie sich plötzlich mit einem Aufschrei auf die Chaiselongue.

Die Gräfin Czernin haßte nichts ärger als „Szenen". Sie wandte eine energische Sprache gegen ihre Nichte an. Beate kam dann zu sich und bat erschöpft um Verzeihung. Aber ihre ganze Zukunft sah sie nun grau in grau. Die Hoffeste nicht mitmachen dürfen, überhaupt keine Bälle,

Der alte Giebel

Gemälde von Prof. Konrad Dielitz

keine Gesellschaften mehr besuchen! Ihre beiden Staatstoiletten hatte sie zu guter Letzt noch gerettet — sie würde sie also nicht tragen. Wie sollte sich überhaupt ihr Leben gestalten? Sollte sie nun für immer und ewig auf jedes bißchen Lebensfreude verzichten?

„Für immer und ewig? Nein, Ati. Nur eine gewisse Respektsfrist bleibt abzuwarten. Und die Einigung mit den Gläubigern muß doch erst zustande gekommen sein."

„Sie haben alles versteigert, denk' ich? Was können sie uns noch mehr nehmen?"

„Mit Beschlag belegen könnten sie einen Teil von Papas Pension. Aber dahin will er's nicht kommen lassen. Er hat ihnen freiwillig höhere Abzahlungen geboten, als sie auf gerichtlichem Weg erlangen könnten. — Mach' dich nun fertig, Ati, es ist gleich sechs, da kommt der Pfarrer zur Ansprache. Wir müssen ihn alle empfangen. Dann sollst du mir helfen, die Plätze anweisen. — Mädel, nun hast du dich so verheult. Ich sage dir: hüte dich vor dem Heulen. Wer so ein Staatsgeschenk vom Himmel gekriegt hat wie du, der hat alle Ursache, fröhlich in die Welt zu gucken. Morgens müllerst du, um dir deine hübsche Figur zu erhalten, mittags ißt du nichts, damit das Kinn nicht zu voll wird, du gemästetes Blaserohr, und abends verheulst du dich so, daß du Ränder unter den Augen kriegst wie 'ne abgehärmte Witwe mit fünf Kindern."

„Tante!" Erschrocken eilte sie zum Spiegel. „Wirklich?"

„Richtiges Schafsköppchen bist du." Die Gräfin lachte und faßte sie in das wundervolle, seidenweiche Haar. „Na, komm schon her, ich helfe, damit's schneller geht." Sie half ihr öfters, neue Frisuren auszuprobieren, weil es ihr ein ästhetischer Genuß war, mit dem schön gepflegten Haar zu tun zu haben, überhaupt mit dem ganzen schön gepflegten, prächtigen, jungen Menschen.

Börries und Hannsheinz waren recht still während der Einbescherung. Noch vor wenigen Wochen hatte Börries sich sagen können: Weihnachten übers Jahr stehst du bei den Gardedragonern. Nun sah er irgendeine entsetzliche Sandlatscher-Garnison im äußersten Osten oder Westen auftauchen, wo er mit zehn Talern Zuschuß auskommen mußte. Der Pfarrer sprach sehr herzlich zu den drei Kindern, die heute nicht mit dem Vater und den beiden Schwestern vereint sein konnten. Börries hörte aber ebensowenig zu wie Beate. Er war im Gesichtsschnitt und auch im Ausdruck ganz das Ebenbild seines Vaters. Frappant war der Farbengegensatz seiner Haare, seiner Augen und seines Teints zu dem Blond, Blau und Weiß von Beate und Hannsheinz. Die dunkeln Farben ließen seine Miene noch finsterer, trotziger oder doch abweisender erscheinen. Auch nicht eine Silbe erwiderte er dem Geistlichen aus freien Stücken; nur auf seine direkten Fragen hatte er ein militärisch-gehorsames: „Jawohl, Herr Pfarrer! — Nein, Herr Pfarrer!" Er war der richtige Kadett: einseitig, ehrgeizig und hochmütig, aber in den äußeren Formen peinlich korrekt. Viel weicher und nachgiebiger zeigte sich Hannsheinz. Mehr als das ganze Soldatenspielen lag ihm seine Bastelei am Herzen. Er hatte unsagbar mühevolle Laubsägearbeiten angefertigt. Schon in den großen Ferien hatte er damit begonnen, denn keines der Geschwister sollte leer ausgehen. Auch Gwendoline bekam heute abend in New York ihr Geschenk. Es war ein Markenkästchen, das er ihr als Muster ohne Wert geschickt hatte. Der Briefständer, den in dieser Stunde wohl Ingrid für den Papa auspackte, war ein kleines Kunstwerk. Das hatte wenigstens der Zivilerzieher behauptet. Tante Eddy meinte, in dem Jungen stecke das Zeug zu einem Künstler; ein kleines Genie sei er. Börries hatte für diese Talente nur ein verächtliches Lächeln. Sie erschienen ihm unmännlich. Daß sein Bruder im Turnen, Schwimmen und Reiten einer der schwächsten seines Cötus war, hing gewiß damit zusammen. Am liebsten wäre Hannsheinz Maler geworden. Das wagte er indes nicht zu sagen, Börries hätte ihn sonst damit aufgezogen — auch vor den Kameraden —, und er wäre dann den Spitznamen Genie überhaupt nicht mehr losgeworden.

Das Gesinde räumte seine Geschenke ab und verließ die Diele gleich hinter dem Pfarrer, der noch mehreren Bescherungen in der Kreisstadt beiwohnen mußte. Der

Inspektor und seine Frau speisten zu Weihnachten und am Geburtstag der Gräfin mit im Herrschaftshause. Es war der letzte, kümmerliche Rest patriarchalischer Gewohnheiten. Die Nähe von Berlin machte einen innigeren Zusammenhang zwischen Herrschaft und Angestellten unmöglich. Ein kleines Rittergut wie Rotholz, das im Laufe der flotten, allzuflotten Jahre erst den Wald, dann die Ziegelei hatte hergeben müssen, wirtschaftete noch nicht zwei Prozent heraus und konnte keine guten Löhne zahlen. So war die Leutenot oft groß, der Wechsel beständig und auch auf den Inspektor und die Vögte nur bedingter Verlaß.

Gerade sollte es zum Abendessen gehen — zu dem üblichen Bierkarpfen und den Mohnpielen —, als der Briefträger die letzte Post brachte. Es war darunter ein eingeschriebener Brief aus New York an Beate.

„Von Gwendoline!“

Auch die Brüder kamen interessiert herzu. „Du — die Menge Marken! Guck' mal!“ rief Börries, während Beate die Postquittung unterschrieb.

„Es ist ein doppelter Brief,“ sagte Beate.

„Doppelt? Nee. Fünffach, sechsfach. Guck' mal, für je zwanzig Gramm Auslandsporto.“

„Mit der deutschen Post wär's billiger gewesen,“ meinte Tante Eddy.

Beate lachte. „Was sind für Gwendoline die paar Mark Porto. Mr. Walker hat ihr doch vor der Abfahrt einen Tausendmarkschein geschickt.“

„Davon hat sie aber die Überfahrt bezahlen müssen?“ warf Hannsheinz ein.

„Nein, eben nicht. Auf der Hamburg-Amerika-Linie lag schon alles für sie bereit. Denk' nur.“

„Großartig!“ Börries seufzte leicht auf.

Der versiegelte Umschlag enthielt ein sechzehn Seiten langes Schreiben für Beate und noch fünf kleinere Briefchen: für Papa, für Tante Eddy, für Ingrid, für Börries und Hannsheinz.

„Sie schreibt, sie wisse nicht, wo wir das Fest verleben,“ las Beate, „ich soll alles verteilen... Na, das geht ja ganz leicht... Wir haben ihr aber doch geschrieben, Tante Eddy, daß Ingrid mit Papa nach Wiesbaden gefahren ist, nicht?“

„Gewiß mit der deutschen Post,“ meinte Börries, „dann hat sie den Brief erst heute.“

Hannsheinz hatte sein Briefchen geöffnet und brach in einen Aufschrei aus. Ein funkelnagelneuer Hundertmarkschein lag darin.

Im Nu hatte Börries seinen Spezialbrief aufgerissen. Hier dieselbe Überraschung.

Nun kramte Beate, durchblätterte ihre vier Bogen. Richtig — im dritten Bogen der gleiche blaue Schein.

„Gottes Segen bei Cohn!“ sagte die Gräfin. Ihr Briefchen enthielt natürlich keine solche Spende. Sie las die paar herzlichen Zeilen von Gwendoline im Stehen und drängte dann, zu Tisch zu kommen. Der Gong hatte schon zweimal das Zeichen gegeben.

Im Zuge nach dem Speisesaal suchte noch jedes ein paar Worte aus Gwendolines Briefchen zu erhaschen. Wie kam das Mädel auf so etwas? Hatte sie Mr. Walker das nicht gebrauchte Geld denn nicht abliefern müssen? Mit erhitzten Gesichtern kamen sie zu Tisch. Hundert Mark — hundert Mark! Was konnte man alles dafür haben! Beate hatte den Brief für Ingrid zwischen den Fingern geprüft. Er fühlte sich wahrhaftig auch so an, als ob der dünne Briefbogen eine Einlage enthielte. Was Ingrid wohl erst für Dummheiten angeben würde! Die kaufte womöglich für zwanzig Mark Pralinees. Das heißt: zwei Pfund ließ sie sich selber gleich morgen von Sarotti kommen. Hannsheinz träumte von einem tüchtigen Klumpen Plastolin und richtigen Bossierhölzern, um einmal eine plastische Arbeit zu versuchen. Mit Gwendoline hatte er öfters mal vor dem „Andante“ gestanden und die Schönheit der ernsten Gestalt bewundert. Wenn ihm je im Leben so etwas gelänge! Börries zupfte an dem winzigen Schnurrbärtchen herum. Ihm schwante etwas von einem heimlichen Besuch des Metropoltheaters in Zivil.

Bei Tisch gab es natürlich kein anderes Thema als das von dem märchenhaften Glück, das Gwendoline da gemacht hatte. Sie gönnten es ihr alle, gewiß. Aber das

eine konnte sich Tante Eddy denn doch nicht verhehlen: wenn der Ruf Beate getroffen hätte — die wäre dort drüben doch ganz anders zur Geltung gekommen, als es Gwendoline je gelingen konnte. Gwendoline war ein guter Kerl — aber viel zu bescheiden, zu rücksichtsvoll, zu sentimental.

Übrigens zeigten das hernach auch ihre Briefe.

Als sie endlich ganz allein waren und in der Diele auf dem ledergepolsterten Rundsofa Platz nahmen, das zwischen dem Harmonium und der Treppe stand und zu Lebzeiten des Grafen stiller Zeuge mancher Riesenbowle gewesen war, begann die eingehendere Lektüre. Beate las hier und da eine Stelle vor. Die Schwester hatte den Brief in mehreren großen Absätzen geschrieben. Den Teil, der von der Fahrt bis Cherbourg handelte, überschlug Beate zunächst. Mehr interessierte sie die Sache von der Bekanntschaft mit Mr. Walker an. Tante Eddy hätte gerne das ganze Schreiben im Zusammenhang kennen gelernt. Gwendolines Handschrift war ihr ein Greuel, deshalb sollte Hannsheinz vorlesen.

Hannsheinz las stockend. An ein paar Stellen mußte er seinen ganzen Kadettenstolz zusammenraffen, um Herr über sich selbst zu bleiben, denn die Tränen drängten nach seinen Augenwinkeln, so rührten ihn die Aufzeichnungen der Schwester.

„. . . Als ich das Garnisonlazarett verließ, hatte ich noch zwei freie Stunden vor mir. Frau von Rigalsky erwartete mich um fünf Uhr in Rixdorf. Ich sollte dort übernachten. Am andern Morgen wollte sie mich dann zum Lehrter Bahnhof bringen. Vor dem letzten Berliner Abend graute mir's. Jetzt, wo ich in dem behaglichen Schiffssalon am Schreibtisch sitze, überall Blumen, Lachen, Flirten, fröhliche Leute — denn es ist ein himmlischer Tag, das Schiff fährt ganz ruhig, Wasser und Himmel sind stahlblau, und die Kapelle konzertiert auf dem Promenadendeck — jetzt will mir mein ganzes Unternehmen an jenem Abschiedstag wie der helle Wahnsinn vorkommen. Aber damals —! Es war doch der Termin der Versteigerung von unseren Sachen. Gerichtsvollzieher Lehmann III hielt sie um vier Uhr in der Schönhauser Straße ab. Ich konnte nicht dagegen an: ich mußte hin. In dem Brustbeutelchen, das Hannsheinz mir geschenkt hat, verwahrte ich neun Hundertmarkscheine, im Portemonnaie vier Goldfüchse und noch ein ganzes Häuflein Silber. So reich kam ich mir vor — und so harpagonmäßig in dem Bewußtsein: Du hättest nun die Mittel, dies und das zu retten, und willst all die tausend Erinnerungen an der Eltern Hausstand, an unsere Kindheit, unsere Jugend den fremden Händlern preisgeben, nicht eine einzige retten? Und da sprang ich auch schon von der nächsten Haltestelle auf eine Straßenbahn, die nach N. O. fuhr. Wie Häuser, Geschäfte, Passanten und Straßenbahngäste so allgemach die Physiognomie änderten, wurde mir ein bißchen schwül zumute. Aber umkehren mochte ich nicht mehr. So kam ich denn endlich zu der Auktionshalle. Ich hatte mir darunter einen großen Bau vorgestellt, aber es war nur eine leerstehende Werkstatt in einem Hinterhaus; man mußte über zwei Höfe. Und in der Werkstatt und den angrenzenden Räumen war alles aufgestapelt wie bei einem Umzug. So zwanzig, dreißig Menschen standen dazwischen herum, ein paar widerliche Althändler, ein paar Handwerker, ein paar Bürgersfrauen, ein paar Bummler, ein Omnibuskutscher mit seinem Schatz. Ich schämte mich entsetzlich. In dem dunkeln Winkel hinter dem Klavier, das aufgeschlagen dastand, als sollte gespielt werden, verhielt ich mich mucksmäuschenstill. Zuerst hatten ein paar Leute da vorn am Tisch (Papas Schreibtisch) nach mir hingesehen und getuschelt. Nun aber begann die Auktion, und es kümmerte sich kein Mensch mehr um mich. Die ersten Zuschläge erfolgten. Es war keine Sensation dabei. Ganz wie Tante Eddy gesagt hat: die Händler bildeten einen Ring und machten sich gegenseitig keine Konkurrenz. Ich dachte jetzt nur noch an das eine: wie kommst du ungesehen wieder hinaus? Die sieben Schritte bis zur Türe erschienen mir grausamer als ein Spießrutenlaufen. Denn natürlich hatten sie alle heraus, wer ich war. Plötzlich naht sich ein schwarzer, kleiner Kerl in speckigem Gehrock. ‚Wenn Sie etwas von den Sachen haben wollen, ein Andenken oder so, meine Dame, dann

sagen Sie mir's, ich kaufe für Sie. Sie brauchen nur zu sagen: so und so hoch will ich gehn. Keine Sorge, ich bin in meiner Branche gut bekannt. Sie zahlen mir einen kleinen Aufschlag für die Vermittlung, das ist alles. Sagen wir zehn Prozent, meine Dame. Nu, warum wenden Sie sich ab? Da ist doch nichts dabei?' Ich mußte immer Gomanskys ,Andante' anstarren, das neben dem Piano auf der Säule stand. Wenn ich den Mut gehabt hätte, dem Händler zu sagen: ersteigern Sie das für mich! Aber ich brachte ja die Zähne nicht auseinander. Der Mann drang weiter in mich. Ich glaube, er ging schließlich auf fünf Prozent herunter. War es Zufall oder konnte er die Richtung meines Blicks feststellen: mit einmal fragt er mich, ob ich das ,Denkmal' haben wollte. Das ,Denkmal' sagte er. Er meinte die Marmorfigur. Dreihundert Mark müsse das Ding nach dem Voranschlag bringen. Aber darauf würden auch noch andere mitbieten. Ob er bis zu vierhundert gehn dürfe? Ich hatte die Hände gegen die Brust gepreßt. Am Korsettrand knisterte das Papier in dem Ledertäschchen von Hannsheinz. Vier Scheine. Nein, auf soviel hatte ich nicht gerechnet. Ich wußte ja nicht, wieviel Geld ich in Hamburg brauchen würde. Und nun kamen zwei Männer vom Auktionstisch herüber und sprachen über die Figur. Die sei im Großhandel nicht zu haben. ,Das Beste von dem ganzen Plunder!' Ich hätte aufschreien mögen — es war mir, als fühlte ich einen Peitschenschlag — und da bekam ich plötzlich den Mut zu entfliehen. An dem Mann vorbei, wie eine Diebin, hinaus — und nahm mir nicht die Zeit, die Tür sorgfältig zu schließen — sie fiel klirrend ins Schloß — und irgendeine Männerstimme rief im Wachtmeisterton etwas hinter mir drein ... Ich lief die Schönhauser Straße entlang, und am Schönhauser Tor erwischte ich die Ringbahn ... Damit fuhr ich um die halbe Stadt herum bis zum Halleschen Tor, weil ich keine andere Verbindung kannte. Ich hatte ja die Selbstbeherrschung nicht, auch nur eine einzige Frage zu tun, ohne zu weinen. Erst um halb sieben Uhr traf ich bei Amtsrichters ein. Sie waren beide erschrocken über die nutzlose Expedition, stellten mir vor, an was für scheußlichen Gefahren ich eben noch vorbeigewischt wäre, aber ich hörte sie nicht, ich hörte nur das monotone Ausrufen des Auktionators, die matten, heiseren Stimmen der interesselos Bietenden — und dazwischen das eindringliche Flüstern des krummen, schwarzen, schmierigen kleinen Althändlers ... Tiefer ist wohl noch keines von uns gedemütigt worden, liebe Ati. Ich werde das nie, nie, nie überwinden, sagt' ich mir an jenem Abend. Andern Tags, in Hamburg, als ich die Fahrkarte bekam, ohne von meinem Reisegeld auch nur einen Pfennig abgeben zu müssen, hab' ich mich dann so gegrämt. Hätt' ich die armseligen vier Scheine doch geopfert! Nun, ich verteile sie jetzt unter Euch, damit jedes einen Lieblingswunsch befriedigen kann. So erfüllt das Geld doch noch einen guten Zweck. Aber daß wir die wundervolle Figur nie, nie, nie mehr sehen werden — auch Muttchens Salon nicht — und den schönen Teppich zwischen dem Piano und dem Louis XVI.-Schränkchen — und all das andere, das man so liebgewonnen hatte, — ach, das tut mir doch so brennend weh!"

An dieser Stelle mußte Hannsheinz so stark schlucken, daß Börries ihm unter dem Tisch mit der Stiefelspitze einen energischen Stoß gegen das Schienbein versetzte.

„Furchtbar sentimental ist sie doch, die gute Gwendoline," sagte Tante Eddy verstimmt. Sie hörte öfters eine Tür gehen und argwöhnte, ihr Hausmädchen könnte irgendwo lauschen. Wenn noch mehr Enthüllungen dieser Art zu erwarten standen, so war es besser, die Lektüre abzubrechen.

Dem Jüngsten war das auch lieber. Die Pfefferkuchen, die hernach zum unschuldigen Rotweinpunsch gereicht wurden und von denen er eine Unmenge vertilgen konnte, würzte er mit heimlichen Tränen: sein Schienbein brannte ihn scheußlich, und in der Kehle würgte ihn ein Schmerz wie Heimweh. (Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Botschaft in Paris

Von O. von Gottberg

Es ist verständlich, daß stets viele unserer Diplomaten sich nach Paris wünschten, in das Haus, das an der Rückwand die Nummer 78 der Rue de Lille trägt und aus den Vorderfenstern über einen bunten Garten und den Quai d'Orsay auf die Seine blickt. Junge Herren sehnen sich nach der Stadt, die zu Unrecht noch immer als Hochsitz anregender Lebensfreuden gilt, und der in langen Dienstjahren Gealterte hat den Ehrgeiz, an der Lösung der vielleicht wichtigsten Frage der europäischen Diplomatie mitzuarbeiten oder der Mann zu sein, der einmal sagen darf: Ihr habt den Frieden nicht gewollt, ich künde euch den Krieg!

Das Botschafterpalais wurde vom ersten Bonaparte als prunkvolles Hôtel entre cour et jardin für Eugen Beauharnais, seinen Stiefsohn, gebaut. Napoleon verstand wie immer dem verschwenderischen Verwandten seine Meinung zu sagen, als dieser Millionen auch in die innere Ausstattung und Einrichtung steckte, wobei er eigentlich, ohne es zu wollen, für den König von Preußen arbeitete. Nachdem wir nämlich zum erstenmal in Paris eingezogen waren, mietete König Friedrich Wilhelm III. das Hotel als Palais für seinen Gesandten. Später wurde das Haus gekauft und, wie die Franzosen sagen, vandalisiert und barbarisiert. Vielleicht haben sie recht über uns zu lächeln, denn in ihre Kunst trugen wir die unserem Herzen und Gemüt nötige Dosis von Kommiß. Es ist zweifellos ein steifer Kommißadler, der in der Eintrittshalle zwischen ihrem gefälligen Zierat zu sehen ist, aber es ist der preußische Adler, und darum gefällt er uns. Auch ist hier wirklich festzustellen, wie die Franzosen uns in allen Künsten mit Ausnahme der nützlichsten und bedeutsamsten, der Kriegskunst, über sind. Sie waren vor dem Bau des Schlößchens in Ägypten gewesen und hatten sich, nach ihrer Art, die Taschen voll Plunder und Beute gesteckt. Mit ehrlichem Staunen muß man in den Räumen bewundern, wie schnell ihre Künstler und Handwerker die Anregung aus einer fremden, alten Welt zu verarbeiten und zu verwenden verstanden. Der Wandschmuck, jedes Stückchen Bronze oder Zierat, ist in deutlichem Empirestil, aber einem ägyptisierten Empirestil, gearbeitet. Sogar die Flügel der kaiserlichen Adler wurden ägyptisch geschwungen und gestutzt. Auf solche Niedlichkeiten verstehen sie sich besser als wir, aber doch schweift das deutsche Auge ohne Neid von der Kunst zum Kommiß, dem wir hier reichlich Platz gönnen. Sonst finden wir vor den benachbarten Häusern des Quartier St. Germain wohl ein zierliches oder gar kunstvolles Eisengitter. Wir aber setzten an den Rand des Bürgersteigs der Rue de Lille vor unsere Botschaft eine schlichte Mauer, die ein weißes Amtsschild mit den Bureaustunden genau wie das ähnliche vor dem Bezirkskommando Inowrazlaw trägt, und durch die kleine Pforte geht man wie in Krähwinkels Amtsschreiberei. Aber was tut das, wenn man zu schönen Erinnerungen kommt. Von dem Hause, das wir vor uns sehen, reiste einst der Gesandte von Bismarck nach Berlin, um seinen König bei der Hand zu nehmen und zu führen über Düppel und Königgrätz nach Versailles in das Erbe Barbarossas. Ein halbes Jahr war er hier. Napoleon trat er namentlich während einer Reise nach Biarritz nahe. Die kluge Eugenie verstand ihn bei den wenigen Besuchen in den Tuilerien am meisten zu würdigen. Inzwischen fühlte er sich zu Höherem und Besserem berufen, schimpfte in Briefen ans „süße Herz" über „ministerielle Wechselreiterei in Berlin", über „Junggesellenelend und Hotelexistenz", tat, als sehne er sich nach „Ruhe und Schönhausen" und sprach von „explodieren oder den Abschied nehmen", weil er noch nicht wußte, ob er dauernd „sein Haupt in Paris zu betten" habe. In solcher Stimmung fand ihn hier an einem Septembertag, als die Abdankungsurkunde des alten Königs so gut wie fertig war, das Telegramm Roons, dem Deutschland eigentlich seinen Bismarck zu danken hat: „Gefahr im Verzuge. Kommen Sie sofort. Des Vetters Onkel." Eigenartig, wie die beiden großen treuen Preußen, um König und Staat zu retten, wie Verschwörer miteinander verkehren mußten. Der General und Kriegsminister glaubte sogar vor Postbeamten seinen Namen nicht nennen zu dürfen und zeichnete als der Onkel von Moritz von Blanckenburg, der Bismarcks Vetter war.

Der gepflasterte Hof, in dem wir sind, liegt zur Freude einer großen Nation offen unter den Fenstern der Häuser gegenüber. Dort drüben lag mit dem Ohr neben einem Loch im Fußboden tagtäglich auf dem Bauch ein Stabsoffizier, der sogar Kriegsminister wurde, um zu hören, wie junge Herren der Botschaft beim Junggesellenfrühstück über ihre Erlebnisse vom Abend zuvor scherzten. Dort drüben hatten die Herren Franzosen immer den Sitz ihrer Spionage und dürften ihn wohl auch heute noch haben. Es wäre ein Wunder, wenn nicht immer noch jeder

Der Saal der Jahreszeiten in der deutschen Botschaft zu Paris
Nach „L'Hôtel Beauharnais“. (Verlag der Librairie centrale d'Art et d'Architecture, anc. maison Morel, Chr. Eggimann, successeur, in Paris)

Besucher, der die Messingklingel zieht, photographiert, registriert und in das Hotel verfolgt würde. Auch das sind Niedlichkeiten, auf die sie sich verstehen.

An der Vorderseite des großen Hauses sehen wir links ein Schild mit der Aufschrift Sekretariat, rechts vor einem kleinen Gebäude ein anderes mit dem Wort Kanzlei und in der Mitte eine Freitreppe. Über sie geht es durch die Halle, an deren Wand der schöne Kommißadler zu bewundern ist, nach links in die Tür zum Arbeitszimmer des Botschafters. Sein Tun und seine Stellung in der Botschaft ist mit den Pflichten des Kommandanten auf einem Kriegsschiff zu vergleichen. Er trägt die Würde und den Glanz, aber auch die Bürde der Verantwortung des Vertreters einer Großmacht und ihres Souveräns, aber soll den Kopf nicht mit dem Kleinkram von Routinegeschäften überlasten, um ihn frei zu behalten für Entscheidungen und Entschlüsse, die er im Zeitalter des Telegraphen allerdings selten durchführt, ohne vorher das Gutachten der heimischen Regierung eingeholt zu haben. Wo sein Vorhaben nicht mit anderen wichtigen Reichsinteressen kollidiert, wird ein einsichtiger Staatssekretär ihm die Ausführung gestatten, denn schließlich ist anzunehmen, daß der Botschafter als Mann an der Front am sichersten und klarsten sehen kann. Für den amtlichen Verkehr mit der fremden Regierung ist ein bestimmter Tag, in Paris der Mittwoch, angesetzt. Von mittags ab empfängt der Minister des Auswärtigen die Chefs aller fremden Missionen zur Aussprache über die allgemeine Lage, über die Beziehungen zwischen den beiden Staaten und über gerade vorliegende Sondergeschäfte zwischen ihnen. Die Botschafter haben den Vortritt und können verlangen, daß ein Gesandter ihnen den Sofawinkel im Kabinett des Herrn Poincaré räumt, aber die Höflichkeit eines an Zeremonien reichen Handwerks läßt die Botschafter warten, bis das Plauderstündchen der Gesandten vorüber ist. Darum mag es vorkommen, daß man in der Berliner Wilhelmstraße am Mittwoch bisweilen recht ungeduldig auf Depeschen von Exzellenz von Schoen warten muß. An anderen Tagen der Woche kann der Botschafter mit dem Minister telephonisch sprechen oder in dringender und wichtiger Angelegenheit über den Draht eine Besprechung vereinbaren. Auch der vielverlästerte gesellschaftliche Verkehr des Botschafters und seiner Herren ist eine amtliche Pflicht und bietet Gelegenheit, dienstliche Interessen zu fördern. Es gibt Großstaaten, in denen unsere Politik ihre Ziele nur durchsetzen kann, wenn der Botschafter gesellschaftlich mit Menschen umzugehen und sie zu beeinflussen, zu bearbeiten versteht. Mit den Vereinigten Staaten von Amerika vermag kein fremder Botschafter einen Vertrag abzuschließen, ohne viele Freunde im

Senat zu haben, der alle Abmachungen zu ratifizieren hat. Die Senatoren wollen umworben sein und ihre Frauen und Töchter an den Tischen von Botschafterinnen sehen. In Paris läßt sich durch Verkehr mit den Großen der Republik weniger erreichen, aber dieser Verkehr ist unerläßlich zur Information über die Meinung des Volkes wie der politischen Welt und bietet gerade dort die einzige Möglichkeit zum Schaffen einer Atmosphäre, in der allein ersprießliche Verhandlungen gedeihen können. Natürlich hängt der Umfang des Verkehrs davon ab, welche Bedeutung ein Botschafter ihm beimißt. Fürst Radolin ließ sich um vier Uhr die letzten Unterschriften vorlegen und ging Tag für Tag aus, weil er von der Teestunde ab Kaiser und Reich am besten in Salons dienen zu können glaubte. Freiherr von Schoen glaubt länger am Schreibtisch bleiben zu müssen.

Die mühevollste, langwierigste und oft langweiligste Arbeit wird jenseits dieses Zimmers in jenem des Botschaftsrats getan. Er ist der erste Offizier oder der Generalstabschef der Botschaft und trägt die Last der Routinegeschäfte wie des Kleinkrams, damit der Chef gerade wie der Schiffskommandant oder der kommandierende General den Kopf frei behalten kann. Wer Augen zu sehen hat, kann gerade hier beurteilen lernen, wie leer oder vernagelt das Hirn von Volkstribunen ist, die behaupten, unser Adel diene der Diplomatie nur, um in Müßiggang und Behagen ein Faulenzerleben an Dinertischen zu führen. Unser Adel dient dem Auswärtigen Amt gerade wie der Armee um die Ehre, dem Allerhöchsten Dienst, Leben und Gesundheit und nebenbei einer Nation, die nachgerade allzu reich an einfältigen Schwätzern wird, das Vermögen opfern zu dürfen. Wo immer man in einer Botschaft in fremdem Land das Stübchen eines Botschaftsrats betritt, sitzt hinter dem Schreibtisch ein Herr, der wohl in der Jahre Vollkraft ist, aber doch ein stubenbleiches, im Dienst übernächtigtes Gesicht und arbeitsmüde Augen über dunkeln Rändern hat. Länger als jeder Schreiber oder Kanzlist sitzt er über Akten, die er Abend für Abend mit nach Hause nimmt, um sie nach einem Ball oder Diner wieder aus dem Schrank in der Wohnung herauszunehmen und vor den ermüdeten Augen auf der Schreibtischplatte auszubreiten. Er würde mit Freude auf Gesellschaften, die ihn angeblich in seinen Beruf lockten, verzichten, um dann und wann ausschlafen zu können. Unser gegenwärtiger Botschaftsrat in Paris ist dort groß geworden und darf nach Ruf und Veranlagung wohl damit rechnen, einmal zum Nutzen des Reichs in

Das Schlafzimmer der Königin Hortense
Nach „L'Hôtel Beauharnais". (Verlag der Librairie centrale d'Art et d'Architecture, anc. maison Morel, Chr. Eggimann, successeur, in Paris)

der größeren Stube zur Linken der Eintrittshalle zu sitzen.

Die Hauptarbeit bringen Schikanen oder Schwierigkeiten, welche die französischen Zollbehörden unseren Geschäftsleuten machen. Bei Fragen der großen Politik wird der Botschaftsrat vom Chef nicht nur eingeweiht, sondern auch zu Rate gezogen, schon weil er als Vertreter des etwa beurlaubten oder abberufenen Botschafters als Bevollmächtigter handelt. Aber er leitet schließlich auch die Suche nach einem in die Stadt ihrer Träume durchgebrannten Berliner Mädel oder die Verhandlung über einen Fremdenlegionär. Persönlich oder durch die ihm unterstellten jüngeren Herren verkehrt er selbständig, obwohl im Namen des Botschafters, mit Unterchefs der Regierung und den Beamten des ‚Protokolls', die der Republik Zeremonienmeister und Etikettewahrer sind.

Drüben auf der anderen Seite in der Kanzlei macht die Honneurs ein so rüstiger wie gutgelaunter Geheimer Hofrat, der allein in Paris dem Reich seit fünfunddreißig Jahren als eins der geachtetsten und vielgenannten Mitglieder der deutschen Kolonie dient. In den Räumen, die sein Stolz sind, weil er sie gestaltet hat, klappern ewig die Schreibmaschinen und kritzeln die Federn beim hastigen Chiffrieren von Depeschen. Aber seine lächelnd gesprochene Parole ist: „Ruhe, Ruhe, wenn wir die verlieren, wissen wir im Drange der Geschäfte überhaupt nicht mehr, wo uns der Kopf steht." Auch das Zelt des Militär- und des Marineattachés ist hier aufgeschlagen. Beide haben ihre kleinen Handwerksbibliotheken zu den Seiten eines schmalen Korridors, aus dem es nach rechts und links in die Türen ihrer Arbeitszimmer geht. Der Generalstabsoffizier ist wohl die interessantere, weil die in Paris und Frankreich am meisten beachtete Figur, und vielleicht hat unsere Armee kaum einen beruflich stolzeren aber auch menschlich unangenehmeren Posten als den des Pariser Attachés zu vergeben. Wenn er an seltenen Tagen in preußischer Uniform unter französischen Offizieren erscheint, werden die Mienen düster. Es muß ein peinliches, aber auch herrliches Gefühl sein, unter dem preußischen Helm über französische Manöverfelder zu reiten und auf Schritt und Tritt von vorn, hinten und der Seite von Mißtrauen und banger Sorge sich ängstlich überwacht zu wissen. Es ist soldatisch und ritterlich, den Zorn gegen einen Sieger nicht gleich zu begraben, aber wer in vierzig Jahren nicht den Entschluß zum Schlagen und Auswetzen einer Scharte findet, verrät nur, daß er sich dem Gegner noch immer nicht ebenbürtig glaubt, wenn er ihm auch auf neutralem, rein gesellschaftlichem Boden kleinlichen Haß und Groll bekundet. Der deutsche Militärattaché ist nicht wie sein Berufsgenosse in jeder anderen Hauptstadt den Offizieren ein Kamerad, den sie in die Kasinos laden, sondern der Feind, den sie schneiden. Auch dem Verkehr unserer Diplomaten sind aus gleichen Gründen Schranken gezogen. Um die Mitgliedschaft von Klubs, zu denen alle anderen Diplomaten gehören, brauchen sie gar nicht erst durch Anmeldung zu werben. Nur in engen, kleinen Kreisen, etwa im Unionklub, lebt ein Rest von jenem Anstand, der in gesellschaftlichem Verkehr über politische Gegensätze hinwegzublicken versteht.

Die Repräsentationsräume der Botschaft finden wir eine Treppe höher. Im Thronsaal mit dem Kaiserbild von Koner steht der Sessel natürlich umgedreht, denn wenn eine junge Amerikanerin geladen wäre, würde sie es sich gerade dort bequem machen. Von vielen schönen Stücken älterer Kunst birgt wohl die meisten das Schlafzimmer der Königin Hortense, das für Gäste immer offen steht. Die Behänge der Wände, die Bezüge der Möbel und die Decken auf dem Paradebett sind zwar erneuert, aber als genaue Nachwebungen der ursprünglichen Stücke. Hier hat auch die Kaiserin Friedrich gewohnt. Weiter geht es in den Saal der Jahreszeiten. Die vier Bilder, nach denen der Raum genannt ist, sind auf Leinwand gemalt und dann auf die Holzfüllungen der Wände geklebt. Natürlich fehlen nicht ein Musikzimmer, ein großer Speisesaal und ein kleineres Eßzimmer. Die alten Möbel stehen darin, aber ein Botschafter, der nicht passende eigene einschmuggeln könnte, käme bei Festen in Verlegenheit. Der jetzige muß bei Einkäufen in Petersburg geahnt haben, daß er einmal in Paris wirken würde.

Seine eigentlichen Privaträume erreicht der Botschafter über eine Treppe, an der in einem Hause des Berliner Westens stehen würde: Für Dienstboten und Lieferanten. Überhaupt haben wir beim Aufsetzen eines neuen Stockwerks wieder einmal bewundernswerte Arbeit getan. Die Räume sind so niedrig, daß ein Mittelgroßer fast fürchten muß, beim Aufrichten im Bett mit dem Kopf an die Decke zu stoßen.

Augenblicklich lebt die Botschaft wieder in einer Periode unerfreulicher Zeiten. Aber es heißt die französische Volksseele mißverstehen, wenn wir ihren Groll nur dem Coup d'Agadir zuschreiben. Den hätten die Franzosen verschmerzt. Ihren Zorn erregte es namentlich, daß sie während der Marokkowirren, nach der Einmischung Englands, gänzlich vergessen schienen, weil nur noch von einer Fehde zwischen England und Deutschland die Rede war. Die Überzeugung, daß sie der ganzen Welt plötzlich neben uns und den Engländern als kleine und wenig Beachtung verdienende Leute galten, war es, glaube ich, die ihre Eitelkeit auf das tiefste verwundete und der regierenden Presse und Hochfinanz ermöglichte, in den ihre Herrscher bedrohenden Massen wieder Chauvinismus und Lust nach Revanche zu wecken, also dem Wunsch nach einer Explosion über die Grenze zu lenken.

Carl Larsson. Von Dr. Franz Servaes

Warum kann nicht Carl Larsson selber diesen Aufsatz über sich schreiben! Wirklich, er müßte es tun. So wie er kann es doch kein anderer. Er weiß so herzhaft und frohmütig über sich zu plaudern. Halb wie ein phantasievolles Kind, halb wie ein lachender Weiser. Und da soll man ihm gegenüber eine gelehrte Miene aufsetzen und „objektiv", von hohen Gesichtspunkten aus, das Verfahren über ihn eröffnen? Er würde einen ja auslachen, und du, geneigter Leser, wohl gleichfalls! Nicht etwa, als ob Carl Larssons Kunst es nicht vertrüge, daß man mit Ernst darüber spricht, daß man sie an hohen Maßstäben mißt und auf ihren Goldgehalt prüft. Wenn sie das nicht aushielte, so wäre sie ja nicht so köstlich. Aber sie läßt einen all dieser kritischen Gepflogenheiten vergessen. Sie erfüllt einen mit solch reiner naiver Genußfreude, daß man alle Räsonnements verabscheut und am liebsten seinen ganzen wohlgepackten Schulranzen krachend in die Ecke schmisse. Und lachenden Antlitzes möchte man sich zu Carl Larsson, der plötzlich geheimnisvoll hinter einem steht und schalkhaft das Auge kneift, umdrehen und also sprechen: „Nein, du lieber Kerl, über dich klugreden, das mag ich nicht. Lade mich lieber ein zu dir in dein Haus, zeige mir alles, was dein ist, vor allem deine Frau und deine Kinder — auch deine Arbeitsstätte, versteht sich — kurz, das ganze bunte und lachende Stück Leben, das um dich herum ist — und davon, in Gottes Namen, will ich den Leuten dann erzählen!"

So möchte man sprechen. Und fast mühsam und widerwillig erinnert man sich, daß man in Weidlingau bei Wien sitzt (auch kein übler Fleck Erde fürwahr!) und

Selbstbildnis von Carl Larsson. Gemälde in den Uffizien zu Florenz

Frau Larsson mit der kleinen Susanna
Gemälde im Museum von Göteborg

Carl Larsson irgendwo drüben in Schweden, in Sundborn, in Dalarne oder in seinem Stadthaus in Falun, und daß man nicht so eins, zwei, drei zu ihm hinüberflitzen kann. Ach, und man war sogar noch niemals in Schweden, keinen Fuß hat man in dieses schöne Land gesetzt, und man denkt doch daran, wie an etwas längst und innigst Bekanntes: so gut haben es die schwedischen Künstler verstanden, die mit dem Pinsel und die mit der Feder, uns bei ihnen heimisch zu machen, wie unter Brüdern und Freunden. Und vielleicht am besten von allen versteht das Carl Larsson, der uns gar nicht wie ein Fremder berührt, von dem wir in unbewachten Momenten ganz seelensfroh denken, er sei eigentlich ein Deutscher — vielleicht noch etwas deutscher als die Deutschen in der Regel und, sozusagen, ein Über-Deutscher — jedenfalls aber einer, zu dem wir ganz unmittelbar hingehen können und gar nicht über eine Brücke von Fremdheit zu schreiten brauchen. Überhaupt stehen uns die Skandinavier von allen fremden Völkern am nächsten, das spürt man, so oft man mit einem von ihnen zusammenkommt, sei's in der Wirklichkeit oder in der Berührung durch die Kunst. Kein Russe, kein Engländer, kein Franzose und kaum ein Amerikaner vermag so unmittelbar zu uns zu reden wie ein Däne, ein Norweger, ein Schwede. Und wenn Larsson etwa im Text zu einer seiner Bilderfolgen irgendwo zu uns sagt: „Ich hab' dich ja so lieb, Leser! — Sei mein Freund!" dann vermögen wir nimmermehr zu denken, daß er dies etwa als Schwede nur zu Schweden gesprochen haben solle, nein, wir fühlen es auch an uns Deutsche mitgerichtet, und herzhaft schlagen wir in die dargebotene Hand ein und antworten froh: „Ja, Carl Larsson, wir sind deine Freunde!"

❧ ❧ ❧

Aber ich fühle, wie der Herr Redakteur mich am Ohr zupft und ermahnt: „Hör' mal, mein Lieber, gar so sehr anzubiedern brauchst du dich nicht! Du sprichst doch hier als deutscher Kunstkritiker und mußt Distanz wahren. Bedenke auch, bitte, die Vornehmheit unseres Blattes!" — Aha! Schön, gestrenger Herr! Ich will mich zusammennehmen!... Kann's ja jetzt auch

Knabenbildnis

Gemälde

ruhig tun: ich habe mir ja bereits mit Carl Larsson die Hände geschüttelt!... Ich will also gern jetzt ein Schrittlein zurücktreten und fein und gesittet reden. Nur — weil ich's dem Leser schon mal versprochen habe — mußt du mir erlauben, Herr Redakteur, daß ich mir Larsson zum Mitarbeiter und Führer erkiese und daß ich ihm auch einen Besuch abstatte in seinem Heim in Dalarne und mit meiner Geisternase vorwitzig in allen Ecken herumschnüffle. Das ist mir nämlich der Hauptspaß bei dieser ganzen Sache und dem Leser, wett' ich, sicher auch!

Muß ich nun durchaus vorher den Carl Larsson noch ordnungsgemäß vorstellen? Also, er ist ein Herr mit einem blonden Spitzbart und lustigen, blauen Äuglein, hat eine Frau und sechs Kinder und ist 1853 in Stockholm geboren. Jawohl, 1853 — was diejenigen, die Larsson schon ein wenig kennen, sicherlich höchst verwundern wird. Denn dieser Mann wirkt ja wie die schäumende ewige Jugend — man denkt ihn sich so Mitte der Dreißig, höchstens. Und wäre schon bald sechzig? Aber warum sollen alte Leute nicht auch lustig sein? Warum sollen sie nicht vergnügt und hoffnungsfreudig ins Leben schauen? Freilich, sie tun's so selten, sie haben meist zu stöhnen. Da ist Carl Larsson eben anders. Erstens hat er's zu was gebracht. Zweitens ist er ein höchst aufgeweckter, heller Bursche. Und drittens besitzt er ein nicht tot zu kriegendes, sprudelndes Künstlertemperament. Solche Leute aber altern niemals, auch wenn sie sechzig und darüber zählen. Wir haben es ja erst kürzlich an Liliencron erfahren. Der starb mit vierundsechzig Jahren als ein ganz junger Mann. Und so einer ist Larsson auch — nur wird er hoffentlich noch viel, viel länger seine Jugend genießen dürfen. Wir können in unserer vergrämten und spitzfindigen Zeit solche Künstler des Frohsinns und der Gesundheit verflucht gut brauchen. Ein Bilderalbum von Larsson kann da wirken wie ein Lebenselixier: hat man's zu Ende beschaut, so ist man gleich entschlossen, noch zehn Jahre länger zu leben, als man sonst wohl möchte. Und man kann jenen Freund aufs beste verstehen, der einmal zu Larsson sagte: „Du hast das Rätsel des Lebens gelöst!“ Wirklich, das hat er!

Herrgott, nun rede ich schon wieder lauter Intimes von Larsson — und soll doch zunächst die feierliche Vorstellung vollenden. Das genaue Geburtsdatum habe ich leider nicht erfahren. Aber über den Ort gibt der Künstler selbst uns

Bo. Kinderbildnis im Besitz von Dr. A. Pfannenstiel in Malmö

Barbro

Aquarell im Besitz der Galerie Thiel in Stockholm

den sichersten Bescheid. „Am deutschen Stallplatz“ (etwas Deutsches mußte doch dabei sein!) „in der alten ‚Stadt zwischen den Brücken‘ in Stockholm, da bin ich geboren, und die Gasse ist die allerkleinste Gasse der Stadt und heißt die Trotzgasse.“ In der kleinsten Gasse wohnten natürlich nicht die reichsten Leute, und so erzählt denn Larsson gelegentlich, daß er mit Vater und Mutter eine einzige Stube bewohnt habe, und daß der Julklapp, den es zu Weihnachten gab, von rührendster Bescheidenheit war. Übrigens stammte er väterlicherseits von Bauern aus Sörmland, mütterlicherseits von städtischen Handwerkern ab, repräsentiert also eine höchst gesunde Mischung aus arbeitstüchtigen Geschlechtern. So mag's ihm wohl nicht allzuschwer gefallen sein, vielmehr einfach recht und billig gedünkt haben, daß er mit dreizehn Jahren schon verdienen mußte. Er war damals Retuscheur bei einem Stockholmer Photographen. Gewiß hat er zu jener Zeit den Respekt vor dem Handwerk sich erworben, den er, einem Kernworte Leibls folgend, auch heute noch bekundet, indem er gleichzeitig allem Stutzer- und Snobwesen grimmig den Krieg erklärt. Nur solide und redliche Arbeit will er gelten lassen, und die hat er selber sein Lebtage geleistet.

Wie unser hoffnungsvoller junger Mann sich die nächsten zehn Jahre fortgewurstelt hat, weiß ich nicht. Mit Vergnügen aber höre ich, daß er mit Dreiundzwanzig, also im Jahre 1876, für eine Komposition aus der dänischen Geschichte eine Medaille erhielt und nach Frankreich geschickt wurde. Da mag er dann auch so seine zehn Jahre sich herumgetrieben haben, hauptsächlich in der von Skandinaviern bevorzugten Künstlerkolonie Grèz-par-Nemours, nicht weit vom Fontainebleauer Wald, wo er tüchtig malte. Im Jahre 1883 machte er daheim eine Ausstellung von seinen Sachen und hatte seinen ersten großen Erfolg. Er trat dann der Gruppe der sogenannten Opponenten bei (deren Opposition natürlich den Akademien und deren Liebe dem Pleinair galt)

Die blinde Brita im Garten

Susanna am Klavier. Gemälde im Besitz von Thorsten Laurin in Stockholm

und stellte mit ihnen zusammen 1885 aus. Die Museen (in Gotenburg und Stockholm) fingen an, von ihm zu kaufen, ließen sich Treppenhäuser und anderes von ihm ausmalen, kurz, er war das, was man in Frankreich „arrivé“ nennt. Er konnte jetzt getrost ganz in die Heimat zurücksiedeln. So tat er und kam nicht allein.

Bildnis des Probstes von Sundborn. Gemälde in der Kirche von Sundborn.

Denn in Grèz-par-Nemours hat Carl Larsson doch auch noch ganz andere Dinge verrichtet, als impressionistische Landschaften mit naturalistischer Staffage gemalt. In Grèz hat er auch die Bekanntschaft eines jungen Schwedenfräuleins gemacht, namens Karin Bergöö, und damit fing, wie er unumwunden sagt, sein „eigentliches Dasein“ überhaupt erst an. Dies war im Jahre 1882, und dies ist also das „eigentliche“ Geburtsjahr Carl Larssons — woraus wir denn also begreifen, weshalb er noch so jung ist: gerade erst dreißig Jahre alt! Und ganz gewiß hat der Künstler mit dieser Angabe nicht geflunkert! Mit Karin trat dasjenige Element in sein Leben ein, das ihn zu dem Künstler machte, den wir lieben. Es ist unter modernen Leuten fast beschämend, es zu gestehen, aber es ist nun einmal so: dieses Element ist der immer wache Sinn für die Freuden der Häuslichkeit. Ich weiß nicht, ob Larsson bis zu seiner Bekanntschaft mit Karin Bohémien war, vermute es jedoch — schon wegen der Heftigkeit des danach eingetretenen Gegenschlages. Dieser Gegenschlag machte aber mit nichten aus ihm einen Philister. Vielmehr erbrachte Carl Larsson den schönsten und fröhlichsten Beweis, daß man ein begeisterter, ja geradezu fanatischer Familienvater sein kann und doch kein Philister zu werden braucht, vielmehr Künstler bleiben darf, quellend schaffender Künstler bis ins innerste Herz und bis in die letzten Fingerspitzen!

Wollt ihr's nicht glauben? So betrachtet mit mir zusammen Larssons Werk! Oder vielmehr, wie ich euch schon versprach, ich lade euch mit mir zusammen bei Larsson selbst zu Gast ein!

꙳ ꙳ ꙳

Als das „Haus in der Sonne“ ist unseres Künstlers Bauernhof Schaffenslohn (durch die schöne, bei Langewiesche in Düsseldorf erschienene Publikation) bekannt geworden. Und wirklich, die Sonne scheint

Skiläuferin
Gemälde von Carl Larsson

prall auf Giebel und Fenster, wie wir dem reizenden Anwesen uns nähern. Und Blumen stehen überall, draußen und drinnen, wahre Mengen von Blumen, denn der Besitzer des Gehöftes kann ohne sie nicht auskommen. „Als ich ein kleiner Knirps war," erzählt er, „kniff ich aus in den schönen Hain, um Blumen zu pflücken. Wenn ich in ein Hotel ziehe, kaufe ich eine Blume im nächsten Blumenladen und setze sie in ein Wasserglas mitten ins Zimmer, und sofort wird's ein Heim, und es riecht nicht länger nach Schlafmütze vom letzten Gast. Wenn es mir eng wird ums Herz und schlimm und ängstlich, so gehe ich hinaus unter die Sterne im Winter und hinaus unter die Blumen im Sommer, und ich werde beidemal, wie ein Mensch sein soll, ruhig, fest und froh ... Deshalb wird man auch nicht viele Bilder von mir finden, wo nicht eine Blume den Mittelpunkt bildet oder wenigstens in irgendeiner Ecke erscheint." So ist denn das Haus in der Sonne zugleich ein Haus unter Blumen. Selbst in den Vorhängen, Tapeten und Möbelbezügen finden wir, von großzügig stilisierender Hand entworfen, das Blumenmotiv immer wiederkehrend. Überhaupt so schlicht, einfach und ländlich-behaglich alle diese Stuben gehalten sind, in ihrer dekorativen Gestaltung zeigt sich ein durch und durch moderner Geist. Zum Beispiel auch in der Art, wie die alteinheimische Bauernkunst (in Sesseln, Kommoden usw.) mit liebevollem Stilgefühl neu lebendig gemacht wird. Überall kräftige Farben, grün, gelb, rot, und zwar möglichst auf weißem Grunde — Gitter-, Schachbrett-, Girlandenmotive, so wirksam als prätensionslos, zur Anwendung gebracht — und wie leuchtet allenthalben in Aufrichtigkeit die Güte und Echtheit des Materials, zumal des Holzes. Und wo du hinkommst, ob in Wohn- oder Arbeitsraum, ob in Küche oder Schlafzimmer, breit flutet dir, wie wahres Labsal, das Licht entgegen. „Laßt Licht herein!" so kommandiert mit fröhlichem Ausdruck die Stimme des Hausherrn, und darum hat er dies auch als Motto über eine seiner schönsten Publikationen gesetzt (die erst kürzlich, 1910, bei Albert

Bildnis des Architekten J. Ahrenberg. Gemälde im Besitz des Dargestellten

Azaleen. Aquarell im Besitz der Galerie Thiel in Stockholm

Bonnier in Stockholm und Leipzig erschienen ist). Licht und Sonne und Blumen und fröhliche Menschen, das gehört nun einmal unlöslich zusammen.

Und gewiß sind die Menschen fröhlich, die in diesem Hause leben. Der Papa kommt dir gleich entgegen und trägt sein lachend in die Hände klatschendes Töchterchen auf dem Kopf! Kennt Ihr das Bild? Gewiß doch, jeder kennt es, man braucht es gar nicht mal erst abzubilden. Auf alle Fälle aber fühlen wir unter diesen aufrichtigen, gesunden und unverkünstelten Menschen uns gleich heimisch und sind im Nu mit der ganzen Gesellschaft bekannt. Die Kinder kommen lustig-lärmend auf dich zugerannt, wohl gar maskiert und mit Bärten ausstaffiert, jedenfalls aber mit Trompeten und Trara, und begrüßen dich wie einen lieben alten Bekannten, und du kennst sie auch alle gleich, die Susanne und die Lisbeth, die Brita und die Kersti, den Pontus und Esbjörn und auch den leider inzwischen verstorbenen Ulf — denn du hast sie dutzende Male auf den Bildern ihres Vaters gesehen, hast den Vater über sie schwatzen hören und bist mit allen gut Freund. Aber freilich, nun sind's auf einmal gar keine Kinder mehr, denn im Jahre des Heils 1912 sind sie alle schon groß geworden! Und du kennst sie doch als ganz kleine Babies — die Susanne schon von einem Bilde aus dem Jahre 1885, wo sie gar putzig auf Mutters Schoß sitzt — und du hast sie dann allmählich heranwachsen sehen; — es ist wundersam — fast in allen Altersstufen kennst du sie — sahst sie als Backfisch, wie sie pflichtmäßig und nicht allzufroh Klavier übt, und als Heranwachsende, wie sie die kleineren Geschwister betreut — und besonders erinnerst du dich eines lieblichen Bildchens, wo sie im blonden Schmuck ihrer achtzehn Jahre vor der blumengeschmückten Haustür steht, eine Welt voll schönster Verheißungen im Herzen. Darüber sind nun wiederum schon fast zehn Jahre dahingegangen — und du hast sie einmal träumend sitzen sehen, des Nachts nach einem Ball, das Herz wer weiß wovon bewegt, und mußte doch dem rasch entflammenden Vater sanftmütig stillhalten, als bequem zu habendes Modell („meine Kinder," sagt Larsson, „sind alle Märtyrer der Kunst"). Und jetzt ist sie schon, dies alles

Nähendes Mädchen. Gemälde

hast du dir erzählen lassen, seit einer Reihe von Jahren Krankenpflegerin in Stockholm, eine Gute, Liebe und Aufopfernde — wofern sie nicht inzwischen, wie du im stillen zu hoffen wagst, den Mann gefunden hat, dem sie, wie ihre Mutter dem Vater, des Lebens schönstes Glück bereitet.

Das also ist Susanne. Und so könnten wir auch die Lebensläufe all der anderen Kinder verfolgen: alle ihre Drolligkeiten und geringen Unarten, als sie klein waren, ihr Lachen und Tollen, ihre stillen Verdrießlichkeiten (z. B. wenn das Frühstück allein nachexerziert werden muß) und ihr ernstes Arbeiten und Hantieren, sei's im Dienste der Schule oder der freigewählten Handwerksbeschäftigung. Und die Töchter fahren ab und zu zur Tante nach England und werden natürlich vor und nach der Abreise vom eifrigen Vater gemalt; oder sie empfangen Freundinnen, sitzen mit ihnen bei Tisch, nähen an deren Aussteuer mit und schmücken sich für sie als Brautjungfer. (Und für euch hat sich noch keine geschmückt? Ihr seid doch so liebe, frische Mädel!) Und der älteste Sohn ist auf die Schiffswerft nach Stettin gegangen, lernt dort fleißig und muß selbst zu Hause noch büffeln, wenn er in den Ferien angereist kommt. Der Jüngste aber ist noch daheim, schaut dem Vater gern bei der Arbeit zu, duldet nicht immer fügsam die Erziehungsversuche der älteren Schwestern und freut sich, wenn er abends bei der Mama unter der Lampe sitzen und still für sich lesen kann. Mutter Karin aber mit ihrem lieben, sorgsamen Gesicht hat die ganze wilde Schar ehrbar in Zucht gehalten, hat sich an ihrem Geburtstag festlich von ihr bejubeln lassen, hat in Leinenschränken gekramt und die großen Weihnachtstafeln hergerichtet und ist schließlich über all dem auch einmal zusammengebrochen und hat dem Tode ins Antlitz geschaut. Aber sie kam wieder auf, der gute Mann hat sie als Genesende gemalt mit dem schönen, stillen Ernst und der leise schimmernden Lebensfreude im Antlitz, und so hat sie weiter gelebt und ganz sachte nun auch ihrerseits die Fünfzig überschritten. (Ich plaudere nichts aus, der Gatte selber erzählt es, heiter-gerührt.) Und er, der Papa, dieses Muster eines deutschen, pardon schwedischen Hausvaters, dieser närrisch verliebte, alleweil fröhliche und sorgende Ehemann und Vater, er ist noch bei so gutem Humor und kindlichem Gemüt geblieben, daß er sich erst vor ein paar Jahren mit einem Kasperle im Arm ulkhaft abkonterfeit hat — ihr könnt das Bild hier vorn sehen!

O du fröhlicher, o du seliger ... Carl Larsson in deinem blumenumstandenen Haus in der Sonne!

⌘ ⌘ ⌘

Nun müssen wir bald Abschied nehmen. Denn schon wieder zupft mich der Herr Redakteur am Ohrzipfel und sagt: „Nicht weiter, guter Freund! Der Raum, den ich dir gesetzt habe, neigt sich seinem Ende zu.“ Ach, und ich habe noch so schrecklich viel zu erzählen! Da ist doch vor allem noch ein drittes Bilderalbum, von dem ich euch noch gar nicht gesprochen habe, ein gerade so herziges wie die beiden andern — das heißt: ‚Bei uns auf dem Lande‘ (deutsch bei Bruno Cassirer, Berlin), und das zeigt euch aufs reizvollste das ganze Treiben in Sundborn, rund um Larssons Bauernhof herum, vom scheidenden Winter beginnend, durchs ganze frohe Jahr hindurch, bis aufs neue der Winter mit breiten Schneemassen sich meldet. Welche Menge gibt's da zu tun — doch wie froh fliegt bei allen, Herrschaft und Dienerschaft, daheim und auf dem Felde die Arbeit. Und immer, sollte man glauben, scheint die Sonne! Im Winter, im Frühling, im Sommer und im Herbst! Und immer ist Carl Larsson hinter ihr her und bringt dadurch soviel strahlende Lichtheit in sein Leben und in seine Kunst!

Kein Wunder, daß alle Welt ihn mag und schon so liebgewonnen hat, daß die ganz Feinen und Superklugen bereits anfangen, die Nase zu rümpfen und so zu tun, als ob an dem allen soviel gar nicht dran wäre. Publikumskunst? O, ich hasse sie, diese Kunst, die mit Berechnung nur für die Gunst der Vielzuvielen gemacht wird! Doch wie weit ist Carl Larsson hiervon entfernt! Was er macht, das macht er zunächst nur für sich selber, zu seiner und der Seinigen Ergötzung. Daher der ganz intime, von aller Pose und Studiertheit freie Charakter seiner Arbeiten. Doch was will er machen, wenn schließlich der kluge Verleger angereist kommt, ihm

Rouge et noir

Aquarell im Besitz der Galerie Thiel in Stockholm

Bildnis von Carl G. Laurin. Gemälde in der Sammlung des Dargestellten

die Blätter aus der Hand reißt und sie für Gold in alle Welt verstreut. Das Gold kann Carl Larsson gut brauchen, wie jeder wacker schuftende Künstlersmann, und er braucht sich wahrlich nicht zu schämen, es zu nehmen: er hat es redlich verdient. Es steht ja auch nirgendwo geschrieben, daß die tüchtigen Künstler durchaus Hungerleider sein müssen. Es hat ihrer stets vortreffliche gegeben und gibt's auch heute noch, die sich trotz der Güte und Eigenart ihrer Arbeiten Beachtung zu erzwingen und wohl gar die Herzen zu erobern verstanden. Und ein Larsson sollte dies nicht können? Ach, wir sind ihm ja so dankbar, gerade weil er mit seiner durchaus einfachen und gesunden, so herzerquickenden und lichtbringenden Kunst uns aus all der Trübheit, die uns manchmal umgibt, kräftig herausreißt. Wir sind ihm so dankbar und freuen uns, daß es ihm wohlgeht. Denn aus seinem Wohlergehen dringt allemal ein Strahl der Freude auch in unsere lichthungerigen Herzen.

Und ist er nicht ein feiner Kerl, dieser Larsson? Jetzt werde ich einmal ganz ernst auch euch fragen, ihr Herren und Brüder vom Kunstkritikerhandwerk. Muß denn durchaus alles schiech und schwülstig und halb=gekonnt und verzerrt sein, für das ihr euch begeistern sollt? Vermißt ihr etwa wieder mal die interessante Note der Verrücktheit? Ich könnte zwar sagen: Carl Larsson ist verrückter, als ihr glaubt — doch ich verzichte auf dieses Argument und bitte euch, nur einmal seine Arbeiten ganz unbefangen anzuschauen. Wie gut und sauber nicht nur (das verachtet ihr vielleicht), nein, auch wie witzig und originell, wie bezaubernd frisch und natürlich=geschmackvoll sie gemalt sind! Und wie modern, meine Herren, wie modern! Da haftet nichts vom alten vertrottelten Schlendrian dran, da ist alles quellende Kraft und sprudelndes Leben — da strömt's unversieglich Tag für Tag. Nein, wir wollen uns den Carl Larsson nicht verkümmern und verkleinern lassen. Wir wissen viel zu gut, was wir im besten Sinne an ihm haben, und er ist darum nicht geringer, weil er die Pose des interessanten Umstürzlers und des weltverkannten Genies verschmäht.

Aber lassen wir die mißmutigen Kerle ruhig beiseite stehen, lieber Larsson! Setzen wir uns lieber an den Tisch hier und trinken eine dampfende Bowle! Prost, alter Knabe! Skall!

Das Atelier des Künstlers in Sundborn

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Wenn ich alt sein werde. Von Otto Ernst

Ich bin von je der Ordnung Freund gewesen, und wenn das auch nicht so weit geht, daß ich mich tot im Wochenblättchen lesen möchte, so hab' ich es doch stets geliebt, mir obliegende Aufgaben rechtzeitig, d. h. ein gutes Stück vor dem gesetzten Schlußtermin zu erledigen. Wenn ich am 3. Januar verreisen will, so muß am 2. abends alles gepackt und für die Reise vorbereitet sein; wenn die Oper um acht Uhr anfängt, so sage ich meinen Damen: „Die Vorstellung beginnt um sechs!"; wenn ich an dem und dem Tage einen Vortrag halten soll, so muß er acht Tage vorher fertig daliegen; denn der Gedanke: ‚Vorwärts, vorwärts! Hüh, Schimmel, hüh!' der für gewisse Hippogryphen etwas Inspirierendes hat, würde den meinigen auf den Fleck festnageln wie ein Karussellpferd, würde mich selbst mit hundert heißen und kalten Fiebern überschütten, mich zum Nachtwandler machen, der im bloßen Hemd aus dem Fenster springt, oder auf irgendeine andere Manier zum Selbstmord treiben. Nichts ist mir so gründlich verhaßt wie Hast, und die Leute, die das Geizen mit Minuten so verstehen, daß sie sie immer vom letzten Ende der Zeit abschneiden müßten, erinnern mich stets an den Baron Münchhausen, der von dem Strick, an dem er sich vom Monde herabließ, das obere Ende abhieb, um es unten anzuknoten: sie kommen schnell herunter. Und so halt' ich es für geraten, mich jetzt schon mit meinem Alter vordenkend zu befassen, da ich meinem fünfzigsten Geburtstag entgegengehe und somit ungefähr das erste Drittel meines Lebens demnächst zurückgelegt haben dürfte.

Zu allen Zeiten habe ich auf die Frage, ob ich mein ganzes Leben, so wie es gewesen, von Anbeginn noch einmal leben möchte, mit einem heißhungrigen Ja geantwortet, immer in der Hoffnung, in dem Frager jemand gefunden zu haben, der die Sache machen könne. Denn ich bin mit einer einzigen ernsteren Ausnahme immer gesund gewesen und habe zu allen Entbehrungen, Sorgen, Kämpfen, Anfeindungen und Kränkungen, die mir natürlich nicht erspart geblieben sind, hundertmal soviel Glück empfangen, wie ich verdiene, und den weitaus größten Teil dieses Glückes schon bei der Geburt. Da ist es zu verstehen, daß ich den Vertrag mit dem Schicksal, der nun bald fünfzig Jahre läuft, ruhig und zwar zunächst um hundert Jahre verlängern würde, vorausgesetzt, daß der andere Kontrahent ehrlich verfährt und immer eine Mischung von wenigstens annähernd gleicher Qualität liefert. Ich sage „annähernd"; denn ich bin nicht so unvernünftig wie jene Schauspielerinnen, die mit hundertfünfzig Jahren noch das Käthchen von Heilbronn spielen wollen (das „Ostern, die nun verflossen, fünfzehn Jahre alt war"). Ich verlange nicht, daß ich mit anderthalb Zentennien noch übers Pferd springen könne, um so weniger, als ich schon in meinen Rekrutenzeiten in diesem Punkte nicht vordringlich war, erwarte nicht, daß mir nach einem Jahrhundert noch Söhne und Töchter geboren würden, so freudig ich sie willkommen heißen würde, nicht, daß man mich bei solchen Jahren noch einen dummen Jungen schimpfe, wie es jenem Siebzigjährigen widerfuhr, der auf einem Spaziergange ermüdete und zu dem sein Vater sagte: „Das hat man davon, wenn man solchen Lausbuben mitnimmt!", wodurch der Bengel sich so geschmeichelt fühlte, daß er wieder munter ausschreiten konnte. Mit unabänderlichen Tatsachen habe ich mich von jeher abzufinden gewußt; so sehe ich denn auch der Tatsache, daß Alter nicht Jugend sein kann und hundert weniger ist als zwanzig, ohne vorzeitiges Zittern ins Gesicht.

Ja, ich habe sogar einen ausgezeichneten, ganz selbstlosen und ehrlichgemeinten Grund, mir ein ziemlich hohes Alter zu wünschen. Der Tod hat für mich keine Schrecken, das habe ich schon 1892 festgestellt, als ich doch erst dreißig Jahre alt war und als in Hamburg die Cholera wütete und der Tod fast stündlich zweispännig an meinem Fenster vorüberjagte. Jeder Hamburger machte sich damals mit dem Gedanken vertraut: ‚Der nächste bist du.' Mir war daran immer nur eins furchtbar: der Jammer der Zurückbleibenden. Es gibt in meiner Umgebung ein paar Menschen, für die, mir verwunderlich genug, mein Dasein einen gewissen Gemütswert besitzt, und wenn ich mir deren Gefühle bei meinem etwaigen vorzeitigen Hinscheiden vorstelle, dann wird mir nicht gut ums Herz. Darum wünsche ich mir, daß ich in einem Alter von hinnen gehe, da die Herzen meiner Kinder längst in anderen Gemütsgründen fest verankert sind und sie mein Verschwinden nur noch mit einer leisen, ich möchte fast sagen: schönen Wehmut empfinden und da die Freunde sagen: „Nun, der alte Herr hat ja ein schönes Alter erreicht; einen Tod sind wir der Natur ja alle schuldig; er hat ja wenigstens etwas vom Leben gehabt" usw. und dann mit einem Aufatmen den Trauerzylinder rasch wieder in den Schrank stellen, um noch rechtzeitig zur Börse zu kommen. Ich will damit nicht sagen, daß man mich

möglichst unauffällig entfernen solle; ich möchte mit Beethovenscher Musik bestattet werden, für den Fall, daß man doch noch etwas hört (nur nicht mit Trauermärschen!) und mit vielen Syringen, für den Fall, daß man noch etwas riecht und sieht; ich möchte, daß der Tag meiner Bestattung, wenn auch nicht gerade ein Jubeltag, so doch ein Festtag sei, daß meine Gäste an jenem Tage einen extraguten Wein bekommen, und zwar auch die etwaigen Kritiker und Literaturprofessoren, die mir bei dieser Gelegenheit die erste Ehre erweisen. Nur Gemütserschütterungen möcht' ich vermieden sehen, soweit sie den Leidtragenden nicht angenehm sind; denn zu einem Mitleid mit dem Entschlafenen liegt wirklich kein Grund vor.

Wenn man mir das glaubt — und man darf es mir glauben — dann darf man mir auch glauben, daß mich das Alter nicht schreckt, sofern es Entsagung und Ergebung in das Unabänderliche ist. Soweit ich denken kann, hab' ich immer alle vier Jahreszeiten geliebt: den bunten Frühling, den goldnen Sommer, den roten Herbst und den silbernen Winter. Um mit dem Banalsten und Wichtigsten: mit der Ernährung zu beginnen: Wenn ich mit hundert Jahren keine Haselnüsse mehr knacken kann — je nun, man muß ja nicht Haselnüsse essen, und wenn ich keine Hummermayonnaise und keine getrüffelte Gänseleber mehr vertrage — nun, man muß nicht einmal die essen. Je älter ich werde, desto mehr verliere ich den Geschmack an Austern, Trüffeln und fünfzehngängigen Festdiners; aber in unauslöschbarem Glanze leuchten auf meiner Speisekarte die ewigen Delikatessen aus meiner Mutter Küche: Buchweizengrütze mit Milch, Fleischbrühe mit dickem Reis und Schwarzbrot mit frischer Butter, die ich noch mit hundertundfünfzig Jahren beißen zu können hoffe! Das könnte den Leser wenig interessieren, wenn die Buchweizengrütze nicht einen tieferen Sinn enthielte. Eine so weise Einrichtung ist nämlich das Alter, daß die Dinge, auf die es verzichten muß, ihm gewöhnlich nicht mehr sonderlich begehrenswert erscheinen. Genau so wie mit der Hummermayonnaise ist es nämlich mit dem Ruhm. Ich habe einmal den Satz geschrieben: „Der deutsche Dichter schreibt für eine Tafel, die man dereinst an seinem Hause befestigen soll und auf der geschrieben steht: Hier wohnte ein Dichter." Und nun hat es einen Mann Namens Lessing gegeben, der es nicht nur zu einer Tafel, sondern zu drei schönen Denkmälern gebracht hat. Aber nicht einmal soviel Liebe und Ehrfurcht fand sich für ihn, daß man in Berlin das Haus, in dem er gewohnt, vor dem Verkauf und Abbruch bewahren konnte, und so oft ich auch über den Gänsemarkt in Hamburg gehe, selten, höchst selten seh' ich vor seinem Monument einen Menschen stehen, der mit Andacht in das kraftklare, freiheitleuchtende Antlitz emporschaut; aber von Sperlingen beschmutzt wird es täglich. Und dergleichen sieht ein Hundertjähriger mit schwachen Augen deutlicher als ein Fünfzigjähriger mit vollkräftigen Augen, und ein Hundertundfünfzigjähriger sieht es noch deutlicher. Bei all meiner Jugend kann ich mir doch schon lebhaft das köstliche Gefühl jener Zeiten vorstellen, da einen der Lorbeer nur noch als Zutat zur Bratensauce interessiert und man sich still-vergnügt gesteht: Gegen Caruso kommst du doch nicht auf. Ich kann mir auch nicht denken — ich will ja keine Versprechungen machen — aber ich kann mir nicht denken, daß ich im hohen Alter noch aufs Schreiben erpicht sein werde; es sind dann so viele junge Leute da, die es besser können, daß man nur lästig fällt. Man hat behauptet, jeder gute Schriftsteller oder Dichter schreibe ein gutes Buch, das übrige sei Wiederholung und Abschwächung. Ich behaupte, das Buch, das man im tiefsten Innern trägt, schreibt man nie; es kommt allen Lockungen und Drohungen zum Trotze nicht zum Vorschein, und bis ins Letzte verstand ich jenen siebzigjährigen Dichter, der mir eines Tages sagte: „Da stehen meine sämtlichen Werke, fünfundzwanzig Bände; aber was ich eigentlich schreiben wollte, habe ich nicht geschrieben." Ein Ahnungsloser, der dabeistand, meinte: „Dann wird's aber Zeit."

Wie schön muß es sein, wenn man sämtliche Werke geschrieben hat! Ich saß zweimal mit Wilhelm Raabe beim Wein, einmal, als er noch schrieb, und einmal, als er die Feder für immer hingelegt hatte. Das zweitemal lag Abendsonne auf seiner Stirn. Stets hab' ich es verurteilt, wenn Menschen sich berechtigt hielten, das Leben tatenlos und pflichtenlos zu genießen; aber mit sechzig, siebzig Jahren (in meinem Falle mit hundert Jahren) sich sagen: Von jetzt ab geh' ich nur noch als Zuschauer ins Welttheater — das muß köstlich und muß erlaubt sein. „Nur als Zuschauer", das ist nun freilich sehr cum grano salis zu verstehen. Auch die bescheidenste Sinnenfreude wollte ich im Alter eher entbehren als Tätigkeit. Aber, wie schon Cicero in seinem Buch „De senectute" ausgeführt hat, der Begriff der Tätigkeit ist sehr dehnbar. Ich will nicht mehr verpflichtet sein, morgens um acht Uhr vor der Klasse zu stehen und Chemie zu unterrichten oder um zehn Uhr vormittags zu einer Bühnenprobe zu erscheinen oder morgens um vier Uhr zum Gewehrappell anzutreten; ich will schöne, stille, abendgoldne Bücher lesen, wie den Jean Paul oder die Wanderjahre oder dergleichen, will meine Blumen pflegen und meinen Enkeln — wenn dieses tiefe Glück mir blühen sollte — weise Lehren geben, die ich selbst in den Wind geschlagen habe, will auch Bäume pflanzen, physische und andere, für meine Nachkommen und will lebendig teilnehmen am Werden der Welt; aber ich will mich nicht mehr verzehren und zerreißen, wenigstens nicht nach einem Stundenplan. Ich will sogar

noch politische Zeitungen lesen. Da ich von jeher tief davon durchdrungen gewesen bin, daß politische Verhandlungen vollkommen ruhig, leidenschaftslos und würdevoll und unter strengster Vermeidung von Zornesausbrüchen, Schlägereien und Dolchstößen geführt werden sollen, so halte ich mich von der aktiven Politik seit langem fern. Ich eigne mich für die Politik wie eine Dynamitpatrone zum Nachtlicht und wäre als Politiker verbrannt und zersprungen wie ein überheizter Dampfkessel, in den man kein Wasser getan hat. Aber politische Zeitungen lese ich und werfe dabei noch gelegentlich Stühle und Tintenfässer gegen die Wand, was von meiner Frau nicht richtig gefunden wird, mir aber immer sehr gut bekommt und die tägliche Turnstunde ersetzt. Und politische Zeitungen werde ich auch lesen, wenn ich alt sein werde, und werde dabei lachen und lächeln; lachen, weil die alten Konstellationen immer wiederkehren und weil die Leute sich dabei so furchtbar aufregen und mit Tintenfässern werfen, lächeln, weil doch nichts vollkommen so wiederkehrt, wie es gewesen, sondern immer ein wenig anders und meistens ein wenig besser oder doch etwas weniger schlimm.

Ein neuerer Philosoph hat gesagt, der Sinn und das Glück des Lebens sei der Kampf. Das ist nicht richtig: Sinn und Glück des Lebens sind Kampf und Ruhe. Ruhe ist der Zweck des Kampfes, Kampf ist der Zweck der Ruhe.

> Unser Leben, Tag für Tag genommen,
> Ist ein töricht Fliehen vor der Ruhe
> Und ein reuevolles Wiederkommen.

Denn wenn dieser dauernde Wechsel einen Schlußpunkt hat, so muß er doch wohl Ruhe heißen. Gott ist die Ruhe. Und eine ewige Seligkeit könnt' ich mir wohl als ewige Ruhe seligsten Anschauens denken, nimmermehr als ewigen Kampf; das wäre schon ein psychologischer Unsinn. Unser Erdenleben jedenfalls strebt nach langem Kampf einer langen Ruhe zu. Eine jener Dichtungen ist unser Leben, die stille schließen. Die rüde Ästhetik unserer Zeit will Aufregung bis zum letzten Wort; sie weiß nicht, daß eine Dichtung natürlich, d. h. wie eine Welle verlaufen soll, aus der Ruhe kommend, aufsteigend zum Gipfel und wieder heimkehrend zur Ruhe.

Wie froh werde ich sein, wenn die Welle, die ich bin, sich zum Tale senkt, wenn mein Leben sich allgemach ebnet; ich bin nur gespannt, wann das eintreten wird. Ob schon mit dem hundertsten Jahre oder erst mit dem hundertundfünfzigsten. Dann wird mein Alter keine Last, sondern eine Entlastung sein. Wenn ich aber dann mit Gleichmut auf alle Dinge des Lebens schaue, dann werden auch meine Feinde ruhiger werden. Immer wohlwollender werden sie meiner gedenken: bei meinem siebzigsten, bei meinem achtzigsten, bei meinem neunzigsten Geburtstage, immer wohlwollender, und wenn ich an meinem hundertsten Geburtstage das „Allgemeine Ehrenzeichen“ erhalte, werden sie mir sogar gratulieren. Sie werden mich dann schon lange für unschädlich halten. Aber darin können sie sich täuschen. Wer den Tod nicht fürchtet, fürchtet auch die Menschen nicht, fürchtet sie aber um so weniger, je näher ihm der Tod ist. Mein hundertundfünfzigster Geburtstag kann in dieser Hinsicht merkwürdige Überraschungen bringen.

Sonst aber werde ich, wie ich zeitlebens ein friedlicher Mensch gewesen bin, ein noch friedlicherer Alter sein. O, ich hoffe aus tiefstem Herzen, daß ich kein grämlicher Alter sein werde, der die Jugend von sich scheucht, vielmehr, ich hoffe, daß sie gern mit mir hausen wird, wenn ich auch keine Bonbons in der Tasche habe. Immer milder, immer freundlicher soll uns das Leben machen. Daß sich bis jetzt noch Studenten, Primaner und Einjährige gern zu mir gesellen und den alten Herrn freudig bezahlen lassen, fällt hier nicht ins Gewicht; ich denke nicht daran, jetzt schon mit „jugendlicher Frische“ zu renommieren. Wenn die Jugend in unseren älteren Tagen von uns weicht, so liegt das, glaube ich, nicht selten daran, daß wir auf unser Alter zu hohe Ansprüche gründen. Es gibt schrecklich anspruchsvolle Alte, Tyrannen von Eltern, die die Jugend ihrer Kinder fressen, als wenn sie dadurch jung würden. Sie erinnern mich immer an jenen parodierten Ugolino, der im Hungerturm mit seinen Söhnen gefangen saß und sie endlich verzehrte, um sich ihnen zu erhalten. Man ist nicht notwendig ehrwürdig, weil man alt ist; man kann z. B. ein alter Halunke sein. Daß man vor einem grauen Haupte aufsteht, halt' ich für selbstverständlich; jedes in Ehren bestandene Leben ist eine Leistung, vor der man den Hut ziehen soll, und freudig spring' ich noch heute vom Stuhle auf, wenn es einem Älteren Platz zu machen gilt. Aber man soll sich nicht für eine Autorität halten, weil man graue Haare hat; man ist nicht notwendig weise, weil man alt ist. Der Ochse geht sein Leben lang auf die Weide und wird doch nie ein Botaniker. Autorität ist man immer nur durch seine Leistungen. Es gibt Alte, die durchaus herrschen wollen, ohne ein Recht dazu zu haben; der Ruf der Schwiegermütter, so ungerecht und läppisch seine Verallgemeinerung ist, ist nicht ohne Grund entstanden. Ein Witzbold sagte: „Meine Schwiegermutter ist eine Zahnradbahn; sie muß überall eingreifen.“ Überhaupt habe ich gefunden, daß mangelhafte Leute sich im Alter überraschend enthüllen. Solange der Mensch noch mitten im Lebenskampfe steht, solange er noch etwas werden will, tut er sich Gewalt an, nimmt er sich zusammen. Wenn aber der Höhepunkt des Lebens endgültig überschritten ist, so läßt er die Fesseln der Zwangskultur fallen (wie es Frühreife schon nach der Hochzeit tun), und es kommen

merkwürdige Qualitäten zum Vorschein. Guter Wein veredelt sich im Alter. Ich glaube, wir sollten uns so gegen die Jugend verhalten, daß Liebe, Ehrfurcht und Rücksicht gegen uns sich von selbst verstehen; wenn wir sie fordern müssen — ach, dann ist die Gelegenheit längst versäumt. Das wußte auch mein Vater. Ich hatte schon als Knabe zuweilen, wenn ich das Haus verließ, um zu irgendeiner jugendlichen Lust zu eilen, ein schlechtes Gewissen, hatte das Gefühl: Du solltest heute bei ihm bleiben und ihm Gesellschaft leisten, und ich wußte genau, daß er Verlangen danach empfand; aber niemals hätte er es auch nur mit einem Zucken der Wimper zu erkennen gegeben. Und eben deshalb waren Liebe und Ehrfurcht und — Rücksicht, soweit die selbstische Jugend ihrer fähig ist — gegen diesen Mann für mich das Selbstverständlichste auf der Welt.

Keine Meinung möchte ich denn auch weniger erwecken als die, daß ich die Art einer gewissen modernen Jugend, dem Alter den Bart zu zupfen, unübertrefflich schön fände. Man ist nicht notwendig begabt, weil man frech ist, das wird heute so gern vergessen. Es gibt eine köstliche Frechheit des jugendlichen Genies, ich möchte sie mit einem Wort von Goethe „Gemsenfreche" nennen. Es ist naturnotwendiger Trieb der Gemse, die höchsten und schroffsten Spitzen verwegen zu erklimmen, und sie vergißt sich dabei; sie riskiert sich selbst dabei; sie tut es nicht, um sich bemerkbar zu machen. Eine gewisse Jugend betrachtet das Alter gern als etwas lediglich Negatives, als Nicht-Jugend, Nicht-Kraft und sonst nichts. O, das Alter der Guten und Klugen ist etwas sehr Positives, ist eine andere, ist eine neue Kraft. Das Alter ist nicht immer Erblindung, sondern manchmal auch eine neue Art zu schauen, nicht immer Lahmheit, sondern manchmal auch eine ruhigere, festere Art zu gehen, nicht immer Taubheit, sondern manchmal auch eine mehr innere Art zu hören. Jugend ist Hoffnung, die immer nach oben drängt wie ein Luftballon, und das macht ihr oft mehr Vergnügen als der Welt; ihr Gleichgewicht, wenn sie eins hat, ist labil; Alter ist ein wohlgehäufter Schatz, der am Grunde der Seele liegt und ihr das stabile Gleichgewicht gibt, das die langen, stillen, schweren und großen Arbeiten brauchen. Jugend pocht auf ihr Herz und freut sich ihrer Leidenschaft und mit Recht. Aber Herz und Leidenschaft tragen seltsam verschiedene Gestalten. Nicht nur der springende, tobende Gebirgsbach, auch der stillfließende Strom, der große Lasten trägt, kommt aus dem Herzen der Berge. Auch ein Kant hat das große Herz und die große Leidenschaft des großen Denkers; aber er findet die Lösung seiner Probleme nicht durch Sprudeln und Schäumen. Besonders beim Gesetzemachen sind die alten Herren mit latenter Leidenschaft mitunter recht verwendbar; die Jugend weiß zwar, wie es sein soll; das Alter aber weiß, wie es ist und daß es meistens — ganz anders ist. Mit alledem will ich nur sagen, daß eine gewisse Hochachtung und Freundlichkeit der Jugend gegen das Alter nicht immer ganz unbegründet ist, und ich sage das schon jetzt, damit ich mich, wenn ich dereinst mich den reiferen Jahren nähere, auf meine eigene Sentenz berufen kann.

Anderseits wird meine Freundlichkeit gegen die Jugend nicht soweit gehen, daß ich ihr alles hingebe bis auf das Hungertuch.

> Wer seinen Kindern gibt das Brot
> Und leidet endlich selber Not,
> Den schlag' man mit der Keule tot.

Ich bin überzeugt, daß unsere Kinder ihren Eltern freudig helfen würden; aber ich will das Beste, das ich mir errungen, das Gefühl der Unabhängigkeit, niemals wieder missen bis ans Ende. Alten Leuten droht als furchtbarste Gefahr das Laster des Geizes. Der alternde Mensch erkennt mehr und mehr, daß die immerhin sicherste Schutzwaffe gegen alle Unbilden, die dem Greise drohen, das Geld ist, und mit ängstlicher Sorgfalt verschanzt er sich in seinem Besitz als in einer Burg des Alters und zieht die Zugbrücke auf. Auch ich werde einst geizig werden, aber nur, soweit es der Marktpreis der Buchweizengrütze erforderlich macht. Wenn ich das Unglück hätte, daß meine Kinder „ihr Gut umbrächten mit Prassen", so würde ein Tag mich hart wie Felsen finden, der Tag, da mein Besitz das Maß erreicht hätte, dessen Philemon und Baucis zu sorgenlosem Glück bedurften. Das ist die große Lehre meiner Kindheit, daß man bei trocknem Brot und kalten Kartoffeln überglücklich sein kann, und das ist die große Lehre meines Mannesalters, daß die Sorge ums Brot nicht nur das Glück, sondern den Menschen erwürgt. Als Kind überließ ich lachend und nichtsahnend alle Sorge meinen Eltern; als junger Mann sah ich ihr so nahe ins Gesicht, daß ich jede ihrer Runzeln kannte wie das Alphabet — und nie hoff' ich sie wiederzusehen.

Gegen ein Alter bei Buchweizengrütze und Reis — er muß nur richtig gekocht sein — habe ich schon um deswillen nichts einzuwenden, weil besonders hohe Lebensalter ganz vorwiegend von Personen in dürftigen Lebensumständen erreicht wurden. So wurde z. B. die Französin Marie Piou, eine ganz einfache Frau, hundertundachtundfünfzig Jahre alt. Was Marie Piou konnte, kann aber meine Frau erst recht; sie sieht ganz danach aus, daß sie mich überleben werde. Indessen wünsche ich es ihr aus den angeführten Gründen nicht. Auch wächst ja mit dem Alter zweier Gatten die Wahrscheinlichkeit, daß sie an einem Tage als siamesische Zwillinge sterben. Und in der Tat: des Philemon und der Baucis Los dünkt mich beneidenswert, nicht weil sie zu

Tempelhütern gemacht werden — dazu eigne wenigstens ich mich nicht — aber weil sie im hohen Alter noch Gastfreundschaft erweisen können und weil sie zu gleicher Zeit in Bäume verwandelt werden.

„Euch, ihr Bäume,
Acht' ich des Schöpfers
Göttlichste Kinder.
Ihr wart vor uns Lebenden,
Und eure Kronen bewahren
Vergangenes in rätselvoller Sprache —
Ihr werdet nach uns sein,
Und euer Innres
Hegt Keime der Zukunft
In ernstem Schweigen.
Und unbekümmert
Um Vergangenes und Künftiges,
Spendet ihr, Wissende,
Frucht und Schatten,
Duft und Schönheit.
In schweigender Hoheit
Wachst ihr empor
Über der Menge Geschrei und Gewühl,
Und überhebt euch nicht,
Neigt euch milde
Zu den Menschen
Und blickt fromm
Zu nächtlichen Sternen ..."

Darum möcht' ich, daß wir Bäume würden wie Philemon und Baucis:

„Während um beider Gesicht schon wuchs in die Höhe der Wipfel,
Wechselten Worte sie noch, solange sie konnten, und sprachen
Beide zugleich: ‚Leb' wohl, o Gemahl!' und verdeckt vom Gezweige
Ward gleichzeitig ihr Mund ..."

Dann würde ich auch endlich einmal empfinden, wie es tut, wenn man ein Blatt vor dem Mund hat.

Damit soll nun beileibe nicht gesagt sein, daß ich viel und bis zum letzten Atemzuge reden wolle. Ich hoffe, daß der Altersfehler der Geschwätzigkeit mir ziemlich fern liege; ich besitze jenes köstliche norddeutsche Talent, von Hamburg nach Konstantinopel zu fahren, ohne mit meinem Abteilgenossen auch nur ein Wort zu reden. Meine Frau und meine Freunde schelten mich zuweilen ob meiner Schweigsamkeit. Sie können freilich nicht wissen, daß ich mich vorzüglich mit ihnen unterhalte, wenn sie nur in meiner Nähe, ja selbst, wenn sie mir fern sind. Ich weiß da eine herrliche Geschichte, die mir einmal ein Freund erzählt hat. In einer Amsterdamer Weinstube — die Holländer können prachtvoll schweigen — verkehrte Tag um Tag und Jahr um Jahr ein Mann, der sich stets an denselben Tisch setzte und wortlos seinen Wein trank. Eines Tages tauchte ein neuer Gast auf, setzte sich an den benachbarten Tisch, trank seinen Wein und schwieg. Das ging so an die fünf Jahre, und nie tauschten die beiden Gäste ein Wort miteinander. Eines Tages aber blieb der neue Gast aus; er erschien auch am folgenden Tage nicht und auch nicht am nächstfolgenden. Da fragte der ältere Gast das Schenkmädchen, warum der andere nicht mehr komme. „Er ist gestorben," sagte das Mädchen. „Gestorben?" wiederholte der Alte ergriffen. „Schade! Das war mein bester Freund."

Ich habe Freunde, die diese Geschichte nicht verstehen wollen, und mir erscheint sie doch so leicht verständlich. Auch von Wilhelm Raabe wird erzählt, daß er täglich seinen abendlichen Rotspon mit einem lieben Freunde getrunken habe; ihre hörbare Unterhaltung aber habe sich darauf beschränkt, daß sie beim Auseinandergehen gewichtig und bedeutungsschwer gesprochen hätten: „Ja, ja, so ist es." Und wer hätte ohne Rührung gelesen, was Jakob Grimm nach dem Tode seines Bruders erzählt: „Wie freute mich innig, im Tiergarten auf meinen Bruder, wenn er plötzlich von der andern Seite herkam, zu stoßen, nickend und *schweigend* gingen wir nebeneinander vorüber, das kann nun nicht mehr geschehen." Es gibt Demosthenesse des Schweigens, und wenn ich mit meiner Frau oder mit einem Freunde durch das Val Bregaglia oder durch deutschen Wald oder den Meeresstrand von Sylt entlangwandere und wir schweigen, so sagen wir einander mehr, als wenn wir schwatzten.

Wenn mich aber das Mißgeschick treffen sollte, im Alter ein Schwätzer zu werden, so möge ich wenigstens vor dem Einen, Entsetzlichen bewahrt bleiben, ein Klugschwätzer über Liebe und Liebesleidenschaft zu werden. Ich muß immer so heftig, so grundherzlich lächeln, wenn ältere Damen und Herren so objektiv von der Liebe reden, wie es Cicero mit zweiundsechzig Jahren getan. Er schiebt ja freilich den älteren Cato vor und benutzt ihn als Sprachrohr, vielleicht in der richtigen Empfindung, daß dessen Resignation dem Leser glaubhafter erscheinen werde; aber auch was Cato den Älteren anlangt, bin ich der unerschütterlichen Überzeugung, daß er in jüngeren Jahren über die Frauen wesentlich freundlicher dachte als über Karthago. Wenn solch alte Herren oder Damen „von der Liebe reden", dann reden sie nicht „wie einst im Mai". Und das find' ich nicht hübsch. Sehr richtig find' ich es, wenn man über Dinge des Staatswohls nicht Gelbschnäbel mitreden läßt, die noch keine Erfahrung besitzen. Aber billigerweise sollte man über Fragen der Liebe auch nicht erloschene Herzen mitreden lassen, die keine Erfahrung *mehr* besitzen. Natürlich will ich damit nicht sagen, daß die einschlägigen Gesetze von Primanern und Backfischen in der Tanzstunde gemacht werden sollten, das würde ja am Ende auch nicht die richtige Perspektive ergeben; aber von solchen sollten sie gemacht werden, die noch „Triebe des Herzens kennen" und die wissen, daß es Liebe ist,

„was hier so brennt". Noch viel weniger aber will ich sagen, daß alte Herzen nicht mehr glühen dürften; ich fühle mich nicht befugt, dem Feuer eine Grenze zu setzen. Vielmehr: eine gute Kohle brennt ohne Schlacke bis auf den letzten Rest, und wenn ich nicht das geringste gegen eine Ninon de Lenclos einzuwenden habe, so hätte ich noch weniger gegen einen entsprechenden Ninos einzuwenden. Nur soll er sich nicht törichten Einbildungen hingeben. Eine meiner Töchter fand es vor kurzem „himmlisch", daß meine Haare an den Schläfen grau würden. Ein andrer hätte seinem Töchterchen in der Freude des Herzens tausend Pfund Schokolade geschenkt; ich habe nichts dergleichen getan. Und als mir kürzlich ein engelschönes Mädchen, um mir eine Freude zu machen, sein Bild schickte, da empfand ich das als eine ungewollte Grausamkeit. Wenn ich also eingangs mit weiser und vergnügter Resignation renommierte, so muß ich eine Ausnahme statuieren: die Liebe. Es wird mir nicht leicht werden, wenn ich mit hundert oder sagen wir: mit hundertundzwanzig resp. hundertundvierzig, eventuell hundertundfünfzig Jahren mein Herz langsam erkalten fühle; aber zweierlei versichere ich euch an Eidesstatt: Erstens: Ich werde kein Tithon sein, der die rosenfingrige Eos mit Liebesbeteurungen behelligt. Frau Morgenröte sperrte bekanntlich ihren unsterblichen Geliebten, als er alt geworden war, in einen Käfig, setzte ihm jeden Morgen sein Quantum Ambrosia vor wie einem Kanarienvogel und strebte dann in den Tag hinein ihrem Vergnügen nach, um erst am andern Morgen zurückzukehren. Diese Unsterblichkeit reizt mich nicht. Und ganz vor allem versichere ich euch zweitens: Ich werde, wenn ich alt bin, keine grau-melierten Abhandlungen über die Liebe von mir geben.

Eine Liebe — das weiß ich schon jetzt — wird aber bis zu meinem Ende nicht aufhören, sondern unaufhörlich wachsen, die Liebe zur großen Mutter, von der ich gekommen bin und zu der ich zurückkehre. Wenn wir lange in der Fremde leben müssen, so kommt eine Zeit, da das Heimweh verstummt, da unser Herz — weil es doch nicht immer bluten, nicht immer weinen und sich sehnen kann — in eine Ruhe der Abstumpfung versinkt. Wenn aber dann die Heimkehr winkt und wir die Tage zählen bis zum Wiederfinden, dann kommt das Heimweh wieder; aber aus dem quälenden Heimweh ist ein seliges Heimweh geworden. So geht es dem Menschen mit dem großen Heimatland und Mutterschoß der Natur. Auf der Höhe des Lebens vergißt er sie; aber je älter er wird, desto inniger versenkt er den Blick in ihre Augen, und mit jedem Jahre dünkt ihn der Frühling schöner, weil dem Hinsinkenden nichts erquicklicher ist als ein ewiges Wiederauferstehn. So mag denn wohl spät und zuletzt eine Zeit kommen, da bei aller Liebe zu diesem Dasein mein größeres und besseres Teil schon in einem neuen Leben wandelt und nur mein geringeres und schlechteres noch in dieses Leibes Zelle wohnt, und ein allerletzter Tag, da ich „alt und des Lebens satt", wie es so schön von jenem Erzvater heißt, lächelnd das Haupt zurücklege ins weiche, grüne Moos, ein Tag, da ich schon fühle, daß ich in dieser Welt von neuem mitsingen werde in einem Vogel, mitblühen in einer Blume, mitgrünen in einem Halm. Oder mitkriechen in einem armen Wurm. Aber auch dem Wurm ist Wollust gegeben und sicherlich zu aller Wollust und allem Leiden das Glück, sterben zu dürfen und wieder neu zu erblühen.

Auferstehn,
Ja auferstehn wirst du, mein Staub,
Nach kurzer Ruh.
Unsterblich Leben
Wird, der dich schuf, dir geben.
Halleluja, halleluja!

Gute und kluge Menschen, denen nicht geworden ist, in einem großen Betriebe an führender Stelle zu stehen, erheben und begeistern sich an dem Gedanken, daß sie mitwirken an einem gewaltigen, gemeinsamen Werke. In der großen Werkstatt der Welt stehen wir alle nur an bescheidener Stelle: Sesostris und Cäsar und Napoleon und Goethe und Beethoven und alle wir andern (wir ganz andern!) — alle nur an bescheidener Stelle. Aber ein Wissen darf uns alle erheben und beseligen: Daß wir Glieder sind eines Gemeinwesens von unermessener Schönheit, Größe und Herrlichkeit.

So affenjung ich bin — mir ahnt schon jetzt von solchen letzten Dingen. Und je klarer die kommenden Dinge werden, desto mehr verblassen die vergangenen. Und so werden auch sie — o seltsam! — mit jedem Tage schöner. Immer zarter, immer luftiger werden die Gemälde der Erinnerung; mehr und mehr verlieren sie alles Stoffliche, zuletzt sind sie nur noch Schleier, nur noch Düfte, die wir lächelnd einsaugen, kaum noch wissend, woher sie kommen, und was einst ein wilder Tag war, ist heute nur noch ein rosiger Hauch:

ist mir mîn leben getroumet oder ist ez wâr?

Und so macht uns das Leben immer milder und freundlicher. Was war es doch, worüber ich mich an einem Tag wie heute vor — ja, vor dreißig Jahren mag es gewesen sein — so heftig erregte? Ja, richtig: ein Freund unseres Hauses, ein von mir herzlich verehrter Mann, kandidierte für den Reichstag, und ein Gegner warf ihm ohne jeden Anlaß, aus purer Gehässigkeit, vor, er wolle sich nur von den Agitationsgeldern mästen, er, der redlichste und magerste Mann der Welt! Nicht wahr, dergleichen ist häßlich, ist niedrig, ist eine Frechheit, ein Bubenstück — sollte man da nun nicht — o gewiß sollte man — wo ist mein Spazierstock — wo ist — — —!

O Pardon!

Das Schulgebäude der Bildungsanstalt Jaques-Dalcroze in Hellerau bei Dresden

Jaques-Dalcroze und Hellerau

Die Schulfeste der Bildungsanstalt Jaques-Dalcroze in Hellerau bei Dresden sind vorüber. Sie haben ein kleines Tintenmeer in Aufruhr versetzt. Flammende Begeisterung und kühle Ablehnung gab's, viel kluge und viel beschränkte Worte wurden laut. Es haben sich unter den Künstlern und in den ihnen nahestehenden Kreisen zwei Parteien gebildet: Für und wider Jaques-Dalcroze. Fast wie einstmals bei Richard Wagner, wie in den letzten Jahren bei Richard Strauß. Aus dem Jubel der alten und der neugewonnenen Anhänger über das Gesehene und Erlebte, aus den eifrigen Protesten der Beckmesser gegen den „neuesten Sensationsbluff" konnte das große Publikum aber kaum ersehen, um was es sich bei Jaques-Dalcroze und seiner neuen Bildungsanstalt in Hellerau eigentlich handelt. Um eine Ballettschule à la Duncan? Um ein Konservatorium? Um ein Landerziehungsheim? Um ein Wiederaufleben hellenischer gymnischer Spiele? Wie sind die prunkvollen Worte zu verstehen, die Jaques-Dalcroze bei der Gründung seiner Bildungsanstalt gesprochen haben soll: „In Berlin oder einer andern Großstadt werde ich nur eine Musikschule machen, in Hellerau werde ich den Rhythmus zur Höhe einer sozialen Institution erheben können."

Was ist der großen Majorität der Rhythmus? Nur die leidige Erinnerung an eine bleichsüchtige Klavierlehrerin, die an schläfrigen Nachmittagen beim zwangsweisen Studium der Clementisonaten „Ei-ne, zwei-e, drei-e" zählte. Oder die Erinnerung an den Unteroffizier, der den Einjährigen beim langsamen Schritt anbrüllte: „Eins — und zwei! Eins — und zwei!" Oder an den Knabenschinder der Homerjahre mit ihrem seufzerreichen Hexameter-Geklapper: — ◡◡ — ◡◡ — ◡◡ — ◡◡ — ◡◡ — ◡. In wessen Dasein außer in dem des Musikanten und der Ballettratte hat der Rhythmus sonst etwas zu bedeuten?

Bisher nichts.

Aber die Schulfeste in Hellerau (und vorher schon die Gastspiele von Jaques-Dalcroze in einer Anzahl größerer Städte) haben vielen Tausenden in der rhythmischen Gymnastik eine ganz neue Welt von Schönheit und Harmonie erschlossen und haben ihnen gezeigt: was sie bisher entbehrt hatten, ohne es zu wissen. Und unter diesen neugewonnenen Anhängern befinden sich neben hervorragenden Musikern und Ästheten, Dramatikern, Malern und Bildhauern auch ernst zu nehmende Pädagogen.

Selbst die fanatischen Gegner, die Jaques-Dalcroze gefunden hat — sie ziehen übrigens hauptsächlich gegen die amerikanische Reklame zu Felde, die von der Erwerbsgesellschaft Hellerau aus geschäftlichen Gründen betrieben werde — auch sie verschließen sich der Erkenntnis nicht,

daß die Methode dieses Genfer Musikers tiefgehende Anregungen für das gesamte musikalische Ausbildungswesen zu geben imstande ist.

Die historisch gerichteten Kunstfreunde aber entsinnen sich in dieser Zeit des Wortes eines der größten Tonmeister, die das Konzertpodium und das Operndirigentenpult je gesehen, des Wortes von Hans von Bülow: „Im Anfang war der Rhythmus!“

⌘ ⌘ ⌘

Jaques=Dalcroze stammt aus der französischen Schweiz. Er ist weiteren Kreisen als feinsinniger Komponist schon längst bekannt. Wunderhübsche Kinderlieder hat er geschrieben — Kinderlieder mit frischklingenden Melodien, moderner Harmonisierung und pikantem Rhythmus — Kinderlieder, die das Herz derer jung machen, die sie vortragen hören, und munter und beweglich die Füßchen und Händchen derer, die sie singen. Denn fast all diese früheren Kompositionen des Genfers fordern die kleinen Sänger dazu heraus, bei ihrem Vortrag zu tanzen, zu marschieren, in die Hände zu klatschen.

Als Jaques=Dalcroze in seiner Heimat, dem Lande der pädagogischen Köpfe, mit seinen Bestrebungen begann, durch seine Schüler den geistigen Inhalt und die künstlerische Form der Musik, und zwar nicht nur der Tanzmusik, körperlich=plastisch zum Ausdruck bringen zu lassen, wurde er belächelt. Die ernsten Genfer, die auf ihren einzigen hervorragenden Komponisten bisher stolz gewesen waren, zogen sich achselzuckend von ihm zurück. Es gefiel ihnen an der neuen Ausbildungsrichtung vor allem das eine nicht: daß die Schüler die rhythmischen Übungen bloßfüßig vornahmen, Knaben und Mädchen, Jünglinge und junge Damen gleichermaßen in einer Art schwarzen Badetrikots. Gleichzeitig auftretende Tanzreformatorinnen — ob zwar ihre einzige Ähnlichkeit in der Forderung der Schuh= und Strumpflosigkeit bestand — brachten bei flüchtig sehenden Beurteilern die Schule Jaques=Dalcroze in Mißkredit. Auf seinen Werbefahrten durch die beiden deutschen Nachbarreiche gelang es ihm dann, rascher als in Genf, verstanden zu werden. Bei der Vorführung seiner Schüler und Schülerinnen sah man Knirpse von fünf, sechs Jahren, die rhythmische Aufgaben zu lösen wußten, deren Bewältigung auch taktfesten Militärkapellmeistern Schwierigkeiten bereiten würde. Man staunte darüber, wie hoch in diesen musikalisch noch kaum geweckten Menschlein der rhythmische Sinn entwickelt war: sie konnten gleichzeitig links Dreivierteltakt, rechts Viervierteltakt schlagen. Eine vorzügliche Vorbereitung für jeden Musikschüler — aber auch für alle Kinder, die weder für Klavier noch für Geige Talent haben, denn sie werden die Rhythmik bei Spiel und Tanz, bei Gesang und Deklamation, beim Sport und beim Exerzieren gleich gut brauchen können. Und dann kamen die verblüffenden rhythmischen Gruppenübungen der vorgeschrittenen Schüler, die Mädchentänze und Rundreigen, die mit der bisherigen Ballettkunst auch nicht die geringste Ähnlichkeit besaßen, sondern ganz neue Möglichkeiten des musikalischen Ausdrucks, der musikalischen und dramatischen Darstellung erschlossen. Sie zeigten, daß die Methode Jaques=Dalcroze berufen ist, künftighin als Grundlage der Ausbildung für jeden Sänger und Schauspieler angesehen zu werden. Aber über alledem steht noch eins, das sich nicht so nüchtern als Ergebnis registrieren läßt. Es ist die Gewißheit: k e i n e r der Zuschauer verließ je den Vortragssaal von Jaques=Dalcroze ohne das wehmütige Bedauern, nicht selbst noch Kind zu sein und an diesen Übungen teilnehmen zu dürfen!

⌘ ⌘ ⌘

Ein wundervoller Sommerabend. In flinken Autos, in Coaches und Equipagen kommt eine festlich gekleidete Gesellschaft von Dresden her auf die wald= und wiesenreiche Hochebene von Hellerau. Da liegen mitten im Grün die schmucken Gebäude der Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst, eine stattliche Anzahl künstlerisch entworfener Landhäuser und, die Anhöhe beherrschend, die neuen Baulichkeiten der Bildungsanstalt: schlicht, zweckmäßig, gradlinig, rotbedacht, von Gärtchen umrahmt. Am Werden dieser Gartenstadt haben natürlich alle Künstler mitgeholfen, die den „Werkstätten“ nahestehn. Richard Riemerschmid hat den Plan von Hellerau entworfen, hat für die gute landschaftliche

Eingliederung all der behäbigen Häuslein gesorgt. Mit spitzgiebligen, grünumbuschten Landhäusern für Künstler und Geistesarbeiter, mit schlichten, wie aus der Scholle gewordenen Kleinbauten für die Kolonisten der „Werkstätten" sind Hermann Muthesius, Heinrich Tessenow, Theodor Fischer, Heinrich Tscharmann, Oswin Hempel, Fritz Schumacher, German Bestelmeyer vertreten. Was die weise Theorie der deutschen Städtebauer und ihrer baupolizeilichen Gesetze, was jahrzehntelange Ausschußdebatten der Stadtväter sämtlicher deutschen Großstädte nicht fördern konnten, der tüchtige Geschäftssinn der „Werkstätten" und die Arbeit ihrer künstlerischen Berater haben hier scheinbar spielend das Neuland geschaffen, nach dem die Sehnsucht in jedem Stadtmenschenherzen wohnt. Die erste wirkliche deutsche Gartenstadt ist da. Sie ist kein frommer Wunsch mehr, keine Riesen-einöde mit „baureifem, gutgeschnittenem" Spekulationsterrain, sie ist keine rasch zusammengeschweißte „Wohnidylle-G. m. b. H.", wie sie fixe Spekulanten in jedem abgelegenen Sandloch gründen möchten, heute, wo „Stille gefragt" ist. Nein, Hellerau ist schon jetzt die Erfüllung dessen, was vielen, vielen Tausenden großstadtmüder, gebildeter Menschen vorgeschwebt hat. Deutsche Künstler haben es geschaffen — ohne daß banausische Bierbankpolitiker, engherzige Paragraphenmenschen, kunstfremdes Maurerpoliertertum und windiges Spekulationsgesindel ihre Hand im Spiel haben konnten. Im Abendfrieden steht man auf dem weiten Gartenhof der Bildungsanstalt von Hellerau, sieht sich tiefaufatmend um, freut sich all der schlichten Schönheit und natürlichen Harmonie und hört es von allen neuen Ankömmlingen wieder und wieder aussprechen: in keinen anderen Verband hätte die neue Schule sich ebensogut eingliedern können wie in diese anmutige Siedelung. Das hoch über seine Umgebung emporragende Schulgebäude mit dem großen Festsaal, überraschend gut verträglich mit den sonnigen Landhäusern trotz der griechischen Säulengliederung, hat Heinrich Tessenow gebaut. Steht man vor Beginn der Schulfeste auf dem kleinen Vorplatz, so überblickt man weithinaus die Dresdener Heide — wie vom Bühnenweihfestspielhaus zu Bayreuth das Frankental. Für die festliche Stimmung des Gastes ein gutklingender Auftakt. Noch weicher und zarter wirkt das Bild, tritt man in der Pause zwischen die Pilaster, um den lauen Sommerabend zu genießen. Die Schleier der Dämmerung liegen über der Gartenstadt, lustig schaukeln sich im sanften Südwind die melonenfarbenen Lampions, die in den Gartenhallen des Schulhofes brennen. Und groß und gemütlich kommt der ebenso melonenfarbene Mond am dunstigen Nachthimmel heraufgezogen. Ein Beleuchtungseffekt so verblüffend einfach und eindrucksvoll, daß er vom Schöpfer des Festsaales stammen könnte.

Dieser Festsaal gleicht keinem Theatersaal, sondern er ist eine Art Aula. Treten wir ein, so umfängt uns volles Tageslicht, auch wenn die Sonne draußen längst im Scheiden liegt. Eine Lichtquelle ist aber nirgends zu entdecken: die elektrische Beleuchtung ist hinter der hellen Leinwandbekleidung der Wände und der Decke angebracht. Die Zuschauerbänke steigen steil an. Der Vorführungsraum ist von ihnen nur durch das versenkte Orchester in der Mitte des Saales geschieden. Einen Vorhang gibt es nicht. Auch keine richtigen Kulissen. Verstellbare Wände in grauem Ton und eine große, breite, verstellbare Treppenanlage im Hintergrund geben die unbeschränkte Möglichkeit für Neugliederungen des Raumes. Links und rechts von der Orchesterversenkung lassen sich die Schüler und Schülerinnen, die augenblicklich nicht beschäftigt sind, den Kimono über dem schwarzen Rumpftrikot, auf der nackten Erde nieder und schauen zu.

Ein Flügel wird für die ersten rhythmischen Übungen hereingerollt. E. Jaques-Dalcroze, der kurze, etwas dickliche, eher bajuvarisch als französisch anmutende Schulleiter, nimmt Platz und spielt, und die ersten kleinen Knirpse, Mädel und Buben, kommen herein. Neben vielen kleinen Pensionären der Bildungsanstalt befinden sich unter dieser Schar die Kinder der Landhausbesitzer von Hellerau und der Arbeiterkolonie der „Werkstätten". Es gibt aber keine Vorstellung, sondern wir werden Zeuge einer anregenden Unterrichtsstunde. Nicht alles gelingt gleich gut, denn in der Mehrzahl bestehen die Aufgaben,

„Empor!"

Schlußgruppe einer Tanzszene nach der rhythmischen Gymnastiklehre von Jaques=Dalcroze
(Nach einer Photographie von F. Boissonnas in Genf)

die der Lehrer stellt, aus Improvisationen. Eintrichtern und einpauken für Paradezwecke lassen die sich nicht. Außerordentliche Gehörbildung und feinstes rhythmisches Gefühl müssen schon vorhanden sein, um die Aufgaben zu erfüllen.

Ein kleines Spiel etwa: Kutscher und Pferdchen. Die Musik spielt im Sechsachteltakt, den die als Pferdchen gelenkten Kinder, wie Pferdchen trabend, mit ihren nackten Füßchen auf dem ersten und vierten Achtel markieren; der sie lenkende Kutscher aber, ein etwas älterer Schüler, behandelt den Sechsachteltakt wie Dreiviertel und markiert den Takt auf eins, drei und fünf. Lustig hüpft und trabt das über die Bühne. Neue Variationen werden am Klavier ersonnen und sofort improvisiert. Diese Kleinen hier werden im Zweivierteltakt marschieren und dazu mit der Hand Triolen taktieren. Diese andern werden die linke von der rechten Körperhälfte gewissermaßen rhythmisch trennen: sie werden links Dreivierteltakt, rechts halbe Noten taktieren. Wer es zu Hause nachahmt, ohne daß ihm Jaques-Dalcroze, mit den einfachsten Aufgaben beginnend, den rhythmischen Sinn allmählich geweckt hat, kann in die größte Verzweiflung geraten. Man stelle sich hin und beginne...

Aber diese Aufgaben sind natürlich nicht Selbstzweck, sondern nur Vorschule.

Die Vorgeschrittenen treten auf und beweisen uns, daß sich ihnen jede musikalische Wendung bildhaft und plastisch einprägt, daß sie jede Melodie sofort körperlich-rhythmisch wiederzugeben wissen. Durch Schritte, durch Gesten. Und es liegt in der Wahl ihrer Schrittart, im Ausdruck ihrer Bewegungen, in der Sprache ihres Körpers schon die Vermittlung des geistigen Gehalts der gehörten Töne. Frage, Mitleid, Freude, Trauer, Schmerz, Jubel, Entsetzen, Haß, Zärtlichkeit, Trotz — die ganze Skala des Empfindens beherrschen diese jungen Glieder, diese jungen Körper. Eine wunderbare Leichtigkeit strömt von allen Vorführungen aus. Es gibt keine unfolgsamen Glieder, keine Körperlichkeit mehr, keine Erdenschwere. Alles ist leichtbeschwingter Rhythmus geworden.

Und dieses erdentrückte, ganz Anmut, ganz künstlerische Form und geistige Schönheit gewordene Spiel läßt jeden Zuhörer, jeden Zuschauer, sofern er nicht von den rohesten Instinkten geleitet ist, aller „pikanten" Nebenerörterungen vergessen. Diese knappen, schwarzen Rumpftrikots haben nichts mehr, was an Bekleidung, an Verhüllung oder gar an Enthüllung erinnern könnte. Man folgt nur der Musik der schlanken Glieder. Es ist gar nicht denkbar, diese klassisch-edel schreitenden Gestalten anders als mit reinen Augen anzusehen.

Wenn eine neue Aufgabe, die Jaques-Dalcroze seinen Scharen stellt, dramatische Wirkungen erheischt, so streift sie doch niemals das alte, sinnlose Ballett. Der Tanz der Dalcroze-Schüler ist keine Taubstummensprache — ihre Körper, ihre Glieder, ihre Mienen, ihre Gesten wissen alles zu sagen, was die Musik spielt.

„Hinauf!" heißt solch eine Aufgabe. „Aufblühen!" eine andere. „Wo ist das Glück?" oder „Erwachen zum Licht".

Meisterhaft bewegte Gruppen huschen im Halbdunkel, im Lichtmeer oder im geheimnisvollen Zwielicht an uns vorüber, oder sie kauern im Finstern am Boden und erwachen allmählich mit dem Licht, durchleben alle Steigerungen des Tonstückes in rhythmischer Deutlichkeit, reißen uns mit fort bis zu dithyrambischen Jubel — oder sie stellen das Zagen, das Verzagen, das Resignieren dar — ein jedes in seiner persönlichen reichen Ausdrucksfähigkeit, kein Regiedrill. Keine Meiningerei, auch keine Reinhardtschule ist dabei denkbar, Individualität sind sie alle geblieben, trotz der präzisen Befolgung aller rhythmischen Gesetze.

Wenn die das Glück suchenden Scharen rastlos durcheinanderirren, ertönt irgendwoher aus dem Licht da droben eine hell vokalisierende Stimme. Alles wendet sich ihr zu, und der Ruf wird aufgenommen. Doch die Stimme antwortet nicht mehr, und die Genarrten irren weiter, jagen weiter, bis die Lockung von draußen sie abermals und abermals aufhorchen läßt.

Die Rachegeister verfolgen den Missetäter — sie umkreisen ihn, er entrinnt, immer von neuem heften sie sich an seine Fersen — eine grausame, aufregende Hetzjagd — bis er zuletzt keinen Ausweg mehr sieht und die ganze Schar mit erhobenen Fäusten auf ihn eindringt — mit einem

Der Schulhof der Bildungsanstalt

jähen Schlag endet die Musik, und die Bühne verfinstert sich.

Bei solchen szenischen Aufgaben liegt freilich die Gefahr vor, daß die reinen Zwecke der Schule verwischt werden, daß sie sich zu stark mit Theater vermischen. Eine Gefahr, sage ich — so dienlich und förderlich die auch hieraus gewonnene Beherrschung des Rhythmus für eines jeden Bühnenkünstlers Laufbahn sein muß.

Da war den Schülern ferner die Aufgabe erteilt, den „Gang der Menschheit zum Grabe“ darzustellen. Eine Treppe, von der die kleinen Gruppen herabkommen, zehn Schritte freie Ebene, und sie verschwinden. Wechselnd, doch immer auf dem düstern Grundton des Scheidenmüssens, erklingt Musik aus dem versenkten Orchester. Hier ist alles Ausdruck und plastische Darstellung geworden. Man denkt an die klassischen Friese der griechischen Tempel, an die Reliefs der Gräber und der Marmorurnen. Selten nur, daß ein Schüler oder eine ganze Gruppe den Eindruck des „Gestellten“ erweckt. Fast jede neue kleine Schar bringt eine individuelle neue Auffassung.

Wenn man die steifen, unbehilflichen Gestalten der meisten Bühnenkünstler sich vergegenwärtigt, die schlechte Haltung, die unbeherrschten Bewegungen, die ausdruckslosen Gesten, so will es einem nach den Schulfesten von Hellerau gar nicht mehr in den Sinn, daß ein junger Herr oder eine junge Dame künftighin noch den Mut haben könnte, zum Theater zu gehen, ohne einen Teil seiner Studien bei Jaques-Dalcroze absolviert zu haben.

Für den musikalisch gebildeten Gast gibt es Aufgaben von ganz besonderem methodischem Interesse, z. B. die der Gehörbildung. Der Lehrer spielt eine aus wenigen Tönen bestehende Melodie — die Schüler singen sie nach, die Töne gleich nach ihrer Lage mit do re mi fa sol la si do bezeichnend. Die Melodien werden in ihren Tonschritten und ihrem Rhythmus immer komplizierter — die Schüler erfassen das ganze

Rhythmische Gruppenübung

Tonbild sofort in ihrem geistigen Ohr und geben es fehlerlos wieder.

Oder eine Fuge wird dargestellt. Jede Stimme besteht aus einem Trüpplein Schüler und Schülerinnen, die den charakteristischen Rhythmus des Fugenthemas in ihren Schritten zur Anschauung bringen. Die erste Stimme tritt auf — die zweite folgt, die dritte. Das Hauptthema ist immer wieder deutlich erkennbar, selbst in der Verengerung, der Erweiterung. Und wer dem Wesen einer Fuge bisher nicht zu folgen wußte, sieht nun den Bau klar vor sich: die Musik ist Architektur geworden.

Nur ein Spiel ist's, aber dabei eine feine kleine Übung, die den Schüler lehrt, im Orchester eine Stimme von vielen rhythmisch bis in die kleinste Gliederung zu verfolgen. Das eine Mal ward so Meister Bachs Präludium und Fuge in C-Moll vorgeführt, das andere Mal Präludium und Fuge in E-Moll von Mendelssohn.

Den Schluß des zweiten Schulfesttages bildete die Szene aus dem II. Akt von Glucks „Orpheus": der Sänger im Hades, von Schatten, Larven, Furien verfolgt.

Wir werden uns danach den „Orpheus" in keinem Opernhaus der Welt mehr ansehen können, in dem stumpfsinnige Choristen den Text herunterleiern und gezierte Balletteusen mit Ballettgesten die arme Altistin foppen. Denn hier in Hellerau erlebten wir eine Durcharbeitung der grandiosen Szene, in der jedes einzelne Glied des hundertköpfigen Chores die ganze Partitur in Kopf, in Herz und in die Glieder aufgenommen zu haben schien.

Dieser Abschluß war bedeutungsvoll. Schade, daß das Spiel nicht vor einem Parterre von Generalintendanten und Theaterdirektoren stattfand. Neben der Schule für angehende Sänger und Sängerinnen, Kapellmeister, Schauspieler und Schauspielerinnen müßte Jaques-Dalcroze sonst sicher einen Spezialkursus für Opernchoristen einrichten, und alle Bühnenleiter würden ihm ihre Angestellten zur Ausbildung schicken, damit diese Unglücklichen endlich vom Fluch der Lächerlichkeit befreit werden.

Die Hauptaufgabe der Bildungsanstalt ist es zunächst, Lehrer und Lehrerinnen auszubilden, um die Methode von Jaques-Dalcroze in immer weitere Kreise zu tragen. Ich kann mir wohl denken, daß starke Nachfrage nach solchen Kräften sein wird. (Und unfähiges Spekulantentum, Marke „Ersatz für", wird auch bald beginnen, „à la Jaques-Dalcroze" zu unterrichten.) Um die großen Kosten der weitläufigen Schulbauten, der hübschen Pensionshäuser, der wohlangelegten Bäder und gutgepflegten Gärten wieder einzubringen, sind wohl ein paar hundert Schüler und Schülerinnen erforderlich. Wünschen wir dem idealgesinnten großen Anreger Jaques-Dalcroze, daß er in der noch schwebenden Weite der schwierigen Geschäfte bald auch festen materiellen Boden unter den Füßen gewinnt.

Der großen Mehrzahl seiner Gäste bei den Hellerauer Schulfesten hat er mehr gegeben, viel mehr, als ein festlicher Theaterabend es vermöchte. Er hat sie an Jugend und Schönheit und Reinheit, an Harmonie des Körpers und der Seele glauben gemacht. Als wir von der Höhe des Schulhauses ins Tal hinabfuhren, glaubten wir sogar zu verstehen, wie der vielbespöttelte Ausdruck des Genfers gemeint war: er wolle in Hellerau den Rhythmus zur Höhe einer sozialen Institution erheben.

Denn wir hatten in dem seltsam transparenten Licht in Hellerau da oben im Banne seiner Kunst restlos glückliche Stunden verlebt. P. O. H.

Walddüfte

Am Waldsaum steht die warme Juliluft,
Ganz voll vom feinen Ruch der goldnen Käfer,
Und darin hängt der Herde Brodelduft
Und blauer Pfeifenrauch vom alten Schäfer.

Bisweilen streicht vom Schlag der Fichten Hauch,
Dem tief im Wald die Zeit zu lang geworden,
Und Harzgeruch, Schafbrodem, Pfeifenrauch
Verweben sich zu duftenden Akkorden . . .

Börries, Frh. v. Münchhausen

Herrn Ulrich Zieglers Ersatz

Ein Idyll von Ernst Zahn

Herr Ulrich Ziegler, der Geigenmacher, saß über seine Arbeit gebeugt. Er spannte Saiten auf eine alte Violine. Seine Werkstatt, die zugleich Laden war, befand sich unter der Münsterterrasse zu St. Felix, dort, wo viele kleine, bescheidene, aber einträgliche Läden liegen, selbst jetzt noch, da die Stadt groß und die Magazine zu Hallen mit weiten, prunkenden Schaufenstern geworden sind. Aber der Tag, an welchem Herr Ulrich Ziegler über seiner Arbeit saß, liegt um einige Jahre zurück, in einer noch etwas altmodischen Zeit.

Durch Herrn Ulrichs Ladenfenster schaute der Tag, der weiße Wolken am hohen Himmel trug. Wolken trug auch Herrn Ulrichs Stirn. Diese Stirn war hoch wie ein Turmdach, weiß und klug. Das Haar war spärlich über ihr, so voll und dunkel es noch am Hinterkopf stand. An den Schläfen trug es das erste flockige Weiß, mit welchem der nahende Menschenwinter gerade die Stelle zuerst betupft. Mit langen, schmalen Händen tat Herr Ulrich seine Arbeit, und in dem bartlosen, scharfgeschnittenen Gesicht zuckte und zündete es dabei, als warteten ebenso viele verschwiegene Gedanken auf Äußerung, wie des Spielers harrende Töne in der Geige schliefen.

„Wann beginnt dein Konzert?" fragte Hans Uli Ziegler, der Vater, aus einer Ecke des Ladens.

Der alte, würdige Herr saß dort auf einem runden Strohstühlchen, das bunte Hauskäpplein mit der Quaste auf dem kahlen Kopfe und zwischen zitternden Lippen eine Zigarre haltend, die er jetzt mit ebenso unsicheren Fingern nahm und behutsam auf die Ladentischecke legte.

„Um acht Uhr, wie immer," antwortete der Sohn, ohne aufzublicken in bedrücktem Ton.

„Du hast lange nicht mehr gespielt," sagte der Alte wieder.

Und abermals antwortete der andere nur kurz und widerstrebend: „Nein."

Dann war es eine ganze Weile still in dem Ladenraume mit dem grauen Licht, dem feinen und vielen Werkzeug auf dem Arbeitstisch, den Instrumenten an den Wänden und den Notenblättern in und auf dem Ladenkorpus und in Glasschränken, die an der Hinterwand standen. Vater Ziegler nahm seine Zigarre wieder, blies den Rauch in die Luft, sah ihm nach, wie er gegen den Sitz des Sohnes hinüberzog, und ließ dabei den Blick immer ein Weilchen auf diesem haften. Er hatte gütige, verständige Augen, die klein und ein wenig glanzlos unter runzligen Brauen saßen, und während sie so auf dem Sohne ruhten, verrieten sie Dinge, die Hans Uli durch den Sinn gingen und die er doch nicht aussprechen mochte. Es ist das Wesen kluger alter Leute, viel zu denken und wenig zu sagen, zu den Jungen nämlich; denn diese Jungen sind manchmal eigenmächtig und allerweltsgescheit geworden und hören Rat nicht gern. Auch Herr Ulrich, der Geiger, war einer von denen.

Der Alte also ließ die Augen von seinen Gedanken reden: ‚Ja, ja, ja, Sohn, ich weiß schon, weiß schon. Und habe ich es nicht selber so erlebt wie du, so kann ich es mir doch denken, und es mag gar nicht leicht sein.' Er blies den Rauch und überschaute die Gegenwart und die Vergangenheit. Mein Gott, wie lange hatte er selber auf dem Stuhl gesessen, auf welchem jetzt der Sohn saß! Es war eine schöne Zeit gewesen, Arbeit und Feierabend, Werktag und Sonntag, viel Zufriedenheit und wenig Ehrgeiz. Das Geschäft ging seinen ruhigen Gang. Man rühmte den Handwerker Ziegler und kaufte gern bei dem freundlichen Mann. Und abends trank er seinen Schoppen mit ein paar wackeren Bürgerfreunden zusammen, und Sonntags ging er mit Frau und Kind ins Land hinaus. Bei Ulrich, dem einzigen Sohn, war ein kleiner Unterschied. Viel Ehrgeiz und wenig Zufriedenheit. Er war nicht Instrumentenmacher und Musikalienhändler allein, sondern hatte auch musikalisches

Talent und den Ehrgeiz, ein Künstler zu werden. Sein Ruf als Geiger hatte sich in der Stadt verbreitet und war mit der Zeit über deren Weichbild hinausgedrungen in die Nachbarkantone. Einmal hatte es sogar geschienen, als wolle das Ausland von Ulrich Ziegler, dem Künstler, Notiz nehmen, als zu Köln eine seiner Orchesterkompositionen aufgeführt wurde.

Die Jahre waren indessen vergangen. Ulrich Ziegler hatte gearbeitet. Mancher Erfolg lag für ihn zwischen damals und jetzt. Man sprach in der Stadt lange mit Achtung von seinem Können. Ein bißchen viel hat er geschrieben, hieß es da wohl, aber er galt doch als einer der ersten Geiger des Landes, wie auch seine Kompositionen sich einer großen Beliebtheit erfreuten. Der eine große Wurf, den man anfänglich vielleicht erwartet und den Herr Ulrich sicher mit jedem neuen Werk zu tun meinte, war freilich noch immer nicht gelungen. Er stand jetzt auf der Höhe seines Lebens. Vor einem Jahr war seine Frau gestorben und hatte ihm ein einziges Töchterlein zurückgelassen. So sehr war er jedoch in seine Träume von Ruhm, in seine Kunst versponnen, daß er das eigene Altern nicht merkte, von dem Tode seine Frau wenig mitgenommen wurde und überhaupt des Alltags nicht inne zu werden schien.

Eines nur gewahrte Herr Ulrich, gestand sich lange nicht, daß er es gewahrte, und trug erst in diesen Tagen dunkle und immer dunklere Wolken davon auf der Stirn: neue Geschlechter reiften in der Stadt heran, während er alterte. Tüchtige Jugend wuchs auf, Leute, von denen die Stadt sprach und die sie zu Ehren zog, Leute auch, die wurden, was er, Herr Ulrich, selber einst gewesen: beliebte Künstler, die man zu Konzerten rief. Öfter und öfter rief man diese Leute, er selber aber geriet ein wenig und noch ein wenig und noch ein wenig mehr in den Hintergrund.

Unter dem Eindruck einer Zurücksetzung, einer Art Vergessengehens stand er auch heute; denn selbst die Einladung, die ihm erlaubte, wieder einmal in einem der Hauptkonzerte der Stadt zu spielen, verdankte er, wie er wohl wußte, nur dem Zufall, daß ein auswärtiger Künstler, der für das Konzert verpflichtet worden, plötzlich erkrankte. In der Verlegenheit hatte sich der große konzertgebende Verein an ihn gewendet.

Alles das wußte auch Hans Uli Ziegler, der Vater, und wußte, daß der Sohn mit Kopf und Herzen nicht bei der Arbeit seiner Hände war. Er sah auch, daß er mit Reden und Fragen dem guten Mann da drüben nicht helfen konnte, erhob sich daher nach einer Weile und ging stumm mit den Trippelschritten alter Leute an jenem vorbei aus dem Laden.

Draußen war Lärm und Getriebe, aber Ziegler stieg die Münstertreppe hinan und begab sich über den Platz des Reformators, am ragenden Münster vorbei in die Münstergasse hinauf, wo die Familie seit alter Zeit gleich zur Rechten des Gasseneingangs ein Haus besaß. Als er in den hallenden, gewölbten, mit Steinplatten belegten Flur trat, besann sich der alte Partikular, der seinen Tag nun wohlverdient verschlendern konnte, und gedachte, die Zigarre, die er noch immer zwischen den Fingern hielt, im Garten zu Ende zu rauchen, der hinter dem Hause lag. Er durchschritt daher den Flur, der auch an seinem jenseitigen Ende eine Türe hatte, und trat durch diese hinaus in den Hof. Hohe Mauern schlossen den gepflasterten Platz zur Rechten und zur Linken ein. Jenseits aber und von dem Hofe durch ein niederes, graugrünes Sandsteinmäuerchen getrennt, lag der kleine Garten. Ein paar alte Bäume standen darin, und zwei Kieswege waren zwischen schmale Grasplätze geschnitten. Sie führten zu einem Gartenhäuschen aus Holzgitterwerk, das wilde Rebe umspann. Eine Bank lief an seinen Wänden hin, und ein Tisch stand in der Mitte. Es war kein fürnehmer Lustort, hatte wenig Sonne und viel nächtlichen Katzenbesuch, aber es war ein Inselchen im Grün inmitten der hohen, alten Häuser, und es saß sich da im Sommer nicht übel.

Bedächtig stieg Hans Uli Ziegler die Stufen hinauf. Die Zigarre war ihm ausgegangen, und so holte er aus der Westentasche eine Streichholzschachtel, hing den Glimmstengel wieder zwischen die Zitterlippen und entzündete ihn in umständlicher und unbeholfener Weise neu. Dann legte er die Hände auf den Rücken und trippelte weiter. Die Wolken zogen hoch über ihm dahin, und manchmal kam ein Stück blauen

Himmels zum Vorschein. Einmal ersah die Sonne solch ein blaues Fenster und schoß einen goldenen Blitz in den Garten herab, so daß das Grün der Bäume und des Grases in alle dem festlichen und jungen Glanz aufleuchtete, welchen ihm der frühe und warme Frühling verlieh. Es war eine tiefe Einsamkeit und Stille über dem kleinen, zwischen die Mauern gefallenen Grünfleck. Der alte Herr durchschritt sie mit dem tiefen Behagen eines Menschen, der selber still und einsam geworden ist. Er erschrak auch ordentlich, als er das Gartenhaus oder wenigstens einen Winkel desselben schon besetzt fand. Ebenso fuhr aber auch seine Enkelin Hanna zusammen, als seine Gestalt plötzlich in der Tür erschien. Sie schloß dann rasch das Buch, vor dem sie gesessen hatte. In ihr zartes Gesichtlein trat ein dünnes, kaum sichtbares Rot. Ihre Augen, die sie zu dem Großvater aufschlug, waren von einem hellen Braun und hatten, von langen Wimpern umstanden, etwas von der Ruhe und durchsichtigen Klarheit eines Waldteiches. Des Mädchens in der Mitte gescheiteltes, braunes, krauses Haar fiel in zwei langen Zöpfen zu beiden Seiten des Kopfes nach vorn über die Schultern, so einen schönen Rahmen zu dem schmalen, klugen und ernsthaften Gesichte bildend.

„Machst du Aufgaben, Kind?“ fragte der Großvater mit einem Blick auf das Buch und einen Stift, den Hanna noch in der Hand hielt.

„Ja, das heißt — nein,“ antwortete das Mädchen und errötete tiefer, wie alle die menschlichen Leute, die eben eine kleine Unwahrheit sagen wollten und denen das Gewissen diese noch rechtzeitig vom Munde wegnimmt.

„Was schreibst du denn?“ wollte der alte Herr da weiter wissen, und obgleich sich das Mädchen ein wenig wehrte, nahm er das heftartige Buch, schlug es auf und las.

Wolken.

Wolken kommen, Wolken gehen,
Ewig bleibt kein Himmel klar,
Und es ist dir wohl geschehen,
Wenn er einmal heiter war.

Freue dich an hellen Tagen.
Doch so reich die Sonne quillt,
Mußt es leiden, mußt es tragen,
Daß sie bald sich dir verhüllt.

Wolken wechseln jäh und Helle,
Und wer unterm Licht sich glaubt,
Sehe zu: Die blaue Stelle
Steht schon ob des andern Haupt.

„Wo hast du denn das abgeschrieben?“ fragte der Alte.

„Ich habe es nicht abgeschrieben,“ antwortete Hanna, und als der Großvater nicht wußte, was sie meinte, gestand sie: „Ich habe es selbst gemacht.“

„So, so,“ sagte Hans Uli und legte mit seiner unsicheren Hand das Blatt auf den Tisch zurück. Es war ihm ein wenig unheimlich bei den Talenten seiner Nachkommenschaft. Er selber hatte nie von so etwas gewußt, und des Mädchens Verse waren ihm eine so fremde Welt, wie des Sohnes Begabung ihm gewesen war. Er war in all seiner schlichten Hausbackenheit fast verlegen, wie er sich solchen Ausnahmeleuten gegenüber, so nahe sie ihm standen, zu benehmen habe.

Er lehnte sich mit dem Rücken an die Wand und fragte weiter: „Tust du — schreibst du denn — hast du denn schon mehr dergleichen geschrieben?“

Hanna stützte die Ellbogen auf den Tisch. Die langen Zöpfe fielen auf die Tischplatte, der Blick der Fünfzehnjährigen aber ging sinnend ins Leere. „O ja,“ sagte sie. „Ich sitze oft hier, und ich habe schon manches geschrieben. Ich bin ja soviel allein, seit die Mutter gestorben ist.“

Nun wurde der Alte auf einmal ganz still. Was das Kind da gesagt hatte, fiel ihm schwer in die Gedanken. Wahrhaftig, ja, sie konnte recht haben, sie war viel allein. Er selbst stand spät auf, tat seinen Morgenspaziergang, machte seinen Nachmittagsschlaf und saß am Abend bei einem Schöpplein. Und — und — an die Hanna hatte er wohl nicht so recht gedacht. Auch mochte es wohl sein, daß der Sohn ebenso — nicht um das Mädchen sich kümmerte. Er hatte ja doch anderes in seiner Seele, der — —

Stumm saßen sie da, der Alte mit dem Troddelkäppchen und das Mädchen mit fast überzartem Gesicht und dem langen Haar. Sie sah noch immer nach dem Garten hinaus und streckte die weißen Arme über den Tisch. Die feinen, schlanken Finger spreizten sich spielend. Aber es lag in der Bewegung etwas wie eine Sehnsucht, wie ein Indiezukunftsinnen.

Draußen lag das grüne, sonnenarme Gärtlein mit den hohen Mauern. Und die Wolken wogten darüber hin. Und immer noch gaben sie blauen Inselchen Zeit, zwischen ihnen aufzuleuchten.

⌘ ⌘ ⌘

Das Konzert, in welchem Herr Ulrich Ziegler zu spielen hatte, war bis zu seiner Nummer gediehen. Nun trat er im Frack auf das Podium und hob die Geige an die Schulter. In einem Halbkreis hinter ihm hatte das Orchester seine Plätze. Er selbst stellte sich neben das Pult des Dirigenten.

Der Konzertsaal war alt und hatte eine brüchige Gipsdecke, aber in den langen, engen Bankreihen saß das Publikum dicht gedrängt.

Herr Ulrich war ruhig. Ein wenig steif stand er da und lang und hager. Der mächtige Schädel leuchtete unterm Licht der Lampen. Mit einem Ruck warf er den Kopf nach hinten, daß das volle Haar im Nacken sich ein wenig bauschte. Dann spielte er. Die schlanken, schönen Hände, denen die seiner Tochter nachgeschnitten zu sein schienen, führten den Bogen sicher und kraftvoll. Das bartlose Gesicht war bleich und hatte einen Ausdruck von Verlorenheit. Herr Ulrich vergaß alles um sich, während er spielte. Wie immer beseelte ihn das Verlangen, nicht nur sein Bestes, sondern etwas Großes, ganz Großes zu geben. Vielleicht, daß seinem Spiele das Machtvolle, Starke, Außergewöhnliche fehlte, vielleicht, daß es etwas weich, etwas süß war, aber es machte Eindruck auf das Publikum. Das Klatschen wollte kein Ende nehmen, als er mit der Begleitung des Orchesters sein Stück zu Ende gespielt hatte. Er verbeugte sich ungelenk und scheu und ging hinaus, aber die Menschen klatschten noch immer, und er mußte wiederkommen. Der Kapellmeister holte ihn auf dem Wege zum Künstlerzimmer ein und brachte ihn zurück. Er machte ein etwas sauersüßes Gesicht, der Kapellmeister. Dann kramte Herr Ulrich unter mitgebrachten Noten und legte ein Blatt, das er als Zugabe zu spielen gedachte, dem Dirigenten, der sich an den Flügel gesetzt hatte, vor.

„Dieses?“ fragte der Konzertleiter leise, achselzuckend. „Ein wenig leichte Musik,“ fügte er hinzu, schlug aber, noch ehe Ziegler antworten konnte, die ersten Takte der Begleitung an.

Und sie spielten die Nummer, ein Nocturno, eine eigene Komposition Zieglers. Es war sein Lieblingsstück. Und wieder vergaß er sich und verwand die Aufwallung über den Einspruch des Dirigenten. Wieder legte er sein ganzes Können und seine ganze glühende Liebe zu seiner Kunst in sein Spiel. Er riß seine Mitbürger fort. Als er den Bogen absetzte, traten begeisterte Zuhörer bis ans Podium und klatschten zu ihm hinauf. Es war ein ehrlicher und großer Erfolg. Einen Augenblick lang schwoll Herrn Ulrichs Brust in einem Empfinden unendlich frohen Stolzes. Unter dem dauernden Beifall des Publikums trat er ab, gefolgt vom Kapellmeister. Im Korridor, der nach dem Künstlerzimmer führte, standen die Herren vom Vorstande des konzertgebenden Vereins. Die machten alle bis auf einen dieselben Gesichter. Sie reichten ihm die Hand und lächelten dazu. So etwas wie ein „ja, ja, das ist gut gegangen,“ lief durch die kleine Reihe von Frackmenschen. Einer, ein untersetzter, beleibter Mann mit einem roten Gesicht sagte: „Sie sind noch immer gleich beliebt bei unsern Leuten, Herr Ziegler,“ und ein anderer mit einem goldenen Zwicker auf der Nase und einem überlegenen Ausdruck in seinem Schafsgesicht meinte: „Das Sentimentale schlägt immer noch ein.“ Er sprach das mit einer fatalen eifrigen und schmeichelhaften Verbindlichkeit. Und alle hatten das gleiche widrige Lächeln. Manchmal war es, als würfen sich zwei heimliche und bedeutungsvolle Blicke zu: Gott, was für ein veralteter Mensch der ist! Der einzige aber von allen, der nicht lächelte, das war der Vereinszahlmeister, ein großer, schwerer Mann mit einem Halse wie ein Nilpferd und einem gedunsenen Kopf. Der war in seinem Privatleben ein Metzger, und er hatte jetzt Tränen in den kleinen Augen. Während die andern den Künstler beglückwünschten, kam auch er heran, reichte ihm die breite Pratze und nahm ihn ein wenig beiseite. „Das ist noch Musik, Herr, noch Melodie,“ sagte er. „Ich danke Ihnen, schön ist das gewesen. Wunderschön!“ Er schneuzte sich, und wieder mußte er sich dabei in seiner

Das Leben. Gemälde von Prof. Albin Egger-Lienz
(In der Großen Kunstausstellung Dresden 1912)

Rührung die Augen wischen. Herr Ulrich aber sah, daß es die Rührung eines Weinseligen war. Er empfand einen unbeschreiblichen Ekel. Dennoch schraubte auch er sich ein Lächeln ins Gesicht.

Gleich darauf entfernten sich die Befrackten. Das Konzert nahm seinen Fortgang. Ziegler aber, obwohl er zu dem Festessen geladen war, welches der Verein nach dem Konzerte gab, nahm seinen Violinkasten und machte sich auf den Heimweg.

Die Stadt lag still, als er ins Freie trat. Es war eine blaue Nacht mit einem heimlichen Monde irgendwo noch in der Ferne und den roten Lichtpunkten der Laternen in den Straßen und der Sterne am Himmel. Als schwarze Schatten standen drüben der St. Petersturm und die Wasserkirche; der See und die Limmat hatten einen glasigen Glanz, und keine Welle brach ihre glatte Fläche.

Ziegler wendete sich dem Ufer zu und schlenderte diesem entlang heimwärts. Selten begegneten ihm Menschen. Und nun wachten seine Gedanken wieder auf. Wie sie ihn gefeiert hatten, die Zuhörer! Er hörte ihren Beifall noch im Ohre klingen. Aber seine Freude war lahm. Es war, als stünden die sechs lächelnden Frackmenschen da und wachten, daß er, Ziegler, nicht übermütig werde. Er schüttelte sich. Bah, was brauchte er sich um die zu kümmern! Aber er wurde die Erinnerung nicht los. Den ganzen Weg nicht. Es hing ihm an wie Gewichte.

Als er heim kam, war er froh, daß er dort niemanden mehr wach fand, weder den Vater, noch das Kind, die beide zu Hause geblieben waren. Nur die alte Magd öffnete ihm und fragte mit der Freiheit einer langjährigen Hausgenossin, ob es gut gegangen sei.

Er antwortete ihr mit einem Aufwand von Fröhlichkeit: „Gewiß, sehr gut ist es gegangen.“ Dabei aber war es ihm, als ob er sich eines Besitzes rühme, der nicht sein war.

Er schlief lange nicht ein. Und die Nacht vergrößerte die Schatten ins Riesenhafte, die in seinem Leben waren. Eine Art Verzweiflung packte ihn. Er merkte erst, wieviel er von diesem Abend erwartet hatte und daß, weil diese Erwartung sich nicht erfüllt, nun die Tatsache erst recht bestand, daß er, Ziegler, ein Halbvergessener, Abgetaner war. Wohl redete er auch jetzt sich noch immer ein, daß er mit dem Erfolge zufrieden sein dürfe. Aber dann sah er wieder die sechs Lächler. Und es war, als würfe ihr Urteil dasjenige von hundert andern um. —

Am andern Morgen setzte er sich mit Vater und Tochter zum Frühstück. Auch ihnen sollte er vom gestrigen Abend erzählen. Mit der gleichen unnatürlichen und unechten Lebhaftigkeit, mit welcher er der Magd geantwortete hatte, schilderte er ein paar Tatsachen, berichtete von seiner Zugabe und von der Begeisterung des Publikums. Und ganz plötzlich brach er ab; es widerte ihn an, weiter davon zu sprechen.

Die beiden andern merkten sehr wohl, wie er nicht weiter konnte und wie erzwungen seine Freude war. Als ob sie sich miteinander verabredet hätten, fragten sie nicht mehr. Während aber der Großvater bald das Tageblatt aufnahm, das auf dem Tisch lag, und zu lesen begann, blieben Hannas ernsthafte Augen auf des Vaters Gesicht gerichtet. Sie rückte ihren Stuhl näher, und plötzlich legte sich ihre schlanke, durchsichtige Hand auf die seine. Sein Blick haftete im Leeren. Er erschrak fast, als er fühlte, wie die schmalen Finger des Mädchens sich in die seinen stahlen. Er wendete sich Hanna zu. Sie plauderte von der Schule: „Heute haben wir deutschen Aufsatz. Das ist mir die liebste Stunde.“ Aber ihre Augen suchten dabei mit einer ängstlichen Neugier in seinen Zügen. Herr Ulrich entdeckte an diesen Augen etwas Neues, von ihm nie Bemerktes. Sie waren weit über die Jahre des Kindes hinaus verständig und tief, wie sie klar und schön waren. Er versenkte sich mit einem seltsamen Erstaunen, fast mit Bewunderung in ihren Blick. Und die ganze Erscheinung des Kindes begann ihn zu fesseln, das feine Oval des Gesichtes, die Hände, die schmiegsam zarte Gestalt. Es war, als hätte er das nie vorher gesehen. Eine suchende Zärtlichkeit durchbebte Hannas Wesen. In allem, was sie sprach, lag eine frühe Reife und Selbständigkeit. Er hatte das nie vorher gewahrt. Wohl erinnerte er sich, daß Hannas Hand schon früher so zärtlich die seine berührt, erinnerte sich, daß seit dem Tode

ihrer Mutter er manchmal das unklare Empfinden gehabt habe, die junge Tochter bemühe sich, ihm etwas wie Trost und Ersatz zu sein, aber es war nie wie heute ihm in die Seele gedrungen.

Unwillkürlich erwiderte er den Druck von Hannas Hand und sprach mit ihr von dem, wovon sie begonnen, von Schule und deutschem Aufsatz. Als sie nachher aufstand, weil es für sie Zeit war zu gehen, nahm er ihren Kopf zwischen seine Hände und küßte sie auf die Stirn. Das hatte er früher nie getan. Es war ihm wärmer und leichter ums Herz geworden. Er konnte im Augenblick fast lächeln, wenn er an die Nörgler im Frack von gestern abend dachte.

Noch aber hatte das nicht Dauer. Als auch er sich auf den Weg ins Geschäft machte, kehrte die Mutlosigkeit wieder, und seine düstere Stimmung wuchs, während er in seinem Laden stand. Dann kamen die Tageszeitungen. Zwei wurden ihm ins Geschäft gebracht, eine kaufte er sich beim Zeitungsverkäufer drüben unter den Bogen. Sie enthielten die Besprechung des Konzertes. Und es war, als ob die sechs Nörgler im Frack jedem der drei Kritiker in die Feder diktiert hätten. Diese machten sich lustig über das Publikum und über ihn und über die Rückständigkeit der Welt, die noch immer in Süßlichkeiten schwelge. Einer der Musikreferenten schrieb, der Geiger Ziegler stehe der Stadt und Gegenwart nicht übel an, der Komponist scheine aus einer ihrer ältesten und altmodischsten Gassen wieder ans Tageslicht gekrochen zu sein.

Herrn Ulrich stieg das Blut heiß ins Gesicht. Es war ihm, als stürze etwas vor seinen Augen in Trümmer. Den ganzen Tag wurde er den Eindruck dieses Intrümmerfallens nicht los. Er konnte nicht arbeiten. Zwanzigmal setzte er sich an den Werktisch, zwanzigmal stand er auf und ging im Laden auf und ab. Zum Glück kam der alte Hans Uli, sein Vater, heute aus irgendeinem Grunde nicht ins Geschäft, so daß er mit seiner Zerfallenheit allein blieb und sie nicht zu verbergen brauchte. Aber wenn Kunden eintraten, hatte er Mühe, seine Gedanken zu sammeln, und er tat maschinenmäßig, was von ihm verlangt wurde.

Der Tag verging. Es wurde Nachtessenszeit, aber er zögerte und zögerte. Er hatte Angst davor, auf die Straße unter die Augen der Leute und heim zu den Seinen zu gehen. Endlich bezwang er sich doch; aber der lange, steife Mann ging mit auf den Rücken gelegten Händen seiner Wege und erhob nicht ein einziges Mal die Augen vom Boden. Wenn ihm einer begegnete, wurde er brennend rot. Der konnte die Zeitung gelesen haben, in welcher seine Schmach stand.

Er erreichte sein Haus und die dunkle, braunvertäfelte Wohnstube. Hanna stand am Fenster, als er eintrat, und er sah noch, wie sie ein Zeitungsblatt plötzlich niederlegte, das sie in der Hand gehalten. Sie suchte ihm ihre Befangenheit zu verbergen und war zärtlich und voll eifriger Sorge für ihn, holte ihm die Hausschuhe, nötigte ihn zu Tische und legte ihm die besten Stücke vor, die sie auf der Platte fand.

Auch der Großvater war hereingekommen und hatte sich zu ihnen gesetzt. Kein Wort über die Konzertbesprechungen fiel. Und doch wußte Herr Ulrich, daß der Vater wie die Tochter sie gelesen hatten. Die Schmach brannte ihn. Er meinte, ihnen zurufen zu müssen: Sagt es doch, daß ihr es wißt! Sagt es doch, wie klein ich bin!

Nachher ging Hanna hinaus.

Vater und Sohn saßen allein unter der Lampe am Tisch. Der Alte zündete sich seine Zigarre an. Herr Ulrich las in einem Buche. Er hielt den Kopf in die Hände gestützt. Keiner von beiden sprach. Nach einer langen, langen Weile erst fiel des Großvaters Blick auf ein Heft Hannas, das drüben auf dem Arbeitstische lag. Es war dasjenige, das er im Gartenhause angesehen hatte. Er holte es herüber, blätterte darin und sagte zum Sohne: „Weißt du, daß das Kind Verse macht?"

„Ich meine, daß ich einmal davon gehört habe," antwortete der Sohn, kaum wissend, was er sagte.

„Ich verstehe nichts davon," fuhr der Alte fort, „aber mir scheint, es steckt etwas in dem Kinde."

Mechanisch griff Herr Ulrich nach dem Hefte, das der andere ihm bot. Gedankenlos blätterte er darin. Ihn brannte die Enttäuschung, folterte die Schande. Da fiel sein Blick auf die Verse, welche der Großvater im Gartenhause gelesen hatte.

Wolken wechseln jäh und Helle,
Und wer unterm Licht sich glaubt,
Sehe zu: Die blaue Stelle
Steht schon ob des andern Haupt.

In diesem Augenblick kam Hanna wieder herein. Sie glitt rasch auf den Vater zu und nahm ihm das Heft weg. „Du mußt nicht . . .“ sagte sie in tiefer Verwirrung, „das ist ja doch nichts.“

War es nun, daß doch etwas an den Versen seine Aufmerksamkeit geweckt oder daß des Kindes Nähe ihn abermals seiner Mißstimmung entriß, er nahm Hannas Hand, zog sie neben sich und sagte: „Du mußt mir einmal erzählen, wie dir das kommt, und mich mehr lesen lassen.“

Und wieder mußte er sie ansehen. Es war ihm, als fühle er eine sehnende, hochstrebende Kraft, die ihren zarten Körper durchrieselte. Und dann, vielleicht, weil sie jetzt ganz dicht bei ihm saß, empfand er abermals ihre Zärtlichkeit und Hingebung, die nach ihm suchte. Und wieder wie am Morgen erwachte in ihm ein warmes Glücksgefühl. Es überwand und verdrängte die verzweiflungsvolle Leere seines Innern. Die Gesellschaft seiner Tochter tat ihm wohl. Ein nie gekanntes Verlangen ergriff ihn, diese Gesellschaft einmal länger zu genießen.

„Du hast morgen keine Schule, nicht wahr?“ fragte er Hanna mit plötzlichem Entschluß.

„Nein,“ bestätigte diese.

„Gut denn, morgen nachmittag schließe ich einmal den Laden und wollen wir zusammen wandern.“

„Und abends wirst du wieder einmal spielen,“ bat Hanna, „nur für den Großvater und mich.“

Er sah sie an. Fast wäre seine gute Stimmung wieder verflogen. Ein böser Verdacht stieg in ihm auf: Meinte das Kind, was es sagte, oder wollte es ihm mit dem Worte nur etwas zugute tun? Aber er sah, wieviel Ernst und verhehlte Liebe in Hannas Augen standen. Da mußte er es sagen: „Ja, mein Kind, ich werde spielen, nur für dich.“

⌘ ⌘ ⌘

So fand der nächste Tag die drei auf dem Wege nach dem St. Felixberge. Sie kamen über die Gassen hinaus und an den Wald. Die drei Wanderer bildeten eine drollige Gesellschaft. Der lange, hagere Herr Ulrich ging mit Hanna voran. Er trug den Hut in der Hand, und manchmal strich er sich mit der freien Rechten behaglich über den mächtigen, kahlen Schädel, den ein sanfter Waldwind kühlte. Der ungeschickt weite Rock, dessen lange Schöße ihm um die Beine baumelten, erhöhte das Steife und Ungelenke seines Äußern. Er machte mächtige Schritte, so daß Hanna ordentlich laufen mußte, um neben ihm zu bleiben. Aber man sah ihr keine Eile an. Mit Anmut und schwingender Gelenkigkeit schritt sie dahin. Auch ihr hing der große Strohhut an einem Bande am Arm. Die Ärmel ihres weißen Kleides waren kurz und gaben die Arme vom Ellbogen weg frei.

Hinter ihnen trippelte der Großvater, auch er im weiten, langen, schwarzen Rock, einen steifen, halbhohen Filzhut auf dem Kopf, der dem kahlen Schädel zu weit war und daher ungehörig tief gegen die Ohren sank. Er war ein wenig vergessen von den andern beiden, aber er lief ganz zufrieden seiner Wege, und manchmal lächelte er für sich über Sohn und Enkelin, ihr Wesen und ihr Gespräch, das ihm, dem Schlichten, zu hoch schien.

„So sind wir,“ hörte er jetzt Herrn Ulrich sagen. „Wir pflanzen unsere Hoffnungen ins Feld hinaus, und sie blühen und treiben neu und reicher eine ganze Weile lang, bringen auch Früchte, doch ist der Ertrag nie so groß, wie die Blüte versprach. Es kommen Tage, in denen auch das Blühen mühsamer scheint, und Tage, in denen es erstickt, wie unter einem Reif, und Tage, in welchen die Knospen nicht mehr die Kraft haben, aufzubrechen.“

Hanna, dicht an den Vater gelehnt, erhob das Gesicht zu ihm. Ihre Augen leuchteten seltsam. „Weißt du, Vater,“ sagte sie, „ich verstehe das nicht so recht, eben weil *meine* Hoffnung blüht. Du glaubst nicht, wie reich sie blüht. In mir drängt und jauchzt es manchmal, als ob ich Großes könnte und erreichen müßte. Und — und ich bin so glücklich, daß ich einmal mit dir davon sprechen darf.“

Herr Ulrich legte den Arm um ihre schmiegsame Hüfte. So gingen sie fast wie ein Liebespaar verbunden. Herr Ulrich genoß die Gesellschaft seines klugen,

seinen Kindes immer mehr als etwas Köstliches und begriff nicht, daß er dessen Wert nicht früher erkannt hatte. Es war, als breche in seinem Leben ein zweites an, das im Augenblick, da das andere einen Riß erhielt, wie ein Ersatz erschien. Er hatte bisher nur an sich selbst gedacht und sich mit sich selber beschäftigt. Nun blickte er mit einer Art von Staunen in das reiche Leben eines andern und fühlte, daß er daran teilhatte, sich daran freuen und an seine Zukunft wie an sein eigenes Geschick Träume und Wünsche knüpfen konnte.

Es kaum achtend, kamen sie höher und höher durch die grünen Gänge und auf den Kamm des Berges. Auf einmal standen sie am Lorenkopf, einem Aussichtspunkte, wo der Wald gelichtet war, ein paar leere Bänke sie erwarteten und ein Steingeländer die nach vorn abfallende Seite schützte. Keine Seele war nahe. Der Großvater war etwas ermüdet und setzte sich. Herr Ulrich und Hanna aber traten an das Geländer vor. Der Vater atmete weit auf. „Ich bin lange nicht hier gewesen," sagte er. „Es ist ein wundersamer Ort."

Vor ihnen lag ein reiches Land von grünen Hügeln und dunklen Wäldern. Immer neue und immer neue, bauten sie sich weit, weit hinaus. Die Wälder auf den Hügeln wurden klein in der Ferne, daß sie wie Buschwerk schienen. Da und dort breiteten sich mit leisem Dunst überwobene Täler zwischen den Hügeln hin. Zickzacklinien schimmernder Flüsse waren sichtbar. Glocken wanderten in der Tiefe, nahe, die als leise, friedliche Melodie mit dem Winde kamen, und ferne, die nur wie abgebrochene, klagende Rufe tönten.

„Wir müssen öfters hierher kommen," sagte Hanna.

„Warum sollten wir nicht?" fragte Herr Ulrich. Es lag wie neuer Wille und neue Freude in seinem Ton.

„Du bist ja sonst nicht aus den vier Wänden zu bringen," fiel hier der Großvater dazwischen. Sein Haupt mit dem silbernen Haarkranz war entblößt und zitterte leise.

„Von jetzt an vielleicht doch," antwortete ihm der Sohn.

Hanna war von ihm weggetreten und lehnte drüben über das Geländer.

Der alte Ziegler stand auf und kam heran. „Es wird schon gut sein, nein, wirklich, Ulrich," sagte er leise nach Art der Alten, die nicht mehr schelten dürfen und doch die Gelegenheit gern nützen, um Tadel und Rat anzubringen. „Es ist mit dir wirklich so, wie du da vor einer Weile gesagt hast, — so — so — ich rede sonst nicht gern so gelehrt — als hätte deine Hoffnung nicht mehr die Kraft, aufzubrechen."

„Darum habe ich sie auf einen neuen Stamm gepfropft," sagte der Sohn.

Dabei ging er hinüber zu Hanna und legte seinen Arm um sie, als wollte er seine Worte durch eine Tat erhärten.

Als er das Mädchen dem Großvater wieder zuführte, hob er zufällig die Augen zum Himmel, und eine kleine, weiße Wolke stand über ihm. Da nahm er Hannas Hand und schwang sie wie zum Tanze, daß sie mit der Schwungkraft junger Menschen auf willigen Füßen von ihm hinweg über den Boden glitt. Und als sie nun drüben stand, flog ein eigenes wehmütiges Lächeln durch sein ernstes Gesicht und sprach er Hannas Verse wie zum Scherze und doch mit leiser Deutung:

„Siehe zu, die blaue Stelle
Steht schon über deinem Haupt!"

Das Kind errötete und wehrte scherzend ab.

Herr Ulrich aber mahnte zum Weitergehen. —

Am Abend spielte er, wie er es versprochen.

Der kleine Großvater saß etwas gelangweilt in einer Ecke; aber Hanna lauschte mit vorgebogenem Körper und sinnenden Augen. Die Fenster der Wohnstube standen offen. Milde Nachtluft quoll herein. Das Zimmer war dunkel bis auf das Licht der Kerze am Notenpult Zieglers. Ein seltsamer Friede durchwehte den Raum. Er kam Herrn Ulrich mehr und mehr zum Bewußtsein. Und seine Geige hatte nie mächtiger, nie inniger geklungen. Seine Augen trafen Hanna. Und es redete etwas in dem Spiel, was wie eine Rückkehr nach einer Heimat war, und wiederum etwas von der Genügsamkeit und Ruhe dessen, der weiß, daß des Menschen Ehrgeiz Eitelkeit ist und Freude an andern besser als Freude an sich selbst.

Napoleon und die Frauen

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Isabey: Napoleon als Konsul

Der Historiker pflegt an dem Kapitel Napoleon und die Frauen flüchtig vorbeizugehen, als an einem, das in den Raummaßen des Titanen ein zu kleines und namentlich auch entstellendes ist. Erst wenn er sich, gezwungen durch einen besonderen Anlaß, in den indiskreten Stoff weiter hineinwagt, so wandelt sich der aus einem häßlichen mehr in einen traurigen, und er entdeckt überrascht, wie ihn diese Beobachtungen von neuen Seiten an das menschliche Porträt des großen Imperators näher bringen. Er sieht in Gefühle und Resignationen, wo er allein Zynismen gedacht; er findet, wo er bisher nur morallose Sinnlichkeit gesehen, ein Sehnen nach Zärtlichkeit und Geliebtwerden, das etwas Weiches, Armes, Bescheidenes hat; er sieht vor allem die zweite Heirat des Kaisers auf einmal in einem zwar sekundären, aber desto interessanteren Licht und wird sich klar, daß sie, wie sehr auch ein Akt des dynastischen Ehrgeizes und der Staatsräson, nichtsdestoweniger der persönliche Traum des Glücks und einer späten Erfüllung gewesen ist.

Es gibt einen Napoléon inconnu in diesem rücksichtslosen Eroberer des Willens und der Gewalt. Die Leporelloliste seiner Donjuanerien aus der Zeit seiner Macht darf darüber nicht täuschen, diese Ungestilltheit des Gelüsts, womit er eine uns mehr als ermüdende Zahl von Frauen zu Sklavinnen seines Sultanismus zwingt. Auch die Unersättlichkeit wird uns nun, eben als solche, zum Symptom, das neben dem Gefühl des Überdrusses, des Abscheus doch auch das des Mitleids weckt. Weil immer am brennendsten nach dem Genuß der Impulse der Frauen der lechzt, dem sie nie von selbst zufliegen. Die Vielen, deren der Herrische sich bemächtigt hat, fügen sich ihm mehr oder minder erfreut aus den trivialsten Gründen, aber eigentlich herzlich oder gar innig für sich gewonnen hat er keine. Der um ein wirkliches „Verhältnis" Werbende, der soviel Nachsichtige, Verzeihende, mit einer suchenden Anhänglichkeit dankbar Bleibende ist er. An was dagegen sie in seinen Armen denken, das ist Reklame, ist Gefallsucht, Bezahlung ihrer Schulden, Kapitalisierung ihrer Gefälligkeit, sind Intrigen, seien es die Klüglichkeiten der sich für die

Josefine Beauharnais. Gemälde von Pierre Prudhon im Louvre

Vorteile ihrer Gatten „opfernden“ Damen, seien es hochpolitische Einflußwünsche, wie in dem Fall der Gräfin Walewska, der man so gern den Nimbus der patriotischen Hoffnungsträgerin der Polen gibt. Fast von allen hat er erlebt, daß sie ihn hinterdrein befeindet und beleidigt haben. Die Eitelkeit, Favoritin oder auch nur Gegenstand der Aufmerksamkeit des weltgeschichtlichen Emporkömmlings gewesen zu sein, gönnt sich nach einer fragwürdigen, aber unschwierigen Psychologie die noch höhere Genugtuung des Eselstritts.

Die einen werden ihm hinterher im allgemeinen gehässig, die anderen suchen das Avancement von dem Selfmade-Kaiser zu dem wirklichen, dem schönen Petersburger Alexander, die dritten arbeiten zu ihrem Teilchen mit an seinem Verderben, die vierten füllen ihre Memoiren mit indiskretem Hohn, den einmal alle Welt erfahren soll.

Es ist die Parallele zu den großen und kleinen Talleyrands, derjenigen Art von „Männern“, die an Auszeichnungen und Schenkungen am meisten davonzutragen gewußt haben.

Mit all seinen machtvollen Eigenschaften des Geistes und der Energie, mit all seinem mitleidswert genügsam herabgesetzten Suchen

Gipsmodell zur Statue Napoleons I. im Hofe des Brera-Palastes zu Mailand. Von Antonio Canova. Aufnahme aus dem Canova-Museum in Possagno

Gräfin Walewska
Federzeichnung eines Ausschnitts aus einem Gemälde von François Gérard

nach einem Geliebtwerden hat Napoleon doch mit schmerzendem Bewußtsein die schönsten Kameradschaften entbehrt.

Es gibt in der Tat Milderung für ihn, der immer schroffer, brutaler, verachtender wird, indem er bei alledem das Weib noch in den Weibern sucht.

Unter dem Schutt der Resignationen liegt zutiefst seine erste hoffende Liebe, aus der Zeit des Sekondeleutnants von Valence. Sie hat mit dem ersten der Körbe, die er sich geholt hat, frühzeitig ihr Ende gefunden. Eine Werbung von unzweifelhafter Übereiltheit, aber doch nicht in erster Linie aus dem Motiv der Profitlichkeit. Denn die abgeblitzten Werbungen solcher Art haben es an sich, aus dem Gedächtnis mit schleunigster Sorgfalt zu verschwinden. Was für die Echtheit der Liebe zu Caroline de Colombier alles beweist, ist ihre Unvergeßlichkeit auf seiner Seite. Noch nach zwanzig Jahren ist es für den Kaiser eine zartgestimmte Freude gewesen, auf das Mädchen, mit dem er einst auf ihrem Elterngut Bassiau spazieren gegangen war, auf sie und den Mann, den sie dann bald geheiratet hatte, Beweise der Erinnerung zu häufen.

Napoleon und die Frauen — nein, es ist sicherlich nicht nur das grobe Bild aus der Geschichte des Zynismus, wozu es dem oberflächlichen Anschein zu stempeln unzählige Anekdoten, Memoirenstellen und sogenannte pikante Erzeugnisse des Buchdrucks, alte und neue, beflissen sind. Es ist da innerlich vieles durchgemacht worden, — mit dem Ergebnis eines vielsagend frühen, zu „Grundsätzen“ reifenden Verzichts. Ein Zweiundzwanzigjähriger löscht die Wünsche der Liebe vermeintlich ein für allemal aus seinem Leben aus. Um die Zeit, da Ludwigs XVI. Flucht ins Ausland mißlingt, zieht der königliche Leutnant Buonaparte die schneidende Summe seiner Erfahrungen und

seiner Entschlüsse in dem von ihm niedergeschriebenen „Dialog von der Liebe". Eine Philosophie der sauren Trauben, die er da niederlegt, aber mit subjektiver Überzeugung durchgeführt. Die Liebe verwirrt die Dinge nur, sie hemmt die Wohlfahrt der Gesellschaft, wie das klare Handeln der Einzelnen und insofern deren Befriedigung, ihr Glück. Es wäre Wohltat, wollte die Gottheit endlich die Menschheit von dieser Überflüssigkeit befreien. Und für ihn, der sich hierüber klar geworden, gilt es nun: vorwärts, ohne sie!

Arm, unelegant, unschön, dann auch noch Korse — er weiß es ja bitter genug, daß er dies alles miteinander ist. Der Korse ist dem eingebildeten Franzosen eine halbwilde Spezialität, entlegener als dem Londoner der Ire. Er ist schon lächerlich, wenn er nur, um französisch zu sprechen, den Mund auftut. Wie erst vollends, wenn er die Mode der Incroyables im sparsam vertragenen Anzug mitzumachen sucht! Äußern doch noch von dem General Bonaparte vorlaute weibliche Stimmen, sie würden eine schöne Angst haben, diesem schäbigen Korsikaner mit seinem gelben Gesicht, seinem unheimlichen Blick in der Nähe eines Waldes zu begegnen. Wir müssen eben das Bild ausstreichen, das eine baldige Kunst teils aus Liebedienerei, teils aus der Willkür ihrer antikisierenden Ästhetik aus dem Helden der Franzosen geschaffen hat, übrigens im Bund mit der unzweifelhaften cäsaristischen Nachformung seiner Züge, die mit erreichtem Ziele kam. Beflissenheit von Malern und Bildhauern hat die kurzen Beine des petit caporal gestreckt, sein baldiges Bäuchlein einmassiert, das, als es ihm gut ging, die abgezehrte Hagerkeit seiner Jugend auswölbte, sie hat das einst so dürftig hohle, jetzt bald allzu rundliche Gesicht ins Klassische stilisiert und endlich in Canovas Kühnheit aus dem Konsul der Republik den nackten Apoll mit der Statuette der Siegesgöttin in der Hand gemacht, als der er im Hofe der Mailänder Brera im Bronzeguß steht. Noch den General des Vendémiaire nennen die Damen und die Machthaber des Directoire unter sich den dreckigen kleinen Korsen. Er ist lächerlich, weil er schlecht angezogen ist, ist lächerlich, weil er mit seinen „oreilles de chien" die Mode wie ein rechter kleiner Gesellschaftsstreber übertreibt, er ist komisch mit seinem finsteren Schweigen, welches ungeschickt verdeckt, daß er den Anfang zur Rede nicht finden kann, und komisch mit dem, was er dann herausbringt. Er weiß in der Tat noch nicht, daß man in der Gesellschaft am gescheitesten nichts sehr Gescheites sagt. Und nichts Bravourmäßiges, Programmatisches. Es ist ja ganz schön, daß er sein Soldatentum so feurig auffaßt. Man braucht diese armen stolzen Schlucker, die sich mit Eifer für das Wohlergehen der Pariser Vergnügungsrepublik — da draußen irgendwo — là-bas — für Frankreich schlagen.

Es ist aber dieselbe Zeit, da der General Bonaparte, der jetzt auch sein italienisches Buonaparte von sich tut, den Dialog über die Liebe ad acta legt. Das Pariser Où est la femme? ist von ihm begriffen und daß der Weg zu den Höhen im Trotz hiergegen Irrtum ist. Mit bezeichnender Totalität kapitulieren seine Grundsätze und schlagen seine Wünsche um. Als den nunmehrigen Divisionsgeneral von 26 Jahren, dessen rascher, als befohlen, losgehende Kartätschen die ein paar Tage angstschlotternde Zivilrepublik vor dem großen Vendémiaireaufstand gerettet haben, eine als lebhaft und geistreich bekannte Dame pomphaft anspricht: „General, eine Frau könnte Ihnen nur Gattin oder Schwester sein!" da versteht er eine gewollte Sottise. Es ist der alte wehe Punkt, auf den sie ahnungslos getroffen hat. General, daß Frauen Sie lieben werden, denken Sie doch wohl nicht! So wenig kapiert er das größte Kompliment, das man in der Gesellschaft des Thermidor, wo jeder fade Schwächling die Arme luxuriöser Frauen offen findet, ihm machen will.

Désirée Clary als Königin Desideria von Schweden
Lithographie von T. Lundh nach einem Gemälde von F. Westin

Und in der Tat, diese Arme tun sich auch um seiner Lorbeeren willen nicht auf für ihn.

Durch das intime Gemach der sonst so gunstreichen Göttinnen des Thermidor wird sein Weg nicht gehen. Überdies, das würde auch nicht die Valuta der trostlos entwerteten Papier-Assignaten verbessern, worin man sein nominelles Gehalt auszahlt. Den Protektor hat er jetzt auch ohne weibliche Bemühung: das ist Barras, das Haupt des Direktoriums. Und der sonstige Weg ist — Heirat.

Sein älterer Bruder Josef hat die Tochter eines Marseiller Seidenkaufmanns geheiratet, und diese hat eine jüngere Schwester, Désirée Clary. Mit ihr wechselt er Briefe, und das geschriebene Wort des Geistvollen, kühn Hochfliegenden hat die anfängliche Lauheit der kleinen Mitgiftträgerin merklich angewärmt. Auf alle Fälle behält er dieses kleine Eisen im Feuer. Inzwischen verliert die reiche Frau Permon aus Korsika, einst eine gute Bekannte von Napoleons verstorbenem Vater, ihren Mann, und ohne Besinnen — holt er sich bei der vernünftigen Dame seinen Korb. Da macht er die Bekanntschaft der Witwe Beauharnais, und es bedarf kaum noch des verheißungsvollen Zuredens seines Zivilchefs Barras' um sie im Sturm zu nehmen.

Josefine ist nur sechs Jahre älter als er. Sie ist die vornehme Dame schon aus der französischen Gesellschaft des ancien régime, und sowenig das etwas gelten soll, soviel bedeutet es trotzdem. Das ist ja das fast Komische in dieser Republik der erklärtesten Egalité, daß hauptsächlich Aristokraten, die die Guillotine nicht mehr erreicht hat, sie und ihre maßgebenden Salons regieren: der Bürger Barras, der ein Graf ist, sodann die Geliebte, jetzt Gattin Talliens, die eine Gräfin Cabarrus und verwitwete Marquise ist, und ähnliche mehr — und daß es mit am empfindlichsten für den General der großen Republik ist, nur korsischen Adels zu sein. Das Heilmittel seines Korsentums in mehr als einer Beziehung wird sein, die Bürgerin Beauharnais zu heiraten, die eine Vicomtesse ist, Vollfranzösin, Freundin der Tallien und Geliebte Barras', dem aber dieses Verhältnis — eines unter vielen — schon reichlich andauert, so daß er sehr wohlwollend über eine Heirat von ihr denken würde. Folgerichtig hatte der Wohlfahrtsausschuß, als er Beauharnais, den liberalen Adligen aus der Nationalversammlung und General der Republik, eines Tages als „verdächtig des Aristokratentums" guillotinierte, auch seine Gattin eingekerkert und ihr dasselbe zugedacht. Für ihn kam der Thermidor vier Tage zu spät, sie rettete er gemeinsam mit Talliens aristokratischer Freundin und mit der reizenden Juliette Récamier, und auch ihr immerhin schätzbares Vermögen gab er ihr zurück.

Seltsame Ironie, wäre Josefine das Opfer der pedantischen Guillotine für ihren Bund mit Beauharnais geworden. Eine vor fünfzehn Jahren geschlossene Verbindung, aus deren Anfang die Kinder, Eugen und Hortense, stammen, dann kaum eine Ehe mehr. Kühlste Gleichgültigkeit, lange Trennungen, Untreuen, zeitweilige Scheidungsgedanken, weil Beauharnais eine andere Geliebte heiraten möchte. — Seit anderthalb Jahren ist sie also frei. Und um hier noch die Stellen, über die unsere Unwillkürlichkeit stolpert, aus der neuen Verbindung zwischen ihr und Bonaparte zu beseitigen, ist zu betonen, daß man den Begriff einer kompromittierten Frau nicht kennt, ferner daß es auch kaum irgendwo damals jene primitivste Eifersucht der Selbstachtung und der Liebe gibt, der es unmöglich fiele, sich mit dem Gedanken an die Zahl der Vorgänger abzufinden. Mag sie individuell vorhanden sein, so würden die andern sie für die Schrulle eines Sonderlings, der kein Mann von Welt ist, nehmen. Es ist mit den Damen dieser Zeit, wie sonst mit den Tänzerinnen: sie werden interessanter, mit desto mehreren sie schon genannt worden sind. Hatte schon das ancien régime auf dem Standpunkt gestanden, daß es die Quittung über die Reizlosigkeit einer Frau sei, wenn sie keine Liebhaber

Mlle. Georges. Gemälde von François Gérard

Mlle. Duchesnois
Zeichnung von Déveria, gestoch. von Bertonnier

per ausgehen, der so rückhaltlos, wie es hier geschieht, die Handschrift des Lebens, des Persönlichsten, bekennt. Das wird nun bei Bonaparte, dem sechsundzwanzigjährigen, auch der Fall. Die Psychologie seines Willens, sie zu gewinnen, und eine damit zugleich elementar zu ihr aufwallende Sinnlichkeit kommen in Wechselwirkung zusammen. Ein Drittes noch hat den Brand geschürt: die trivialste, aber auch todsicherste aller Lebenskünste, daß Josefine ihm hanebüchene Schmeicheleien und Prophezeiungen gesagt, die ihn berauschen.

Nur gewohnheitsmäßig hat sie es zunächst getan, aus der alten Übung ihres Charmes. Als er, nach denkbar kürzester Bekanntschaft, ihr ungestümer Werber wird, äußert sie zu Freundinnen, wie fremd sie sich diesem jäh aufgetauchten Manne fühlt, und weiter, daß sie das nicht innerlich erwidern kann und in welche Unzuversichtlichkeiten, eigentlich Unmöglichkeiten sie der Gedanke an eine Verbindung zieht. Es fehlt nicht an Feinheit, an gutem Lebenstakt in ihren Bedenken, ob sie es denn wirklich wagen darf, sich an diesen Mann von Zukunft zu ketten: sich, für die das allerdings bedeuten kann, eine gesellschaftliche Rolle, die fühlbar bald nur Vergangenheit sein wird, zu retten. Aber auch ähnlich, automatisch fast, wie sie schon von einer Hand in

finde, so hatten die Moralbegriffe im Tohuwabohu der Revolution keine Zeit gehabt, sich zu verbessern, und vollends nach der Erlösung von Robespierre, dem Idealisten einer „antiken Bürgertugend", herrschte eine bacchantische Stimmung der „Erholung" auf jede Art von Entbehrungen und Schrecken.

Eine Triumphatrix in der Gesellschaft des Thermidor ist Josefine nicht, wie die Tallien oder die sich noch extravaganter im Sieg enthüllter Reize gefallende Hamelin. Sie war auch schon zu verblüht dafür. Korrekte Modeeleganz, eine gewisse Feinheit des Profils, ein Glanz der dunklen Augen noch, dünn gewordenes braunes Haar, reichliche Schminke, ruinenhafte Zähne, darin kommen die objektiven Schilderungen zusammen. Und immer in dem lässigen Charme der feineren Dame, durch den sie wirkt, um so mehr als in der jetzigen Gesellschaft der Politiker, Bankiers und reich gewordenen jakobinischen Staatslieferanten die wirklichen Damen und die Bezauberinnen so bitter selten geworden sind. In dem dünnen, einzigen Kleid, womit man sich in Gesellschaft und bei Besuchen zeigt, der langen, tiefausgeschnittenen, hochgegürteten Chemise, erhöht sich dieser allgerühmte Charme der dreiunddreißigjährigen Josefine durch die weiche Grazie der länglichen Glieder und einer feinen, wenn auch schon welken Gestalt. „Erhöht" sich. Wenn die Zeit oder die Menschen dafür disponiert sind, so kann eine merkwürdige, letzten Endes rührende und auf diesem Wege wieder unwiderstehlich auf die Sinne wirkende Gewalt von einem Kör-

Die Sängerin Grassini
Gemälde von Elisabeth Vigée le Brun im Museum zu Rouen

die andere gegangen ist, wird sie seiner Entschiedenheit willig, nebst den Ermunterungen Barras' — desselben Barras, der einen frivolen Reiz darin empfindet, den Abschied von ihr bis in die Tage des Standesamts noch einmal recht als der alte Souverän über sie zu genießen.

Vor dem Trauungstribunal sind Barras und Tallien die Zeugen. Wie vieles Bonaparte gewußt hat, wissen wir nicht. Die Spitzen der Republik erhöhen die Ehren seines Hochzeitstags, mit Sieg und Zukunft in allen Gedanken führt der kleine Korse die Frau heim, die ihn in den ersten Gesellschaftskreis Frankreichs hineinhebt und die ihm so „berauschende" Beweise ihres Verständnisses für seine Persönlichkeit gegeben. „Au destin!" diese Devise ihrer Gemeinsamkeit läßt er in ihren Trauring gravieren.

Nach Marseille an Désirée Clary ist eine Mitteilung gegangen, als die Heirat beschlossen ist. Und zu ahnungslos überrumpelt, um eine kühle Zustimmung zu finden, schreibt die junge Südfranzösin zurück, daß sie außer sich ist, tief gekränkt und unglücklich. Dann — so seltsam geht das Geschick — heiratet sie 1798 Bernadotte, den bürgerlichen Advokatensohn, und wird noch Königin von Schweden († 1860).

Drei Tage nach der Trauung reist Bonaparte ab zur Armee, deren Oberbefehl er bekommen hat, und auf den Schlachtfeldern Oberitaliens fliegt er von Sieg zu Sieg, erfüllt sich ihm nun schon sein hohes „au destin!" Billette von weltgeschichtlicher Lapidarität sendet er an Josefine. Und sie? Ist es, als sei ein Traumerlebnis nur an ihr vorbeigehuscht? Oder ist es, daß ihre späte Weiblichkeit der Pflanze gleicht, in die nach der Umsetzung in den veränderten Boden ein neubelebtes Austreiben kommt? Sie war wohl nie spröde gewesen, aber niemals hat sie weniger eine Pflicht respektiert, es zu sein, als jetzt, da es der pikanten Eitelkeit für kecke Männer nicht entbehrt, dem glorreichen Sieger an der Spitze der Armee daheim die Frau zu trösten . . .

Und abermals, als Bonaparte unter den Pyramiden steht, dasselbe Spiel. Damals haben es Briefe seiner Brüder ihm mit den nötigen schonungslosen Einzelheiten mitgeteilt. Und er entschließt sich daraufhin zur Scheidung. Als er nach Frankreich, Paris heimkehrt, fährt Josefine ihm irrtümlich auf einer falschen Chaussee entgegen; dann findet sie das Haus in der Rue de la Victoire verschlossen, Befehl gegeben, sie nicht einzulassen. Trotzdem hat sie den Mann, der sie auf seine Art geliebt hat, mit ihrer zugestandenen Eheschuld, ihren Tränen, ihrer Verzweiflung, ihrer naiv dem Energiemenschen überlegenen Weiblichkeit besiegt. Es ist zudem auch nicht die Zeit für kompromittierende Eheaktionen. Es gilt vorzubereiten, was sich drei Wochen nach dieser Heimkunft vollzieht: daß am 18. Brumaire Frankreich seinen befehlenden Gebieter findet.

Den Frauen, die er seinerseits begehrte, hatte er schon vorher begonnen, den Gebieter zu zeigen. Der hübschen Offiziersfrau, die er in Ägypten bei sich hatte und die die Truppen, gemütlich davon angesprochen, „notre femme" nannten, und andere mehr. Man weiß die Dinge, die jeder Franzose natürlich findet, man richtet sich auch allgemein danach, daß der bewunderte Sieger beim Besuch oder Durchmarsch in französischen Städten die schönen Frauen zu sehen wünscht; in weißen, antiken Gewändern, Girlanden und Ruhmeskränze tragend, pflegen sie seinen imperatorenhaften Einzug zu geleiten. Er hat für seine Person ohne Bedenken die Traditionen der Könige Frankreichs aufgenommen. Und er hat sie überboten. Unterstützt dadurch, daß die Zeit vorüber war, noch offizielle Mätressen mit Hofrang zu kreieren.

Der Epikureismus des männlichen Eroberns, das schonungslose Machtgefühl, der Triumph des einstigen Vielverschmähten und, wie gesagt, doch auch intimere Sehnsucht nach dem Zärtlichen wirken hier zusammen, Verlangen nach einer vollwichtigen Erfüllung dessen, was der einfachste Soldat in seinem Schatz besitzt. Das ist die Psychologie dieses Jagens nach dem Genuß dieses sich schnell gewöhnenden Sultanismus, der auf der Basis einer tief zerrütteten Zeit eine Willige nach der andern an sich zieht und doch niemals mit gefühlter ganzer Sicherheit zu einem Herzen dringt. Der brutaler und brutaler wird, weil sie es so verdienen. Und der nur von dem kategorischen Imperativ des Kaisers überwacht, gezügelt wird, der sich kein Capua bereiten, sich selbst, seine hundertfädigen Aufgaben und Geschäfte nicht versäumen darf.

Eine Despotie des Frauenverbrauchs, gemildert durch Pflichten und — Zeitmangel. Die bezeichnendsten, gröblichsten und auch am feinsten amüsanten Anekdoten liegen hier. Wie in Malmaison, wo er die eine dieser befreundeten Generalinnen besucht, sich zu ihr setzt, unruhig Berichte aus der Tasche zieht, zu lesen anfängt, auf einmal die Akten erregt zusammenrafft und ohne ein Wort davonstürzt. Oder wie es Mlle. Duchesnois, nach anderer Quelle der schönen Schauspielerin Weymer, genannt Mlle. Georges erging — übrigens diese eine der wenigen, die sich späterhin noch redlich gegen den Mann benommen haben, dem sie zur Zeit seines Glanzes sich ergeben. In den Tuilerien wird sie in ein bestimmtes Zimmer geführt, Napoleon kommt, spricht einige barsche Worte, geht wieder und — vergißt sie vollständig. Als die Ärmste nach Stunden seltsamsten Wartens aus der Tür späht und fragen läßt, wie sie sich verhalten soll, bekommt sie Bescheid, sie solle sich nach Hause begeben. —

Inzwischen werden Deutschland, Österreich, Preußen niedergeworfen, und die Zeit unserer trübsten Erinnerungen wird noch mehr zur nationalen Schmach durch das nicht zu vertuschende offenkundige Ver-

halten deutscher Mädchen und Frauen. Interessant genug, um es auch einmal von der anderen Seite her zu sehen, wirkt aber nun dasselbe, was uns die Schamröte um jene Generation in die Wangen jagt, auf die Franzosen selber. Sie haben ein Land der Legende entdeckt, das Land der Gretchen, der Wertherschen Lotten — in ihrer Auslegung — und sie sprechen, geschmackvolle und glaubwürdige Offiziere, Beobachter aus der nächsten Umgebung Napoleons, mit einer Begeisterung und Schwärmerei von diesen deutschen Frauen, die sie zugleich für die zarteste Bewunderung halten. Vierzehn Tage, nachdem man in eine Stadt oder Residenz eingerückt ist, haben sich die Liaisons geregelt. Aber das sind keine Liaisons mehr, wie man sie italienisch, spanisch als Eroberer gewohnt ist, das ist etwas nie Erlebtes, das ist die deutsche Liebe, das ist die Liebe selbst; bisher hat man sie noch nie gekannt, am wenigsten in Paris; das Romanentum kennt nur die Galanterie, die Liebschaften der Eitelkeit oder der Gewöhnlichkeit. „Nichts ist süßer, als eine Deutsche!" erklärt ein Tagebuchschreiber. „Die Liebe einer Deutschen ist mehr als Eitelkeit und Sinnlichkeit, sie kann nicht zärtlicher und süßer sein, aber dabei ist sie Schöneres, sie ist Kultus, und wenn die Deutsche zu einem Franzosen eine Liebe fühlt, so betet sie ihn mit grenzenloser Inbrunst an und ist ihm treu." Es ist nicht auszusagen, wie voll inniger Hingabe, wie kokettierelos nur liebend diese Deutschen sind und: wie unschuldig tugendhaft.

In den Kreis dieser Entdecker und Schwärmer gehört — trotz aller Politik, allen Ehrgeizes, aller Gesichtspunkte der legitimistischen Fortsetzung der Dynastie — zu gewissem Grade auch der Kaiser selbst in seiner Ehe mit Marie Luise. „Lieben Sie nur eine Deutsche!" hat er schon eher gesagt, als epigrammatische Zuspitzung dessen, was er rühmen hört. Es ist in dieser bündigen Sentenz auch von ihm ein trotz aller Französinnen, Italienerinnen, Polinnen noch nie erfülltes Ideal darin. Eine Vorstellung von Reinheit und Natur, ein Begriff seiner Jugend, als sie Rousseau und Goethe las.

Gewiß, er hätte sich nicht abhängig davon gemacht. Es handelt sich um die vollgültige Gleichsetzung der Dynastie Napoleon neben die alten Kaiserfamilien, dadurch, daß eine von diesen dem Kaiser der Franzosen eine Gemahlin gibt und, vor allem, durch sie die erhofften Kinder. Napoleons zeitweilig intimeres Verhältnis zum Zaren Alexander brachte mit sich, daß er zunächst um eine von dessen Schwestern verhandelte. Noch war er mit Josefine vermählt; um dieser Pläne willen ward sie jetzt von ihm geschieden, nicht ohne starke Gemütsbewegungen auch auf seiner Seite, und

Kaiserin Marie Luise mit ihrem Sohn, dem König von Rom
Gemälde von François Gérard im Museum zu Versailles

kaiserlich freigebig ward sie abgefunden. Da man von Petersburg aus ihn hinhielt und der Friede von Schönbrunn, noch mehr das Ministerium Metternich ein neues Verhältnis zu Österreich geschaffen hatten, kam er mit diesem kurzfertig überein. Dem Kaiser Franz war es schon recht, dem mächtigen Frankreich schwiegerväterlich das regierende Haus zu geben.

Das konservative Europa entsetzte sich; man wollte sicher wissen, die junge Erzherzogin werde lieber sterben, als sich zu dieser aufgedrungenen Mesalliance hergeben. Das konservative Europa hat sich noch öfter in der Beurteilung dynastischer Familienkrisen geirrt. Am 11. März ward Marie Luise durch Stellvertretung in Wien Napoleon vermählt, am 27. holte dieser auf der Straße vor Compiègne seine junge Kaiserin ein. Am 1. April erfolgte dann die französische Eheschließung.

„Heiraten Sie nur eine Deutsche! Es sind die besten Frauen der Welt. Sanft, gut, kindlich naiv und — frisch wie die Rosen!" Es ist etwas tief Gestilltes in dieser Fanfare seiner jungen Ehewochen. Selig wird er durch die prompte Geburt seines Sohnes, den er in der Wiege zum König von Rom erhob. Und doch hat er in den kritischen Momenten der Entbindung den Beweis gegeben, daß er Marie Luise mehr liebe, als seine Dynastie.

Im Triumph führt er, was ihm bei Josefine widerstrebt hat, auf seinen Reisen seine neue Gemahlin, die nur Jugend hat, mit sich herum. Auch nach Dresden im Mai 1812 zum Fürstentag. Mit all seinem Stolz auf sie setzt er beim Aufbruch zum russischen Feldzug die Kaiserin zur stellvertretenden Regentin ein.

Und sie hat das Bitterste, was er als Mensch erlebt hat, ihm angetan. So willenlos, wie sie ihn geheiratet hatte, so innerlichst passiv sah sie die Vernichtung seines und ihres Kaisertums und ließ sich von ihrem Vater einheimsen, durch den sie dann das Herzogtum Parma bekam. Napoleon hat optimistisch noch da an sie geglaubt, als er, von Elba entwichen, von neuem als Herr von Frankreichs Armee der Welt zu trotzen, sie zu besiegen hoffte. Er berief seine Gattin zu sich nach Paris, aber sie dachte gar nicht daran — und war die Geliebte ihres Oberstallmeisters, des Grafen Neipperg.

Auch sonst zerrinnen die Namen der von Napoleon vormals geliebten Frauen in alle Winde und verteilen sich, wie mit einem schlechten Witz, an die Alliierten und die Restauration. Verschiedene gehen an die Prinzen der Bourbonen über, die Sängerin Grassini an Wellington, die Walewska heiratet einen dem Kaiser verhaßten Verwandten von ihm. Désirée Clary, um derentwillen er soviel Nachsicht und Schwäche gegen Bernadotte gehabt, erlebt mitten in Paris mit unverstellter Genugtuung die endgültige Katastrophe von Waterloo.

Josefine hat zu ihm nach Elba kommen wollen und ist wenige Wochen danach, im Mai 1814, an einer Halsentzündung gestorben. Während der Hundert Tage hat Napoleon im vereinsamten Gedenken an sie Malmaison besucht. So nimmt das Kapitel der Lieben und Ehen Napoleons wie eine konfus komponierte Tragikomödie sein Ende.

Die Taufe des Königs von Rom. Ausschnitt aus einem Gemälde von J. B. Isabey

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Felix Hollaender, Der Eid des Stephan Huller (Berlin-Wien, Ullstein & Co.). — H. Wolfgang Seidel, Erinnerungen an Heinrich Seidel (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandl. Nachf.). — Marx Möller, Im lachenden Land (Berlin, Paul Oestergaard). — Adam Müller-Guttenbrunn, Es war einmal ein Bischof (Leipzig, L. Staackmann). — Wilhelm Holzamer, Pendelschläge (Berlin, E. Fleischel & Co.). — Selma Lagerlöf, Liljecronas Heimat. — Gesammelte Werke (München, Albert Langen).

Der modernen Literatur ist Heil widerfahren! Riesenplakate an den Berliner Kinos künden, daß sie bis auf weiteres den geschätzten Zeitgenossen in der Flimmerkiste vorgekurbelt wird. So hat sich nun endlich der Traum der Schwärmer erfüllt: sie dringt in alle Tiefen der lichthungrigen Masse, sie kann ihren läuternden Einfluß auf die verwegensten Ballonmützen ausdehnen, sie wird unsrem durch Emporlesebücher schon so herrlich gehobenen Volke den letzten Veredlungsschliff erteilen. Und der civis Germanus, der den Brüdern in Apoll mutig die Bahn brach, der die unbegrenzten Möglichkeiten des Kientopps in den Dienst der Romanbranche stellte, dessen Werk als erstes auf solche Weise ans Herz der Nation getragen wird — er heißt Felix Hollaender! Über Lord Byron schwebte 1809, als er zur Quelle von Delphi kam, wie ein Wahrzeichen des Ruhms ein Zug von zwölf Adlern. Über Felix Hollaender aber rollt sich, ein moderneres Symbol, ein leuchtender Kilometerfilm ab und trägt die Glorie seines Namens und seiner noch knusperigen Gestalten in alle Gaue des Vaterlandes — mindestens so lange, bis eine neue Moritat Pariser Apachen allüberstrahlend dazwischentritt.

Dieser kaum ausgebackene Roman von Felix Hollaender, der durch den Kientopp bereits in den allgemeinen Bildungsstand der Nation übergegangen ist, führt den Titel „Der Eid des Stephan Huller" (Berlin-Wien, Ullstein & Co.). Und besonders sein erster Teil muß auf die Besucher der Lichtbildtheater überaus bildend und berauschend wirken. Da ist der Artist Charles Tiller alias Huller, der allabendlich im „Wintergarten" seine Frau und seinen Jungen auf einer sechs Meter hohen Bambusstange balanciert — ein lieber Mensch mit glucksendem Lachen. Das Glück der kunstreichen Familie wäre vollkommen, wenn die teure Gattin nicht heimlich einem Drahtseilkünstler zu viel Liebe erwiese. Als Charles Tiller im Café Bauer davon hört, stößt er mit dumpfem Laut einen Tisch um, trinkt einen dänischen Korn, kauft zwei schwedische Messer und rückt dem verführerischen Kollegen auf die Bude. Man ahnt einen schaurigen Zweikampf im Hotelzimmer, aber da der Drahtseilkünstler die ungleiche Partie nicht annimmt, so bleibt dem betrogenen Ehemann nichts anderes übrig, als ihm ritsch ratsch mit einem schwedischen Messer die Kehle zu durchschneiden. Nach dieser „guten, reinlichen Arbeit" trinkt er im Café Bauer wieder einen Korn, gibt dem Zahlkellner zwanzig Mark Trinkgeld und geht gemächlich zum nächsten Polizeirevier, um die Tat zu melden. Er wird verurteilt, und bevor er im Gefängnis Selbstmord verübt, hat er noch eine Unterredung mit seinem Sohn. „Versprich mir, Junge, schwöre mir, dich niemals an ein Frauenzimmer zu hängen, dein Lebtag ledig zu bleiben — versprich es mir und denke daran bis zu deiner Todesstunde."

Das ist der „Eid" des Stephan Huller, das die Vorgeschichte des Romans. Und so grobschlächtig diese Einleitung sich gibt — sie ist erzählerisch noch das weitaus Beste des Buches. Natürlich irren schon hier über die angeschlagene Melodie ein paar falsche Flötentriller, und empfindliche Menschen werden oft genug peinlich berührt zurückfahren. Als Charles Tiller z. B. seinem Opfer kunstgerecht die Gurgel durchsäbelt hat, stellt er sich vor den Toten hin und sagt laut — das Vaterunser auf! Das wird nicht nur erzählt — o nein, Wort für Wort, säuberlich eingerückt und typographisch hervorgehoben, wird das ganze Gebet in all seiner Kraft und schlichten Größe dem Mordkapitel eingefügt. Und da verzieht man zornig die Stirn. Als melodramatischer Aufputz für eine Kientopp-Moritat ist das Vaterunser zu schade, und selbst ein wenig ausgebildetes Feingefühl hätte davor zurückscheuen müssen. Aber Felix Hollaender empfindet offenbar anders. Er ist zweifellos hochbeglückt und sehr gerührt gewesen, als ihm zu der Sensation des Halsabschneidens noch die Vaterunser-Nuance einfiel, und wird sehr erstaunt und empört sein, daß sie auf andre Leute nur wie ein scheußlicher Komödiantentrick wirkt.

Doch diese Entgleisung ist noch gar nichts gegen die Orgie von falschen Tönen, die uns im weiteren Verlauf und besonders im letz-

ten Teile des Romans umbraust. Der Konflikt, zu dem die Handlung sich zuspitzt, ist ja vorauszusehen. Stephan Huller verliebt sich und fällt bei dem Gedanken an seinen Schwur in schwere Gewissensnöte. Zwar wird jeder vernünftige Mensch dieses einem Knaben abgenommene Gelöbnis, ledig zu bleiben, für viel zu töricht und unnatürlich halten, als daß es ernsthaft ein Glück bedrohen und ein Leben bestimmen könnte. Aber Felix Hollaender tut so, als wäre die Papierkulisse, mit der er seinem Helden den Weg verstellt, ein Eisengitter, und Stephan Huller muß dumpf brüten und aufgeregt herumrennen, muß von Pontius zu Pilatus laufen und grausliche innere Kämpfe bestehen, ehe er glücklich an der Papierkulisse vorbei in die geöffneten Arme seiner kleinen Haïse Charlotte dirigiert wird. Auch in der Ehe bekommt er noch Rückfälle, schiebt jedes Pech auf seinen Eidbruch und wird endlich — das ist der Clou! — in eine ähnliche Situation geführt wie sein Vater. Dazu verhilft ihm Herr Spinetti, ein satanischer Italiano, dem wiederholt aus lauter Leidenschaft der weiße Schaum vor die Lippen tritt. Eigentlich haßt ihn Haïse, aber anstatt den frechen Burschen vor die Tür zu setzen oder ihrem abgöttisch geliebten Mann ein Wörtchen zu sagen, fällt sie ihm halb, dreiviertel oder ganz anheim — nach den Gesetzen der unergründlichen Hollaenderschen Psychologie. Stephan Huller steht also ungefähr auf gleichem Fleck wie einstmals sein Erzeuger, und nun beachte man den kühnen Parallelismus: auch er irrt durch die Straßen, auch er plant Mord, auch er trinkt vor der Tat ausgerechnet einen dänischen Korn, auch er trifft genau denselben Mann, den sein Vater in der gleichen Lage getroffen hat und der seither aus dem Buche verschwand, auch er rückt dem Verführer auf die Bude, und man wartet nur noch mit einiger Spannung darauf, ob er nach dem Mord das Vaterunser oder das Te Deum laudamus anstimmen wird. Diesmal wird die Affäre dann leider nicht auf den Gurgelschnitt, sondern auf den Versöhnungsschmatz hinausgedreht.

Mit einem Worte: ein berauschendes Buch! Es trieft förmlich von falschem Gefühl, von falscher Einfalt, von falscher Treuherzigkeit. Es wirkt falsch, wenn Huller senior über dem blutigen Teppich mit dem Vaterunser loslegt; falsch, wenn der liebe Gott, der Seelenbräutigam Jesus, die Jungfrau Maria, der katholische Priester mannigfach bemüht werden; falsch, wenn Herr Johannes von der Ewigkeit seine einfältig-hohe Weisheit predigt; falsch, wenn der Erzähler den sanften Zeigefinger erhebt: „Ach, lieber Leser, um das arme Menschenherz ist es verzweifelt schlecht bestellt!“; falsch, wenn der Held zum Schluß seine Frau in die Arme schließt: „Du, ich will dir ein Hausvater sein!“ Über den ganzen letzten Teil ist überhaupt kein Wort zu verlieren, und dabei bin ich überzeugt, daß Felix Hollaender geradezu eine Tragödie „mit Herzblut“ zu schreiben glaubte, ja, daß er selbst vielleicht gar Tränen der Rührung über seine Phantasiepuppen vergossen hat. Aber der alte Lafontaine, nicht der klassische Franzose, sondern der deutsche Roman-Wassersüppler, der Lieblingsautor Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise, — der heulte sogar wie ein Schloßhund über seinen Manuskripten, ohne daß sie deshalb echter wurden. Und gerade diese gefühlvolle Unechtheit, die leichtgerührte Empfindsamkeit, die als tiefe Empfindung verkauft wird, ist hier so gefährlich! Ist es doppelt, weil sie nicht nur mit Geschick, sondern auch mit Talent vorgetragen wird! Der alte Kammervirtuose z. B. ist ja wirklich eine hübsche Figur, und die ganze literarische Aufmachung des Werkes wird ohne Zweifel Leute von unsicherm Geschmack bestechen und blenden. Deshalb gehört eine besonders große Warnungstafel vor den „Eid des Stephan Huller“: Achtung! Rattengift mit Sentimentalität verrührt!

Retten wir uns aus Ärger und Verstimmung in freiere und reinere Lüfte! Wir wollen uns einen Augenblick auf das Sofa von Leberecht Hühnchen setzen — auf das berühmte Sofa, auf dem sich der kluge Mann sorgsam ein „Tal“ aussucht — und wollen zuhören, was uns der Sohn des Hühnchen-Dichters von seinem Vater erzählt. Hier darf man getrost und behaglich verweilen; hier stört kein falscher Ton; hier atmet man in einer zwar engen, aber auch traulichen, in einer etwas philiströsen, aber auch gesunden und echten Welt. H. Wolfgang Seidel, der die „Erinnerungen an Heinrich Seidel“ (Stuttgart, J. G. Cotta) überraschend leicht und hübsch geschrieben hat, will allerdings das Philisterzöpfchen nicht gelten lassen und führt ein paar Seitenhiebe gegen die moderne Literatur und gegen die Leute, die seinen Vater „allzu bürgerlich“ fanden. Doch alles, was er erzählt, wendet sich lächelnd wider ihn. Lieber Gott, es kann doch nicht jeder um Weltanschauungen ringen und eine große Natur sein! Die Adler sind immer selten, und es muß daneben auch Baumpieper geben. Ist denn das etwas Schlechtes? Haben wir nicht genug Leute in der Welt, die sich an dem freundlichen Sänger baß ergötzen? Darf er denn nicht getrost bleiben, was er ist? Der wackre Mecklenburger, der sich mit Johannes Trojan und andren Gesinnungsgenossen in dem „wüsten“ Berlin ein heimliches Eckchen schuf, war so ein kleiner bescheidner Nestvogel. Die Höhen lockten ihn nicht; Leidenschaften schüttelten ihn nicht; kein wildes Verlangen trieb ihn je aus seiner Bahn. Er ist immer der beste Gatte und Vater gewesen. Er hat eigenhändig alle Christbäume geschmückt und war sehr stolz auf sein Werk. Er zündete die Kerzen sehr sinnig nur mit einem Lichte an, das er vom vorjährigen Weihnachtsbaum zurückbehalten

und sorgfältig bewahrt hatte. Er baute aus Streichholzschachteln, Hölzchen und Siegellack seinen Kindern großartige Eisenbahnzüge. Er war ein liebenswerter Bastler, glücklich in seinem engen Heim, ein Ableger seines verehrten Meisters Storm auch in der Neigung für Hauspostille und Familienteekessel. Er wäre wunschlos gewesen, wenn ihm nicht ewig der Schreibtisch gedroht hätte. Nur unwillig und widerstrebend nahm er die Feder in die Hand, „unter Ekel und Abscheu" kamen seine Sachen aufs Papier, und tatsächlich hat er ja auch niemals eine zwingende Form gefunden. Als er wieder einmal den Schlußstrich unter eine Arbeit gesetzt hatte, stellte er sich zur innigsten Freude von Weib und Kind auf den Kopf. Ein wie großer Vogelfreund er war, wissen wir ja schon aus seinen Büchern. Und nun berichtet uns der Sohn, daß er stets eine ganze Schar gefiederter Gäste im Käfig beherbergte. Gartengrasmücken und Sumpfrohrsänger, Fitislaubvögel und Bachstelzen, Baumpieper und Blaukehlchen zirpten und piepsten und sangen in seinem Arbeitszimmer, und auf einem Bord seiner Bibliothek standen mächtige, mit Pergamentpapier zugebundene Steinguttöpfe, in denen er — eine Mehlwurmzucht hielt. „Meine Mehlwürmer," schreibt er in einem Briefe, „sind still, freundlich und genügsam, sie schreien nicht, sie stinken nicht und stiften keine Familienzerwürfnisse. Sie sind ein kleines Kapital, das mächtig Zinsen trägt. Auch erfreuen sie durch ihre bloße Anzahl. Sonntags pflege ich sie zu besehen und wühle ein wenig in ihnen wie ein Geizhals in seinen Schätzen." Nur ungern ließ er sich von andern Vogelbesitzern welche abbetteln. Herman Grimm pflegte übrigens die hübsche Geschichte zu erzählen, daß Seidel im Eifer des Gesprächs einem Besucher statt einer Zigarre einmal zwei Mehlwürmer überreicht habe.

Als er dann gar in Lichterfelde einen Garten hatte, worin Rotschwänzchen nisteten, war sein Sehnen gestillt. Er düngte diesen Garten sogar selber und zog Radieschen und Rosen, Gurken und Stachelbeeren, einen Kürbis und andere gute Dinge darin, worüber er mit Stolz berichtete. Seinem Freunde Trojan schickte er dann wohl mit artigen Versen Proben seiner Ernten und bekam einen dito gereimten Dank zurück, und in langen Briefen erzählten sich die Freunde von „Lieschen", der Bachstelze, die sie gesehen hatten, oder von einem Pflänzchen, nach dessen Standort sie suchen wollten, oder von der Zubereitung köstlicher Pastinakwurzeln. Gute Hausfrauen können ja fast in allen Seidelschen Schriften neue Rezepte für ihr Kochbuch finden, und Leberecht Hühnchen würdigte es vollkommen, wenn Trojan ihm in einem Brief von Rüben mit Hammelfleisch als einem geradezu kaiserlichen Gericht vorschwärmte.

Ja, Leberecht Hühnchen —! Denn diesen ganzen Lebensstil Seidels kann man doch wirklich mit keinem anderen Worte bezeichnen. Es ist soviel Beschauliches, Genügsames, Philiströs-Liebenswürdiges darin; es ist das Kleinbürgerideal in Verklärung, das da vor uns erscheint, und wenn man manchmal ein bißchen ironisch dazu lächelt, so geschieht es doch mit einer herzlichen, nicht weh tuenden, gutmütigen Ironie. Deshalb braucht sich Seidel junior wirklich nicht zu kränken. Niemand will seinem Vater etwas nehmen. Ich möchte ihn nur in seiner Kleinwelt begrenzen und dafür plädieren, daß man noch nicht unbedingt ein verworfener Mensch ist, wenn man Rüben mit Hammelfleisch verschmäht und für den Baumpieper kein höheres Interesse aufbringt. Ich liebe Heinrich Seidel sehr, aber länger als eine halbe Stunde halte ich es nicht bei ihm aus. Ja, ich gestehe, daß mich seine Werke nur selten so interessiert haben, wie diese Erinnerungen. Ihre gefällige und flüssige Form scheint übrigens zu verraten, daß der Sohn am Schreibtisch nicht ganz so gestöhnt hat wie der Mann, dem er dieses Liebesdenkmal errichtete.

In Mecklenburg ist auch Marx Möller beheimatet, und dort, „Im lachenden Land" (Berlin, Paul Oestergaard), spielt sein erster Roman. Wenn ich Roman sage, so ist das allerdings höchst euphemistisch ausgedrückt. Denn tatsächlich handelt es sich bloß um einen breit auseinandergegangenen Napfkuchen, dessen mangelnde Konsistenz durch reichlich viel Rosinen wettgemacht werden soll. Diese Rosinen — allerlei köstliche Schnurren und Dönchen — sind die Hauptsache, und ihretwegen ist der ganze Teig angerührt. Wenn Marx Möller z. B. eine heitere Geschichte kennt, die im Neustrelitzer Hoftheater passiert ist, so läßt er seine Personen einfach ins Theater fahren, um das Anekdötchen anzubringen. Und mit der liebenswürdigsten Kunstlosigkeit wird diesem oder jenem das gerade benötigte Stichwort in den Mund gelegt, an das sich ein allgemeines „Ach bitte, erzählen Sie!" anschließen kann. Vielleicht muß man das Obotritenländchen kennen, um diese handlungs- und entwicklungslose Breite und Weite durchhalten zu können. Aber wer zu Mecklenburg-Strelitz Vaterland sagt oder lange dort gelebt hat, der wird an vielen Gestalten, Kapiteln und urechten Einzelheiten sein heiteres Vergnügen haben. Man fühlt den behäbigen Anhauch wohlgenährten Friedens, der durch das patriarchalisch regierte Ländchen streicht; man lernt den blinden Großherzog kennen, dessen Leiden offiziell nicht vorhanden ist; man sieht Kastellane vor verwunschenen Schlössern sitzen, besucht adlige Güter und wird in die behagliche Enge eines stillen Landstädtchens gezogen. „Kein Laut der aufgeregten Zeit drang noch in diese Einsamkeit." Mit Rot und Gold malt Marx Möller die Äpfel seiner Jugend; er möchte den sanften Schlaf des Dornröschenlandes verewigen; er möchte beileibe nichts

geändert haben. Der verehrte Großherzog soll regieren; die Stände sollen sauber geschieden sein; der Adel soll mit recht viel Privilegien auf seinen Gütern sitzen; der Bürger soll sich in gottgewollter Abhängigkeit beherrschen lassen und sich um sein Geschäft kümmern; die Schulkinder sollen — sofern sie nicht zur Kartoffelernte gebraucht werden — ein bißchen Lesen, ein bißchen Schreiben, vor allem recht viel Katechismus lernen, und das verflixte Ausland mit seinen neumodischen Verfassungseinrichtungen soll uns gefälligst vom Halse bleiben. Es ist reizend, wie ein mecklenburgischer Grande einen Tobsuchtsanfall bekommt, weil seine Söhne — freikonservativ sind. Freikonservativ, das ist schon Entartung, das ist schon die Vorfrucht der Partei, die auf den Landesherrn schießt. Und das Allerdrolligste: Marx Möller ist eigentlich auch dieser Meinung und gibt die beiden freikonservativen Adligen der verdienten Verachtung preis. Herr von Heydebrand und der Lase ist der reinste Revolutionär gegen ihn. So macht der Roman aus den verschiedensten Gründen Vergnügen, und wenn er seinem Verfasser auch nicht gerade den Lorbeer der literarischen Republik eintragen wird, so doch vielleicht den heimatlichen Hausorden der wendischen Krone.

Südlichere Gefilde tut Adam Müller-Guttenbrunn vor uns auf — der Deutschungar, der erst in vorgerückten Jahren zu Safte gekommen ist. Sein jüngster Roman „Es war einmal ein Bischof..." (Leipzig, L. Staackmann) erzählt in Tagebuchform die Erlebnisse eines jungen Wiener Rechtspraktikanten, der nach Linz kommt, um dort Strafgericht, Zivilgericht, Handelsgericht und Bagatellgericht zu absolvieren. Große Ereignisse spielen sich gerade in der Stadt ab. Man schreibt 1868, und der streitbare Bischof Rudigier ist heftig mit der Staatsgewalt zusammengestoßen. Der junge Jurist und Tagebuchschreiber hält natürlich fest zur Staatsautorität, aber das hindert ihn keinen Augenblick, die Gestalt des mannhaften Priesters mit Respekt, ja fast mit heimlicher Liebe zu zeichnen. Dieser Bischof ist ein Kerl, und wir freuen uns seiner ganz unabhängig von den Anschauungen, die er vertritt. Man muß Altersreife gewonnen haben, um auch den Gegner so menschlich zu sehen, und welch ein feiner Zug ist es, wenn uns der stolze und trotzige Kirchenfürst in seinem Garten als behaglicher Rosenvater entgegenkommt! Im Schatten der Kulturkämpfe gedeiht dann auch ein heißer Liebesroman: die schöne, fraulich glühende Lotti Jank ruht am Herzen des glücklichen Rechtspraktikanten. Und auch in ihrer Gestaltung die warme, lächelnde, nichts übertreibende Menschlichkeit. Als sie der Held fragt, ob er ihr erster Freund sei, lacht sie beim Ankleiden hell in den Spiegel hinein und sagt naiv: „Da tät' ich mir aber leid." Nichts weiter. Doch das ganze Mädel steht drall, nett und lieb vor einem. Es braucht auch niemand an der Tagebuchform Anstoß zu nehmen. Sie sitzt dem Roman vorzüglich und gibt der Darstellung etwas Lebendiges und Persönliches. Damit wäre alles nötige gesagt. Denn die Bücher von Adam Müller-Guttenbrunn haben keinerlei Eigenschaften, derenthalber die Kritik sich länger bei ihnen aufhalten müßte. Aber man darf sie fast immer mit einem zustimmenden Kopfnicken und mit dem Stempel entlassen: Zur Lektüre empfohlen!

Aus dem anscheinend unerschöpflichen Nachlaß Wilhelm Holzamers sind auch in diesem Jahre wieder zwei Bände erschienen, von denen wenigstens der eine genannt sein mag. Er heißt „Pendelschläge" (Berlin, E. Fleischel & Co.), und unter dem Dutzend Geschichten und Legenden, die darin gesammelt sind, befindet sich die letzte Arbeit des Dichters, die wenige Tage vor seinem Tode geschrieben ward. Sie erzählt von Luls Kapesser, der Bauernfrau, die nach der Geburt eines Kindes stirbt; sie erzählt von dem Manne, der es nicht begreifen will, der in Zorn und Schmerz, in dumpfer Wut umhergeht und sich mit der ewigen Frage „Warum?" abquält. Warum hat sie sterben müssen? Warum durfte sie nicht ebensogut leben wie die andern? Gibt es denn etwas Besseres als das Leben? Aber er findet die Antwort nicht, und schweigsam liegt ein neues Grab neben dem alten.

Hat dem Manne, der das schrieb, nicht die Hand gezittert? Hat kein kühles Lüftchen von der nahen Gruft ihn angeweht? Wie dem auch sei: seltsam ergreifend steht nun diese letzte Skizze vor uns. Neben ihr behauptet sich noch „Der große Reichtum". Schon früher hatte Holzamer ja gern von den Demütigen und Gütigen erzählt — etwa von dem Schneider Peter Nockler. So gelingt ihm, dem ehemaligen Lehrer, hier auch das Jean Paulsche Schulmeisterlein, das mit dem Reichtum seines vertrauenden Herzens die bittere Armut immer wieder vergoldet. Dagegen will mir die Legende von den gelben Heckenrosen nicht in den Sinn. Sie sollen erblüht sein an den Sträuchern, die als Windeltrockner von der Jungfrau Maria benutzt wurden — und diese Vorstellung hat etwas Unästhetisches. Andere Kleinigkeiten verdanken ihre Aufnahme wohl nur der Hungerharke, die mit engen Zähnen noch einmal über abgeerntete Felder glitt.

Von Zeit zu Zeit mag es erlaubt sein, auch irgendein Werk oder einen Dichter fremder Nationen in diesen Kreis zu rufen — schon deshalb, damit wir den Maßstab für die heimischen Gewächse nicht verlieren. Da liegt gerade ein neues Buch der berühmtesten schwedischen Erzählerin vor, die als Trägerin des literarischen Nobelpreises in der ganzen Welt genannt und bekannt ist. Ich rede natürlich von Selma Lagerlöf. Aber diese wundersamste Märchendichterin der Gegenwart hat in ihrem letzten Roman „Liljecronas Heimat" (Mün-

Fräulein von Schlüter

Bronzebildwerk von Willibald Fritsch

(In der Großen Berliner Kunstausstellung 1912)

chen, Albert Langen) ein wenig geschlafen, und wenn es sich nur um ihn handelte, so brauchten wir keine Lorbeerbäume für sie zu plündern. Was ihr ein paarmal schon so herrlich gelang, realistische und mythisch-phantastische Stoffelemente zu verschmelzen, glückt ihr in dieser Erzählung von der bösen Stiefmutter, vom Aschenputtel und von der Erlösung durch die Liebe nur zur Hälfte, und wir haben es nicht nötig, deshalb bis zum schwedischen Lövsensee zu laufen. Und dennoch nenne ich ihren Namen, dennoch will ich von ihr sprechen. Denn gleichzeitig ist in dem genannten Verlage eine hübsche Gesamtausgabe ihrer Werke erschienen, und sie enthält jene prachtvollen Schöpfungen, vor denen man unvergeßliche Stunden verbringt und die zu den höchsten Trümpfen der europäischen Neuromantik gehören. Damals, als wir alle der naturalistisch-pessimistischen Problemliteratur satt waren, kam diese Frau, und sie hatte wieder das urechte Gefühl, daß der Dichter ein Freudenbringer sein müsse. Aus der grauen, zerrissenen Gegenwart flog sie mit allen Träumen ihres Herzens, mit aller Daseinslust, mit ihrer leuchtenden Phantasie in jene Tage zurück, da das Leben ein Fest, ein goldner Leichtsinn, eine Kette kühner Abenteuer war. Sie suchte wieder das Strahlende, Schöne und Starke, sie suchte nach Helden und Märchenprinzen der Vergangenheit, sie schuf in Liebe, ja in weiblicher Verliebtheit ihren „Gösta Berling", den Stärksten und Schwächsten unter den Menschen, den schönsten und glänzendsten aller Männer. Wer hat dieses Buch von den zwölf Kavalieren auf Ekeby und ihrem Jubeljahr noch nicht gelesen? Ich habe es in der neuen Ausgabe wieder einmal durchblättert, und auf Goldgrund leuchteten die alten Bilder. Man vergißt sie nicht. Man ist wieder am märchenhaften Lövsensee und sieht die Berge Wermlands herüberschauen, man lebt wieder in der Luft der Legende, in der alles Menschliche sich doppelt klar abzeichnet; man sitzt wieder in der berühmten Tafelrunde der Zwölf, denen die Majorin ein einziges Jahr lang die Herrschaft über alle ihre Güter abtritt. Und die Schellen des bösen Sintram klingeln; die Elstern der Gräfin Märten schreien; die Hexe vom Dovrefjeld bettelt am Seeufer, während rote Erdschnecken, die Eiter spritzen, in ihrem Gefolge an die Türschwellen kriechen, und verstoßen, mit dem Mutterfluch beladen, wandelt die Majorin ihre graue Straße. Aber die Kavaliere schwingen in toller Lustigkeit das Zepter, ohne Gedanken an die Vergangenheit, ohne Gedanken an die Zukunft, brutal und kinderfröhlich. Welch ein reiches Buch ist dieser „Gösta Berling!" Ein Buch der Abenteuer und der großartigen Symbole, ein Buch der Schönheit gegen die Schönheit, ein Buch der Phantasie gegen die Phantasie, ein Buch, zusammengeflossen aus uralten Sagenmotiven, Kindheitserinnerungen, Natureindrücken und phantastischem Spiel! Ich frage noch einmal: wer hat es nicht gelesen? Und sollte einer sein, der darin das Weiblich-Ausschweifende einer allzu üppigen Einbildungskraft findet, so mag er in den gesammelten Werken weiterblättern bis zu dem großen Doppelroman „Jerusalem", der sich energischer zusammenfaßt und in der Linienführung vielfach ruhiger, reifer, sicherer ist. Die Eindrücke, die man aus diesen Werken mitnimmt, gehören zu den größten, die die moderne Literatur überhaupt vermittelt.

Da draußen in der Nacht

Da draußen in der Nacht, der starken,
Seh' ich den Schnee, den Fluß und die Sterne,
Und johlender Wind fährt über die Marken,
Tobt winterverwildert um Nähe und Ferne.

Der Schnee fiel grau heut in den Fluß
Und fiel und hat die Straße begraben;
Und lautlos versunken ging mein Fuß,
All meine Gedanken wurden zu Raben.

Wo springst du hin, Nachtwind, du wilder?
Jagst du den Fluß aus seinem Bette?
Draußen zittern der Sterne silberne Bilder,
Draußen flieht das Leben mit dem Wind um die Wette.

Max Dauthendey

Illustrierte Rundschau

Inneneinrichtung: Wohnräume, entworfen von den Architekten Hennings in Stuttgart, Paul M Stosseck in Berlin, Georg Schöttle in Stuttgart — Farbige Silhouetten von Helen Reitter, G. P. Friedrichson, M. Haßler — Holzplastik von Albin Pitscheider und Hans Mauracher — Brunnen von Prof. Hugo Lederer — Zu unsern Bildern

Seit wir unsere Hefte durch die Beigabe der Illustrierten Rundschau bereicherten — vor nun auch schon mehr als zehn Jahren — in erster Linie um unserem kräftig aufblühenden Kunstgewerbe zu dienen, legten wir stets Gewicht auf alles das, was zum Schmuck des Hauses dienen sollte. Nicht im Sinne des vielberufenen „Schmücke dein Heim", sondern in dem Empfinden, daß damals — etwa zwischen 1898 und 1901 — unser Haus mit allem, was zu ihm gehörte, in der Gefahr künstlerischen Verarmens stand. Vielleicht gerade, weil die guten Leutchen, die das schöne Wort „Schmücke dein Heim" erfunden hatten, zuviel an dem armen Heim herumputzen wollten. Wir haben in jedem Jahrgang zumal mustergültige Zimmereinrichtungen in Wort und Bild wiedergegeben; nicht einseitig einer bestimmten Geschmacksrichtung folgend, sondern das Schöne überall willkommen heißend, wo wir es zu finden meinten. In aller Bescheidenheit gesagt: wir haben Gutes damit bewirkt, haben unseren strebsamen Künstlern vorwärtsgeholfen. Aus unendlich vielen Zuschriften wissen wir das. Aber es ist immer aufs neue eine Freude, davon zu hören. So schreibt uns Architekt Hennings in Stuttgart ausdrücklich, daß sein Bauherr in Schwäbisch-Gmünd durch unsere Monatshefte, durch die Abbildungen der Illustrierten Rundschau zu dem Wunsch angeregt worden sei, auch die Einrichtung seines Hauses künstlerisch gestalten zu lassen. Wir dürfen hoffen, daß er sich in dem Hause, dessen Speisezimmer wir wiedergeben, wohlfühlt; es verrät durchaus behäbigen Wohlstand, rechten gesunden Bürgerstolz in der festen Linienführung, der klaren Durchbildung der Flächen. — Überaus behaglich erscheint auch das Wohnzimmer in einer Hamburger Villa (ausgeführt von Stosseck und Fournell in Berlin), das wir nach einer Vorlage der trefflichen, immer abwechslungsreichen Zeit-

Speisezimmer des Hauses Otto Schmidt in Schwäb.-Gmünd. Entworfen von Architekt Hennings in Stuttgart

Wohnzimmer in einer Villa zu Hamburg. Entworfen von Paul H. Stosseck, ausgeführt von Stosseck & Fournell in Berlin

Wohn- und Speiſezimmer. Ausgeführt von Georg Schöttle in Stuttgart
Aus „Moderne Bauformen". Verlag Julius Hoffmann in Stuttgart

ſchrift „Moderne Bauformen" reproduzieren, die im Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart erſcheint und ſich unter den deutſchen Architekturblättern ſchnell eine geradezu führende Stellung eroberte. Gleich uns legt dieſe ausgezeichnet redigierte Zeitſchrift beſonderen Wert auf farbige Kunſtblätter, und gerade dieſes Blatt beweiſt, wie wichtig das

Silhouetten von Helen Reitter

Silhouetten von Helen Reitter

ist. Denn der Reiz der Innendekoration beruht nicht zuletzt auf einem feinen Abwägen verschiedener Farbwirkungen. Harmonisch klingt hier alles zusammen: der

Im Wind. Silhouette von G. P. Friedrichson

blaurote Bezug der großgeblümten Stühle zu dem Braunrot des Teppichs, dem lichten Braun des Umbaus, das Oliv der Wandbespannung mit dem eigenartigen Abschluß nach oben zu der orangeroten Umhüllung der Lichtquelle. Noch deutlicher macht sich die Kraft der Farbe bei dem von Georg Schöttle in Stuttgart entworfenen Zimmer geltend, das wir ebenfalls den „Modernen Bauformen" verdanken. Hier hat der Künstler ein anderes Prinzip angewandt, als Paul Stosseck: während dieser die Farben mischte und aus einer Vielzahl den Gleichklang weckte, läßt der Stuttgarter einen gelben Ton durchaus vorherrschen: in der Möbelfläche, im Fenstervorhang, in der Tischdecke, selbst in der Teppichkante und in der Deckenfarbe — immer kehrt dieser Ton wieder. Kühn, aber keineswegs aufdringlich; vielleicht nicht nach jedermanns Geschmack, aber

Promenade. Silhouette von G. P. Friedrichson

unbedingt von persönlicher Note. —

In Berlin gab es eine große Silhouetten-Ausstellung, und sie war ein entschiedener Erfolg. Nicht nur die vielberühmten oberen Zehntausend, sondern wirklich breite, kunstfrohe Schichten strömten nach dem Hohenzollern-Kunstgewerbehaus, das diese Ausstellung veranstaltet hatte. Es ist stets die gleiche Erscheinung: die gestrengen Kunstpäpste haben den Schattenriß schon hundertmal mit Keulen totgeschlagen, er aber lebt immer noch; auf ein Weilchen, dreißig, vierzig, fünfzig Jahre verkriecht, verbirgt er sich vor den gestrengen Herren, doch dann ist er mit einem Male wieder da und — lacht sie aus.

Meditation. Silhouette von G. P. Friedrichson

Gerade diese letzte Berliner Ausstellung zeigte uns aber, daß die Kunst der Silhouette auch in der Entwicklung zu größerem Reichtum der Ausdrucksmittel begriffen ist. Sie will nicht mehr nur Schattenbild, nicht mehr nur schwarz sein; sie scheint sich zum farbigen Scherenbild umzubilden. Der Wiener Otto Böhler, der Schöpfer der köstlichen, übermütigen Musikersilhouetten, machte wohl den Anfang mit noch vorsichtiger Verwendung von matten blauen, grünen, grauen Streifen und Flecken. Nun aber gehen seine Nachfolger aufs Ganze, arbeiten mit den keckſten Farbengegensätzen, mit Papierausschnitten buntester Mischung; wobei das Originellste doch wieder das an unsere moderne Plakatkunst erinnernde Bestreben ist, mit einzelnen wenigen Tönen bildmäßige Wirkungen hervorzurufen. Was dabei Eigenartiges, Lustiges herauskommt, zeigen unsere Abbildungen am besten.

Ähnlich wie die Silhouette lag auch die Holzskulptur lange Zeit im argen, um nun doch wieder eine Renaissance zu erleben. Es ist eine ganze Reihe jüngerer Künstler, die dem Vorbild Taschners folgt und volkstümliche Gestalten aus dem Holz herausschneidet; frisch und fröhlich und zuweilen sogar ein wenig grotesk, wie das nicht übel zum Material paßt. Wobei einzelne, wie Pitscheider und Mauracher, sogar noch kräftiger ins Zeug gehen, mit

Klebearbeit aus der Klasse Delaville der Staatlichen Kunstgewerbeschule zu Hamburg
Aus der Vorstellung ausgeführt von M. Haßler

Bauersmann
Von Albin Pitscheider

breiteren Flächen wirken, als Taschner.

Von Prof. Hugo Lederer (der, nebenbei bemerkt, beim Krupp-Jubiläum mit neuen bedeutenden Schöpfungen hervorgetreten ist) bilden wir einen allerliebsten Brunnen ab, der in Aachen aufgestellt ist. Einen jener Brunnen, wie sie unsere Vorfahren liebten, die noch naiven Sinnes waren und für harmlosen Humor Verständnis besaßen. Hoffentlich findet sich dies Verständnis auch noch in der Stadt Karls des Großen — sonst müßten die Aachener nach dem ja nicht allzu fernen Brüssel in die Lehre geschickt werden!

Heimkehr vom Kirchweihtag
Von Albin Pitscheider

Aus der langen Reihe unserer künstlerischen Einschaltbilder möchte ich zunächst die farbigen Blätter herausheben. Zum Teil gehören diese ja zu dem Beitrag von Freih. von Schleinitz in London über László und dessen neueres Schaffen, sowie zu dem reizend intimen Artikel von Dr. Franz Servaes über den Schweden Larsson (einer der seltenen Essays, die — möchte ich sagen — ganz im Ton des Stoffes gehalten sind, den sie behandeln). Außerdem aber bringen wir zw. S. 32 u. S. 33 ein schönes Blatt, eine Art heroischer Landschaft, wie man früher sagte, von Max Kuschel in farbigem Faksimiledruck und zw. S. 40 u. S. 41 ein feines Interieur von Alfred Gartmann, diesmal kein Salonbild, sondern eine echt bäuerische Milchkammer — aber virtuos gemalt. Dann weiter zw. S. 80 u. S. 81 von Prof. Rudolf Nißl einen farbenfrohen Strauß, Bauernblumen, wie man sie heut wieder liebt und auch zu binden oder in Vasen hübsch zu ordnen versteht. Farbig haben wir auch das Bild unseres Freundes und Gönners Fritz Oßwald in München reproduziert (zw. S. 88 u. S. 89), der diesmal aus Winter und Schnee, die er sonst bevorzugt, in den fröhlichen Sommer umgezogen ist, an den Elbstrand, dem er ganz neue koloristische Reize abzugewinnen weiß. Und nun zu unseren Tonbildern, die gleich den farbigen fast ausnahmslos auf den Ausstellungen dieses Sommers von uns erworben wurden. So das neueste Gemälde Meister Vogelers (zw. S. 28 u. S. 29), das er bezeichnenderweise „Träume" taufte: ein phantasievolles Bild,

Kuh und Kalb. Von Hans Mauracher

Heimkehr. Holzskulptur von Hans Mauracher

Naturforscher — Holzskulpturen von Albin Pitscheider — Bauer mit Hahn

in ganz eigener Technik, zu dem man unwillkürlich ein Märchen ersinnen möchte. — Markig, ein rechtes Heimatsbild ist das „Fuhrwerk“ von Prof. Jul. Paul Junghanns aus der Münchner Sezession (zw. S. 48 u. S. 49). — Eine wundervolle Frauengestalt — „Sehnsucht“ — gab uns Prof. Arthur Kampf (zw. S. 72 u. S. 73). Es ist hier dem Künstler geradezu meisterlich gelungen, eine seelische Empfindung in Haltung und Ausdruck zur Erscheinung zu bringen: diese Frau spricht zu uns, zu unseren Herzen! — Stimmungsvoll und behaglich, anheimelnd ist „Der alte Giebel“ von Prof. Konrad Dielitz in Berlin (zw. S. 96 u. S. 97). Zwischen S. 136 u. S. 137 schalteten wir das neueste Gemälde von Prof. Albin Egger-Lienz ein, das zurzeit auf der Dresdner Ausstellung großes Aufsehen erregt. Ein eigenartig gegliedertes Gemälde — dies „Leben“ — mit seinen fünf Abteilungen, die gleichsam in ein Baugerüst eingefügt sind und den Entwicklungsgang eines schwer arbeitenden Mannes vom Knaben bis zum Greise widerspiegeln. Auch hier begegnen wir wieder dem Suchen nach neuen Ausdrucksformen. — Eine feine Plastik von der Großen Berliner Kunstausstellung mag, zw. S. 152 u. S. 153 wiedergegeben, hier die Bilderfolge abschließen: die Bronzestatuette von Fräulein von Schlüter, der Tochter des Landstallmeisters; Willibald Fritsch, ein Meisterschüler von Professor Manzel, führt sich mit diesem flotten, frischen Werkchen vortrefflich ein.

H. v. S.

Brunnen für Aachen. Von Prof. Hugo Lederer

 Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Am Fenster

Gemälde von Walter Hampel

Velhagen & Klasings Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker
XXVII. Jahrgang 1912/1913 Heft 2. Oktober 1912

Der Mann von vierzig Jahren

Roman von Jakob Wassermann

(Fortsetzung)

In Karlsruhe machte Sylvester Station. Er besuchte mehrere Freunde, ging zu Hofe und wurde zu einer Soiree im Schloß geladen. Vorher hatte er einen ganzen Nachmittag darauf verwendet, sein Gesicht verjüngen zu lassen, und zwar durch Adam Hund, der sich auf diese Kunst meisterlich verstand. Er hatte alle Utensilien in einem schwarzlackierten, länglichen Kasten, der mit seinen silbernen Spangen wie ein kleiner Sarg aussah; es befanden sich in ihm Rasiermesser, Schneide- und Brennscheren, Feilen, Bürsten, Pinsel und Kämme, Puderschachteln und Salbentuben, verschiedene Gläser mit Essenzen, eine Spritze mit kölnischem Wasser, und auf der inneren Seite des Deckels war ein geschliffener Spiegel angebracht.

Adam Hund war ein magerer Mann; dennoch wirkte er fett; alles war hell an ihm, das Haar, das Gesicht und die Augen; dennoch machte er einen finstern und unzufriedenen Eindruck, wenigstens solange er nicht redete; er glich einem Kavalier, dennoch erweckte er ein Gefühl von Fadenscheinigkeit. Diese widerspruchsvolle Person, bei der man an allen Ecken und Enden auf die Gegensätze der menschlichen Natur stieß, hatte sich zu Sylvesters Ergötzen immer mehr als ein unversöhnlicher Weiberfeind entpuppt. Das sechsjährige Zusammenleben mit der bösen Bierbrauerstochter hatte ihn mit tödlichem Haß gegen das andere Geschlecht erfüllt. Er war im Besitz einer Liste, die in alphabetischer Reihenfolge alle schlechten Eigenschaften aufzählte, die er an den Frauen entdeckt hatte; nämlich: Aberglauben, Dummheit, Eifersucht, Eigensinn, Habsucht, Hoffart, Klatschsucht, Launenhaftigkeit, Leichtsinn, Lügenhaftigkeit, Naschhaftigkeit, Neid, Neugier, Prahlsucht, Putzsucht, Rechthaberei, Sinnlichkeit, Spottsucht, Streitsucht, Vergnügungssucht und Verschwendungssucht. „Und in diesen Pfuhl von Qualitäten werfen Millionen von Männern ihre arme Seele," pflegte er auszurufen, mit einer Gebärde wie Hamlet, wenn er seiner Mutter den Geist zeigt.

Zuerst hatte er nicht recht begriffen, welchen Zweck die Reise seines Herrn verfolgte. Der Zwischenfall mit der schönen Jüdin klärte ihn in einer angenehmen Weise auf. Er war überzeugt, daß sich Sylvester in einer Lage befand, die der seinigen sehr ähnlich war, nur daß er es nicht bei untätigem Groll bewenden ließ, sondern tätige Rache übte. ‚Er soll nur möglichst viele von den langhaarigen Satanstöchtern ins Unglück stürzen,' sagte sich Adam Hund, ‚damit sie endlich das Kuschen lernen,' und er hatte das Gefühl, einer Jagd beizuwohnen, die seine Dienste als Aufpasser und Spurenfinder in Anspruch nahm.

Während er Sylvesters brünettem Haar einen jugendlicheren Schnitt gab, dann den Schnurrbart zurechtstutzte, hierauf das

Gesicht mit Fett bestrich, wie einen Teig knetete und wie eine Metallplatte rieb, erzählte er die Stadtneuigkeiten, die er ausgekundschaftet hatte. „Es soll jetzt eine Sängerin hier sein, die das ganze Mannsvolk behext," sagte er. „Der Prinz ist jeden Tag im Theater, wenn sie spielt, und es heißt, daß man ihn ins Ausland schicken will, um ein Malheur zu verhüten. Ein Legationsrat soll sich ihretwegen erschossen haben, und in Stockholm — man sollte nicht glauben, daß es dort droben so hitzige Leute gibt — hat sich ein Buchhändlersgehilfe aus Liebe zu ihr ins Meer gestürzt. Gabriele Thannhauser heißt die Kanaille. Das flötet und lockt, bloß damit unsereiner den Verstand verliert. Soll ich ein Billett besorgen, Herr Baron?"

„Also um meinen Verstand ist dir nicht bange?" fragte Sylvester lachend.

„Nein, Herr Baron; wenn einer die Schliche kennt, droht ihm keine Gefahr. Sobald ich merke, daß mich jemand mit einem Köder fangen will, werde ich doch nicht hineinbeißen; ich lauf' auch nicht davon, im Gegenteil, ich nehme mir den saftigen Köder vom Haken und verspeise ihn, dann hat der Angler das Nachsehen, und ich hab' meine Freude."

„Na ja, von dir kann man etwas lernen," entgegnete Sylvester trocken.

Adam Hund hatte seine Arbeit vollendet. Er zog den Frisiermantel von Sylvesters Schultern, und mit liebkosend gespitzten Lippen blies er einige Härchen vom Halse weg. Sylvester trat vor den Spiegel, und halb mit Spott, halb mit Befriedigung betrachtete er sein Bild. Er sah jung und gesund aus. Seine Augen glänzten. Er lächelte, um seine Zähne zu prüfen; sie hatten eine erfreuliche Weiße und Dichtigkeit. Nun vollendete er seinen Anzug und verließ trällernd das Zimmer. ‚Wenn jetzt noch die Sonne schiene, wäre ich ein glücklicher Mensch,' dachte er in einem eigentümlichen Zustand von Vergessen und Erwartung.

Er ging ins Kasino und hörte, daß an allen Tischen von dem Konzert gesprochen wurde, das Gabriele Thannhauser an diesem Abend veranstaltete. Er wurde gefragt, ob er eine Eintrittskarte habe, und mußte verneinen. „Und Sie haben sie noch nicht gehört?" — „Nein." — „Nie gehört?" — „Nie." — „Und wollen abreisen, ohne sie gehört zu haben?" — „Was soll ich tun?" — „Es ist die letzte Gelegenheit, vielleicht auf Jahre; sie geht jetzt nach London und dann, wie es heißt, nach Amerika." — „Wenn ich Ihnen raten darf, so zahlen Sie jeden Preis für ein Billett." — „Man hat mir keines angeboten." — „Lassen Sie mich dafür sorgen, ich werde mich an den Impresario wenden."

Nach einer Stunde erwies es sich, daß auch dieser Versuch erfolglos gewesen war. Sylvester gab sich ohne sonderliches Bedauern zufrieden. Die allgemeine Erregung berührte ihn peinlich, zumal er auch Leute von ihr angesteckt sah, für die die Kunst nicht mehr war als etwa ein Hanswurst auf dem Marktplatz.

Er setzte sich an den Lesetisch und vertiefte sich in den Bericht über die letzte Rede, die der Bundeskanzler im preußischen Landtag gehalten hatte. Der Mann interessierte ihn, als Mann noch mehr denn als Politiker; seine Worte hatten etwas Unbedingtes, doch ihre Kraft wurde durch vielfach bedingte Verhältnisse scheinbar zerbrochen. Er stand wie in einer Wolke des Zorns, man spürte den Willen eines geborenen Herrschers und ein Feuer, das in Sylvester den Wunsch nach fruchtbarer Werktätigkeit erweckte. Es war ein Augenblick, wo er plötzlich die Zeit empfand wie sonst nur sich selbst, ihrer Gärungen innewarb wie des unterirdischen Rollens eines fernen Erdbebens und seiner zuschauenden Dumpfheit sich schämte.

Während er noch las, trat einer von den Herren, die ihm so ungestüm zugesetzt hatten, in Begleitung eines älteren Mannes zu ihm, den er als Graf Blumau vorstellte; der Graf hatte ein Billett zu vergeben, da seine Frau verhindert war, das Konzert zu besuchen. Sylvester nahm es mit Dank und fuhr ins Hotel zurück, um sich umzukleiden.

Vor dem Konzerthaus war große Auffahrt. Um sieben Uhr sollte die Aufführung beginnen, doch um halb acht war noch ein Teil des Publikums in der Eingangshalle vor den Türen festgekeilt. Endlich befanden sich alle Zuhörer auf ihren Plätzen. Der Raum war so voll, daß die Köpfe sich auf unbeweglichen Körpern zu drehen schienen. Der Lärm der Stimmen glich dem

Brummen und Feilen einer ungeheuren Dampfsäge, und die Hitze stieg von Minute zu Minute. Sylvester saß in der Mitte des Saals, dessen beide Seiten glatte weiße Wände hatten; in halber Höhe der hinteren Schmalwand war eine Galerie, deren Sitze für die Mitglieder des Hofes und einige bevorzugte Würdenträger bestimmt waren.

Plötzlich erschallte eifriges Händeklatschen, dann richteten sich die Operngläser auf die Sängerin, die das Podium betreten hatte. Sylvester verschränkte die Arme über der Brust, was ein Ausdruck von Kritikbereitschaft war, denn, wie es bei eitlen Menschen oft der Fall ist, waren ihm die Huldigungen unbehaglich, die man einer Person darbrachte, für die er selbst nichts fühlte und deren Leistungen er aus Widerspruchsgeist skeptisch zu beurteilen schon jetzt entschlossen war.

Ihr Gang ist zu bedächtig, um auf Temperament schließen zu lassen, nörgelte er; dieses Allerweltslächeln, das jedem Laffen schmeicheln soll, ich kenne es; der Klavierspieler hat die Physiognomie eines Dorfschulmeisters, seine rote Nase erweckt geringe Hoffnung auf seine Fähigkeit; wozu flüstert sie mit ihm? Komödie. Im übrigen ist sie gut gewachsen, das Gesicht ist fein, obschon von deutlich slawischem Schnitt, die Hände könnten kleiner sein, und die Toilette betont allzu absichtlich eine bescheidene Führung.

Die ersten Takte von Schuberts Wandererlied unterbrachen Sylvesters übellaunige Betrachtungen. Es trat eine so lautlose Stille ein, daß es schien, als hätten die Menschen von dem Augenblick an, da sich oben die singende Stimme erhob, keinen Atem, ja keine Seele mehr in ihrem Leib, als zucke keine Wimper mehr an ihnen, als höre ihr Blut auf zu fließen. Es war eine Bezauberung, die nicht so sehr von der Kunst Gabriele Thannhausers herkam, von der Kraft und Fülle des Organs, von der Weichheit und dem seltsam matten Glanz ihrer Töne, von der Leichtigkeit des Ansatzes, dem Schmelz und der vogelhaften Natürlichkeit der Übergänge, obgleich sie diese Eigenschaften, die von zeitgenössischen Kennern zur Genüge gepriesen worden sind, in hohem Grade besaß und dabei jene letzte Meisterschaft erst ahnen ließ, die als Versprechen noch köstlicher ist denn als Erfüllung, — es war vielmehr eine in ihrem Herzen wohnenende Gewalt, die ihr die Menschen unterwarf, das unbewußt Bewußte eines allgemeinen Leidens, das von stummen Generationen jahrhundertlang gesammelt wird, um in einem begnadeten Wesen als Gebet und Klage, Tröstung und Jubel aufzublühen, es war das, was jede Brust fühlt und doch nur vom Genius verkündet werden kann, das schmerzlich Entselbstete, unschuldvoll Prophetische, dem auch die vollendetste Kunst nur Krücke und Behelf ist.

Sylvester sträubte sich noch immer, trotzdem er jene traumhafte Schwäche empfand, die sich bei starken Gemütsaffekten einzustellen pflegt, ja er wehrte sich mit einer Art von Verzweiflung, die ihn später erstaunte und ihm zu denken gab. Das Lied war noch nicht ganz zu Ende, als auf den Galerielogen ein störender Lärm hörbar wurde, der eine nachhaltige Erregung und entrüstete Rufe veranlaßte. Viele Leute wandten sich um, auch Sylvester schaute hinauf, und er gewahrte, daß zwei Lakaien einen Mann auf einem Liegesessel bis an die Brüstung trugen und ihn dort niederstellten. Der Mann, der auf dem Sessel lag, war de Vriendts. Es graute Sylvester bei dem Anblick dieses Gesichts, welches dem eines halbtoten Affen ähnelte. Mit überquellenden Augen starrte de Vriendts auf das Podium, und seine Kinnlade schlotterte. Gabriele Thannhauser stutzte; sie schien den tosenden Beifall nicht zu hören; auf ihren Wangen zeigte sich eine zarte, fieberische Röte; sie begann das zweite Lied: In questa tomba; ihre Augen waren unausgesetzt auf das ihr gegenüber befindliche Gesicht des Domherrn gerichtet, auf dieses entfleischte Gesicht, dessen fressende, angstvolle und krankhafte Gier, dessen vom Tod gezeichnete Häßlichkeit auf einmal wie ein Alpdruck über dem ganzen Saal lastete. Auch in Gabrieles Augen war Angst; der gespenstische Kopf erschien ihr wie eine Drohung; sie empfand ihre Jugend, ihre Macht, ihre Freiheit als Güter, die sie nur geraubt; sie erinnerte sich dieses Gesichts, sie hatte es irgendwo gesehen, und während sie nachdachte, klang ihre Stimme reiner, rührender und flehender. Das Publikum raste, als sie geendet

hatte, aber auf der Galerie war ein bestürztes Zusammenlaufen. Man sah den Domherrn mit den Händen in die Luft greifen; röchelnde Laute drangen herunter. Nach einer Weile kamen die Lakaien und trugen den Sterbenden hinaus. Der Zwischenfall wurde herumerzählt und zu deuten versucht. Im Nu bildeten sich Legenden, die den Enthusiasmus für Gabriele Thannhauser steigerten. Als sie die letzte Note gesungen hatte, glaubte sich Sylvester in einem Haufen von Wahnsinnigen. Auf dem Podium erhob sich ein Berg von Blumen, junge Männer stürmten hinauf, junge Mädchen knieten auf den Stufen, aber Gabriele blickte gelassen in den Tumult; sie hatte den Kopf gesenkt, und ihre niedere Stirn war kindlich verzogen.

Sylvester wurde von mehreren Bekannten um seinen Eindruck befragt. Er zuckte die Achseln. „Ich finde nicht, daß sie das ist, was die Welt aus ihr macht," antwortete er. „Ich vermisse Schwung und Leidenschaft. Sie hat noch nichts erlebt, dessen bin ich sicher. Vielleicht ist sie gar nicht fähig, etwas zu erleben." Das klang plausibel, und die es vernahmen, machten ein tiefsinniges Gesicht.

Am andern Abend, bei der Soiree im Großherzoglichen Schloß, lernte er Gabriele Thannhauser kennen. Sie wechselten nur wenige Worte. Er fragte sie, ob sie im Frühling in London singen werde; er selbst sei im Begriff, nach Paris zu gehen, doch sei es wohl möglich, daß ihn sein Weg auch nach England führen werde.

„Ja, Sie sollten nach London kommen," erwiderte sie, ohne ihn anzublicken und wahrscheinlich auch ohne an ihn zu denken. „Dort ist das Leben unmittelbarer als irgend sonst in der Welt."

„Was könnte es Ihnen bedeuten, wenn ich käme, einer unter den Millionen?" sagte er lächelnd.

Der Unmut, der über Gabrieles Züge flog, zeigte, wie müde sie solcher Redensarten war. Sie reichte einem Offizier den Arm, der sie zum Tanz aufforderte. Sylvesters Eigenliebe war verletzt, und er suchte eine Gelegenheit, um die Sängerin noch einmal an sein Gespräch zu fesseln. Es war vergebens, und er überredete sich, daß ihm die Meinung, die sie von ihm hatte, gleichgültig sei. Doch war sein Ehrgeiz erwacht, und allmählich bildete sich ein Kreis von Menschen um ihn, die er durch seine Unterhaltung entzückte. Ohne daß er sich darüber klar wurde, entfaltete er diese Gabe nur für das junge Weib, das ihm so schnöde den Rücken gekehrt hatte.

Als er in der Nacht nach Hause kam, berichtete Adam Hund, daß der Domherr noch während des Transports auf der Straße verschieden sei. ‚Wie schade,' war Sylvesters erster Gedanke, ‚ich hätte über de Vriendts mit ihr sprechen können.' Unzufrieden und voll von flackernden Wünschen begab er sich zu Bett.

⌘ ⌘ ⌘

Unter demselben Dach wohnte in dieser Nacht Gabriele Thannhauser. Es war spät; zu wissen, daß alle Menschen schliefen, tat ihr wohl. Sie saß mit einem Buch bei der Lampe; auf dem Tisch vor ihr stand eine Schale mit Äpfeln.

Ihr war, als müsse sie die Zeit, die sie in Gesellschaft verlor, dadurch wieder einbringen, daß sie sich dem Alleinsein möglichst lange hingab. Die von keinem häßlichen Gedanken, von keiner unsteten Empfindung getrübte Ruhe ihres Antlitzes bezeugte, wie natürlich ihr diese Gewohnheit war.

Sie bedurfte der Menschen kaum. Sie hatte keine Freundin, keinen Freund. Allen, die sich um sie bemühten, begegnete sie mit Güte, und angeborene Liebenswürdigkeit verurteilte sie dazu, auch gegen die Aufdringlichen Geduld zu üben. In jeder Stadt waren Personen, denen sie für Dienstleistungen und Beweise der Ergebenheit verbunden war, Frauen und Männer, mit denen sie gern verkehrte und für die sie eine lebhafte Anhänglichkeit verspürte, aber in Wahrheit hätte sie sie entbehren können. Seit Sziralsky, ihr wunderbarer alter Lehrer, gestorben war, hatte sie sich an keinen Menschen mehr so innig angeschlossen, um nach seiner Nähe zu verlangen. Mit Anna Ewel, ihrer Zofe, einer Postmeisterstochter aus Gabrieles böhmischem Heimatsdorf, reiste sie umher, an keinem Ort verweilend, von Gasthof zu Gasthof, von Land zu Land, ohne Erregung, ohne sonderliche Neugier, ohne Launen und ohne zu ermüden.

Der beständige Wechsel ihres Aufent-

halts verhinderte die Menschen, sich ihrer zu bemächtigen und sie mit Forderungen zu quälen, die sie nicht erfüllen konnte. Ihre anmutige, immer gleiche Freundlichkeit war wie eine Lichtflut um sie gebreitet, die es schwierig machte, sie genau zu sehen, und so wußte niemand auf der Welt, wie es eigentlich mit ihr beschaffen und welch ein merkwürdiges Kind Gottes dieses junge Geschöpf war, das mitten im Strom des Lebens und im Glanz des Ruhmes sein Glück in der Einsamkeit suchte.

Sie hatte keine Familie. Vater und Mutter waren tot, ein Bruder war vor zwei Jahren bei Königgrätz gefallen. Wenn sie ihrer Heimat gedachte, sah sie ein karges Hügelgelände, eine Straße, die in dunkle Wälder führte, einen regungslosen Teich, auf dem Gänse und Enten schwammen, gelbhaarige Kühe, arme Häuser, ein armes, gedrücktes Volk, und über alldem einen blassen Himmel bei Tag und am Abend funkelnde Sterne. Schwermütige Abende, wenn aus den Schenken die Tanzmusik klang oder in einem Zigeunerlager eine Geige fiedelte, Licht um Licht in den kleinen Fenstern erlosch und der Mond wie eine glühende Glocke aus den geheimnisvollen Tiefen der Erde emporstieg. Erinnerte sie sich während des Singens daran, gewahrte sie dies Bild, das im Frühlingswerden oder in der Herbstesneige die Seele mit Frieden und Trauer erfüllt hatte, so zerflossen die vielen ihr zugewandten Gesichter in Dunst, und nur die Augen strahlten ihr noch entgegen, fremd und fern.

Sie war nicht von der Art jener Künstlerinnen, denen ihr Auftreten zur festlichen Gefahr wird. Sie gehörte nicht zu denen, die ein Publikum schmähen, vor welchem sie zittern. Sie kannte nicht das Fieber der Vorstunde und die großen Gebärden des Erfolges. Sie war keine Diva, sie war ein junges Mädchen, das sang. Die Kunst gab ihr keinen Rausch und keine Ernüchterung, sie war ihr weder Lust noch Plage, sondern eine Pflicht. In ihr war ein Quell, der überströmte und überströmen mußte, wenn er sie nicht ersticken sollte. Sie arbeitete täglich viele Stunden, doch niemals mit Angst um die ihr gewordene Gabe. Sie hatte Ehrgeiz, aber nicht den zerstörenden und herztötenden; ihr Ehrgeiz glich dem jener mittelalterlichen Ritter, die Gut und Blut daran setzten, um ihren Schild fleckenlos zu erhalten. Es war eine dumpfe Bescheidenheit in ihr; den Gang aufs Podium oder auf die Bühne trat sie mit einem für ihre Umgebung unbegreiflichen Gleichmut an; sie ihrerseits hatte kein Verständnis für die Ränkesucht und das würdelose Treiben mancher Fachgenossen, und deshalb spielte sie nur noch ungern auf dem Theater.

Jeden Morgen erhielt sie Liebesbriefe und Blumen. Die Briefe verbrannte, die Blumen verschenkte sie. Ehedem hatte sie eine Leidenschaft für Blumen gehabt, jetzt machte sie sich nichts mehr daraus und grollte ihnen, daß sie solchem Zweck dienen mußten. Der Gedanke an Liebe hatte nichts Befeuerndes für sie, er besaß nicht einmal die Kraft, sie zu erwärmen; es entstand keine Hoffnung aus ihm, höchstens in seltenen Augenblicken eine Furcht. Bisweilen kam es vor, daß sie über sich selbst erstaunte, wenn sie sich so zugeschlossen fand, so kühl, so sehnsuchtslos, so allein im Raum, und sie konnte wünschen, eine Stimme zu vernehmen, die sie noch nie gehört, und einen Blick zu spüren, der noch nie auf ihr geruht. Aber nicht mehr als eine Stimme und einen Blick, nicht mehr; zu viel war schon die Hand, die fremde Hand, die heiß sein konnte, zu viel das Wort, das lügen konnte. Ihr war dunkel zumute, als habe ihre Seele beim Eintritt ins Dasein den mystischen Befehl empfangen, niemals Flamme zu werden für eine andere Seele. Jugend und Gesang waren wie zwei ineinandergewebte Schleier, die sie nicht emporheben durfte, wenn sie nicht nackt und wehrlos dem Schicksal preisgegeben sein wollte.

Es gab aber auch Stunden, wie die der heutigen Nacht, wo ihr Inneres von einer gleichsam nur geträumten Unruhe erfüllt war, wo ihre Augen sich groß öffneten wie die eines erwachenden Kindes und sie sich fragte: ‚Wer bin ich? Was wird aus mir?‘

⁂ ⁂ ⁂

In seiner Knabenzeit hatte Sylvester einmal im Herbst in einer Kammer einen Korb mit frischen Trauben entdeckt. Es war nicht Hunger, was ihn getrieben, darüber herzustürzen. Da es die ersten Trauben des Jahres waren, hatte auch die Freude am Anblick der schönen Früchte,

das Entzücken, sie greifen zu können, seine Gier erweckt. Er war niedergekniet, hatte jauchzend zwei Hände voll gepackt und dann das Gesicht, den Mund, die Zähne förmlich in die Trauben vergraben, so daß der ausgepreßte Saft nicht nur über den Gaumen hinab, sondern auch über das Kinn und die Kleider träufelte.

Daran mußte er manchmal während seines Pariser Aufenthaltes denken. Es war dieselbe Lust an der Fülle, dasselbe unbedachte, gefräßige Ansichreißen. Jeder Tag hatte siebzehn Stunden, oft auch mehr, und keine Stunde war reizlos. Er hatte gewichtige Empfehlungen mitgebracht, wurde glänzend aufgenommen und führte das Dasein eines großen Herrn. Er wußte sich zu kleiden, er verstand Geld auszugeben, seine Umgangsformen waren ohne Tadel, er hatte Bildung und Geschmack: kein Wunder also, daß man sich um seine Person stritt. Ihm selbst schien es, als hätten seine besten Talente bis jetzt geschlummert, als sei er seiner Fähigkeiten jetzt erst sicher und brauche nur zu wählen unter den Zaubermitteln, durch die man die Menschen erobert. Dessen ungeachtet war nichts von Krampf und künstlichem Feuer in seiner Lebensführung. Was an ihm gefiel, war seine kräftige Männlichkeit, eine Grazie des Geistes, die dem Deutschen doppelt angerechnet wurde, und jener angenehme Witz, der nicht verwundet und der andere witzig macht.

Eine ununterbrochene Kette von Vergnügungen hielt ihn gefangen. Die körperliche Frische, die er mit triumphierendem Behagen täglich spürte, besiegte jeden Widerstand und gab ihm das Bewußtsein der Leichtigkeit und mühelosen Erneuerung. ‚Ich habe zehn Jahre lang gespart,‘ sagte er sich, ‚nun kann ich Preise bezahlen, die mich nicht schrecken, so hoch sie auch sein mögen.‘

Sie waren hoch. Keineswegs gewillt, sich mit äußerer Repräsentation und einem oberflächlichen Gesellschaftstreiben zufriedenzugeben, suchte er ohne Scheu Gebiete auf, wo die menschliche Existenz nicht bloß wie ein harmloses Wasser flutet, wo nicht gefälliger Schmuck und leer verpflichtende Worte über den Mangel ernsthafter Verbundenheit hinwegtäuschen, sondern wo aus tieferen Schlünden die Elemente rauschen und wo der sich bewahren möchte zur Entscheidung aufgefordert wird. Er lernte das Paris des zweiten Kaiserreichs gründlich kennen. Ein Schauder erfaßte ihn, wenn er dieser aus trunkenen Mänaden und wahnsinnigen Silenen gemischten Tänzerscharen innewurde; wie da alles nur noch Schall war, was sonst ein Volk aus seinem Taumel riß, wie jeder nur von Gnaden des Momentes lebte, aus hohlem Überschwang Freude saugte und seinen dürftigsten Götzen zum Idol aufputzte; wie die Schatten vergangener Größe umherschlichen, um Almosen der Ehre zu erbetteln, wie jedes Fest zum Bacchanal wurde und Schönheit und Unschuld flüchtiger waren als der Seufzer eines Ertrinkenden, dies erfuhr Sylvester nicht ohne Zurückbesinnen und Zukunftsfurcht. Aber er wollte nicht Beobachter sein, er wollte mit diesen leben.

So blieb ihm keine Stätte des Lasters unbekannt, kein Ort, wo die Ausgestoßenen von lüsternen Jägern gestellt wurden, keiner von den Sümpfen, auf deren Grund das Verbrechen wie giftiges Reptil haust und auf deren buntem Spiegel mancherlei bewimpelte Fahrzeuge schwimmen. Er knüpfte Beziehungen mit einer Italienerin an, die berühmt kleine Hände und Füße hatte; nach einer Woche verabscheute er sie. Er machte auf einem öffentlichen Ball am Boulevard St. Michel die Bekanntschaft einer Strumpfwirkerstochter, die ein unstillbares Verlangen danach hatte, ein Diamanthalsband zu besitzen; er kaufte ihr nur einen Ring, und ihr Gewissen schwieg bei seiner Werbung. Sie glich einer Nordländerin und hatte das Blut einer Wilden. Ihre Launen ermüdeten ihn, und er verließ sie. Hinter einer kleinen Kirche im Quartier latin wohnte ein Arzt, dessen junge Frau so fromm war, daß das ganze Viertel darüber spottete. Ein Student, der hoffnungslos in sie verliebt war, erzählte Sylvester von ihr. Um sie zu sehen, ging er in jene Kirche, besuchte dann eines erfundenen Leidens halber den Arzt und war bald häufiger Gast im Hause. Er umstrickte die Frau, sie verfiel ihm, aber der Gatte war nicht blind; was sich zwischen den beiden ereignet hatte, wußte kein Mensch; eines Tages waren sie aus Paris verschwunden.

Erbeuten und wegwerfen! Bewahrte das Gedächtnis einen Namen, ein zartes Wort, eine seltene Gebärde, so war die Mühe belohnt. Gestalt und Wesen schwanden hin. Wer Blüten pflückt, will oft kaum riechen; den Strauß in der Hand, mag er ihn schon nicht mehr weiter tragen, und schleudert er ihn fort, ist er sorgloser geworden. Aber Sylvester hatte eine schwere Sorge. Seine Geldmittel verringerten sich schnell. Die dreitausend Taler, die er hatte schicken lassen, waren verbraucht. Er verlangte einen Kreditbrief auf zehntausend Taler und berechnete, daß er ihn nach drei Monaten erschöpft haben würde. Eine gleichgroße Summe lag nicht mehr bereit. Ein Bankier riet ihm, Börsenpapiere zu kaufen, doch er fand das Geschäft zu unsicher und zu langwierig. In der Neujahrsnacht kam er in Begleitung mehrerer junger Engländer in ein Haus, wo Baccarat gespielt wurde. Er beteiligte sich am Spiel und gewann neunzehnhundert Franks. Acht Tage später ging er wieder hin und gewann über viertausend Franks. Nach einiger Zeit wollte er zum drittenmal sein Glück versuchen, aber da verlor er. Es waren zwar nur dreißig Goldstücke, aber der Verlust ärgerte ihn, und er wollte ihn am andern Tag wieder einbringen. Er verlor. Nun hatte er keine Ruhe mehr und wähnte, das Glück erzwingen zu müssen. Allnächtlich saß er bis gegen die Morgenstunde am grünen Tisch, ruhiger als alle anderen Spieler und von einer seltsamen Neugier erfüllt, zu erfahren, wann das Mißgeschick aufhören würde, ihn zu verfolgen.

Nach Verlauf eines Monats hatte er zweiunddreißigtausend Franks verloren. Um seine Schulden tilgen zu können, mußte er das ganze Depot erheben, das sich noch in Würzburg befand. Darauf schrieb er an den Inspektor nach Erfft, es müsse eine Anleihe aufgenommen werden, ein ihm bekannter Agent in München, an den er sich gleichfalls brieflich wandte, sollte dazu behilflich sein. Unter großen Schwierigkeiten wurden zwanzigtausend Taler flüssig gemacht. Sylvester spielte trotzig weiter, und in einer Woche verlor er die Hälfte dieser Summe. Nun erkannte er das Vergebliche seines Eigensinns, und da ihn nicht so sehr die Leidenschaft als der Wille beherrscht hatte, das dumme, blinde Ungefähr zu lenken, bedurfte es nur eines Entschlusses, um ihn von seinem verhängnisvollen Weg abzubringen. Freilich trug dazu ein Ereignis bei, das auch wie ein Spiel begonnen hatte, aber mit Trauer und Vernichtung enden sollte.

Durch einen jungen Marineoffizier, den er im Salon der Prinzessin Mathilde kennen gelernt hatte und der ihm eine herzliche Freundschaft entgegenbrachte, war er in das Haus des Lords Albany gekommen. Lord Cecil Albany war ein Mann von ungeheurem Reichtum, der es liebte, die Wintermonate in Paris zu verbringen, und der sich durch seinen Aufwand in großen Respekt gesetzt hatte. Er hatte in der Rue St. Honoré einen Palast gemietet und sah jeden Abend die vornehme Welt bei sich. Doch geschah dies nur seiner Frau zuliebe, er selbst war ziemlich menschenscheu, und die ihn näher kannten schilderten ihn als einen trockenen, hochmütigen und rohen Patron. Lady Evelyn war eine echte Engländerin, schlank, anmutig, äußerlich kühl, doch in irgendeiner Art heimlich besessen. Es war eine unverhehlte Tatsache, daß sie den Lord wider ihren Willen und nur auf den Befehl ihrer Eltern geheiratet hatte. Sie hatte erklärt: Wenn man mich zu dieser Ehe zwingt, so werde ich alles tun, um mich zu rächen. Das Zusammenleben mit Lord Cecil bestärkte ihre Abneigung, und es galt für ausgemacht, daß sie ihren Gatten betrog. Doch ging sie dabei mit List und Heimlichkeit zu Werke, und der Lord hatte bis jetzt nicht die geringste Ursache gehabt, sich über sie zu beklagen.

Sylvester fand sogleich den Ton, der ihrem romantischen Wesen zusagte, er gewann ihr Vertrauen, und nach kurzer Zeit standen sie im innigsten Einverständnis. Sie ergötzte Sylvester, und er konnte sie nicht ganz ernst nehmen, obgleich er das Pflanzenhafte an ihr wahrnahm, das allerdings nur in dieser besonderen Atmosphäre eines Treibhauses gedeihen konnte.

Seit sie seine Geliebte war, besuchte sie ihn in seiner Wohnung; nun geschah es aber, daß Lord Cecil nach London reisen mußte und seine Rückkehr erst für das Ende jener Woche in Aussicht stellte. An einem Abend ging Sylvester zu Lady

Evelyn, und die Vorsicht vergessend, die sie beide bis jetzt beobachtet, blieben sie bis weit über Mitternacht beisammen. Als Sylvester durch den beleuchteten Flur zum Tor schritt, wurde die Nachtpforte gerade von außen geöffnet, und zu seinem peinlichen Erstaunen sah er Lord Albany hereintreten. Der Lord stutzte, griff aber dann nach seinem Hut und grüßte Sylvester mit außerordentlicher Höflichkeit. Darauf wandte er sich zur Treppe, und Sylvester verließ ziemlich beruhigt das Haus.

Indessen rief der Lord sämtliche Diener und Dienerinnen herbei, bedeutete ihnen, im Vestibül zu warten, forderte von einem der Mädchen ein gewöhnliches Kleid, und nachdem er es erhalten und über den Arm geworfen, betrat er das Schlafzimmer seiner Frau. Er brauchte keinen andern Beweis ihrer Schuld als den Umstand, daß sie im Bette lag. Mit eisigem Gesicht befahl er ihr, sich zu erheben, warf ihr das Gewand hin und hieß sie es anzuziehen. Sie gehorchte zitternd. „Nur wenn Sie augenblicklich das Zimmer und augenblicklich mein Haus verlassen, können Sie sich eine körperliche Züchtigung ersparen,“ sagte er. Sie sah ihn an und wußte, daß sie nichts zu hoffen habe. Sinnlos vor Scham und Angst eilte sie hinaus, durch das Spalier der regungslosen Dienstleute hinunter auf die Straße. Lord Cecil sperrte das Tor hinter ihr zu und bewachte es eine Stunde lang, um zu verhüten, daß einer von den Leuten ihr folge und Hilfe leiste.

Erst drei Tage später gelangte die Kunde dieses Vorfalls zu Sylvester; da Lord Albany selbst sich in Schweigen hüllte, konnte das Gerücht nur durch die Mitteilungen der Dienerschaft in die Welt dringen. Man war entsetzt, man schüttelte den Kopf, und die Gespräche erschöpften sich in ausschweifenden Vermutungen. Sylvester war froh, daß nirgends sein Name genannt wurde, aber der Gedanke an das Schicksal der unglücklichen Evelyn verfolgte ihn beständig. Daß sie nicht zu ihm gekommen war und keine Nachricht gab, zeigte, daß auch sie das Spielerische und Haltlose ihrer gegenseitigen Beziehung empfunden hatte, und seine Sorge um sie verdoppelte sich. Nach einigen Wochen erzählte ihm der Marineoffizier, Lady Evelyn habe Mittel gefunden, nach Essex zu kommen, wo ihre Eltern wohnten, habe sich ihrem Vater zu Füßen geworfen, sei aber von diesem mit großer Härte abgewiesen worden, da in den Augen eines anständigen Engländers ein Ehebruch unauslöschlichen Makel mit sich bringe, und eine Frau, die solcher Sünde überführt worden, von der menschlichen Gesellschaft verstoßen und auf ewig gebrandmarkt werden müsse. Einer ihrer Brüder habe ihr aus Mitleid eine geringe Summe Geldes zugesteckt, und damit sei Evelyn nach London gegangen, wo sie ein unstetes, ja, wenn man den Versicherungen des Sir Randolph Canning, eines Vetters von Lord Albany, glauben wolle, verworfenes Leben führe. Sir Randolph behaupte nämlich, sie sei jede Nacht in einer berüchtigten Opiumkneipe im Norden der Stadt zu sehen.

Es kam der Juni, und Sylvester ließ sich von seinen englischen Freunden überreden, mit ihnen nach London zu gehen. Er entschloß sich um so leichter dazu, als er in den Pariser Zirkeln plötzlich eine feindselige Haltung gegen seine Nationalität spürte, eine Gespanntheit und zunehmende Kälte, die er sich nicht erklären konnte und die jedenfalls durch gewisse politische Machenschaften und Hetzereien begründet war. Eines Abends, im Foyer der Oper, stellte er den Herzog von Montmorency zur Rede, der in seiner Gegenwart eine spöttische Bemerkung über die „Prussiens“ gemacht hatte, und es wäre zum Duell gekommen, wenn nicht einsichtige Vermittler den Streit geschlichtet hätten. Eben jener Sir Randolph, ein jüngerer Sohn des Lords Winchester, lud ihn ein, die Herbstmonate auf seinem Schloß in Bangor an der Irischen See zu verbringen. Er versprach es.

Schon die ersten Londoner Tage zogen ihn in eine verwirrende Geselligkeit, und die Anforderungen wuchsen mit der Bereitschaft, sie zu erfüllen. Eines Morgens nahm er eine Zeitung zur Hand, und sein Gesicht verfärbte sich, als er unter den Todesanzeigen die Nachricht vom Hinscheiden der Lady Evelyn Albany las. Lord Cecil verkündete es in Ausdrücken geziemenden Schmerzes und teilte mit, daß sich die Leiche in seinem Haus am Trafalgar Square be-

Bernhard Pankok

Gemälde von Prof. Emil Orlik

finde und er daselbst die Kondolenzvisiten annehmen werde. Noch am Vormittag erhielt Sylvester den Besuch eines jener Alleswisser, die über die Ereignisse in der großen Welt genau unterrichtet sind und vernahm von ihm, daß man die arme Evelyn vor zwei Tagen gegen Morgengrauen in einem Elendsviertel bewußtlos auf der Straße gefunden habe. Sie sei ins Hospital geschafft worden, habe dort nur noch ihren Namen flüstern können, und dann sei ihre Seele entflohen. Lord Cecil wurde verständigt; dem Tod gegenüber zeigte er sich, wenn auch nicht versöhnt, so doch der äußeren Pflichten seiner Stellung eingedenk; durch ihren Tod wurde die grausam in den Schlamm des Lebens hinabgeschleuderte Evelyn wieder zur Lady Albany, und alles was geschehen war, seit sie sich entwürdigt, wurde einfach als ungeschehen betrachtet.

Sylvester zögerte lange, bis er den Entschluß faßte, in Lord Cecils Haus zu gehen. Aber er glaubte es dem Andenken Evelyns schuldig zu sein, ihrem irdischen Rest einen Abschiedsgruß zu erweisen. Er wählte eine Stunde, wo er sicher war, daß man unter vielen Leuten seine Anwesenheit nicht beachten würde. Jedoch seine Erwartung traf nicht zu. Als er in den Saal kam, in welchem die Tote auf einem mit schwarzem Sammet ausgeschlagenen Katafalk lag, waren die meisten Besucher schon weggegangen, und einige Personen, die flüsternd in einer Ecke des Raumes standen, waren ebenfalls im Begriff, sich zu entfernen. Sylvester trat an den Sarg und blickte in das ergreifend zerstörte, unendlich abgehärmte Antlitz, dessen starre Ruhe zu trügen schien und dessen Blässe phosphorisch leuchtete. Während er noch niederschaute, sah er plötzlich dicht neben sich Lord Cecil Albany. Der Lord hatte die Hände auf dem Rücken, wandte Sylvester den Kopf langsam zu und sagte mit heiserer Stimme: „Sie war schön, nicht wahr?“ Sylvester zuckte zusammen, die Augen des Lords verdrehten sich unheimlich, als er seine Worte wiederholte: „Sie war schön, nicht wahr?“

Da senkte Sylvester die Stirn, kehrte sich um und ging schweigend hinaus.

⁂ ⁂ ⁂

Seiner selbst überdrüssig sein ist schrecklicher als sterben. Jeder Gedanke wird Anklage, das Herz erstickt in Melancholie, der Schritt spottet seines Zieles, nur Ekel saugt das Auge aus den Dingen, die Hand, wonach sie auch greift, sie hält nichts, der Mund mag nicht mehr reden, das Ohr nicht hören. Sich auskleiden am Abend, sich anziehen am Morgen: wozu? Und die Menschen, was soll ihre Eile frommen, ihr Gelächter, ihr Nein und Ja, ihr Schön und Häßlich? Wie zwecklos dies Anzünden von Lichtern und Auslöschen von Lichtern, dies Abreisen und Wiederkommen, der Schmuck von Wänden, die Zierat der Städte, all dies Vergebliche, ach, so furchtbar Vergebliche!

Unheilvoller als vor Monaten in der Heimat gewann solche Stimmung Macht über Sylvester. Er blieb tagelang in seinem Zimmer, schloß die Läden zu und lag in der Dunkelheit. Jedes fremde Gesicht war ihm unerträglich, und jeder Laut von der Straße verstörte ihn. Wenn der treue und besorgte Adam an die Türe pochte, antwortete er zuerst überhaupt nicht, dann übermannte ihn der Zorn, und er befahl ihm unter Schimpfworten, sich zu trollen. In später Nacht ging er aus, um zu essen, und kehrte oft hungrig wieder heim. Am liebsten weilte er am Fluß, in später Nacht, beugte sich über ein Brückengeländer und sah zu, wie das Wasser floß und Barken und kleine Dampfer dahin glitten. Er wollte sich nicht Rechenschaft darüber geben, was er unterlassen. Er war nicht gewohnt, über sich nachzudenken. Sein Schmerz hatte nichts mit seinen Handlungen zu schaffen, obwohl er sich klar darüber war, daß er nichts Gutes und Heilsames, sondern nur Schädliches und Schlechtes durch sie hervorgebracht hatte. Erinnerte er sich an die Begegnungen der letzten Zeit, an die Abenteuer und Verstrickungen, so fand er sich um so leerer und kälter, je deutlicher er sie vergegenwärtigte, und Evelyns bleiches Totenantlitz hatte nur einen Flammenschein in die Kälte und Armut seiner Brust geworfen wie eine Fackel in die Ruine eines Hauses. Sein Schmerz strömte aus dem allertiefsten Grund des Lebens, und mit ihm stieg zuweilen eine unermeßliche Sehnsucht empor, in deren Umklammerung er sich ohnmächtig hinschleppte.

Einmal träumte ihm, er sei mit Adam

Hund von Erfft aufgebrochen. Sie ritten durch den Wald, Adam mit einer brennenden Fackel voraus. Es ist eine stürmische Nacht, die Zweige krachen, und seufzend biegen sich die Stämme. Eine Regenflut prasselt nieder und verlöscht die Fackel. Die undurchdringliche Finsternis tötet alle Hoffnung in Sylvester, und er kann nichts denken als das eine: nur nicht zurück, nur nicht mehr nach Hause. Er spürt den warmen Leib des Pferdes und vernimmt Adams häufigen Zuruf, der sich seiner Nähe versichert. So irren sie viele Stunden lang umher, und als der Morgen graut, fangen die Pferde an zu wiehern, und Sylvester gewahrt durch Nebel und Regen hindurch sein Haus. Darüber empfindet er eine solche Verzweiflung, daß er sich über den Hals des Pferdes beugt und ihm ein Messer in die Brust stößt. Ein Blutstrahl quillt auf, steigt immer höher empor und leuchtet wie Feuer. Adam ist verschwunden, das Haus ist leer, Sylvester sucht und weiß nicht wonach, keuchend läuft er durch unbekannte Räume, die Luft ist rot von der Blutfontäne, er sinkt erschöpft zu Boden und erwacht.

Bei diesem Erwachen faßte er den Vorsatz, wieder unter Menschen zu gehen, damit die in seiner Nähe lebten nicht das beständige Schauspiel selbstzerstörenden Tuns vor Augen hätten. Er rief Adam zum Rasieren, der schleppte mit heller Freude seinen Kasten herbeit und behandelte Sylvester wie einen von Krankheit Genesenden; im übrigen war er schlecht auf England zu sprechen, weil er nirgends Suppe zu essen bekam, und nannte die Engländer traurige Hungerleider. Seine Gefräßigkeit wuchs im selben Maß wie seine zarteren Bedürfnisse schwanden.

Nur um die Zeit zu füllen, ging Sylvester am Abend ins Coventgarden-Theater, nicht weil Gabriele Thannhauser dort sang. Um so unerwarteter war der tiefe Eindruck, den sie auf ihn machte. Zwei Tage später traf er sie auf einem Rout bei der Herzogin von Devonshire. Sie gewahrte ihn, als er unter die Türe trat, schien sich seiner zu erinnern und lächelte ihm flüchtig zu. Da sie von Bewunderern umlagert war, verschmähte er es, zu ihr zu dringen. Es fiel ihm auf, daß sie sich ganz und gar nicht als Dame gab, ganz und gar nicht als Stern für eine entzückte Menge, aber er vergaß nicht, wie schlank und fein sie dastand, spärlich in Gesten und wachsam hinter ihren besonderen Verschleierungen.

Die vielfachen Wege des gesellschaftlichen Lebens hatten Stationen, auf denen man sich immer begegnete. Schon am andern Tag sah er Gabriele auf einem Ball bei Lady Tankarville wieder, und am darauffolgenden bei einem Diner im Hause des Lords Keith. Sie hatte großen Erfolg in London, alle jungen Männer lagen ihr zu Füßen, und ehrwürdige Granden des Reichs gehörten zu ihren Anbetern. Sie schien es kaum zu merken. Die Last der Verpflichtungen, die ihr der Ruhm auferlegte, bedrückte sie. Sie klagte gegen Sylvester, daß sie unter dem Klima leide. Er riet ihr körperliche Bewegung an, empfahl ihr zu wandern, zu reiten und machte sich erbötig, sie bei Ausflügen zu beschützen. „Ich bin ein armer Sklave," antwortete sie, „ich kann mein Joch nicht abtun." Im Herbst wolle sie sich erholen, sagte sie; sie sei von den Cannings eingeladen, nach Bangor zu kommen, und habe die Absicht, einige Wochen dort zuzubringen. Es berührte sie nicht unangenehm, als Sylvester ihr mitteilte, daß auch er in Bangor sein werde. Sie fand Gefallen an der Unterhaltung mit ihm. Sein offenes, geistig durchwühltes Gesicht hatte ihre Sympathie erweckt.

Sylvester hatte eine alte Freundin in London, eine Frau von Rhynow, die Gattin eines Konsuls. Sie war förmlich verliebt in Gabriele, der sie in dem fremden Land viele Dienste leistete, und da sie ein Vergnügen daran fand, Menschen zusammenzubringen, die sie gern hatte, lud sie Gabriele und Sylvester häufig zur Teestunde ein. Übertriebenes Zartgefühl ließ sie glauben, daß das harmonische Gespräch der beiden durch ihre Gegenwart gestört werde, und so ging sie meist aus dem Zimmer, nachdem sie ihre Gäste bewirtet hatte. Die Zurückgelassenen mußten ihre Situation scherzhaft nehmen, wenn sie ihnen nicht verfänglich scheinen sollte.

Gabriele war ohne Arg, auch gegen sich selbst. Sie war der Nähe eines Menschen froh, der fest in seiner Welt stand und ihre Empfindlichkeit gegen dieselbe Welt milderte. Sie durfte immer wieder in ihre

Einsamkeit zurückkehren, sie hatte die Sicherheit, sich nicht verlieren zu können, und als sie erfuhr, daß er verheiratet sei, wuchs ihr Vertrauen gegen ihn, ein mädchenhafter Zug und ein philiströser zugleich. Sylvester betonte sein Gefühl der Freundschaft; er sagte, daß sein Herz müde sei, und er glaubte es. Der Magnetismus, den zu erproben er ausgezogen, er spürte ihn nicht mehr; er hatte ihn verschwendet, in Kleinmünze zerstückt. Er hielt sich für unfähig, zu entflammen, und unfähig, entflammt zu werden. Wenn er Gabriele vor sich sah, in der Herrlichkeit einer Jugend, die sie wie eine Bürde trug, wenn er in ihre Augen blickte, in denen unbewußt und ergreifend die Schönheit der Bereitschaft war, dann dünkte ihm jede Resignation natürlich und anständig.

In dieser stolzen und ergebenen Stimmung schrieb er an Achim Ursanner, an den er sich jetzt zuweilen wie an einen heimlichen Boten wandte: „Daß ich in meiner Zeit lebe, ist mein Schicksal; daß ich sie betrachte, enthält schon einen Triumph über das Schicksal. Vor ihr stehe ich wie vor einem Spiegel. Sie atmet mir die Welt entgegen, sie zeigt mir die Menschheit in dem Augenblick, wo ich es vermocht habe, mich ihr zu entziehen. Meine Selbstbesinnung ist mein Sieg über die Zeit. Ich kann die Augen schließen, und Welt und Zeit strömen in mich hinein, kein einzelnes hat mehr Gewalt über mich, ich habe die Gewalt des Träumers über das Ganze. Ich möchte mich mit einem Trauernden vergleichen, der in unzugänglicher Abgeschlossenheit haust, dennoch sich gehetzt, bedroht, aufs äußerste beunruhigt fühlt, und der gerade in der Sekunde der letzten Hoffnungslosigkeit einen zauberhaften Trost empfängt, so daß seine Stirn, von der neuen Morgenröte berührt, einen Schein mystischen Entzückens ausstrahlt, während die Brust noch in einer poesielosen Finsternis begraben ist."

Aber Sylvester irrte sich. Die ganze Weisheit war gewünschtes Mißverständnis dessen, was in ihm vorging. Lockte ihn nicht die Gebärde, mit der die Freundin nach einer Notenrolle griff? Und jene, mit der sie die Arme hob, um den Schleier zu binden? Und jene halb fürstliche, halb zaghafte, mit der sie eine Tür öffnete? Gab nicht ein schelmisches Lächeln, ein verstohlener Blick Stoff zu Grübelei? Folgte nicht die Phantasie der schlanken Gestalt in ihr Alleinsein? Belauschten sie nicht die Gedanken hinter der eigentümlich gefesselten Stirn des Mädchens? War nicht sein Gleichmut erheuchelt, spürte er nicht, wie er sich wandelte, seinen Bindungen entfloh, seiner Gewißheit entschlüpfte?

Als sie bei Lady Jersey „Polens Klage" von Chopin sang, dieses Lied, in dem eine von Visionen umschauerte Melodie aus der von leidenschaftlichem Kummer verdüsterten Begleitung emporsteigt wie eine Liebende, die sich krank vom Lager erhebt, um noch einmal den Geliebten zu umarmen, empfand er zum erstenmal die Scham, mit der man einen heimlichen Besitz zum öffentlichen Gut werden sieht, und er hatte Mühe, sein eifersüchtiges Fieber zu verbergen. Ihm war, als entkleide sie sich und wisse es nicht, werfe sich hin vor die allgemeine Gier, geschändeten Herzens, sie, die das züchtigste besaß. An jenem Abend ging er nach Hause wie ein Betrunkener, ließ die Lampe brennen, bis es Tag wurde, hatte die Augen offen und vermochte nicht zu denken.

Er hatte bis zu dieser Stunde gehandelt und sich betragen als ein Mann, der frei ist, den keine Pflicht kettet, keine Rücksicht lähmt; er hatte sich losgelöst von Weib und Kind, hatte nicht geschrieben, ihrer kaum gedacht und zehn Monate lang ein Leben geführt, wie wenn die zehn Jahre vorher nur die Episode einer Nacht gewesen wären. So tief sein verspätetes Staunen war über das mondsüchtige Dahinstürmen, das Freveln ohne Verantwortung, die Existenz ohne Erinnerung und ohne Güte, so scharf erkannte er auch, daß der Wille zur Rückkehr ihn trotzdem beherrscht hatte, das Bewußtsein, daß der dunklen Wanderung ein unverrückbares Ziel gesetzt sei. Jetzt aber verlangte ihn nach wirklicher Freiheit. Er kämpfte gegen Agathe. Er bäumte sich auf gegen ihre stumme Forderung. Ihre Verlassenheit erweckte nicht seine Reue, sondern seinen Haß. Der Schein von Recht, mit dem sie ihn anklagte, erbitterte, und die Macht, die sie plötzlich von fernher über sein Gemüt ausübte, erzürnte ihn. Doch als der

erste Strahl der Morgensonne ins Zimmer fiel, erfaßte ihn Schrecken und Zerknirschung; ‚noch kann ich die Gefahr abwenden,‘ sagte er sich. ‚Es gibt in jedem Schicksal einen Augenblick, wo der Geist sich um seine letzte Freiwilligkeit betrügt, ich will diesen Augenblick nicht versäumen; ich will abreisen, ich kann es noch, ich würde lügen, wenn ich einen Zwang vorschützte, wo nur Schwäche ist.‘

Er sprang auf mit dem Entschluß zu packen. Adam zu rufen war es noch zu früh; doch wollte er alles für ihn zusammenlegen, dann konnten sie mit dem Vormittagszug nach Dover fahren. Beim Öffnen einer Lade erblickte er den Schuh der schönen Rahel, den er damals auf der Treppe gefunden. Die Erinnerung an ein Feuer, das von der Zeit gelöscht worden ist, überhaucht die Vergangenheit mit Todeskälte. Mutlos warf sich Sylvester aufs Bett, und auf einmal entsann er sich einer Menge von häuslichen Unannehmlichkeiten: es ist ein Wintermorgen, und im Frühstückszimmer raucht der Ofen durch eine zersprungene Kachel; er kehrt hungrig von der Jagd zurück und muß warten, weil die Köchin einen Streit mit dem Inspektor gehabt hat; in Dudsloch hat ein Knecht Holzdiebstähle verübt, und man muß die Polizei benachrichtigen; Schwager Eggenberg hat seinen Besuch angemeldet, und im ganzen Haus riecht es nach Sauerkraut, das die Leibspeise des Majors ist: all das ist so klein, so nüchtern, so wohlbekannt, so langweilig, so häßlich. Seufzend schlief er ein.

Gegen Mittag weckte ihn Adams Pochen. Ein Brief mit Antwortbitte war da. Sylvester kannte Gabrieles große, eckige Schrift noch nicht, aber mit klopfendem Herzen entfaltete er das Papier. Sie schrieb ihm, daß sie sich für den Nachmittag frei gemacht habe und gern einen Spaziergang mit ihm unternehmen möchte; sie habe auch Frau von Rhynow dazu gebeten, die sei jedoch verhindert.

Adam starrte verwundert auf die im Zimmer herrschende Unordnung, denn Sylvester hatte schon Kleider und Wäsche aus den Behältern genommen. „Bring' nur alles wieder an seine Stelle,“ befahl Sylvester kurz.

⁂

Sie gingen durch den Park von Richmond.

Unter freiem Himmel haben die Menschen ein wahreres Gesicht als in Räumen. Gabriele nahm mit jedem Schritt die Natur als Geschenk hin. Sylvester mußte an Agathe denken, an Agathes Entzücken, solange sie empfänglich, an ihre Verdrossenheit, wenn sie müde war. Gabriele hatte eine sanfte, gedankenvolle Ruhe. Sie lauschte seinen Worten, als ob sie ein Wechsel von Licht und Schatten wären, nicht wie Agathe, die allzu wach das Wort wie ein lebendiges Ding ergriff und sich von ihm reizen und steigern ließ. Wie sehr liebte er die Sanftmut an den Frauen; Sanftmut trägt das Feuer innen; die Erde ist sanft mit ihrem glühenden Kern, der dunkle Nachthimmel durch sein verborgenes Licht. Schon in frühen Tagen hatte er das Bild der sanften Frau umworben, und nun wußte er erst, was ihm an Agathes Seite gefehlt, die keine Nachgiebigkeit kannte, ganz auf Wille und Tat gestellt war und sich nur in selbstsüchtiger Träumerei vergessen konnte.

Gabriele fühlte, daß eine unsichtbare Dritte mit ihnen ging. Es lag ihr nah zu fragen. Wunderliches Spiel des Einandererratens. Während sie einen Weg zur Frage suchte, äußerte Sylvester, es sei ihm aufgefallen, daß sie so selten Fragen an ihn richte. Sie lächelte und wollte wissen, ob ihm dies für einen Mangel gelte; es sei wahr, sie könne nicht fragen, sie habe es nie gelernt. „Der Mensch ist da, um zu fragen,“ entgegnete er, und sein Blick bat sie um eine Frage. Sie standen unter einem riesenhaften Nußbaum; die Sonne ging unter, und das Grün der Rasenflächen überzog sich mit süßen, violetten Tönen. Durch die sommerlich feuchte Luft schwangen sich Schwalben in veränderlichen Bogen. Wieder lächelte Gabriele, und sie fragte also: warum er so ruhelos sei? Er schwieg. Sie lächelte zum drittenmal; sie begriff, daß die Frage zu allgemein gewesen und sammelte Mut für eine begrenztere: warum er niemals von seinem Haus, von seiner Frau, von seinem Kind spreche? Er errötete. „Davon zu sprechen bindet mich,“ antwortete er mit gesenkten Lidern, „ich will aber frei sein.“

„Man ist nicht frei in einer Ehe," sagte Gabriele sehr ernst.

„Man kann aber frei werden, oder nicht?"

„Nein. Man kann niemals frei werden," beharrte Gabriele mit demselben Ernst. „Ist eine Ehe nicht vor Gott und vor der Menschheit geschlossen?"

„Was reden Sie da, Gabriele!" rief Sylvester unmutig. „Das ist Pfaffenmoral."

„Nein. Es ist Blutgesetz."

„Blutgesetz? Also Leibeigenschaft?"

„Vielleicht Leibeigenschaft; so muß es vielleicht sein. Zuviel ist vom einen Teil im andern Teil, zuviel Unauslöschliches ist geschehen."

„Aber ich liebe Agathe nicht," wandte Sylvester beklommen ein.

„Ob Sie Agathe lieben oder nicht lieben, das ist gleich," versetzte Gabriele, und ihre Wangen erglühten. „Die Ehe steht über der Liebe. Sie steht deswegen über der Liebe, weil sie zwei Menschen vereinigt. Aus eins kann man nicht mehr zwei machen. Und wenn Sie Agathe auch nicht lieben, sie ist in Ihnen drin, Sie können nicht leben ohne sie. Sie können ihr untreu sein, aber sie können nicht Liebe finden ohne Agathe. Sie ist immer da, wo Sie sind, immer, immer. Wäre sie nur eine Frau, so wäre das Band zerreißbar; doch sie ist Mutter, und zwischen Euch wächst ein Kind, und dem seid Ihr verfallen beide."

Es war Sylvester zumute, als habe er für ewige Zeiten seine Seligkeit verloren. Er schaute verzweifelt vor sich hin.

Da es zu dämmern begann, gingen sie zur Chaussee, wo der Phaeton wartete. Sie stiegen ein, und Gabriele schmiegte sich in die Ecke. In ihren Augen brannte noch die Flamme der Beredsamkeit; die jonisch geschwungenen Lippen hatten einen Ausdruck von beseelter Kraft. Sylvester griff nach ihrer Hand, und sie überließ ihm die Hand, befangen zwar, doch ohne Mißtrauen. Plötzlich glitt er auf die Knie nieder und drückte ihre Finger an seinen Mund. Hastig flüsternd befahl sie ihm, aufzustehen. Er gehorchte und nahm wahr, daß sie zitterte. Ihr Gesicht wurde totenbleich. Er atmete in schweren, langen Zügen und umfing sie; ihre stählerne Brust tobte gegen seine Arme; ihr wilder Blick flüchtete in die Landschaft hinaus, die wie gefärbtes Wasser vorüberrann. Auf einmal wurde alles weich an ihr, der Kopf fiel ihm zu wie geknickt, die Augen schlossen sich, die Lippen suchten seine, Schmerz und Glück waren ein einziges Gefühl, ein kurzes nur, und als sie sich aufrichtete, war dieses schon Verbot, und jener strömte aus unheilbarer Wunde. Sie saßen schweigend nebeneinander; er hielt noch ihre Hand, deren Pulsschlag sein Geschick besiegelte. Gabriele entzog sie ihm nicht, denn es war Abend geworden. Beim Abschied grüßte sie ihn nur mit einem Blick.

Als Sylvester nach Hause kam, sah er neben der Lampe das Bild Silvias stehen, ein Miniaturporträt, das er vor zwei Jahren in München nach einer Photographie hatte anfertigen lassen. Da er sich nicht erinnerte, es mitgenommen zu haben, auch während seiner Reisen es nie bemerkt hatte, fragte er Adam verwundert, wie er dazu gelangt sei, und Adam erwiderte, er habe es beim Aufräumen in einer Schatulle gefunden. Sylvester setzte sich an den Tisch; während er spürte, wie sein ganzer Körper gleichsam hinuntergerissen wurde in eine Flut der Leidenschaft, betrachtete er das Bild des schönen Wesens, und sein Auge schien ängstlich zu fragen: ‚Bin ich dir wirklich verfallen, Silvia?' So übermächtig war diese Leidenschaft, daß er in geheimnisvoll verbrecherischem Trotz eher den Tod des geliebten Kindes erdenken konnte als den Verlust Gabrieles.

⁂

Es wurde Schicksal.

Sie schrieb ihm: „Wir dürfen uns nicht mehr sehen." Am Schlusse stand aber: „Helfen Sie mir." Da wußte er genug und küßte sein eigenes Spiegelbild wie ein Narr.

Er ging zu ihr. Sie wohnte in einem Landhaus in Twickenham. Anna Ewel führte ihn in den Garten, wo Gabriele saß, die Hände über den Knien verschränkt. Sie empfing ihn kühl. Er hatte vieles sagen wollen, nun war es schal im voraus. Ihre Härte verletzte ihn; er erhob sich, um zu gehen; da machte sie eine erschrockene Bewegung mit dem Arm, und ihr Gesicht bebte vor Bestürzung. Sie zwangen sich zu ruhigem Gespräch, aber

mit jedem Wort wurde die Kette enger, die sie umschlang.

Sie trennten sich wie Fremde. Sylvester hatte nicht die Kraft, in seine Behausung zurückzukehren. An der Landstraße war ein kleines Gasthaus; er ließ sich ein Zimmer geben, warf sich dort auf das Sofa und haderte stumm. Als es Abend wurde, zündete er zwei Kerzen an, verlangte Briefpapier und schrieb an Agathe — zum erstenmal seit zehn Monaten. „Ich bin Deiner Nachsicht gewiß. Du hast Rechte auf mich, aber laß sie mich nicht fühlen. Du hast Grund, mich zu verdammen; tue es nicht. Ich möchte an Dich als an eine Freundin denken. Ich möchte an Dich glauben als an einen Menschen, der mich liebt, ohne meine Person als Einsatz zu fordern. Du warst mir sehr nah in den letzten Tagen. Ich suchte Dich und mied Dich, ich fürchtete Dich und brauchte Dich. Ich bin hilflos, wenn ich Dich feindselig weiß, und stark, wenn Du mich billigst."

Solche Töne hat die Lüge nicht. Sylvester hatte nicht gewußt, was ihm Agathe war. Nicht an die Gattin wandte er sich, nicht an die Gefährtin, auch nicht an die Mutter seines Kindes, sondern an die Richterin über sein Leben.

⌘ ⌘ ⌘

Als er Gabriele im Wagen geküßt, hatte ihn noch Eitelkeit getrieben und Eroberungsluft erfüllt. Es war, wie wenn der Beginn dieses Kusses noch Spiel gewesen wäre, sein Ende aber schon Unwiderruflichkeit enthalten hätte. Und nicht bloß für ihn. Gabriele war so neu, so wahr, daß jene flüchtige Berührung entscheidend für sie blieb. Sylvester erkannte es wohl. ‚Der Samt der Frucht ist noch unversehrt,‘ sagte er sich beglückt, ‚ein Beweis, daß das Zarteste in der Natur auch das Stärkste ist.‘ Aber er ahnte nicht, daß ihre äußere Kälte eine sehnsüchtige Glut verbarg, ihre Schweigsamkeit ein unbeirrbares Gefühl, ihr fliehender Blick ein für immer ergriffenes Herz.

Sylvester kannte diese Seele nicht. Er glaubte, bürgerliche Feigheit mache sie zurückhaltend. Er hatte zu viele Frauen kennen gelernt, um noch reinen Instinkt zu besitzen. Er sah das geliebte Mädchen in allen Gestalten und Verwandlungen, die sein Argwohn, seine Ungeduld, seine bösen und guten Träume heraufbeschworen. Er schlief nicht mehr. Er konnte stundenlang liegen und nur an ihre Hand denken; er hörte nur ihre Stimme, wenn Menschen sprachen; er sah nur sie gehen, wenn Menschen gingen; er spürte nur sie, wenn Gegenstände seine Haut berührten. Jeder Tag ohne sie war gespensterhaft, jeder Abend ein Leiden, jede Nacht ein Alpdruck. Er flüsterte ihren Namen in die Luft, um den Klang zu vernehmen, es gab nichts in der Welt, was er nicht in Beziehung zu ihr setzte, und wenn andere Leute von ihr redeten, zuckte er zusammen wie ein Verbrecher bei der Erwähnung seiner Übeltat. Die Leidenschaft erfüllte ihn von oben bis unten, ja sogar über dem Schatten lag sie, der ihn begleitete. Sie spannte ihn schmerzlich, sie machte ihn sich selbst verachtenswert, sich selbst wunderbar; die Wirklichkeit wurde zu einem Schemen, die Zeit etwas so Wahnvolles, daß er in Stunden der Trauer zehnmal starb, in Sekunden der Freude Ewigkeiten lebte. Seine ganze Existenz war eine Mischung von Torheit, Rausch und Fieber geworden, und wenn er drei Wochen zurückdachte, so dünkte ihn die eigene Person von damals ein fremdes, scheintotes Ding.

Es geschah, daß er am Abend nach Twickenham ging und vor Gabrieles Haus auf und ab wandelte, bis der Morgen anbrach. Gabriele erfuhr es nie. Er war bei alledem so stolz, daß er sich durch vergebliches Werben nicht erniedrigen wollte. Einmal in einer schönen Nacht trat sie in einem weißen Gewand auf den Balkon und schaute zu den Sternen empor. Da war es, daß er mit überirdischem Schauer die Größe des Weltraums begriff. Er stand verborgen an einem Zaun und blickte zur Kassiopeia so wie sie; der Erdball hatte keine Geschöpfe mehr als ihn und sie, und auf den feurigen Bahnen der Sterne begegnete er nur ihr allein.

Vergötterung ist ein schönes Wort; man muß viel von der Gottheit besitzen, um vergöttern zu können, und wenn der Vergötterte auch nicht zum Gott wird: erhoben, beschwichtigt und beseelt wird er doch. Gabriele spürte dies; es schien ihr leichter zu gehen, müheloser zu atmen, aber an andern Tagen kam dann eine Lauheit über sie, eine kraftlose Schwermut; ihre Arme

wurden träg, ihre Worte unbestimmt, ihr Geist bedrückt, und Menschen, denen gegenüber sie sich bisher heiter und frei gegeben hatte, nahmen die Veränderung wahr. Frau von Rhynow trat eines Nachmittags bei Sylvester ein und sagte: „Mein lieber Sylvester, was ist mit Gabriele vorgegangen? Sie ist nicht mehr dieselbe. Ich bin besorgt um sie. Merken Sie denn nichts?" Sylvester antwortete mit einem Blick, der alles verriet. „Um Gottes willen," begann die alte Dame zu jammern, „Sie wollen doch das Mädchen am Ende nicht zu Ihrer Geliebten machen? Das geht auf keinen Fall. Das wäre Tollheit, Schurkerei und kann nicht geduldet werden. Jetzt geht mir ein Licht auf, jetzt wird mir manches klar. Ich beschwöre Sie, teurer Freund, schlagen Sie sich das Mädchen aus dem Kopf, die ist zu gut für dergleichen." Sylvester stand am Kamin, seine großen Zähne blitzten, und er sah vor Blässe fast grau aus. „Sie können sich auch von Agathe nicht scheiden lassen," fuhr die Rhynow eifrig fort. „Es gibt viele Frauen, bei denen ich mir vorstellen kann, daß man sich von ihnen scheiden läßt, bei Agathe nicht. Ich weiß nicht genau, warum, ich weiß nur, daß es unmöglich ist. Wer Agathe einmal gesehen hat, der weiß, daß es unmöglich ist. Und Sie wissen es auch."

Sylvester antwortete nicht; in matter Haltung auf der Seitenlehne des Sessels sitzend, verkrampfte er die Finger ineinander. „Mein armer Freund," sagte Frau von Rhynow, „ich verstehe alles. Wäre ich ein Mann, mir ginge es ebenso. Ich fordere nicht, daß Sie heute schon einen Entschluß fassen, aber wahren Sie Ihre Besonnenheit. Schonen Sie Gabriele."

Die wohlmeinenden Rater nähren stets ein Feuer, das zu löschen sie gekommen sind. Nun, wo es Gefahr bedeutete und Wächteraugen zu betrügen waren, achtete Sylvester keine Schranke mehr. Er schrieb sieben Briefe an Gabriele, die er alle wieder zerriß; seine Phantasie gab dem Abenteuerlichen, dem Märchenhaften Raum, doch wenn er dann Gabriele vor sich sah, in ihrer lieblichen Unruhe, in ihrer scheuen Gespanntheit und wie sie immer wieder versuchte, sich dem finstern Element zu entziehen, dann stockte er verzweifelt und wußte keinen Weg mehr.

Er fuhr zum Rennen nach Epsom und erblickte sie auf einer Tribüne neben der Gräfin Shrewsbury. Sie hatte den Kopf zurückgewandt und sprach fröhlich mit einigen Herren, als sich ein ungewöhnlich schöner junger Mann im Reitkostüm zu der Gruppe gesellte. Sylvester kannte ihn vom Sehen, es war der Viscount Darrington, ein Jüngling von zwanzig Jahren mit einem Gesicht und einem Körper wie von Phidias gemeißelt. Sylvester stand unten im Gewühl und beobachtete jede Gebärde Gabrieles. Ihm wurde eiskalt, als sie dem jungen Menschen zulächelte, und als der Viscount, der sich am Herrenreiten beteiligte, ihre Hand beim Abschied länger als es nötig schien in der seinen behielt, legte sich ein purpurner Dunst über Sylvesters Augen. Wenige Minuten später begann das Rennen. Mit solcher Aufmerksamkeit, daß seine Lider kaum blinzelten, verfolgte Sylvester die Gestalt des jungen Edelmanns, der auf einem Grauschimmel bald unter den Vordersten über das Feld flog. Hundert Meter weiter überflügelte er den Ersten, und Sylvester war es, als sei alles für ihn verloren, wenn jener als umjubelter Sieger ans Ziel gelangte. Er wünschte nicht, er befahl, daß der Jüngling zu Fall kommen möge, und in einer Art von Raserei sammelte er seine Gedanken in diesem Willen. Gleich darauf ertönte ein hundertfacher Schrei. Der Grauschimmel hatte vor dem letzten Hindernis versagt. Sylvester gewahrte wie im Schein eines Blitzes den Körper des Viscounts in der Luft, dann eilten viele Menschen hinüber, um dem regungslos auf der Erde Liegenden beizustehen. Er hatte beide Arme gebrochen, und aus seiner Nase rann Blut.

‚Das ist also möglich,' fuhr es Sylvester schaudernd durch den Sinn, ‚warum sollte es etwas Unmögliches geben?' Sein schuldvoller Blick suchte Gabriele. Die Zuschauer auf den Tribünen hatten sich erhoben, und plötzlich sah er, wie sich Gabriele durch die Menge drängte; hastig und beklommen trat sie zu ihm, schob ihren Arm unter den seinen und bat, er möge sie in die Stadt bringen. Kaum saßen sie im Wagen, so fing es an zu regnen, und nach einer Viertelstunde Wegs wurde aus dem Regen ein Wolkenbruch. Die Pferde scheu-

ten ein paarmal, der Kutscher mußte absteigen und sie führen.

Gabriele schaute wie geistesabwesend vor sich hin; in seiner sonderbaren Verwirrung und inneren Not glaubte Sylvester, sie denke nur an den Viscount, während ihr dies und ihr ganzes gegenwärtiges Leben nur wie Wolkenziehen vorüberging. Sie sprach aber nichts, und in ihrem Schweigen war etwas Redeverbietendes. Sylvester hatte den Kopf gesenkt, und ihm schien, als ob sein Herz in einer salzigen, brennenden Lauge zersetzt würde. ‚Weshalb ist sie mit andern liebenswürdig, ja freudig erregt,‘ grübelte er, ‚und mir zeigt sie ein erstorbenes, verdunkeltes Wesen?‘ Er hätte Ehre und irdisches Heil dafür gegeben, wenn er diese Frage an sie hätte richten können und Gabriele sie beantwortet hätte. Aber es lag eine unermeßliche Entfernung zwischen ihnen. Was bedeutete jedoch der Blick, als sie ausstieg, dieser volle, tiefe, strahlende, flehende, demütige Blick? Schon war sie im Eingang des Theaters verschwunden.

Sie spielte an diesem Abend zum letztenmal in der Saison. Es wurde der „Barbier von Sevilla“ aufgeführt, und nach den Aktschlüssen glich das Theater einem mit brüllenden Tieren gefüllten Käfig. Als die Oper zu Ende war, ging Sylvester hinter die Kulissen. Anna Ewel geleitete ihn in eine Ecke, wo sich Gabriele vor den vielen Menschen versteckt hielt, die ihre Garderobe belagerten. Sie kauerte auf einem hölzernen Karren und aß eine Birne. Über das Kostüm der Rosine hatte sie ein schwarzes Tuch geschlagen, und die weiße Haut des Nackens und der Büste leuchtete eigentümlich feucht. „Ich will nach Hause wie ich bin,“ sagte sie, „wir können das Theater unbemerkt verlassen, wenn wir durch den finstern Gang dort gehen. Meinen Mantel, Anna.“

„Soll ich denn mitkommen?“ fragte Sylvester. Sie nickte.

In der Villa draußen war ein Imbiß vorbereitet, aber Gabriele hatte keinen Hunger. Sie ließ Sylvester einige Zeit allein, dann kehrte sie in einem Gewand aus weichem, weißem Kaschmir zurück und setzte sich still an den Tisch. Die Fenster waren offen; schon herbsteten die Abende, und die Bäume hauchten einen zarten Modergeruch aus. Während er allein gewesen, hatte Sylvester eine Laute genommen, die an der Wand hing; er hatte sie betrachtet und es wunderbar empfunden, daß in dem Instrument unbekannte Melodien schlummerten, die er nicht hervorlocken konnte; wieviel wunderbarer dünkte ihn jetzt Gabrieles Anblick, dieser atmende Leib, aus dem die Gottheit Töne zauberte, welche die Armut der Menschen in Reichtum und ihre Nüchternheit in Überschwang verwandelte.

Seine Finger glitten zerstreut über die Saiten und erzeugten ein sanft vibrierendes Geräusch, dem einer fernen Windharfe ähnlich. Gabriele nahm ihm die Laute aus der Hand, rückte sie in vertrauter Weise zurecht, und ihre Züge hatten einen versonnenen Ausdruck, als sie einige dunkle Akkorde anschlug. Dann schüttelte sie entschlossen den Kopf und legte die Laute beiseite.

„Ich liebe dich, Sylvester,“ sagte sie, „du weißt es, daß ich dich liebe. Wie es gekommen ist, das kann ich nicht erklären; wozu auch, es muß nicht erklärt sein. Ich bin nur ein Weib, nicht besser und nicht schlechter als andere, und wie soll ich's verwinden, daß du es bist, gerade du, den ich liebe. Sprich mir nicht von Glück, tröste mich nicht mit Hoffnungen, sag' nicht, daß ich vergessen soll und daß es Stunden gibt, die ausgleichen, und daß man seine Lust aneinander haben kann, wenn auch morgen die Welt untergeht. Das ist alles nicht für mich. Sieh, Liebster, du bist wie einer, von dem ich nur eine Hand halten kann, die andere ruht in der Hand einer andern. Die andere hat ihr Leben auf dich gesetzt, sie will und kann nicht von dir lassen, und könnte sie auch, bei mir würde sie erst lebendig werden für dich, und du bist der Mann nicht, der ein lebendiges Geschöpf ins Grab wirft. Ich fühle ja, wie es um dich steht, aber ich kann nicht tun, was du verlangst. Nicht Agathes, nicht des Kindes wegen; wenn du bei mir bist und ich dich sehe, ist mir, als könnt' ich darüber hinwegkommen; auch an dem, was man Ehre nennt, liegt mir dann nichts mehr. Aber ich will lieben, so wie man stirbt, ganz, ganz und ohne Rest. Und ich will geliebt sein so, wie man untertaucht im Meer, tief ins Bodenlose. Wie soll

Bildnis des Herrn Edmund Siemers

Gemälde von Prof. Bernhard Pankok

(Im Besitz der Kunsthalle zu Hamburg)

ich das, Sylvester, bei dir, der ein böses Gewissen zu mir bringt? Widersprich mir nicht, sei wahr, in diesem Augenblick sei wahr gegen mich! Das böse Gewissen, es ist ja eigentlich das gute und edle Gewissen, dein Menschenherz, es würde dich immer zu mir treiben, aber nicht bei mir halten, und wir würden schlecht und müde. Und nun sag' mir, was sollen wir tun?"

Sie hatte leise gesprochen, und als sie geendet hatte, schaute sie ihn voll schüchterner Erwartung an. Sylvester, ohne Schmerz aber auch ohne Freude, in einem schwebenden Gefühl, erwiderte ebenso leise: „Ich habe dich gespürt, als ich noch in der Heimat war. Ich habe dich mit mir herumgetragen, wie eine Schwangere den Schößling trägt, bis du wesenhaft wurdest, bis du erschienen bist. Ich habe andere genossen, wie man Wurzeln verzehrt, wenn keine Speise da ist. Ja, ich will wahr sein; deine Worte sind das größte Unglück meines Lebens, denn du hast recht mit allem was du sagst. Was wir aber tun sollen, das weiß ich durchaus nicht. Nur daß ich ohne dich nicht existieren kann, weiß ich. Fliehen wir, Gabriele, geh mit mir auf ein Schiff, laß uns über den Ozean fahren, versuch' es mit mir, vielleicht zeigt es sich, daß deine Furcht unbegründet war —"

„Jetzt belügst du dich doch," unterbrach ihn Gabriele sanft. „Es gibt keine Freiheit durch Anmaßung, es gibt kein Recht, das einer nur für sich selber schafft. Freilich, es gibt Menschen, die solches zustande bringen, aber ich bin dazu nicht robust und du, Lieber, bist nicht phantasielos genug. Wir sind Menschen und müssen tun, was menschlich ist."

Dies sagte sie mit einer so unheimlichen Hoheit und Ruhe, daß Sylvester vor ihr erschrak.

„Es war mein Plan, morgen nach Bangor zu gehen," fuhr sie fort. „Du hast geglaubt, daß wir in Bangor beisammensein könnten. Es darf aber nicht sein. Ich will ja nicht, daß wir uns nie wiedersehen sollen — wie könnt' ich das? — aber wir müssen uns die Möglichkeit zur Besinnung geben, du mir und ich dir. Wenn dir also am Aufenthalt in Bangor etwas liegt, so werde ich anderswohin gehen. Antworte mir, Sylvester. Zürnst du? Wie schwer ist es doch, das Richtige zu tun!"

„Ich werde nicht nach Bangor gehen," sagte Sylvester stockend. Unwillkürlich streckte Gabriele die Arme aus, und mit einem dumpfen Laut stürzte er zu ihr. In ungeheurer Bewegung ergriff sie seinen Kopf und drückte sein Gesicht in ihren Schoß. Sie beugte sich über ihn und stammelte: „Lieb' ich dich denn? Ich liebe dich ja gar nicht. Ich liebe ja einen andern, der nicht da ist und den ich nicht kenne. Jetzt mußt du gehen, Sylvester. Geh jetzt, laß mich allein, geh jetzt, leb' wohl."

Zwei Stunden nach Mitternacht fand sich Sylvester am Tisch seines Schlafzimmers sitzend. Vor ihm lag eine Pistole, die er unverwandt betrachtete. Da war es ihm, als höre er die Türe knarren und als trete Agathe herein und lege den Arm um seine Schulter und die Wange an seine Stirn und seufze tief. Sein Kopf fiel auf die Tischplatte, und er weinte wie ein Kind.

⌘ ⌘ ⌘

Die Oktober-Tage und Nächte vergingen, ohne daß Sylvester ihre Folge wahrnahm. Wie ein aus dem Schlaf häufig Erwachender lebte er sie zerstückt. Bisweilen saß er plaudernd bei Frau von Rhynow; er zeigte sich besonnen und gelassen, doch insgeheim machte er sich über jedes Wort lustig, das er gebrauchte. Eine bestimmte Behauptung aufzustellen, dünkte ihn vollkommen sinnlos, und wäre es die flachste und beweisbarste gewesen. Er ging in den Klub und redete mit dem und jenem; meistens verfuhr er so, daß er mechanisch ungefähr das Gegenteil von dem sagte, was der andere gesagt hatte. Zu seinem Erstaunen wurde ein Gespräch daraus. Er aß und trank und wunderte sich, daß ihn ein Bedürfnis trieb. Er suchte einen Schneider auf und besichtigte Stoffe für einen Anzug; während er es tat, wunderte er sich, daß er es tat. Das Leben, das er führte, kostete viel Geld, und da er mit seinem Vorrat zu Ende war, unterschrieb er einen Wechsel, war sich aber keiner Verantwortung dabei bewußt. Seine Beobachtungsgabe war trotzdem dieselbe geblieben. So fiel es ihm auf, daß sich Adam ungewöhnlich viel mit Briefschreiben be-

schäftigte. Er stellte ihn zur Rede, und Adam gestand, daß er mit Anna Ewel korrespondierte. Bei der Erwähnung dieses Namens drückte Sylvester den Zeigefinger auf das rechte und den Mittelfinger auf das linke Auge, und sein Gesicht bekam den Ausdruck verstörten Nachdenkens.

Adam Hund hatte zahlreiche Gelegenheiten gehabt, mit Anna Ewel zusammenzutreffen und sie die Überlegenheit fühlen zu lassen, die er sich im Weltgetriebe angeeignet. Er hatte in der schwarzen Böhmin eine gläubige Zuhörerin gefunden, und weil der Selbstliebe eines Mannes nichts so sehr schmeichelt, als wenn eine junge Dame seinen moralischen Urteilen wie auch den Erzählungen seiner Abenteuer bewundernd lauscht, so hatte sich die Abrede einer brieflichen Verbindung, die den fruchtbaren mündlichen Verkehr gedeihlich fortspinnen sollte, bald ergeben. Adam belehrte seine Schülerin vornehmlich über den Weg, den sie einschlagen müsse, um einen Gatten zu bekommen. „Zuvörderst ist es geraten, daß man sich eines möglichst geheimnisvollen Benehmens befleißige,“ schrieb er. „Wenn sich zum Beispiel ein Strumpfband gelockert hat und es steigen einem darüber peinliche Gedanken auf, weil man notabene in guter Gesellschaft ist und nicht wagen darf, den Fehler zu beheben, so empfiehlt es sich, eine melancholische Miene zur Schau zu tragen oder mit tiefsinnigem Schmachten von einem gereimten Gedicht zu sprechen. Es empfiehlt sich überhaupt, wenn ein Frauenzimmer von Sachen spricht, die sie nicht versteht, dann glauben die Männer, sie verstünden noch weniger davon, und sagen untereinander: das Weib hat einen ungewöhnlichen Geist. Natürlich genügt solches nicht. Sie müssen auch, teure Anna, trefflich gewaschen und gekämmt sein, gewisse Lücken in der äußern Person geschickt zu stopfen wissen, Salben und Wohlgerüche ohne Zudringlichkeit anwenden, im Beisein anderer wenig essen, auch wenn Sie noch so großen Hunger haben, und ist dann der Gimpel einmal gefangen, so hat's weiter keine Not. Das ist ja das Merkwürdige, daß so selten einer loskommt, und ich will Ihnen auch den Grund mitteilen, warum es so ist. Nämlich wir Männer, wir nehmen die Weiber ernst, wir wollen ihnen etwas beweisen, wir wollen sie widerlegen, wir streiten mit ihnen wie mit unseresgleichen, und das, verehrenswerte Anna, ist das Dümmste, was wir tun können. Dadurch haken sie sich an uns fest wie die Schnecke am Bein eines Ochsen, und während wir glauben, daß sie mit uns auf dem Lebenswege wandeln, tun sie nichts anderes als faul an unserem Fleisch schmarotzen.“

Bei einem sonderbaren Anlaß entdeckte Sylvester, daß Adam auch Nachrichten von Erfft erhielt. Seit kurzem kochte Adam seine Mahlzeiten selbst und tischte zuweilen seinem Herrn Klöße in saurer Brühe oder nach fränkischer Art gebratene Kartoffeln auf. Er wich nicht vom Fleck, bis Sylvester seine Kunst belobt hatte, fühlte sich dadurch ermuntert, über die englische Küche zu räsonieren, und endete mit einem Preis der heimatlichen Dinge. Sogar sein böses Weib erschien ihm in freundlicherem Licht, und eines Tages verteidigte er sie gegen Sylvester mit einem Eifer, als ob dieser sie der größten Schandtaten bezichtigt hätte. „Das mit den Prinzipien und der männlichen Würde ist ja ganz schön,“ redete er auf den immerfort schweigenden Sylvester ein, „aber sie weiß einen Apfelkuchen zu backen, da geht einem das Herz im Leibe auf. Neulich war der Inspektor Marquardt bei ihr und konnte sich nicht daran satt essen. Er hat mir geschrieben, daß sie in Dudsloch musterhafte Ordnung hält, während in Erfft alles drunter und drüber geht. Die gnädige Frau, die doch gewiß eine Ausnahme ihres Geschlechts ist, kümmert sich nur noch wenig um die Wirtschaft und um die Leute und läßt sieben gerade sein. Manchmal kommt der Herr Major herüber, befiehlt, daß man ihm die Haushaltungsbücher zeigt, schimpft über den Verbrauch und verhandelt dann stundenlang mit der gnädigen Frau hinter geschlossenen Türen. Es ist traurig, wenn der Herr nicht da ist.“

Adam hatte sich getäuscht, als er glaubte, mit dieser beredten und vorsichtigen Schilderung unerquicklicher Zustände auf seinen Herrn Eindruck zu machen. Sylvester antwortete nicht, und die Gleichgültigkeit seiner Miene erfüllte den diplomatischen Zwischenträger mit Besorgnis.

Ein äußerster Grad von Sehnsucht kann

eine zweite Wirklichkeit erschaffen. Gefesselt in jedem Betracht, flohen Sylvesters Sinne in ein anderes Reich, das kein erträumtes, das wesensvoller für ihn war als die zu ertastende und mit leiblichen Augen zu erschauende Gegenwart. Während er apathisch und regelmäßig dem Trieb bestimmter Gewohnheiten folgte und den Stunden des Tages gab, was sie von ihm verlangten, waren sein Geist und seine Seele ausgewandert, den Körper als eine zufällig bewegte Hülle hinterlassend.

Er fühlte genau, daß in dieser Epoche seines Daseins innerer und äußerer Besitz auf dem Spiele stand: Vernunft, Behagen, Tätigkeitsfreude, Vermögen und Gesundheit, das Ererbte und das Erworbene; er wußte, was er verloren hatte und was ihm jede Minute des tödlichen Brütens raubte: seinen Stolz, sein Selbstvertrauen, die Kraft, zu wirken und dienendes Glied einer Gemeinschaft zu sein; er erkannte, daß er sich auf Vorrechte der Jugend nicht mehr berufen durfte, daß der Hinweis auf das Versäumnis höchsten Glückes die Verachtung der Menschenpflichten nicht entschuldigen würde, daß über dem leidenschaftlichen ein sittliches Gebot war; dennoch wühlte er sich mit Begierde immer tiefer in den Schmerz, und die Einsicht, daß seine Jugend vorüber war, endgültig und für alle Zeiten vorüber, daß er zum letztenmal erglüht, zum letztenmal erwählt war, zum letztenmal die Seligkeit der Entäußerung, die Lust der Bezauberung, die Süßigkeit der Blutesnähe und den entzückenden Schauer der Wiedergeburt in einem andern Herzen gespürt, daß alles dies dahin war, für ewig dahin, wie durch Todesurteil verwirkt, eben die Einsicht verfinsterte sein Gemüt und zerstörte seinen Willen.

Er lebte zwiefach. Sein eigentliches Leben führte er im Schloß zu Bangor. Halluzinationen, die sich erneuerten und fortsetzten, machten ihm den fremden Bezirk vertraut. Er sah die alte Normannenburg mit ihren efeubewachsenen Höfen, dem stumpfen Turm und den gezackten Mauern. Er ging über die ehemalige Zugbrücke und unterhielt sich mit Sir Randolph, während er zugleich aufs Meer schaute. Einige Herren kehrten plaudernd von einer Segelfahrt heim. Die jungen Leute hatten Kricket gespielt, sie eilten mit heiterem Lachen von der Wiese herüber, und die weißen Kleider der Mädchen flatterten im Seewind. Der Gong ertönte, eine lange Frühstückstafel war gedeckt, und Silber und Porzellan auf dem Tisch hoben sich reizvoll gegen die braungetäfelten Wände ab. Zwei Hunde, ein Spitz und ein Terrier, wirbelten kläffend durch den Saal, und Lady Canning, die ihre Migräne hatte, beschwerte sich darüber beim Kastellan. Miß Holland, ein sehr mageres Mädchen mit Sommersprossen, erzählte, daß sie einen großen Brasiliendampfer gesehen habe, und Monsieur Renard behauptete, in Barrow habe man einen Walfisch gesichtet. Sylvester bestritt die Möglichkeit, und Gabriele nahm seine Partei. Ein scherzhafter Wortkampf entspann sich, und Sylvesters Schlagfertigkeit erregte allgemeines Vergnügen. Monsieur Renard, verdrießlich über seine Niederlage, wurde von Mrs. Watch getröstet, die ihm ihre mit Schokolade füllte Bonbonnière reichte.

Sylvester ging zur Küste des Meeres hinunter und gewahrte Gabriele von ferne. Sie gab ihm kein Zeichen, obwohl sie ihn zu erwarten schien. Sie trug einen Reiseanzug und blickte gespannt auf ein Boot, das sich dem Ufer näherte. Er konnte nicht zu ihr gelangen, seine Füße verwickelten sich in Gestrüpp, er bückte sich, um sich frei zu machen, und als er sich aufrichtete, war Gabriele verschwunden und mit ihr auch das Boot. Er rief, die Brandung übertönte seine Stimme; er eilte ins Schloß zurück, suchte sie in der Kapelle und in vielen Zimmern, und es war ihm, als ob sie jeden Raum, den er betrat, kurz zuvor verlassen hätte. Dennoch hatte er beständig das Gefühl, daß sie ihn erwarte. Da wurde es Nacht. Alles schlief im Hause. Sylvester ging durch die langen, finstern Korridore und öffnete Gabrieles Schlafgemach. Es war ein sehr großes Zimmer mit drei riesigen Fenstern, über denen Vorhänge aus scharlachrotem Damast hingen. Auf einer Spiegelkonsole brannte eine Kerze, und weit davon in einer Mauervertiefung stand das Bett, in welchem Gabriele lag. Sie hatte die Türe nicht versperrt, weil sie ihn erwartete. Zugleich hatte sie um seinetwillen gehofft, daß er nicht kommen würde. Er kniete an dem

Lager hin und faßte ihre Hand. Sie floh sichtlich, ihre Seele floh vor ihm; sie zitterte wie ein gefangenes Reh. Wenn er sie anschaute, schüttelte sie den Kopf, und ihre Finger preßten flehentlich die seinen. Die Nacht verwandelte sie in ein Naturwesen, doch ihr Blut, ihr Auge und ihre des Widerstandes schon müden Glieder widerstrebten ihm. Da erst empfand er ihren ganzen Wert, die ganze Unschuld ihres Herzens, das Erschütternde und zur Ehrfurcht Zwingende der nie zuvor Berührten, die dem Ansturm des Geschlechts nur im höchsten Schmerz ihrer Liebe unterliegt. Er gab ihr die Namen von Blumen, denen sie verwandt war, und dachte an schöne Tiere, an die ihre Grazie erinnerte. Unüberwindliche Scheu verbot ihm, sie zu umarmen, und er liebte sie mit opfernder Inbrunst, die alle sinnlichen Empörungen erstickte. So kauerte er an ihrem Bett, und ehe er ging, beugte sie sich zu ihm, schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn.

Eines Nachmittags kam sie auch in sein Zimmer in London. Es war die letzte und entscheidende Begegnung in diesem seltsamen Erleben außerhalb des Wirklichen. In der Dämmerung trat sie ein. Ihr Gesicht unter dem Schleier war sehr bleich. Er wußte, was sie hergetrieben hatte, er begriff ihr Mitleid und ihr Leiden, ihre Frage und ihren Vorwurf, und nun war es beschlossen für ihn, daß er nach Hause reisen und von Agathe seine Freiheit fordern müsse. Von der Stunde an war die Schwäche und traumhafte Schwermut von ihm gewichen.

Am selben Abend schrieb er ein paar kurze Zeilen an Gabriele, worin er sie lakonisch, jedoch mit dem Ton festesten Ernstes von seinem Plan in Kenntnis setzte.

Den nächsten Vormittag verwendete er mit Adams Hilfe zum Packen und um fünf Uhr saß er in der Eisenbahn, die ihn zur Hafenstation brachte. Adam summte vor Freude Kirchen- und Kneipenlieder bunt durcheinander.

Genau drei Tage später erblickte Sylvester vom Kupeefenster aus die Würzburger Marienfeste, an der noch immer gebaut wurde, seit sie, während des Mainfeldzugs vor drei Jahren, von den Preußen in Brand geschossen worden war. Novembernebel hüllte die Stadt in flaumigen Dunst, und der an den Rebenhügeln hingleitende Strom war von der untergehenden Sonne blutrot gefärbt.

⁂

Die Mühe, die sich Agathe in den ersten Monaten ihres Alleinseins gegeben hatte, Wirtschaft und Haushalt vor jener Verlotterung zu bewahren, die sich notwendig einstellen muß, wenn das anerkannte Oberhaupt fehlt, hatte sich in Teilnahmslosigkeit verkehrt, als der törichte und leichtsinnige Aufwand, den Sylvester trieb, offenbar lag. Sie liebte nicht das Geld, aber sie achtete es, weil es eine gewisse Summe von Arbeit, Überlegungen und Entbehrungen darstellte und die persönliche Unabhängigkeit sicherte. Sie war daran gewöhnt, zu sparen und selbst bescheidene Bedürfnisse nur zu erfüllen, wenn sie unabweisbar wurden. Sylvesters Verschwendung erregte ihren Schrecken und, nachdem er das Bankdepot erhoben hatte, mit Wucherern in Beziehung getreten war, die Ernten im voraus verschleudert, Wechsel in Umlauf gesetzt, also das Gespenst der Not und der Schuldbedrängnis heraufbeschworen hatte, ihren Abscheu und ihre Verachtung.

Sie überließ dem Inspektor Marquardt die Aufsicht über beide Güter. Daß die bezahlten Diener den Vorteil der Herrschaft nicht über ihren eigenen stellen würden, war ihr klar, und mit dem Gedanken an Untreue, Fahrlässigkeit und schlechte Führung der Geschäfte hatte sie sich längst vertraut gemacht.

Ihre Schwester Martha, die Frau des Majors, redete ihr zu, sie solle doch mit dem Kind nach Eggenberg übersiedeln, der Major würde dann Erfft und Dudsloch von seinem Vetter verwalten lassen, der ein erfahrener Ökonom sei. Agathe weigerte sich. „Ich äße bei dir und deinem Mann doch nur das Gnadenbrot," sagte sie, „und das paßt mir nicht. Gehen die Dinge schief, so will ich wenigstens dabei sein, obschon ich nichts ändern kann. Dem Verderben zusehen ist besser, als es bloß ahnen."

Um jene Zeit wußte der Major noch nichts von Agathes Geldsorgen, erst der schwatzhafte Inspektor verschaffte ihm Aufklärung. Am folgenden Sonntag kam er und zog Agathe in ein förmliches Kreuzverhör. Sie gab nur zu, was sie nicht

leugnen konnte. Sie behauptete, Sylvester sei mit ihrem Einverständnis ins Ausland gereist, sie billige seine Lebensführung und habe zu klagen keine Ursache.

„Ich glaube dir nicht," polterte der Major. „Entweder bist du blind, oder du willst mich blind machen."

„Ich wollte, ich wäre in dem Sinne blind, den du meinst," erwiderte Agathe mit unfreiwilliger Offenheit.

Der Major brauste auf. „Schön, so werde ich deinem Herrn Gemahl schreiben," rief er, „und wenn er noch einen Funken Ehre im Leib hat, so wird er nicht im Zweifel darüber sein, was er dir und der Familie schuldet."

Da trat Agathe ganz nahe vor ihren Schwager hin, blitzte ihn mit ihren wunderbar energischen Augen drohend an und sagte hart und bestimmt: „Du wirst ihm nicht eine Zeile schreiben, Konrad. Nicht eine Zeile, verstehst du? Weder du noch Martha. Von dem Tage an, wo dies geschähe, hättet ihr mich zur Feindin, und ich kennte euch nicht mehr." Der Major senkte betroffen den Kopf, ging zum Fenster und trommelte an die Scheiben. Agathe aber, indem ihre Stimme tiefer und ruhiger wurde, fuhr fort: „Sylvester schuldet mir nichts und schuldet der Familie nichts. Er weiß, was er tut, und tut wahrscheinlich, was er muß. Daß er kein Mensch nach dem Reglement ist, habt ihr immer gewußt, nun beweist er's, und wir müssen uns damit abfinden."

Der Major zuckte die Achseln. „Wenn du dich damit abfindest, hat niemand das Recht zur Einrede," versetzte er, „aber es freut mich doch, daß in dem Fall wieder einmal mein altes Wort zur Wahrheit wird: ein schlechter Bürger, ein schlechter Mann. Und das, meine liebe Schwägerin, das mußt du schlucken, so eifrig du ihm auch den Anwalt machst."

Nach ein paar Tagen erschien Martha und versuchte ihre Schwester mit List zu einem entschiedenen Schritt zu bestimmen. Agathe durchschaute sie schnell und wies sie fast verächtlich ab. In nachhaltiger Verstimmung kehrte Martha nach Hause zurück und grollte der Schwester monatelang. Der Major, viel zu gutmütig, um die Erbitterung seiner Frau zu teilen, ritt jede Woche einmal nach Erfft, brachte Silvia eine Puppe oder ein Kleidchen mit und prüfte die Rechnungen, die ihm der Inspektor vorlegte. Agathe war ihm dankbar, trotzdem sie von der Vergeblichkeit solchen Beistands durchdrungen war. Daß der Major auch ein bißchen in sie verliebt sein könne, fiel ihr nicht im Traume ein.

In der Nachbarschaft und unter den Bekannten wurde über die rätselhafte Abwesenheit Sylvesters mancherlei geredet, wie sich denken läßt. Forschenden Blicken zu begegnen, Vertraulichkeiten abzuwehren und taktlose Neugier zufriedenzustellen, hatte Agathe keine Lust; nicht bloß aus diesem Grund, sondern auch weil ihr die Menschengesichter immer weniger gefielen, mied sie Gespräche und Zusammenkünfte und verbarg sich still in ihrem Hause. Achim Ursanner, der einzige, dessen Gesellschaft ihr bisweilen erwünscht gewesen wäre, gab selten ein Lebenszeichen, und gesehen hatte sie ihn seit ihrem Besuch in Randersacker nicht mehr. Einmal hatte er ein paar Stellen aus einem Brief Sylvesters geschickt, ein anderes Mal die Abschrift einiger kraftvoller Sätze aus der Schopenhauerschen Abhandlung „Von dem, was einer vorstellt." — „Die Erde ist von einem heillosen Gezücht bevölkert," hatte er hinzugefügt, „und was mich vor der Verzweiflung, ja vor dem Selbstmord rettet, ist einerseits die Erkenntnis, daß dieses Gezücht in unermeßlicher Geistesfinsternis begraben ist (denn wir alle, Frau Agathe, wir alle unterschätzen sehr die Macht und Souveränität der Dummheit), anderseits der Trost und Zuspruch aus den Werken der wenigen großen Männer, die in diese üble Welt versprengt sind wie Goldkörner in eine Felsenwüstenei."

An einem Nachmittag im Juni kam Frau Österlein zu Agathe und meldete, daß ein fremder Mann drunten warte. Sie konnte den Namen des Ankömmlings nur verzerrt wiedergeben, aber Agathe erriet sogleich, daß es Ursanner sei. Sie eilte hinab und begrüßte ihn. Pferd und Wägelchen, die ihn hergebracht, standen am Tor.

Er sah ziemlich vernachlässigt aus; sein Bart war gewachsen, auf der Stirn und neben den Nasenflügeln hatten sich tiefgehöhlte Furchen gebildet, und sein Blick erhob sich selten bis zu den Augen Agathes.

Er hatte nervöse Gesten und oft mitten im Sprechen Sekunden der Gedankenflucht. „Seien Sie mir nicht böse, daß ich Ihre Freundlichkeit so spät heimzahle,“ begann er, „doch was ich wünsche und was ich darf, das ist so verschieden wie Himmel und Hölle.“

Agathe bot ihm eine Erfrischung an, er wollte nichts nehmen und verlangte nur einen Trunk Wasser. Dann fragte er nach Silvia, aber das Kind war mit Frau Marquardt zum Bad gegangen. „Schade, ich hätte das Mädchen gerne gesehen,“ meinte Ursanner. Und Agathe, indem ein Schatten über ihre Stirn zog, erwiderte, auch sie hätte gern erfahren, wie er über das Kind denke; „sie ist so sonderbar seit einiger Zeit, so verschlossen, so launenhaft, manchmal wird mir angst und bang.“ — „Davon kann ich ebenfalls ein Lied singen,“ sagte Ursanner halblaut. „An unsern Kindern merken wir immer, wie die Welt zu uns steht, und das gibt meistens ein trauriges Echo. — Doch wie wär's,“ fuhr er lebhafter fort, „wenn wir einen Spaziergang machten, Frau Agathe? Haben Sie Lust?“

Agathe stimmte zu. Am Mittag hatte es gewittert, jetzt war es schön geworden. Laub und Wiesen glänzten, und die Mücken, die in der Luft schwärmten, sahen aus wie Silberspäne. Agathe begehrte zu wissen, ob sich in Ursanners schlimmen Angelegenheiten etwas verändert habe. Ursanner ging eine Weile nachdenklich neben ihr her, dann sagte er: „Lassen wir das doch, Frau Agathe. Meine Sachen sind dermaßen beschaffen, daß man am besten darüber schweigt. Um mich und in mir wird's schwärzer mit jedem Tag. Letzte Nacht nun, wie ich schlaflos in meinem Bette lag, dacht' ich mir: morgen will ich einmal in ein liebes Gesicht schauen, und ich dachte an Sie dabei und nahm mir vor, zu Ihnen zu gehen. Das gab mir meine Ruhe wieder, und ich konnte einschlafen. Da bin ich also, Frau Agathe, und wenn ich eine Bitte tun darf, ist es die, daß wir nicht von meinem Elend sprechen.“

„Die Bitte muß ich Ihnen schon aus Dankbarkeit erfüllen,“ antwortete Agathe, und mit einem Seufzer setzte sie hinzu: „Aber es dünkt mich, wo immer zwei Menschen beisammen sind, sprechen sie von ihrem Elend.“

„Sie trinken das Bittere, weil Süßes drauf folgt, heißt irgendein Vers,“ sagte Ursanner. „Bei mir nicht. Sie, Frau Agathe, spüren das Süße schon auf der Zunge, denn Ihr Schicksal, dessen bin ich gewiß, wird sich bald zum guten wenden. Sie gehören nicht zu denen, die niedergetreten werden, dessen bin ich gewiß.“

„Sie haben recht, daß Sie meine Leiden nicht schwer nehmen,“ entgegnete Agathe. „Was soll's auch weiter? Man hat etwas genossen, was man dann entbehren muß. Das Herz gewöhnt sich so leicht an einen Glückszustand, daß es ihn fordern zu können glaubt und sich ganz ungebührlich benimmt, wenn es verzichten soll. Ich hoffe selbst, daß es mich nicht niederwirft.“

„So war die Meinung mit nichten,“ sagte Ursanner, „aber ich sehe schon, Sie ziehen Ihr Mißverständnis meiner Zuversicht vor. Jeder liebt seinen Schmerz, und heute scheinen Sie unversöhnlicher gestimmt als damals.“

„Wissen Sie denn nicht, daß er von mir gegangen ist, ohne mir auch nur ein Wort zu sagen, weder ein gutes, noch ein böses Wort?“ rief Agathe stehenbleibend; ihre Wangen entfärbten sich, und die Hände hatte sie auf die Brust gedrückt. „Er ist fort, wie einer aus einem Garten schleicht, aus dem er Äpfel gestohlen hat, wie einer, der mit Falschspielern am Kartentisch gesessen ist und voll Ekel aufsteht und sich entfernt. Was kann ich aber machen? Bin ich nicht für mein Leben entwürdigt? Hat er mir nicht deutlich genug zu verstehen gegeben, daß ich nur Zeitvertreib und Füllsel für ihn war?“

„Es ist nicht so, es ist nicht so,“ beschwichtigte Ursanner die leidenschaftlich Erregte. „Nicht wie ein Äpfeldieb, auch nicht wie ein Spieler ist er gegangen, sondern vielleicht wie ein abergläubischer Schatzgräber; solche Leute haben oft eine geheimnisvolle Manier und sind von ihrem Trieb bis zur Sinnlosigkeit besessen. Denken Sie doch einmal mit aller Güte an ihn, deren Sie fähig sind. Erinnern Sie sich seiner besten Augenblicke, und Sie werden Mühe haben, sein Bild so finster zu sehen, wie es Ihnen Ihre beleidigte Empfindung zeigt. Ein sonst vortrefflicher Mensch, und das ist Sylvester doch, der einem teuren Wesen Schlechtes zufügt, leidet

mehr als dieses Wesen selbst. Man braucht oft nur ein wenig Einbildungskraft, um dem Häßlichen einer Tat die Qual anzumerken, die sie dem Täter bereitet."

„Nein, nein," entgegnete Agathe, „das verwirrt mich. Wer eine einfache Pflicht erfüllt, hat niemals so feine Auslegungen nötig wie der, der sie mißachtet. Was für Geschöpfe sind doch die Männer! Wahllos in ihren Neigungen, skrupellos in ihren Gelüsten, erfinden sie eine neue Weltordnung, um der Schwäche und dem Laster einen großartigen Namen zu geben, und für ein Mysterium der Natur möchten sie gelten lassen, was nur Überdruß und Lüsternheit ist. Hab' ich nicht denselben Anspruch darauf, mein Leben auszuschöpfen? Bin ich nicht auch aus Fleisch und Blut? Ist bei mir Sünde, was bei ihm Not ist? Was ihm erlaubt ist, soll mir verwehrt sein? Warum? Maßt sich ein Weib dergleichen an, so kehrt ihm jeder Mann und jedes Weib den Rücken. Wie, wenn ich ihm eines Tages sagte: ich habe mich vergessen, nur ein einziges Mal, aber ich habe mich vergessen —? Dann wäre ich die Verräterin, und er, der mich im Tiefsten verraten hat, der Gott, der seine Ehre rächt. Ist das billig?" Sie hob einen Zweig vom Boden auf und riß mit heftigen Gebärden die Blätter herunter.

Achim Ursanner lächelte. „Sie könnten es nicht, auch wenn Sie wollten," antwortete er, „und damit ist alles gesagt. Eine Ehe ist nur äußerlich ein Vertrag zwischen Gleichberechtigten — in Wahrheit hat sie die ganze Bosheit und Gefährlichkeit der natürlichen Einrichtungen, denen wir durch Widerstand und Kampf nichts von ihrer majestätischen Willkür abdingen können. Überall wo im Kosmos Kräfte verteilt sind, streben sie zur Harmonie, und was wir als sinnliche oder sittliche Gebote in uns spüren, sind nur Zeichen für die Elemente einer höheren und meist sehr grausamen Ordnung. Weib und Mann! Es ist, als ob man zwei Sterne im Raum durch eine Brücke verbinden wollte."

„Ja, ist denn jeder nur Werkzeug? Muß man alles, was geschieht, erdulden, bloß weil es geschieht?"

„Das Weib ist für die Ehe geboren, der Mann muß zu ihr entschlossen sein; das erklärt vieles, scheint mir."

„Wohl möglich," versetzte Agathe entmutigt. „Klüger werde ich mit diesem Lehrsatz nicht. Und wenn er dazu entschlossen ist, gewinn' ich nur, was er mir freiwillig gibt; was er mir vorenthält, darf ich ihm nicht verargen. Er besitzt mich, ich aber bin von seiner Gnade abhängig. Das wollen Sie doch sagen, nicht wahr? Sie fanden mich unversöhnlich gestimmt; und nach alledem klingt das wie Hohn. Kehrt er eines Tages zurück, so sucht er seine Bequemlichkeit bei mir, wie er sie vorher gesucht hat. Das Band, das er zerrissen hat, wird geflickt werden; hat der Magen nur sein Futter und der Kopf ein Dach, so kann man schon miteinander leben. Wagt' ich's, Rechenschaft zu fordern, was soll ich tun, wenn er mir antwortet: wer gibt dir das Recht dazu? In der Tat: wer gibt mir das Recht dazu? Meine Blüte ist dahin, was für Lockmittel hab' ich, was für Drohungen, wie kann ich vergelten? Also, was nennen Sie denn das Unversöhnliche an mir?"

Wieder blieb sie stehen, mitten auf dem Waldweg stand sie, aufrecht und streitbar gleich einer Walküre, und ihr italienischbraunes Gesicht mit den großen Augen machte das abendliche Zwielicht förmlich heller.

Achim Ursanner schaute sie bewundernd an, und jäh schoß ihm der Gedanke durch den Sinn: ‚Mit einem solchen Weib an der Seite hätte ich siegen können.' Er senkte rasch den Blick und entgegnete: „In Ihnen ist mehr Blühen, als sie ahnen. Grübeln Sie nicht, Frau Agathe, hadern Sie nicht! Seelen wie die Ihre sollen brennen, nicht glimmen. Handeln Sie stets nach Ihrem reinen Gefühl, denn dieses ist die Stimme Ihres Schicksals. Und fragen Sie sich selbst, fragen Sie Ihr Herz fromm und ruhig nach der Zukunft, so werden Sie erfahren, daß in Ihrem eigenen Innern keine Furcht und kein Zweifel ist."

Agathe lauschte bestürzt; das klang wie ein Abschied und wie ein Vermächtnis. Sie wußte nichts zu erwidern. Schweigend gingen sie das Waldtal hinunter und über die nassen Wiesen gegen den Gutshof. Ursanner hatte Eile; ohne vorher ins Haus zu treten, stieg er in den kleinen Wagen und trieb das alte Pferd heimwärts.

(Schluß folgt)

Die Bücher der Insel Frauenwörth

Von Carry Brachvogel

Gleich einer zarten Luftspiegelung schwebt die kleine Insel Frauenwörth auf der majestätischen Fläche des Chiemsees. Ganz von ferne, als fürchteten sie, das zarte Ding zu zerdrücken, strecken ihr die Alpen die granitenen, vom Sonnengold überstäubten Arme entgegen. Von den Ufern des Sees blinken über blaue Wogen weiße Dörfer her, nachbarlich grüßt die dunkelgrüne Landzunge von Herrenwörth, auf der sich melancholisch das verlassene Schloß eines königlichen Träumers erhebt.

So klein das Fleckchen Erde aber auch ist, das sich Frauenchiemsee nennt, so ist es doch schon seit Jahren von Sommerfrischlern aller Länder und Zungen „entdeckt" worden, und in der Hochsaison sitzen vor jedem „Motiv" (die Spaßvögel der Insel haben die „Motive" längst numeriert!) mindestens drei Malschulen, und auf dem schmalen Weg unter den großen Linden oder auf der Terrasse des neuen Gasthofs trifft man so viele Bekannte und Unbekannte, daß man sich nur wundert, wie sie alle Platz finden. Natürlich sind die meisten Leute, besonders die Insulaner selbst, sehr entzückt von dem Aufschwung, den die Insel genommen hat, aber die ältere Generation der Zugvögel, die's gewohnt ist oder gewohnt war, seit zwanzig, dreißig, vierzig Jahren oder gar noch länger hier ihr Sommernest zu bauen, die denkt voll melancholischer Erinnerung an Zeiten zurück, da das kleine Eiland noch nicht modern war und die Chronik der Insel erst anhub.

Die Chronik der Insel, — bei dem gelahrt klingenden Wort läuft dem Leser vielleicht ein kleiner Schauder über den Rücken. Er denkt an mächtige Folianten, deren dicke, altersbraune Pergamentseiten von den ersten Kulturanfängen Frauenwörths berichten, von den Äbtissinnen des Klosters, ihren Gerechtsamen, Stiftungen und Fehden, und wie zuerst die Hunnen, dann die Schweden in die geweihten Mauern eingebrochen, und wie die Säkularisation das Kloster vorübergehend aufhob. Aber die Chronik der Insel ist ein ganz ander Ding, ist kein von Historiographen verfaßter Wälzer, sondern ein in bunten Farben leuchtendes Mosaikbild, an dem alles mitgearbeitet hat, was je auf dieser Insel Witz, Laune und künstlerische Einfälle besaß. So entstand die Chronik der Insel in der Gestalt von vier mächtigen Fremdenbüchern, von denen drei Bände im Gasthaus zu sehen sind, während der erste und in seiner Art wertvollste sich in der Bibliothek der Münchner Künstlergenossenschaft befindet.

Das Wort Fremdenbücher veranlaßt vielleicht abermals den bewußten kleinen Schauder. Da er's vernimmt, denkt der Leser wohl an die Dokumente der Unkultur, die er als Fremdenbücher alpiner Hotels oder Schutzhütten durchblättert hat. All das dumme Zeug fällt ihm ein, das triviale Menschen da hineingekritzelt haben: die gleichgültigen Namen, die belanglosen Meinungsäußerungen über Verpflegung, Aussicht, Wirtin und Kellnerin und die völlig überflüssige Versicherung, daß der Schreiber dieser Fadheiten im nächsten Jahr wieder kommen wolle. Wie himmelweit verschieden die Fremdenbücher der Insel von diesen Banalitäten sind, erhellt allein schon die Tatsache, daß sie, obgleich sie sich zum Teil im Inselgasthof befinden, doch keineswegs ihm gehören, sondern heute insgesamt Eigentum der Münchner Künstlergenossenschaft sind und in den Besitz der königlichen Hof- und Staatsbibliothek in München übergehen werden, falls sich die Künstlergenossenschaft je auflösen sollte.

Über achtzig Jahre, bis ins Jahr 1828, reichen die Blätter dieser Inselchronik zurück. Die Welt sah damals noch anders aus als heute, wußte nichts von Eisenbahn, Dampfschiff und Weltverkehr, und die jungen Leute liefen nicht erst ans Nordkap oder auf die Kanarischen Inseln um Schönheit zu finden, sondern suchten und erkannten sie im eigenen, engen Vaterlande. Da zogen denn eines Tages aus München drei blutjunge, lustige Maler aus, die wenig in der Tasche, aber desto mehr im Kopf hatten und sicher jeden fragten: „Was kostet die Welt?", obgleich ihr gesamtes Barvermögen nicht über etliche bayrische Gulden betragen haben mag. Die drei verwegenen Gesellen hießen Haushofer, Boßhardt und Trautmann und schienen damals wohl einer so gut wie der andere, aber den Namen Haushofer muß man sich doch besonders merken, nicht nur weil diesem Geschlecht später ein Dichter, Max Haushofer, entspringen sollte, sondern auch weil die beiden Max Haushofer, Vater und Sohn, Maler und Dichter, bis zu ihrem Tode die eigentlichen Chronisten der Inselbücher blieben. Hören wir nun, wie sie uns auf dem tiefvergilbten, ersten Blatt des ersten Fremdenbuchs die Entdeckung der Insel schildern: „In der Zeit, da man schrieb aintausendachthundertzwanzig und acht begab es sich, daß von München, der guten Stadt, etliche gute und tapfere Gesellen auszogen auf ritterlich Fahrth und Ebenthewer. Als ein Haubtmann und Führer hatten sie auserkührt Maxen Haushofer und ihren Zug gericht gerad gegen Süd, allwo die Gebürg stehen und die großen Wasser." Weil es eben noch kein Dampfschiff gab, auf dem man bequem und sicher die Rundfahrt auf dem wegen seiner Stürme

Die Fraueninsel im Chiemsee. Gemälde von Prof. Richard Kaiser

berüchtigten Chiemsee hätte machen können, nahmen die jungen Leute einen Kahn, ruderten vergnügt umher, achteten nicht des Gewitters, das aufzog, und merkten es erst, als ihr Nachen vom Sturm wild umhergeschleudert wurde und schließlich unfreiwillig ans Ufer der Fraueninsel fuhr. „Der Ort, allwo sie saßen, was ein wild Insul, grünbewachsen. Selbige Gegend war bewohnt von ein absonderlich Nation und wildfremd Volk, das aber sehr duldsam und zuthunlich sich gebärdetete, nachdem ihnen die Seehelden mehrere Stück Geld gezeiget, ihre Höhlen ihnen zur Herberg anwiesen, Nahrung ihn' gebracht und sie überhaupt ansehnlich traktieret han." Man kann sich denken, welchen Reiz für junge Maleraugen die grüne, von Rosen umsponnene Fischerinsel hatte, die damals sicher noch ebenso unberührt dalag, wie tausend Jahre früher, als die erste Äbtissin hier landete. So beschlossen denn die drei Gesellen, die daheim weder von einem Weibe noch von einem komplizierten Apparat modernen Komforts erwartet wurden, hier zu bleiben, ein Entschluß, der ihnen noch sehr erleichtert wurde, weil „der keck Kapitano obendrein entdeckt hatte, wie etzliche unter des Seevolks Töchterlein ihmbe gar gut gefallen mochten. So nahm die Insul ihren Anfang und kam zur Kenntniß der übrigen Erdtheile."

„Die übrigen Erdteile" scheinen denn auch die neueste geographische Entdeckung mit gebührender Aufmerksamkeit betrachtet zu haben. Die allzeit reiselustigen Engländer kamen in erster Linie auf die grüne Fischerinsel, erheiterten die Malersleut durch ihren landesüblichen Spleen, wie im Jahre 1835 „der seltsame Mensch und Hundsfreund Dr. Karol Nooth mit seiner geliebten Bestia Deyin (Diana)", oder erfreuten die bayrischen Mägen mit den Segnungen britischer Küchenkultur. „1835 erschien Henrikus Marr, als welcher die schätzbare Erfindung der Beefsteaks von denen Engländern allhero gebracht und die wild Köchinnen darin unterwiesen hat."

Jahr um Jahr vermelden sie so im hübschen Stil alter Chronisten, was sich auf der Insel ereignet, und wer außer der Feder auch noch den Stift führen und die Farbe meistern kann, der setzt eine hübsche Illustration dazu. Der Ruf der lustigen Malerherberge auf der Insel beginnt an Bedeutung und Verbreitung zu gewinnen; was immer die langen Locken und das Samtjackett trägt oder sich auf dem Parnaß umhertummelt, unternimmt einmal eine Sommerfahrt auf die Malerinsel, zeigt im Fremdenbuch, wes Geistes Kind er ist, und gar mancher von ihnen mußte sein lebelang immer wiederkehren, sei's, daß es ihm der Zauber der Insel oder auch eine von des Seevolks Töchtern angetan hat. „Anno 1838, dem dritten Oktober war die lustig Hochzeit des berühmten Führers und Entdeckers Maxen Haushofers mit dem ersten Meerfrewlein, so er auf der Insel entdeckte, Anna benamset, aus dem Geschlecht der Dumser." Die Dumser, die Wirtsleute der Insel, hatten aber noch mehr hübsche Töchter; „1840 war die zweit Hochzeit und lustsam Beilager des bemeldten Meisters Ruben mit dem zweten Meerweiblein, Susanne, deren Schwester." Der junge Österreicher, der um die Susanne Dumser freite, war Christian Ruben, der spätere Akademiedirektor von Prag und Wien, dessen Bild „Kolumbus bei der Entdeckung Amerikas" wohl jedem bekannt ist und dessen Name mit dem Kunstleben Prags und Wiens unlöslich verknüpft ist.

Wer aber glaubt, daß auf die Insel nur Maler und nicht auch Malerinnen gekommen seien, befindet sich in einem großen Irrtum. Sehr bald schon meldet die Chronik mit einem humoristischen Seufzer: „Item sind unter anderen schlimmen Fährlichkeiten in diesem Jahr wiederum sieben weiblich Malergesellen auf der Insul gewest." Ein wenig später, zur Krinolinenzeit, sehen wir sogar schon eine ganze weibliche Malschule sehr ergötzlich abkonterfeit: junge und alte Weiblein im gewaltigen Reifrock, den Herrenwinker oder sonst ein Hutungetüm auf dem Kopf, malen eifrig dasselbe Motiv, eine ziemlich blöd dreinschauende Fischerdirn in einem Kahn. Ein anderes, von Löfftz sen. gezeichnetes und getuschtes Bildchen, zeigt einen im Grünen auf dem Rücken liegenden schnarchenden Mann, den vier listige Krinolinenweiblein kichernd aufnehmen. Darunter liest man: „Wie die weiblich Malergesellen ain arm, schwedisch Maler im Schlaf heimlicher Weis nach Art derer Weibsen auf dem Ganszipfell abkunterfeyen." So heimtückisch die holde Weiblichkeit sich aber auch gegen die armen Maler betrug, so scheint doch die Insel gerade um diese Sommergäste rundum weidlich beneidet worden zu sein. Wenigstens vermeldet die Chronik, daß, als die Gäste von Herrenchiemsee ein ländlich Fest arrangieren wollten, sie genötigt waren, die Damen der Insel dazu auszuleihen, was natürlich nur zur Hebung der Fröhlichkeit beitrug. „Begunnte auch bald beim lieblichen Spiel der Frau Musika ain gar hefftig Walzen und zierlich Bainschwenken. Ist kainem die Nacht zu lang gewest, hann aber die von Frauenwörth nix abgelassen, hingegen die Weibsen fein und fürsichtig alle wiederum der Insula einverleibet."

An Festen gab's überhaupt keinen Mangel. Jedes kleine Ereignis der Insel und jedes große der Zeitgeschichte wurde in der Chronik in Wort und Farbe, in der Wirklichkeit mit Musik und Tanz verherrlicht, wobei die Festunternehmer sich selbst mit hübschem Spott bedachten. „Und seynt in denen Schiffen, so mit farbigem Flitterwerk und Blumen behangen gewest, auf den Ganszipfell hinübergefahren, daß denen Insulanern schier der Verstand vergangen vor grausamer Pracht und Herrlichkeit." Ach, die Ansprüche an Pracht und Herrlichkeit

waren damals noch gering, und die Preise der Lebensmittel waren es erst recht. „Zur selbigen Zeit kostet der Morgenimbiß mit zwo Stuck Ey 15 Weißpfennige, der Schoppen gemain Wein 18, der besser mehr.“ (1872.) Von der Entdeckung der Insel bis zur Notierung dieser beneidenswerten Frühstückspreise (heutzutage nennt man so etwas „Déjeuner complet“ und bezahlt dafür 1,50 M.) waren über vierzig Jahre vergangen. Mancher von den lustigen Gesellen, die damals zuerst auf dem Eiland gelandet, war schon fortgezogen in das geheimnisvolle Land, von dem es keine Wiederkehr gibt, wiederum manch anderer war vom unbekannten Maler zum berühmten Mann geworden, aber die Liebe zur Chronik überdauerte Tod und Ruhm.

Zu den Urgästen waren im Laufe der Zeit die bekannten Chiemseemaler Wopfner und Raupp gekommen, und jedes Jahr fand sich, wenn auch nur vorübergehend, der junge Wilhelm Jensen ein, der zwar nicht auf der Insel, aber doch am Chiemsee das schöne Mädchen kennen lernte und freite, das ihm sein großes Lebensglück gab. Man kann sich denken, daß die Chronik da blühte und gedieh und daß Kücken, der eine hübsche Träumerei, und Viktor Scheffel, der stimmungsvolle Verse spendete, sich nicht in schlechter Gesellschaft befanden. Das bunte und launige Fremdenbuch wuchs seinen Verfassern immer mehr ans Herz, und leise Angst dämmerte schon in ihnen auf, daß barbarische Reisende von seinem Wesen nichts verstehen und es auf ihr Niveau herunterziehen könnten.

Immer farbenreicher werden die Blätter des Buches, das zuerst mehr dem Wort und dem Knittelvers gehört hatte. Freilich ist es immer Malerei im Geschmack der sechziger und siebziger Jahre, die auch von einem Tiroler Buben noch Süße und Anmut verlangte. Die Sucht nach Originalität, die heute manchen zu wahren Veitstänzen künstlerischer Äußerung verführt, war damals eben nicht Mode, aber wenn einer was ganz Besonderes war, so merkte man's doch. Das sah man, als der erste Band der Chronik sich zu Ende neigte und der nunmehrige Chronist, der junge Max Haushofer (der Sohn des langverstorbenen Inselentdeckers), auf das Blatt zu dem Bild eines greisen Einsiedels schrieb:

„Kein Fahrzeug mehr auf dem blauen See,
Kein Glück mehr unter den Bäumen!
Ich möcht', wo ich auch geh' und steh',
Das Leben verschlafen, verträumen.

Geschlecht um Geschlecht versank in die Flut
Des Lebens seit Jahren, seit Jahren,
War alles so lieb und alles so gut,
Und ist alles dahin gefahren.

Du Sturm, der über die Welt hinfährt,
Und du, arme Feder, vollende:
Das Leben ist nicht des Schreibens wert —
Hie hat dies Buch sein Ende.“

Max Haushofer lehrte damals schon am Polytechnikum Nationalökonomie, und sein Hirn war schon erfüllt von den Phantasien, aus denen er später seine eigenartigen und gewaltigen Dichtungen „Der ewige Jude“ und „Die Verbannten“ formte, aber der Humor kam bei ihm, der ja auch den köstlichen und dennoch so tiefsinnigen „Prinzen Schnuckelbold“ schrieb, nie zu kurz, und wenn auch das alte Buch mit dem Weltensehnsuchtsklang endete, der Haushofers bestimmende Note ist, so beginnt dafür das neue mit einer fröhlichen und eindringlichen „Mahnung an den Leser“, die in jedem der kommenden Bände bald in Vers, bald in Prosa wiederkehrt:

„Für's Erste sollst Du dies Buch nit wie ain gemain Frembdenbuch traktieren und mit nassen Fingern nit sein Blättlin umwenden, noch viel weniger Bier und Bratensaft hineinträufeln oder es sonst wie verschimpfieren, sondern fein acht darauf haben. — Zum Zweiten merk', daß es nit jeden erlustieret, wie Du geheißen und wann Du dagewesen, sondern daß man auch wissen möcht', weß Geistes Kindlein Du gewest. Willst Du also was in die Chronika schreiben, so laß' es nit genug sein am Namen, sondern mach' ein Bildlein, Reim oder Schwank dazu. So einer Meier oder Müller gehaißen, was fragt die Welt nach funfzig Jahr danach — — Und so Du ein langweiliger Mensch bist, laß' es ungelesen seyn und es ist besser, Du fährst von dannen, denn es freut Dich nit!“

Die Maler ließen sich's nicht zweimal sagen, und die Dichter auch nicht. Wopfner, Raupp und Hoecker spenden schöne Landschaftsblicke, Gabriel Max, der damals verlobt war, zeichnet stimmungsvoll einen jungen Pilger, der vor einem bräutlich geschmückten Mädchen kniet: „Willst du mit mir gehen?“ Anton von Werner wirft mit ein paar Strichen einen prächtigen Bismarck hin und schreibt darunter:

„Da Er selbst nicht hier gewesen,
Hab' ich zum Opfer Ihn mir auserlesen.“

Hermann Kaulbach malt eine schlanke Nonne mit einem Rosenkranz über dem himmlischen Schleier, und Karl Stieler, der vielgeliebte Dichter der Hochlandslieder, schreibt dazu:

„Der Morgen lacht, die Wälder blauen,
Es spielt der Wind auf weiter Flut,
Da sitzt im Söller unserer Frauen
Frau Irmintrud.

Sie spricht: „Mein Herz ist jung an Jahren,
Noch ist mein Mund der Minne hold,
Mein Vater ist mit dem Kaiser gefahren
Um Ehr' und Sold.

Meine Mutter rastet im kühlen Sande,
Und meines Liebsten Treu' und Stät'
Die hat schon lang im fremden Lande
Der Wind verweht. —

Es rauschen die Linden in leisem Schauer,
Es wirft der Wind die Blüten herein.
Die Schwalbe schwirrt um die hohe Mauer, —
Ich bin allein!“

Frau Irmintrud mit den goldenen Haaren,
Frau Irmintrud mit dem süßen Blick,
Sie spricht: „So schau' ich hinaus seit Jahren
Und wart' auf Glück!"

Wollte man all die bekannten und berühmten Namen anführen, die in der Chronik mit Bild oder Gedicht vertreten sind, so müßte man einen kleinen Sonderband herausgeben. Hanns von Hopfen, Papperitz, Harburger, Thiersch, Seitz, Zimmermann, Lossow, Ferdinand von Miller seien nur auf gut Glück herausgegriffen, um eine allgemeine Vorstellung von dem zu geben, was diese Blätter umschließen. Und den weithintönenden Namen schließen sich schlichtere an, die erst eine Zukunft und vielleicht nicht einmal die haben, so daß der Chronist mit leisem Spott verzeichnet: „In diesem Summer, so arg schön und trucken gewest, ist wieder ain sauber Häufflein Maler auf die Insul kommen, aber sovil auch kommen sind, kunnt doch niemand sagen: jetzt seyn ihrer genug. Denn derer Maler seynt nie genug, zumalen wann selbige so fein von Sitten und Gebährden seyn, wie in diesem Jar und nit nur wegen des Essens, Trinkens und Schlaffens kummen, sondern fürnehmlich wegen derer Malerey." Und ein andermal mokiert er sich gar nett und gutmütig über den billigen „Haferltarock" der Malersleut: „Item ist in diesem Jahr vil wüst und naß Witterung gewest und han derhalben die Maler und ihre Freund das Karteln und Knöcheln erlernt und mit denen Goldgülden nur umbeinandergeschmissen, daß es eine Freud' gewest zu schauen, wie die edel Malerey Reichtümer schaffet." Daneben sind die Herren abkonterfeit, wie sie die Karten in den Tisch hineinhauen und den Würfelbecher wütend schwingen, und auch ohne des Chronisten sanfte Ironie, wüßte man, daß der Goldgulden in dieser Spielhölle eine nur vom Hörensagen bekannte Lastererscheinung war.

Der Meister Raupp aber hat sich doch vorgenommen, dem Chronisten, seinem Freund, für die Frozzelei seiner raffaelischen Kollegen einmal eins auszuwischen, und darum schrieb und malte er heimlich in die Chronik ein Blatt, das eine Geschichte erzählt, deren Helden Max Haushofer und — eine Kuh sind. Die Geschichte ist so absonderlich und drollig, daß ich sie wörtlich hierher setze: „Wie alldieweilen so auch heuer, hat unser viel edler Chronista der sehr gelahrt Professor Meister Haushofer viel haiter Sprüchlein und Gedichten so auch von denen Malern und deren Absonderlichkeiten in die Chronika gespendt. Auch sain illustrieret und die Malersgesölln fleißig dazu angehalten, dieselben mit Bildlin zu zieren.

Seyn Ihme darob die Malersleut allwie auch die frumb Herbergsmutter absunderlich der verehrt Leser zu villem Dank verpflicht. Läßt sich auch sunst vil gar Guts und Schöns von demselbigen vermelden. Nur die böß und spitz Zungen derer Weiberleut lassen verlauten, daß dersell vor ainer zahm Kuh in Ängsten entronnen, schier gar bis in den tiefen See.

Die sell Kuh nemblich sey damalen in Familienangelegenheiten beim Tuchmacher gewest, allwo dersell Chronista mit noch zween Gesellen derer Sachen hab zuschauen wölln, nicht aus straefflicher Neubegier sundern zur Vermehrung derer Kenntnis und Wissenschaft in denen landwirtschaftlichen Dingen.

Ist dabei gewest zum ersten der sehr gelahrt Professor derer Bildnußmalerey und Magister Reiff aus der gueten und getreuen Stadt Aachen, weit drunten im borussischen Rheinland. Zum andern unser vieledler Meister Wopfner.

Alldieweilen nun die Geschäfften selbiger Kuh nit nach derer Wunsch und Willen verloffen, hub diesell an sich gar erschröcklich zu gebährden, absunderlich mit deme Fuß gar grausam den Boden zu scharren. Darob entsetzten sich die dreye so gar sehr, daß sie jählings entwichen, dersell Chronista in den See hinein, von wannen er schwimmend das rettend Gstadt erreichet. Desselbigen Wasserdroschkenfuhrwerk haben nimmer so eilig zu segeln vermöget, als dersell dazumalen über den See geschwummen.

Die andern zwo herentgegen han erst im Wirtshaus eingehalten, allo dieselben hinter der Kucheltür' ain vest Bollwerk funden und ihren ausgehaltenen Schrekken mit ainer Maß tapfer darnieder kämpfet han. Seynt auch, Gott sey dank, alsbald wieder vol gewest. Relata refero —

In seynen aufgezeichneten Schriften hat der vieledel Chronista diese Historiam bis anhero nit vermeldt. Herentgegen stet zu hoffen, daß dersell später bericht in wieweit denen Weiberleut in dieser Sache zu trauen gewest."

Aber nicht nur über die Maler und den Chronisten geht's lustig her, nein, auch über die vielen, die ach! gar so vielen Dichter, die immer wieder den See, die Insel, die Abendglocken und die verträumte Nonne besingen, schwirrt vergnüglicher Spott hin und gibt ihnen ein:

„Rezept zu einem feinen Chiemseegedicht.

So ain Fremdling anhero kumbt und benebst Essen und Trinken auch derer edlen Dichtkunst pflegen wollt', für denselben han wir ain Rezeptum zusamb gestellt, sodaß hinfüro jeden, auch wann er nur kurz verweilet, möglich sey, nit nur kaine Schulden sondern ain Poem zu hinterlassen. Hiezu nimmt man folgende Reyme:

Glut — Flut (stets zu verwenden)
See — Weh (oder auch: Wasserfee; Tee hingegen vermeiden)
Fische — Tische (oder wann's nottut: Frische)
Linde — empfinde (oder: Abendwinde)
Gemäuer — ungeheuer (oder: Feuer)
Insel — Pinsel (oder, was auch gut: Gewinsel)
Strand — Kampenwand (oder: allerhand)

Frauenwörth — unerhört (vielleicht auch: herzbetört)
Turm — Wurm (auch Sturm brauchbar)
Abendglocken — locken („Socken" und „Brocken" nicht gut!)
Sonne — Nonne (letztere mit Vorsicht zu verwenden!)
Wellenschaum — Traum (event. Baum und: kaum).

Von diesen Reimlein nimm etwan ein acht oder zwölf Stuck, quirle selbige gut durcheinand oder laß sie von einem Kuchelmensch durcheinanderrühren, setz noch etliche Wörtlein aus dem eigenen hinzu und das Poem ist fertig. Probatum est."

Dies Rezept scheint denn auch unheimlich oft ausprobiert worden zu sein, denn auf einer der nächsten Seiten zeigt ein erschütterndes Bild, „Der wild gewordene Pegasus," wie das Dichterroß wütend nach allen Seiten ausschlägt, während eine drollige Randleiste die unzähligen und immer wiederkehrenden Verfehlungen gegen das Versmaß glossiert. Aber neben dem Spott gibt's auch allerhand kleine Kulturkuriosa, deren Erläuterung beweist, wie die Verfasser dieser Inselbücher auch im Kleinen das Große und den Zusammenhang mit dem Ganzen zu erfassen verstanden. Da werden zum Beispiel neben die uralten Lindenbäume der Insel achtzehn junge Stämme gepflanzt und sogleich widmet der Chronist sie und ihre Zukunft „Den Enkeln", ohne Aufdringlichkeit, ohne Tendenz, nur in sanfter und selbstverständlicher Resignation sich und sein Geschlecht mit den alt gewordenen Linden vergleichend: „Wenn nun in absehbarer Zeit auch die jetzt noch hochragenden Bäume in morscher Kraftlosigkeit zusammenbrechen, so ist ein rüstig jung Geschlecht bereit, die ruhmvolle Erbschaft anzutreten." Ungefähr um dieselbe Zeit wird der letzte Einbaum des Chiemsees in das Münchner Nationalmuseum überführt, und der Chronist sendet dem letzten Nachkommen der ersten Seefahrer diesen schalkhaften Ruf nach: „Seynt nämlich in selbiger Zeit die Ainbäum ausgangen und hat derohalben der bemeldte Meister Raupp den schönsten Ainbaum, so noch vorhanden gewest, in Sicherheit bracht und in ain Museo verborgen, damit die Maler noch nach tausend Jar Ainbäum malen mögen, so vil sie gelüstet."

Über vierzig Jahre hatte es gedauert, bis der erste Band der Chronik gefüllt war. Das Eilmarschtempo der neuen Zeit durchraste den zweiten in vier, den dritten in drei Jahren, — dann entsank die Feder der Hand des Chronisten und Max Haushofer fuhr als ein todkranker Mann nach Süden. Ein halbes Jahr später brachte ihn nicht das Dampfschiff, sondern das blumenüberschüttete Trauerboot nach der Insel und sie betteten ihn auf dem wundersam stimmungsvollen, kleinen Friedhof neben der Kirche, wo ihn schon die Meerfräulein erwarteten, die einst als fröhliche Bräute mit seinem Vater und dem Meister Ruben davongezogen waren, und der Meister Ruben dazu. Damals schrieb Wilhelm Jensen dem toten Freund als Nachruf in die Chronik:

„So stiegst auch Du nun zu den Schatten nieder,
Der diesem Buch mit reicher Phantasie
Ein halb Jahrhundert lang den Halt verlieh.
Es war Dein Werk, die Bilder und die Lieder
Von Dir durchwoben es, gleich wie der Flieder
In jedem Jahr des Frühlings Poesie
Zurück hier bringt. Zur Blüte neu gedieh
Er jetzt; Du aber siehst ihn nicht mehr wieder.
Als Letzter nun aus jener fernen Zeit,
Die unsres Lebens Frühling hier begonnen,
Gedenk' ich Deiner heut, und, im Geleit
Der Jugend-Sonnentage, die verronnen,
Stumm auf den alten Wegen geht zur Seit'
Dein Schatten mir, sich noch mit mir zu sonnen."

Inzwischen hat sich auch Wilhelm Jensen auf dem Friedhof der Insel zur Ruhe gelegt, und wenn er auch nicht der allerletzte aus der großen Zeit Frauenwörths war, wenn auch noch dieser und jener Name hellen Glanz über die Insel breitet, wenn auch noch öfter eifrig in den neuen Band der Chronik hineingekritzelt und hineingezeichnet wird, so schließen die Bücher der Insel doch in Wahrheit mit dem schönen Epilog Wilhelm Jensens ab. Die neue Generation, die heute über die Insel hintost, weiß ja nichts mehr von der alten und von dem fröhlichen Geist, der damals hier herrschte; was sie heute da draußen Fröhlichkeit nennen, ist meist nichts anderes, als Bohêmetum ohne Witz und ohne künstlerisches Gepräge. Und wenn die berühmten Dichter, die berühmten Dichter von heute im neuen Wirtshaus sitzen, dann schreiben sie großspurig nur ihre Namen ein und bedenken nicht, daß sie vermutlich in fünfzig Jahren der Nachwelt ebenso gleichgültig sind, wie der Herr Müller oder Meier, von dem der Chronist in seiner Mahnung an den Leser spricht. Ein anonymer Spaßvogel hat solche Großspurigkeit ganz amüsant glossiert:

„Vier Herren wollten geistreich sein,
's fiel ihnen leider gar nichts ein.
Da dachten sie: Wozu studieren?
Schon unsre Namen imponieren."

Das Verschen ist ja recht hübsch, aber schließlich ist sein Geist nur die Dürftigkeit oder der Geiz der anderen. Die alten Bücher der Insel aber lebten von der Phantasie und der Laune der Menschen, die sie schrieben, und darum eben gingen sie an dem Tag zu Ende, an dem die alte Generation versank. Eine Generation, die auf der geliebten Insel so primitiv gewohnt und gelebt hatte, wie's heute kein Ladenjüngling mehr täte, die aber so reich war an Einfällen und Humor, daß sie jahrzehntelang Schätze verschenken konnte, ohne arm zu werden.

Bauer und Mädchen

Gemälde von Josef Damberger

Ludwig Hoffmann. Von Max Osborn

Der sechzigste Geburtstag, den der Berliner Stadtbaurat Ludwig Hoffmann am 31. Juli dieses Jahres beging, war nicht nur ein Familienfest, sondern ein froher Tag für die ganze Stadt, der dieses großen Künstlers Leben und Arbeit seit anderthalb Jahrzehnten gehört, und die sich der glücklichen Aussicht freuen darf, seine schöpferische Vollkraft noch auf lange Zeit hinaus zu nützen. Man hat seit vielen Jahren der Berliner Verwaltung ein wohlgerüttelt Maß von Fehlern und Unterlassungssünden nachgesagt, und wir wissen nur zu gut, daß das nicht grundlos geschah. Aber die Berufung Hoffmanns und die Art, wie man ihn in seinem Amte walten ließ, gleicht viele Sünden aus; die Zukunft wird von dem Tage an, da dieser Mann die Leitung des Hochbauamts übernahm, eine neue Epoche in der Architekturgeschichte der deutschen Hauptstadt datieren. Er ward der Erlöser aus einer kommunalen Baumisere, die Berlin in den schlimmsten Ruf gebracht hatte, und ein Führer zu neuen Zielen, dessen anregende Kraft wir heute an allen Ecken und Enden spüren können.

Dies außerordentliche Lebenswerk wiegt um so schwerer, als hier zum ersten Male das entscheidende Eingreifen in die bauliche Entwicklung Berlins von der Gemeinde aus erfolgte, während die Gestaltung der Stadt bis dahin im wesentlichen von den Regenten Brandenburg-Preußens ausgegangen war und von der staatlichen Verwaltung, die hier ganz durch den Geschmack der Fürsten bestimmt wurde. Von Kaspar Theiß, dem Erbauer des Renaissanceschlosses Joachims II., über Nering und Schlüter, Knobelsdorff und Gontard bis zu Schinkel und seinen Schülern waren die Architekten, die das historische Berlin schufen, Hofbeamte. Als dann im XIX. Jahrhundert die Stadt selbst berufen wurde, ein Wort in den Fragen ihres eigenen Leibes mitzureden, hat sie anfangs versagt. Gewiß nicht zuletzt darum, weil eine vielgliedrige Behörde von der Organisation, wie unsere Städteordnung sie vorsieht, in Sachen des Geschmacks und der Kunst zunächst immer schwerfälliger und unsicherer sein wird als ein einzelner. Es überrascht nicht, hier in solchen Fragen eine Durchschnittsanschauung herrschen zu sehen, die von verfeinerten Ansprüchen und tieferem Verständnis frei ist. In der Berliner städtischen Bautätigkeit regierte jahrzehntelang ein Durchschnittsgeschmack dieser Art, der das Antlitz der Stadt mehr und mehr in Charakterlosigkeit verfallen ließ. Da kam Hoffmann. Er sah vor sich „nichts wie Wüste“. Und vor allem: er sah sich in eine komplizierte bürgerliche Körperschaft gestellt, die mit den bisher herrschenden Zuständen gar nicht unzufrieden war. Hinzukamen die Anschauungen der Regierung als Aufsichtsbehörde und der Krone, die in der Residenzstadt gehört

Stadtbaurat Ludwig Hoffmann
Nach einer Photographie von Wilh. Fechner in Berlin

Fassade des Friedrich-Realgymnasiums in Berlin

werden muß. Welch ungeheure Arbeit muß es gekostet haben, diese mannigfachen Instanzen zu überzeugen, zu gewinnen, sie von der Notwendigkeit der geplanten Neuerungen zu durchdringen!

„Neuerungen" — das klingt so „modern", so revolutionär. Hoffmann war beides nur in dem Sinne, daß er mit dem eingefressenen Schlendrian und der seelenlosen Polytechnikums-Architektur seiner Vorgänger aufräumte. Davon, daß er etwa mit wilden und gewagten Experimenten angerückt wäre, kann keine Rede sein. Er war nach seiner ästhetischen Abstammung noch durchaus ein historisch geschulter Künstler; es bestehen deutlich erkennbare Zusammenhänge zwischen seiner Art und der großen Frankfurter Gruppe der Bluntschli, Sommer, Mylius, aus der auch Wallot hervorgegangen war. Die Frankfurter Lehren standen noch völlig auf dem Boden der geschichtlich orientierten Architektur von der Mitte des Jahrhunderts, aber sie hatten eine Befreiung der künstlerischen Persönlichkeit von der öden Nachahmung des Überlieferten, die Notwendigkeit einer selbständigeren, selbstherrlicheren Verarbeitung, Benutzung und Verwendung des Formenschatzes der Vergangenheit gepredigt. Freilich, Hoffmann gehörte einer jüngeren Generation an, und die Auffassung von Freiheit und Selbständigkeit gegenüber dem Vorhandenen und Gegebenen hatte sich seit den Frankfurtern, hatte sich auch seit Wallot erheblich geändert. Hoffmanns großes Werk vor der Berliner Zeit, das Leipziger Reichsgerichtsgebäude, das seinen Ruf begründet hatte, wies in vielen Zügen eine Verwandtschaft mit jenen Älteren auf, ganz abgesehen davon, daß die zentrale Anlage des kuppelgekrönten Bauwerks von fern an Wallots Reichstagsgebäude anklang. Aber es war schon ein neuer Geist der Vereinfachung, des strafferen Zusammenfassens der Bauteile, des Strebens nach strenger Einheit darin zu spüren. Mit solchen doppelt gesiebten historischen Grundsätzen trat Hoffmann nun auch an seine Berliner Aufgaben heran.

Er sah sich hier in einer Stadt, die ihre in Jahrhunderten gebildete Physiognomie mehr und mehr einbüßte. Der zugewanderte Süddeutsche mußte das noch stärker empfinden als der Berliner selbst, der dies

Zerstörungswerk hatte langsam kommen und fortschreiten sehen. Und er sagte sich, daß es eine der vornehmsten Pflichten eines Stadtbaurats sei, dieser Entwicklung entgegenzuarbeiten. Nicht so sehr durch einen Feldzug zum Schutz der noch vorhandenen Denkmäler — ein rechter Architekt will vor allem selbst bauen, und man wird ihm das zugute halten — als durch eigene neue Werke. Die Stadt sollte, soweit möglich, ihr verlorenes Antlitz, ihre verlorene Seele wieder erhalten. Und darum sollte so wenig eine vage historische Bauerei wie eine in der Luft schwebende, auf diesem Boden fremde „Modernität" betrieben werden, sondern ein sinnvoller Anschluß an die beste und eigenste Tradition der Stadt und ein organisches, aus rechtem Verstehen geborenes Weiterentwickeln der überlieferten Motive. Hierzu gehörte vor allen Dingen die niederdeutsch-märkische Gotik, die im Mittelalter einen ganz bestimmten Ausdruck angenommen hatte; dann die einst von Sachsen her befruchtete berlinische Renaissance — beides, Gotik wie Renaissance, in Berlin selbst fast ausgestorben. Ferner das großartige Barock Nerings und Schlüters, die schöne Art der märkischen Zopfarchitektur unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen und der Frühklassizismus von Gontard, Gilly, Langhans. Alle diese Künstler waren Söhne ihrer Zeit gewesen und standen völlig im Banne der allgemeinen Stilanschauungen ihrer Epoche, die sie meist auch durch Studien im Ausland, in Frankreich, in Italien, in den Niederlanden, kennen gelernt hatten. Aber sie alle hatten mit einem bewundernswerten Feingefühl für die Bedingungen des märkisch-berlinischen Wesens das Europäische für ihre besonderen Zwecke umgemodelt, so daß ihre Werke ohne weiteres Heimatsrecht auf dem dürren Boden von des Heiligen Römischen Reichs Streusandbüchse erwarben, daß sie bei allem engen Anschluß an die allgemeinen Gesetze der Zeitkunst dem gehaltenen, spröden Geist der Norddeutschen gerecht wurden. In dies Wesen der altberlinischen und altmärkischen Architektur einzudringen, es für seine Fortarbeit fruchtbar zu machen, war Hoffmanns Plan.

Heute, nach knapp anderthalb Jahrzehnten, sind die aus solchem Willen entstandenen Bauwerke über ganz Berlin verstreut. Mit denen Alfred Messels und seiner Schule bestimmen sie das heutige Gesicht der Stadt.

Portal des Schulhauses am Koppen-Platz in Berlin

Denn dies war das große Geschenk des Glückes, das nun der lange vernachlässigten alten Preußenresidenz beschieden war: daß sie diese beiden Meister ihr eigen nennen durfte, die sich, zugleich persönlich und durch gemeinsamen Studiengang innig verbunden, nun wunderbar ergänzten. Messel ward der Schöpfer neuer Normen für die Aufgaben, die durch die private Baulust gestellt wurden; Hoffmann, vielfach von dem Freunde angeregt und ermutigt, der Begründer einer neuen Berliner Kommunalarchitektur. Ihre gemeinsame Tätigkeit fiel um so schwerer ins Gewicht, als Staat und Krone längst von ihrem einstigen Führerposten abgetreten waren.

So entstanden Hoffmanns Schulbauten und städtische Verwaltungsgebäude, seine Standesämter und Feuerwehrwachen, seine Krankenhäuser und Pflegestätten für alte Leute und kleine Waisen, für Leidende und Irre, seine zahlreichen kleineren Nutzbauten und, als Höhepunkte seiner Tätigkeit, das Märkische Museum und das Stadthaus. Die märkische Gotik tauchte wieder auf, mit ihren Staffelgiebeln und ihrer klugen Behandlung des Backsteins, der für die an gewachsenem Stein arme Gegend einst so wichtig war, mit ihrem Maßwerk und ihren glasierten Formsteinen, deren Ziermotive aus neuem Geist wiederauflebten. Die schönen Portale und Erker der Renaissance kehrten wieder. Die schlanken, ebenmäßigen Pfeifer und Pilaster der holländischen Manier, der palladiesken Art Nerings, die dann doch so gescheit für unsere Verhältnisse, für unser Klima und seine Bewohner zurechtgemacht war. Dazu die zopfigen Ziegeldächer, die Balustraden und Attikageschosse des friderizianischen Berlin, die feinen Gliederungen der vorschinkelschen norddeutschen Hellenen.

Man hat Hoffmann wegen dieser Benutzungen vergangener Motive oft wenig freundlich einen Eklektiker genannt. Aber ohne ein ansehnliches Quantum Eklektizismus in richtig verstandenem Wortsinne wird ein Stadtarchitekt überhaupt nicht auskommen. Und das Wesentliche ist: daß er nie in Gefahr schwebte, ein Kopist zu werden. Bei aller Übernahme jener alten Formen und Motive ist doch aus seinem Atelier kein einziges Bauwerk entstanden, das nicht weithin erkennbar den

Turnhalle des Gymnasiums zum Grauen Kloster in Berlin

Lehrerhaus der Gemeindeschule an der Schöning-Straße in Berlin

Stempel der Gegenwart trägt. Wie Messels Zopf- und Louis XVI.-Villen von historischen Stilelementen ausgehen und doch in jedem Zuge Geschöpfe des endenden XIX. und beginnenden XX. Jahrhunderts sind, wie — um ein anderes Beispiel heranzuziehen — Langhans' Brandenburger Tor die athenischen Propyläen zum Muster nahm und doch ein Berliner Triumphtor von 1790 wurde, so stellen sich Hoffmanns städtische Gebäude durchaus als Kinder ihrer, unserer Zeit vor. Die Elemente mögen zum großen Teil historisch sein, die Anregungen, die verwertet wurden, aus vergangener Zeit stammen: die ganze Haltung der Fassaden, ihre künstlerisch-freie Mischung von Motiven der Überlieferung, die Art, wie die so entstandenen Werke modernen Bedürfnissen dienstbar gemacht, unterworfen wurden, ist neu, ist das persönliche Eigentum des Baumeisters. Die Kraft ihrer Einheit und Geschlossenheit, ihrer zusammenfassenden Baumassenwirkung, ihres statischen und praktischen Organismus, die Harmonie zwischen Fassade und Grundriß, die sie aufweisen, die entzückende malerische Gestaltung der Einzelheiten und Teilgruppen, ihre feinfühlige Einordnung in das Stadt- und Straßenbild — das sind Dinge, die sich nicht abschreiben lassen, die ihm und nur ihm gehören. Wohl mag hier und da die Freude am historischen Spiel zu Übertreibungen geführt, wohl mag die et-

was einseitige Bevorzugung der Münchner Bildhauer für die dekorativen Skulpturen gelegentlich einen fremden, süddeutschen Ton hereingebracht haben, den Hoffmann selbst am empfindlichsten herauswittern wird — das Gesamtwerk, wie es heute in fertigen Bauten und in den Entwürfen für die nächsten Jahre vor uns liegt, kann unter solchen Einwendungen nicht leiden.

Portalhalle des Friedhofes in Lichtenberg, vom Garten aus gesehen

Einige Beispiele werden noch tiefer in die Absichten und die eigentümlichen Effekte der Hoffmannschen Schöpfungen hineinführen.

Eingang zum Kinderasyl in der Kürassierstraße in Berlin

Das letzte, größte Werk stehe dabei an der Spitze: das Stadthaus. Es galt, ein Gebäude zu errichten, das in der Hauptsache praktische Zwecke der Verwaltung zu erfüllen hatte, das aber auch der Repräsentation der größten Bürgergemeinde Deutschlands dienen sollte. So erhielt es seinen strengen, einfachen Charakter, der durch die Reihenanordnung der zahllosen Fenster, durch die Schlichtheit der vier Fassaden gekennzeichnet wird. Aber es erhielt auch sein massives, mächtiges Steingefüge, seine festlich ausgestalteten Portalrisalite an den beiden Hauptfronten der

Zugang zum Irrenhaus in Buch bei Berlin

Ost- und Westseite und seinen ragenden Turm als Wahrzeichen. Draußen kraftvolles, selbstbewußtes Barock; an der, durch die natürliche Gestalt des Grundstückes dazu bestimmten Stelle die antikisierende Säulenstellung mit dem dreieckigen Giebel — aber ein ruhiges, bescheidenes, das ganze Riesenquadrat zusammenzwingendes, gut berlinisches Zopfdach. Zu den Schlüterschen Formen der Turm, der Gontards Türme auf dem Gendarmenmarkt brüderlich grüßt, in seiner Ziegelbedachung zu dem Bauwerk, das er überragt, in engste Beziehung gebracht, ein echter Stadtturm. Im Innern antikisierender, römischer Ernst. Die Stadthalle, der große Mittelpunkt des Grundrisses, ein Meisterwerk der Innenarchitektur, wie Berlin es großartiger nicht besitzt, von würdigem, einfachem Steincharakter, durch

Gartenplatz der Altleute-Häuser in Buch, im Hintergrund der Wasserturm

das eigenwillige Motiv der gewölbten Decke merkwürdig individualisiert. Und eine gerade Linie führt von dieser Schlichtheit und Gemessenheit zu den vom besten Schinkelgeist erfüllten Sitzungssälen an der Ostseite. Man fühlt, wie diese Dekorationen im Geschmack Schinkels in jener Halle und in den ähnlich behandelten Vestibülen zu einem Ausdruck geführt sind, der vielleicht dem Meister des Alten Museums und des Schauspielhauses vorgeschwebt hat, zu dem ihn aber die arme Zeit Berlins und Preußens am Anfang des XIX. Jahrhunderts nicht gelangen ließ. Im ganzen also: Teile von scheinbarer Verschiedenheit, und doch durch das Genie des Erbauers zu einem großen Klang verbunden.

Im Märkischen Museum sollte schon das Äußere museal wirken, die Stimmung des Besuchers historisch vorbereiten. Und da das Baugelände hier in seiner Unregelmäßigkeit — denn der Hügel des Köllnischen Parks als der letzte Rest der Befestigungen des Großen Kurfürsten, sollte erhalten bleiben — auf einen unregelmäßigen Grundriß und so auf eine malerische Gestaltung des Baues selbst geradezu hinwies, wurde ein kühnes Motiv gewagt: eine Aneinanderfügung gotischer und renaissancehafter Teile, also roter Ziegelmauern und weißgelb verputzter Wandflächen. Es bleibt das Geheimnis des Baumeisters, wie diese Teile, durch den viereckigen, schweren (als Magazin praktisch brauchbaren) Riesenturm zusammengehalten, sich vertragen, wie durch die Kontraste die Wirkung noch gesteigert wird. Und hier, wie überall, fesselt die Durchbildung jedes Details im Inneren wie im Äußeren. Für die Herstellung zweckmäßig eingebauter Schränke, für die gute handwerkliche Bearbeitung von Schaukästen und Vitrinen, für die Schmiedung von Geländern, die Gestaltung von Fenstern, die Behandlung von Gewölben und Balkendecken und für hundert andere Einzelheiten wurden Anregungen gegeben, die dem Berliner Gewerbe zugute kommen — müßten, wenn es sich nur daran bilden wollte.

Hoffmann hat sich überall seine künstlerischen und handwerklichen Helfer so erzogen, daß an keinem Punkte Flüchtig-

Heimstätte für Brustkranke in Buch bei Berlin. Erbaut von Ludwig Hoffmann

keiten, Oberflächlichkeiten stören und ärgern. Nicht minder gelang ihm das auch in den großen sozialen und humanitären Bauanlagen der Stadt. Das Rudolf Virchow-Krankenhaus, das Altleuteheim, die Irrenanstalt und die Lungenheilstätte in Buch sind aufgebaut auf dem Gedanken, neben dem praktischen Zweckberuf auch die Rücksichten der Schönheit, der anmutigen Freundlichkeit im Auge zu behalten, um den Insassen einen Schimmer von Helligkeit und Lebensfreude zu gönnen. So entstanden diese liebenswürdigen Pavillons, diese Gartengänge und Brunnenanlagen. Bildhauer, Dekorationsmaler, Gärtner, Kunsthandwerker allerart mußten dazu mitwirken. Die leuchtenden Putzflächen, die grünen Läden, die dunkelroten Ziegel der Dächer klingen mit dem Grün des Rasens in der Buntheit der Beete freudig und hoffnungsvoll zusammen. Malerisch gruppierte Einzelgebäude, angenehme Ausblicke, wobei die Lage der Fronten und ihr Verhältnis zur Sonne den Ausgangspunkt abgaben, heimliche Erker und Winkel, aber Luft und Licht überall. Aus dem Zweck ward alles ersonnen und von hier aus organisch das Schmückende erfunden und hinzugefügt.

Das Rudolf Virchow-Krankenhaus erregt immer aufs neue die Bewunderung fremder Besucher Berlins. Hoffmann hat hier das neue Prinzip der Architektur für Riesenanstalten dieser Art: das Prinzip der Dezentralisierung, meisterhaft angewandt. Das Terrain, das ihm zur Verfügung stand, war ein alter Exerzierplatz, eine Sandfläche, auf der kein Baum und kein Strauch gedieh. Der Baumeister sagte sich, daß diese Stätte für Kranke, Genesende, Ärzte, Leidende eine einzige Trostlosigkeit bedeuten müßte, wenn es ihm nicht gelänge, sie zu einer menschenfreundlichen Gegend umzuschaffen. So entwarf er den Gesamtgrundriß, in dem von vornherein auf Grünflächen, Pflanzen- und Rasenschmuck Bedacht genommen wurde, und ging sofort daran — ehe er einen Stein zur Fundamentierung legte —, auf den dürren Boden Humus anzufahren und Bäume, Beete, Rasen anzupflanzen. Eine Ecke des Geländes zeigte eine wellige Erdbewegung: hier wurde ein kleiner Park angelegt, der dem Krankenhaus zum Schmuck, außerdem für die Zuführung guter Luft und den Rekonvaleszenten als Erholungsplatz dienen sollte. Außerdem wurde noch eine andere Stelle mit Bäumen bepflanzt: die große Mittelallee, die

Küchenbau vom Altleute-Haus in Buch
Der Brunnen von Ignatius Taschner

Große Allee des Rudolf Virchow=Krankenhauses mit den seitlich gelegenen Einzelbaracken

so zugleich ihre Bedeutung für die Disposition des Ganzen kenntlich machte. Denn diese Linie trennt die Frauen= von der Männerabteilung, während eine in rechtem Winkel dazu stehende Querachse die Abteilung der äußeren von der der inneren Krankheiten scheidet, so daß die erforderliche Vierteilung in der übersichtlichsten Weise erfolgte.

Jene Anpflanzungen also waren gleich=

Blick auf das Hauptgebäude und den Haupthof des Rudolf Virchow=Krankenhauses

Die Hauskapelle des Rudolf Virchow-Krankenhauses in Berlin

sam das erste, was vorgenommen wurde. So kam es, daß während der viele Jahre umfassenden Bauarbeit die Bäume und der Rasen schon beträchtlich gediehen, und als im Herbst 1906 das Krankenhaus eröffnet wurde — der Einzelhaus-Name paßt gar nicht mehr zu diesem weitausgedehnten System von Baulichkeiten verschiedenster Größe und Gestalt —, prangte es zu allgemeiner Überraschung bereits im vollen Schmuck seiner grünen und rauschenden Zier. Solche Dinge gehören gewiß nicht zum Wichtigsten beim Bau eines Krankenhauses, aber man sollte sie auch ja nicht unterschätzen. Sie tragen ungemein viel dazu bei, das große Werk seiner Bestimmung anzupassen. Sie sind ein Stück jener architektonischen Ethik, die Hoffmanns gesamter Tätigkeit Stempel und Charakter gibt. Er hat tatsächlich in Berlin nicht Häuser schlechthin als kalte Steinkästen gebaut, die für sich dastehen, sondern im Sinne des Baumeisters Solneß Heimstätten für Menschen.

Durch jene große Hauptachse wird das Gelände des Virchow-Krankenhauses, wie schon erwähnt, in zwei große Teile zerlegt. Um die Kreuzung mit der Querachse besonders zu betonen, grüßt hier aus den Bäumen, Rasenstreifen und Blumenrabatten der Allee eine runde Brunnenanlage mit einer kleinen Bronzefigur. Wie freundliche Villen reihen sich rechts und links die Pavillons auf.

Am glänzendsten bewährte sich Hoffmanns Takt des Auges und des Herzens in dem Altleuteheim in Buch, dem kleinen Orte im Norden Berlins, der, durch einen glücklichen Treffer von der Kommunalbehörde angekauft, zu einem merkwürdigen Sonderbezirk städtischer Anstalten und demgemäß auch Hoffmannscher Bauten sich entwickelt hat. Es ist keine friedvollere Stätte denkbar als diese freie Gruppe von größeren und kleineren Baulichkeiten in einem modernisierten Zopfgeschmack, dessen bürgerliches Behagen hier vorzüglich am Platze war. Freundliche Bilder ringsum. Verputzte Fronten mit grünen Jalusieläden, darüber das behäbige Mansardendach in dunkelroten Ziegeln.

Renaissance-Bauteil des Märkischen Museums am Köllnischen Markt in Berlin

Von Stadtbaurat Ludwig Hoffmann

zwischen den Fassaden Durchblicke und Fernsichten zu einem Zierbogen, einer blumenumrankten Pergola, einem Brunnenrondell, einem Laubengang. Dabei alles sehr einfach und nirgends ein falscher Luxus. Was schon wiederholt betont wurde, läßt sich auch hier studieren: die kluge Ausnutzung des Geländes. Eine Hügelwelle des Bodens wird zum Anlaß genommen, einen ansteigenden Rasen anzulegen, über den dann das Auge der Invaliden des Lebens schweifen kann, die hier einquartiert sind. Die Ost- und Südseite der Häuser wird besonders gern für Zimmer und Ruheplätze gewählt, damit die Alten ihre wärmende Sonne haben.

Das Wesentliche aber in Hoffmanns Berliner Tätigkeit ist, wie seine Sorgfalt nicht allein den großen Aufgaben zugewandt wurde, wie sie zugleich auch jeder Kleinigkeit und Nebensächlichkeit zugute kam. Er baute kleine Wärterhäuser in den städtischen Parks, deren Pflege und Verschönerung ihm auch sonst viel zu danken hat, er baute Depots für die Straßenreinigung, die originelle Kunstwerke wurden. Bei dem einen sieht man etwa einen gotischen Backsteingiebel aufragen und als Schmuck lange Friese von glasierten Formsteinen angefügt, die nach alter Weise das gleiche Motiv — einen halb stehenden Bären, der einen Besen in der linken Tatze hält — wiederholen.

In dieser unermüdlichen Architektenliebe zu jeder Aufgabe, die mit Hoffmanns Sorgsamkeit in der Durchführung des Details bis ins letzte Eckchen zusammenhängt, offenbart sich abermals das, was ich vorhin als die Ethik seiner Kunst zu bezeichnen versuchte. Nach dem Schematismus und der konventionellen Nüchternheit der früheren städtischen Bauten berührte diese Gewissenhaftigkeit als etwas Neues und Bedeutsames. Sie gibt jedem seiner Werke Leben und Individualität und zeigt Architekten und Handwerkern, wie künstlerische Strenge jedes Teilchen der Arbeit adeln kann.

Die ungeduldigen Berliner, die sich für ihr modernes Leben ein Eiltempo der Hast und Unrast zurechtgelegt haben, mußten zum Verständnis dieser Strenge und Ge-

Blick in den großen Hof des Märkischen Museums

Hauptfassade des Verwaltungsgebäudes der Berliner Städtischen Gaswerke

wissenhaftigkeit erst erzogen werden. Wie haben sie nicht mit skeptischem und ironischem Lächeln die Langsamkeit glossiert, mit der manche Bauten Hoffmanns emporwuchsen! Statt froh zu sein, daß in einer Zeit der Überstürzung und des Schnellfertigwerdens um jeden Preis hier ein Architekt am Werke war, der seine Pläne ausreifen läßt und sich, wenn der aufsteigende Bau in Wirklichkeit eine Änderung der genehmigten Entwürfe verlangte, nicht scheute, umzustoßen und neu zu gestalten. Lange Zeit standen die Bürger und wohl auch Hoffmanns nähere Amtskollegen vor dem Turm des Stadthauses, der scheinbar seine rechte Form nicht finden konnte. Immer neue Kulissen wurden aufgestellt, um die Wirkung des Daches, der abschließenden Kuppel, der schmückenden plastischen Figuren zu erproben; wurden wieder entfernt und durch andere ersetzt. Bis die Lösung gefunden war, die als die beste erschien. Und nun erst ging es an die Ausführung. So mögen die Baumeister glorreicher vergangener Jahrhunderte vorgegangen sein. Es ist ein Glück für Berlin, daß sein Stadtbaurat diese wahrhaft gute Tradition beherzigt.

Das Berliner Stadthaus Erbaut von Ludwig Hoffmann
(Von hohem Standpunkt aus aufgenommen von Architekt Brandtmann)

Daß ein Architekt, der in den gewaltigen Anlagen, die er schuf, sein unvergleichliches Talent für die Aufgaben des Städtebaues an den Tag legte, diese Gabe in umfassendem Sinne in Berlin nicht nutzen konnte, ist eine Tatsache, die man nicht verstehen würde, wenn man nicht wüßte, daß eine veraltete Organisation alle Probleme dieses Ressorts dem Tiefbauamt unterstellt und dem Hochbauamt bureaukratisch entzieht. In seinen Bebauungsplänen für — Athen hat Hoffmann zeigen müssen, wie wunderbar er es versteht, solche Fragen zu lösen, und zugleich nicht minder: wie wunderbar er es verstehen würde, sie in Berlin zu bewältigen. Die Stadt hat seine außerordentlichen künstlerischen Kräfte bisher noch lange nicht vollständig auszunutzen verstanden. Sie ist stolz auf den Architekten Hoffmann. Auf den Städtebauer Hoffmann würde sie ebenso stolz sein können, wenn sie ihn haben wollte. Gerade der jetzige Zeitpunkt, da der Großberliner Zweckverband, aller kleinlichen Interessenwirtschaft zum Trotz, sich einen städtebaulichen Helfer gesichert hat, wäre er wie geschaffen dazu, in der großen Haupt- und Kerngemeinde dieses Städtekörpers einen Wandel herbeizuführen. Ob es geschieht? Es wäre das schönste Geschenk, das — nicht dem sechzigjährigen Künstler, sondern uns, nicht nur den Berlinern, sondern allen Deutschen zuteil werden könnte. Denn die Gestaltung seiner Hauptstadt ist eine Ehrenangelegenheit jedes Volkes.

Die Stadtsäule im Hauptvestibül des Stadthauses
Der Bär von Georg Wrba

Aus dem Berliner Stadthause: Marmorbrunnen im Vestibül an der Klosterstraße. Das Brunnenfigürchen von Ignatius Taschner

Das Märkische Museum im Köllnischen Park von Berlin

Von Stadtbaurat Ludwig Hoffmann

1812. Von Gustaf Dickhuth

Die in Tilsit geschlossene Freundschaft zwischen Frankreich und Rußland hat nicht lange gedauert. Sie entsprach nur den augenblicklichen Interessen, nicht den Lebensbedingungen beider Staaten. Napoleon war weit entfernt davon, das Streben Rußlands nach dem Mittelmeer zu unterstützen; noch weniger dachte er daran, den Lieblingstraum Alexanders verwirklichen zu helfen, der sich die alte Krone der Jagellonen aufs Haupt zu setzen wünschte. Vorläufig stand das Großherzogtum Warschau unter französischer Herrschaft; aber der Zar hatte immer das Mißtrauen, daß eines Tages ein selbständiges Königreich Polen daraus werden könne.

Indessen hätten diese Verstimmungen vielleicht nicht zum Kriege geführt. Die Handelspolitik Napoleons machte den Konflikt unvermeidlich. Das ganze europäische Festland litt unter der Kontinentalsperre, aber kaum ein Staat so schwer wie Rußland. Noch lebte das Zarenreich fast ausschließlich vom Ackerbau und vom Holzhandel. England und Holland waren die besten Abnehmer gewesen für Holz und Getreide. Diese Ausfuhr hörte ganz auf, und die Erzeugnisse der Industrie, für die Frankreich einen Vorzugstarif hatte, mußten teuer und bar bezahlt werden. In wenigen Jahren stieg das Defizit bis zur Höhe der Staatseinkünfte; der Bankerott stand vor der Tür.

Da verlangte Napoleon, daß der Zar alle in russischen Häfen liegenden neutralen Schiffe mit Beschlag belegen solle, weil sie doch nur englische Waren führten. Dieses Ansinnen mußte Alexander abweisen, wenn er nicht den Staat zugrunde richten wollte. Auf der andern Seite wurde natürlich das ganze handelspolitische System Napoleons unwirksam, wenn sich Rußland ihm entzog. Damit wurde der Krieg unvermeidlich.

Napoleon unterschätzte die Schwierigkeiten eines solchen Krieges nicht. Mit Umsicht und Sachkenntnis hatte er alle Vorbereitungen getroffen. Mitte Juni 1812 standen 450000 Mann mit 1146 Geschützen bereit, die russische Grenze zu überschreiten. Diesen Kräften hatte Alexander anfangs nur 180000 Mann entgegenzusetzen. Sehr zur Unzeit hatte er einen Türkenkrieg begonnen, der die russische Südarmee so lange fesselte, daß sie nach dem Friedensschluß zu spät erst eingreifen konnte.

Napoleon rechnete sicher darauf, daß die Russen bald hinter der Grenze sich zur Entscheidungsschlacht stellen würden. Sein Sieg war ihm nicht zweifelhaft, und er hoffte, daß nach diesem einen Schlage Alexanders Mut ebenso plötzlich zusammenbrechen würde wie nach Austerlitz und nach Friedland. Aber diesmal mußte der Zar ausharren; er wurde dazu gezwungen durch den mächtig ausbrechenden religiösen und nationalen Fanatismus seines Volkes.

Zunächst freilich wurde die russische Heerführung, im Gefühl ihrer Schwäche, zu beständigem Rückzug veranlaßt; aber gerade dieser Rückzug sollte den nachfolgenden Feind verderben. Als es nicht zur Schlacht kam, als die Armee immer weiter ins Innere mußte, da stellte sich bald heraus, daß die damaligen Transportmittel nicht genügten, um die an der Weichsel von Warschau bis Danzig aufgestapelten Vorräte den Truppen nachzuführen. So große Heere lassen sich — das sollte dieser Feldzug lehren — ohne die heutigen technischen Mittel weder leiten noch verpflegen. Von Anfang an mußten die Truppen alle ihre Bedürfnisse dem Lande entnehmen. Die Beamten versagten dabei völlig, die Soldaten nahmen schonungslos weit über den augenblicklichen Bedarf, die Requisitionen arteten aus in Raubzüge, und die bald einreißende Zuchtlosigkeit enthielt den Keim für den Untergang der stolzen Armee.

Morvan berichtet: „Schon am 22. Juni hatte die Auflösung einen so hohen Grad erreicht, daß Napoleon die Einsetzung besonderer Kommissionen bei jedem Armeekorps anordnen mußte, denen jeder Soldat, dem unerlaubte Entfernung zur Last gelegt war, jeder Marodeur und Plünderer vorzuführen war. Diese Leute sollten unnachsichtlich zum Tode verurteilt und die Strafe sollte binnen 24 Stunden vollstreckt werden. Bei genauer Befolgung dieses Erlasses hätte jedoch ein Viertel der Armee erschossen werden müssen." So wurden mobile Kolonnen gebildet, die hinter den Korps marschierten, um die Nachzügler aufzugreifen und sie durch Stockprügel zu ihrer Pflicht zurückzubringen.

Das sind trübe Bilder. Aber es wäre falsch, wenn man über den Mängeln der großen Armee ihre Vorzüge vergessen wollte.

Was sie wert war, das hat sie gezeigt bei Borodino. Gedrängt vom Volkswillen, stellte sich Kutusow dort zur Schlacht, um den Zugang zu der heiligen Stadt Moskau zu verteidigen. Er wurde geschlagen und wäre völlig vernichtet worden, wenn Napoleon die Garden eingesetzt hätte. Der Kaiser hielt seine Reserven zurück; er wollte sie aufbewahren für den äußersten Fall, angesichts der reißend schnell wachsenden Verluste. Hunger, Hitze und Kälte, Krankheiten, Fahnenflucht und Gefechtsverluste hatten schon drei Viertel dahingerafft. Kaum noch 100000 Mann hatte Napoleon nach Borodino übrig.

Die schienen ihm aber auszureichen, um den Frieden zu erzwingen. Denn Moskau

lag wehrlos vor ihm. In Moskau würde er den Zaren nötigen, sich seinem Willen zu unterwerfen. Dieser aber schwieg. Alle Anzeichen deuteten darauf, daß er entschlossen war, den Widerstand fortzusetzen. Die reiche Stadt ging zum großen Teil in Flammen auf, und bei der damit verbundenen Plünderung verlor das französische Heer den letzten sittlichen Halt.

Damit hatte Napoleon das Spiel verloren. Militärisch gab es jetzt nur noch eins: sofortigen Rückzug. Der Feldherr sah das ohne Zweifel — der Staatsmann konnte sich nicht dazu entschließen, die politische Niederlage einzugestehen. Kostbare, unersetzliche Herbstwochen wartete er in Moskau; immer in der Hoffnung, daß Alexander noch Friedensvorschläge machen würde. Er wartete umsonst, und Ende Oktober trat er dann doch den Rückzug an — zu spät.

Drei Straßen standen ihm zur Verfügung: eine südliche — auf der stand Kutusow; eine nördliche — die war frei; eine mittlere — auf der war das große Heer gekommen. Die mittlere Straße war von vornherein ausgeschlossen. Der Heereszug vom Sommer hatte das ganze Land rechts und links dieses Weges zur Wüste gemacht. Die nördliche Straße einzuschlagen, sträubte sich der Hochmut Napoleons; das hätte ausgesehen, als ob er sich scheute, dem Feinde zu begegnen. So wurde die südliche gewählt.

Kutusow stellte sich rechtzeitig entgegen. Es kam zum Gefecht, in dem zwar die Franzosen die Oberhand behielten, aber den Feind doch nicht zersprengten. Kutusow blieb auf der Marschstraße stehen, und Napoleon trug Bedenken, von neuem anzugreifen; die Munition reichte nur noch für eine Schlacht. Die französische Armee ging zurück auf die mittlere Straße, auf der sie im Sommer gekommen war.

Damit war ihr Untergang besiegelt.

Anfangs war das Wetter noch milde und trocken. Die Truppen führten einige Vorräte aus Moskau mit sich, und so marschierte man in leidlicher Ordnung. In den ersten Tagen des November aber begann der Schnee zu fallen, die Vorräte waren aufgezehrt, die Russen erreichten das Ende der Marschkolonne, und in Hast und Angst drängten die letzten nach vorwärts. Die Kälte stieg schnell, von Tag zu Tag; jedes nächtliche Biwak forderte neue Opfer. Erfroren lagen die Soldaten am Morgen um die Reste der dürftigen Feuer. Noch stärker war der Abgang bei den kaum ernährten, überanstrengten Pferden. Reihenweise lagen sie bei Tagesanbruch auf den Biwakplätzen, wie man sie abends angebunden hatte.

So ging der Rückzug bis Smolensk. Hier sollten Winterquartiere bezogen werden, um das Eintreffen frischer Truppen abzuwarten. Ausreichende Vorräte waren in der Stadt vorhanden. Aber eine regelmäßige Ausgabe war nicht möglich. Ungeordnet, in wilden Haufen stürzten sich die verhungerten Soldaten auf die Vorräte, so daß die erschreckten Beamten die Ausgabe unterbrachen und die Türen versperrten. In der kommenden Nacht wurden die Magazine von den vor Hunger rasenden Menschen gewaltsam erbrochen und geplündert.

Bald hinter Smolensk war eine mit Glatteis bedeckte Anhöhe zu überwinden. Dieser Anstrengung waren die elenden, schlecht beschlagenen Pferde nicht mehr gewachsen. Fast alle Geschütze blieben hier stehen; auch der größte Teil der Bagage ging verloren. Immer mehr schwand der Eindruck einer Truppe. Tausende hatten bereits ihre Waffen weggeworfen. Tausende blieben während des Marsches am Wege liegen. Wer fiel, wurde sofort ausgeplündert und seiner Kleider beraubt, die doch einigen Schutz vor der Kälte gaben. Die Straßengräben waren gefüllt mit nackten Menschenleibern. Wenn die Flüchtlinge dem unglücklichen Kameraden vielleicht noch das Hemd gelassen hatten, so nahmen es die Kosaken, die den Zug wie Aasgeier umschwärmten. Sie hielten sich übrigens immer in respektvoller Entfernung und griffen nur an, wo schon von weitem zu erkennen war, daß es leichte Beute geben würde.

Bei Krasnyi aber stieß man auf Feinde aller Waffen. Kutusow hatte den Rückzug in der Flanke begleitet und hatte nun seine Avantgarde gegen die Marschstraße einbiegen lassen. Wenn er angriff, war die fliehende Armee verloren. Er tat es nicht. Begnügte sich mit ein paar lahmen Vorstößen und einer ziemlich unwirksamen Kanonade. Auch die traurigen Reste der großen Armee schüchterten den Feind noch ein, weil der große Mann selbst sich bei ihnen befand.

Noch einmal waren die Trümmer gerettet, und Mitte November wurde bei Orscha der Dnjepr erreicht. Hier fand man zum erstenmal wieder bewohnte Ortschaften mit wenigstens einigen Vorräten. Auch war Tauwetter eingetreten, und so wurde der Versuch gemacht, in einem kurzen Halt die Ordnung soviel als möglich wieder herzustellen. An den beiden Dnjeprbrücken waren Gendarmeriekommandos aufgestellt mit dem strengen Befehl, alle einzelnen Soldaten zurückzuweisen und nur geschlossene Truppenteile herüberzulassen.

Aber mehr und mehr stieg die Zahl dieser einzelnen Soldaten. Zu vielen Tausenden umlagerten sie die Eingänge zu den Brücken, und als sie nun heulend und schreiend heranstürmten, im hohlen Auge den Wahnsinn, als sie ihre vom Frost verstümmelten brandigen Glieder den Brückenwächtern entgegenhielten, da wurden selbst diese eisenharten Männer, die schon soviel Grausiges gesehen hatten, vom Mitleid überwältigt. Von Entsetzen geschüttelt, gaben sie die Brücken frei, und hinüber wälzte sich der Strom der Unglücklichen. Sie fanden in Orscha Magazine, teilweise Unterkunft und frische Truppen, und da auch die Kälte nachgelassen hatte, glaubten

viele sich gerettet. Noch waren etwa 10 bis 12000 Bewaffnete vorhanden, größtenteils Garden. Dazu etwa 50000 Unbewaffnete.

Wie ein Leichenzug schleppte sich dieser Haufen sterbender Menschen weiter nach Borisow. Unterwegs schon waren Gerüchte aufgetaucht, daß die russische Südarmee jetzt endlich aus der Türkei herbeigeeilt sei, und daß der Übergang über die Beresina nicht mehr frei sei.

Der Marschall Victor war nach Borisow vorausgeeilt, er hatte in der Tat die Russen dort vorgefunden, hatte sie angegriffen, und in diesem Gefecht war die lange hölzerne Brücke über den morastigen Fluß zerstört worden. Das Tauwetter, von allen als eine Erlösung begrüßt, wurde jetzt verhängnisvoll. Die fliehende Armee stand vor einem breiten Fluß, über den keine Brücke mehr führte. Auf dem jenseitigen Ufer stand Tschitschagow bereit, sie zu empfangen. Von rückwärts drängte Kutusow. In der rechten Flanke drohte Wittgenstein. Der Untergang schien unvermeidlich.

Und doch lebte in der Brust dieser todgeweihten Menschen noch die Hoffnung; und diese Hoffnung klammerte sich an einen einzigen Mann. Alle Mißerfolge, alle deutlich erkennbaren Mißgriffe und Fehler hatten nicht vermocht, das fatalistische Vertrauen auf sein Genie zu erschüttern. Er ist da, er wird uns retten!

Und er hat sie gerettet aus einer nach menschlichem Ermessen völlig verzweifelten Lage. Zunächst durch seine persönliche Haltung. Was auch in ihm vorgehen mochte — nach außen war nichts erkennbar. Sein marmorblasses Gesicht zeigte den ruhigen, teilnahmlosen Ernst, den es stets zur Schau trug; er sah immer aus, als wenn er an ganz was anderes dächte.

Strenge Anordnungen wurden getroffen, um vor dem Übergang das Durcheinander einigermaßen zu entwirren. Auch die unberittenen Kavalleristen, soweit sie noch Karabiner besaßen, sollten in Bataillone formiert werden. Alle Wagen sollten verbrannt, alle Pferde — auch die des Kaisers nicht ausgenommen — an die Artillerie abgegeben werden. Diese Befehle ließen sich nicht durchführen, aber sie stärkten den Glauben, daß der außerordentliche Mann auch das unmöglich Scheinende möglich machen würde.

Napoleon suchte die Russen zu täuschen. Einen kleinen Teil ließ er bei Borisow stehen, einen kleinen Teil schickte er flußabwärts; mit der Masse zog er unter dem Schutz der Dunkelheit flußaufwärts nach Studienka und ließ dort zwei Behelfsbrücken schlagen. Vor diesen Brückenstellen stauten sich in der Nacht Menschen und Wagen zu einer undurchdringlichen Masse. Jeder wollte versuchen, als einer der ersten das jenseitige Ufer zu erreichen. Aber drüben sah man unzählige Biwakfeuer der Russen brennen. War es denkbar, unter diesen Umständen den Übergang zu wagen? Nur ein Wunder konnte noch Rettung bringen. Der Morgen dämmerte herauf. Er beleuchtete ein Chaos vor den Brückenstellen, das jeder Beschreibung spottet. Zu einer Mauer festgekeilt standen Menschen, Pferde und Wagen. Selbst wenn der Feind nicht auf dem andern Ufer stände, wäre ein Hinüberführen dieser formlosen Masse kaum denkbar.

Napoleon erscheint auf der Höhe, im grünen, goldverschnürten Samtrock, den Kopf bedeckt mit einer Pelzmütze, einen Stock in der Hand. Das volle Tageslicht zeigt am andern Ufer nur schwach rauchende Reste verglimmender Feuer; keine Truppen. Haben die Russen sich wirklich täuschen lassen? Es kann kein Zweifel sein — die jenseitigen Höhen sind vom Feinde frei! Aber die Brücken sind noch lange nicht fertig.

Da begibt sich der Kaiser hinunter zum Fluß, er spricht mit den Pionieren, er legt selbst mit Hand an — und nun arbeiten diese Menschen, als ob eine Zauberkraft in ihren erschöpften Körpern tätig wäre. Sie springen in den Fluß und stehen stundenlang bis zum Hals in dem eisigen Wasser, dessen treibende Schollen ihnen die Rippen zerbrechen und den Brustkasten eindrücken. Und wenn unter den übermenschlichen Leistungen ihre Kräfte schwinden, dann genügt ein kurzer Zuruf von den bleichen Lippen des Imperators, und sie arbeiten weiter, mit brechenden Gliedern, arbeiten für den dämonischen Menschen, dessen Wille sie widerstandslos mit fortreißt, wohin er will.

Ein Uhr. Die Brücken sind fertig.

Abteilungen der alten Garde rücken vor. Sie brechen eine furchtbare, blutige Bahn durch die festgekeilte Menge. Was nicht ausweichen kann, wird niedergetreten, die Wagen werden umgestürzt und verbrannt. So wird Platz — für den Kaiser.

Ihm nach drängte die vor Angst rasend gewordene Masse, in die nun schon die Kugeln der Russen einschlugen. Kutusow hatte nachdrängend die Brückenstellen erreicht. Wild und blind stürzte alles auf die Brücken, Pferde und Wagen rücksichtslos hinein in die Menschenmassen. Weit von den Seiten her ausholend, versuchten viele die Zugänge zu erreichen, wurden aber abgedrängt und fielen in den Fluß. Das Gedränge auf den Brücken war fürchterlich. An einzelnen Stellen gaben die Geländer nach, der Belag lockerte sich, die Menschen stolperten, stürzten zu Boden, wurden zertreten oder in das morastige Wasser gedrückt. Mitten in diesem Kampf um Tod und Leben brach eine der beiden Brücken zusammen und riß alles, was sich auf ihr befand, nieder in die schwarze, eisige Tiefe. Nun stürzte die ganze Masse der andern Brücke zu, und mit einbrechender Nacht, in undurchdringlicher Finsternis kämpften diese jammervollen Menschen einen tierischen, wütenden Kampf der Selbsterhaltung untereinander. Zu Tausenden wurden sie erdrückt, zertreten, ertränkt, gerädert, erschossen. Am andern Morgen wurde die

Brücke in Brand gesteckt. Noch waren Tausende am andern Ufer. Ihr Jammergeheul verhallten in der Schneewüste.

Die elenden Reste der großen Armee zogen weiter. Napoleon hatte alle die furchtbaren Szenen beim Flußübergang schweigend, mit eherner Ruhe angesehen. Als er selbst die Brücke überschritten hatte, wandte er sich mit halbem Lächeln an seine Umgebung: „Voilà comme on passe à la barbe de l'ennemi."

Nur wenige Tage noch blieb er bei der Truppe. Von Molodetschna aus erließ er das berüchtigte 29. Bulletin, das angesichts eines Elends, wie es selten die Welt gesehen hat, mit den Worten schließt: „Der Kaiser befindet sich wohler als jemals." Kurz darauf, in Smorgonyi, setzte er sich in einen Schlitten und überließ die Trümmer des Heeres ihrem Schicksal. Das Maß ihrer Leiden war noch nicht voll. Anfang Dezember schlug das Wetter wieder um, und nun trat eine kaum noch zu ertragende Kälte ein.

Der einem westfälischen Regiment angehörende Leutnant v. Borcke schreibt: „Es schien, als ob die Welt erstarrt und unbeweglich sei. Kein Lüftchen bewegte sich, die Schneeflocken fielen kristallhell senkrecht zur Erde, die Vögel taumelten erfroren aus der Luft nieder. Alles war stumm. Man vernahm keinen menschlichen Laut mehr, nur das Knirschen der Tritte im Schnee und das Pfeifen der Wagenräder verkündete noch Leben. Das Seufzen der Sterbenden ward nicht mehr gehört, ihr Fallen mit keinem Blick beachtet. Es gab keine Freundschaft, keine Bruderschaft mehr; alle Bande der Natur waren gelöst. Das Übermaß der Leiden hatte viele so abgestumpft, daß sie nur noch tierischen Trieben folgten. Der verzehrende Hunger, die quälende Kälte trieb sie zu Handlungen, deren Erinnerung mich jetzt noch schaudern macht."

Und doch gab es einen, der nicht an sich — der an andere dachte; der freiwillig die Nachhut Tag für Tag führte und den nachdrängenden Feind abwehrte, der noch am Niemen tapfer focht, um die Flucht seiner Kameraden zu decken und zu sichern: den Marschall Ney. Er war kein Heerführer und kein großer Mensch, aber er war ein Soldat, wie selten einer gelebt hat; vielleicht wird der Krieg nie wieder einen solchen hervorbringen.

Am Niemen betraten die armseligen Trümmer der großen Armee preußischen Boden.

Das Gerücht war ihnen vorausgeeilt. Ungläubig hatte man ihm anfangs gelauscht. Aber immer bestimmter lauteten die Nachrichten, und endlich konnte kein Zweifel mehr sein: das 29. Bulletin hatte gelogen — es gab keine Armee mehr. Da erhoben die Menschen ihr tiefgebeugtes Haupt. Das geknebelte, mißhandelte, ausgebeutete Preußenvolk wagte wieder zu hoffen. Es wartete nur auf den Ruf seines Königs, um sich waffengewaltig zu erheben gegen die verhaßten Unterdrücker. Aber der König schwieg. Noch mußte er schweigen. Die Rüstungen waren noch nicht vollendet, die Haltung Rußlands und Österreichs war noch zweifelhaft, und weit überlegene französische Garnisonen standen in den Festungen und größeren Städten.

Da wandte das namenlos erbitterte Volk in seiner dumpfen Wut sich gegen die aus Rußland heimkehrenden Reste der großen Armee. Überall rotteten sich die Bauern zusammen. Sie nahmen alte Flinten, Säbel, Spieße, Gabeln und Dreschflegel zur Hand, um die grimmig verhaßten Feinde einzeln zu erschlagen. Als aber diese Jammergestalten einherwankten, Menschen kaum ähnlich, eingehüllt in Pferdedecken, in Lumpen und Lappen, in Weiberröcke, in Schafpelze, aus denen ihre ausgemergelten, blutenden, vom Frost zerfressenen Glieder schauerlich hervorstarrten — da ergriff das Volk ein heiliges Entsetzen. Vor diesem unsagbaren, herzzerreißenden Elend senkten sich die schon gehobenen Waffen. Wie sollte man die anzurühren wagen, die Gott selbst geschlagen hatte! Still wurde es wieder in Preußen. In dumpfer Spannung harrte das Volk.

Da, in der Neujahrsnacht zu 1813, erscholl der Weckruf. Der General York hatte mit einem preußischen Korps unter dem Oberbefehl des Marschalls Macdonald in Kurland die Flanke des französischen Heerzuges gedeckt. Als Napoleons Feldzug gescheitert war, bekam dieses preußische Korps plötzlich eine ungemeine Bedeutung. Nur durch Preußen gedeckt, konnte Napoleon seine Vorbereitungen treffen, um ein neues Heer aufzustellen. Auf der anderen Seite war auch die russische Armee durch diesen furchtbaren Winterfeldzug so gut wie vernichtet. Kaum mehr als 40000 Russen werden die preußische Grenze erreicht haben. Im Besitz des schlagfertigen Yorckschen Korps brauchte König Friedrich Wilhelm nun nicht mehr wie ein Bittender zum Zaren zu kommen. Dieses Korps konnte den Russen Halt gebieten — oder Napoleons Niederlage vollenden, je nach dem Entschluß des Königs.

Yorck begleitete den Marsch des Macdonaldschen Korps von Kurland nach Ostpreußen. Dieser Marsch wurde von den Russen angegriffen, und Yorck wurde durch russische Truppen von Macdonald getrennt. Sollte er die Russen angreifen, um sich von neuem mit den Franzosen zu vereinigen? In der Antwort auf diese Frage lag die Zukunft Preußens.

Yorck schloß mit den Russen einen Vertrag, nach welchem er seine Truppen in den nördlichsten Winkel der Monarchie führte. Dort sollten sie neutral bleiben, bis die Entscheidung des Königs getroffen wäre. Diese Tat hat zunächst keine unmittelbaren Folgen gehabt. Der gewissenhafte König konnte, durfte noch nicht sprechen.

Aber der Vertrag von Tauroggen sprach zu dem ängstlich harrenden Volk. Laut und hell klangen in aller Herzen die Worte, die Yorck seinem König zurief: „Jetzt oder nie!"

Rille der Sünder

Von Viktor von Kohlenegg

Huiho! Vom Walde herunter blies der Frühlingswind, fegte durch die nassen Straßen, daß die Pfützen aufstoben, schlug mit wildem Krachen Haustüren zu und ließ Fenster klirren und brechen. Schirmdächer stülpten sich nach oben, Frauenröcke bauschten sich und flatterten hoch, und die Zigarren der tapferen Männer stoben Funken.

Rille Olfers kam von seinem Freund Truppel aus der Pfistergasse. Rille schob sich nur mühsam um die Ecke; er zog den Leib ein, hielt mit beiden rotgefrorenen Händen die schwarze Tuchmütze fest und legte sich stark gegen den Wind; mitunter schwebten seine Füße, die in Stulpenstiefeln steckten, eine Sekunde lang förmlich in der Luft; er wurde zurückgetrieben, und dann kämpfte er heiß keuchend und mühsam weiter. Sein Gesicht brannte, seine Augen tränten vom Sturm, von der Anstrengung und von seiner verbissenen Wut. Denn sein Kopf war obendrein mit Plänen und Erwägungen gefüllt, in denen ihn dieses rohe, täppische Wetter in wahrhaft tückischer Weise störte.

Vom Rathausturm schlug es hell und genau so hastig, wie der bissige Polizeidiener Heinzelmann sprach, sieben; und dann nach einer Weile brummte's auch vom Kirchturm, mit der tiefen behaglichen Stimme des Superintendenten; sieben Schläge, die der Wind der bedächtigen Glocke aus dem Munde riß und über die Stadt hinjagte wie dunkle, hilflos flatternde Dohlen.

Rille sollte punkt sieben Uhr daheim sein, und die Großmama verstand in diesen Dingen wenig Spaß. Truppel hatte zwar vorhin höchst gleichmütig gesagt: „Laß sie doch zanken! Sie wird schon von selber wieder aufhören!" Aber Rille war anders angelegt und bewunderte nur Truppels großartigen Kehrmichnichtdran. Das war einer! Dem imponierte so leicht nichts, und Furcht hatte er eigentlich vor keinem. Am wenigsten vor seinem eigenen Vater, was für Rille immer das Wunderbarste war. Dabei hatten ihn alle, die ihn näher kannten, gern, denn Truppel war, wie Rille meinte, witzig und immer fidel. Er lernte stets nur das Allernötigste, aber er wußte immer Bescheid, redete sich durch oder heraus, ließ sich vorsagen, schrieb ab, und wenn die andern zitternd und zagend zwischen den tintenschwarzen Bänken saßen und nicht wußten, zu welch trübseligem Ende sie diese Stunde hinführen würde, dann schimmerte sein rundes, dickes Jungensgesicht vergnügt dazwischen, als ginge ihn die Sache gar nichts an oder als lägen in seinem festen Schädel alle Bücher der Weisheit aufgeschlagen da. Dieser kummerlose Anblick mußte wohl auch das schwärzeste Lehrerherz friedlich stimmen. Truppel warf Fensterscheiben ein, ohne sonderliche Sorge um die Folgen dieser Missetaten; böse Worte der Betroffenen, die Rille entsetzt und gedemütigt hätten, stimmten Truppel fröhlich und behaglich . . . ‚Das war einer! Vor dem mußte man Respekt haben!' dachte Rille.

Sie waren seit einiger Zeit dicke Freunde, Rille und Truppel. Der war als Freund gesucht, obwohl er nicht zu den Honorabeln zählte. Sein Vater war Bäcker in der Pfistergasse. Aber das breite, alte Haus mit dem runden Torbogen, zu dem man von der Straße aus schräg hinunterstieg wie in einen Erdgang hinein, barg gewaltig anziehende Geheimnisse für die Jungens der Stadt. Erstmal die Bäckerei; man lugte mit runden Augen in die heiße Backstube hinein, wo das riesige Ofenmaul die weißen, zitternden Teiglaibe verschlang und als braune, kräftig duftende Brote wieder herausschob, die flugs mit elegantem Besenschwung mit Wasser bestrichen und gekühlt wurden; dazwischen die Gesellen, weißgepudert wie die Müller bis zum Haarschopf hinauf, in Leinenhosen und offenen Hemden, pfeifend, singend und mit den Mägden, die ihre Kuchenbretter brachten, schäkernd; dazu gab es Abfälle. Truppel junior verstand es, mit einem

blitzartigen Griff warme Semmeln, heiße Brezeln, buttrigen Zwiebelkuchen und vor allem, aus den Backmulden, in denen der frische, süße Kuchenteig aufging, faustgroße Kosthappen herauszureißen und damit wie der Wind in den Hof zu verschwinden. Truppel senior, dick wie ein Stückfaß, mit bloßen, weißen, fetten Armen, schimpfte hinterdrein, versetzte dem Sprößling wohl auch, wenn er Glück hatte, eins auf die Jacke, aber das nahm der Junior niemals übel; und der Alte humpelte und schnaufte zwischen den Gesellen geschäftig weiter, immer im Trott und niemals recht bei der Sache, nicht im Zorn und nicht in der Lustigkeit, nur beim Essen und Trinken. „Der tut bloß so," sagte Truppel zu Rille, wenn der zaghaft und verlegen die hohe Flucht mitgemacht hatte; „der is froh, wenn wir ihm nichts tun!" Und sie verzehrten die Brezeln und zogen den süßen, zähen Teig durch die Zähne. Das war das eine. Das andere war der Hof. Ställe standen ringsum mit Pferden, Schweinen, Ziegen und Kühen. Überall gab es Böden und Schlupfwinkel, und Truppel junior war in allen Winkeln daheim, als wäre er Herr im Hause. Er besaß einen Käfig mit Dohlen, einen sprechenden Starmatz, einen pfeifenden Dompfaff, hatte im Pferdestall den besten Winkel als Kaninchenhecke hergerichtet. Und neuerdings beherbergte er auf dem Heuboden sogar ein Frettchen im Käfig, mit dem er und die Gesellen hinten im Garten wilde Kaninchen jagen wollten.

Rille seinerseits zählte zu den Honoratioren. Seine Eltern waren vorm Jahr fortgezogen und hatten ihn der Schule wegen noch bei der Großmama gelassen. Er war ein etwas stiller, aber leicht zu entflammender Junge. Mit Truppel hatte er sich bisher nur oberflächlich gestanden. Sie waren zu verschieden nach Art und Herkommen, obwohl sie beide das auch gelegentlich anzog. Sie gingen geringschätzig aneinander vorüber, rieben sich plötzlich mit einem Wort, mit einem Blick, mit einem Stoß, sonst nichts, als hielte beide ein stummer Respekt und ein dunkles Zuneigungsgelüst voneinander zurück. Rille war auch erst im letzten Jahr mehr aus sich heraus und unter die Menschen getreten, und als er da einmal vor einiger Zeit eine verächtliche Bemerkung über Truppel gemacht hatte, vielleicht deshalb, weil der sich ganz und gar nicht um das „feine Jüngelchen" kümmerte und ihn bei einer gelegentlichen Kuchenverteilung auf dem Schulhof völlig überging — „Bäckerjunge!" hatte Rille vor sich hin in die Luft gesagt, so daß Truppel es gehört hatte —, da hatten sie sich gehauen, und Rille als der Besiegte hatte dem andern erbittert Haß und Fehde geschworen. Aber gerade das war schließlich zur Brücke geworden. Denn Rille umwarb im stillen den unbekümmerten, breitbeinig durchs Leben stiefelnden Jungen, den kein Vater und keine Mutter zügelte, und der alles besaß, was er haben wollte und eigentlich niemand um Erlaubnis fragte; und dem gutmütigen Truppel seinerseits taten seine derben Püffe in der Erinnerung an das blasse, wildbezwungene Knabengesicht hinterher leid, denn Truppel war bei aller Ruppigkeit kein Rüpel und übler Wildling.

Da war denn vor ein paar Wochen durch einen Zufall Friede geschlossen worden. „Da, Rille, willste?" hatte Truppel gesagt und ihm ein großes, heißes Stück Zwiebelkuchen vor die Nase gehalten, als Rille, die Fäuste in der Tasche und ohne Wimperbewegung, in der Pfistergasse an dem Torweg vorübergegangen war. „Schaf. Warum biste'n so'n Affe? Ich will dir mein Frettchen zeigen."

Rille hatte das Herz geklopft. Sein Stolz hatte sich jach empört und darin von neuem die Scham über die bezogenen Prügel. Aber Truppels unerwartete und gleichmütig strahlende und grienende Freundlichkeit taten ihm zugleich wohl und schmeichelten ihm in der Tiefe, denn wer sieht nicht gern einen starken und gefürchteten Feind plötzlich als Werbenden vor sich? Dazu das Frettchen, das ganze geheimnisvolle Bäckerhaus... Rilles Widerstand begann zu wanken, und aus seinem Herzen sickerte etwas wie Empfänglichkeit und Entzücken hervor. Rille schob die Fäuste noch tiefer in die Jackentasche und ging, immer noch schweigend und voll Mißtrauen, mit Truppel in das warm duftende, überall dämmrige und mehlbestaubte Haus.

Die Großmama war zwar nicht recht erbaut von dieser neuen Freundschaft. Truppel hatte wie jedes unbekümmert

brennende Licht seine kritisch gestimmten Beurteiler und Verkenner. Die alte Dame war ein bißchen ängstlich im Hinblick auf ihre Verantwortung. „Der macht bloß Streiche!“ sagte sie.

„Auch nicht mehr als wir,“ sagte Rille, der Truppels Ton schon hier und da annahm.

„Ich dachte gar. Und das sage ich dir, Rille, wenn das geringste vorkommt . . .“

„Warten wir's in Ruhe ab, Großema.“ —

Rille legte sich gegen den Wind; wie ein Winkelmaß trieb er ihm entgegen. Oben am Himmel jagten die Wolken über den blassen Mond und den gläsernen, abendblauen Dämmerhimmel. Der Abendstern stand faustgroß dazwischen, flackernd wie eine Fackel.

Truppel hatte ihm heute gesagt, er wolle vom Schuster Haseloff hinter der Mauer einen richtigen, starken Frettchenkäfig kaufen, mit ordentlichen Schiebetüren. Aber der kostete eine Mark, und billiger täte es der schäbige Hinker nicht. Sein Vater aber gäbe ihm nichts, und die Gesellen erst recht nicht. Rille sollte ihm die Mark pumpen; fünfzig Pfennig würde er ihm schon mal wiedergeben. Rille hatte geschwiegen, sein Stolz verbot ihm, nein zu sagen. „Willste nicht? Du bist 'n Filz, Olfers. Du bist geizig. Ihr habt's doch. Ich würde einfach sagen: Großemutter, ich will 'ne Mark haben. Basta. 'ne Mark is doch Dreck!“

„Naja,“ hatte Rille gesagt und war rot geworden. „Aber weißt du, meine Großmutter . . .“

„Ihr seid geizig.“

„Sind wir nich! Aber sie hat Angst, wir machen Dummheiten.“

„Wir sind doch keine Mädels. Ho. Mit mein' Frettchen?“

„Grade. Sie traut uns nich.“

„Na und Guste, die alte Scharteke?“ Guste war das Mädchen bei der Großmama.

„Die erst recht.“

„Na dann nicht. Du bist eben kein Freund, Olfers. Das hab' ich immer gedacht. Ich würde's schaffen, wenn ich du wäre. Das kannste glauben. Dann will ich mal Rommel fragen; der will so immer mitkommen. Ich kann'n eigentlich nich leiden. Er is frech und'n Tierquäler. Aber der hat immer Geld.“

Das wurmte Rille. Denn Truppel und sein Bäckerhaus gefielen ihm immer besser. Er ordnete sich willig der derberen Energie und frischen, unbekümmerten Lebensauffassung des andern unter; und das tat seinem etwas scheuen Herzen wohl. Und nun Rommel, der Heimtücker und Bösling . . . so'n falscher Hund . . . nee, da wollt' er lieber selbst zusehen und die Mark zu schaffen suchen . . . schon um Truppel den Gefallen zu tun und ihn noch fester an sich zu binden und seinen eignen Wert zu erhöhen. Aber wie? . . . Das war furchtbar schwer. Er kannte die Großema. Und Onkel Gottfried erst recht! Der war noch schlimmer. —

Truppel hatte ihm noch gesagt: „Du kriegst 'n ganzen Klumpen Pfefferkuchenteig und meinen braunen Zwicker dafür. Es is kein Jungenskneifer . . . 'n ganz erwachsener. Der Obergeselle hat ihn mir geschenkt.“

Auch das lockte. Sogar mächtig. Je eindringlicher Rille an den Pfefferkuchenteigklumpen dachte, je mehr. Und so'n Zwicker . . . der ordentlich fest saß mit seinem nobeln Bügel und seinem schwarzen Band an der Seite . . . so zum Schutz gegen die Sonne und den Wind, wie er's bei Onkel Gottfried immer sah oder beim Amtsgerichtsrat oder beim Assessor Keil vom Landratsamt. Rille kämpfte und glühte und hätte den Sturm, der ihn hinderte, schlagen und beißen mögen vor Zorn.

⁂

Am Abend saß Rille vor seiner gelb glasierten, irdenen Sparbüchse, die rund wie ein Puppenkopf war und einen dünnen breiten Schlitz hatte wie ein lachendes Maul. Er hatte sich vom Nähtisch der Großema ein paar Stricknadeln geholt und fischte nun nach den Kupferstücken.

„Was machst du da, Rille?“

„Ach, ich will bloß mal zählen, Großemutter.“

„Na, soviel wird wohl nicht drin sein.“

„Wahrhaftig nich. Du könntest mir lieber 'n paar Fufziger 'neinstecken.“

„Du bist nicht gescheit, Junge. Das wird doch nur vernascht.“

„Gar nich, Großema. So klein bin ich nich mehr. Und Kuchen kann ich von Truppel genug haben.“

„Ach Truppel. Der ist der rechte für dich!"

„Ich habe ihn sehr gern. Und er is wahrhaft'ch anders, als du'n dir denkst."

„Du sollst nicht immer solche Worte gebrauchen, Rille. Das hast du auch daher."

„Nein, Großemutter. So reden wir alle."

„Das ist trotzdem nicht hübsch, Rille!"

„Is ja bloß Spaß," lenkte der ein. — „Willst du mir nich was 'reinstecken?"

Sein Herz klopfte. Denn das wußte er, wenn er offen für das Frettchen und für Truppel warb, dann gab es sicherlich nichts.

Die Großmama schob die feine weiße Hornnadel, mit der sie strickte, ins Haar und griff nach dem Schlüsselkörbchen.

„Da hast du'n Groschen."

Plumps machte der Nickel. Und das Schlitzmaul in der gelben Sparbüchse grinste.

„Danke. Is immer etwas. Aber eigentlich könntste mehr geben, Großema. Is lange nich genug. Du hast's doch dazu."

„Ich habe's dazu? Was heißt das? Rille, ich muß mich doch wundern!"

Der wurde rot, wetzte auf seinem Stuhl herum und drehte sich einen verlegenen Haarzulp.

„Naja, Großema. Ich meine nur, wenn ich nach Quinta komme, dann krieg' ich doch sowieso Taschengeld. Da könntste mir doch schon jetzt was geben."

Da wurde die alte Dame für einen Augenblick aufmerksam.

„Sag' einmal, Rille, was willst du eigentlich mit dem Geld machen? Willst du dir etwas kaufen?"

„Ach, bloß so, Großema. Ich hab' da drin bloß sieben elende Fennige. Bloß sieben schäbige Kupperdinger. Das is doch zu wenig. Und denn — siehst du — un denn — ich finde bloß — Truppel schenkt mir doch immer was; zwei Kaninchen hat er mir geschenkt ... un Kuchen ... un — und 'n Messer."

„Ein Messer?"

„Es schneid' nicht, Großema. 'n richtiger Knief vom Jahrmarkt. Aber ich schenier' mich ordentlich; es is mir weiß Gott ordentlich unangenehm. Sein Vater is doch bloß Bäcker. Und Truppel sagt: Wir sind reich."

„Das sind wir leider nicht, lieber Rille. Vielleicht stehen Becken-Truppels besser da als wir, mein Kind. Jedenfalls hat er weniger Verpflichtungen nach außen hin. Was sind das für Torheiten! Und immer Truppel ... er ist dein zweites Wort!"

„Er is doch mein Freund, Großema."

Die gute alte Dame sah nachdenklich auf, und dann gab sie ihm noch einen Groschen aus ihrem Schlüsselkörbchen und dazu einen langen, widerhaarigen Faden von guten Lehren und Ermahnungen, den Rille gleichmütig aufwickelte und beiseite schob.

So hatte denn Rille siebenundzwanzig Pfennig in seiner irdenen Büchse, die er sich alle mit seinen Hebewerkzeugen mühsam herausholte. Aber da fehlten immer noch beinahe fünfundsiebenzig Pfennig an der Mark. Und Rille drehte nachdenklich an seinem Haarschopf, dachte an das Frettchen, an Truppel, an den Pfefferkuchenteig und an den braunen Zwicker und seufzte.

⁂ ⁂ ⁂

Truppel, der für den Frettchenkäfig des Schusters Haseloff lebte und glühte und täglich Besuche hinter der Mauer in dem wackligen Häuslein machte und bei dem Schuster auf dem Holztritt saß und zwischen dem hellen und dumpfen Pinken der Lederhämmer redete und feilschte — Truppel war ungnädig, als ihm Rille seine siebenundzwanzig Pfennig vorwies. „Na ja, das dacht' ich mir. Ihr tut bloß so, als ob ihr was hättet. Nichts dahinter. Ich geh' heut zu Rommel."

„Dann geh doch!" sagte Rille, im Innersten gekränkt in seiner Ehre und seiner Freundschaft. „Meine Großmama is doch mal so! So sind doch mal alte Frauen. Bei meiner Mama — h'ach! Da hätt' ich's gleich."

„Schreib ihr doch."

Rille hob rasch den Blick. Doch dann zog er die dünnen, blonden Brauen skeptisch zusammen. „Nee, dann kriegt es Vater zu lesen. Und dein Vater sagt doch auch: ‚Dummes Zeug!'"

„Mein Alter sagt gar nichts. Der spuckt bloß aus und schiebt mich weg. Na also — ich mach's mit Rommel. Djö!"

So trennten sie sich; und Rille, der alle Dinge sehr ernst nahm, mied ein paar

Tage das Bäckerhaus, und kümmerte sich auch in der Schule nicht oder nur höchst flüchtig um den Freund. Der ging jetzt mit Rommel, und das erweiterte die Kluft noch mehr; aber der Anblick gab Rille doch stets einen Stich ins Herz, der heftig und lange brannte. Rille grübelte und dachte ernstlich daran, bei Onkel Gottfried im Landratsamt vorzusprechen und eine Anleihe zu wagen und ihm zu erzählen, daß er sich Farbstifte kaufen wolle. Aber Onkel Gottfried, das wußte Rille, machte immer bloß Späße, holte eine Hand voll Geld aus dem Hosensack, suchte darin mit langem, dürrem Zeigefinger und gab ihm dann fünf Pfennig. Da war auch nichts zu holen! Es war schäbig. Seine Leute waren wirklich knickrig, und das wurmte ihn. Dennoch glühte er danach, den Freund auch jetzt noch zu beschämen, daß es ihm leid täte und seine Achtung wieder wuchs und er Rommel wieder abschaffte; und dann der Pfefferkuchenklumpen und der Zwicker ... Rillen juckte förmlich die Nase danach, und er hielt mitunter mit eilighitziger Phantasie den Kopf nach hinten, so als trüge er das Ding schon vorsichtig auf dem Nasenrücken.

Es war belämmert, einfach kläglich. Er saß jetzt allein daheim, denn er hatte Truppel zuliebe die andern vernachlässigt; er betrieb alle seine Dinge stets sehr gründlich und ausschließlich. Aber er gönnte dem Freund diesen Rommel — das war ein Filou und ein — ein Schwein ... neulich mal am Sonntag hatten sie auf Rommels Fabrikhof neben dem Pferdestall gespielt, hatten ein Laufbrett über den Misthaufen gelegt und eine Latte über die Jauchengrube; darauf balancierten sie; und dann hatte Rommel die Latte eingeknickt, und als der zippige Moedebeck, der immer weiße Matrosenanzüge trug, selbst im Winter, aus Wolle, noch zukam, da sagte Rommel, der solle auch mal rüberlaufen, und als er nicht mochte, schrie er: „Feigling! Feigling!" und da tat er's, und mitten auf der Latte fiel er in die Jauche ... Schwein! So einer war Rommel. Mit dem konnte Truppel was erleben.

Aber da sagte ihm Truppel heute nach der Schule: „Du, mit Rommel is es auch nichts. Er kriegt nichts, weil er Moedebecken in die Mistsoße balanciert hat."

Rillen fiel ein Stein vom Herzen. Er sah das runde, feste Gesicht mit dem blonden, dicken Haarschopf darüber ordentlich zärtlich an.

„Und weißte, Olfers, ich mag ihn auch nicht. Er is selber 'n feiges Luder, wie Moedebeck. Als ihn gestern das Frettchen beschnupperte, hat er's mit dem Stiefelabsatz fast tot getreten vor Wut und Angst. Is'n Jammerlappen!"

Rille frohlockte.

„Du Truppel ..." In ihm blitzte oder dämmerte heiß, scheu und froh etwas auf.

„Ja?"

„Vielleicht schaff' ich's noch."

„Das wäre! Das würd' ich dir nie vergessen. Weiß Gott nich."

Rille wurde rot und blaß vor Freude und Furcht und verstummte.

„Na ja," sagte er nach einer Weile. „Ich muß mir's noch überlegen. — — Ich sag' dir morgen in der Schule Bescheid. — — Oder — vielleicht schon heute nachmittag. Ich wer' sehen. Ich weiß noch nich. Ich muß mir's noch überlegen."

Und dann ging Rille rasch davon.

Er bog eilig in die Haingasse ein, ging rasch, mit klapperndem Ranzen, über den Pferdemarkt in die untere Torstraße. Er sah kaum auf, mitunter riß er im letzten Augenblick die Mütze vom Kopf, weil er grüßen mußte. „Ei, ei, Rille, so in Gedanken?" sagten die Damen oder Herren. „Ist es in der Schule nicht gut gegangen?" Und sie lachten und trösteten ihn. Aber er achtete gar nicht darauf, er stand artig, die Mütze in der Hand haltend, mit rotem Kopf wie auf Kohlen. Und dann schoß er weiter ... ‚Ach was, ich tu's! Was is'n dabei? In'm Vierteljahr weiß kein Mensch mehr was von. Wir hab'n doch sonst immer bei Hebereit anschreiben lassen, solange Mutter da war und dann die Rechnung bezahlt. Nur Großemutter will nich bei so Kleinigkeiten. So sind eben die alten Frauen. Es is wahrhaftig nichts los mit ihnen. Es is kein Verlaß drauf, sagt sie. Immer so die alten Damen! Ich geh' einfach hin — und wenn er da is — Meister Hebereit — — dann tu' ich's; denn er hat immer ein' im Kopf. Und wenn sie da is, dann tu ich's nich ...' Rille stockte und wurde glutrot. Sein Herz schlug noch stärker, und sein Gang wurde noch rascher und noch schwerer,

als zögerten seine Beine. — ‚Nee, ich tu's einfach. Auch wenn sie da is . . .‘ Aber da stockte er schon wieder und erst recht und war verwirrt und ganz verzweifelt. Um seine Brust herum war es heiß, und auf seiner Stirn stand ein Schimmer von Schweiß. Doch immer näher kamen seine Beine dem Haus mit dem Lädchen, in dem Hüte, Mützen und Pelzzeug lagen. Und immer ferner wünschte er sich doch das alles in seinem Herzen; die spitzen Pflastersteine stachen ihn plötzlich durch die Sohlen, wieder mußte er grüßen, den steifen, dünnen Amtsgerichtsrat, der nur mit der linken Hand zu ihm hinschlenkerte. Immerhin die Begegnung war eine Zerstreuung, ja, der alte Herr hatte wieder seinen dunklen Sonnenzwicker auf . . . dachte Rille, und das schwarze Band flatterte nur so im Wind! Nun mußte er noch über den Fahrdamm . . . und dann kling! . . . kling! stand er atemlos, feuchtheiß und am ganzen Körper bebend in dem Lädchen.

Es roch nicht übel nach warmem Filz, nach Hüten und Pelzwerk. Sonst war es still. Der Ton der Klingel schwebte noch in der Luft, wenigstens schien das Rillen so. Irgendwo hinter dem Lädchen auf dem Hof wurde Holz gehackt. Rille wartete und atmete laut, als wäre er weither gelaufen. In seinen Knien war eine Schwäche und ein Zittern. Kam denn niemand? Das dauerte eine Ewigkeit! Faules Volk, wie Guste sagte . . . Die Vorstellungen begannen wieder in ihm zu kreisen. Nein, er wollte einfach bezahlen, einfach! Auch wenn der Meister zum Vorschein käme. Ganz egal, wer käme. Und nun wünschte — wünschte Rille aus ehrlichstem Herzen herauf, daß die Frau auftauchte und ihn fragte, was er wolle.

Aber da kam der Meister durch die kleine Tür geschlurrt. Er schob krumm auf weichen Filzschuhen herein, eine schmutzige grüne Schürze hing ihm vorn am Leib herunter, eine verbogene Brille mit einem Nickelgestell saß ihm schief auf der Nasenspitze, an der immer ein länglicher, brauner Tropfen schwankte, und sein Kinn starrte von weißen Stoppeln.

„Na, Musjöh?“

„Tag, Meister Hebereit,“ sagte Rille, und sein Herz pochte im Halse.

„Na und, junger Mann?“

„Ich möchte meine Samtmütze hol'n.“

„Samtmütze?“ Der Alte sah den Jungen blinzelnd an.

„Ja natürlich. Ich hab' sie doch vorige Woche selber gebracht. Sie sollte heute bestimmt fertig sein, hat Ihre Frau gesagt!“

„Samtmütze? Für wen?“

‚Er hat wieder einen weg!‘ dachte Rille und freute sich unversehens; denn der Alte erkannte ihn nicht.

„'ne schwarze Sextanermütze, Meister Hebereit! Kennen Se mich denn nich?“

„Ach du bist's. Mir war doch so. Ja, ja, Musjöh. Na schön. Dann wollen wir mal suchen, Olfers.“ Und er bückte sich, kramte in einem Unterfach des Ladentisches, stolperte ein paarmal und brachte einen Hümpel Mützen zum Vorschein . . . „Was war denn dran?“

„Neues Lederfutter und 'n neuer Schirm.“

„Ja, ja. Na schön. Woll'n mal suchen.“

„Da is se.“

„Da is se. Aufsetzen!“

Rille zögerte für die Dauer eines Herzschlags.

„Ich nehm' sie so.“

„Kost' — kost' eine March,“ sagte der Alte.

„Is aber teuer! Na aufschreiben, Meister Hebereit. Djöh!“

Der Alte lachte. Und mit dem Nu, förmlich sich duckend, flitzte Rille davon.

⁂

Er ging jetzt langsam. Rille schlenderte fast. Und nun lag alle Glut auf seinen Backen, und sein übriger Körper war fast kalt. Aber dabei war sein Herz merkwürdig leicht und fröhlich gestimmt, von einer seltsamen Zufriedenheit erfüllt, wie nach einer großen, schweren Arbeit. Rille sah in den blauen, lustigen Himmel hinauf, in die blanken, niedrigen Fenster, die ihn widerspiegelten, freute sich über die Sperlinge, die in mächtigen Geschwadern auf den Marktplatz einfielen. Wenn er grüßen mußte, grüßte er jetzt scherzhaft mit zwei Mützen, erst mit der Tuchkappe auf dem Kopf, dann mit der Samtmütze in seiner Hand, und zuletzt sprang er geradezu ausgelassen heim. Denn er mußte sich nun sputen.

„Wo bleibst du denn heute, Rille?“ fragte die Großmama und sah dann auf die Samtmütze in seiner Hand. „Hast du

sie geholt? Das hätte auch bis zum Nachmittag Zeit gehabt."

„Ich dachte gerade dran, Großema," meinte Rille zerstreut und geschäftig und ging rasch und ganz gegen seine Gewohnheit trällernd in seine kleine Stube nach hinten. Dort rumorte er lange herum, hatte immer noch etwas zu tun, wusch sich Hände und Gesicht und wurde damit nicht fertig, blieb dann plötzlich starr und steif mitten in der Stube stehen, schob die Hand in die Tasche und fühlte selig und beklommen das Markstück darin. Soviel Geld hatte er noch nie auf einmal besessen! Er fühlte sich reich und eigentümlich glücklich. Heute war Sonnabend; da war er frei am Nachmittag; und dann dachte er mit einem sprunghaften Glücksgefühl an Truppel, an Schuster Haseloff hinter der Mauer und seinen Frettchenkäfig, an den braunen Kneifer, an den Lekbuchenteig . . . und wieder an Truppel, und daß er hingehen würde . . . alles wirr durcheinander, daß das Markstück heiß wurde in seiner Hand und dann glühte und brannte; und er sprang und hüpfte wieder zum Waschtisch, wusch und fühlte von neuem Hände und Gesicht und hätte plötzlich einen hellen Schrei ausstoßen mögen vor Glück oder banger Unruhe, vor innerer Fülle. Dann kämmte er aufs sorglichste seinen Schopf.

Guste rief schon, er solle sich tummeln; die Großmama warte schon am Tisch auf ihn. Und da ging er langsam und leise vor.

Rille konnte heute beim besten Willen nicht viel essen und auch nicht gleich gesprächig sein, obwohl er es selbst lebhaft wünschte. Es saß ihm etwas im Halse, nicht das Essen, es würgte ihn da etwas mit feinen, unerbittlichen Fingern. Und da aß und schluckte er rascher, aber da wurde es noch schlimmer.

„Aber Rille, wie ißt du heute? Laß dir doch Zeit, Junge. Es ist nun mal leider etwas später geworden, durch dein Tröbeln und wegen der Mütze. Da dauert's eben etwas länger! Willst du es nachholen?"

Rille wurde glühend rot und eigentümlich weichmütig unter den guten Blicken der Großmama. Er schluckte noch einmal krampfhaft, um diese Hast abzuschließen und zu einem manierlicheren Rhythmus zu gelangen.

„Ja, Großema. Das kam bloß so." — — Und rasch sprang er plötzlich ab, von diesem Thema der Zeitversäumnis: „H' ach, Großmutter, heute war's gut in der Schule. Ich hatte lauter Einsen und nur eine Zwei und eine Zwei b."

„Das sind doch nicht lauter Einsen, Rille!"

„Aber doch fast, Großema. Und die andern hatten noch schlechtere Nummern. Truppel —" nein, er brach ab, als hätte er sich an einem Bissen verbrannt. „Hat Mutter nicht geschrieben, Großema?"

„Noch nicht, Rille. Aber ich hoffe, morgen."

„Das ist doch merkwürdig."

Und Rille sprach weiter, von dem und jenem. Bis er mit dem Essen fertig war und aufstehen durfte.

Da wurde ihm das Herz wieder hell und weit. Er sang und pfiff draußen, ging nach dem Hof und dem Garten. Und einmal dachte er wieder: ‚Ich hab's ja noch! Ich kann's ja noch hinbringen! Ich sage: Ich habe bloß Spaß gemacht, oder ich hab' es vergessen . . . und Meister Hebereit war auch wieder so — so — da hab' ich's lieber nicht dagelassen . . .!' Aber das waren neue Lügen, die ihn brannten und ihm auch gefährlich dünkten, als könnten sie zum Verräter werden und einen Verdacht wecken. ‚Es soll wohl so sein!' schoß es ihm kraus und fatalistisch durch den Kopf. Und dann versank alles wieder, und nur seine Fröhlichkeit und Zufriedenheit und darunter das feine Fiebern blieben.

⌘ ⌘ ⌘

Als Rille mit den Schularbeiten fertig war, bekam er bis in die siebente Stunde Urlaub. Denn Sonnabends wurde heiß gebadet. Er versprach still und ehrbar und mit einem kleinen Heiligenschein um das Haupt Pünktlichkeit.

Er wollte natürlich zu Truppel. Aber erst — hm — — erst konnte er ja noch mal durch die Untere Torstraße gehen, bei Hebereits Lädchen vorbei; mit diesem guten Vorsatz ging er ab. Erst rasch, dann langsamer. Er traf den und jenen.

„Wohin, Olfers?"

„Dahin!"

„Schaf."

„Selber eins."

„Wohin, Rille?"

„Zu Truppel."

Und so kam es, daß er immer langsamer in die Pfistergasse einbog und in ihr weiterging, widerstrebend und doch gezogen; mit einer dunkeln Neigung, davonzulaufen und doch rasch und mit vollem, seligem Behagen geradeaus zu gehen, zu rennen.

„Na biste da? Hast du's?"

„Ich weiß nich, Truppel."

„Quatsch. Entweder hast du's gekriegt oder du hast's nich. Bist du wieder filzig? Dann behalt's! Ich werd' schon selber zusehen. Geizkragen."

„Da!" sagte Rille ein wenig patzig und voll Entzücken über das, was nun kommen mußte; er wuchs vor sich selbst.

Truppel stieß ein schwindelhohes, schrilles Indianergeheul aus, ergriff die Mark, schwang die Faust über dem Schädel und sauste in den Hof davon. Rille folgte ihm mit heißem Herzklopfen. „Truppel —! Truppel —!"

Er wußte selbst nicht, warum er den andern in einer jähen Angst rief, als müßte er ihn festhalten. Aber der war schon die Treppe hinaufgesprungen, um seine Mütze zu holen.

Nun aber kamen so große Momente für Rille, daß alles andre daneben schweigen mußte. Truppels Entzücken und Dankbarkeit waren grenzenlos. Rille, der doch im Herzen den stärkeren und robusteren Lebenswillen des Freundes als Überlegenheit empfand, Rille stand jetzt als Wohltäter da, wurde als nobles Blut und verläßlicher Freund bestaunt, und seine Eitelkeit und sein Herz schwollen. Sie sprangen davon in die Gasse hinter der Mauer, setzten sich zu Schuster Haseloff auf den Tritt und beschwatzten wie Alte den Handel, wozu sie je eine Semmel mit Senf bestrichen und mit Zwiebelscheibchen belegt, verzehrten. Rille floß aus den Augen das helle Wasser über die Backen, aber er kannte Meister Haseloffs Festessen und tat wacker mit, schon weil Truppel mit Todesverachtung und gelegentlichem Schnalzen seine Semmel zu Ende kaute. Dann zogen sie beide, schleppend und schleifend, mit dem Frettchenstall ab und hockten zuletzt bis zum Dunkelwerden über ihm auf dem Heuboden, regulierten die Türen, trugen Semmeln mit Milch herbei, ein frisches Ei, das Truppel im Hühnerstall mauste, und fein gehacktes, gekochtes Fleisch.

... Rille aber hatte in der Tat ganz vergessen, was ihm Truppel als Gegengabe versprochen hatte. Jetzt wollte der den Zwicker holen. Aber Rille wehrte wider Erwarten rasch ab. Er schien ihm mit einem Male weniger begehrenswert. Er hätte ihn ja ganz gerne gehabt. Doch was sollte er eigentlich damit? Eine unerklärliche Scheu, geradezu ein Widerstreben gegen das Ding war in ihm; und er war ordentlich froh, als er bald darauf ohne das braune Glas mit einer wachsenden Eile davonlaufen konnte. Nur von dem Lebkuchenteig hatte er zu guter Letzt noch einen großen Batzen erwischt, denn den aß er leidenschaftlich gern; und während er davonlief und von einem zunehmenden geheimnisvollen Leben hastig erfüllt wurde, stopfte er sich aus den Jackentaschen heraus das braune, zähe, süßherbe, ungebackne Zeug in den Mund. Es war Pfefferkuchen im Naturzustand, in der reinsten, allerersten Form.

In der Nacht aber schlief er schlecht. Teils von dem Pfefferkuchen, teils weil ihn eine dumpfe und mitunter schneidendhelle Sorge vor dem Einschlafen bedrückt hatte und nun als Alb auf seinem Schlaf und seinem Herzen lag.

⁂ ⁂ ⁂

Truppel war ein ehrlicher Mann und brachte Rille am nächsten Morgen den Zwicker, und Rille mußte ihn nehmen. Aber er brannte ihm förmlich in der Hand. Und von Stund' an — denn der Morgen mit seinem frischen Licht hatte alle Nachtgespenster verscheucht — von Stund' an war Rille durch diese greifbare Erinnerung neu bedrückt und innerlich wieder verstört und wie beschmutzt.

Rille setzte sich das Ding im Laufe des Tages in aller Heimlichkeit auf die Nase, in seinem schmalen, kühlen Zimmer und unten im Garten, wo schon die Schneeglöckchen und Krokusse standen. Er legte dabei den Kopf zurück und hob im Gehen die Beine wie ein Storch hoch, weil der Boden, so durch das Glas gesehen, einen unsichern Anblick bot. Rille sah alles hellbraun, farblos und lebte in einer neuen Welt. Das beschäftigte ihn eine Weile und festigte sein Selbstbewußtsein. Er legte die dünne, hier und da zusammengeknotete Schnur über das Ohr, wie es der Amtsgerichtsrat tat und ging rascher, damit die

Am Morgen

Bildwerk von Otto Richter

Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft A.-G., Steglitz-Berlin

Schnur im Winde flatterte; er zog die Brauen zusammen wie ein Alter, wenn die Gläser spiegelten, so daß er, um sehen zu können, den Kopf schräg halten mußte, wie Diakonus Lieblein, sah über den oberen oder unteren Gläserrand weg und kam sich erwachsen und bedeutsam vor.

Aber so ganz rein war seine Freude nicht — schon deshalb nicht, weil der Zwicker an der linken Bügelhälfte eingebrochen und mit feinem Draht umwickelt war. Es überkam Rille, wenn er sich so ergötzte, bald ein Gefühl der Einsamkeit und Unlust, das ihn schmerzte. Dann legte er das Ding sachte weg oder steckte es in die Hosentasche, regelrecht zusammengeknipst und mit der Schnur umwickelt, und er faßte die kühlen Gläser nur zeitweilig mit neu aufdämmernder Freude an. Der Pfefferkuchenteig aber war längst verputzt. Indessen — — deshalb hatte er es ja auch gar nicht getan! Er hatte es Truppels wegen getan; und vielleicht aus einer kleinen Familieneitelkeit heraus! Und eigentlich hatte ihn Truppel mit dem kaputten Kneifer elend beschuppst . . .!

Das Seltsamste aber war nun, daß plötzlich auch Truppels Größe in Rilles Augen ein wenig ins Wanken geriet. Erst machte sich das durch eine gewisse Scheu in Rille bemerkbar. Er fürchtete den hellen Blick des andern, der ihn mahnte und erinnerte; allmählich aber und mit der unbekümmerten Raschheit der Jugend wuchs sich das zu einer geheimen Gleichgültigkeit, ja zu einer dumpfen Abneigung gegen den Freund aus. Es war so, als wäre Rille plötzlich seiner überdrüssig geworden — als hätte er vorher nur unter einer Laune gestanden, und diese Laune hätte sich nun gewandelt. Woher kam das? Nur von Truppels ‚Betrug'? Er sah plötzlich, wenn er an ihn dachte, oder wenn die Stunde da war, in der er sonst zu ihm zu gehen pflegte, allerlei Fehler und Untätchen an ihm; erinnerte sich eines derben, gemeinen Wortes, das er sonst mit Entzücken gehört und mit Überzeugung nachgesprochen hatte; erinnerte sich an des guten Truppel nicht gerade noble Jacke, die vorn an den Ärmeln immer ein bißchen ausgefranst oder mit schwarzer oder brauner Borte eingefaßt war, seiner geflickten Hosenknie, erinnerte sich seines Vaters, der ganzen Bäckerei mit ihrem Pfennig- und Groschenbetrieb und ihrem armseligen, baufälligen und schmutzigen Drum und Dran: er war eben doch ein Bäckerjunge und würde sicherlich nicht studieren oder Offizier werden, höchstens Kaufmann oder auch bloß Bäcker oder Konditor! In Rille schwoll ein kecker, schwanker Hochmut auf, der zuweilen etwas Bittres und fast Gehässiges hatte. Dabei sehnte er sich zu andern Zeiten wieder ehrlich nach dem lustigen Freund und war höchlichst unzufrieden mit sich und dem ganzen Leben.

Truppel aber begriff das nicht. Der zeigte vielmehr vor Rille eine strahlende Anhänglichkeit und rühmte seinerseits Rille vor den andern. „Das is einer! Der hält Wort! Der is nobel — da is wirklich was hinter!" Rille indessen war das peinlich, so sehr es ihm auch schmeichelte. Und er drückte sich sacht und rasch beiseite.

„Was hast'n, du? Dir tut's wohl leid?" fragte Truppel.

„Gar nich. — — Aber du hast mich beschuppst."

„Beschuppst? Ho. Wo denn?"

„Das Ding is kaputt."

„Das war's immer. Sonst hätt's mir der Geselle doch nich gegeben. Und für uns ist es lange gut; Spielzeug. Hättest du dir's doch angesehen vorher."

„Es is Beschiß. — — Da hast es wieder. Das hab'n wir nich ausgemacht. Das mag ich nich." Jäh entschlossen zog Rille das braune Glasding hervor und gab es Truppel zurück. Der wollte es nicht wieder nehmen. Aber da stopfte es ihm Rille mit eigentümlich wilder Energie, die selbst Truppel einschüchterte und überraschte, in die Tasche.

Rille bemerkte die Wirkung und war zufrieden damit. Es war eine Genugtuung für ihn. Er war die Sache nun los, an der er doch schließlich hing; das schuf ein schmerzliches Gefühl; und in Truppels runden Augen stand eine Art Bewunderung und Verwunderung: So einer war Rille? Nicht den kleinsten Betrug gestand der zu? Gott Strambach! Aber beschuppst? Nee!

„Na un der Pfefferkuchen?" fragte Truppel patzig, der auch sein Ehrgefühl hatte und dazu für seine Frettchenvilla bangte.

„Das geht dich gar nichts an. Wir sind

quitt. Das is gemogelt. So was mag ich nicht!" Sagt' es und wandte dem sprachlosen Truppel den Rücken.

Da war es nun plötzlich aus mit der Freundschaft, die so fest für Zeit und Ewigkeit gefügt schien, die vor ein paar Tagen noch Opfer brachte und nahm, die in gemeinsamen Entzückungen schwelgte und mit tief genossener Befriedigung eine Welt für sich darstellte. Das Menschenherz ist ein wankelmütig Ding.

⊠ ⊠ ⊠

Rille vermied es jetzt, durch die Untere Torstraße zu gehen.

Er bog pfeifend, wenn ihn der Weg dahin führte, vorher durch die Webergasse ab oder ging wenigstens auf die andre Seite der Straße, so daß er das Lädchen des Meisters Hebereit nicht mit den Blicken zu streifen brauchte. Dennoch konnte er nicht umhin, jedesmal hinüber zu schielen, wobei er den Kopf einzog und die Hände tiefer in die Hosentaschen vergrub. Die Frau Hebereit aber fürchtete er wie die Satansmutter; er wurde glühendrot bis zum Haarschopf, wenn er sie sah, und wenn sie selbst ihn anblickte und grüßend nickte, dann ging es ihm durch und durch, als wäre all ihr Lächeln und Nicken falsch, tückisch und drohend.

Ja, Rille hockte wieder viel über seinen Büchern, über Bildern und Briefmarken, so daß ihn die Großmama mahnen mußte.

„Ist es schon wieder aus mit Truppel, Rille?"

„Man kann doch nich immer mit demselben spielen. Das is langweilig."

„Was habt ihr denn mitnander gehabt?"

„Gar nichts. Nur so. Er is eben doch nicht fein," sagte er; allein das sollte der Großmama nur schmeicheln und sie zufriedenstellen und ablenken.

Mitunter aber sprang Rille davon und war auf dem gemeinsamen Spielplatz um die Kirche herum der Lauteste und Wildeste.

Er hatte Angst. Einmal mußten ja die Dinge wieder an ihn herankommen, und dann mußte er wohl noch einmal lügen!...

In der Schule aber, wenn bei der Besprechung eines Lesestücks oder in der Religionsstunde das Wort auf gewisse schlimme Geschichten und gute Gebote kam, in der Schule saß Rille dann steif und mit großen Augen da und wagte kaum zu atmen. Es war merkwürdig; noch niemals, so schien es Rillen, war so oft des längeren oder nur flüchtig und zufällig von der höchst verwerflichen Angelegenheit des Lügens und Trügens oder gar des groben oder läßlichen Diebstahls die Rede gewesen! Das war mehr als bloßer Zufall ... Rille wurde immer stärker von diesem Glauben bedrängt! Das siebente Gebot kam dran. Und es passierten allerlei arge Dinge in der Schule und in der Stadt, die gerügt und mit lehrhafter Mißbilligung erwähnt wurden. Mitunter überlief es ihn dabei heiß und kalt, und das ließ ihn dann lange nicht los. Gegen alle sichtbaren Mahnungen konnte man sich die Ohren und Augen zuhalten und sich in irgendein Mauseloch verkriechen, sich, singend und zwischen den andern tobend, blind und taub stellen. Vor der eignen Stimme aber und der eigensten Angst darin gab es diese Hilfe nicht. So empfand es Rille nur allzu häufig im Schatten dieser Tage und Stunden.

Und als die erste Woche fast um war, da betete Rille eines Abends. Er betete auch sonst. Aber meist ging es ein bißchen rasch damit, mit allerlei Nebengedanken und mit Wünschen, die Angelruten, gutes Sonntagswetter, Glück, wenn er morgen in der Schule 'rankäme, und ähnliches betrafen. Er bat auch jetzt um Gunst, aber er versprach Besserung, wenn alles gut ginge; und demütigte sich und erkannte seine finstre Seele, die ihn mitunter erschreckte und quälte. Und dann schlief er leidlich getröstet und erschöpft und von einem guten Ausgang überzeugt, ein. —

„Rille! Rille!"

Rille kam beklommen und langsam aus dem Garten vor.

„Was is'n?"

„Komm mal her, Rille. Ich muß dich etwas fragen."

Da stand wirklich die Hebereit im Hof neben der Großmama, und der alte Truthahn ging kollernd auf sie los. Rille wünschte, daß er ihr mitten ins Gesicht spränge oder ihr den Hals durchhackte.

Rille kam tänzelnd heran.

„Sag' mal, Rille, wie ist das? Auf der Rechnung für die Wagendecke und den Fußsack steht auch deine Mütze. Frau Hebereit, die meinen Pelz zum Einmotten holen will, sagt mir, sie wäre noch nicht bezahlt."

Rille schwankte der Boden unter den Doppelsohlen. Und seine Lippen lächelten blaß. Es kreiste um ihn. ‚Sag's! Sag's!... Du hast's versprochen!‘ rief es in ihm. Doch sogleich erhob sich eine hastige Gegenstimme: ‚Nein — vor der Hebereit kann ich's nicht! Dazu bin ich zu stolz. Die erzählt's in der ganzen Stadt. Dann ist es rum. Und alle lachen und schimpfen mir nach und zeigen auf mich! Das kann ich nicht! Dazu bin ich zu stolz. Und die Großema sieht aus, als wenn sie's der Hexe Hebereit gar nicht glaubte; Großema hat so gute Laune und ist vergnügt, weil sie die Felder gut verpachtet hat . . .! Warum soll ich's da sagen? Sie kriegen ja ihr Geld, die schuftigen Leute!‘ Und es hatte ihn genug gequält. Und er tat's doch nicht wieder. Und die Hexe Hebereit griente ihn so frech an! Der wollt' er's geben! . . .

„Nun, Rille?“

„— Doch, Großema.“

„Wem hast du's gegeben?“

„Dem Meister. Er war wieder nich ganz trocken, alte Hebereiten! Erst fand er die Mütze überhaupt nicht und dann stolperte er. Und dann — dann legt ich's ihm auf'n Ladentisch!“ kam es heiß und wirr heraus.

„Nu ja — nu ja — —“ sagte Frau Hebereit verlegen und beteuernd, faltete die Hände auf dem vorquellenden Leib und sah Rille mit glitzernden, hellen Augen an, daß der die seinen weit aufriß.

„Dafür kann ich nich. Warum is er so. Sie sollten auch besser auf'n passen, Hebereiten! Da müssen wir's eben schlimmstenfalls noch mal bezahlen, wenn er's nich mehr weiß, Großema. Is ja keine Million!“

„Was sind das für Reden, Rille; ich will so etwas nicht hören!“ verwies ihn die alte Dame streng. „Du hast nur auf das zu antworten, wonach du gefragt wirst, und zwar ganz artig.“

„Nu nee — nee —“ sagte die Hebereit und blinkerte wieder boshaft, wie es Rille schien, zu ihm hin. Das Jüngelchen konnte ja recht haben. Aber —

„Also. Du weißt es, Rille?“

„Ja,“ sagte er stramm und erleichtert. Er glaubte es jetzt selbst. War felsenfest davon überzeugt. Hätte sämtliche lebendige Zähne als Pfand dagegen gesetzt.

„Nun, dann werden wir uns schon einigen, gute Frau Hebereit. Es kommt ja nicht auf die Mark an, das wissen Sie. Wir werden es bei der Pelzjacke da verrechnen. Sie sollen natürlich nicht zu kurz kommen. Ich weiß, Sie haben es nicht leicht mit Ihrem Mann. Aber ich mußte den Jungen fragen. Es muß alles in Ordnung gehen.“

Und Rille trollte sich wieder.

⊠ ⊠ ⊠

Er war erleichtert, wie seit vierzehn Tagen nicht.

Er sprang in den Grasgarten hinter, rollte sich den Hügel hinab durch das junge, in der heißen Sonne betäubend duftende Gras, kletterte an den Bäumen hoch, rannte wild bis zu den Bienen und blieb dort stehen, schwang die Arme um den Kopf und stieß einen schrillen Schrei aus. Dann war er zufrieden, ruhig und gesittet.

Auch beim Abendbrot saß er ohne Herzklopfen da und gab bescheidene, höchst manierliche Antworten. Die Großmama kam mit keiner Silbe auf die Angelegenheit zurück, und Rille wagte's erst recht nicht, daran zu rühren.

Und so verlief der Abend.

Aber als er schon im Bette lag und eben noch im unklaren war, ob er für die Errettung danken oder heute doch lieber auf jede Unterhaltung mit dem lieben Gott verzichten sollte . . . eben als er sich die schön angewärmte Wolldecke über die Ohren ziehen und alle Lust und Unruhe des Tages behaglich und leichten Sinnes damit zudecken wollte, da kam die Großmama selbst an sein Bett und setzte sich auf den Stuhl. Sie erschien ihm größer und stattlicher in dem schwarzen Kleid als sonst.

Rille regte sich nicht. Er tat, als ob er ziemlich fest schliefe, und begann dabei regelmäßig und tief zu atmen und sich nur ein bißchen zu bewegen, als störe ihn etwas.

„Rille. — Schläfst du schon?“

Rille atmete regelmäßig und tief.

„Rille!“

„Ja. Was is'n? Guste, bist du's?“

„Ich bin's, Rille. Die Großmama. Ich möchte noch, eh' du einschläfst, etwas mit dir besprechen, mein Junge. Sage mir, Rille,

hast du heute nachmittag auch die Wahrheit gesprochen? Die Hebereit sagt, sie könne sich's nicht denken, das käme eigentlich nicht oder nur selten bei ihrem Manne vor, so in Gelddingen. Und sie meinte, daß du's vielleicht verloren hättest oder daß die jungen Herrchen gerne mal was Süßes —"

„Das is frech!"

„Pst. Ich verwies es ihr auch. Aber du stecktest so viel mit Truppel zusammen, sagte sie. Ich wollte dich vor der alten Frau nicht fragen. Das geht schließlich niemand was an außer dir und mir, Rille. Und ich glaubte auch, du würdest es dir, wenn du im Unrecht wärest, selbst noch überlegen. Aber es ging mir den ganzen Abend nicht aus dem Kopf. Die Frau kann sich gewiß täuschen und irren, und ich möcht' es sogar sicher annehmen und ich bin nicht gern hierher gekommen, Rille, das darfst du mir glauben. Aber ich will es jetzt wissen, und du mußt mir Auge in Auge, ehe wir beide heute einschlafen und unser Gebet sprechen, antworten. Hast du die Wahrheit gesprochen, Rille?"

Der lag noch eine Weile steif und starr. Dann setzte er sich, wie ihm geboten worden, im Bett auf. Er war wirklich schon ein bißchen schlaftrunken und wollt' es wohl auch sein. Er dachte daran, daß er ja heute gar nicht mehr beten würde! Denn das hätte er schon vorhin tun müssen, gleich nach dem ersten Unter-die-Decke-schlüpfen; das war nun zu spät damit. Dabei blieb er. Unter diesen huschelnden Gedanken aber war Rille butterweich und bitterweh gestimmt, das Wort lag ihm zum Herausfallen lose auf der Zunge, mit einem guten geschickten Griff hätte man es ihm von da wegnehmen können, sein Herz war übervoll und zu allem bereit. Dennoch und seltsam war nichts aus ihm herauszubringen. Kein Ja, kein Nein. Er war verstockt, wie noch niemals in seinem Leben. Die alte Dame zitterte und bat. Doch Rille saß blaß, mit zusammengebissenen Zähnen vor ihr im Bett und gab keinen Laut von sich — denn er schämte sich. ‚Dann hätt' ich's früher sagen müssen! — vorhin! — jetzt gleich —!' raunte es in ihm. Er konnte nicht sprechen. Seine Kehle war zugewachsen. Seine Stimme war fort. Am liebsten aber hätte er sich an die Großmutter geworfen und verzweifelt geweint.

Die alte Dame bekam es mit der Angst. Zuerst war sie geneigt, in diesem starren Schweigen ein stummes Eingeständnis zu erkennen; und Zorn und Trauer, Sorge und Entsetzen über das Kind und daneben ihr Verantwortungsgefühl regten sich in ihr. Aber dann dachte sie daran, wie feinfühlig Rille wäre, wie leicht zu verletzen und tief in sich hineinzutreiben. Seine Blässe, seine Stummheit schien wie eine Krankheit auf ihn niedergefallen zu sein. Hatte sie sein Kindergemüt mit ihrem Forschen und Fragen, mit ihrem bösen Verdacht bis aufs Unterste gekränkt und aufgewühlt? Hatte sie's falsch und unrichtig mit ihm angefangen? Er war immer ein offener, ehrlicher Junge gewesen, nur ein wenig jäh und unberechenbar, leidenschaftlich und scheu und voll Stolz und Eitelkeit . . .

„Rille, sprich ein Wort. Sage mir, ob ich dir unrecht tue. Ich wollte dir gewiß nicht weh tun, Jungchen. Das darfst du mir schon glauben. Ich mußte dich fragen, weil die Mama nicht da ist. Hab' Vertrauen zu deiner alten Großema, die dich immer lieb hat."

Da ging ein Zittern über Rilles Arme und Schultern, wie eine Erlösung, und plötzlich warf er sich zur Seite, grub und biß sich in die Kissen hinein und schluchzte wild.

Da streichelte ihn die erschrockene Frau und suchte den maßlos Erregten zu beruhigen. „Sag' doch einfach: Ich habe die Wahrheit gesprochen, Großema. Dann ist alles gut, Rille! Und wir fahren morgen nach Obenhausen aufs Gut, schon morgen früh, mit den Schimmeln, Rille! Aber du mußt es sagen."

Der schluchzte nur und biß in die Kissen. Und in ihm schrie es: ‚Ich kann doch nicht — ich kann doch nun nicht — nun kann ich doch nicht mehr — Ich habe gelogen —, ich habe gestohlen — ich habe gelogen —. Dieb, Dieb!' Aber er sagte's nicht laut. Nur seine Erregung wuchs und wurde zum hitzigen Übermaß.

Da erschrak die hilflose alte Großmama noch mehr und glaubte noch sichrer und fester, daß sie ihm unrecht täte. Sie war so lange schon der Kindererziehung entwöhnt und war eine liebe, gute Frau.

Sie besprach sich mit der alten Guste,

die vorn in der Küche auf sie wartete. Aber die hatte schon vorher ihre unverrückbare Meinung geäußert und war durchaus nicht gut auf Hebereits zu sprechen; denn die Frau hatte sie mal verklagen wollen, weil Guste ihrem Mann ein Fuchsfell verkauft hatte, in dem schon die Motten gewesen waren. „Er is'n Trinker, Madam, un sie hat'n Maul für sechse und läßt alles bei sich verdrecken, sag' ich. Sowas tut unser Jüngelchen nich. Eher Truppel. Ja der! Vielleicht war's der. Aber ich glaub's nich. Sowas tut Rille nich. Und sie sin ja nun gottlob auseinander. Wir wollen ihn nich weiter quälen, Madam. Das schadet nur un nutzt nichts. Ich glaub's nich. So regt sich kein schlechter Junge auf." Und weil Guste die Dinge des Lebens nüchtern und nicht kleinlich nahm, so wiederholte sie resolut abschließend: „Sowas tut unser Junge nich!"

Und da atmete die Frau auf und glaubte's ebenfalls. Rille stand sogar mit einem kleinen Glorienschein um seinen blonden Kopf vor ihrer Seele.

❖ ❖ ❖

Rille aber schlief in dieser Nacht erst spät ein. Denn er machte Pläne. Hastig, fieberisch. Er nahm an und verwarf und lag in Schweiß, bis die Erschöpfung und mit ihr der schwere Schlaf auf ihn niedersanken.

Als die Großmama am anderen Tag — es war ein Sontag — sich für die Fahrt nach Obenhausen fertig machte, da erklärte Rille, er wolle daheim bleiben. Das hatte er sich als Strafe ausgedacht. Zudem kämpfte er noch mit einem letzten Entschluß, der in dieser Sonntagsstille in ihm reifen wollte. Die Großmama glaubte erst, es wäre Trotz und wollte ernstlich böse werden, denn sie waren heute am Morgen wieder scheu und mißtrauisch umeinander herumgegangen.

Aber Rille küßte rasch und heftig ihre Hand. „Ich möchte daheim bleiben, Großema. Bitte!"

„Habe ich dich gekränkt, Rille?"

Der schüttelte den Kopf. „Ich will — ich muß —"

„Nun?"

„Ich bin ganz verwirrt," sagte er, rot über das große Wort und sah zu Boden.

„Hat es dich so erregt, Rille?"

Da nickte er steif und rot, zog unglücklich die Schultern hoch und rannte davon.

Da ließ ihn die alte Dame; sie sprach noch mit Guste sehr ernstlich, daß sie nach dem Jungen sähe, und fuhr allein mit den dicken Schimmeln in dem grünen Chaisechen in den Wald hinauf, um dem neuen Pächter den schuldigen Besuch zu machen. —

Nun war es einsam und sonntäglich still im Hause. Die Katze lag schnurrend in der Sonne, die Hühner raunzten eintönig auf dem Hof, und auf dem Garten lag heißer Frühlingssonnenschein. Rille spazierte, müde von der schweren Nacht, in wohliger Gedankenlosigkeit umher. Er mochte nicht lesen und spielen, auch mit andern Jungen nicht; am allerwenigsten aber mit Truppel, der seinem Inneren völlig fremd und geringwertig geworden war.

Dazwischen zog er die schmalen Brauen zusammen und überlegte angestrengt und grüblerisch. Guste sprach mit ihm. Sie schimpfte kräftig auf Hebereits, aber Rille ging nicht weiter darauf ein.

Am Nachmittag endlich saß er in seiner Stube mit schrägem Kopf vor einem linierten Blatt Papier, das er aus seinem Diarium gerissen und wie einen Briefbogen gefaltet und an der gerissenen Seite mit dem Messer schief gerade geschnitten hatte; ernste Falten standen zwischen seinen Brauen, und die Zunge scheuerte an den Zähnen.

Draußen war es fast noch stiller. Selbst die Hühner schliefen. Und Guste tat das gleiche über ihrem Strickstrumpf auf der Hofbank. Rille hatte vorhin die Tür abgeriegelt. Und nun schrieb er mit großen, steifen Buchstaben, die nur ungern auf der Zeile blieben:

„Liebe Großema!

Ich will Dir's nun sagen. Denn ich fühle mich nicht glücklig, ich konntes nicht sagen, weil du frahgtest, und weil ich mich schämte, und weil ichs vorher nicht gesahgt hate. Liebe Großema, sei mir nicht böße. Truppel wollte einen Fretchenstall haben, für eine Mark von Schuster Haseloff, und ich hatte blos 27 Pfeng. Er tat mir leid, weil ers so sehr wünschte und weil ich Truppel gern hab und ihm ein Gefalen machen wolte, ich wolten immer mal gern

ein Gefalln tun, denn er is'n forscher Junge, was ich mag, und er sagte wir wären reich und ich wär filzich. Er schenkte mir auch was. Aber das war Beschups, wenigstens eins davon. Und deswegen habe ichs nich gemacht, das kannst du ruhig glauben. Aber Truppel hat keine Schuld, er weiß nichs von und ich würde mir auch lieber die Zunge abbeißen. Weiß Gott. Liebe Großema. Sei mir nich böse, es tut mir furchbar leid und ich habs lange bereuht und wills niemals wieder machen, das kanst du glauben. Und ich kontes auch gestern Abend nich sagen, ich weiß nich, ich konnt eben nich, wenn ichs auch wolte, es war schrecklich, ich bin lieber fast erstickt, es tat mir so leid, das muß tu glauben, weiß Gott. Ich hätts auch nich gemacht, wenn Meister Hebereit nich bedrunken gewesen wäre, da dachte ich es soll so sein, sonst hätte ichs nich gemacht. Liebe Großema —"

Rille mußte mit Mühe und Sorgen einen zweiten Bogen herrichten; aber er war nun im Eifer und im Zug und fühlte, wie er sich erleichterte.

„Ferzeih mir nur blos und sag nichs Vater und Mutter. Ich tus wahrhaftch nich wieder. Ich habe was ausgestanden un mich geschämt und nich blos aus Angst, sondern weil ich auch ein Dieb war, kanst du glauben. Liebe Großema. Ich machs nich wieder, du mußt es glauben. Und für mich hätt ich die lumpichte Mark auch nich behalten, wär mir garnich im Traum eingefallen, ich weiß selber nich wie. Ich woltes Truppel nich abschlagen. Du sollst mir das ganze Jahr kein Fennig schenken. Un auch nichs zu Weinachten un zum Geburtstag. Davon bezahlst dus, und das will meine Strafe sein. Liebe Großema. Denke nich schlecht, deshalb konnte ichs doch nich sagen. Nun will ich schließen. Mit Gruß und Kuß dein treuer Rille.

„Ich habe grose Reue und will mit Truppel kein Wort mehr sprechen, aber er is unschuldig. Ich möchte weiß Gott, ich häts nich getan, aber es is nun nicht zu ändern, und wenn du mich schlagen willst, dann wil ich mit keiner Wimber zucken und nich muxen. Aber schreib es nich Mutter, weil sie sich aufregt, und es schadet ihr blos. Dein treuer Rille."

⌘ ⌘ ⌘

In dieser Nacht schlief Rille wieder ruhig und sanft.

Am nächsten Morgen ging er mit gesenkten Augen sehr demütig nach der Schule und machte seine Sache leidlich gut. Nur zuletzt wuchs die Spannung wieder in ihm, und schließlich, bei einem klaren Gedanken daran, daß die Großmutter nun seinen Brief finden müßte, den er unter die silbernen Büchsen neben ihren Toilettenspiegel gelegt hatte, so daß man ihn nicht allzu deutlich sehen konnte — bei dieser Vorstellung befiel ihn von neuem ein lähmender Schreck, hell und schneidend, wenn er die Dinge, die da nun kommen mußten, bedachte.

Hauen tat Großemutter nicht. Das tat sie nie, da konnte er sicher sein. Aber sie konnte einen so ernst ansehen und dann lange, tagelang mit leiser Stimme zanken und dazwischen schweigen, daß man sich wie ausgestoßen und verworfen vorkam. Und wenn sie nun doch an die Mutter oder gar an den Vater schrieb — bei dem Gedanken schwindelte es Rille.

Immer mehr, je weiter es auf Mittag zuging. Er hatte gestoh —— er war ein Dieb. Und nun wußte's die Großmama, und wußte's auch Guste. Für alle Zeit. Und er durfte kaum mehr die Augen vor ihnen heben und mußte siedend heiß werden, wenn von solchen Dingen die Rede war, und durfte selbst kein Wort dazu sagen, sie würden ihn schweigend und ernst ansehen und sich mit ihm schämen. Diese Vorstellungen wurden immer lebendiger in ihm und verwuchsen mit der andern Angst zu einem Meer der Übertreibung. Rille mußte die Zähne aufeinander beißen, und er war eiskalt an den Händen und am ganzen Leib. ‚Ich hätt's nicht schreiben sollen . . .! Es war dumm! Es war'ne verfluchte Dummheit! . . . Es war ja nun gut . . .!' Aber dann fiel ihm wieder verwirrend ein, warum er's getan hatte.

Da senkte er ergeben den Schopf.

Rille machte einen Umweg. Es war ja nun egal. Es ging in einem weg, Schelte und Vorwürfe.

Als er ins Haus trat, schien ihm der Torbogen feierlicher gewölbt als sonst und der Hausflur stiller und ernster. Die Hühner raunzten im Hof, ein Hahn blähte sich auf und schrie, und Guste rasaunte mit den Schüsseln.

„Na mach', mach'! Wo bleibste'n wieder?"

Rille ging hinein. Wusch sich. Kämmte sich. Kämmte sich noch mal, mit Wasser, Kamm und Bürste. Und ging dann leise nach vorn.

Die Großmama saß schon am Tisch, genau so wie damals, als er verspätet mit der Mütze von Hebereit gekommen war; und diese Gleichartigkeit der Szene war unheimlich. Doch die Großmama zankte nur, daß er sich wieder vertrödelt hätte. „Wieder mit Truppel?" fragte sie ärgerlich.

„Nein." Er wäre ganz allein gegangen, gebummelt.

Da dachte die gute, alte Dame, daß ihre Vorwürfe ihn wohl immer noch wurmten, und daß er es ihr auf Jungensart trotzig und etwas ruppig zeigen wollte und vielleicht mußte. Und sie sagte nichts mehr und war noch freundlicher als sonst.

Rille saß wie im Traum.

Er schluckte nur und sah die Großema immer wieder mißtrauisch an. Na ja. Sie sagte jetzt nichts. Das kannte man schon. Erst wollten sie essen. Dann ging's schon los. Sie war immer für Manieren und Ordnung. Und sie war ebenfalls ernster und stiller als sonst. —

Dann durfte Rille endlich aufstehen. Er küßte ihr die Hand und zauderte in der sicheren Erwartung des Gewitters. Aber sie strich nur über seinen Schopf und küßte ihm die Stirn. „Immer noch stumm, Rille, und feindlich?" Und sie betrachtete ihn ernst. „Wie kann ein guter Junge so verschlossen sein? Beinah bockig."

Rille war verblüfft über diese Wirkung seines Briefes, und er sah die Großmutter zweifelnd und immer noch mächtig bedenklich an aus seltsam hellen Augen. Für so gut hätte er sie doch nicht gehalten!

„Siehst du, das ist schon ein besserer Blick. Und ich glaub' dir. Nun geh. Wir wollen nicht mehr drüber sprechen."

Rille ging auf den Fußspitzen schwankend hinaus. Das verstand er nicht. Da ging ihm der Verstand weg. Er blieb draußen im Korridor fassungslos stehen und dachte nach. Kein Wort weiter hatte sie gesagt. Nur ein Streicheln . . . Das konnte einfach nicht stimmen. Er ging mechanisch weiter. Die Großema machte es sich nun mit ihrer Zeitung vorn im Wohnzimmer bequem. Und plötzlich blieb Rille wieder stehen, sein Auge erweiterte sich in einem jähen Begreifen und in einer unwillkürlichen heißen Freude, und dann schwenkte er hastig links ab und ging noch vorsichtiger durch die runde, innen mit Mullgardinen verhängte Glastür in das Schlafzimmer der Großmutter.

Er rückte bis zum Toilettentisch vor, sah sich scheu nach der Tür hin um, die er nur angelehnt hatte, und suchte dann fix mit den Augen über das Silber, die Spitzen und die seidne Decke des Tisches hin. Richtig, da schimmert's weiß, ganz wenig, von Papier. Rille hatte den Brief wohl doch zu bescheiden und manierlich versteckt, unter die großen Büchsen, die nur zum Staate dastanden und nie benutzt wurden. Sie waren jetzt noch ein wenig weiter auf den Brief geschoben. Die Großmama mußte ihn völlig übersehen haben.

Was nun? Rilles Herzschlag stockte. Und doch hätte er plötzlich wieder einen Jubelschrei ausstoßen mögen. Er hatte sich nach einem Eingeständnis, nach Befreiung und Buße gesehnt, er tat es vielleicht noch in diesem Augenblick — und dennoch, als er jetzt seinen Bogen wiedersah, genau so zusammengefaltet und unter die Büchsen geschoben, wie er es gestern abend mit klopfendem und schon erleichtertem Herzen getan hatte, da frohlockte es in ihm, und alle Helle des Tages, aller Sonnenschein des Frühlings blitzte und leuchtete in ihm auf.

War das zu verstehen? Rille zauderte, aber er fragte nicht viel. Er griff zu, schob den Brief in die Tasche, wankte glühend auf den Fußspitzen wieder hinaus und flog in den Garten, wo er still und lächelnd in einer fast andächtigen Ruhe spazieren ging. Nein, so selig war er doch noch nicht gewesen! Auch damals nicht, als er dem ersten Verhör glücklich entronnen war, auch gestern nicht, als er sich zu dem Brief entschlossen hatte. Niemals! . . .

Er wurde ordentlich müde vor Glück; er mußte sich ausruhen; und er suchte sich einen Platz in dem sonnenwarmen Grase und machte sich's dort bequem.

Und plötzlich, hinter dem Bienenhaus, wo er oft mit einem Buche saß und las, faltete er die Hände und sagte: „Lieber

Gott. Du willst es wohl nich. Es soll eben nich sein. Ich danke dir aus tiefem Herzen, tief. — Ich tu' es nie wieder. Ich schwör' dir's. Ich habe viel Reue. Aber was sollen wir Großema oder gar Mutter noch aufregen? Es wird nicht besser damit. Nur vielleicht schlimmer. Ich habe genug davon! Ich danke dir tief. Und nun versprech' ich dir heilig und aus Dankbarkeit, sobald ich eine Mark habe, von Großema oder Onkel Gottfried, und ich will feste sparen, dann will ich sie Meister Hebereit flink auf den Ladentisch legen und rausrennen. Dann hat er zwei Mark für die lumpichte Mütze. Dann ist alles wieder gut. Und ich gehe auch nicht wieder zu Truppel — — wenn du willst." So sprach Rille mit einem still begeisterten Gelübde der Dankbarkeit und des Opferwillens. Und die Bienen summten und sammelten in ihren Körben.

⊠ ⊠ ⊠

Als Rille heute im großen Landratsgarten vorm Tor erschien, wandelte Onkel Gottfried feierlich in seinem langen, schwarzseidenen Schlafrock, der wie ein Kaftan aussah, zwischen seinen Rosenstöcken, die er mehr als alles in der Welt liebte, denn er war Junggeselle. Er zog prachtvolle, über Stadt und Land berühmte Maréchal Niel- und la France-Rosen und ganz eigenartig gefleckte Dijons. Er kümmerte sich fast mehr um seinen Garten als um sein Landratsamt, denn jede Jahreszeit erforderte den ganzen Mann. Im Winter aber, wenn der Garten tot und verschneit dalag, da ging Onkel Gottfried auf Jagd nach Obenhausen hinauf, in hohen Transtiefeln und in einer alten Pelzjacke.

„Tag, Onkel Gottfried," sagte Rille mit gänzlich unpersönlicher Miene. „Wie geht's? Was machst du da?"

Onkel Gottfried, die Shagpfeife im Munde, war eben damit beschäftigt, in höchst kunstvoller Anordnung eine kleine Flasche mit Wasser an einem frisch veredelten Rosenstock zu befestigen.

„Ich geb' den Rosen die Flasche, Junge. Siehst du, Rille, das läuft in ganz kleinen Tropfen hier herunter, immerzu, als wenn ein Windelmatz an der Flasche saugt."

Rille überlegte und sah eine Weile zu, während Onkel Gottfried emsig bastelte und dabei blaue duftige Wölkchen vor sich hin in die Luft paffte.

„Das hab' ich auch noch nich gesehen, Onkel Gottfried."

„Ja, Rille. Man erlebt schon Sachen bis man 'n alter Krauter wird. Aber du kannst es glauben, es ist eine feine Chose. Das gibt hier Staatsknospen. Sollst sehen. Hm. Bfff. — Und was verschafft mir die Ehre, Neveu?"

„Ach bloß so, Onkel Gottfried. Ich wollte bloß mal sehen, wie weit es hier ist. Bei uns sind die Bienen schon ganz wild. Hast du bei deinen schon nachgesehen?"

„Übermorgen."

„Dann komm' ich wieder, wenn ich darf. Ich zieh mir dann die andre Drahtkappe über. Mir tun sie so leicht nichts."

Rille spazierte gemächlich und mit wachsendem Behagen im gleißenden Sonnenschein hinter dem langen, hageren Onkel auf und nieder.

„. . . Und nachher lass' ich mir drin von deinen Morgenwecken eine Honigsemmel geben, Onkel Gottfried. Ich darf doch?" Das klang scherzend und kameradschaftlich.

„Du darfst."

Plötzlich sah Rille, als bemerke er das jetzt erst, sehr kritisch den Gartenweg hinauf und über die andern Kreuz- und Querwege hin.

„Du, Onkel, deine Wege sehen eigentlich schlimm aus. Wenn da nich bald mit angefangen wird, dann kriegst du sie überhaupt nich so bald in Ordnung. Ganz grün wie 'ne Wiese. Warum läßte'n das Zeug nich ausrupfen?"

Onkel Gottfried schnitt bedächtig einen Bastfaden durch, nahm den Rest in den Mund und sah erst den Neveu und dann seine Wege an, in denen das Unkraut allerdings sehr üppig stand.

„Ja, Rille. Was soll ich machen? Is 'n Skandal. Keine Weiber zu kriegen. Sie sagen: Ich komme, Herr Landrat. Aber wenn sie antreten sollen, dann kriegen sie unversehens 'n Kind oder so — hm — hm."

„Du mußt sie eben gut bezahlen, Onkel Gottfried," sagte Rille leichthin.

„Bezahlen? —! Natürlich tu' ich das. Aber sie kommen eben nich. Oder sie bleiben weg. Kein Verlaß auf das Volk. Sie haben alle was andres vor. Und einer spannt sie dem andern aus. Da drüben

Versailles. Gemälde von Prof. Rudolf Hellwag

hat die alte Nickeln vor e' paar Tagen angefangen; der Haufen liegt noch da. Jetzt hat sie Asthma. Wahrscheinlich scheuert sie beim Kommerzienrat Eschelbach das Gartenhaus, weil sie'n Groschen mehr dafür kriegt und weil's ihr mehr Spaß macht. Schlechtes Volk."

„Es is aber auch mühsam, Onkel Gottfried," meinte Rille mit Kennerblick. „So den ganzen Tag in der Sonne und auf die Erde gehuckt."

„Na dann faß du an, Musjöh. Mit deinem Freund Truppel. Immer antreten, Neveu. Braucht nicht immer zu toben und rumzulungern; ihr könnt auch mal was Nützliches schaffen."

Rille war rot geworden und wurde es noch heftiger bei dem Namen Truppel, der ihn stach.

„Na willste —?"

Rille hielt den Atem an und blinzelte mit den blonden Wimpern. Sein Auge ging rasch über die Wege hin, und dabei erfüllte ihn doch eine bange Sorge. Das war eine Heidenarbeit! Alle Wege? Nee, da hätte er wochenlang zu tun. Nur den großen Mittel- und Staatsweg. Die andern konnte dann die Nickeln abmachen.

„Was krieg' ich'n dafür? Für den großen Weg?"

„Hoho!" Onkel Gottfried nahm die Pfeife aus dem Mund und sah sich die Sache wieder an. „Kriegen? Du bist gut, Rille. Muß ich sagen! Du bist nicht übel. In acht Tagen will ich Kies fahren lassen. Sonst krieg' ich das Zeug ebenfalls nicht 'rein. — Den großen Weg, Rille? Ja, der soll zuerst dran glauben. Denn er ist die Hauptsache und gibt dem Ganzen den rechten Schlenker. Er sieht arg aus. Eine Affenschande. Wozu willst du denn das Geld haben, mein Sohn?"

„Ich krieg' doch noch kein Taschengeld, Onkel."

„Hm. Den großen Weg? Höre mal, Rille, sagen wir fünfzig Pfennig für alles."

„Nein, Onkel Gottfried. Das is zu billig. Dafür mach' ich's nich. Das — das is schäbig."

„Hoho. Was redst du da, Junge? Bist du des Teufels? Was willst du denn haben, mein Sohn?"

„'ne Mark."

„Dafür mach' ich's selber."

„Ich find's nich zuviel, Onkel Gottfried. Der Nickeln mußt du zweimal soviel geben. Und wo sie bleibt, das siehst du. Ich mach's in acht Tagen."

„In acht Tagen?"

„Ja. Sagen wir fünfundsiebzig für den großen Weg. Ich komm' jeden Nachmittag. Sollst mal sehen." Rille blickte wieder über die Wege und wurde abermals kleinmütig. Und nun mußte er obendrein noch fünfundzwanzig Pfennig von seinen siebenundzwanzig aus der gelben Sparbüchse opfern...

„Ich kann dir's nur raten, Onkel Gottfried. Ich tu's dir doch zu Gefallen, denn das bißchen Geld geht doch wieder weg... Ich meine nur." Rille blinzelte und sah dann ins Weite. „Aber du mußt mir die Hand drauf geben, Onkel."

„Worauf?"

„Auf die Mark."

„Mark? Von Mark ist keine Rede, mein Sohn."

Onkel Gottfried wandte sich wieder seinem Rosenstock zu, zog den Baststreifen aus dem Mund und paffte. Dann wurde der Vertrag auf Treu und Glauben und mit Handschlag abgeschlossen.

Rille aber begann sofort mit heißem Eifer seine Arbeit. —

Er kam nun jeden Nachmittag, am Mittwoch und am Sonnabend schon gleich nach Tisch vors Tor. Die Schularbeiten litten ja ein wenig darunter. Aber das war nicht zu ändern, und da er ein geweckter und pfiffiger Junge war, so ließ sich diese Klippe ohne allzu große Gefahr umschiffen. Nur die Großmama plusterte wieder die Sorgenflügel.

Es war in der Tat eine Heidenarbeit! Darin hatte Rille recht gehabt. Und oft saß er mitten auf dem Wege und ließ mutlos Kopf und Hände sinken. Es ging langsam genug voran. Das Stück, das er hinter sich hatte, erschien Rille immer klein und unbedeutend gegen das, welches noch vor ihm lag; es war gerade so wie mit seinen Exerzitien daheim. Manchmal war er dicht daran, sich heimlich davon zu machen oder überhaupt nicht wiederzukommen. Er sagte sich unvermittelt: die Großema dachte ja gar nicht mehr dran! und er selbst, nun er hatt'es auch fast vergessen. Aber dann kam es doch mit einemmal wieder . . . Dieb

... Dieb ... wenn auch schwach und leise, von ganz weit her! Und er dachte daran, was er jemand hinten im Grasgarten versprochen hatte, und das mußte er wohl halten. Vor allem aber: er hatte sich's doch einmal vorgenommen, und nun rollte die Kugel seines Entschlusses mit allerlei Anstößen und Hemmungen heroisch weiter. — Und er hatte Onkel Gottfried die Hand darauf gegeben.

Der spazierte gemütlich zwischen den Rosenstöcken, schnitt und bastelte, band Fläschchen an und bestrich die Stämmchen mit Kalk, dazu rauchte er seine Stummelpfeife, summte und knurrte, reckte sich manchmal hager in dem schwarzen Seidenkaftan auf und rief zu Rille hinüber: „Na, Neveu, tapfer, tapfer! Gut Geld will verdient sein. Schritt vor Schritt. Stück vor Stück. Das schafft Geduld und macht zäh. Und mit einemmal gibt's einen Freudensprung. Fertig!"

Aber bis dahin war noch eine lange Weile. Rille beneidete den Onkel oft um seine behagliche und abwechslungsreiche Beschäftigung und grollte ihm dabei verstohlen und kräftig. Aber dann biß er die Zähne zusammen. Kleine Schweißtropfen traten auf seine Stirn. Nu gerade. Und er biß sich durch.

Am nächsten Sonntag war Rille am Vor- und Nachmittag draußen und am Abend war er fertig. Die Großema war am Nachmittag mit den dicken Schimmeln und ihren Damen nach dem Schwarzatal gefahren; das hatte Rille bitterweh getan, denn sonst saß er bei diesen Fahrten stets prahlend auf dem Bock. Aber er wollte nun fertig werden. Mit allem. Er hatte's satt. Dann hatte er's hinter sich; und es war ihm mitunter, als begönne mit dem kommenden Tag etwas ganz anderes. Ganz was Neues. Und was hinter ihm lag, das war alt und schimmelig.

Er arbeitete zuletzt wie ein Wilder, riß und rupfte und häufte das untätliche grüne Zeug rechts und links neben sich, sein Atem war heiß und feuchte. Und Glock sechs sprang er auf, mit leichtlich zitternden Knien, rannte nach dem Rechen und harkte alles zusammen. Und zuletzt schrie er aus Leibeskräften und aus hoher Seele: „Fertig! Onkel Gottfried!! Fertig!!! Ich will meine Mark haben!" Es war ihm zumute, als hätte er ein Meisterwerk vollbracht, eine Welt von Schwierigkeiten überwunden.

Onkel Gottfried wandelte bedächtig heran, besah sich das letzte Stück Arbeit, mäkelte hier und da, Rille mußte sogar nochmal zur Spitzhacke greifen oder sich hinhocken und allerlei gröbere Reste auszupfen ... „Na ja, mein Sohn. Is ganz gut so. Aber die Nickeln hätte das besser gemacht."

„Glaub' ich nich, Onkel Gottfried. Und da kommt ja nun Kies drauf. Und jeden Graszipfel kann kein Mensch wegputzen. Das mußt du doch selber zugeben."

„Kiekindiewelt!"

Und Onkel Gottfried schob die lange hagere Hand in die Hosentasche und brachte vor Rilles runden, glänzenden Augen eine Menge Silber- und Nickelgeld heraus. Er strich langsam mit dem Zeigefinger der anderen Hand darüber hin, und dann reichte er dem starr und steif vor Erwartung stehenden Rille zwischen Daumen und Zeigefinger einen Fünfziger hin.

„Nein, Onkel Gottfried. Was abgemacht is, is abgemacht. Mindestens noch fünfundzwanzig. Und wenn du nobel und so gut sein willst un mir was extra geben — dann noch 'n Fuffziger. Ich hab' mich ehrlich genug gequält, kannst du glauben."

„Frechdachs. Aber du bist doch 'n ganz tüchtiger Junge, Neveu. Hätt' ich nicht geglaubt. Ich hätt's in deinem Alter nicht gemacht. Das ist brav. Ausdauer ist die Hauptsache. Aber sie ist das Schwerste im Leben. Ich hab's mit knapper Not bis zum Landrat gebracht. Aber dabei wird's bleiben. Schade um mich. Da haste noch den anderen Fünfziger. Und nun keine Dummheiten mit dem Geld gemacht. Nicht Zigaretten kaufen, Neveu."

„Bestimmt nicht, Onkel Gottfried."

„Auch nicht vernaschen."

„Nein!"

„Ich habe Großema nichts davon gesagt. Man will auch mal eine Mark für sich haben. Aber das verlangt Bravheit! Bravheit, Neveu."

„Ich geb' dir die Hand drauf, Onkel Gottfried."

„Abgemacht. Und nun lauf, Junge. Guter Kerl. Lauf, Rille."

Und Rille schoß mit glühendem Kopf und beseligt hüpfendem Herzen davon.

⊠ ⊠ ⊠

Den ganzen Montag, der auf diesen Sonntag folgte, führte Rille ein ziemlich zerstreutes Leben. Er empfand tief innen eine starke Befriedigung und ein solides Behagen.

Er hatte das sehr merkwürdige Gefühl, als säße er wieder fest auf seinem Platz in der Schule und auf seinem Stühlchen daheim und hob den Blick freier und kühner als früher. Er schwatzte ausgelassen lustig und lauter als sonst mit den andern und versank darauf wieder in seine zerstreute Innerlichkeit. Und wenn er dabei an die zwei selbstverdienten blanken Fünfzigpfennigstücke in dem kleinen Beutelportemonnaie in seiner Tasche dachte, dann überlief es ihn heiß vor Wonne. Dann aber wiederum, plötzlich, in dieser Versunkenheit und bei einem blitzartigen Gedanken an Meister Hebereits Lädchen, durchsprangen ihn hastige und ebenso schattenhafte Bedenken —: Es wußte doch keiner! Warum behielt er's nicht? Dann war er reich! Dann konnte er sich soviel kaufen . . .! Briefmarken oder einen Angelhaken, einen roten Schwimmkiel an die Angelschnur . . . Sein bewegliches Herz flackerte verräterisch! Aber da kam unversehens wieder die dünne, brennende Blutwelle aus jener unergründlichen und lebensbangen Tiefe herauf, aus einer Zähigkeit dieses feinen Jungenwesens. Er hatte's dem lieben Gott versprochen! War es nicht fast wie ein Wunder, daß alles sich so gemacht hatte? Rille staunte. Wozu hatte er sich denn in Onkel Gottfrieds Garten gequält?! Und da wurde er ganz still und heiß.

Gegen Abend ging er aus. Er schlenderte zum Tor hinaus, ging ein Stück um die Stadt herum. Scheinbar gedankenlos und leise pfeifend. Mitunter legte er den Kopf zurück, steckte die Hand in die Hosentaschen und blinzelte nachdenklich mit den Lidern.

Es dämmerte. Da bog er durch das Osttor in die Webergasse ein. Ging das lange, dünne Gäßchen hinunter, langsam und dicht an den Häusern hin. An der Ecke der Untertorstraße stand er zaudernd still, sah sich um, machte mit gepreßten Lippen die Hände zu Fäusten in der Tasche, und so avancierte er harmlos an das Lädchen des Meisters Hebereit heran. Er schielte hinein, es war dunkel drin, und keine Katze war zu sehen. Sein Puls stockte. Und dann stieß er mit der Faust, in der er etwas hielt, die Tür auf, lief hinein, legte hastig die Mark irgendwohin auf den Ladentisch und ging mit größerer Selbstbeherrschung zurück . . . Klingling . . . klingling machte immer noch das schäbige Glöcklein über der Ladentür. Und plötzlich war er wieder draußen und ging langsam und aufatmend und in einer völlig unempfindlichen Ruhe seines Weges weiter. Mochten sie ihm nun nachkommen. Es war ihm alles gleich, dachte er. Er hatte da drin nichts Schlimmes gemacht. Aber es kam ihm niemand nach.

Der große dürre Herr Amtsgerichtsrat begegnete ihm wieder; Rille zog die Mütze, und der Amtsgerichtsrat schlenkerte mit der linken Hand.

Dann ging Rille über den Markt, mitten durch und breitbeinig. Er rief einem Jungen, der ihn schimpfte, ein ebenso derbes Schimpfwort zu. Es war der Junge vom Schuster Lebetanz, krummbeinig, rothaarig und Allerweltsfeind. Sie gerieten aneinander; aber da tauchten die Herren vom Dämmerschoppen auf, und das trennte sie. Rilles Schulter schmerzte . . .

‚D e r S p i t z b u b e!‘ dachte Rille, denn jener war ein Gassenjunge und stammte aus einer übelberufenen Familie. „S p i t z b u b e!“ rief er. Er rief und dachte's mit Kraft und mit Verachtung und Härte. Dabei blieb es vollkommen still in seinem eigenen Herzen, das lediglich eine Genugtung empfand.

Wie durch ein Loch war alle Bedrückung, Scham und Verwirrung daraus gewichen. Aber Rille wußte das kaum noch. Und bald, schon am nächsten Tage oder doch in der nächsten Woche war alles vergessen und warf nur noch in seltenen Stunden seine Schatten und Schauer über Rilles Seele.

Les cris de Paris. Von Wilhelm Kleefeld

Eine Szene im Studentenviertel des Mont Parnasse. Die Abenddämmerung breitet sich über den Boulevard St. Germain. Da, wo diese Straße der Ministerien, Botschaften und Feudalherren sich gen Osten verliert, in der Gegend des Musée de Cluny, ziehen Studenten und Studentinnen ihres Weges. Plötzlich stauen sich die Scharen. An einer Ecke zeigt sich ein merkwürdiges Schauspiel: ein musikalisches Trio bietet unter freiem Himmel seine Kunst. Ein Geiger, ein Gitarrenspieler und ein Sänger stehen auf dem Pflaster; sie intonieren ein leichtes Lied, eine jener frischen, prickelnden Melodien, wie sie in Paris zu Dutzenden jeweilig auftauchen und verschwinden. In kunstloser Schlichtheit tragen sie die vier oder fünf Strophen vor. Schnell schließt sich ein Kreis von Zuhörern um sie, Studenten, Studentinnen, Bürgersleute, Arbeiter. Sie wiegen die Köpfe im Takt, bei dem wiederkehrenden Refrain summen sie schon leise die Melodie mit. Und da die „Künstler" am Schlusse die Notenblätter des Liedes für drei Sous darbieten, stürzt die Schar der Hörer darüber her. Die Sänger ziehen weiter in die nächste Straße.

Eine Szene in der Rue de Provence, einer der verkehrsreichsten Straßen im Zentrum, nahe den großen Boulevards. Es ist Abend. Der Verkehr hat seinen Höhepunkt erreicht. Wieder treffen wir da zwei Männer in abgerissenen Kleidern, einen Geiger, einen Sänger. Kurze Verständigung, der Geiger hebt ein Vorspiel an, der Sänger fällt ein. Mit weicher, fast schmeichelnder Stimme kämpft er gegen den Straßenlärm. Er singt zwei, drei Strophen. Alles bleibt stehen. Die Kutscher fahren vorsichtig um das „Künstlerpaar" herum. Sie schützen es in der Ausübung seines freien Berufes. Zum Schluß werden wieder die Notenblätter abgesetzt, und, zufrieden mit der bescheidenen Einnahme, zieht das Paar weiter.

Hinauf zu dem Montmartre geht's. Es ist volle Nacht geworden. Cytherens Reich beginnt. Oben auf der „Butte Montmartre" begegnen wir einer Gruppe lustiger Künstler, Typen der Pariser Bohème. Sie tauschen Grüße und wechseln muntere Worte. Plötzlich stellen sie sich wie Kinder in Reih' und Glied und in zackiger Schlangenkette ziehen sie den Boulevard Rochechouart entlang. Von jugendfrohen Lippen tönt das Lied, das gerade die Losung des Montmartre bildet:

C'est la ronde du soir, Qu'on fait

dans les coins noirs A - mou-

reux plein d'es - poir Qu'elle

soit blonde ou qu'elle soit bru-

ne, Au clair de la lu - ne.

Den Deutschen berührt es fremd, so die Straße zum Musiksaal verwandelt zu sehen. Die Straßen von Paris aber sind gleichsam die Szene für alle Künste der Augen und der Ohren: sie werden zur Schaubühne für das Drama des Lebens.

Die Nacht senkt sich auf die Weltstadt. Langsam kehrt die Ruhe ein. Aber nur kurze Stunden wirklicher Ruhe sind der Weltstadt beschieden. Noch ehe die ersten Sonnenstrahlen hereinzittern, beginnt zaghaft, leise das neue Leben. Müde, verschlafen, tauchen die Gestalten des frühen Straßenlebens auf. Mit dem Sonnenaufgang ist schon ein ganzes Heer von gewohnten Straßentypen sichtbar: die Wachtleute, die Beamten der Straße, Händler der Hallen, Straßenverkäufer.

Diese Pariser Straßentypen haben sich bis heute ihre Urwüchsigkeit, ihre Eigenart erhalten. Und zu dieser Eigenart gehören vor allem die besonderen Lockrufe, mit denen die verschiedenen Verkäufer ihre Ware ausrufen, die Zeichen, Signale und Töne, mit denen die Handwerker ihre Anwesenheit verkünden. Da erscheinen in bunter Reihe der Gemüsehändler, der Milchverkäufer, der Glaser, der Porzellankleber, der Töpfer, der Vogelhändler, der Kleiderhändler, der Fischhändler, der Maronenverkäufer, der Obst-, der Blumenhändler ... Ein ganz besonderer Typ sind die Zeitungsverkäufer, die Camelots, die zu jeder Stunde des Tages ihre Blätter ausschreien. „Paris Midi" — tönt es von zwölf bis eins durch die Straßen. Vier Stunden später beginnt ein neuer Ruf: „La Patrie, voilà la Patrie!" Mit gellenden, durch das blendend hell gesprochene „a" des Pariser Dialekts besonders leuchtenden Tönen ziehen die Camelots daher. „La Patrie ... La Patrie ..." Und schon reihen sich neue Rufe daran. „La Presse... voilà la Presse, les dernières nouvelles!" und „L'Intransigeant ... l'Intran-

sigeant“ folgen. „La Presse, L’Intransigeant ... L’Intransigeant, La Presse!“ Ganz spät kommt noch „Paris Sport!“ hinzu.

Wie seltsam, wie reich, ja berauschend ist diese Straßensymphonie, die sich aus all den Rufen der Straßentypen aufbaut. Ein musikalischer Zauber ruht darin. Die Musiker der verschiedensten Epochen haben dies gefühlt und den Wunsch gezeigt, diese Symphonie in ihre Kunst einzufangen. Schon vor mehr als dreieinhalb Jahrhunderten hat Clement Jannequin das klanglich Verlockende dieser grandiosen Weltstadtmusik erkannt und das Stimmengewirr zu einem tondichterischen Gemälde, der weltlichen Kantate „Les cris de Paris“ vereint. Viele Komponisten sind seinem Beispiele gefolgt. Mit dem Aufgebot der modernen Klangmittel hat in neuester Zeit Gustav Charpentier in seiner Oper „Louise“ ein szenisch-dramatisches Bühnenbild in buntesten Farben und Klängen vor uns hingestellt, das keine photographische Kopie, sondern eine künstlerische Verarbeitung der zahlreichen Rufe darstellt. Da malt Charpentier das Pariser Straßenleben des Montmartre, wie es am frühen Morgen langsam und träge aus dämmrigem Schlaf erwacht. In kaum hörbarem Pianissimo beginnt das Orchester zu atmen. Wie aus weiter Ferne mischen sich schüchterne Rufe hinein, sie wachsen und steigen, immer neue Züge des Straßenlebens treten hinzu, vervollständigen und beleben dieses einzigartige Großstadtbild. Mit feinem Empfinden hat der Komponist da den Gegensatz der früh zur Arbeit Gehenden und der spät von der Stätte des Vergnügens Heimkehrenden, ihr Begegnen und ihr Widerstreiten geschildert. Eine kleine Lumpensammlerin tauscht geschäftig Gedanken mit der Kohlensammlerin. Nach den geschäftigen Frauen erscheinen die arbeitseifrigen Männer. Der Lumpensammler prallt mit einem Nachtschwärmer zusammen. Die agents de police erscheinen, zu zweien, in eifriger Unterhaltung mit der Milchfrau. Die Milchfrau erzählt von ihrer Jugend. Vor zwanzig Jahren war sie „la reine de Paris“. Der typische Straßenjunge neckt sie mit ihren Erinnerungen. Die bummelnden Bohémiens erscheinen mit den kecken Rhythmen ihrer Gassenlieder. Und nun füllt sich mit steigender Sonne die Straße mit all den bekannten Typen.

Da erscheint der Althändler:

Kauf’ al - tes Ei - sen, auch Lum - pen ein!

Die Artischockenhändlerin tritt hinzu:

Ar - ti - schocken zart und grün!

Ganz herrlich zart und grün sind sie.

Sie übertönt der Rübenhändler:

Wer kauft mir Mohr - rü - ben

ab, herr - li - che Mohr - rü - ben kauft!

Mohr - rü - ben!

Lyrisch sentimental mischt sich der Vogelhändler dazwischen:

Gauchheil für die Vö - ge - lein!

Über alle hinweg schrillt die Pfeife des Ziegenhirten:

Immer lauter, immer reicher wird die Symphonie. Die Verkäuferin der Brunnenkresse preist den Nutzen ihrer Ware an:

Kauft Brun - nen - kres - se,

die er - hält euch ge - sund!

Der Kleiderhändler lockt zum Kauf, wie zum Verkauf:

Der Klei - der - mann, al - te

Klei - der zu ver - kau - fen!

Dazwischen singt der Böttcher seine breiten Töne:

„Tonnen, Fässer, der Tonnenmann ist da!“

Der Erbsenhändler, der Kartoffelhändler, die Gemüsehändlerin, der Besenbinder treten hinzu, die Glocke des Scherenschleifers, der trompeten- oder eigentlich schalmeienartige Schall des Stuhlflechters („Ich flecht’ zerschlissene Stühle“), die rhythmischen Schläge an die Glocke des Scherenschleifers scheinen die Musik in Taktgruppen zu ordnen — all die unzähligen Cris einen sich zu einem symphonischen Gemälde der Weltstimmen, die Charpentier in kunstvoller Art zu gruppieren weiß, so daß eine echte, in allen Stimmen zu einem Ganzen verschlungene Straßensymphonie entsteht:

Erbsenverkäuferin:

f

Grüne Erb=

Kartoffelverkäuferin:

f

Kar=tof = = = feln, Kar = toffeln, Kar=tof=

Böttcher:

f

Ton=nen, Fäß = = = ser, der Ton=

Besenbinder:

f

Be=sen kauft mir ab! Be=sen kauft mir ab, daß zu

Pfeife des Ziegenhirten:

5

Glocke des Scherenschleifers:

sen, Erb = = = sen, der Schef = fel zehn Sous!

feln, frische hol = = = = län = di = sche, drei Sous das Maß!

= = = nen = mann ist da!

es=sen ich hab', weich sind sie und dicht, und bess're find't ihr nicht!

3 3 3

Auffallend ist, daß alle diese Stimmen in dem Gewirr der Großstadt einen verhältnismäßig milden Klang bewahrt haben. Trotz der natürlichen Lautheit klingen sie nicht ärgerlich schreiend, ohrverletzend. Schon die weiche, gebundene Sprache des Franzosen scheint dem vorzubeugen.

Durch diesen Umstand kommt in dem bunten Durcheinander eben doch noch immer bis zu gewissem Grade der Eindruck, oder sagen wir: der Schein musikalischer Reinheit zustande. Und so webt denn Charpentier aus all diesen weichen, milden Farben der cris de Paris einen prächtigen Teppich, über den er sein Liebespaar hinaufführt zur Höhe des Montmartre, zum herrlichen Ausblick auf Paris, dessen Zauber sie verzaubert, dessen Glanz sie betört, dessen Stimmlockung sie bannt und zueinander führt in seliger Verklärung.

Paris, o Paris, der Freude Stadt, der Liebe Stadt,
Sei unserer Liebe hold,
Gib deinen Kindern Schutz!
Schirme uns, verteidige uns!

In das süße Bekenntnis schallt recht bezeichnend der lockende Ruf des Vogelhändlers hinein. In das große Liebesduett des Paares mischen sich neue berauschende Töne. Zu den cris der Straße kommen die Stimmen der frohen Bürger, der feiernden Montmartre-Menschen. Aus allen Ecken des Montmartre hallen die Klänge zusammen, Glocken, Trommeln, Fanfaren — darüber die leise lockenden, halb nur gefühlten Freudenrufe des Bohême-Völkchens, wie es in Paris lebt und genießt.

Doch nun zurück zur greifbaren Wirklichkeit! Alle diese Straßenrufe, sie leben, sie bilden die ewige Melodie von Paris. Und auf dem Hintergrund dieser ewigen Melodie malen sich die wechselnden Bilder der drängenden Zeit ab. Wie mancher Typ der Vergangenheit ist verschwunden, wie mancher Typ der alten Zeit ist durch neue Gestalten ersetzt. In früheren Jahrhunderten bildete der Wasserverkäufer der Straße die vielleicht populärste Figur. Meist Italiener waren es, die, mit ihren großen Tonnen auf dem Rücken oder auf dem Handkarren, das so dringend nötige Naß für alle Zwecke des Lebens den Bürgern zuführten. Und die Tonnen und ihre Herren bildeten ein Stück Leben des alten Paris. In vormärzlichen Dramen spielt die Erscheinung eine Rolle. Man denke nur an die Oper „Der Wasserträger“ von Cherubini. Hier wird die Figur des harmlosen italienischen Wasserträgers in den politischen Kampf gezerrt. In der schwülen Zeit revolutionärer Bewegung schafft der Tonnenmann in dem Raum seines unbedenklich erscheinenden Riesengefäßes einen von den Häschern verfolgten politischen Gegner über das Weichbild der Stadt in Sicherheit. Die moderne Technik der Wasserleitung hat diesen Typ verdrängt. Wie manche anderen sind ihm gefolgt: der Chiffonnier, der Marchand de Lunettes, der Zuckerverkäufer, die Hutmacherin! . . . Gâteau de Nanterre, gâteau fin . . . Chicorée sauvage, ma belle Capucine . . . Le Marchand d'aiguilles pour les femmes et les filles! . . . So hallte es einst durch die Straßen.

Seit alten Zeiten erhalten hat sich der Straßensänger. Da zieht er im heutigen Paris mit der schlichten Gitarre oder mit der anspruchsvollen Harfe durch die Stadtviertel, auf die Höfe der ärmeren Wohnungen und stimmt seine beweglichen Lieder an. Er bringt etwas Sonnenschein in die dumpfen, stillen Häuser, und wenn er durch seine sentimentalen Stücke die Hörer zu Tränen rührt, sie sind ihm dankbar für die kleine Ablenkung, die er ihnen gibt. Im Frühling, im Sommer wird der Chor dieser Straßensänger immer reicher. Da zieht er aus den kleinen Vierteln hinaus in die Champs Elysées, in das Bois de Boulogne, das Bois de Vincennes. Und überall findet der seltsame Barde sein Publikum. Selbst auf den großen Boulevards, inmitten des Fremdenviertels, taucht er abends vor den Cafés auf, stellt sich in Positur und singt wie ein Heldentenor seine Strophen, nimmt den Beifall in Empfang und sammelt die Sous, die freigebige Hände spenden. Zu dem Chor der Sänger kommt das Orchester der Spieler, die Geiger, die Flöten- oder Schalmeienbläser, die Savoyarden mit ihrem Dudelsack oder mit der Ziehharmonika — alles vereint sich da zu einer neuen Symphonie der cris de Paris. Und das Heer dieser Solisten wird weiter gefüllt durch die Armee der Bürger, die ihre freien Augenblicke zu ähnlicher Kunstentfaltung nutzen. Das romanische Temperament treibt da seltsame Blüten. Man kommt an einem schönen Frühlingstag über die Place de la Concorde. Gemächlich trollt sich ein Bürgersmann dahin und summt — nein singt ganz deutlich den kecken Chanson:

Si vous avez aimé
Vous aimerez encore . . .

Draußen in den Champs Elysées der Wegkehrer benützt jede Pause seiner Tätigkeit, um zu trällern:

Si vous avez aimé . . .

Der Camelot unterbricht seine Zeitungsrufe:

Si vous avez aimé . . .

Der Chauffeur übertönt das Knattern des Autos:

Si vous avez aimé . . .

Ganz Paris scheint an diesem Tag von dem Wirbel des Liedes befallen. Weshalb stellt sich wie auf eine allgemeine Verabredung solch ein Gassenhauer im Volke ein? Wer des Rätsels Lösung sucht, der gehe einmal von den Boulevards abends hinaus den Faubourgs zu. So in der Nähe der Place

de la République kann er leicht die Erklärung finden. — — Es ist zehn Uhr. Da, rechts von der Seite schallt, wie aus hundert Kehlen, dasselbe überall gehörte Lied:

Si vous avez aimé . . .

Man blickt um. Ein kleiner, ganz schmaler Laden, schmutzig roh. Die Wände tapeziert mit lauter Notenblättern. Natürlich Volkslieder, Straßenliteratur. Hinten im Fond des Lädchens ein Riesen-Grammophon, und dieses Riesen-Grammophon singt die Melodie:

Si vous avez aimé . . .

Rings um das Kunstinstrument stehen die Scharen, Arbeiter, Ladenmädchen, Lehrlinge, Camelots . . . Und sie lauschen dem Grammophon. Und sie starren auf die Wände, wo das gedruckte Liedchen angeheftet ist, in einem Dutzend Exemplaren über dem Laden verstreut. Und sie lesen die Melodie und folgen dem Grammophon mit eifriger Hingabe. Erst summen sie vorsichtig. Wenn sie die Melodie erfaßt haben, werden sie kühner; sie trällern, sie singen, sie jubilieren schließlich im lauten Chor mit dem Grammophon. Eine, zwei, drei Strophen wiederholen sich. Das Grammophon ist abgelaufen. Die Verkäuferin aber dreht wieder auf. Und richtig fängt das Instrument wieder an:

Si vouz avez aimé . . .

Wieder von der ersten bis zur letzten Strophe. Und wieder lauscht die Menge, wieder summt sie, trällert sie, singt sie. Bis sie das Lied ganz und völlig in sich aufgenommen. Und erfüllt von der neuen künstlerischen Errungenschaft verlassen die Leutchen den „Musiksaal", freilich nicht, ohne sich für zwei Sous das kleine Blättchen zu kaufen, das ihnen die Verkäuferin anbietet. Sie macht ihr bescheidenes Geschäft auf diese merkwürdige Weise. Sie trichtert den Leuten erst durchs Grammophon die Melodie ein, so daß sie wild darauf losstürmen. Dann verkauft sie ihnen den Text, der übrigens zudem mit der Singstimme ausgestattet ist. So, durch solche Geschäftskniffe wurde das Lied den Parisern in die Kehle gedrängt. Das war das Geheimnis, warum alles, alles, vom Camelot bis zum Bourgeois diesen Tag das Lied gesungen. Freilich nur diesen Tag. Am anderen Tag ist's vergessen, verloren. Die Nacht senkt sich über die Melodie. Morgen schwingt sich eine andere in die klare Luft zum blauen Pariser Himmel empor.

Der Frühling macht dem Sommer Platz. Ein neues Musikheer führt er mit sich. Auf öffentlichen Plätzen, in den großen Volksgärten zeigen sich die Militärkapellen, die unter freiem Himmel konzertieren. Im Garten des Luxembourg, im Garten der Tuilerien, in den Champs Elysées, überall mischen sich mit der gewohnten Straßensymphonie jetzt diese neuen musikalischen cris. Das Volk umlagert die Kapellen, singt in seiner Lebhaftigkeit die populären Melodien mit, begleitet einen Walzer mit frischem Wiegen oder gar mit einem keck ausgeführten richtigen Tänzchen zur Seite. — — Das Bild der Straßenkunst wird immer reicher, immer bunter. Es erreicht seinen Höhepunkt am 14. Juli, dem Nationalfest, dem Gedenktag des Bastillensturmes. Da ist ganz Paris in einen Musiksal verwandelt. Auf jedem Platz errichtet die Stadt Musikpavillons und stellt kleine Kapellen auf. Diese spielen schon vom Vorabend des Tages an, ununterbrochen, Tag und Nacht. Nationallieder, Volkslieder, Märsche, Tänze. Und am Abend entwickelt sich um die Musikzelte ein wirklicher Ball, ein Bal champêtre, ein Volksfest der eigenartigsten, urwüchsigsten, unvergleichlichsten Buntheit. Dann ist wirklich ganz Paris zu einer einzigen Schaubühne des Lebens geworden. Die cris de Paris sind tatgewordene, volltönende Musik. Und wer am Sonntag nach dem 14. Juli nach Versailles pilgert, erlebt im ähnlichen Sinne ein neues, vielleicht noch konzentrierteres Volks- und Musikbild. In dem Riesenpark von Versailles wälzen sich die endlosen Massen. Lust und Freude machen sich in tausend Rufen Luft. Den Höhepunkt bildet meist bei Eintritt der Dunkelheit das Feuerwerk, das sich in ein Schauspiel ureinziger Art ergießt. Nach blendenden Lichteffekten verraucht das Feuer, in mildem Violett scheint die Farbensymphonie zu verklingen. Alles sieht gespannt auf. Ist das Spiel zu Ende, ist es eine Pause nur zu neuem Anfang? — Unruhig, zweifelnd gehen die fragenden Gesichter her und hin. Da hebt sich — wie aus unterirdischer Macht — nach dem Element des Feuers das Element des Wassers. In niederzwingender Majestät gehen die mächtigen Strahlen der grands eaux in die Lüfte der weichen Julinacht. Vor Staunen und Ehrfurcht hält das vieltausendköpfige Publikum den Atem an, es folgt den steigenden Wassern mit dem Blick, von Meter zu Meter, bis zur imponierenden grandiosen Höhe. Der weiße Schaum der Kämme fällt in Myriaden von glitzernden Perlen in das Bassin zurück, magisch zart beleuchtet von dem violetten Licht — ein fast überirdisches Schauspiel. Das Volk fühlt die Majestät dieser Handlung, und nach einer Minute erstarrten Schweigens bricht es in tosend stürmischen, von jubelnden Schreien getragenen Beifall aus. Es ist überwältigt und macht seinem erschütterten Herzen in solchen äthererzitternden Rufen Luft. Denn die cris de Paris, sie folgen dem Pariser in alle Ereignisse des überbunten Lebens. Sie wechseln mit dem Tage, mit den Jahreszeiten. Aber sie haben Bestand, Dauerbestand als ureigenster Charakter dieser charaktervollen Stadt.

Viktoria mit dem Kamerunberg

Eine Künstlerfahrt durch Kamerun

Bilder und Text von Ernst Vollbehr

Als Maler bin ich durch alle unsere afrikanischen Kolonien gestreift. Ich habe gesucht, die Schönheiten der Tropenländer und die Öde der Sandwüsten zu erfassen, zu erkennen und schließlich im Bilde festzuhalten, um daheim zeigen zu können, wie es in unsern Kolonien aussieht. Gleichzeitig habe ich allabendlich, vor meinem Zelte sitzend, das Erlernte und Erlebte getreulich niedergeschrieben.

So möchte ich denn nun, an der Hand einiger Bilder, einen Auszug aus dem Tagebuche von meiner soeben beendeten Reise ins Kameruner Hinterland geben.

Am Ende der nervenberuhigenden, dreiwöchigen Meerfahrt, die, in Hamburg beginnend, über Madeira, die afrikanische Goldküste entlang und an dem schmucken Lome, der Hauptstadt Togos, vorüberführte, lag endlich der schönste Punkt der ganzen Westküste Afrikas vor uns: Die Bai von Viktoria mit dem wunderbaren Kamerunberge. Zwischen kleinen, vorgelagerten Inseln steuerte der Dampfer hindurch in die weite, grüne Bai hinein, aus deren Mitte, fast unmittelbar aus dem Meere emporsteigend, der „Mongo na loba,“ der Götterberg, 4000 Meter emporragt. Zu seinen Füßen liegt die Stadt Viktoria, die mit ihren sauberen, weißen Häusern und ihrem Kirchlein aussieht, als sei sie aus einer Kinderspielzeugschachtel ausgepackt und um diesen wunderbaren Bergriesen herumgebaut. Seine Abhänge sind bis zur halben Höhe mit dichtem, schier undurchdringlichem Urwald bedeckt, in den hier und da die Europäerpflanzungen, Kautschuk und Kakao, hineingewoben sind. Zum schneegekrönten Gipfel hinauf, der meist von dichten Wolkenschleiern umhüllt ist, erstrecken sich weite, unwirtliche Grasstrecken, die in den obersten Regionen von rauhen Felspartien und alten Lavaflächen abgelöst werden.

Der Tropenzauber umfing mich mit seiner ganzen unwiderstehlichen Macht, als ich nach kurzer Fahrt von Viktoria nach Duala in früher Morgenstunde meinen Fuß wieder auf afrikanische Erde setzte. Die Wolken waren vom Lichte der aufgehenden Sonne übergossen. Die ganze

Welt hüllte sich in duftige Farbenpracht. Noch waren die Umrisse der schlanken Palmen im feinen Nebel undeutlich zu erkennen, als plötzlich die Sonne emporstieg und alles in klares Licht tauchte. Der bläuliche Nebel senkte sich zur Erde, und in seiner gigantischen Schönheit ragte der große Kamerunberg greifbar nahe zum Morgenhimmel empor.

Noch am selben Vormittag brachte mich eine Dampfpinasse, die ein Boot mit meinen vielen Lasten schleppte, von Duala nach Bonaberi, der Anfangsstation der Kameruner Nordbahn. Diese Bahn ist ein Kulturwerk ersten Ranges. Man staunt, daß in diesem Gebiete überhaupt eine Bahn gebaut werden konnte. Sie führt in der ersten Strecke durch scheinbar undurchdringliche Mangrovesümpfe hindurch, in denen giftige Miasmen und böse Krankheitserreger ihren Sitz haben. Dann geht es hinein in den ewigen Urwald, höher und höher hinauf zum Kameruner Plateau. Schnurgerade führt der gutgepflegte Bahndamm durch das unwegsame Dickicht an den gewaldigen Baumriesen vorbei. Die ganze Fahrt dünkt den, der sie zum ersten Male ausführt, wie ein Märchen. Ich saß im bequemen Liegestuhl auf einem für mich angehängten flachen Güterwagen. Um mich herum hockten meine Boys, welche die Malsachen und den Sonnenschirm hielten.

Baumriesen von 50 bis 60 Meter Höhe waren über den Bahndamm gefallen. Feuer und Dynamit hatten dem Eisenwege Raum schaffen müssen. Immer steiler wurde der Anstieg. Die Bahn zog sich in engen Serpentinen in das Gebirge hinein. Endlich, nach etwa neunstündiger Fahrt, traten wir in einer Höhe von 800 Metern aus dem Urwaldgürtel, der Kamerun von der Küste an umschließt, hinaus in das Grasland, dessen freie, weite Flächen von rotviolettem Schimmer eingehüllt waren. Gerade bei Sonnenuntergang erreichten wir die Endstation der Nordbahn, Nkongsamba. Hier erwarteten mich die Träger, die meine Lasten fortan auf ihren Schultern ins Innere hineintragen sollten. Wir schlugen unser Lager auf. Meine Boys hantierten noch lange beim Laternenscheine um mein Zelt herum. Auf meinen Koffern hockten die Soldaten mit ihren Gewehren und bewachten meine Sachen. Durch die Nacht klang der eintönig wilde Gesang meiner Träger, die um ihre Feuer ihre Tänze aufführten. Die erste Nacht im Innersten Afrikas. —

Gleich in den folgenden Tagen besuchte ich die mächtigen Nkamfälle. Noch lag ein dichter Schleier über ihnen und über dem Flusse, als ich am frühen Morgen vor mein Zelt trat, das dicht am Ufer aufgeschlagen

Palmenwald in Morgensonne

Sonnenaufgang über dem Urwald (Nkamfluß)

worden war. Dumpf dröhnte das Brausen der gewaltigen Wassermassen. Von den Urwaldriesen träufelte dichter Morgentau, als ob es regnete. Endlich um sechs Uhr brach die Sonne durch, die einzelnen Baumgruppen lösten sich aus den Nebeln, und nun sah ich die schaumgekrönten Wassermassen herabstürzen. Währenddessen zogen meine Träger mit all meiner Habe hoch über meinem Kopfe auf der von Eingeborenen geflochtenen Lianenbrücke über den Fluß, dem nächsten Rastplatze zu. Auch für mich wurde es Zeit, ihnen zu folgen, denn der kühle Morgen wich alsbald dem heißen Tag, und der Marsch war gar beschwerlich, denn es hieß auf vielen schlechten Eingeborenenpfaden dahinzuwandern, über manche primitive Hängebrücke zu balancieren, während mein Pferd an der Leine von schwimmkundigen Leuten geführt wurde, bis endlich der gute, breite Regierungsweg erreicht war, der mich nun viele Tage durch die riesige Mboebene hindurchführte. Rechts und links vom Wege stand das hohe, undurchdringliche Elefantengras wie eine 5 Meter hohe Mauer, selbst dem Reiter schlug es überall über dem Kopfe zusammen. Nur an den Stellen, wo die Eingeborenen Grasbrände entfacht oder Elefantenherden die dichte Vegetation niedergetrampelt hatten, konnte ich die gewaltigen Gebirgsmassen erblicken, welche die ganze Ebene einrahmen. Das 2300 Meter hohe, vulkanische Felsmassiv der Manengubaberge lockte mich, und ich hatte das Glück, dieses wunderbare Gebirge stets so klar zu sehen, daß ich es in vielen Bildern festhalten konnte, trotzdem die Trockenzeit bereits eingesetzt hatte und der Wüstenwind — der Hamadan — seine feinen Sandschauer schon aus den Steppen der Sahara über das Kameruner Grasland hintreiben ließ. Ich habe auch das Manengubamassiv bestiegen und mein Zelt in der Nähe des großen Kraterbeckens aufgeschlagen. Das ganze Becken ist mit vielen Eruptionskegeln bedeckt, die mit orangegelbem Gras bewachsen sind. Zwei dieser Kegel sind mit Seen ausgefüllt. Den einen davon gebe ich hier im Bilde wieder (siehe nächste Seite). Nie werde ich den Blick in diese erhabene, unberührte Kraterwelt vergessen.

Den Aufstieg zum 1400 m hoch gelegenen Graslandplateau machte ich von der Mboebene aus durch die großen Ölpalmen-

wälder von Sanschu. Dicht am Felsabhang bezog ich das Lager. Ich hatte von hier aus eine feenhafte Aussicht über die unendlich weite Mboebene mit ihren verstreuten Urwaldparzellen. Zur rechten fiel mein Blick auf die bis an den Gipfel mit Urwald bestandenen Berge. Einige duftige Gebirgssilhouetten gaben dem Bilde den Abschluß. Wie ein wogendes, grünes Meer lagen zu meinen Füßen die Ölpalmenhaine. — Trotzdem ich von einem zehnstündigen, heißen Ritt sehr ermüdet war, konnte ich mich dennoch dazu aufraffen, noch von dem herrlichen Panorama eine Detailstudie zu malen. Von Sanschu ritt ich zum 2000 Meter hoch gelegenen Militärposten Mbo, von wo aus ich im Hamadandunst bei Sonnenaufgang den Rückblick über das unter mir liegende Gebirge malen konnte. Von Mbo gelangte ich allmählich in das reichbevölkerte Grasland. Große Menschenmassen sitzen hier dicht aufeinander gedrängt, und da alle satt zu essen haben wollen, sind bis zu den hohen Bergen hinauf sauber gehaltene Farmen der Eingeborenen angelegt. Man glaubt durch wohlgepflegte Weingärten Deutschlands zu reiten. In den Talschluchten, in der Nähe der Bäche und der großen Dörfer liegen unter Urwaldriesen die Fetischhaine. Durch einen zuverlässigen Stationsdolmetsch erfuhr ich, daß die Graslandneger ihrem Gott, den sie Ndemsi nennen, hier kleine Grashäuser erbauen, unter denen der Gott in der Erde wohnt. Dorthin bringen sie ihm Trank- und Speiseopfer, Öl, Salz — letzteres ist eine besonders kostbare, da im Graslande sehr teure Gabe —, ferner wird klein geschnittenes Ziegenfleisch und Mimbowein geopfert; die Ameisen, die sich der Speiseopfer bemächtigen, gelten als Abgesandte des Ndemsi, die ihm die Opfer bringen. Außerdem existiert eine Ahnenverehrung. Vater und Mutter werden gewöhnlich in der Nähe des Hauses beerdigt, gelten dann als Götter und bekommen Opfer wie der Ndemsi.

Stets wurde ich von den Häuptlingen des Graslandes — die in phantastischen Festkleidungen inmitten ihres Gefolges und ihrer fast unzähligen Weiber saßen — feierlich empfangen.

Zuerst will ich vom berühmten und gleichzeitig berüchtigten Häuptling Guafo von Bandeng erzählen, der drei Reitstunden von der deutschen Felsenwarte Bamenda

Kratersee im Manenguba

Der Häuptling von Babessi

Blick auf die Mboebene von Sanschu aus. Im Vordergrund Ölpalmenwälder

entfernt wohnt. Ich glaube, ich habe noch nie etwas so Dickes und so Häßliches gesehen, wie diesen Häuptling. Er trug eine Mütze mit hunderten, nach allen Seiten abstehenden Elefantenschwanzhaaren auf dem Kopf. Seine kleinen Schweinsaugen sahen schlau in die Welt. Seine Nase und der Mund waren so breit, daß man sagen konnte, sie gingen von einem Ohr zum anderen. In seinem Lieblingshause, dem Mimbotrinkhause, setzte er sich auf seinen geschnitzten Thron und bot mir einen ähnlichen Thron als Sitzgelegenheit an. Zwei junge, unbekleidete, schwarze Schönen, die „Dienst tuenden Frauen", trugen seine Bronzepfeife und eine Mimbokalabasse. Ich malte ihn, und als er sein Bild später sah und sich darauf erkannte, brach er in ein orkanartiges Gelächter aus. Dadurch angelockt, kamen seine 200 Weiber gelaufen, um gleichfalls beim Anblick des Porträts in sein infernalisches Freudengeheul einzustimmen. Guaso hat vor 20 Jahren, als Zintgraff, vereint mit den Balis, eine Strafexpedition gegen ihn unternahm, vier Europäer getötet und dadurch dem Vordringen des mutigen Forschers ein Ende gesetzt.

Andere Häuptlinge, die mich empfingen, trugen zusammenklappbare, sonnenblumenförmige Kopfbedeckungen aus Papageienfedern, andere wieder reich gestickte Mützen. Als Beinkleider trugen fast alle dort gewebte, 10 qm große, blaue Hüfttücher, die von Biberfellstreifen um die Hüften gehalten wurden. Die Beine wurden zur „großen Galauniform" mit roter Lateriterde gefärbt. Die Weiber gehen völlig unbekleidet; bei Freudenfesten beschmieren sie ihren ganzen Körper mit rotem Lehm oder mit feingeriebenem Rotholz.

Die festlichen Empfänge, die mir von den verschiedensten Häuptlingen bereitet wurden, überboten sich gegenseitig an Großartigkeit und Farbenpracht. Meist begann es damit, daß mir 200 bis 300 nackte Weiber entgegenliefen, die sich unter ständigem Schreien auf den rundgezogenen Mund schlugen, wodurch schrille, jodelnde Schreie entstanden. Die andere Hand legten sie aufs Knie. So rasten sie in gebückter Stellung auf mich zu, drehten dicht vor mir um, liefen weg, um wieder zurückzukehren. Dann folgten Bläser, begleitet von Hunderten von Knaben in rhythmischen

Tanzschritten mit tiefernsten Gesichtern, als gelte es eine große Staatsaktion. Endlich kam der Häuptling selbst in phantastischem Aufzug, herausgeputzt wie ein Pfau, umgeben von seinen Großen, um mich in feierlichem Zuge in seine Residenz zu begleiten. Vor dem Eingang zum Häuptlingsgehöft stellte er seine Lieblingsweiber und seine Familie vor. Theatralisch gruppierten sich sein Gefolge und sein ganzes Volk um mich herum, oft waren es mehr als 3000 Menschen. Lautlose Stille herrschte stets, wenn ich meine Staffelei aufstellte, um den Häuptling zu malen. Aller Augen waren dann auf mich und das Bild gerichtet. Ein Tag war immer interessanter als der andere, wenn hier in Kamerun eine Steigerung überhaupt denkbar war.

Eines Tages begleitete ich den Stationschef von Bamenda auf einer Dienstreise, die er unternahm, um dem Bangolastamme ein neues Reservat anzuweisen. Der Stamm hatte bisher in Abhängigkeit und Feindschaft mit den Babungu gelebt, deren Häuptling ihm für teuren Zins viel zu wenig Farmland gegeben hatte. Auf dem Wege zwischen Bamenda und Bamum erwartete uns der Bangolahäuptling mit seinen Großen und seinem 2000 Köpfe zählenden Stamme, eine Abordnung sprang uns im Kriegstanze entgegen, unter dem Rasseln der Trommeln und dem Geklapper der Speere, die auf die Schilde geschlagen wurden. Doch das Freudengeheul verstummte plötzlich, als der Stationschef meiner Bitte Folge leistete, mir das verlassene Dorf der Bangola zu zeigen. Wir bogen vom Hauptwege ab dem menschenleeren Häuptlingsgehöfte zu. Betreten und Angst im Herzen schlichen der Häuptling und sein Volk hinter uns her. Sie schienen zu fürchten, daß die unberechenbaren „weißen Herren“ der Ansicht waren, es sei besser, wenn der Stamm doch in seinen alten Wohnplätzen bliebe. Eine tiefe, beklommene Stille lag über dem wandernden Volke, die nur durch unsere Gespräche und das Schnauben der Pferde unterbrochen wurde.

Da fiel mein Blick auf die wertvollen Schnitzereien an den Pfosten und Toren des Häuptlingshauses, die dazu verdammt sein würden, mit dem verfallenden Dorfe

Sonnenaufgang in Hamadan-Dunst. Auf dem 2000 Meter hoch gelegenen Militärposten Mbo gemalt

zu vermodern. Ich ließ dem Häuptling anbieten, sie mir gegen entsprechende Gegengeschenke zu überlassen. Freudig ging er darauf ein, und alsbald bekamen die Soldaten den Befehl, die Schnitzereien aus den Wänden zu lösen. In diesem Moment brach das ganze Volk in ein markerschütterndes Freudengeschrei aus. Der Häuptling raste an der Spitze seiner Großen wie besessen auf uns zu — Speere wirbelten in der Luft und Fahnen, an denen an Stelle der Adler Bronzegötzen befestigt waren, das wahnsinnige Rasseln der Trommeln mischte sich in das Jauchzen von 2000 Kehlen und das Stampfen der Füße. Immer wilder und freudiger wurde der Tanz, die Menge flutete auf uns zu und prallte wieder zurück, der ganze Stamm war von einem völligen Freudentaumel ergriffen: sie sahen die Herausnahme der Türpfosten als Zeichen dafür an, daß sie das Dorf verlassen und mit uns ziehen durften.

An der Spitze der Zweitausend marschierten wir nun weiter. Hinter uns Musik und nicht endenwollendes Freudengeschrei. Unterwegs kamen wir an die Ortschaft Babessi, wo wiederum großer Empfang war — nur noch mehr Weiber, mehr Bläser, mehr Hofstaat um den Häuptling herum. Das ganze Gewimmel des Empfangs drängte sich auf dem verhältnismäßig schmalen Wege zusammen, doch man mußte anerkennen, daß die Regie vorzüglich war und daß es fast nie eine Wiederholung des bereits Gebotenen gab.

Nach der feierlichen Begrüßungszeremonie versammelten sich vor unserem Rasthaus der Häuptling und seine Großen. Das Malerherz in mir lachte vor Freude über diese schöngebauten, stattlichen Männer mit den etwas schiefstehenden, mandelförmigen Augen und den weißen, zugespitzten Zähnen. Jedes Gesicht war wert, porträtiert zu werden. Während ich dann später den Häuptling und einige seiner Großen malte, sammelte sich das Volk von Babessi, um uns seine Tänze vorzuführen. In der Mitte des ganzen Volkshaufens standen die großen Trommeln, auf die wild, aber im Takt losgeschlagen wurde. Man konnte deutlich die einzelnen Partien des Tanzes unterscheiden, der stets neue theatralische Gesamtbilder bot. Es gab sogar Kerle, die, als Tiger verkleidet, eine Art Solo-Serpentintanz

Fetischhain im Grasland

Häuptling Njoja von Bamum

aufführten. Später schob sich eine lange Reihe von Weibern in langsamem Schritt, mit jeder Muskel des Körpers spielend, in die Tanzordnung hinein, und zu allerletzt erschien eine schwarze Perlenkette von etwa hundert ganz jungen Häuptlingsmädchen, die langsam, rhythmisch, ebenfalls dicht aneinander aufgereiht, im Kreise an uns vorbeihüpften.

Das Bangolavolk war vorausgesandt worden, und wir trafen es am anderen Morgen in einer Urwaldparzelle, wo sie sich Hunderte von Feuern gemacht und die Nacht zugebracht hatten. Wir sahen schon von weitem an dem aufsteigenden Rauch die Stelle, wo das ganze Volk erwartungsvoll ruhte. Um dem wilden Freudengeschrei, das schließlich doch auf die Nerven fällt, zu entgehen, sprengten wir im Galopp bei dem Häuptling, bei der Musik, bei den Fahnen, bei den Männern, bei den Weibern, Kindern und Hausgeräten vorbei und machten erst eine halbe Stunde später an einer Stelle, wo weit und breit keine Volkschaft wohnte, Rast, um das Gelände auszukundschaften, um zu sehen, ob guter Farmgrund, genügend Raphiapalmenbestände, gesundes, gutes Wasser und endlich hochgelegene Wälder für das kommende Bangoladorf selbst vorhanden waren. Der Stationschef fand die Stelle günstig.

Der Häuptling kam allmählich heran und behauptete, daß gerade diese Landschaft, die der Stationschef ihm hier anwies, sehr geeignet wäre, und daß er dies Terrain sich ersehnt hätte. Alles war daher schnell erledigt, und fröhlich blieb der ganze Stamm an diesem Ort, um sofort mit Roden zu beginnen, provisorische Grashütten und Farmen zu bauen und um dann später als erstes festes Gebäude das Häuptlingsgehöft zu errichten. Ganz zuletzt werden dann endlich auch die Wohnhütten für das Volk gebaut. Das wird aber noch lange dauern, und viel Not, Elend und Hunger wird über das Volk herziehen, bis es wieder zu einem geregelten, sorgenlosen Leben kommt.

Wir zogen nun weiter auf Fumban, die Hauptstadt des Sultanats Bamum, zu, über das der mächtige und kluge Njoja herrscht. Am letzten Tage vor der Residenz mußten wir durch volk- und baumleere Strecken reiten, selbst die vielen, hohen Ölpalmen waren ein Opfer der Grasbrände geworden. Es wurde recht heiß, und die Neugierde ließ einem die Zeit lang erscheinen. End-

Der Graslandhäuptling Bäfu Fondong mit seinem zusammenklappbaren Federhut

Häuptling aus dem Dschang-Bezirk

lich nach siebenstündigem, strammem Ritt sprengten vier Reiter auf uns zu, in phantastischen Kostümen, so dick ausgepolstert, daß mein erster Gedanke war: ein Glück, daß du kein Großer von Njoja bist. Sie begrüßten uns sehr untertänig, und unter Stottern und die Hand vor den Mund haltend, brachten sie uns die Nachricht, daß Njoja sehr krank zu Bett liege und uns nicht empfangen könnte. Ich war sehr traurig darüber, da ich mir gerade den von Njoja geleiteten Empfang gewünscht hatte. Ich sollte aber entschädigt werden. Wir hatten eben die erste große Ringbefestigung, die um ganz Fumban in Form eines tiefen, breiten Grabens läuft, hinter uns, als der Weg breiter wurde und etwa zwanzig Reitergruppen, zu je vier Reitern in rasendem Galopp auf uns zuritten, kehrtmachten und sich an unserer Seite aufstellten, um wieder für die nächsten vier Platz zu machen. Einer war stets phantastischer und farbiger gekleidet und dicker mit Watte gepanzert als der andere. Auch die Pferde waren reich geschmückt wie bei alten, fremdländischen Turnieren. Von diesen stolzen Reitern eskortiert, kamen wir an die zweite und später die dritte Stadtumwallung. Durch ein schmales Tor ritten wir in die mächtige Stadt. Dort empfing uns unter schattigen, grünen Bäumen, auf einer reich geschnitzten Tragbahre sitzend, die Nah, die schöne, aber sehr korpulente Mutter des Njoja. Uns Durstigen wurde hier von wohlgepflegten, völlig bekleideten Frauen mit altassyrischen Haartrachten aus schönen, mit Perlen überzogenen Mimbokalabassen ein kühler Trunk gereicht. Darauf stellten sich die Tausende von Bamus und Haussas malerisch vor dem 81,60 Meter breiten und 150 Meter langen Palast in Parade auf. In der Mitte ließ sich die Nah niedersetzen. Wir ritten nochmals zu ihr, sprangen von den Pferden, gaben ihr die Hand und gingen durch den labyrinthartigen Palast zu dem fieberkranken Njoja, um auch diesen zu begrüßen. Imponierend sah der Ärmste, der auf einem Auge den Star hat, in diesem Zustande nicht aus. Aber alles, was ich in Bamum gesehen,

Fullahmädchen

Audienzhof des Häuptlings Njoja

war zur Hauptsache sein Werk. Sein Land und sein Volk zeugten von einem klugen Herrscher. Er regiert über etwa 80 000 Menschen. Sein Land ist sechs Tagemärsche breit und zwölf lang. (Tagemarsch ist ein fünfeinhalbstündiger Ritt.)

Zum Glück wurde Njoja bald gesund; er konnte staunend zusehen, wie ich seine älteste Lieblingstochter malte, und wollte mir alsbald selbst für ein Profil- und en face-Porträt Modell stehen. Da ich alles könnte, flüsterte er mir leise und etwas geniert ins Ohr, möchte ich ihm, da er keinen Bart hätte, doch einen Schnurrbart malen, so wie der deutsche Kaiser einen hätte. Ich lehnte dies natürlich ab. Als beide Porträts vollendet waren, suchte er sich eines aus. Seine Wahl fiel auf das en face, weil alle beide Augen darauf waren. Das Profilbild wäre wohl nicht ganz ähnlich, da er doch zwei Augen hätte.

Njoja führte mich in seine Schule, wo seine eigene Schrift gelehrt wird. Die Bamum-Jugend mußte mir Zeichnungen machen, die von eigenartigem, kunstgewerblichem Geschmack zeugten. In seinem Marstall standen gute Haussapferde; statt der Pferdeboys waren hier die schönen Assyrerinnen, die Häuptlingsweiber, in großen Scharen dabei, die Pferde zu waschen, zu bürsten und den Stall noch sauberer zu machen, als er bereits war. — In seinem Audienzhof malte ich den Sultan auf seinem Thron sitzend, unter einem reich geschnitzten Rundsäulenbau. Rund herum um den Hof, ebenfalls unter reich geschnitzten Hallen, saßen hunderte seiner schönsten Frauen und sahen lautlos zu, wie ich malte. Nur wenn Njoja oder ich nieste oder hustete, klatschten alle wie auf Kommando in die Hände. Einige Frauen kamen und schenkten ihm und mir aus schönen Gefäßen kalten Mimbo in ganz entsetzlich ordinäre, europäische Blechtöpfe ein, die bei uns nicht der ärmste Mann gebrauchen würde. Eine krasse Dissonanz in dieser Umgebung fremdländischer, geschmackvoller Kultur.

Mit betrübtem Herzen nahm ich schließlich von meinem lieben Fumban Abschied, und mit den schönen Erinnerungen an die interessante Bamumzeit nahm ich auch das Heimweh nach Bamum im Herzen mit. —

Haussadorf bei Fumban

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Mein Großonkel Maximilian

Eine Erinnerung von Carmen Sylva (Königin Elisabeth von Rumänien)*)

Er war wohl schon sechzig, als ich ihn kennen lernte, denn er starb, als ich dreiundzwanzig war, und da hatte er das fünfundachtzigste Jahr erreicht. Ich habe ihn nie anders gesehen als von sprudelnder Frische, blühender Gesundheit, zahnlos, mit einigen nach vorn gekämmten Haarsträhnen, krummen Beinen, die ihn aber am raschesten Gehen niemals hinderten, kleinen, blitzenden Augen, hoher Stirn, mit einem echten Naturforscherkopf, etwa wie der alte Professor Owen, voller Übermut und Schelmerei, jedermann einen verkehrten Namen gebend, neckend, aber unendlich gut, von großer Beredsamkeit und überaus bescheiden.

Er sprach nie von seinen Arbeiten und saß doch zwölf Stunden des Tages am Schreibtisch, von sechs bis sechs. Unaufgefordert erzählte er niemals von seinen Reisen, auch nicht von den Ehren und Auszeichnungen, die ihm zuteil geworden. Das erfuhren wir alles erst nach seinem Tode. Was ihm Freude machte, das waren seine Sammlungen, und ich bin noch immer untröstlich, daß meine Mutter als Vormünderin diese Sammlungen nach Amerika verkaufte, weil sie niemanden hatte, um sie in Ordnung zu halten, und weil sie fürchtete, sie würden verderben und ganz an Wert verlieren. Mit seinem sechsten Jahre hatte mein Onkel angefangen zu sammeln und hatte viele Seltenheiten zusammengebracht, namentlich was Vögel anbetraf.

Stets war es uns eine außerordentliche Freude gewesen, wenn wir seine Sammlungen mit ihm betrachten durften, wenn er uns erlaubte, den Tomahak und den Bumerang in die Hand zu nehmen und die Paradiesvögel anzustaunen. Kamen neue Stücke an, so war er stets in unbeschreiblicher Aufregung, froh wie ein Kind vor Weihnachten. Niemand weiß, welche Opfer er in der Stille brachte, ohne ein Wort der Klage. Er hatte, wie alle nachgeborenen Prinzen, nur eine kleine Apanage, von der ihm sein lebelang Abzüge gemacht wurden, um die Reisekosten zu bezahlen, die mein Großvater für ihn ausgelegt. Nie sagte er, wie gern er wieder reisen möchte, und wenn andere davon sprachen, so schwieg er. Wir haben nicht darüber nachgedacht, wie gelassen er die Armut und das Gebundensein hinnahm, und wie er sein kindliches Gemüt bewahrt hatte, denn wir fanden es ganz natürlich, daß die Nachgeborenen sich dem Hause opferten und das Vermögen nicht in Gefahr bringen durften. Mir kommt es jetzt manchmal unglaublich vor, daß die Familie die Ehre hatte, einen solchen Gelehrten zu besitzen, und daß sie keine weiteren Opfer für ihn bringen wollte! Aber das Jahr achtundvierzig hatte schwere materielle Verluste gebracht und das Vermögen erheblich vermindert, so daß es kaum möglich war, weite Reisen auszurüsten. Und dann ging viel, viel Geld für die Gesundheit fort! Ja, in der alten Generation war kein Mensch krank. Da war alles so gesund, selbst mein Großonkel Karl, der ewig klagte und immer jammerte, er fühle sich so elend, und meine Großtante Luise, die zehn Jahre älter war als Onkel Max und die bis zum achtundachtzigsten Jahre nie einen Tag krank im Bett gelegen hatte, die noch mit siebzig nach Monrepos hin und zurück zu Fuß ging, diese zwei Stunden Weges als Spaziergang betrachtend, und die in ihrem Stilleben auch immer zufrieden war, genau wie Onkel Max. Onkel Karl sah stolz und mißvergnügt aus, wie es großen Herren geziemt, hager, mit herabgezogenen Mundwinkeln, der schönen Adlernase, den prachtvollen, fleckenlosen Zähnen, die er bis zu seinem achtzigsten Jahre untadelhaft behielt, unfreundlich — ich kann nicht sagen, daß ich eine angenehme Erinnerung an ihn hatte. Aber die beiden Brüder liebten sich unendlich, es war rührend, sie zusammen zu sehen. Die Wärme und Güte strahlte jedoch immer von Onkel Max aus, der schien stets den andern zu durchleuchten und Eigenschaften an ihm zu finden, die sonst niemand entdeckte.

Die beiden Brüder lebten in einem Flügel des Schlosses zu Neuwied, kamen jedoch zu allen Mahlzeiten herüber in die unteren Räume, in denen Tante Luise lebte. Da saßen sie zusammen und sahen zum Abend einige Freunde bei sich, mit denen sie sich bei einem äußerst harmlosen, Kasino genannten Spiel unterhielten.

Onkel Karl hatte bis zu seinem fünfzigsten Jahre Horn geblasen, wie es scheint, sehr schön; denn einst, als er während eines Musikfestes in einer Schweizer Stadt weilte und in seinem Hotelzimmer geblasen hatte, forderten ihn verschiedene Einwohner, die ihn gehört, zur Beteiligung an dem Fest auf. Später fand er, daß seine Brust zu schwach wäre, und vertauschte die Musik mit dem Pinsel, weshalb er in Düsseldorf sich eifrigen Studien widmete und auch oft Professor Karl Sohn in Neuwied bei sich sah, um von

*) Aus dem zweiten, noch ungedruckten Bande des „Penatenwinkels".

ihm zu lernen. Er malte wirklich schöne und ähnliche Porträts, im Geschmack seiner Zeit; wir würden sie heute zu glatt finden, aber ich muß gestehen, daß mir das schließlich noch lieber ist, als wenn man, wie oft heutzutage, erst ins dritte Zimmer gehen muß, um zu erkennen, was bei den Bildnissen an Einzelheiten zu unterscheiden ist.

Onkel Karl hatte auch meine Mutter gemalt, als sie jung verheiratet war, und sie behauptet, ihm siebzigmal gesessen zu haben: im weißen Ballkleid, mit weißen Atlasschuhen schwebt sie daher, nicht ganz auf dem Boden, aber sehr reizend. Sie lernte damals ein Stück auswendig, in welchem sie spielen wollte, und eine Stelle daraus: „Lieber Onkel, muß ich denn vor Langeweile sterben?" schrie sie immer, so laut sie es nur konnte, damit der taube Onkel es ja hörte. Der drohte ihr dann mit dem Finger: „Ei, ei, ei!" — „Nein, lieber Onkel, das steht hier in meiner Rolle!"

Die drei Alten waren nämlich alle taub, ein sehr aristokratisches Übel, aber recht unbequem für den Nebenmenschen. Es kamen dadurch manch' komische Verwechslungen vor, zumal bei der furchtbaren Lebhaftigkeit des Onkels Max, der auf keine Erklärungen wartete, und bei der mangelnden Güte von Onkel Karl, der geflissentlich nicht hörte. Das kleine Tantchen war immer guter Laune und wurde stets von Onkel Max geneckt, namentlich ihrer Ringe wegen, die er nicht leiden konnte. Er lobte gern meine Mutter, daß sie meine Hände so sauber hielte, d. h. von Ringen frei, denn er fand, daß man Ringe ebensogut in die Nase und Lippen stecken könnte, als in die Ohren und an die Finger. Auch meine Mutter konnte Ringe nicht leiden, so daß meine Eltern ihre Trauringe nie am Finger trugen, sondern an einer Kette unsichtbar am Hals, vielmehr meine Mutter trug alle beide. Onkel Max hatte mich sehr lieb und nannte mich Lilli; „Gute Lilli, liebe Lilli," sagte er, „heirate du einen gescheiten und begabten Mann, aber, liebe Lilli, vor allem einen gesunden Mann!" Er dachte wohl nicht daran, wie gut ich ihn verstand und wie sehr ich mein ganzes Leben hindurch darunter gelitten, daß mein Vater krank war. Ich war leicht davon zu überzeugen, daß ein gesunder Mann das größte Glück sei.

Ich habe Onkel Max nur zweimal in heftiger, zorniger Aufregung gesehen. Das eine Mal, als es notwendig wurde, den Hirschpark zu verkleinern, weil gerade ein großer Teil des Waldes haubar geworden war und die Hirsche anfingen, die Bäume zu schälen. Da sagte er: „Wenn der letzte Hirsch geschossen ist, dann lege ich mich dazu!" Er war ein leidenschaftlicher Jäger, so leidenschaftlich, daß er wohl öfter vorbeischoß, während Onkel Karl, ganz ruhig, niemals fehlte und Fuchs oder Hasen regelmäßig im Dampf liegen ließ. Es war der merkwürdigste Gegensatz zwischen den beiden Brüdern; ob sie es selbst empfunden haben, weiß ich nicht. Ich sah nur immer ihren Riesenfleiß, der Onkel Max am Schreibtisch und Onkel Karl an der Staffelei festhielt, Tantchen aber bei ihren Gedichten und Erinnerungen. Bei ihr lehnte die Harfe an der Wand, und uns berichtete nur der Nachruhm, wie schön sie gespielt und gesungen und auch gemalt habe.

Onkel Max hatte für Nichten und Neffen, Freunde und Diener besondere Namen erfunden, was sehr komisch war. Eine alte Freundin, Fräulein Barensfeld, die allabendlich zum Kasinospielen eintraf, nannte er die Olig Pikandersche; ich weiß gar nicht warum, nur fand ich vor kurzer Zeit unter gelehrten Namen auch den von Pikander, der, glaube ich, Naturforscher gewesen. Daß er den Diener Klein Groß nannte, den Lang Kurz, den Schäfer Haas, den Hausknecht Corcilius Garcilasso de la Vega, das verstand sich so von selbst, daß man gar nichts anderes gewohnt war und daß alle auf diese Namen hörten, als hießen sie so.

Das zweite Mal, daß ich Onkel Max außer sich gesehen, war im Jahre 1866, als meine Mutter ihren einzigen Sohn in den Krieg schickte. Da standen ihm die dicken Tränen in den Augen: „Liebe Lilli, deine Mutter ist eine spartanische Mutter! Das Haus steht doch nur auf zwei Augen! Wäre ich es nur oder du, liebe Lilli, das täte ja gar nichts, aber Wilhelm! Den Einzigen! Liebe Lilli, das ist nicht möglich!" Es war sehr schmerzvoll, den alten Mann so unglücklich zu sehen. Uns alle und sich selbst hielt er als geeignetes Futter für Pulver und Blei, aber nicht den einzigen Stammhalter. Nun, Gott sei Dank, mein Bruder ist aus allen Kriegen gesund zurückgekehrt. Aber es war wohl natürlich, daß der alte Mann zitterte, der selbst die furchtbaren Feldzüge mitgemacht und zwei Brüder darin verloren hatte. Er ist lange auf dem Schlachtfeld von Waterloo herumgeritten, in der Hoffnung, Napoleon zu finden und ihn gefangen zu nehmen, denn er hatte einen unglaublichen Haß auf den Bonaparte. Das war meiner Mutter zuerst recht widerwärtig, da ihr Vater zum Rheinbund gehörte; sie war deshalb in der grenzenlosesten Bewunderung für Napoleon erzogen worden, sprach bis zu ihrem sechsten Jahre überhaupt nur französisch und konnte es Onkel Max gar nicht verzeihen, wenn er mit geballter Faust ausrief: „Der Bonaparte!" Er konnte nämlich die Mediatisierung nicht vergessen und verzeihen und sagte einmal zu mir: „Das kannst du begreifen, liebe Lilli, das war nicht angenehm, als man zum ersten Male den König von Preußen als Landesherrn begrüßen mußte!"

Das konnte ich recht gut begreifen, denn ich fand es auch angenehmer, sein eigener Herr zu sein. Doch muß ich sagen, daß es auf der ganzen Welt keine angenehmere Stellung geben kann, als die der Media-

tisierten, denn man ist und bleibt doch immer der Landesvater in seinem früheren Lande und hat dabei keine Verantwortung und auch keine Regierungslasten und Unannehmlichkeiten. Man hat nur die Gnaden und Wohltaten und nichts Drückendes oder Widerwärtiges. Ich kann es recht gut vergleichen, da ich auf einen Thron gekommen bin und weiß, wie unendlich angenehmer es ist, mediatisiert zu sein. Man ist mit seinem Grund und Boden so fest verwurzelt, wie kein Herrscher heutzutage, da alle Könige heute nur noch hohe Beamte sind. Man lebt auf seinem Grund und Boden mit allen Traditionen und Erinnerungen, alle Menschen um einen her sind seit Jahrhunderten eins mit uns, und wir gehören zusammen wie eine Familie. Die Handwerker hatten in mehreren Geschlechtern stets in der gleichen Weise für die Familie gearbeitet, die Diener ebenso, auch die Jäger stammten bei uns seit zwei Jahrhunderten stets aus den gleichen Familien. Von sämtlichen Handwerkern habe ich deren Großväter schon bei uns arbeiten sehen und jene Namen gehört, mit denen sie Onkel Max bedacht. Man kann sich das Verhältnis gar nicht schöner denken. Freilich, man war sehr Frondeur am Rhein und wurde nur recht schwer und ungern Preuße. Es überraschte mich nicht wenig, als ich, nach dem großen Kriege in die Heimat zurückgekehrt, auf einmal immer vom Kaiser sprechen hörte. Der blutige Kampf hatte das Band geschlungen, das sich vorher nicht binden lassen wollte.

Wir wurden in dem Gefühl erzogen, daß das Aufhören der Kleinstaaterei ein Glück für Deutschland sei; ich fange aber an, daran zu zweifeln. Natürlich wäre Deutschland nie so mächtig geworden, wenn es nicht seine Einigung erhalten; für seine Entwicklung jedoch war die Kleinstaaterei gewiß kein Übel. Denn ein jeder, auch der kleinste Hof, bildete einen Herd geistiger Entwicklung, wie es nie der Fall gewesen wäre bei einer Einteilung in Provinzen. Und dabei ist die große, stille Bescheidenheit, in der man in seinem Winkel aufwächst, eine wichtige Schule für alle. Reich ist höchstens nur einer, wenn er's überhaupt ist, das Haupt der Familie, doch hat er so viele Lasten, daß er sich selten für reich halten kann. Die Nachgeborenen sind einfach arm, aber ganz zufrieden damit, denn sie wissen es gar nicht anders.

Nur für Onkel Max muß es schwer gewesen sein! Für ihn, der so wunderbare Reisen unternommen, mit allen nur denkbaren Mühseligkeiten und Gefahren! Man konnte gar nicht satt werden, ihn erzählen zu hören, wie er einem Botokuden in Brasilien das Leben gerettet: eine Klapperschlange hatte jenen in den Fuß gebissen, und Onkel Max stürzte sich ohne Besinnen auf die Wunde und sog sie aus. Von da an konnte er ruhig von Stamm zu Stamm reisen, durch Urwälder, die noch keines Europäers Fuß betreten, überall wurde er als Retter und Wohltäter mit Freuden begrüßt, und kein Haar wurde ihm gekrümmt.

Von einer seiner weiten Fahrten hatte mein Onkel einen Botokuden, Queck genannt, mit heim gebracht, der sich aber nicht als bildungsfähig erwies. Man wollte ihn zählen lehren, er sagte jedoch nie anders als: „ein, swei, dei, viele, viele!" Einmal sagte man ihm, daß verschiedene Landsleute von ihm auf dem Rheinschiff kommen würden, da man glaubte, ihn damit zu erfreuen. Er empfand jedoch nur Angst, weil er fürchtete, von ihnen gefressen zu werden. Queck hatte sich auch ziemlich dem Trunke ergeben und sich einmal auch beinahe den Tod geholt durch

Maximilian, Prinz von Wied

eine zu enge Bekanntschaft mit Seifenspiritus, den er bei seinem Herrn gefunden. Als er wieder einmal sichtlich dem Alkohol zugesprochen, sperrte ihn mein Onkel etwas gewaltsam aus dem Zimmer, hörte aber nach einer Weile ein leises Stöhnen und Wimmern, und da sah er, daß er die Hand des armen Burschen in die Tür eingeschlossen hatte. Sofort befreite er ihn und wollte ihn pflegen, Queck machte das jedoch viel einfacher, er ging unter die Pumpe und pumpte sich solange Wasser auf die Hand, bis sie nicht mehr weh tat.

Für Musik und Poesie hatte Onkel Max keinen Sinn. Als ich einst begeistert von Köln zurückkam und ihm jubelnd berichtete, daß ich Stockhausen gehört, sagte er: „Man sollte einen Stock nehmen und ihn durchprügeln, daß er sich vor die Leute hinstellt und ihnen vorsingt!“ Ewig schade ist es, daß, als mein Onkel seine große Reise nach Nordamerika antrat, bei der ihn der hervorragende Maler und Aquarellist Bodmer begleitete, er nicht Chamisso gestattete, mitzukommen, da er verächtlich behauptete, er könne Dichter nicht gebrauchen. Und gerade durch diesen Dichter wäre seine Reise viel bekannter geworden, als durch sein sehr gewissenhaftes und eingehendes, aber etwas trockenes Werk.

Mit unglaublicher Lebendigkeit erzählte uns der Onkel, was er alles auf seinen Reisen ausgehalten. So weilte er einen ganzen Winter in New Harmony und einen anderen in Fort Clark bei vierzig Grad Kälte, so daß das Quecksilber im Thermometer fror, er selbst, mit Skorbut auf dem Lager liegend, seine sämtlichen prachtvollen Zähne verlor. Bodmer malte tapfer weiter, indem er, wenn seine Farben auf dem Papier froren, das Blatt dem lodernden Feuer zukehrte, um das begonnene Bild beenden zu können, falls er es nicht nach der Fertigstellung einem Indianer schenken mußte, der ihn mit seiner Flinte zu erschießen drohte, weil er in der Malerei einen bösen Zauber vermutete. Mein Onkel hatte alle Sprachen der Indianerstämme gelernt und sehr interessante anthropologische Studien gemacht.

Neben Portugiesisch sprach mein Onkel ein wundervolles Französisch. Wie fesselnd erzählte er uns von jener Zeit, in der sein Vater, wie es auch manch andere deutsche Fürsten getan, teils aus einer Art Neugierde, teils aus Mitleid, die Emigranten bei sich aufgenommen. Mein Herr Urgroßvater war, wie es scheint, nicht gerade ein sehr rekommandabler Charakter gewesen, wenigstens hatten seine Frau und Kinder keine Freude an ihm und grollten ihm auch, daß er ohne Urteil seine Protektion den Emigranten zuteil werden ließ, deren viele im nahen Koblenz wohnten und oft recht zweifelhafter Herkunft waren. Da zogen einmal die Söhne dem Vater auf die Bude und sagten: „Wir möchten Ihnen, Herr Vater, nicht respektwidrig erscheinen, aber wir können es nicht dulden, daß ein durch und durch kranker Mensch am gleichen Tische mit unserer Mutter sitzt und mit ihr reden darf!“ Und sie warfen den Franzosen hinaus. Ein anderer dieser Zugelaufenen war einmal außer sich, daß Tante Luise nicht mit ihm tanzen wollte: „Cette petite Princesse qui ne veut pas danser avec moi!“ Da fragte ihn der Hofmarschall, für wie alt er denn die „kleine Prinzeß“ halte? „Elle doit avoir vingtcinq ans!“ — „Non, Monsieur, elle en a quarante!“ — Das war später, als die alte Hofdame sagte: „Ich muß auf die Prinzeß acht geben, sie ist so flatterhaft!“ Wieviel haben wir darüber gelacht!

Mit zweiundachtzig Jahren schrieb mein Onkel sein letztes Buch, Tag für Tag von der sechsten Morgen- bis zur sechsten Abendstunde daran arbeitend. Sonderbar, daß sein Stil etwas schwerfällig war, während er doch so glänzend zu sprechen verstand. Er war wohl in Sorge, nicht genau genug zu sein, und fürchtete, sich durch den Stoff hinreißen zu lassen. Was er mündlich erzählte, war wie gemalt, man vergaß es nie wieder, man sah alles, wie in Wirklichkeit, erblickte die Menschen, die er schilderte, und hörte die Tiere, die er nachahmte. Wie ewig schade, daß man ihm nicht neue Reisen ermöglichen konnte. Einmal sprach Tante Luise davon mit unserer treuen Haushälterin Frau Baring: „Der Max, der müßte noch einmal hinaus und auf Reisen gehen, der müßte jetzt nach Rußland, das wäre interessant!“ — „Ach, Durchlaucht, der ist doch wohl zu alt!“ — (Er war nahezu Achtzig.) Da fuhr Tantchen in die Höhe: „Der wäre alt? Der ist ja zehn Jahre jünger als ich!“ Sie war nahezu Neunzig!

Rührend, ergreifend war der fromme alte Mann am Sterbebette seines vielgeliebten Bruders. Die Tränen stürzten ihm über das Gesicht, aber lächelnd sagte er in einem fort: „Ich bin ganz getröstet! Ich bin ganz getröstet! Sieh nur, wie schön er ist, der gute Karl!“ Beinah' hatte ich Onkel Karl zum erstenmal gern, wie er so still dalag und wirklich wunderschön aussah, nicht mehr egoistisch und unfreundlich.

Onkel Max war sehr fromm, nicht im Sinne der Dogmatiker, damals war man ja eher rationalistisch, aber das tat der Frömmigkeit keinen Eintrag. Außer sich war Onkel Max, als die Affentheorie aufkam. Er konnte gar nicht schlafen. „Nicht wahr, liebe, gute Lilli, das ist doch nicht möglich, daß wir vom Affen abstammen sollen, der liebe Gott hatte doch Gedanken genug, um andere Wesen zu erfinden! Er brauchte uns nicht vom Affen zu entlehnen! Nein, das kann nicht sein!“

Ich weiß nicht, was ich lieber hatte, wenn er von seinen Reisen oder von den Freiheitskriegen oder von der Königin Luise erzählte, bei welcher der kleine Prinz Wied sehr in Gnaden gestanden. Er hatte öfters mit ihr getanzt und schwärmte von ihr in folgender Weise: „Und wenn sie tanzte, da war

eine Bewegung in ihren Hüften, das war wie ein Grenadier." Natürlich klang uns dies sehr merkwürdig, die wir gewohnt waren, in der Königin Luise eine heilige Märtyrerin zu erblicken, die wir uns stets durchsichtig sylphidenhaft vorstellten. Er erzählte uns auch, wie er sich bei Hofe nach dem Exerzieren rasch ins Wasser gestürzt, den Puder aus den Haaren gewaschen und am Abend frisch frisiert und gepudert erschienen war. Das war ein eigentümlicher Kontrast, wenn man ihn sich gerade zuvor als kühnen Forscher in den Urwäldern oder unter den Indianern vorgestellt hatte, wie er gemalt ist: zusammen mit seinem Botokuden, einen Riesenarras auf der Faust, im Walde mit grauem Hut und der Flinte, aber immer dasselbe breite Gesicht mit den starken Backenknochen und den kleinen, blitzenden Augen. Auch als Husar sah er sehr gut aus, denn wenn er zu Pferde saß, bemerkte man nicht die kleine Gestalt und die krummen Beine.

Meine Mutter war recht lange fremd mit ihm, da sie so gar kein Interesse für Naturwissenschaften hatte und weil er so schrecklich von Napoleon sprach. Erst im späteren Leben ist sie ihm nahe gekommen, und da haben beide viel miteinander verkehrt. Ein Hindernis bildete wohl auch Onkel Karl, der sich so wenig liebenswürdig zu geben vermochte und sie stets abstieß, auch unfreundlich über sie sprach. Mein Bruder Otto wäre sicher dem greisen Onkel nähergetreten bei seiner ausgesprochenen Neigung für Naturgeschichte, aber er war zu krank, und für Krankheit hatten die alten, kerngesunden Leute nicht das geringste Verständnis. Sogar Kaiser Wilhelm konnte grausam fragen, so oft er meinen Vater sah: „Wer stirbt jetzt in Neuwied?" Ja, das alte Geschlecht war wirklich kerngesund. Wir kamen uns sehr gering vor neben ihm und erschienen uns als Schwächlinge. Wenn man, wie es öfter der Fall, ganz erstaunt zu mir sagte: „Was, die alten Leute leben immer noch?" so klang das, als wäre man ungeduldig, daß sie so alt wurden. Die neue Zeit flog mit neuen Interessen über sie hinweg, aber wohl doch nicht so schnell, wie die Zeit der Aroplane über uns hinweghuscht, diese Zeit, in welcher in den Salons hauptsächlich von Sport gesprochen wird oder man auch Bridge spielt und sich dabei ausschweigt. In unserer Jugend war ein Salon etwas kunstvoll Entzückendes; Geist, Witz und hohe Bildung herrschten in ihm, wie mir auch mein Vater in einem Briefe nach St. Petersburg geschrieben: „Wenn man aus einer Gesellschaft kommt, in der Geist und Witz geherrscht haben, hat man das Gefühl, eine Zentnerlast irdischer Schwerfälligkeit losgeworden zu sein!" Das könnte man heute wohl kaum schreiben.

Onkel Max im grasgrünen Rock, auf dem Esel sitzend, mit dem Regenschirm über sich, in den Wald auf den Anstand reitend, das war auch ein unvergeßliches Bild! Als in unserem Wildpark die Hirsche abgeschossen werden mußten, hatten meine Eltern den ihnen befreundeten Professor Carl Friedrich Lessing, den berühmten Maler, dazu eingeladen, der ein großer Jäger vor dem Herrn war. Onkel Max war außer sich, daß Lessing ihm so viele schöne Tiere wegschoß, ich glaube, daß er sich schon deshalb nicht für ihn als Maler interessiert hat, wenn er überhaupt sein Talent hätte schätzen können.

Tante Luise und Onkel Karl starben in demselben Jahre, in welchem auch mein Vater seine Augen schloß, im Jahre 1864. Onkel Max überlebte sie drei Jahre. Sein Fleiß und seine freundliche Heiterkeit blieben unverändert, auch als es einsam um ihn geworden. Nie habe ich eine Klage von ihm gehört, nie ein Wort darüber, daß er der letzte sei; er fand das natürlich und selbstverständlich und ertrug es stoisch. Sentimental und wehleidig konnte eine so kernige Natur nicht sein.

Sein Tod war einfach und würdevoll, wie sein Leben. Meine Mutter rückte ihm noch am letzten Tage sein Käppchen zurecht, und er sagte lächelnd: „Schöner wird es nun doch nicht mehr!" — Das Ende all dieser Alten war leicht und friedlich, nur Onkel Karl mußte sich lange quälen, weil er eben selbst für Marasmus noch zu gesund war. Ich finde, daß, wenn man alt werden will, man am besten tut, in der größten Stille und einförmig zu leben, sehr fleißig zu sein und regelmäßig zu essen, nicht zu viel und möglichst einfach, und sich ja nicht ärgern. Wie viele Opfer man gebracht, das steht dann nicht auf unserem Grabe.

Eine große Freude hatte der alte Onkel noch in den letzten Jahren seines Lebens. Aber, wie alle irdischen Freuden, war sie etwas getrübt. Das einzige Mal, daß er etwas krank und sehr heiser war, kam in vollster Aufregung ein Bote zu uns nach Monrepos gelaufen oder geritten mit einer Depesche, die der arme Onkel uns in großer Unruhe schickte, uns gleichzeitig um Hilfe bittend. Neuwied war damals ganz einsam, niemand wohnte mehr im Schlosse als Onkel Max ganz allein, während meine Mutter und ich in Monrepos weilten, eine Stunde entfernt, auf dem Berge. Die Depesche besagte, daß die Kronprinzessin von Brasilien um drei Uhr mit dem Schiffe in Neuwied eintreffen würde, um ihn zu besuchen, und daß sie mit dem nächsten Schiffe weiterfahren wollte. Die Depesche war unterschrieben: „Gaston". Natürlich hatte der alte, einsame Gelehrte keine Ahnung, daß der Gemahl der Kronprinzessin Gaston Comte d'Eu war, und wußte nicht einmal, wem er antworten sollte. Wir eilten zu ihm, nicht wenig besorgt und nur darauf bedacht, ihm diesen Empfang zu erleichtern, der eine reizende und äußerst liebenswürdige Aufmerksamkeit war. Die zu erwartenden Gäste wußten nicht, daß mein Bruder auf Studienreisen sich in der Fremde befand und wir selbst nicht in Neuwied wohn-

ten, und daß ferner mein Großonkel in seinem hohen Alter nicht einen solchen Empfang auszuhalten vermochte. Aber meine Mutter machte alles sehr hübsch. Sie ordnete an, daß der Onkel seinen Frack und sein großes brasilianisches Ordensband anlegte, und daß er der Prinzessin seine Sammlungen zeigen sollte; er müsse sie zuerst in seiner im sogenannten Neubau gelegenen Wohnung empfangen, da man unmöglich in einer Stunde das Schloß herrichten konnte; dann würden wir im Wagen durch den Garten fahren, während er, gut verhüllt und verpackt, sich in den die Sammlungen bergenden Pavillon begeben müßte, wohin wir später kommen würden.

Wir fuhren an den Rhein und begrüßten die Prinzessin im Namen des alten Onkels, ihr gleich mitteilend, daß er gerade recht leidend sei, sich aber sehr freute, wenn sie sich zu ihm bemühen wollte. Der alte Herr empfing sie oben an der Treppe, küßte ihr galant die Hand und hielt ihr in seinem reizenden Französisch eine wunderhübsche Ansprache. Der Graf d'Eu sagte: „L'Empereur, mon beau père, a surtout désiré, que la Princesse ne fasse pas son voyage de noce sans faire une visite au grand explorateur du Brésil!“ Es war eine sehr zarte und rührende Liebenswürdigkeit von seiten des Kaisers von Brasilien. Alles verlief sehr gut, mit einem kleinen, in aller Eile hergerichteten Vesperbrot und einer Rundfahrt um den damals noch so wunderschönen Garten, wobei die Prinzessin gelegentlich sagte, daß ihr die Bäume in Europa doch nicht so klein vorkämen, wie sie es erwartet hätte!

Als wir am Pavillon anlangten, fanden wir dort den alten Onkel freudestrahlend vor; seine Nervosität war glänzend überwunden, und er wurde ganz eifrig beim Zeigen aller Herrlichkeiten, um so mehr, als die Prinzessin sich als eine höchst gebildete Dame erwies. Huldigend sagte sie zu dem Erklärer: „Mais vous connaissez le Brésil mieux que moi!“ Wir baten ihn, er möchte doch Portugiesisch mit ihr sprechen, das wagte er aber nicht, er behauptete, es zu sehr vergessen zu haben. Als unsere Gäste abfuhren, fing er erst recht an sich zu freuen ob der großen Freundlichkeit und darüber, daß er noch nicht in Brasilien vergessen sei, woselbst von seiner Generation niemand mehr lebte.

Die Prinzessin hatte auf uns einen sehr angenehmen Eindruck gemacht. Sie war außerordentlich einfach, natürlich und herzlich. Die Arme ahnte damals nicht, daß sie, verbannt und ohne größere Hilfsmittel den Rest ihres Lebens in Paris zubringen würde. Mir war es recht wehmütig gewesen, wie wir drei einsamen Menschen das Haus zu vertreten hatten, das sonst so große Gastlichkeit ausgeübt hatte. Und nun kein eigentlicher Hausherr da, und wir selbst doch nicht daheim, wo wir die Honneurs zu machen hatten. In unseren Häusern ist es schwer, das Witwenwerden, und für die Nachgeborenen, auf ihre kleine Apanage gestellt zu sein. Man ist sehr arm, nachdem man aus dem Vollen gelebt, nachdem man gesagt: „Unser!“ Und plötzlich verfügt man über gar nichts mehr, und man kann nur noch sagen: „Das gehört meinem Bruder“ oder „meinem Neffen!“ Und je weiter die Generationen gehen, desto ärmer und einsamer steht man da. Ich werde nie die Melancholie jener an sich angeregten, frohen Stunde vergessen oder überwinden. Nie habe ich mich wieder so einsam und so verlassen gefühlt wie damals, wo wir beiden Frauen das ganze Haus vertreten sollten, wo wir kein Recht mehr dazu hatten und uns die Mittel fehlten, in einer Stunde etwas Schönes herzurichten. Meine Mutter hätte als Vormünderin wohl das Schloß bewohnen können, das ging aber nicht mit dem erheblich verkleinerten Einkommen. Denn sie wollte während ihrer Vormundschaft in jeder Beziehung Ordnung herstellen und das Haus keinen Groschen kosten. Ja, so war jener Tag der Freude! Ein paar Jahre vorher hätte mein Vater noch gelebt und ebenso die alten Geschwister, die so stolz gewesen wären auf die dem geliebten Bruder widerfahrene Ehre.

Die Anstrengungen hatten für den alten Herrn gar keine schlimmen Folgen, die Freude hat ihn warm gehalten, sein Katarrh war sogar am nächsten Tage besser. Es lag doch mehr als ein halbes Jahrhundert zwischen seiner brasilianischen Reise und diesem Besuche. Onkel Max soll aber so wenig in Brasilien vergessen sein, daß Prinz Günther von Schönburg im vergangenen Jahre im Museum der Hauptstadt einen Prinz-Max-Saal fand, der seine Funde enthielt. Viele Pflanzen und Tiere tragen noch seinen Namen, und in der Gelehrtenwelt ist er heute noch unvergessen, wie es auch kein größeres naturhistorisches Werk gibt, in dem er nicht genannt wird. Gern hätte ich erfahren, was die Brasilianer von ihm gedacht und ob er ihnen sehr alt vorgekommen war, oder ob seine Geistesfrische sie erstaunt hatte. Denn die war außerordentlich groß, ebenso bewundernswert auch noch in seinen letzten Jahren sein Gedächtnis; kein Wort fehlte ihm, kein Name war ihm entschwunden. Voll Humor und Heiterkeit führte er sein Dasein, auch in der großen Vereinsamung, bis zuletzt; er war eben ein rechter Philosoph, der durch sein Wissen getragen wurde und in kindlicher Frömmigkeit Gottes Fügungen hinnahm.

Wir armen drei! Und nun ein solcher Freudentag nach solchen Leiden! Manchmal kommt auch eine große Freude ungelegen, zu spät meistens oder zu jenen Menschen, die zu schwer geprüft wurden, um sich noch so recht freuen zu können. Aber sie ist doch für uns gekommen: man gedachte seiner noch, des lieben Onkels Max! Das blieb als Nachklang feierlich und schön zurück, eine wahre Kirchenglocke in der Erinnerung!

Der ungekrönte König

Roman von Paul Oskar Höcker

(Fortsetzung)

Beate hatte einen verlorenen Winter. Der Berliner Professor brachte heraus, daß es sich bei Tante Eddy um eine Stoffwechselkrankheit handelte, die nur durch eine besonders strenge Diät behoben werden könnte. Nicht nur der Speisezettel, sondern so ziemlich der ganze Haushalt von Rotholz drehte sich von nun an um Tante Eddys Verdauung. An Verreisen war vorläufig nicht zu denken, an Besuche ebensowenig. Beate mußte sich als Krankenwärterin nützlich machen. Sie tat es mit solchem Ungeschick, daß Tante Eddy, die im Verlaufe ihres chronischen Leidens von ihrer temperamentvollen Frische und burschikosen Liebenswürdigkeit viel eingebüßt hatte, sie sich gelegentlich einmal vornahm und ihr gehörig die Leviten las. Es war an dem Abend, an dem im Weißen Schlosse zu Berlin der erste Hofball stattfand. Beate hatte der Tante, die schon zu Bett lag, aus den Memoiren der Kaiserin Katharina vorlesen sollen, die soeben erschienen waren. Sie war gegangen, das Buch zu suchen. Es war wieder einmal verlegt. Das heißt: sie wollte es nicht finden, weil sie so furchtbar ungern vorlas. Als sie's nach einer halben Stunde noch immer nicht gefunden hatte, schickte ihr die Gräfin das Hausmädchen nach.

„Nun will ich dir einmal was sagen, mein Liebling. Du denkst: es wäre bedeutend amüsierlicher, heute abend bei König Wilhelm mit jungen Gardeleutnants zu tanzen, als einer milz- und magenkranken Tante alte Kamellen vorzulesen. Recht hast du. Aber sieh mal, ich hätte es zum Beispiel auch viel besser, wenn ich mir für das Geld, das du mich hier kostest, eine geübte Krankenpflegerin hielte und obendrein noch als Vorleserin und Gesellschafterin ein nett erzogenes, bescheidenes Pfarrerstöchterlein. Solange du mein lieber, anregender, scharmanter Besuch warst, beste Ati, rechnete ich nicht. Denn ich bin nicht knauserig, auch nicht ungastlich. Aber jetzt paßt mir dein Prinzessinspielen nicht mehr. Dein Papa hat noch keine Wohnung, zu ihm kannst du nicht. Du müßtest also eine Stellung bei fremden Leuten annehmen. Das will ich dir gern ersparen, mein Kind, weil du mir dafür zu schade bist. Ich engagiere dich also, Ati. Du bekommst den Monat fünfzig Mark Taschengeld. Das reicht gerade dafür, daß du deine Frühjahrsgarderobe instand setzen kannst. Denn — nicht wahr — daran mußt du allmählich doch auch denken? Rechnungen bei Gerson kann dein Papa nicht mehr bezahlen. Na. Aber als meine Gesellschafterin und Vorleserin hast du die schaudervolle Pflicht, mein Liebling, mir immer ein nettes Gesichtel zu machen. Paßt mir dein Gesichtel nämlich nicht mehr — weil du dir keine Mühe gibst, daß es sich vergnüglich ansieht — dann kündige ich dir, mein Herzblatt. Haben wir uns verstanden? So, nun geh in dein Zimmer und überlege dir alles sehr gründlich. Entweder sagst du mir morgen, daß du an Papa geschrieben hast, um ihn um Ordre für deine Zukunft zu bitten, oder du bringst mir morgen früh mit der Post und dem scheußlichen Mehlpamps, den ich hinunterwürgen muß, eine fröhliche Laune mit — und liesest mir dann die Kreuzzeitung vor. Gute Nacht, Ati."

Das war für Beate mehr als eine Standpauke. Das war Schicksalswende.

Natürlich fügte sie sich. Sie hatte ja einen verhältnismäßig leichten Dienst, denn Tante Eddy verlangte in allererster Reihe nur das, was Beate lag: ein bißchen Frohsinn, vielleicht auch einen Schuß Leichtsinn. Denn über die traurige Veränderung nachzudenken und sich zu grämen, war ihr von nun an kontraktlich verboten.

Ostern und Pfingsten verlebten die Kadetten wieder auf Rotholz. Gegen Börries sprach sich Beate natürlich ihren ganzen Kummer vom Herzen herunter. Das half dann für ein Weilchen. An ihrem Vater

hatte jetzt keines von ihnen eine Stütze. Einen Klagebrief, den Börries einmal in einer dunkeln Stunde nach Wiesbaden losgelassen, hatte die kleine Ingrid aufgefangen und dem Bruder zurückgeschickt. „Um Gotteswillen, wenn Papa das läse, käme er vor Aufregung gleich wieder um ein paar Wochen zurück!" Das arme Ding hatte es dort auch nicht leicht. Das Zusammensein mit dem leidenden, so jäh aus der Bahn geworfenen Manne schien aus dem halbflüggen Backfisch rasch einen gereiften Menschen gemacht zu haben. Gleich nach Pfingsten verließ der Freiherr von Erxleben das Wiesbadener Heim. Er sollte in einem kleinen Bad im Taunus noch eine Kur gebrauchen. Der Arzt hatte in Aussicht gestellt: im Herbst könnte er sich als „bedingt genesen" betrachten. Das hatte er der Gräfin Czernin mitgeteilt und sie gebeten, gelegentlich Umschau zu halten, ob sie von einer bescheidenen Wohnung in einem der billigeren Berliner Vororte erführe, die sich für ihn und zwei seiner Krabben eignete. Denn mehr seien ja vorläufig kaum beieinander. Gwendoline, die im ganzen recht schreibfaul war, hatte zu Ostern um Nachurlaub gebeten und jetzt noch einmal: sie mußte sich bei den Amerikanern da drüben also sehr wohl fühlen.

Beate seufzte, als sie das las. Gwendoline, der Glückspilz —! Die hatte das große Los gezogen! Die ahnte dort drüben in dem glänzenden Überfluß nichts von den Demütigungen und Entbehrungen, denen ihre Geschwister hier im alten Erdteil ausgesetzt waren!

Sie sah sich schon in einer der kläglichen Wohnungen, die Tante Eddy als „geeignet" im Berliner Wohnungs-Anzeiger mit einem roten Kreuz versehen hatte. Groß-Lichterfelde-Ost, Zehlendorf, Südende, Wilmersdorf, Charlottenburg oder Schöneberg, wo die am uneleganteſten waren. Die Vierzimmerwohnung ausgestattet mit Möbeln, die Tante Eddy ausrangiert hatte, der bescheidene Rest auf Abzahlung genommen. Niemals würde man dort Besuch sehen, niemals; da sagten sich die Füchse Gutenacht. Gwendoline würde ja nicht lange bei ihnen bleiben in Groß-Lichterfelde-Ost oder in Zehlendorf. Bald holte sie Erwin aus der traurigen Enge heraus und führte sie in ein schmuckes, junges Heim im Walde ... Ach, warum man nicht auch so ein Zipfelchen Glück erhaschen konnte?!

Daß das Mädel so wenig schrieb. So „rasend" viel zu tun habe sie, das kehrte in all den kurzen Billettchen wieder. Warum schrieb Gwendoline nicht, was sie zu tun hatte? Wenn man so armselig die Vorleserin spielte, so ergötzte man sich doch gern ein bißchen an anderer Menschenkinder glänzendem Los. Man hätte gern gehört: wie die Gesellschaften da drüben waren, die Dinners, die Picknicks, die großen Teas und Gardenparties, die Opernbesuche, die Rennen, Hausbootfeste, Autofahrten . . . Oder glaubte Gwendoline, sie dürfe der armen Schwester, die sich fünfzig Mark den Monat mit ihrem ewigen Lächeln verdienen mußte, den Mund nicht wässerig machen?

Aus so einer Stimmung heraus mochte wohl ein Brieflein geschrieben sein, das die Reise von Rotholz nach New York machte. Denn drei Wochen später hielt Beate ein umfangreiches Antwortschreiben in Händen.

Sie nahm es dem Briefboten ab, erbrach es und wollte gleich damit zu Tante Eddy stürmen. Das war doch einmal eine Unterbrechung, die Stoff zum Schwatzen gab.

Aber mitten auf der Schloßtreppe blieb Beate stehen. Über der Aufschrift auf dem ersten Briefbogen las sie im Fluge: „Vertraulich!"

Sie begab sich also zum Treppenfenster, setzte sich auf den breiten Bort und begann die Lektüre.

Und was sie da las, ließ all die Luftschlösser, in denen sie die glücklichere Schwester reiche Feste hatte feiern sehen, in ein Nichts zerstieben.

Eine niederschmetternde Enttäuschung bereitete ihr Gwendolines Brief.

„... Also zu allernächst, liebe Ati, was ich noch eine Reihe von Monaten ganz geheim hatte halten wollen, um Euch alle, vor allem um Papa nicht zu ängstigen: ich bin schon seit Anfang Februar nicht mehr bei Walkers.

„Wie das gekommen?

„Wenn Du die historische Darstellung gelesen hast, wirst Du sagen: ich hätte eine

kolossale Dummheit gemacht. Vielleicht hast Du recht. Aber hätte ich anders gehandelt, so wäre ich eben nicht Deine unpraktische Gwendoline.

„Allan Walker hat mir nie nahegestanden. Ich weiß auch, daß ihr jede andere Pensionskameradin willkommener gewesen wäre als gerade ich. Aber Besuch wollte sie nun einmal mitbringen, und unser Name sagte ihr zu. Eine bürgerliche junge Deutsche hätte sie ganz gewiß nicht eingeladen. Der moderne demokratische Stolz, in Verbindung mit der antiquierten Ehrfurcht vor Namen und Titeln, ist nämlich sehr possierlich in der New Yorker Gesellschaft. Aber ich muß mich hüten, zu verallgemeinern. Ich kenne ja bis heute nur so einen kleinwinzigen Ausschnitt aus der riesengroßen Stadt. Es gibt keine größeren Gegensätze als das Haus Walker und mich. Es ist Protzentum schlimmster Sorte. Allan hat Pensionsschliff, weiß in den großen Kunstgalerien der Alten Welt Bescheid und kann Richard Strauß von Johann Strauß unterscheiden. Sie kennt und weiß überhaupt alles. Ach, Kind — ihre Urteile über das deutsche Militär, das deutsche Beamtentum, die deutschen Eisenbahnen, die deutschen Geschäfte! Ich habe vor Zorn, vor Ohnmacht oft nasse Hände bekommen. Für Allans Schwester ist Mademoiselle Hachette aus Paris mitgebracht worden. Die Ärmste ist zu bedauern. Keine Jungfer, kein Hausmädchen ließe sich so behandeln. Sie ist Spielball für die jungen Damen. Unsozialer war nie ein Land als dieses der sogenannten Gleichheit. (Aber ich verfalle ja schon wieder in den gräßlichen Fehler des Verallgemeinerns, wo ich von der berühmten Hochfinanz der Fifth Avenue doch nur das Haus Walker kennengelernt habe!)

„Neben Mademoiselle Hachette besorgte den Unterricht von Mary ein junger Deutscher, Dr. Franz Hillern aus Göttingen. Der hat sein Philologiestudium in Deutschland unterbrochen, um für ein Semester seiner Schwester Gesellschaft zu leisten, die hier eine vielbeschäftigte Zahnärztin ist. Er will nicht ganz müßig sein und hat darum die Privatstunden übernommen, die ihm ein bekannter Professor vermittelt hat. Dr. Hillern sitzt in einer guten Assiette, hat das Verdienen nicht nötig, hat darum ein sehr hohes Honorar gefordert und erhalten und ist ganz Gentleman. Du würdest vergeblich den vielbelachten deutschen Probekandidaten der Witzblätter in ihm suchen. Sein selbstbewußtes Auftreten war von Anfang an sein Glück. ‚Engrosschlächter auf Aktien‘ nennt er diese Sorte von Geldmachern. Er sagt: es sei kein Wunder, daß in Amerika die Frau regiere und der Mann ihr blindlings gehorchen müsse, denn für den Mann existiere von dem Augenblick an, da er in seines Vaters Geschäft eintrete, überhaupt keine geistige Tätigkeit mehr.

„Geld, Geld, Geld ist hier alles. Geld ist Gott, Geld ist der Herr in diesem Lande. Und wer es besitzt, ist der ungekrönte König. Man hat unserm alten Adel den Stolz auf die lange Kette von Vorfahren vorgeworfen. Der Gelddünkel hier stellt all das in den Schatten. Diese Krösusse — und vor allem ihre Damen — kommen sich vor wie Lebewesen von höherer Art. Ein kleines Beispiel. Zum Neujahrsempfang hatten Walkers eine musikalische Soiree gegeben. Die gefeiertsten Künstler, die gerade in Amerika gastierten, waren gegen schwindelnde Honorare engagiert worden. Ich freute mich darauf, sie zu hören, sie zu sehen, zu sprechen, hatte auch schon meinen Autographenfächer bereitgelegt. Aber Allan zuckte hochmütig lächelnd die Achsel, als ich davon sprach. Zur ‚Gesellschaft‘ zählten die Künstler doch nicht, sagte sie. Die hätten beim Kommen und beim Gehen die Bediententreppe zu benutzen.

„Du wirst schon ungeduldig, liebe Ali. Und doch mußte ich Dir zeigen, wie sich meine Stimmung gestaltet hatte, wie der Boden vorbereitet war, auf dem dann die Entschlüsse wuchsen.

„Ich war nach Neujahr mehrmals bei Dr Hillerns Schwester. Zuerst, um mir die Zähne nachsehen zu lassen. Dann, um den Prachtmenschen wiederzusehen. Du stelle Dir vor: ein Fräulein von vierzig Jahren, ein bissel behäbig, deutsche, untersetzte Kanzleirätinfigur, dazu einen orthozentrischen Kneifer. Hör' auf! wirst Du entsetzt ausrufen. Welch komplettes Scheusal! Aber ich sage Dir, Ali. nach den ersten paar Begegnungen bist Du bezwungen. Elisabeth Hillern war vor achtzehn Jahren ihrem Bräutigam nachgereist, einem jungen Chemiker. Der hatte in Göttingen

irgendeine Dummheit begangen, die ihn nach deutschen Gesetzen vor die Gerichte gebracht hätte. Er entfloh, Elisabeth unterhielt ihn mit ihrem mütterlichen Erbteil, bis alles aufgezehrt war, überwarf sich deshalb mit ihrem Vater, kam dann mit ihren allerletzten Mitteln selbst über den großen Teich — und fand hier ihren Bräutigam schon längst verheiratet vor. Schön mag sie ja auch als junges Ding nicht gewesen sein, sie gibt das selbst zu, ja sie lacht heute über ihren verliebten Wahnsinn von damals. Aber stelle Dir ihre Lage vor, als sie damals landete —! Sie hat Hungerjahre durchgemacht, Hungerjahre, bei deren Schilderung mir's graute. Und doch hat sie mit ihrem starken, schönen, geraden Willen ihr Schicksal bezwungen.

„Und Elisabeth Hillern ist die unschuldige Ursache, daß ich mich mit Allan Walker überworfen habe. Ein dumpfes Aufrichtigkeitsgefühl hat mich einmal veranlaßt, von meinen Besuchen bei Dr. Hillerns Schwester zu erzählen. Ein Wort gab das andere: die Überheblichkeit, mit der das Mädel über bezahlte Frauenarbeit aburteilte, brachte mich wieder einmal in Rage. Gerade kam Dr. Hillern selbst, um uns wieder einen seiner geistreichen Geschichtsvorträge zu halten. Und es wollte sich partout keine Möglichkeit ergeben, die Gemüter zu beschwichtigen. Allan machte allerlei Einwürfe, als Dr. Hillern begonnen hatte. Sie brachte unsere Debatte mit dem Thema in Verbindung, über das er sprach. Und da klärte ich ihn auf. Er hatte nun eine wunderbare Art, Allan abzufertigen. Er stellte die Erwerbenden den Genießenden gegenüber: die geistig Erwerbenden den materiell Genießenden. Allan war kreideweiß, Mary puterrot, Mademoiselle Hachette und ich strahlten. Keines saß mehr. Wir standen alle fünf. Immer wollte Allan einfallen, aber er ließ sie nicht zu Worte kommen. Trumpf um Trumpf spielte er aus. Und dann ging er lächelnd davon als Sieger. Allan war so aufgebracht, wie ich sie nie gesehen. Und dann, als Mr. Walker dazukam, ging es gegen mich los: daß ich ihn noch unterstützt hätte!

„Ich weiß nicht mehr, wie der Verlauf der aufgeregten Szene war, w a s ich eigentlich beweisen wollte, und w a r u m ich's tat — ich sehe mich nur noch immer in dem gelbseidenen Salon vor Allan stehen, heiß, zitternd vor Erregung, voller Ekstase, und höre mich die Partei der Besitzlosen ergreifen. Es riß mich hin, ihnen alles, alles über unsere Verarmung zu sagen. Aber glaubte Allan etwa, daß ich deswegen in Sack und Asche ging? O bewahre! Mit meiner Intelligenz, meiner Energie und meinem ehrlichen festen Willen, mir an Elisabeth Hillern ein Beispiel zu nehmen, würde ich mich schon emporraffen!

„Abends mußte ich mich natürlich krank melden. In der Nacht packte ich. Und am andern Morgen, nachdem ich telephonisch mit Elisabeth Hillern gesprochen, sagte ich Adieu. Allan war ganz grand' dame — und im übrigen Eis. Mary sah ich nicht mehr. Mr. Walker ließ mich in sein Arbeitszimmer rufen. (Es ist das Zimmer, in dem die in Paris so vorzüglich gefälschten und für echt bezahlten Tintorettos, Böcklins und Segantinis hängen.) Er hielt sich für verpflichtet, mir das Reisegeld anzuweisen. Eine Sekunde lang durchzuckte mich's: stolz sein! Aber dann nahm ich's doch. Er wollte mich veranlassen, noch zwei Tage zu bleiben, da dann ein besserer Dampfer ging (die deutschen sind noch immer die besten!), aber ich dankte und erwiderte ihm: ich hätte schon von Fräulein Hillern Gastfreundschaft für die nächsten Tage erbeten. Ein Diener brachte mein Gepäck in den Wagen, Mademoiselle Hachette trug mir weinend mein Handtäschchen, umarmte mich im Windfang und küßte mich rechts und links auf die Wangen. Dann saß ich mit noch etwas zitternden Knien im Wagen und fuhr in mein neues Schicksal hinein.

„Elisabeth Hillern hat zehn Assistenten: sieben Damen und drei Herren. Sie hat mir versprochen, mich im Oktober übers Jahr anzustellen, wenn ich bis dahin meine amerikanischen Examina gut bestanden hätte. Ich arbeite jetzt theoretisch und praktisch im Laboratorium ihres ersten Assistenten auf dieses Ziel los. Mein Arbeitstag hat achtzehn Stunden. Dies ist der äußere Grund, daß ich so wenig zum Briefschreiben komme. Der innere —? Ja, meine liebe Ati, ich habe keine Ahnung, wie Ihr meine Flucht aus dem Hause Walker auffassen werdet. Aber ob Ihr scheltet, ob Ihr mir beipflichtet: an

meinem Entschluß, mich selbständig zu machen, ist nicht mehr zu rütteln.

„Durch Dr. Hillern habe ich in zwei Häusern Privatstunden übertragen bekommen. Ich gebe fünf kleinen Knaben Deutsch und Französisch. In dem Boardinghouse, in dem ich wohne, werde ich sehr beneidet. Ein paar deutsche Damen, die aufs Geratewohl ins ‚Dollarland' gereist sind, von ganz vagen Vorstellungen getrieben, bemühen sich schon seit Wochen vergeblich um Schüler. Die Not ist hier riesengroß unter den Zugewanderten. Mr. Walkers Reisegeld bleibt als Zehrpfennig für später verwahrt. Was ich im Boardinghouse brauche, was meine Instrumente kosten, verdiene ich mir selbst.

„Eine Bitte, liebe Ati: Schweig' über alles gegen alle! So wie ich mit Erwin stehe, kann und will ich mich auch ihm nicht offenbaren. Er hat mir noch einen Abschiedsgruß geschickt und mir versichert, daß er nie ein anderes Weib ansehen werde als mich. Nun, er ist ein lieber, guter Mensch, aber ein Quirl und Tausendsassa, und der Begriff übermenschlicher Treue ist mit ihm nicht in Einklang zu bringen. Packt ihn in dieser Zeit eine große Leidenschaft zu einer andern, so wird er wohl den Mut haben, sie mir zu gestehen. Er ist jetzt zum Feldjägerkorps einberufen und soll demnächst für ein Jahr auf Auslandsstation. Zwischen Petersburg, Rom, London und Paris trifft der Zufall der Kommandorolle des Auswärtigen Amts seine Wahl. Siehst Du ihn, so grüße ihn — aber schweig' auch gegen ihn darüber. Wenigstens bis zu Weihnachten. Vor dem Fest erbitte ich mir noch einmal Nachurlaub. Schöpft Papa dann Verdacht, so lege ich ein großes Geständnis ab.

„Verzeih, daß ich soviel von mir sprach und jetzt gar nicht dazu komme, auf Deine Interessen einzugehen. Aber meine Freizeit ist um. Ich bin in dem halben Jahr ein rechter alter Philister geworden; Dr. Hillern würde sagen: ein Pflichtenmensch — unser guter Börries würde es bezeichnen: Streber mit Eichenlaub. Ich habe heute nacht noch ein ganzes Kautschukgebiß zu arbeiten, das ich morgen früh fertig im Laboratorium abliefern muß. Elisabeth Hillern stellt mich von Zeit zu Zeit auf die Probe. Viel kümmern kann sie sich sonst nicht um mich bei ihrer Riesenarbeit. Schade, daß ihr Bruder schon nach Göttingen zurückgekehrt ist. Seine Braut erwartet ihn dort. Sie wollen nächste Ostern heiraten. Bin ich auch nur ein Halbstündchen ohne Arbeit — gleich packt mich das Heimweh.

„Sei für heute umarmt und geküßt von Deiner treuen Schwester Gwendoline."

⁂

Zunächst war Beate noch viel zu sehr bestürzt, um sich über die jähe, selbstverschuldete Schicksalswendung ihrer Schwester ein Urteil bilden zu können. Vielleicht war ihr erstes Erstaunen gemischt mit etwas Beschämung. Fabelhaft, was dieses junge Ding für Schneid entwickelte. Eine schwere, schwere Zeit stand ihr bevor. Beate fühlte: sie hätte die Kraft nicht, so unerschrocken sich ihr Leben zu gestalten. Und sie dachte an Erwin, der Gwendoline liebte, ihrer harrte und gar nicht ahnte, daß sie sich mit jedem Tag weiter von ihm entfernte!

Und nicht nur von ihm!

Kein Zweifel: Gwendoline hatte sich da von dem Göttinger Philologen und seiner amerikanischen Schwester zu einer hahnebüchenen Dummheit verleiten lassen. Sich um einer Marotte willen ein für allemal so glänzende Beziehungen zu verscherzen! Nein, da konnte sie nicht mit. Das war überspannt, das war krankhaft.

Beate mußte sich immer wieder vergegenwärtigen, daß dieses trotzköpfige Mädel identisch mit dem verhärmten Backfisch war, den man nach Mutters Tod in die Dresdener Pension geschickt hatte. Unfaßbar! Unfaßbar!

Wenn in der nächsten Zeit von der Amerikareisenden die Rede war, wenn man von Walkers und deren ungeheurem Reichtum sprach, dann mußte sie immer gewaltsam an sich halten, um das Geheimnis nicht preiszugeben.

In Zehlendorf hatte man endlich nach vielem Suchen eine leidlich nette Wohnung gefunden. Die Gräfin Czernin hatte sich ihrem Vetter gegenüber generös gezeigt: es waren nicht nur abgelegte Sachen, die sie zur Ausrüstung des kleinen Haushalts sandte, sondern auch ein paar Renommierstücke aus der Glanzzeit des alten Rotholz.

Mitte Oktober hielt Exzellenz von Exleben in Zehlendorf Einzug. Die ganze

Familie, außer Gwendoline, versammelte sich am darauf folgenden Sonntag in der sonnigen Parterrewohnung. Tante Eddy war schon vorher mit Beate herübergekommen, um Ingrid beim Einrichten des Dienstmädchens zu helfen, die beiden Kadetten trafen gleich nach dem Kirchgang ein. Es gab ein großartiges Mittagessen mit allen Delikatessen, die die Rotholzer Saison zu bieten hatte. Die Kadetten entwickelten sowohl bei den Rotholzer Barschen als den Rotholzer Enten einen Bärenhunger. Der reichte dann auch noch für die Türme von Rotholzer Kaffeewaffeln, die es nachmittags gab.

Der Freiherr von Erxleben hatte sich im ganzen vorzüglich erholt. Mit dem Trinken mußte er sich ja sehr in acht nehmen, womit er sich noch immer am wenigsten abgefunden hatte. Aber er konnte sich doch wieder ganz normal bewegen. Einen Spazierstock hatte er sich zugelegt, auf den er sich leicht stützte. Ab und zu blieb er unterwegs auch stehen, um auszuruhen. Das machte aber durchaus keinen hinfälligen Eindruck. Er hatte längst seine alte Lebhaftigkeit wiedergewonnen, zeigte sich überhaupt bei jedem Gespräch wieder geistig voll auf der Höhe. Keinesfalls wollte er für invalide gelten. Das drückte auch schon sein Ton aus. Mit den beiden Kadetten hatte er gleich nach dem Kaffee einen erfrischenden Krakeel. Börries hatte die letzten Monate über seinen ganzen Spekulationsgeist in Tätigkeit gesetzt, um herauszubekommen, ob es nicht doch möglich wäre, daß er in ein Kavallerieregiment eintrat. Und Hannsheinz wagte gar das ungeheuerliche Geständnis, daß er sich zum Soldaten überhaupt nicht berufen fühlte.

„Wo soll der König seine Offiziere hernehmen, Jungens, wenn ihr nicht mal Order parieren wollt?" rief der Freiherr, die Augenbrauen zusammenziehend. Trotz allem Kummer über das eigene Pech hatte ihn doch nicht die Verbitterung der vielen andern Wiesbadener Inaktiven gegen das Militärkabinett angesteckt: er war und blieb Soldat vom Wirbel bis zur Zehe. Und so setzte er denn den beiden Jungen den Kopf zurecht. Schließlich waren sie überzeugt, daß ihr Vater recht hatte, und verabschiedeten sich von ihm mit blanken Augen, stolz auf seine ganze prächtige Art. Erst als sie, von Zehlendorf nach Groß-Lichterfelde abschwenkend, die roten Backsteinmauern der Kadettenanstalt aus dem dunkelnden Villenkranz wieder vor sich aufwachsen sahen, kam der alte Katzenjammer über sie.

Auch Beate schien mit ihrem Schicksal versöhnt. Von den Hoffestlichkeiten wollte der Freiherr nichts mehr hören. Das wäre jetzt doch nur eine halbe Sache, meinte er. Beate hatte also endgültig verzichtet. Aber eine neue Hoffnung gab ihr Schwingen. Tante Eddy wollte sich in diesem Winter endlich ihren Sehnsuchtswunsch erfüllen, nach dem Adriatischen Meer zu reisen, und Beate sollte sie begleiten. Lussinpiccolo war ins Auge gefaßt. Im Kurhaus hatte die Gräfin schon wegen der beiden Zimmer angefragt.

„Wenn Gwendoline den Winter wirklich noch drüben bleiben will bei ihren Millionären," sagte Erxleben, „dann wäre es eigentlich gar nicht so unmöglich, daß ich hier für Februar, März die Bude schlösse und auch hinkäme. Mit Ingrid. Natürlich würden wir in eine ganz kleine Pension ziehen, denn mehr als sechs Kronen pro Nase kann ich nicht anlegen."

Die Gräfin war freudig überrascht. Der Vetter war noch heute ihr Stolz. „Vielleicht finden wir auch etwas Gemeinsames, irgendeine kleine Pension," sagte sie lebhaft, „laß uns zwei nur erst dort sein und die Verhältnisse überschauen."

Beate war enttäuscht. Gerade auf den Verkehr im Kurhaus hatte sie sich gefreut, auf die Tanzabende, die Reunions dort. Tante Eddy hatte sie schon solange darauf vertröstet. Viel österreichische und russische Aristokratie verbringe an der adriatischen Küste den Winter. Das Leben dort sei sehr flott, hatte sie auch von anderer Seite gehört. Da konnte Beate also gerade noch ihre paar geretteten Balltoiletten zu Ehren bringen — freilich modernisiert, denn inzwischen hatten ja die Ärmel total gewechselt. Sie wußte, daß sie Eindruck machen würde: im Ballsaal war sie ihres Erfolges sicher. Vielleicht erklang dort unten am blauen Meer endlich der Ruf des Schicksals für sie. Es brauchte ja nicht gleich ein russischer Fürst zu sein, wie Ingrid in ihrer vorlauten Art meinte. Aber das war nun ihre Sorge: wenn sie nicht

Der Karlsplatz in München. Gemälde von Prof. Rudolf Schramm-Zittau

im Kurhaus wohnten, nicht ein bißchen „Aufmachung" daran spendierten, sondern alle vier zusammen kleinbürgerlich in einer billigen Quetsche abstiegen, dann schieden sie von vornherein aus der eigentlichen Kurgesellschaft aus!

Wenige Tage nachdem Beate die Gräfin Czernin nach Rotholz zurückbegleitet hatte, ließ sich Erwin von Schrott in Zehlendorf bei seiner Exzellenz melden.

Der Freiherr hatte den jungen Forstassessor im Drang der Ereignisse ganz vergessen. „O der, richtig," sagte er dann zu Ingrid, „den Gwendoline vor ihren Triumphwagen spannen wollte. Na, der Schmerz ist ja wohl verjährt. Also herein mit dem jungen Herzenknicker."

Ingrid kehrte den Backfisch nur selten noch vor; sie nickte dem Mädchen, das in ihr doch schon die stellvertretende Hausfrau sah, gnädig zu.

Gleich darauf trat Erwin in den Korridor, entledigte sich seines eleganten schwarzen Herbstpaletots und kam, Zylinder und helle Handschuhe mitbringend, in das etwas altmodische, aber überaus behagliche Wohnzimmer mit der Urgroßtante Czernin hellgelber Mahagoni-Einrichtung.

Der Freiherr begrüßte ihn herzlich, jovial, und nahm ihm gleich den Zylinder ab. „Das ist das einzige, womit ich mich beim Zivil noch immer nicht recht befreunden kann," scherzte er.

Zum erstenmal nannte Erwin die jüngste Tochter des Hauses „Gnädiges Fräulein". Früher waren sie alle auf du und du gewesen. Ingrid nahm es sehr hoch auf, genierte sich nur vor ihrem Vater, der so einen mokanten Zug um die Mundwinkel aufwies.

„Fabelhaft verändert haben Sie sich, gnädiges Fräulein. Ich kann mir den kleinen Kobold von damals noch gar nicht zurückkonstruieren."

„O, der wird sich sehr bald melden, Herr Assessor," meinte der Freiherr gutgelaunt.

Ingrid hatte den Besuch voll Interesse gemustert. „Ich muß Ihnen das Kompliment zurückgeben," sagte sie. „Gleich bei Ihrem Eintritt fiel mir's auf: Sie haben sich Ihren Haby-Schnurrbart abrasiert."

„Wofür ich also Ihrer nachträglichen Genehmigung sicher sein darf?" fragte er lächelnd.

„Ich bitte Sie: da Sie jetzt so halb und halb in die diplomatische Karriere eingetreten sind, waren Sie's Ihrer Zukunft einfach schuldig. Ein Diplomat mit Schnurrbart — Unding."

Er machte den Spott gutmütig mit. „Ich habe mir auch das für den Verkehr mit Botschaftern unerläßliche Monokel angeschafft, kann mit dem Ding aber durchaus nicht zu Rande kommen."

Sie nahm es ihm ab und klemmte es vors Auge. „Papa, was sagst du?"

„Mindestens so schneidig wie die Ernestine Wegener als jüngster Leutnant. Ja so — die kennt ihr nicht, die gehört heute schon der großmütterlichen Generation an." Er wollte den Assessor veranlassen, endlich auch seine hellen Handschuhe wegzulegen, die dem Besuch so eine frostige Feierlichkeit verliehen, und bot ihm eine Zigarette an. Ingrid mußte mitrauchen. Bei den ersten Zügen bekam Erwin den Mut, sie nach dem Befinden ihrer Schwestern zu fragen.

„Gwendoline ist noch immer bei ihren Multimillionären in New York, die lassen sie vor Weihnachten kaum weg, und Beate begleitet Tante Czernin nach Lussinpiccolo. Vielleicht reisen wir auch hin. Machen Sie doch mal von Rom aus eine Spritztour ans Adriatische Meer und besuchen Sie uns dort. Als reitender Feldjäger kutschieren Sie doch unausgesetzt auf der Eisenbahn, denk' ich."

Vom Hundertsten ins Tausendste wanderte das Gespräch. Erwins Interessen standen natürlich in vorderster Reihe. Exzellenz von Erxleben zeigte sich sehr aufgeräumt und beteiligte sich mit lebhaften Fragen nach der Art des Dienstes, den der junge Forstassessor als Stationierter in Rom zu versehen hatte. Sein unruhiger Geist vertrug die großen Ferien längst nicht mehr.

Immer wieder suchte der Forstassessor das Gespräch auf Gwendoline zu bringen. Er glaubte nicht recht daran, daß sie wirklich so schreibfaul sei, wie Vater und Schwester es schilderten. Als der Freiherr nach seinem Zimmer ging, um zur Entscheidung einer kleinen Streitfrage die Eisenbahnkarte zu holen, änderte Erwin mit einemmal seinen Ton. Er sprach leiser, herzlicher, zugleich dringlicher, so

als wolle er die Kleine in ein Geheimnis einweihen.

„Ich habe von Gwendoline zwei Postkarten — Ansichtskarten, auf denen nur ein paar Grüße Platz hatten — das ist alles."

Ingrid hatte die ganze Zeit über mit seinem Einglas gespielt. Sie setzte sich's jetzt vors rechte Auge und machte ein sehr pfiffiges Gesicht. „Hatten Sie mehr erwartet, Herr von Schrott?"

„Ja."

„Mehr als ich bekommen habe? Ich hatte — direkt — nur einen einzigen Schreibebrief. Zu meinem Geburtstag."

„Wenn Sie nicht wissen — oder ahnen..."

„Ich weiß gar nichts. Aber ich ahne sehr viel."

„Verraten Sie mir's."

„Ich ahne, daß Gwendoline sehr bald verlobt sein wird."

Er ward ziemlich blaß. „Sie ist es also wohl schon heimlich?"

„Bewahre. Wenn sie sich verlobt, dann sicher gleich ganz unheimlich."

„Sie machen sich lustig über mich, gnädiges Fräulein."

„Ich schwöre!" Sie erhob die beiden Schwurfinger der rechten Hand, in demselben Augenblick, in dem Exzellenz von Erxleben mit der Karte eintrat.

„Der Kobold scheint sich inzwischen ja richtig gemeldet zu haben," sagte er mit Bezug auf Ingrids drollig-scheinheilige Pose. „Stimmt's?"

„Jawohl, Exzellenz, es stimmt," sagte Erwin und warf Ingrid einen langen, traurigen Blick zu.

Über der Debatte, die Lussinpiccolo betraf, kamen sie auf die Gräfin Czernin und Beate zu sprechen. Ingrid schwärmte mehr denn je für Beate. Sie erschien ihr der Inbegriff der Schönheit und Vornehmheit. Beates wundervoll schlanke Figur, ihre gemessenen Bewegungen, das märchenhaft blonde Haar und die blauen, großen, etwas resigniert blickenden Augen — sie geriet immer gleich in Ekstase, wenn von der ältesten Schwester die Rede war.

„Daß sich in Lussinpiccolo ein russischer Fürst für sie interessieren wird, das steht bei mir bombenfest." Ingrid war aufgestanden, um die Zigarettendose herüberzuholen. Dabei nahm sie unwillkürlich etwas von Beates Haltung, ihrer Art sich zu bewegen, an. Auch ihr Ton ähnelte plötzlich dem der Schwester. Sie hatte ein ganz vorzügliches Kopiertalent. „Beate kann ich mir großartig denken — so mit Leibeigenen!"

Sie sagte es mit so drolligem Ausdruck, daß beide Herren hell auflachten. Und Exzellenz sagte: „Na warte, du Nickel, Beate sollte dich mal so sehen. Übrigens ist die Leibeigenschaft auch in Rußland aufgehoben, mein Kind, was du eigentlich aus dem Unterricht wissen solltest."

„Da hab' ich gerade gefehlt, Papa. — Aber ein Kawasse wird Beate immer folgen müssen, wenn sie erst Durchlaucht ist. Ein Kawasse mit bleichem Gesicht und sarmatischen Augen. Und natürlich muß er ganz in grüne Seide gekleidet sein. Himmlisch." Sie machte einen Gang durchs Zimmer, wie sie sich Beate als russische Fürstin mit einem Kawassen dachte. Was ein Kawasse war, wußte sie natürlich nicht. Die ganze Szene war sehr komisch, die Herren kamen nicht aus dem Lachen heraus.

Der Besuch hatte sich auf diese Weise länger ausgedehnt, als vom Assessor beabsichtigt. Der Freiherr fand Gefallen an ihm, viel mehr als früher, und forderte ihn auf, von nun an öfters von sich hören zu lassen.

„Mit 'ner Ansichtskarte oder so, lieber Herr von Schrott. Und ich denke mir, Sie werden ja oft genug in dem Jahr nach Berlin kommen, um auf dem Auswärtigen Amt Ihren Postbeutel abzuliefern, und werden da nicht allemal abends ins Metropol und ins Palais de Danse wollen, wie? — Na, dann witschen Sie eben zu uns heraus, ganz zwanglos, und nehmen an einem einfachen deutschen Butterbrot teil. — Große Gesellschaften geben wir nicht mehr. — Hm. Und das nächste Mal erlassen wir Ihnen darum auch großmütig den Zylinder."

Erwin hatte gegen den aktiven Generalleutnant einen tiefen Groll im Herzen genährt; der Verabschiedete tat ihm nun geradezu leid. Er verbeugte sich und dankte herzlich.

„Haben Sie so als Briefträger für die Wilhelmstraße eigentlich eine besondere Uniform, Herr von Schrott?" fragte Ingrid

ihn neckend, indem sie ihn durch den Korridor begleitete.

„Natürlich. Als postillon d'amour."

„Entzückend." Sie lachte. In der offenen Tür hielt sie dann seine Rechte fest. „Die Rolle hatten Sie eigentlich mir zugedacht, Herr von Schrott. Hand aufs Herz. Wie?"

„Ich bin erstaunt, daß Sie's gemerkt haben, gnädiges Fräulein."

„Gemerkt? Ich bin doch leidlich helle, denk' ich. Aber ich wollte nicht verstehen."

„Warum nicht? Sie denken: weil Gwendoline ja doch in Amerika ein viel größeres Glück machen wird?" Ganz traurig war sein Gesichtsausdruck, melancholisch sein Ton.

Sie stampfte leicht mit dem Fuße auf. „Zum Kuckuck, so lassen Sie sich's doch nicht gefallen!"

Im Hui hatte sie ihm ihre Rechte entzogen, war durch den Korridor zurückgeeilt und im Wohnzimmer verschwunden. Er glaubte noch von drinnen ihr leises, lustiges Lachen zu hören.

‚So lassen Sie sich's doch nicht gefallen!' — Das war so leicht gesagt. — Zu Weihnachten wurde Gwendoline erwartet. Unter allen Umständen mußte er dann hier sein. Kleine Anbandeleien hatten in der Zwischenzeit seine Sinne wohl festgehalten — aber sein Herz gehörte noch immer Gwendoline. Heute hatte er's stärker als je empfunden, weil diese vage, unfaßbare Eifersucht auf jenen nordamerikanischen Unbekannten noch hinzutrat.

⌘ ⌘ ⌘

Zum Weihnachtsfeste kehrte Gwendoline noch nicht zurück. Erxleben hatte das erneute Urlaubsgesuch seiner Tochter mit kurzen Worten bewilligt — seine Enttäuschung war groß. Seitdem klaffte ein Riß zwischen ihnen. Er vergab es ihr nicht, daß sie sich seit seinem Unglück mit allen Fasern an das Millionärsheim da drüben klammerte.

Aber auch aus der gemeinsamen Fahrt nach Lussinpiccolo ward nichts.

Die Gräfin Czernin hatte Anfang November wieder einen Anfall ihres Magenleidens. Der Professor, den sie konsultierte und dem zuweilen der Geduldsfaden riß, erklärte ihr zum hundertsten Male, all die Erscheinungen, die sie ihm nahezu dramatisch schilderte, beruhten auf Einbildung, ihr eigentliches Leiden sei längst behoben, auch ihre Verdauungsorgane seien völlig normal, nur eine allgemeine Nervosität sei zurückgeblieben, und wenn sie in ihrer ängstlichen Selbstbeobachtung fortfahre, so werde sie noch ganz hysterisch.

Dieses Wort gab ihrer bisher blinden Verehrung für den Professor den Todesstoß. Sie schwor, daß sie nie wieder einen Spezialisten in Nahrung setzen werde, und entschloß sich, das Sanatorium des Dresdener Wundermannes aufzusuchen, von dessen fabelhaften Heilerfolgen die Schwägerin des Landrats ihr erzählt hatte.

Beate fiel wieder einmal aus allen ihren Himmeln.

Diesmal gab's bittere Tränen. „Ich werde alt und grau und sehe nichts von der Welt. Dann hätte ich ja gleich Rote Kreuz-Schwester werden können. Wieder ein verlorener Winter — und noch einer — und wieder einer. So geht mein ganzes bißchen Jugend hin. Ach, bin ich unglücklich." So klagte sie sich in Zehlendorf aus.

Dem Freiherrn ging die Verzweiflung seiner Ältesten wirklich nahe. So goldklar hatte einstmals die Zukunft seiner Kinder vor ihm gelegen. Beate umschwärmt, gefeiert, aller Welt Liebling. Auch Majestät hatte sie mit verzogen, der ganze Hof. Seine Töchter waren Prachtmädels, alle drei, zum Donnerwetter, und Beate war die schönste, die glänzendste. Jeder hätte ihr eine brillante Partie vorausgesagt. Und nun versauerte, vertrauerte sie ihre schönsten, besten Jahre. Wenn er Tante Eddy nicht zu soviel Dankbarkeit verpflichtet gewesen wäre —! Er hatte schon den Paletot angehabt, um spazieren zu gehn, als Beate ankam. Der Hut lag auf seinem Schreibtisch. Aber den Stock hatte er in der Hand. Damit spazierte er nun durch die beiden Vorderstuben und setzte ihn so heftig auf, daß alles zitterte.

„Schwer, schwer, mein Kind, da zur Vernunft zu reden. Denn es ist natürlich der helle Wahnsinn, das mit den Wunderkuren. Im Vertrauen gesagt. Denn die gute Tante ... Äh!" Er machte kurz kehrt und setzte seine Wanderung nach der andern Seite fort, den linken Arm ins Kreuz legend. Wenn er sich aufregte, bekam er jedesmal seine Nierenschmerzen.

„Fräulein von Genast schwört natürlich Stein und Bein auf ihren Wunderdoktor," sagte Beate.

„Hysterie ist's. Ich kenne ja hundert solche Fälle. Herr meines Lebens, was haben sie in Wiesbaden davon gekohlt. Mit Wasser und Salat heilen sie die schwierigsten Dinge."

„Heilen — wirklich?" fragte Ingrid, die bekümmert und in sich geduckt auf der Sofalehne saß, wie ein Kind, dem die Hühner die Butter vom Brot gegessen haben.

„Weil nichts zu heilen ist als eine Einbildung. Gesundbeterei P. P. So wird's bei diesem alten Landrats-Jüngferchen gewesen sein — und ähnlich liegt nun der Fall bei Tante Eddy. Komisch. Eine Frau, so klar, so praktisch, so im Kern gesund, als ihr Mann noch lebte, du lieber Gott — und in diesem einen Punkte so verdreht."

„Weißt du, Papa," sagte Ingrid, „ich denke: sie hat eben viel zu früh auf den Mann verzichten müssen."

Nun brach der Freiherr in herzliches Lachen aus.

„Ja, Ingrid, ja, du hast das Rechte getroffen. Sicherlich." Dann wandte er sich wieder an die Älteste. „Vielleicht schlägt der Salat bei Tante Eddy rascher an, als du fürchtest, Ati. Halte ruhig bei ihr aus. Am Ende schickt sie hernach der sächsische Wunderdoktor doch noch auf Reisen — und aus Opposition gegen den preußischen Professor statt nach der Adria nach dem Golf von Lion. Vielleicht sitzt ihr beide im Frühjahr ganz quietschvergnügt in Nizza oder Monte oder Cannes. Was?"

„Papa — ach, ich kann ja gar nicht mehr hoffen. Ich hab's schon ganz verlernt."

Exzellenz von Erxleben seufzte. „Das kann ich nun noch so wundervoll. Es nützt mir nur nichts mehr."

Die Berichte, die Beate über das Sanatorium nach Hause schickte, klangen dann gar nicht so fürchterlich.

Es war ein großer Komplex hoch über der Elbe, an Park und Wald grenzend, mit vielen größeren und kleineren Villen. Die Gräfin hatte in einem der beiden Haupthäuser Unterkunft gefunden. Die unterschieden sich in nichts als in einigen Schrullen von einem Grandhotel. Die beiden Zimmer, die hochparterre lagen, waren mit einem gemeinsamen Balkon versehen. Erste Vorschrift war, daß über Nacht die Balkontüren offenbleiben mußten. Auch in den verschiedenen Speisesälen wurde die Mahlzeit bei offenen Fenstern eingenommen. Für die zugempfindliche Gräfin Czernin war das alles eine Tortur. Mit der Kaltwasserbehandlung und den Luftbädern, in denen gespielt und geturnt wurde, konnte sie sich zuerst auch gar nicht befreunden.

Schon um sich vor Langerweile zu schützen, hatte Beate an den Luftbädern teilgenommen. Ihr schöner, sportgeübter, trotz aller Muskeldurchbildung edel und formschön gebliebener Körper erregte die allgemeine Bewunderung. Für den weiblichen Arzt, der die Leitung des Damenluftbades innehatte, bildete die Freiin von Erxleben bald die Renommiererscheinung der ganzen Abteilung. Das Fräulein Doktor tat so, als wäre dieser überraschende Erfolg der kurgemäßen Lebensweise zuzuschreiben.

In einem Briefchen an Ingrid, die für Humor ja sehr zugänglich war, schilderte sie ihre Eindrücke von diesen Turnstunden im Freien.

„... Du mußt Dir eine Riesenhalle ohne Dach denken. Blickst du empor, so siehst Du über die Wände die novemberkahlen Kastanienwipfel und die regenschirmähnlichen Tannenzipfel lugen. Man hat nur ein transparentes Hemd an oder Badehöschen, also sind Zeugen außer dem Himmel nicht erwünscht. Der macht aber immer ein sehr grämliches Gesicht. Nein, Ingrid, was gibt es doch für garstige Weiber. Unter hundert Gestalten auch noch nicht zwei leidlich anzusehen. Da sind die Hageren mit den spitzen Ellbogen und spitzen Knien, flachbrüstig, hüftenlos, wie Karikaturen auf die Präraphaeliten. Beine nach außen gebogen, nach innen gebogen, zu kurz oder zu lang, Hälse wie bei exotischen Vögeln oder überhaupt nicht mehr als Verbindungsteil zwischen Haupt und Rumpf erkennbar, Arme, die aus Versehen falsch eingeschraubt erscheinen, Schulterblätter und Beckenknochen, die man sich anatomisch gar nicht mehr erklären kann.

Und dann die Dicken! Die Kugelrunden sind noch die normalsten. Aber du ahnst nicht, was die Natur sich in einzelnen Spielarten manchmal aussucht, um es zur Belustigung der Mitwelt so recht grotesk auszupolstern. Ich war zuerst ganz starr. Mir war, als hätte ich da lauter Ausstellungsgegenstände für ein Panoptikum vor mir. Und wie man die moderne Bekleidungstechnik bewundern lernt: all diese Scheußlichkeiten wandern Tag für Tag auf der offenen Straße, gnädig bedeckt mit Seide, Wolle, Halbleinen und Halbwolle, so daß keiner der Passanten mehr um Hilfe ruft, wenn er sie erblickt! Tante Eddy gehört übrigens noch zu den adrettesten von den älteren Damen. Sie hat auffallend kleine Hände und Füße (früher war das ja eine Schönheit) und eigentlich noch einen sehr hübschen Hals. Ich werde ihr stürmisch zureden, sich in Dresden ein paar ausgeschnittene Abendtoiletten bauen zu lassen. In Rotholz kann sie die nicht zur Geltung bringen, also muß sie doch noch eine Nachkur machen. Ach, Ingrid, wenn es nach Monte Carlo ginge! Ein hübsche, blutjunge Frau — sie ist wie ich nur zur Begleitung eines Kranken hier — hat mir gestern von der Riviera erzählt. Sie ist eine todschicke Person. Wir fechten zusammen Florett im Damenbad. Wenn wir einen Gang beginnen, sammelt sich das ganze wilde Heer der Hemdenmätze und Badeengel rund um uns an. Es ist, als ob wir eine Vorstellung gäben. Manchmal wird sogar applaudiert. Ich fürchtete, Tante Eddy würde böse sein, aber sie ist im Gegenteil sehr stolz auf meine Erfolge. Ich weiß nun auch, was ihr bisher gefehlt hat: nichts anderes als ein bißchen Gesellschaft und ein bißchen Klatsch. Ein bißchen? Na, sagen wir: er ist hier schon mehr als reichlich vertreten. Stoff geben namentlich die Eheirrungen einer Anzahl Damen und Herren, die sich solo hier eingefunden haben. Die Herrschaften lassen sich ein paar Monate lang mit Kaltwasser, Salat und Luftbädern behandeln — inzwischen ist daheim das Schlimmste vergessen — und es erfolgt dann in aller Stille die Scheidung oder die Versöhnung, je nachdem. Fast alle Kurgäste befinden sich in irgendeiner Krise.

„Die Atmosphäre ist wie elektrisch geladen. Es ist furchtbar interessant. Langweilig sind nur die Kranken, die immer von ihren Leiden erzählen. Denen weiche ich aber im Bogen aus. Die junge Amerikanerin macht's ebenso. Wir haben gestern zusammen so gelacht! Übrigens war nur ihr Mann Amerikaner, sie selbst ist Rheinländerin. Denke Dir, den Silvesterabend vor ihrer Überfahrt nach Europa hat sie in New York mit Gwendoline zusammen gefeiert. Im Waldorf-Astoria-Hotel hatten sich ihre Verwandten — d. h. die Verwandten ihres verstorbenen Mannes — einen Tisch reservieren lassen, und dicht daneben war der von Walkers. Sie heißt Mrs. Biggar und ist eine geborene Teerbrügge. Tante meint, die Teerbrügges gehörten zu den großen rheinischen Kohlen- und Eisenbaronen. Schmachvoll viel Mammon sollen sie haben. Es war ja so komisch, dieses Zusammentreffen: sie hört von der Ärztin unseren Namen und fragt mich gleich, ob ich nicht eine Schwester in New York hätte. In dem Riesennest da drüben! Sie hat sich an dem Abend nicht viel mit Gwendoline unterhalten können und ist dann bald nach der Alten Welt übergesiedelt. Aber an der Ähnlichkeit hätte sie mich gleich als Schwester erkannt, sagte sie, auch wenn ihr der Name nicht im Gedächtnis geblieben wäre. Den ersten Winter hat sie an der Riviera verlebt. Wenn man so reich ist, wie sie, muß man sich dort wie im Paradies fühlen. Sie macht übrigens großartig Toilette. Am besten gefällt sie mir aber doch beim Fechten in ihrem durchbrochenen, spitzenbesetzten, rosaseidenen Hemdchen. Mein luftiger Dreß ist himmelblau. Wir passen also sehr gut zueinander. Ich frage diese Woche noch bei Gwendoline an, ob sie sich der Mrs. Biggar von dieser Silvesterfeier her entsinnt. Tante brennt darauf, mehr von ihr zu erfahren. Es spielt da irgendein Geheimnis. Die Leute munkeln und wispern. Wenn Gwendoline nur nicht so entsetzlich schreibfaul wäre. — Tausend Grüße an Papa und an die Jungens, wenn sie zum Sonntagsbraten herüberhüpfen. Börries haben Tante und ich heute früh eine Glückwunsch-Depesche zu seiner Beförderung zum Leutnant geschickt, wir finden Dessau doch sehr nett für ihn! — Sei umarmt von Deiner hochbetagten Schwester

(hoch in die zweiundzwanzig!), der Krankenwärterin, Vorleserin und Florettschaufechterin Ati."

Den Brief fand Ingrid so drollig, daß sie ihn dem Papa und den Brüdern vorlas. Den „Jungens" unterschlug sie aber das Beste, die Schilderung des Damenluftbades.

Exzellenz von Erxleben schrieb seiner Ältesten daraufhin einen seiner originellen militärisch kurzen Briefe: „Mein liebes Mädel, ich sehe, Du packst das Leben wieder richtig an, das freut mich. Humor verloren alles verloren. Also Kopf oben behalten. Nach Teerbrügges braucht sich der Mitteleuropäer nicht erst zu erkundigen. Ein Haus wie die Stinnes, die Haniels, die Thyssens. Der Alte ist vor drei Jahren gestorben, und seitdem schwebt ein Riesenprozeß zwischen den Kindern. Tante Eddy muß doch davon gehört haben. Alle Zeitungen waren damals voll davon. Auch von der Affäre des Herrn Claus Teerbrügge, die sie in der ganzen sozialdemokratischen Presse durchgewaschen haben. Er hat irgendwo im heiligen Sachsenlande einen Hotelportier, einen Polizeiwachtmeister oder einen Telephonbeamten vermöbelt. Bitte doch Tante, die ich herzlich grüßen lasse, daß sie sich das Rezept zu dem italienischen Vegetarier-Salat geben läßt, von dem sie so begeistert ist. Ingrid will ihr Heil damit versuchen, solang wir ohne Mädchen sind. Im Vertrauen: das gute Ding mag kochen, was sie will, es wird doch immer Irish stew. Aber nicht petzen! Ich küsse Dich meines Katarrhs halber nur väterlich auf die Stirn und bin in Liebe Dein alter Vater."

Unterdessen hatte sich zwischen Beate und Mrs. Evelyne Biggar ein richtiges Freundschaftsverhältnis herausgebildet. Die junge Frau — sie zählte höchstens drei Jahre mehr als Beate — fühlte sich sehr einsam und brauchte eine Aussprache. Sie war zur Begleitung und Gesellschaft ihres Brudes hier, der wegen seiner angegriffenen Nerven eine langwierige Kur durchmachen mußte. Ein Wärter und eine Wärterin wurden für ihn gehalten, sie bewohnten eine der hübschesten kleinen Villen ganz für sich, Evelyne war den größeren Teil des Tages über ganz entbehrlich. Sie teilte die Mahlzeiten mit ihm und interessierte ihn ab und zu für eine Partie Domino oder Puff. Wenn er nicht schlief oder turnte, beschäftigte er sich mit der Lektüre von englischen Sportsbüchern. Über das Leiden selbst sprach sich Evelyne nicht näher aus, und Beate widerstrebte es, mit Fragen in sie zu dringen, so wie es Tante Eddy getan hätte. Es genügte ihr, daß sie an der bildhübschen jungen Frau eine angenehme Partnerin für die sportlichen Übungen und eine interessante Plauderbekanntschaft gewonnen hatte. In ihren Wohnungen hatten sie einander noch nicht besucht, es blieb bei den Begegnungen im Luftbad, auf der Promenade und beim Fünfuhrtee.

In dem aristokratischen Bridgeklub, in den die Gräfin Czernin sich zwanglos eingegliedert hatte, wurde an dem ersten Tanzabend fast über nichts als über das Geschwisterpaar gesprochen. Eva Teerbrügge habe auch schon ihren Liebesroman hinter sich, wußte einer der Herren, der lange in einem rheinischen Regiment gestanden hatte, zu erzählen.

„Sechzehn Jahre war sie alt, ich weiß genau, keinen Tag älter, da verliebte sich Mr. Biggar in sie, ging zum alten Teerbrügge, hielt um sie an — und besah einen glatten Korb. Die Biggars sind nun für New York, was die Teerbrügges fürs Rheinland. Den Alten kümmerte das nicht. Er war ein Original. Am originellsten soll er gewesen sein, wenn er von seinen wunderschönen Rheinweinchen so seine vier, fünf Fläschchen intus hatte. Solch einen Tag muß Mr. Biggar wohl erwischt haben. Einen triftigen Grund für die barsche Ablehnung gab der Alte nämlich gar nicht an. Man hätte ja ganz gut den großen Altersunterschied zum Vorwand nehmen können. Aber das fiel ihm nicht ein. Biggar hat es vor ein paar Jahren selbst einem Geschäftsfreund erzählt. Teerbrügge brachte die Zähne kaum auseinander, wie immer, wenn er Platt sprach, und erwiderte kopfschüttelnd: ‚Enä, Här, dat geit nit esu leich. Ich ben ene gote Kölsche und ich han et immer gesaht: wat mer habe wolle, mir Kölsche, dat bruche mehr nit esu weit herzuhole. Und dabei blieven ich. Loht et ald got sin, Här. Mit Ihn' und minger Doochter eß et nix.‘ — Oh, war er fuchtig, der Mr. Biggar. Aber

Teerbrügge war's auch. Und Eve besah an jenem Tage ihre letzte Senge. Er konnte nämlich maßlos jähzornig sein, der Alte, wenn er angesäuselt war. Na, andern Tags war dann das Unglück da."

Die Geschichte interessierte die Damen brennend. „Was für ein Unglück?" fragte die Gräfin Czernin und ließ ihre Blicke ängstlich nach der Ecke des Tanzsaales schweifen, wo Beate bei der jungen Witwe stand, beide umgeben von einem Troß von Kaltwasserkurmachern.

„Andern Tags war Eva Teerbrügge verschwunden. Und am zweiten Tage kündigte dem Alten eine Kabeldepesche aus Shanklin auf der Insel Wight ihre in Southampton erfolgte Vermählung mit Mr. Biggar an."

„Weiter! Weiter!" drängten die Damen.

Der Erzähler lächelte indiskret. „Die Flitterwochen kann ich Ihnen aus eigener Erfahrung leider nicht schildern, meine Damen. Sie müssen aber sehr schön gewesen sein. Aus der kleinen Eva ist in den sieben Jahren ja eine stattlichere Evelyne geworden, aber verteufelt hübsch ist sie auch noch heute."

„Die Baronesse Erxleben ist schöner."

„Fraglos. Ich ziehe überhaupt die Blondinen den Brünetten vor."

„Mrs. Biggar ist doch nicht brünett?"

„Jetzt nicht mehr. Sie war es als Backfisch, als alle jungen Leutnants meines Regiments für sie schwärmten. Bevor sie tizianrot geworden ist."

Eine Wiesbadener Exzellenz warf ein: Eva sei überhaupt ein wenig aus der Art geschlagen, denn ihre beiden Brüder seien strohblond, ganz das Ebenbild ihrer Eltern.

„Ist es eigentlich Claus oder Peter, der hier mit im Sanatorium ist?"

„Claus natürlich," sagte die Wiesbadnerin. „Man hat ihn hier in Behandlung gegeben, um ihm mildernde Umstände zu sichern."

Nun horchte die Gräfin auf. „Mildernde Umstände? Handelt sich's denn um ein Verbrechen?"

„I bewahre. Er hatte wohl gerade seine Semmelwochen, der gute Junge, — Erbschaft vom Alten, tja, man besitzt nicht ungestraft den berühmtesten Weinkeller vom ganzen Rheingau — in solchen Zeitläuften war Claus Teerbrügge von jeher mit Glacéhandschuhen anzufassen — und nun wollte es sein Pech, daß er auf dem Telegraphenamt einer kleineren Ortschaft, in der er mit seinem Auto eine Panne hatte, auf einen Schalterbeamten stieß, der nicht wußte, wie Claus Teerbrügge behandelt sein wollte. Na, sie gerieten aneinander, und als der Telegraphenbeamte ihm amtlich kam, fing Claus zu boxen an. Das kann er wundervoll. Hinterher tat's ihm ja furchtbar leid. Schon als er auf der Polizeiwache seine Personalien angeben mußte. Vor allem wegen seines Bruders Peter, der ihn doch durchaus für unzurechnungsfähig erklären lassen will. Na, er schrieb hinterher einen großen Entschuldigungsbrief, schickte einen Vermittler, war bereit, einen großen Batzen Schmerzensgeld zu zahlen. Aber die Sache war schon amtlich weitergegeben — und sie schwebt heute noch. Claus wird immer rechtzeitig leidend, dann muß die Verhandlung vertagt werden. Die Skandalpresse hat natürlich schon reichlich Kapital daraus geschlagen. Und die Geschichte hat ihn in Dresden unmöglich gemacht. Seine Schwester kann einem dabei am meisten leid tun. Sie war drauf und dran, sich eine erste Position in Dresden zu erobern. Nun will sie ihr Heil in Preußisch-Berlin versuchen."

Die Gräfin Czernin hatte von der jungen Frau selbst gesprächsweise erfahren, daß sie im letzten Winter durch die amerikanische Botschaft in Dresden bei Hofe vorgestellt worden war und alle Hoffestlichkeiten mitgemacht hatte.

„Sie wird auch nicht eher ruhen, als bis sie in Preußisch-Berlin zu Hofe kommt. Das ist nun einmal der Traum der amerikanischen Ladies. Sie will es doch den Biggars in New York melden. Und vielleicht auch Brüderchen Peter am Rhein, Pitterchen Teerbrügge und dessen semmelblondem Frauchen."

„Na, da sind wir ja tüchtig ins Klatschen geraten," stellte die Gräfin Czernin fest. Aber keines hatte Lust, das interessante Thema abzubrechen. Ganz dunkel entsann sich die Gräfin jetzt, wo der Name Teerbrügge immer wieder genannt wurde, daß die Kreuzzeitung im Sommer während der Kieler Woche eine kurze Erwiderung auf

irgendeine Anzapfung gebracht hatte, worin der Schoner „Evelyne" von Claus Teerbrügge erwähnt worden war.

Darüber wußte nun wieder eine Mariniersfrau aus Kiel Bescheid zu geben. Claus Teerbrügge hatte für sportliche Zwecke schon großartige Stiftungen gemacht. Sein Hunderttausendmarkpreis für die Internationale Flugwoche war viel besprochen worden. Er besaß eine Schoner-Jacht, die in Cowes schon zweimal gelaufen war, und es hieß, eine offizielle Persönlichkeit habe ihm nahegelegt, sein Boot doch auch in Kiel laufen zu lassen. Evelyne wäre selig gewesen: nach dem Zusammenbruch am Dresdener Hof sah sie hier eine goldene Brücke, über die sie ins Gelobte Land hineinschreiten konnte. Denn es war klar: sie würde in Kiel gleich ihrem Bruder dem Kaiser vorgestellt werden! Das bedeutete für sie den Auftakt für Berlin. Aber wieder verfolgte sie das Pech. Eine sächsische sozialdemokratische Zeitung griff das Gerücht auf, daß Herr Claus Teerbrügge den amerikanischen Schoner „Evelyne" in der Kieler Woche laufen lassen wolle, und veröffentlichte einen Brandartikel, in dem von geheimen höfischen Einflüssen gefabelt wurde, die dahin gingen, den rheinischen Millionärssohn der Strafverfolgung zu entziehen. Es gab ein geharnischtes Dementi — und dem armen Claus blieb nichts andres übrig, als schleunigst wieder ein Sanatorium aufzusuchen.

„Also halten Sie das ganze Leiden für Schwindel?" fragte die Gräfin.

„Jedenfalls wird es nach Bedarf akut."

Der Herr vom Rheine kniff die Augen zusammen und schmunzelte. „Na, gestatten Sie, Gnädigste, ich habe Cläuschen mal von einem Festessen im Europäischen Hof nach Hause gebracht, — Details will ich nicht preisgeben, jeder gute Deutsche haut ja mal über die Schnur, — aber ich kann Ihnen sagen: es war furchtbar. Nee, ich weiche ihm im Bogen aus, wenn ich ihm hier begegnen sollte. Er fängt ja gleich Krakeel an, wenn er was im Koppe hat."

Die eifrig richtende Gruppe wurde gestört: Beate von Erxleben kam Arm in Arm mit ihrer neuen Freundin zur Gräfin Czernin, um ihr mitzuteilen, daß sie von ihr für den nächsten Nachmittag zu einer größeren Automobilfahrt eingeladen seien, ob Tante Eddy sich frisch genug fühle, die Einladung anzunehmen.

Wie die beiden jungen Ballschönen den weiten Tanzsaal durchmaßen, folgten ihnen mehrere hundert Blicke. Die der Herren waren etwas indiskret: natürlich hatten die Damen allerlei über das Schaufechten im Luftbad ausgeplaudert.

Die Gräfin Czernin war aufgestanden und begleitete das Paar eine Strecke weit durch den Saal. Die Annahme der Einladung mußte sie von ihrem morgigen Befinden abhängig machen, aber liebenswürdig dankte sie und verwickelte die junge Witwe in ein lebhaftes Gespräch, um all die Lücken, die nach den verschiedenen Berichten noch klafften, möglichst umgehend auszufüllen. Aber Mrs. Biggar hatte eine allerliebste Art, indiskreten Fragen, die sie nicht beantworten wollte, auszuweichen. Sie besaß eine Art trockenen Mutterwitzes, der Beate oft an ihre Schwester Ingrid erinnerte. Nur lag in Mrs. Biggars Bemerkungen doch die gewisse Überlegenheit der weitgereisten, vielerfahrenen und schwerreichen Frau. Über alles, was sie von der Familie Erxleben wissen wollte, hatte sich Mrs. Biggar bei ihrer neuen jungen Freundin selbst schon informiert. Und es gab kaum einen Zweifel: Beate hatte als Tochter eines preußischen Freiherrn, einer Exzellenz, sehr gut bei ihr abgeschnitten.

„Es ist nämlich nicht ausgeschlossen," sagte Mrs. Biggar zur Gräfin Czernin, „daß Dr. Riemann morgen meinem Bruder wieder eine Ausfahrt gestattet. Da möchte ich ihm doch gern eine so liebenswürdige Gesellschaft vermitteln. Er ist natürlich noch etwas menschenscheu nach der langen Einsamkeit."

Tante Eddy wechselte mit Beate einen raschen Blick. Ob ihre Nichte schon wußte, wie Claus Teerbrügge hier und anderwärts eingeschätzt wurde? War es denn überhaupt menschenmöglich, mit einem Manne zu verkehren, gegen den ein solches Strafverfahren schwebte? Was war er überhaupt für ein Mensch? Schließlich hätte Mrs. Biggar doch die Pflicht gehabt, ihren Bruder erst vorzustellen. Und eine jähe Angst überfiel sie: der nervenschwache Rekonvaleszent würde am Ende selbst das Steuer des Automobils führen wollen.

Bildnis

Gemälde von E. J. Kossuth

Beate schien sich derlei Erwägungen nicht hinzugeben. Sie hatte ihren strahlendsten Ausdruck: die Aussicht auf eine Abwechslung machte sie ja immer schon selig.

Seitdem Claus Teerbrügge hier im Sanatorium weilte, hatten ihn nur wenige der andern Patienten gesehen. Er hatte in der Villa seinen geräumigen Liegebalkon, seine eigenen Turngeräte, einen hocheingezäunten Garten, in dem er arbeiten konnte, ohne mit irgendwem in Berührung zu kommen. In den ersten Wochen, als Mrs. Biggar noch nicht mit den andern Gästen des Sanatoriums verkehrte, hatte sich geradezu ein Sagenkreis um die Villa gebildet. Um die Villa und ihre Bewohner, die ein kleines Vermögen daran spendierten, hier in möglichster Abgeschiedenheit zu leben. Häufig war aus Dresden Teerbrügges Automobil herübergekommen und vor der Villa vorgefahren. Viele Damen hatten sich dann, mit Operngläsern bewaffnet, ans Fenster gestellt, um den geheimnisvollen Leidenden einsteigen zu sehen. Aber es gab meistens eine Enttäuschung für sie: Claus Teerbrügge hatte die Villa schon vorher durch einen anderen Ausgang verlassen, um erst draußen auf der Landstraße aufzusteigen.

Diesen Mann sollte Beate nun kennen lernen — als erste von sämtlichen Damen des Sanatoriums.

Vor dem Schlafengehen besprach die Gräfin Czernin den Fall ausführlich mit ihrer Nichte. Ganz entschlossen war sie immer noch nicht, ob sie morgen nicht lieber ihre kleinen Nervenzustände bekommen sollte. Aber schließlich sagte sie zu. Sie schrieb Erxleben noch in der Nacht über die ganze Angelegenheit. „Natürlich bin ich gespannt wie ein Regenschirm!" hieß es in dem Brief, den der Zimmerkellner am Morgen zum Postamt brachte, gerade als draußen der 60 HP-Wagen vorfuhr.

Im Nu waren sämtliche Fenster der beiden Hauptgebäude besetzt.

⁂

Mit seinem semmelblonden, kurzverschnittenen Haar, dem bartlosen, jungen Gesicht, der Ledermütze, dem pelzgefütterten, halblangen Ledermantel wirkte Claus Teerbrügge wie der Normal-Engländer der großen Sportzentren. Auch sein Auftreten erinnerte daran. Er war sachlich, geradezu, begrüßte die Damen höflich, vermied aber jede Phrase. Nachdem er die Plätze verteilt hatte, schwang er sich auf den Vordersitz und ließ sich neben dem Chauffeur nieder.

‚Wenn er sich nur nicht beikommen läßt, das Steuer zu führen!' sagte die Gräfin bei sich.

Einen kranken, herabgekommenen Eindruck machte der junge Mann durchaus nicht. Er war eher etwas stärker, als es sonst Sportsleute im Alter von neunundzwanzig Jahren zu sein pflegen; sein Gesicht erschien der Gräfin sogar etwas aufgeschwemmt, aber es war dabei — gewiß von der Gartenarbeit in der Mittagssonne der letzten Tage — tüchtig braun gebrannt.

Die Unterhaltung auf dem ersten Teil der Fahrt drehte sich nur um sportliche Dinge. Claus Teerbrügge wandte sich zuweilen um, stützte sich auf die Lehne und warf eine kurze Bemerkung ein. Zumeist war es ein humoristisches Wort, eine kleine Ironie, eine drollige Bosheit. Er war ohne Frage ein intelligenter Mensch, der sich mit offenen Augen in der Welt umgesehen hatte. Schärfer wurde sein Witz, als die Rede auf die Insassen des Sanatoriums kam. Er hatte natürlich bemerkt, daß er dort der Gegenstand des allgemeinen Interesses war. Auch die Operngläser waren ihm nicht entgangen.

„Es muß ebenso peinlich sein, als Potentat in eine Residenz einzuziehen, wie als Armersünder ins Kittchen abgeführt zu werden — oder zum Richtplatz."

Evelyne meinte: „Potentaten gewöhnen sich daran."

„Bloß den Armensündern bleibt die Zeit nicht, sich zu üben," erwiderte er.

Die Fahrt ging weit. Trotzdem auf der Gräfin bestimmtes Verlangen die Geschwindigkeit 50 Kilometer nicht übersteigen durfte, legten sie bis zum Frühstück doch schon eine schöne Strecke zurück. Sie verließen hinter Bodenbach die Elbe und gewannen nach mehreren lohnenden Umwegen das im Winterschlaf daliegende Teplitz.

Während im Hotel die Mahlzeit vorbereitet wurde, machten sie den hier üblichen Spaziergang zur ‚Schönen Aussicht.' Die Gräfin hatte sich natürlich des einzigen Kavaliers bemächtigt, und die beiden Da-

men folgten dem ungleichen Paar. Aber das Gespräch blieb doch allgemein.

Claus Teerbrügge hatte den Ledermantel unten im Hotel gelassen. Er steckte in einem englischen Sakkoanzug neuesten Schnitts. Extravagant war nur die Farbensinfonie seiner Krawatte. Die Gräfin studierte ihn unausgesetzt, um herauszubekommen, wo seine Abnormität anfing. Sie konnte aber beim besten Willen nichts Krankhaftes an ihm entdecken.

Gegen Beate gab er sich offen und natürlich, ließ sich aber zu keiner Courmacherei verleiten. Ein Wort, das Evelyne jüngst zu Beate gesagt hatte, gab ihr den Schlüssel seines Verkehrs mit Damen. Er konnte sich zeigen, in welchem Kreise er wollte, immer fanden sich ein paar Weiber, die Jagd auf ihn machten. In Dresden hatte er im letzten Winter mehrere Briefe mit Liebeserklärungen und Heiratsanträgen bekommen, darunter von Ehefrauen, die sich seinethalben scheiden lassen wollten und von denen bisher alle Welt angenommen hatte, daß sie in glücklichster Ehe lebten. Sein Geld war wie das Licht, um das die Motten tanzten.

Die ungewohnte Wanderung bergauf hatte sowohl die Gräfin als auch den jungen Teerbrügge ermüdet. Als sie oben anlangten, war seine Stirne naß. Evelyne duldete nicht, daß er sich setzte. Sie wiederholte es, als er sich leicht auflehnen wollte, in so scharfem Befehlston, daß beide Damen überrascht aufhorchten. Die Gräfin erwartete jetzt unbedingt, daß er seinen Willen durchsetzen würde.

Aber er lachte und pätschelte gutmütig die Schulter der Schwester. Dabei sagte er: „In so grausame Konflikte wird man nun als Rekonvaleszent gebracht. Entweder man zeigt sich männlich und begeht eine Dummheit oder . . . Gut, Eve, ich ergebe mich. Krakeelen? Och, enä, do ben ich zo möd för.“

Die letzten Worte, die er im rheinischen Platt sagte, hatten einen fast rührenden Beiklang. Beate sah ihm nun zum erstenmal voll ins Auge — aber sie erschrak über seinen Ausdruck. Etwas wie Haß flackerte in seinem Blick, eine innere Unruhe, die mit der Resignation seiner Worte gar nicht in Einklang zu bringen war.

Er klappte nun gehorsam den Kragen seines Sakko auf und blieb stehen, um sich eine Zigarette anzuzünden. Evelyne war mit der Gräfin vorausgegangen und sprach zu ihr über die strengen Vorschriften, die der Arzt ihrem Rekonvaleszenten gegeben habe. Vermutlich wollte sie die so schroff zum Ausdruck gebrachte Meinungsverschiedenheit rasch vergessen machen.

„Also die geliebte Zigarette ist Ihnen nicht entzogen worden?“ fragte Beate leichthin, bloß damit jetzt keine Pause aufkam.

„Ich hätte sie mir nicht entziehen lassen, Baronesse.“

„Sind Sie so leidenschaftlicher Raucher?“

„Nein. Nicht mehr als andere Männer. Ich wendete mich nur gegen die Passivform: ist entzogen worden.“

Sie stutzte. „Ich verstehe nicht . . .“

„Ich will damit sagen: ich wäre doch nie in eine Anstalt gegangen, in der ich mich irgendeinem Zwang hätte unterwerfen müssen.“

„Sie haben doch eben so schön gehorcht — ich fand es sehr vernünftig von Ihnen.“

„Vernünftig. Hm. Der Klügere gibt nach. Damit trösten sich die Schwachen immer.“

„Also was meinten Sie mit dem Zwang?“

Er sah sie im Weitergehen prüfend von der Seite an, etwas mißtrauisch. „Sie wissen doch, weshalb ich mich hier vergraben habe. Eve hat's Ihnen gesagt. Und die Leutchen im Sanatorium machen doch sicher kein Geheimnis daraus.“ Da sie den Kopf schüttelte, lachte er leicht auf. Er tat noch zwei Züge aus der Zigarette, dann warf er sie fort. „Eine dumme Angewohnheit aus der Studentenzeit, sonst nichts. Frühschoppen und so weiter. Nein, hat man Ihnen nicht davon erzählt? S. S. heißt's in der Amtssprache. Sauft sehr.“

„Ach, Herr Teerbrügge, das sind ja Witze.“ Sie sagte es verletzt, denn er lachte jetzt noch stärker.

„Nein, im Ernst, Baronesse, glauben Sie wirklich nicht, daß das meine Krankheit gewesen ist?“

„Das ist doch keine Krankheit.“

„So. Was denn?“

„Eine Unart.“

Nun blieb er wieder stehen. „Famos. Das müssen Sie mal dem dirigierenden

Arzt erzählen. Aber Scherz beiseite: es hält verdammt schwer, einem erwachsenen Manne die Unart abzugewöhnen. Es gibt Entziehungsanstalten, in denen man die Leute eingesperrt hält wie im Gefängnis. Und gegen den Zwang wehren sie sich, sie fordern, immer dringender, immer leidenschaftlicher, und in manchen Stunden schreien sie wie die Tiere."

„Oh — furchtbar. Hören Sie auf." Sie hob beide Hände zu den Schläfen und wich vor ihm zurück. In seine hellblauen Augen trat wieder dieses Flackern, das ihr so unheimlich war. Aber nur für ein paar Sekunden. Dann war es, als ob sich ein Schleier vor seinen Blick schöbe. Und der freundliche, gutmütige, resignierte Ausdruck beherrschte sein ganzes Antlitz wieder. Sie atmete auf. „Sie können einem ja Angst machen, Herr Teerbrügge," sagte sie noch etwas unsicher.

„Da Sie fragten, mußte ich es Ihnen doch erklären. Glauben Sie mir, für viele mag der Zwang von außen wirklich die einzige Rettung sein. Die sind zu bedauern. Wenn ich das bei mir erkannt hätte — ich hätte mir einfach eine Kugel vor den Kopp geschossen. Wahrhaftig. Nein, das Gesetz, nach dem man leben soll, muß man sich selbst geben, als ganzer, freier Mann. Eines Tages sich selber sein Ehrenwort verpfänden: ‚Ming Jung, du drinks von diese Stunn ab nit das Dröppche mehr!' Und es dann halten." Er nahm seine Automobilmütze ab und fuhr sich mit dem seidenen Taschentuch über den heißgewordenen Kopf. „Es ist ein schweres Stück Arbeit, Baronesse. Schwer, weil man immer, immer daran denken muß; das Gelübde nimmt schließlich einen viel zu breiten Raum im Leben ein. Sehen Sie, ich mußte auch gleich zu Ihnen davon sprechen. Zu dumm. Es interessiert Sie doch kaum."

„Schon rein psychologisch, Herr Teerbrügge. Denn ich kann mir wohl vorstellen, daß man auf ein solches Gelübde sehr stolz sein muß."

„Ist man auch, Baronesse. Sehr stolz. Aber es erschöpft. Es hält einen von vielen besseren Dingen ab. Man wird hierin stark — aber schwach im ganzen übrigen Leben. Das ist die Gefahr. Immer tröstet man sich: ach, das ist ja alles gar nicht so wichtig gegen das eine, einzige!"

„Schließlich muß man die Versuchung aber doch einmal ganz überwunden haben, denk' ich. Irgend einmal?"

„Gewiß." Er atmete tief auf. „Ich bin jetzt gottlob soweit, daß ich endlich wieder anfange, an anderen Interessen teilzunehmen." Die Damen blieben weiter vorn stehen, um auf die Nachzügler zu warten. Als Teerbrüge dies gewahrte, sagte er zu seiner Nachbarin halblaut: „Eine kleine Bitte, Baronesse. Ja?"

Sie sah ihn fragend an.

„Schweigen. Über die Bekenntnisse einer ‚schönen Seele'. Wir haben von Cowes gesprochen, von den Jachtrennen. Stimmt's?"

Lächelnd nickte sie. Er hatte jetzt wieder den rührend-drolligen Zug von früher, und sie merkte: er genierte sich, daß er ihre Diskretion in Anspruch nehmen mußte. „Aber von den Jachtrennen möcht' ich wirklich noch brennend gern hören, Herr Teerbrügge. Ihre Schwester erzählte mir schon einiges davon . . ."

Er schilderte sehr anschaulich, mit ein paar selbstironischen Wendungen, eine Fahrt um den „Cup", auf der er von Anfang bis zu Ende vom grausamsten Pech verfolgt worden war. Hernach griff Evelyne in die Schilderung ein und milderte einiges. Er übertrieb es daraufhin noch mehr, erfand neue komische Zwischenfälle, die Stimmung ward allmählich sehr lustig, und auf dem Abstieg, wo sie ein lebhafteres Tempo einschlugen, kamen sie alle vier aus dem Lachen gar nicht mehr heraus.

... Den ganzen Ausflug beschrieb Beate ausführlich in ihrem nächsten Brief an Gwendoline. Inzwischen war sie mit Evelynes Bruder noch mehrmals zusammengetroffen. Er hatte den Damen seinen Besuch gemacht, und die Gräfin war mit ihrer Nichte einer Einladung der Mrs. Biggar zum Tee gefolgt. Sie sah sich dabei in der Villa gründlich um. Die übliche Hoteleinrichtung war kaum mehr zu erkennen, soviel Kram hatten die Geschwister mit hergebracht. „Ein kleiner Möbelwagen dürfte nicht ausgereicht haben," meinte die Tante. Und die Verschwendung, die mit dem Personal zur Pflege und Bedienung getrieben wurde,

erschien der Gräfin unerhört. Evelyne hatte ihre Jungfer mit, ihr Bruder seinen Boy, der Pfleger unterwies den Rekonvaleszenten in den Gartenarbeiten, turnte mit ihm und besorgte ihm die vorgeschriebenen Bäder. Weshalb sie auch noch eine Pflegerin hielten — bei den übertriebenen Preisen für alle „Extras“ — konnte sich die Gräfin nicht erklären. „Wenn sie wirklich nach Berlin ziehen,“ sagte sie, „dann können sie für dasselbe Geld einen fürstlichen Haushalt führen.“

Es war ein Reichtum, der jenem der Walkers in New York sicherlich gleichkam. Spitzen trug die junge Mrs. Biggar, wovon jede Garnitur einen Ministergehalt aufwog. Aber von Evelyne und ihrem Reichtum schrieb Beate der Schwester nur nebenher. Das Problem Claus Teerbrügge beschäftigte sie viel mehr. Ihr Interesse war dabei weltenweit verschieden von dem all der „Weiber“, die ihn anhimmelten, ihn in ihre Netze zu ziehen trachteten.

Rein menschlich interessierte sie der Fall. Alles, was sie über sein Vorleben in Erfahrung gebracht hatte, teilte sie Gwendoline mit. Sie mußte sich zu irgendwem darüber aussprechen und hatte sonst niemand als die Schwester. Denn Tante Eddy war zu indiskret, klatschte ihr zuviel — und übrigens beurteilte sie den jungen Teerbrügge doch ziemlich ungerecht und mitleidlos.

„Nervenzerrüttend muß so eine Entziehungskur sein,“ sagte Tante Eddy einmal, als sie von einem Spaziergang mit Claus Teerbrügges Schwester heimkehrte. „Ich meine: für den, der da zusehen muß. Mrs. Biggar hat mir so allerlei von ihrem Patienten erzählt. In den ersten Wochen kein Schlaf, absolut kein Schlaf. Hin und her ist er gelaufen, hin und her. Ruhelos. Und diese plötzlichen Anfälle. Da helfe dann bloß eiserner Zwang.“

Beate horchte erstaunt auf. Die Worte erinnerten sie an das erste Gespräch, das sie mit Claus Teerbrügge unter vier Augen geführt hatte. Sie durfte darüber nicht reden, denn er hatte sie ausdrücklich um Diskretion gebeten. Sie schwieg also. Aber insgeheim beschäftigte sie die Frage: wer von beiden sagte die Wahrheit?

Sie kam in der Folge bald dahinter, daß Evelyne maßlos eitel, verwöhnt und selbstherrlich war. Gegen Beate und ihre Tante war sie ja immer ausgesucht liebenswürdig — aber die übrigen Gäste schienen für sie Luft.

Eine kleine Schwäche hatte sie nur für den preußischen Garde-Adel. Das gestand sie auch ganz gern ein. Sie hatte durch ihre Beziehungen zum Dresdener Hof da und dort Anknüpfungspunkte an Berliner und Posdamer Kreise gefunden, und nirgends hatte man sie so verwöhnt wie dort.

„Kein Wunder,“ sagte Tante Eddy trocken, als sie davon hörte. „Soviel Millionen Zechinen setzen unsere jungen Gardeleutnants selbst über Pieter Teerbrügge, den ollen Köllschen Jung, als Schwiegerpapa hinweg.“

„Unter einem Prinzen tut sie's wohl kaum,“ meinte Beate.

Die Gräfin lachte. „Unter einem preußischen?!“

„Es gibt doch auch sonst noch so unendlich viel Durchlauchten und Erlauchten, die im Reich zwecklos herumwimmeln, reizende Menschen, die sich jetzt scheußlich einschränken müssen, gar nichts von ihrem Rang haben — und die mit einem Schlag die glücklichsten aller Sterblichen würden, wenn sie so eine grandiose Partie machten. Die alten Wappen bedeuten nichts mehr in der Welt von heute, wenn sie nicht neu vergoldet werden.“

„Allzuviel Standesbewußtsein hast du grade nicht, Ati. Von den jungen Leutnants kann man's allenfalls noch verstehn. Aber von dir wundert mich's ein bißchen.“

Beate konnte ihr nicht erwidern, daß sie bei fünfzig Mark Gehalt als Gesellschafterin sich den Luxus eines Standesbewußtseins nicht mehr recht leisten konnte. So schwieg sie denn. Übrigens fand sie, daß Tante Eddy die verwitwete Dollarkönigin mindestens so auszeichnete, wie sie eine regierende Großherzogin im Verkehr hätte auszeichnen müssen. Auch die Gräfin Czernin wehrte sich also nur noch mit ganz schwachen Händen gegen die alles beherrschende Großmacht.

Inzwischen waren sowohl die Freiin von Erxleben wie die Gräfin Czernin Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit im Sanatorium geworden: waren sie doch die ersten, mit denen der geheimnisvolle Kurgast der

fürstlichen Villa in Beziehung getreten war. In der Lästerschule des Bridgeklubs erörterte man den Fall Teerbrügge angelegentlich.

Was Mrs. Biggar durch die neue Freundschaft zu erreichen hoffte, war allen klar: die Einführung bei Hofe. Es hieß, daß Exzellenz von Erxleben bis zu seinem Sturz mit dem Pferde ein Lieblingsoffizier Sr. Majestät gewesen sei; eines solchen Mannes Fürsprache auf dem Hofmarschallamte konnte viel nützen.

Innig hatte sich Mrs. Biggar an Beate angeschlossen. Mit ihrer gertenschlanken Gestalt, ihrem wundervoll gepflegten Haar sei sie genau das, was man in Amerika ein „sweet girl" nenne, sagte sie oft. Bei verschiedenen Teebesuchen schwärmte sie sogar in Gegenwart ihres Bruders von der elektrisierenden Wirkung, die Beate jedesmal auf das ganze Damenluftbad ausübe, wenn sie zum Florettfechten antrete.

„Fishing for compliments," wehrte Beate ab, „der Applaus gilt Ihnen immer ebenso." Sie war ein wenig rot geworden, weil Claus, der sich schweigend zurückgelehnt hatte, sie heimlich mit brennenden Blicken musterte. Evelyne war sonst eher prüde zu nennen. Um so mehr verwunderte es Beate, daß sie auf das Thema immer wieder zurückkam, wenn Claus dabei war.

Und Evelynes erstaunlich naive Begeisterung war es auch, die eines Tages den schweren Konflikt zwischen ihnen ins Leben rief.

Die Vorgeschichte spielte im Damenluftbad.

Es war den Kurgästen durch die Hausordnung streng untersagt, in die beiden Luftbäder photographische Kameras mitzubringen, um dort Aufnahmen zu machen. Mrs. Biggar kümmerte sich nicht um das Verbot. Sie hatte die Kamera ihrer Jungfer übergeben, die sie begleitete und ihr beim Aus- und Ankleiden half. An einem vom Licht besonders begünstigten Tag mußte die Jungfer von den verschiedenen Florettgängen eine ganze Reihe von Momentbildern aufnehmen. Beate hatte keine Ahnung davon. Sie erfuhr es erst später durch die Aufregung unter dem „Publikum" ihrer Kampfspiele, von dem viele fürchteten, mit auf die Platte gekommen zu sein.

Evelyne lachte, als sie das verdutzte Gesicht ihrer Freundin sah. „Eine Erinnerung an die hübschen Stunden, Beate," sagte sie. „Gönnen Sie mir die nicht?"

Die Ärztin, die die Aufsicht führte, kam herzu. Die Damen seien außer sich. Es bestehe doch ein ausdrückliches Verbot.

„Ich zeige Ihnen die Films, bevor ich sie kopieren lasse. Die Blätter, auf denen andere Gäste zu erkennen sind als wir beide, sollen gern geopfert werden."

Die Damen verlangten aber die Vernichtung sämtlicher Films. Es gab einen ziemlichen Aufruhr. Hätte sich Evelynes Jungfer mit dem Apparat nicht so rasch entfernt gehabt — man wäre vielleicht zur Anwendung von Gewalt geschritten.

Ein geheimer Rat wurde an demselben Abend von einer großen Anzahl von Damen abgehalten. Man beschloß die Boykottierung der Amerikanerin und gelobte einander, von den Florettübungen der beiden Freundinnen künftighin überhaupt keine Notiz mehr zu nehmen.

Aber während die Versammlung tagte, ging ein für das Sachsenland geradezu unerhörter Schneefall nieder. An die Benutzung der Luftbäder war vorläufig gar nicht zu denken. Nur ein paar der abgehärtesten Luftapostel wagten sich in ihrer dürftigen Bekleidung ins Freie.

Zu Weihnachten wechselten die Gäste. Das Verbrechen der Amerikanerin wurde den Neuen zwar mitgeteilt, aber es begegnete keinem Interesse mehr.

Gleich nach Neujahr mußte Evelyne in geschäftlichen Angelegenheiten nach Köln. Die Gräfin Czernin hatte versprochen, sich während dieser Zeit um den Rekonvaleszenten zu kümmern. Sie widmeten den ersten Tag einer größeren Automobilfahrt, für den zweiten Abend hatte Claus Teerbrügge eine Loge in der Dresdener Hofoper genommen, er brachte die Damen in seinem Auto hin und zurück, und am dritten Tage speisten sie gemeinsam in dem allgemeinen Salon, der an der Gräfin Schlafzimmer grenzte. Den hatte ihr der Chefarzt sofort ausschließlich für den Tag zur Verfügung gestellt, sobald der allmächtige Name Teerbrügge gefallen war.

Die Gräfin machte sich Beates berühmten Geschmack zunutze. Der Hausdiener und die beiden Stubenmädchen mußten

anmarschieren und die Möbel nach Beates Angaben umstellen. Beate mußte Blumen besorgen, so teuer sie der Kälte halber waren. Und das kleine Festmahl à trois machte dann einen sehr behaglichen Eindruck. Sie waren alle drei bei bester Stimmung, es wurde viel erzählt, viel gelacht, in Claus Teerbrügge erwachte etwas wie der alte karnevalistische Kölner Geist, er erhob sich und hielt eine Rede, in der Hand das Spitzglas, in dem sich freilich nichts anderes als die unschuldige Zitronenbowle aus kohlensaurem Wasser befand, und Beate, die immerzu unterbrach, weil er sie in seiner Rede neckte, entwickelte ein Temperament, das die Gräfin Czernin baß verwunderte.

„Das ist keine Rede mehr, sondern ein Duell!" rief sie lachend.

Claus Teerbrügge nahm sogleich Fechterstellung an. Unter Lachen trat ihm Beate gegenüber. Und bei steigender Lustigkeit gingen sie, ohne Waffen in der Hand zu halten, zu Ausfall und Parade über, je nachdem der Wortstreit es wandte.

„Genug! Genug!" rief die Gräfin endlich, lehnte sich im Fauteuil zurück und preßte ihre Schläfen, erschöpft vom Lachen.

Claus erklärte sich für besiegt. Auch er mußte sich nun setzen, ganz matt von der drolligen Szene. Er sprach wieder sein Kölner Platt und meinte: Beate sei ohne Frage eine ausgezeichnete Erzieherin. „Jedem junge Mensch gehöre von Jott un Rechs wegen sein gehörige regeläre Portionen Knuhze, zum mindestens alle Dags einmal. Dat is ausgemach', wann hä anderes ene Mann werde will, dä in der Welt wat vorstelle soll."

Hernach wurde er ernster, erzählte noch allerlei von zu Hause, seinem jähzornigen Vater, seinem trotzköpfigen Bruder. Ein Elternhaus, an das er und Eva mit wirklicher Liebe zurückdenken konnten, hatten sie nicht gehabt. Er meinte, das merke man seiner Schwester auch heute noch an. Der eigentlich weibliche Zug fehle ihr. Doch mit einem Kopfschütteln brach er ab: „Keine Bitterkeit! Nein, nein! Ich bin ihr zu viel Dank verpflichtet — trotz allem!"

Dann ging er. Er war wirklich tief gerührt, daß die beiden Damen ihm über das Alleinsein in so reizender Weise hinweggeholfen hatten.

„Denn ins Grübeln darf ich nicht kommen," sagte er. „Noch nicht."

Sie waren sich hernach beide darüber einig, daß es besser wäre, wenn Evelyne von dem moralischen Übergewicht, das sie in seiner kritischsten Zeit über ihn gewonnen hatte, nicht mehr soviel Gebrauch machte. Claus Teerbrügge war feiner organisiert als seine Schwester — und er schien heute stark genug, um allein für sich einzustehn. Die drei Tage hatten auch die Gräfin Czernin davon überzeugt, daß die Gefahr eines Rückfalls bei ihm ausgeschlossen war. „Eine Bärennatur muß er haben, da er die Pferdekur so gut vertragen hat," sagte sie.

Beate sah sie eine Sekunde ernst an. Dann erwiderte sie: „Einen festen Charakter — meinst du, Tante?"

Die Gräfin schwieg darauf, zuckte nur die Achsel.

Nach ihrer Rückkehr holte Mrs. Biggar die beiden Damen sofort in die Villa herüber. Sie hatte in Köln allerlei Einkäufe gemacht, die sie begutachten sollten. Darunter befand sich ein wundervoll gearbeitetes, feingliedriges Armband, ein Stück modernen Kunstgewerbes, wie es die alten Goldschmiedemeister kaum besser hätten schaffen können.

„Sie müssen mir die Freude machen, Beate, das von mir als Erinnerung anzunehmen," sagte sie und drückte ihr das Kästchen in die Hände.

Beate war ganz erschrocken. „Unmöglich. Nein, das kann ich nicht behalten. Ich kann solch ein kostbares Geschenk doch auch nicht erwidern."

„Das sollen Sie auch nicht. Ich habe doch schon ein Andenken von Ihnen. Die Bilder. Sie sind wunderbar geworden, ganz wunderbar. Nicht?"

„Ja — — wunderbar!"

Claus hatte es ausgestoßen, erregt, geradezu atemlos.

Keines von ihnen hatte bisher auf ihn geachtet, sie waren alle drei viel zu tief in das Beschauen all der Herrlichkeiten vertieft. Evelyne sah ihn an und lachte. „Du? Was willst du, Claus?"

Dunkelrot war Beates Gesicht geworden. Für ein paar Sekunden schloß sie die Augen. Es lag wieder jenes Flackerfeuer in seinen Augen, vor dem sie sich fürchtete.

Und noch etwas machte sie unsicher: eine plötzliche Scham. Sie war der Vorstellung, daß Evelyne die Bilder ihrem Bruder zeigen könnte, noch gar nicht nachgegangen. Nun kam sie sich von seinen Blicken wie entkleidet vor.

Jäh wandte sie sich um, stampfte leicht mit dem Fuße auf und setzte das Kästchen nieder. „Geben Sie mir die Bilder, Mrs. Biggar!“ sagte sie kurz.

Evelyne war sehr verwundert. „Ich habe sie Ihnen doch geschickt. Im Augenblick, als ich abreiste, sind sie gekommen. Die ersten Proben. Von jedem Bild nahm ich eins — und das andere schickt' ich Ihnen zu.“

Beate sah fragend die Tante an. Die Gräfin schüttelte den Kopf. „Sie müssen sich täuschen, liebe Frau Biggar. Es ist bei uns nichts abgegeben worden.“

In ihrem hastigen Schritt war Evelyne schon bei der elektrischen Klingel, um die Jungfer zur Rede zu stellen.

Da streckte Claus die Hand aus. „Einen Augenblick, Eva. Ich will — ein Geständnis ablegen. Feierlich. Hier auf der Stelle.“ Er versuchte zu lächeln, aber sein Gesicht war fahl geworden und verriet die große Erregung, die in ihm kämpfte.

Evelyne schien sofort zu erraten. „Oh —!“ rief sie. Dann zog sie finster und streng die Augenbrauen zusammen. „Das Kuvert war verschlossen, Claus, als ich's Betty gab.“

„Ja, es war verschlossen.“ Er atmete tief auf. „Aber ich wußte, was darin war, und nahm es Betty unter einem Vorwand ab. Und dann hab' ich's geöffnet. Und dann — konnt' ich mich nicht mehr davon trennen.“

„Ungezogen ist das, Claus!“ Evelyne kam, beide Arme öffnend, auf Beate zu. „Er muß sie natürlich wiedergeben. Nun seien Sie lieb. Da — Ihre Hand. Ja? Ich geb' Ihnen das Armband gleich um . . .“

Aber Beate weinte vor Zorn und vor Scham.

Und noch ehe die Gräfin vermitteln konnte, hatte sie das Zimmer und die Villa verlassen.

⌘ ⌘ ⌘

Nun schien es, als sei die Freundschaft aus.

Geschäftliche Angelegenheiten erforderten Evelynes Anwesenheit in Leipzig: einer der Prozesse zwischen den Geschwistern kam jetzt vors Reichsgericht. Sie hatte daher mehrere wichtige Besprechungen dort. Vor ihrer Abreise ging sie zu den Damen hinüber. Unglücklicherweise waren sie beide beim Shamponieren ihrer Haare, und die Gräfin mußte für den Besuch danken. Evelyne konnte sich nicht vorstellen, daß man sich den Friseur der Ersparnis halber mitten am Tag statt morgens oder abends zu einem solchen Toilettengeschäft kommen ließ, und vermutete einen Vorwand. Danach schwieg zunächst jeder Verkehr.

Der Bridgeklub empfing die Gräfin wieder mit offenen Armen.

Beate befand sich in gemischter Stimmung. Die Freundschaft mit dem Geschwisterpaar war immerhin sehr anregend gewesen und hatte ihnen auch mancherlei äußere Vorteile gebracht. Man hatte auf den Autofahrten viel gesehen und erlebt, dazu kamen die Opern- und Konzertbesuche, zu denen Teerbrügges sie mitgenommen hatten, die netten kleinen Diners à part, die Teebesuche ... Auch der Gräfin Czernin hatten die verschiedenen Einladungen Spaß gemacht, und sie vermißte sie jetzt. Die Indiskretion in der Bilderangelegenheit fand sie natürlich auch shocking, aber sie hielt Beates Entrüstung doch für übertrieben. Darüber kam es zu mehreren Auseinandersetzungen zwischen der Gräfin und ihrer Nichte, in denen Beate selbstverständlich unterlag. Zu ihren täglichen Themen gehörte jedenfalls das von den Einwohnern der „Fürstenvilla“. So hieß bei den übrigen Kurgästen das hübsche kleine Landhaus im Park; den Abkömmling des großen Eisen- und Stahl-Magnaten nannten sie neuerdings den „König im Exil“. Aber Beates Gedanken weilten doch mehr bei dem armen Menschen selbst als bei dem kostspieligen Drum und dran, das Tante Eddys Phantasie durchaus nicht zur Ruhe kommen lassen wollte.

Claus Teerbrügge hatte sie vom ersten Tage ihrer Bekanntschaft an interessiert. Wenn er seiner rheinischen Laune die Zügel schießen ließ, fand sie ihn so liebenswürdig, wie kaum einen ihrer näheren Bekannten. Und Momente hatte er, wo er ihr unsagbar leid tat, wo sie tief mit ihm

fühlen konnte: wenn eine Erinnerung an sein trauriges Elternhaus, seine freudeleere Jugend oder an die Leiden seiner schweren Krankheit ihn erfaßte und ihn zu einer Beichte, einer vertraulicheren Aussprache zwang. Aber daneben gab es in ihm noch ein Wesen, vor dem es ihr graute. Nur blitzartig tauchte es auf, um ebenso rasch wieder zu verschwinden. Und doch fühlte sie jedesmal ihr Blut zu Eis erstarren, wenn es sie plötzlich aus seinen dann weit und wie irre geöffneten Augen anstarrte. Ein Dämon steckte in ihm. Vielleicht wußte er es nicht einmal. Vielleicht auch war es jene feindliche Macht, der all sein Sinnen galt, die er unausgesetzt zu bekämpfen trachtete. Der Blick voll Haß, mit dem er manchmal seine Schwester ansah — die sinnlose Wut, die ihn plötzlich mit fortreißen konnte, sobald die Rede auf Gewaltmaßregeln in den geschlossenen Anstalten kam — und neulich seine Blicke voll sinnlicher Begierde, von denen sie sich befleckt, brutalisiert, entkleidet glaubte . . . Es zitterten ihr noch jetzt die Knie, wenn sie sich die Szene vergegenwärtigte. Und das war eine so mädchenhafte, persönliche Empfindung, daß sie mit Tante Eddy darüber nicht sprechen konnte. Aber ihrer Schwester Gwendoline, die ihr inzwischen endlich geschrieben, sogar wiederholt über ihr Ergehen, über ihre Fortschritte im Laboratorium von Elisabeth Hillern berichtet hatte, vertraute sie's an. Sie *mußte* sich's von der Seele wälzen.

Nach ihrer Rückkehr aus Leipzig suchte Evelyne die beiden Damen sofort wieder auf, und sie hatte eine so scharmante Art, um Verzeihung wegen des Vorkommnisses zu bitten, daß die Gräfin es für kleinlich gehalten hätte, da noch etwas nachzutragen.

Die vielbesprochenen Bilder bekamen die Damen bei diesem Besuch nun endlich auch zu sehen. Die haarscharf getroffenen Aufnahmen des mit der besten Goerz-Linse versehenen Apparats waren von einem ersten Fachmann vergrößert worden. Die Bilder atmeten ein Leben, als ob man die beiden jungen Gestalten körperlich vor sich sähe — Beate erschrak über die Kühnheit der Posen. Und doch schlug eine Woge des Stolzes, der Eitelkeit über ihr zusammen. Sie hatte nicht geahnt, daß ihre Gestalt so klassisch schön wirken könnte. Evelynes Figur, die gedrungener und kleiner war, kam neben ihr nicht zur Geltung. Ob sie das nicht empfand? Und daß es sie nicht kränkte! Jedenfalls war Beate jetzt viel eher zum Verzeihen geneigt. Sie versicherte Evelyne auch sofort: sie hätte keine Sekunde daran geglaubt, daß sie eine Schuld an dem Vorkommnis treffe.

Evelyne lächelte bloß ihr liebenswürdiges, leicht überlegenes Lächeln und hielt ihr die Hand hin.

Darauf umarmten und küßten die jungen Damen einander.

Als Beate sich mit ihrer Tante zum erstenmal wieder bei ihrer neugewonnenen Freundin zum Tee ansagte, war Claus nicht zugegen. Er arbeitete draußen im Garten. Seitdem der Schnee geschmolzen war, galt es schwere Erdarbeiten auszuführen. Für Claus gab es keine größere Befriedigung, als sich in dieser Weise bis zur Erschöpfung körperlich abzustrapazieren.

Durchs Fenster von Evelynes kleinem Salon konnte man ihn und seinen ehemaligen Pfleger beobachten, der jetzt die minder angenehme Aufgabe erfüllen mußte, bei dem Erdekarren und Graben tüchtig mit Hand anzulegen. Denn Claus Teerbrügge wollte dabei Vergleiche anstellen, und immer konnte ihn sein Arbeitsgenosse nicht Sieger werden lassen. Es war eine Lust, ihn so in der Januarluft barhäuptig und bei aufgekrempelten Hemdsärmeln hacken und graben zu sehen. Er erzählte während der Arbeit ein paar lustige „köllsche Krätzscher". Man hörte seine volle Stimme und das gemütliche Platt bis hier herein.

„Nun ist er wieder ein ganz, ganz anderer," sagte Beate zu sich, und all die Furcht, all der Widerwille und all der Zorn kamen ihr kindisch und übertrieben vor. Und sie bemühte sich, besonders herzlich und zutraulich zu Evelyne zu sein.

„Soll und muß man Sie nicht lieb haben, Beate?" fragte Evelyne sie hernach, indem sie sie noch ein paar Sekunden zurückhielt, als Tante Eddy schon vorausgegangen war. „Ich kann es Claus nicht verdenken."

Beate fühlte, daß sie wieder dunkelrot ward. Sie wandte hastig ihr Gesicht ab. Aber Evelynes Händedruck erwiderte sie.

Herbststimmung bei Dachau. Gemälde von Willy Moralt

Die nächste Besprechung mit dem Anwalt beim Reichsgericht sollte Evelyne nur auf einen Tag nach Leipzig führen. Sie hoffte bestimmt, zum Abend wieder zurück zu sein. Eine Verabredung mit Claus Teerbrügge wurde also nicht erst getroffen. Es war der Gräfin lieber so, denn sie hätte im Bridgeklub, der vor dem Abendessen seine Sitzung abhielt, absagen müssen, und es wäre ihr — bei dem raschen Wechsel der Stimmungen — jetzt peinlich gewesen, den andern Gästen den Grund zu sagen.

Diese Stunden waren die einzigen, die Beate hier ganz allein gehörten. Sie benutzte sie gewöhnlich zur Erledigung ihrer Korrespondenz. Nicht nur Ingrid sondern auch Börries, dem neugebackenen Infanterieleutnant in Dessau, der ihr einen im ganzen recht trübseligen Brief geschrieben hatte, war sie Antwort schuldig. Und was sie mit des unglücklichen Kadetten Geständnis anfangen sollte, war ihr noch immer nicht klar und erforderte Nachdenken. Wäre doch Gwendoline dagewesen, die von derlei mehr verstand als sie. Hannsheinz hatte in den Weihnachtsferien heimlich — in der Werkstatt eines Glasermeisters im alten Zehlendorf — eine Landschaft gemalt, hatte auch die beiden Kinder des Glasermeisters porträtiert, wie sie am Fenster bei ihren Schularbeiten saßen. Niemand außer Ingrid wußte bis jetzt davon. Aber Ingrid — übrigens auch der Glasermeister, der viele Bilder einrahmte und wohl ein Urteil hatte — Ingrid meinte, es wäre ein Jammer, wenn Hannsheinz Soldat und nicht Maler würde, wo er sich zum Offizier doch so gar nicht eignete. Ob sie mit Tante Eddy die Sache besprechen sollte? Vielleicht ließ sie ihn von einem erfahrenen Künstler prüfen und streckte die Mittel für seine Ausbildung vor? Sie hatte bis jetzt aber nicht den Mut gehabt, der Tante den Fall vorzutragen.

Gehorsam hatte Beate die Tante ins erste Hauptgebäude hinüberbegleitet; sie kehrte durch den jetzt leeren Salon in die Zimmer zurück. In beiden war es so heiß, daß sie die Zentralheizung abstellte. Am Schreibtisch drehte sie die Stehlampe an, im Zimmer selbst ließ sie's dunkel. Der Raum wirkte in der dämmrigen Beleuchtung ganz gemütlich. Nun setzte sie sich am Schreibtisch nieder und begann ein bißchen zu träumen, bevor sie sich an die Schreibarbeit machte . . .

Aber sie hob plötzlich den Kopf und lauschte! Es kam ihr so vor, als ginge jemand leise durch den Salon.

Seltsam.

Sie war doch soeben erst drüben gewesen und hatte ihn ganz leer gefunden. Auch die Doppeltüren im Entree waren nicht gegangen, auf der Treppe hatte sie keinen Schritt gehört, und die Zimmer auf der andern Seite des Flurs waren zurzeit gar nicht bewohnt.

Sie stand auf — und stieß in der nächsten Sekunde einen Aufschrei aus.

Claus Teerbrügge stand auf der Schwelle ihres Zimmers.

„Hab' ich Sie erschreckt? Verzeihen Sie, Baronesse."

Ganz verschleiert klang seine Stimme. Er stand groß und breit da, unbeweglich, ließ die Arme hängen, nur seine Brust arbeitete, man hörte sein tiefes Atemholen.

„Gewiß — haben Sie mich erschreckt!" stieß Beate aus. Sie war bis zur Wand zurückgewichen. Ein plötzliches Grauen hatte sie erfaßt. Zwischen dem Schreibtisch und dem Zierschrank lehnte sie sich fest gegen die Wand und starrte den Besuch angstvoll an. „Wie kommen Sie herein? — Was wünschen Sie, Herr Teerbrügge? — Tante ist nicht da ... Ich bitte Sie ... Nein, bitte, rühren Sie sich nicht! Keinen Schritt herein! Sie müssen gehen! Sie müssen!"

Ein leises, tiefes Lachen kam von der Tür her. Er rührte sich wirklich nicht, aber es war Beate in ihrer geängstigten Phantasie, als ob er wüchse.

„Sie haben Furcht vor mir, Baronesse?"

„Ja," stieß sie aus.

„Weil ich Ihnen nicht feierlich meine Karte hereingeschickt habe?"

Sie wollte sich zwingen, der Situation alles Geschraubte zu nehmen. Sie sagte sich: ‚Was ist denn nur — du benimmst dich ja kindisch.' Aber sein plötzliches Erscheinen hatte nun einmal unheimlich auf sie gewirkt — sie konnte darüber nicht hinweg.

„Sie sind ins Haus gekommen, während ich mit Tante drüben war, nicht wahr?"

„Ja. Ich trat in den Salon ein. Niemand war da. Ich klopfte hier. Da

blickte ich zufällig durchs Fenster, sah Sie kommen und wartete."

„Im Salon? Aber da müßte ich ja an Ihnen vorübergegangen sein?"

„Das sind Sie. Und ich freute mich, ich sah, wie Sie hier so hausfraulich wirtschafteten. Und als Sie Licht machten, genoß ich ein Weilchen das trauliche Bild."

Es rann ihr kalt über den Rücken. Wieder dieser Zug der Heimlichkeit, des Belauschens, der sie abstieß.

„Nun kann ich Sie aber leider nicht empfangen, Herr Teerbrügge. Wo ich allein bin."

Er atmete tief und schwer. Eine ganze Weile stand er so und starrte sie an. „Wissen Sie denn, wie lange ich schon auf den Augenblick warte, Sie endlich einmal allein zu treffen?"

„Sie — mich? So." Sie tastete mit den Händen hinter sich und fühlte die Wand. Das Zittern in den Knien war unerträglich.

Er kam näher. Langsam. Immer näher.

Da war der brutale Ausdruck in seinem Blick wieder — dieses wilde Flackern — in dem Dämmerdunkel des Zimmers hob sich das Weiß seiner Augen besonders hell von dem wettergebräunten Gesicht ab. Sein hellblondes Haar wirkte in der Beleuchtung wie silberweiß.

Sie biß die Zähne aufeinander. ‚Ich fürchte mich — warum fürchte ich mich nur?‘ Einen andern Gedanken konnte sie nicht fassen. Aber ihre Hände tasteten an der Wand entlang, als ob sie nach einer Waffe suchten.

„Beate!" sagte er. Es kam ganz leise von seinen Lippen.

„Sie — sollen — gehen . . ."

Nun stand er dicht vor ihr. Sein Atem berührte sie.

‚Er wird mich in seine Arme reißen und mich küssen wollen!‘ jagte ihr's durch den Sinn. ‚Aber ich werde mich wehren und werde um Hilfe schreien. Ja — schreien! Denn er ist hier wie ein Einbrecher . . .‘

Er hob beide Hände empor, gefaltet, wie mit sich ringend. Und wie vom Blitz getroffen, sank er plötzlich vor ihr nieder. Er umfaßte sie, vor ihr kniend, ein Schluchzen machte seine Schulter zucken, und er preßte sein Gesicht gegen sie.

Im Nu war ihr Zorn verraucht, auch ihre Angst geschwunden. Sie fühlte sein heißes Gesicht durch ihr Kleid.

„Was ist? Ich beschwöre Sie — ich — ich . . ."

Er schüttelte den Kopf. „Ich weiß, daß ich's falsch anstelle." Er sprach heiser, erstickt, abgerissen. Auf den Knien liegen bleibend, riß er das Taschentuch aus der Tasche und preßte es gegen die Augen. „Ich hab' Sie lieb, Beate. Schon lang, lang. Immerzu sind meine Gedanken bei Ihnen. Und ich fand nie den Mut, es Ihnen zu gestehen. Nächtelang hab' ich nicht geschlafen. Ich hab' mir den Kopf zermartert. Und am Tage hab' ich mich müde arbeiten wollen . . . Ich bin ein unglücklicher Mensch, Fräulein Beate. Viel unglücklicher, als Sie ahnen. Und Sie könnten mir zum Glück verhelfen. Mit Ihnen — wäre alles gut — alles. So lieb hab' ich Sie, so lieb."

„Stehen Sie auf. Ich bitte Sie . . . Sie wissen nicht . . ."

„Ja, ich weiß, es könnte jemand kommen. Das Stubenmädchen. Mein Heiland, was schadet das? Was geht mich die ganze Welt jetzt an? Diese Minute ist doch so wichtig für mich. Für mich ist sie Sein oder Nichtsein."

„Was soll ich Ihnen sagen? Ich bitte Sie vor allem . . ."

„Gut. Ich will aufstehn. — So. Ist es nun besser?"

Er stand vor ihr. Seine Augen waren genau in ihrer Höhe; sie war ebensogroß wie er. Nicht handbreit entfernt stand er vor ihr. Es war ihr, als ob sie die Hitze des Blutes empfände, das durch seinen Körper jagte. Er nahm ihr die Hände von der Wand, hob sie und legte sie gegen seine heißen Wangen.

„Beate, seien Sie gut zu mir. Bitte, bitte."

In seinen Augen stand jetzt nur ein rührendes, inniges Flehen. Aber sie mußte immerzu auf seine fest zusammengepreßten Lippen sehen. Von der Leidenschaft verzerrt waren sie. Und etwas Grausames, — etwas Brutal-Sinnliches lag in dem Zug um seinen Mund.

„Was soll ich?" fragte sie, zitternd vor Furcht, kaum hörbar.

„Meine Frau werden," gab er ebenso leise zurück.

Sie schluckte. Der Atem stand ihr still. Sie schloß die Augen.

Da fühlte sie sich umfaßt, von unsicheren Händen fühlte sie ihren fest gegen die Wand gepreßten Kopf fortgezogen — und dann ging ein Sturm über sie hin ... Er küßte ihr den Mund, die Augen — unter Keuchen und Stöhnen küßte er sie ... Da sie sich wehrte, verlor er das Gleichgewicht und sank in den Schreibstuhl, aber er riß sie mit sich, hob sie auf seine Knie und umschlang sie, ihren Kopf über seinen rechten Arm zurückbeugend, daß seine heißen Lippen ihren Hals, ihr Kinn trafen... Sie konnte nicht schreien, nicht rufen, kaum atmen ... Er preßte ihr Gesicht gegen seine Brust und flüsterte tonlos, erregt, kaum Herr seiner Zunge: „Schweig, Beate —! Um Gottes willen, schweig. Keine Vorwürfe jetzt. Es ist nur der Taumel — daß ich dich habe. Endlich, Beate, endlich."

Sie machte sich frei von ihm, sprang auf und tat ein paar unsichere Schritte. Mit beiden Armen warf sie sich gegen den Aufsatz des Zierschrankes und weinte, hilflos, erschöpft.

Er fand indes seine Selbstbeherrschung wieder. Mit dem Taschentuch fuhr er sich über Stirn und Augen. Dann lehnte er sich in den Schreibsessel zurück, die Hand gegen das Herz pressend, und sah ihr lange stumm zu.

„Ist es ein Ja oder ist es ein Nein, Beate?" fragte er endlich ganz leise und zart, mit einer fast demütigen Bitte im Ton.

Sie hob und senkte stumm die Schultern. Langsam wandte sie sich dann um.

Er hatte jetzt seinen gutmütigen, fast knabenhaften Ausdruck. Das Grausame oder Grauenerweckende war entwichen. Eher etwas wie Schalk spielte um seine Augen, um seinen Mund.

„Ist es so furchtbar schwer?" fragte er.

Sie atmete auf. „Ich muß doch erst — überlegen."

„Sie hatten gar nichts gemerkt, Beate?"

„Nein. Wie sollt' ich?"

„Auch wo ich die Bilder geraubt habe? — Still, still, nein, Sie haben recht, davon wollen wir lieber nicht sprechen."

Sie hatte die Hände gefaltet und sah ihn noch immer ganz wesenlos an. Claus Teerbrügge ihr Mann. Ungeheuerlich. Er hatte sie geküßt — mit diesem häßlichen, breiten Mund. Ja, sein Mund war furchtbar häßlich. Und dieses Stöhnen, dieses Keuchen, das nichts Menschliches mehr hatte. Ein Schauder ging wieder über sie hin.

„Nein, ich kann nicht!" stieß sie aus und lief ins andere Zimmer.

Nebenan holte er sie ein. Aber er rannte dabei gegen ein Tischchen — polternd, klirrend fielen allerlei Gegenstände zu Boden. Sie riß sich los, eilte zur Tür und machte Licht. Der kleine Toilettentisch der Gräfin lag am Boden — hundert Scherben hatte es gegeben — und Büchschen, Fläschchen, Nadelschalen bildeten ein wirres Durcheinander.

Nun lachte er sein breites, gutmütiges Kölner Lachen. „Jott straf mich. Et war aber auch eso duster, dat mer kaum noch en Hand for de Augen sehen kunnte. Na, da werden ich mich bei unser liebes Tantchen gleich sehr beliebt mache. Süch, tireck kapott jeschlage!"

Sie war schon dabei, aufzulesen. Er ließ sich sofort auch auf die Knie nieder. Beim Zusammensuchen der Büchschen erhaschte er ihre Hand.

„Beate!" sagte er bittend.

Sie ließ die Schultern sinken und setzte sich zurück auf die Hacken. „Ich weiß doch nicht," sagte sie hilflos.

„Du — Scherben bedeuten Glück!"

„Ach Gott."

„Gib dir schon einen Ruck, Beate! He? Wirst keinen finden, der's besser mit dir meint. — Da, das hübsch Dösche es janz jebliebe!" Da sie nun doch lachen mußte, fuhr er im rheinischen Dialekt fort: „Du möß halt denke: einen Potsdamer Kürassier es hä nich, einen Graf es hä auch nich, aber eso j a n z von Jott verlasse es hä d o c h nich, der Claus! — Et hätt' noch schlimmer komme könne. Et es man god, dat hä nich Pitter heiße tut! — Sag' emal: Claus!"

Sie hörte ihn so gern „köllsch" sprechen. Er wußte es. Ihr Gesicht war schon viel heller geworden.

„Sei man nich geck, ming Engel. Sag' schon: Claus!"

Sie lachte. „Claus!" sagte sie.

„Was es das Kind gelehrig! — Nu kommt's aber schwerer: Ming lieber Claus!"

Kopfschütteln. Aber sie lachte noch immer. „Kann ich nicht.“

„O du! — Beate, mal ganz im Ernst: wirklich nicht?“

Sie legte die beiden Büchsendeckel auf den wieder aufgerichteten Tisch. Dann sank sie wieder ganz in sich zusammen. „Ich will es ja gern versuchen. Aber — Zeit brauch' ich. Und Ruhe. Ich muß mich erst allmählich an den Gedanken gewöhnen.“

Nun ging es wie Wehmut über sein Gesicht hin. Er preßte die Lippen zusammen. Dann sagte er: „So furchtbar ist er also, der Gedanke.“

Tief atmete sie auf. Sie widersprach nicht.

Eine Weile hockten sie einander stumm gegenüber. Endlich erhob er sich.

„Wann krieg' ich Antwort, Beate?“

„In ein paar Tagen.“

„Willst erst nach Haus?“

Sie nickte.

Er hielt ihr die Hand hin. „Beate, kannst daheim schon sagen... Nein, besser wär's überhaupt . . Sag', mußt du nach Haus? . . . Schau, die werden sich allerlei Dummes vorstellen. Die Krankheit und die Prozesse. Da ist ja soviel entstellt worden. Das weißt du doch, wie?“

„Ich muß — mit mir selber erst ins reine kommen!“ stieß sie tonlos aus.

Sprechen im Flur schreckte sie auf. Sie lief nach dem Salon, drehte dort das Licht auf und bat ihn, ihr zu folgen.

Er gehorchte.

Wieder verharrte sie eine Weile stumm. Sie lauschte nach draußen.

„Ich schreibe!“ flüsterte sie dann.

Lächelnd meinte er: „Kannst auch ein Telegramm dranspendieren, Beate. Wie? ‚Ich nehme dich. Gruß. Kuß. Beate‘.“

„Vielleicht.“

„Du — den Kuß könntst mir heut schon auf alle Fäll' geben.“

Sie wich sofort zurück. „Nein! Nur jetzt nicht!“

Es lag soviel Angst in dieser Bewegung, daß sein Ausdruck ganz trübe wurde. „Also bloß Shakehand — da!“

Mit einem Händedruck schied er. Er ging an der Gräfin Czernin, die draußen im Gespräch mit einer Bridge-Bekannten stand, mit höflichem Gruß vorbei.

Die Sekunde darauf erschien Tante Eddy, groß die Augen aufreißend, im Salon.

„Beate, das ist — das war . . .“

„Ja, er hat um meine Hand angehalten. Aber ich . . .“ In plötzlicher Erinnerung an allerlei Krauses, Unheimliches schüttelte sie sich. „Ich glaube nicht, Tante Eddy, daß ich seine Frau werden kann.“

(Fortsetzung folgt.)

Herbstsonett

Wenn des Sommers Lachen jäh verstummte,
Kommt der Herbst mit Tränen, kommt mit Tränen,
Und die Biene flieht, die noch umsummte
Eine späte Blüte der Verbenen
Auf dem runden Beet vor der Terrasse.
Ach, auch sie verwelkte, sie, die letzte.
Und die Wangen gilbten, die die blasse
Frau, die meine war, mit Tränen netzte.

Jene Tage, die den toten Sommer
— Ach, wie eines Auges Licht verglomm er —
Still beweinen, wecken heiße Schmerzen.

Jene Tage, die den Herbst verkünden,
Rufen nach den bald vergessenen Gründen
Eine leise Sehnsucht wach im Herzen.

Robert Schwerdtfeger

Diana mit Hunden   Bronzebildwerk von Arthur Bock

Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft A.-G., Steglitz-Berlin

Der Hirsch vom einsamen Berge

Von Friedrich v. Gagern

Die längsten Nächte sind nicht die um die heilige Wintersonnwende, und auch nicht die, welche mit der Hitze des Fiebers, mit dem uferlosen Dunkel des Grames kommen. Nicht die schwülen Nächte sind es, da sorglich verblendeter Lampenschein den aus wirren Bildern Aufschreckenden daran erinnern, daß er nicht allein; und auch nicht jene, in denen die Sorge ums Haus schleicht, an den Balken rüttelt, über die Diele schlurft. Die längsten Nächte sind die vor großen Festen, vor Triumphen, vor Genüssen — diese bräutlichen Nächte der Sehnsucht.

Und dem Jäger dünken sie am längsten, wenn es Herbst wird: Herbst mit rotflammendem Walde, mit nebeldampfenden Morgen — Herbst mit herber Luft, mit schreienden Hirschen.

Dann scheinen die Stunden zäh und zögernd zu kriechen, heiß ist das Lager, wie man sich auch wende, dieselben ängstlich spannenden Gesichte unterbrechen in ewiger Wiederkehr den Schlaf. Und drüben, wo die Büchse hängt, unterm Geweih des sechzehnendigen Hauptahirsches, dort klirrt es auf wie im Traum.

Denn die Hirsche schreien.

Das ist die Zeit, in der alle Wonne, alle Wünsche, alle Sinne des Jägers, des Einsamen, höchste Steigerung finden. Alles ballt und drängt sich zusammen, was in der Welt des Weidmanns an Empfinden und Begehr sein mag, in dem einzigen Worte: Hirschbrunft!

Das macht, daß der Morgen zaudert.

Aber endlich ist er da. Von den schwarzen, ruhenden Bergen im Osten geht ein zarter Schein aus; der Himmel wird kalt und blaß. Um diese Stunde ist der Jäger schon weit draußen in heimlichen Gründen.

Da sind noch alle unholden Mächte der Finsternis wach. Wurzeltatzen greifen über den Weg des leise Dahinschreitenden, in den Büschen rauscht es auf, Stimmen rufen, höhnen, kommen und gehn. Denn die Nacht ist voll von Raubtieren, die wir nicht kennen; der Jäger allein vernimmt ihr Schleichen und Knurren und Lauern.

Voll schwarzer, fauchender Katzen ist die Nacht und voll von großen, dunklen Vögeln.

Hier auf der Blöße, hoch oben im Bergwald, verkreuzen sich die Wege. Es ist eine verrufene Stelle, und im blauen Mondschein blühen da seltsame Blumen, purpurn und süß wie die Sünde.

Der Jäger zaudert; nicht aus Furcht. Denn Jäger sind gescheiter als andere und die Vertrauten der Webenden in Busch und Moor.

Welchem soll der Gang gelten — dem Vierzehnendigen, der drüben auf dem Hoheneichen schreit, dem schwarzen Hirsch mit den langen Dolchenden, der im Bösenstein steht, fast nie meldet, der keinen anderen heranläßt, auch den ganz Starken mit der fünffachen Schaufelkrone nicht?

Da taucht ein Schatten am Himmel über den schwarzen Wipfeln auf. Der Reiher ist's, der die Nacht über im kleinen Waldsee der Fischweid gepflogen hat und nun wieder dem Flusse zustreicht. Einem schwebenden, dunklen Kreuz gleicht er, wie er mit breiten Bogenflügeln die Luft unter sich weg zurückschlägt. Er zieht gen Ost, dem bleichen Morgen entgegen; dort ragt der Bösenstein aus dem Waldgewoge, der Berg der trotzigen Wildklippen, in denen die grimme Katze haust, der Adler horstet. Dorthin treibt es den Jäger.

⌘ ⌘ ⌘

Der Bösenstein ist der rechte Berg für solche, die Hader in sich tragen. Denn er selbst, in seiner düsteren Erhabenheit, scheint sich losgerissen zu haben von aller Geselligkeit und Nachbarschaft. Unvermittelt, steil und unverstanden, wie das Genie es zu allen Zeiten war, wächst er aus den Bergforsten heraus; mit tief zerfurchter Felsenstirn blickt er über die bunte Leichtlebigkeit der blühenden Ebene hin, wie große Künstler verächtlich und bitter über ihr Jahrhundert schauen.

Da drunten in den Tälern frißt sich das rollende Eisen durch die Wälder; das Milchweiß der Morgennebel wird getrübt vom dunklen Hauch der Essen; beständig wächst die Wüste aus rotem Backstein und schwarzer Kohle — die Menschenwüste.

Auf all dies sieht der Bösenstein hernieder: auf diese große, nimmersatte Eile, dies Heulen und Dröhnen, auf diese unaufhörlichen Reibungen, diese nie verstummenden Gewitter mit ihren schrecklichen Entladungen von Hunger und Liebe.

Aber zu ihm herauf hat sich die alte, heilige Wildnis geflüchtet; er ist die Hochburg unberührter Forste, um seine Klippenstirn kreisen die göttlichen Adler, die wissenden Raben, in seinen Halden stehen die heimlichsten Hirsche. Und wenn die großen Hochsommerstürme mit Eisschauer und Schmetterstrahl kommen, die drunten das Brot im Felde zermalmen, die prahlenden Rauchtürme der Stahlpaläste niederreißen — dann scheinen die Wetter alle aus dem Haupte des Bösensteins emporzukochen. Als sendete er den Tälern Heimsuchung für ihre Völlerei.

Um seiner schroffen Einsamkeit, um seiner eigensinnigen Klippen, um seines Wildes willen liebe ich den Bösenstein.

Denn wir Jäger sind wie solch ein Berg, still und hart und zerschründet. Wir lieben es, mit Baum und Gefels und Sonne und Falke allein zu sein. Wir lieben die süße Bitternis der Verlassenheit; lieben es, auf

unsre eigenste Weise zu beten. Es hat sich uns ins Herz hinein ein tiefer Glaube gerettet und ein Wissen von Dingen, die den alltäglich flachen Tälern da draußen längst nichts mehr bedeuten.

Das klingt manchmal mächtig auf wie das Dröhnen versunkener Glocken.

⁂

Da über die Halde führt sein Wechsel, seit Jahren schon, seit er ein jagdbarer Hirsch geworden. Hier treibt er, hier hat er manchen Gegner abgeschlagen, stärkere als er selbst ist. Oft habe ich hier in den Fährten und Zeichen gelesen, die er mir hinterließ. Aber nur wir Jäger, wir Aussterbenden vermögen das. Dem Fremden verrät der in Mannshöhe geknickte Zweig, das verwaschene Siegel im Lehm nichts. Man muß dies Wissen im Blute haben wie irgendein unveräußerliches Erbe. Einst deutete man aus zweiundsiebzig Zeichen des Hirsches Stand und Wechsel und Stärke. Das waren die Weidgerechten einer unwiederbringlichen Zeit. Aber was ahnen ihre Nachfolger, was wissen diese Jäger aus zweiter Hand vom ehrwürdigen Sinn alter Worte und Lehren, was begreifen sie von Scherzen, Himmelsspur und Wimpelschlag, von Zwang und Burgstall und Ballen und Pürzel, von Schloßtritt, Schluß, Nase, Faden, Kranz, Sceibchen, Insiegel, Einschlag, Vierballen, Blenden, Reif, Kreuztritt, Übereilen, Beitritt, Zurückbleiben, Schrank- und Kirch- und Widergang? . . .

Aus allen diesen Runen, aus zerwühlten Ameisenhaufen, aus Staub und Lehm, der sich von den Schalen des Wildes löst, aus winzigen Erdschrammen vermag sich der Jäger den jagdbaren Hirsch herauszurechnen. Aber nur der, dessen Sinne in harter Schule sich scharf geschliffen haben.

Der nur ist ein Jäger, dessen Auge das winzige Härchen auf braunem Heidekraut erspäht, der den Tritt der pirschenden Wildkatze vernimmt, den ranzenden Fuchs über drei Berge riecht, dessen Gang in sternenloser Nacht kein dürres Reis knickt. Der nur ist's, der es versteht, seinen Schritt aus dem Schall von Katzenpfoten und Spinnenfüßen zu weben, der in seine Kugeln den geraden Sonnenstrahl und den jähen Blitz gießt, — der ein unbezähmbares Tier ist unter den Menschen, ein gütiger, weicher Mensch dem Wilde! . . .

Langsam löst sich die Finsternis von den Dingen. Umrisse drängen sich hervor, Formen tauchen auf. Überall stehen und ruhen Gestalten, die Wild sein mögen — oder Felsblöcke, Baumstümpfe, Grasbüschel. Die Einbildung arbeitet mit der gesteigerten Kraft der Begierde. Dort ragt ein grauschwarzer Körper in die schwarzgraue Dämmerung, ein Geweih zackt darüber hinaus. Die Schemen drüben, die sich hin und herzuschieben scheinen, das ist das Wild, das der Hirsch führt . . .

Und nun scheint er aufzuwerfen . . .

Immer wieder fährt eine Hitzwelle durchs Blut. Ich brauche mich dessen nicht zu schämen.

Was wäre die Jagd ohne Trunkenheit? —

Längst kauere ich hoch in der Felshalde, als Schirm die alte Krüppelfichte, als Sitz den moosigen Wurzelknorren, die Büchse knieüber, weit offen die begehrlichen Augen. Da unten muß er kommen, haarscharf bei jenem Steinbrocken, wo Tanne und Buche wie aus einer Zwillingswurzel herauswachsen. Das ist sein Wechsel.

Herrgott, ist das schön!

Jetzt rücken sie unten die Stühle von ihren Spieltischen weg, mit brennenden Lidern und faulem Weingeschmack im Munde. Jetzt stolpern sie heim, und die Spatzen sind schon längst wach. Jetzt haben sie Ekel vor sich selbst und ihrer Welt und ihren Idolen: Karten, Weiber, Sekt. Ich aber throne da hoch über ihnen, ein Freier und Befreiter, der mit pochendem Herzen, mit verbissenem Atem der höchsten Erfüllung harrt, die es für den Jäger gibt.

Längst haben sich der Hirsch dort und das Rudel drüben zu harmlosen Strünken und Trümmern verwandelt. Schon ist es büchsenlichtig, alle Dinge haben ihre wahre Gestalt und Farbe, die starren Klippen im Bösenstein grinsen weiß und hart. Es ist ein müdes und doch totenkaltes Licht, das der Rosenglut des Morgens voraufgeht.

Jetzt ist die Stunde, da der Hirsch kommen muß.

Da, tief unter mir, ein Laut, der einen Schauer durch meine Adern jagt. Ein einziger Laut, tief und kurz und rauh. Der Hirsch hat angestoßen. Er ist hinter dem Wilde her . . . Brunft!

Das ist so seine Art. Er schreit nie, der schwarze Hirsch. Und wenn der drüben auf dem Hoheneichen oder der gute Kronenzehner im Haselgraben noch so röhrt, noch so fordert — er erwidert mit einem einzigen, rauhen Trenser. Den kennen die anderen und sie fürchten ihn. Manch ein starker Hirsch schon nahm es sich heraus, auf diesen heiseren Röchelschrei zu antworten und nach dem Bösenstein hinüberzuziehen. Aber keiner kehrte von da zurück. Irgendwo im Grunde einer Schlucht, wo Wasser rieselt, oder in stummer Dickung liegen ihre abgebleichten Schädel, verwittern ihre starken Stangen. Denn der Schwarze ist dafür bekannt, daß er auf den Tod forkelt, der sich in seine Nähe wagt. Und seither scheut jeder Hirsch dieser Wälder diesen unerbittlichen, unbesieglichen Feind, der es nie weiter brachte, als auf acht lange funkelnde Enden, und der nie eine Krone trug, so alt er wurde.

Da! . . . Wieder stieß er an. Jetzt ist es kaum mehr weiter bis zu ihm als der Flug einer Büchsenkugel. Immer derselbe gereizte, warnende Schrei, wie das zornige Husten des angreifenden Löwen. Er treibt sein Rudel pünktlich auf dem alten Wechsel. Siebzig Schritte unter mir, es mögen auch neunzig sein, müssen sie über die Halde ziehen.

Es hat überhaupt eine seltsame Bewandtnis um diesen Hirsch, wie um alles Wild, das im Bösenstein Einstand nimmt. Hierher flüchten nur, die eines Geistes sind mit dem finsteren Berge.

Ich habe ihn gekannt, als er noch ein Kalb war — der schwarze Hirsch. Da verlor er schon seine Mutter, die auch so eine Einzelgängerin war, sich lieber weg vom Rudel hielt. Irgendeine niederträchtige Kugel war ihr durchs Leben gefahren; ich fand sie eines Tags verendet im Erlengrund, und da gab ich auch ihren Sproß verloren. Aber der hatte die Zähigkeit der Mutter geerbt und die Kraft des Vaters, der damals der beste Hirsch weit und breit war. Er schlug sich durch den nächsten Winter, einen langen, harten, grausamen Winter, dem manch gesundes, vollwüchsiges Stück zum Opfer fiel: — das Hirschkalb bot ihm Trotz. Wenn die Not am ärgsten war, und der Schnee, dem die Mittagssonne die oberste Schicht wegschmolz, schon vor Abend einen scharfen Harsch trug, dann hielt er sich an dies oder jenes Rudel. Aber ganz dicht heran ging er nie, denn er war den anderen ein Fremder, und die starken Hirsche sind unwirsch und fraßneidig wie jed' Getier und wir selbst obenauf. Gar manchmal hatte er einen derben Schlag abgekriegt — auch wenn er ihn nicht verdiente, nur weil er klein war; sowas merkt man sich. Und als der Föhn kam und unter dem Schnee der Berge tausend Quellen sprangen, da ging er schon wieder für sich allein. So wurde er ein Spießer, ein Gabler — so wurde er zum Achter. Höher brachte er es nicht, gebührten ihm gleich nach Jahren zwanzig Enden oder mehr. Und allerweg einschichtig. Nie der Genoß eines Gleichaltrigen, nie der Gefolgsmann eines Stärkeren. Dazu taugte er nicht; die einsam aufgewachsen sind und immer auf sich selbst gestellt waren, die schicken sich nicht zum Beihirsch. Im Spätherbst, wenn Kahlwild und Geweihte sich gesondert rudeln, schlug er sich in die unzugänglichsten Klippen des Bösensteins; den Winter, den Lenz verbrachte er irgendwo in heimlichen Gründen, und auch der höchsten Not gehorchte er nicht gerne. Und in der Feiste, wenn andere Hirsche Kartoffeln und Hafer suchen, verließ er schon gar nicht die wilden Reviere, in denen er Herr war; er begnügte sich mit scharfem Waldgras, Pilzen, jungem Gezweig, wie es eben der Sommerwald bietet. Nur im Herbste, vor Sankt Ägiden, trieb er sich ein paar Stück Wild zusammen; auch über die ganz Harten kommt einmal im Jahre der große Taumel. Weh dann dem Tiere, das dem Wink seines Geweihs nicht gehorchte!

So war er alt geworden, aber schwerlich noch schlauer, als er schon damals gewesen, da er seine erste Achterstangen trug. Denn alle Erfahrung hatte er aus sich selbst und der Not seiner Jugend. Da lernt man rascher und mehr und nachdrücklicher als im vorgeschriebenen Kursus. Da wird man selbständig und stolz und herrisch — so wird man stark und — bös und einsam.

Ein Hirsch war es, wie er zu diesem Berge paßte; und — zu seinem Jäger.

Weh denen, die die Verlassenheit solcher Eingänger zu stören wagen! Die die Welt von sich stößt und die die Welt von sich stoßen, wollen ihren Frieden haben. Nichts ist ihnen gemeinsam mit den anderen als der bare, derbe Urtrieb; nichts anderes, weder Ordnung und Gesetz noch Herdentum. Und wer ihnen ihren Frieden zu nehmen sucht, von dem bleibt nichts als bleichend Gebein in stummem Dickicht — wie die Schädel und Rippen der geforkelten Hirsche!

Darum sollte der Schwarze vor meine Büchse. Er war unfriedfertig, ein Quertreiber, ein Sonderling — es herrscht eben dasselbe Nützlichkeits- und Mehrheitsgesetz in allen Revieren der Welt, wie sie auch heißen mögen —: Tod denen, die anders geartet sind und dadurch dem Durchschnitt Ärgernis geben! . . .

Jetzt trenzt er wieder, halbrechts da unten. Bruchholz knackt, Steingrus klirrt. Diesmal kann es glücken. Es ist dies nicht der erste Gang, der dem Eingänger gilt.

Nun knört er, immer näher.

Welcher Baß wäre das, orgelte er einmal frei los!

Wenn nur der Nebel nicht mit dem Morgen stiege. Schon schleichen die weißen Frauen um die Tannwipfel unter der Halde.

Diesmal poltern grobe Steine zu Tal — der Hirsch treibt.

Wie das Herz bis in die Faust, die um die Büchse gekrampfte, bis in die Kehle, in das Auge hinein klopft! Ich höre seine brandenden Stöße; was verschlägt's? Ein Bettler, der diesen Rausch nicht kennt, ein Tor, der sich seiner schämt! So gehört sich's: heiß und frierig muß es einem über den Rücken schauern, der ganze Kerl muß vor Spannung zittern wie der Hund vor den Hühnern! Was wären denn die paar großen Stunden unseres Leben ohne dies wilde Stürmen des großen Blutmuskels, ohne dies Jagen und Verwirren der Bilder im Hirn? Aber dann: Finger am Abzug — und kalt wie eine Messerklinge, klar und hart wie Glas!

Da schiebt sich's graubraun durch die Stämme. Ein großer, eckiger Kopf, ein langer Hals. Ein Tier. Es zieht vertraut über die Halde, ein Schmaltier folgt; dann noch ein Schmaltier, ein Alttier, ein Gelttier hinterdrein. Erst drüben am Rande stutzen sie; der Hirsch fehlt.

Ein Schmaltier äugt zurück.

Nun weiß ich es, er ist dem Blei verfallen!

Längst weist das Rohr nach der Stelle, an welcher der schwarze Hirsch erscheinen soll — muß!

Graubraun schiebt sich's an den Zwillingsbäumen vorbei. Langsam, ganz langsam erscheinen Stangen, der dunkelgemähnte

Brunfthals, der ganze Rumpf. Hell blitzen die acht langen, geschliffenen Dolche ...

Noch zaudert der Hirsch, zaudert der Schuß. Geduld bis zur Ernte, und dann jäher Entschluß, das ist das Geheimnis alles Gelingens.

Der Hirsch tritt vor, er legt die schwarzen Stangen tief in den Nacken, vom Äser raucht der kurze, grimmige Schrei in die Herbstkühle.

Da zuckte der Finger, da brach der Knall die feierliche Frühstille — da riß der Hirsch alle vier Läufe unter sich, im Satz wendete er, raste durchs aufprasselnde Holz.

Und dann rollte der Widerhall von Hang zu Hang, von Berg zu Berg, bis er zuletzt in blaudunstiger Ferne verlosch ...

✠ ✠ ✠

Es ist ein grobes Stück Wegs von der Halde bis hinab zur Jagdhütte und wieder zurück. Aber es tut gut, krankem Wilde seinen letzten Frieden zu lassen. So will's die barmherzige Weidgerechtigkeit.

Nun ist der Hund mit mir, der hirschrote mit dem schwarzen Aalstrich auf dem Rücken und den traurigen, klugen Augen.

Wo es den Hirsch herumriß, legt er sich von selbst in den langsam ablaufenden Riemen. Hier Haar auf dem Lattichblatt, in halber Länge abgeschossen, hier ein hellroter Tropfen, dort noch einer. Da auf dem blanken Steine schweres, dickes Naß, hier auch. Schon kleben die grünen Fliegen am Seim, ihnen köstlicher als Honig. Der Hund tupft mit der Nase bedächtig zwischen die Farnwedel. Laß sehen!

Ein Schuß durchs Leben — ein Schuß mitten durch Blut und Atem.

So arbeiten wir weiter, Schritt für Schritt. Immer reichlicher liegt das Rot auf Staude und Streu.

Jetzt legt sich der Hund straff in den Riemen. Hu, faß! Er schießt davon, daß die Farnwedel nicken.

Dann hebt er an zu seinem seltsam schauerlichen Lied, dem hohlen, fast klagenden Totverbellen — Glockenklang im Ohr des Jägers.

So recht, mein Hund!

Da liegt der alte, schwarze Hirsch, längst starr. Seine Lichter schimmern grüngoldig wie die Fliegen, die an der Todeswunde kleben und an der Stelle, wo der Schweiß in die Laubstreu sickerte. Es schmerzt, in diesen Opalspiegel zu sehen, denn es ist, als sei das Bild des Mörders darein eingeschmolzen wie in den Bernstein die Spinne.

Langsam, liebkosend fährt die Hand über die rauhen Stangen hin, die blanken Sprossen entlang. Wieder ein Zeichen des Jahrtausende währenden Sieges, den der Mensch über das Tier davonträgt. Jawohl — dieses namenlos feigen, aber immer wieder namenlos beseligenden, naturnotwendigen Sieges...

Wozu dies Sinnen, da die Herbstsonne so prall scheint und alle Wälder in Scharlach und Gelb lodern und die Kugel so mitten auf dem Blatte sitzt? Das ist Mannesfreude seit je. Und das Schicksal müßt' ich erst kennen lernen, mit dem solche Stunde nicht aussöhnte! . . .

Und doch ist's mir, als ginge ein Schatten über dieses Glück hin, als sähe der Bösenstein so drohend auf mich herab wie auf die Täler draußen; ich habe ihm den Hirsch genommen, seinen einsamen, trotzigen Hirsch. Wer gab mir Recht über ihn — außer jenem wohlfeilen Mehrheitsgesetz, das über die ganz Echten den Tod verhängt? Von ihm wären vielleicht noch viele ausgegangen, ebenso zäh und einschichtig wie er. Gerade diese Eigenwüchsigen sind es, die aussterben, um deren einen es mehr schade ist, als um hundert Dutzendlinge.

Ich nahm den Hirsch, den Eingänger — wer nimmt mich?

Das ist die ewige Frage. Eins zertritt das andere, die mächtigere Tatze, das schärfere Gebiß, die größere Niedertracht entscheidet. Leben und Entwicklung nennen wir das, wir Eigendünkligen, die wir alles auf uns und unseren Genuß beziehen und niemand dienen als nur uns selber und nicht ahnen, wes Wild wir selbst dereinst sein werden — oder schon sind.

Denn was wissen wir?

An einen Freund

Laß mich allein mit meinem entwicklungsschwangeren Leid,
Selbst deine Tiefe stört mir die Lust der Einsamkeit.
Das Gold auch deines Herzens mich nicht entschädigen kann.
An seinen grausigen Schlacken merk' ich: du bist ein Mann.
Ich aber hasse der Männer begehrend-brutale Art
Und auch die lauten Frauen — ein Weib nur — zart — ganz zart
Lieb' ich aus tiefster Tiefe — und sie erlöst mich vom Leid
Und ihr entriegle ich jubelnd die Pforte der Einsamkeit.
Hinter ihr aber schließe die Pforte ich wieder zu.
Ich schließe und genieße weltfriedenstille Ruh'
Und schwelge ich dann einsam in meiner Träume Land,
So schwelge ich gemeinsam mit ihr, die mich verstand.

Edmund Brüll

Hosenrollen

Von

Adolf Gerstmann

„O, was ist die deutsch Sprak für ein arm Sprak! für ein plump Sprak," läßt Lessing in seiner „Minna von Barnhelm" den biederen Herrn Riccaut de la Marlinière stöhnen — und dieses köstliche Urbild aller Glückritter würde als Beweis für die Dürftigkeit des deutschen Sprachschatzes seinen Lamentationen hinzufügen können, daß im Deutschen oft mit dem gleichen Ausdruck ganz verschiedenartige Begriffe veranschaulicht werden.

Therese Krones als Jugend in Raimunds „Bauer als Millionär"

Was will das landläufige Wort von der Frau, die die Hosen an hat, bezeichnen? Sicherlich eine Vertreterin des zarten Geschlechts, die von den ihr durch Natur und Sitte zugewiesenen Eigenschaften beträchtlich viel abgelegt, in Anschauungen und Umgangsformen etwas „Herrisches", vielleicht gar „Männisches" angenommen hat und Milde und Sanftmut recht schmerzlich vermissen läßt.

Und welchen Begriff verbindet man mit dem Wort Hosenrolle? Sicherlich den des Anmutigen, des Graziösen und Leichten, wohl auch des Feschen — wie es der Wiener nennt — und des mit dem nötigen Zuschuß von Charme und Pikanterie gepaarten Drolligen.

Wie auf dem antiken Theater, so war auch auf dem des Mittelalters und bis in den Anfang der Neuzeit hinein bei den meisten Nationen die Frau von der Bühne verbannt. Die erste Spur von deutschen Schauspielerinnen finden wir im Jahre 1654, als der Direktor Joris Jophilus in Basel seine Bretterbude errichtete und in seiner Ankündigung zusicherte, „das Publikum mit guten Manieren, oftmaliger Veränderung, kostbaren Kleidern und in italienischer Manier verziertem Theater, schöner englischer Musik und mit rechtem Frauenzimmer zu kontentieren".

Dann aber, einmal zugelassen, wußten auch hier die Frauen sich Gebiete zu erobern, die ihnen zu überlassen vorher niemandem auch nur im Traum eingefallen wäre. Von ihrem ersten Erscheinen auf der Bühne an hatten sie es erfaßt, daß durch das Weibliche in der Darstellung ein höchst pi-

Aus Angelys Posse „Sieben Mädchen in Uniform"

kanter Reiz beim Publikum ausgelöst wurde. Und diese Wirkung, das erkannten sie bald, mußte noch erhöht werden, wenn sie als Frauen die Rollen von Knaben und jungen Männern darzustellen hatten, ihre hübsche Gestalt, ihren schlanken Wuchs präsentieren und sich im männlichen Kostüme frischer und leichter und flotter bewegen konnten, als es im langen, faltigen Frauenrock möglich war. Und da die Menschheit in dem, was man als Allzumenschliches bezeichnen kann, sich zu allen Zeiten ziemlich gleich blieb, so spiegelte sich der von der Bühne ausgehende Reiz im stärkeren Besuch und — in den größeren Kasseneinnahmen wieder.

Ein lehrhaftes und zugleich vielleicht das älteste Beispiel dafür ist die berühmte Neuberin gewesen. Sie, die den Namen „Mutter der deutschen Schauspielkunst" trägt, die zuerst ein Lessingsches Stück auf die Bühne gebracht und sich um das deutsche Theater unvergängliche Verdienste erworben hat, spielte, wie Christian Heinrich Schmidt in seiner „Chronologie des deutschen Theaters" im Jahre 1775 erzählt, als sie im Jahr 1728 von der Darstellung klassischer Stücke zur Posse zurückkehrte, in der Burleske „Das Reich der Toten" die Rolle eines jenaischen, eines hallischen und eines wittenbergischen Studenten. Schmidt schildert an derselben Stelle auch, wie Christiane Henriette Kochin, geborene Morlock, die Gattin des Theaterprinzipals Koch, 1748 in Wien die „als Mannspersonen verkleideten Frauenzimmer" darstellte, und ein aus dem Jahr 1777 stammendes, noch heute erhaltenes Bild zeigt uns Madame Sophie Elisabeth Boeck als Fähndrich in dem Ayrenhoffschen Lustspiel „Die große Batterie". Von ihr erzählte die „Galerie von teutschen Schauspielern" 1785: „In verkleideten Mannsrollen besaß sie eine vorzügliche Stärke, und ihr Anstand war so natürlich, daß der Zuschauer ganz hintergangen wurde."

Ernestine Wegener in Jacobsons Posse „Der jüngste Leutnant"

Ganz fraglos übte diese Darstellung junger Burschen durch Frauen einen mächtigen Reiz auf das Publikum aus, und nach Art der Dinge ist es kaum verwunderlich, daß das, was zuerst als notwendiges Aushilfsmittel bei der Rollenbesetzung gedacht war, bald

Sophie Wachner als Bube Georg in „Götz von Berlichingen"
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph E. Bieber, Berlin und Hamburg

zum Unfug ausartete. So kam im Jahr 1759 Direktor Ackermann in Mainz auf die Idee, die Komödie „Krispin als Arzt“ durchweg von weiblichen Mitgliedern seines Theaters darstellen zu lassen.

Daß Pagen- und Knabenrollen allerart durch Damen dargestellt wurden, ist begreiflich und eigentlich selbstverständlich. Die zierliche Figur, die helle Stimme legten dies Auskunftsmittel ja von vornherein sehr nahe, auch wenn man es nicht schon aus Schäferspielen und Balletts gewohnt gewesen wäre, Damen in den Rollen der zärtlichen Amorosi zu sehen. Wirklich große künstlerische Aufgaben auf dem Gebiet männlicher Gestalten erwuchsen den Sängerinnen aber, als die klassische Epoche der Oper begann. Glucks Orpheus ist da geradezu als ein Markstein in der geschichtlichen Entwicklung zu bezeichnen, und die ganze Lebensfreudigkeit Mozarts, seine Anmut und Grazie spiegelt sich im Cherubim wider, dieser vom holdesten Zauber der Jugend überfluteten, von liebenswürdiger Schelmerei erfüllten Pagenfigur aus „Figaros Hochzeit“. Hier haben wir die klassische Verkörperung der Hosenrolle. Und noch einer anderen klassischen Gestalt haben wir zu gedenken, deren Wesen aber nicht durch Schelmerei und Jugendübermut gekennzeichnet wird, sondern die die Verkörperung weiblicher Aufopferungsfähigkeit und hingebendster Gattenliebe bildet: Beethovens Fidelios. Und deshalb meidet man, sie dem leichten Genre der eigentlichen Hosenrollen zuzuzählen. Auch darin unterscheidet sie sich von anderen Rollen dieser Art, daß sie nicht eine wirkliche Knabenrolle ist, sondern daß es sich hier um eine Frauengestalt handelt, die zu bestimmtem Zwecke männliche Kleidung angelegt hat.

Als Shakespeare sich die deutsche Bühne eroberte, erweiterte sich auch das Gebiet der von Damen darzustellenden Knabengestalten. Da waren in den Königsdramen die jungen Prinzen, in den Römerdramen die Knaben der Patrizier und der Feldherren usw. Aber auch ganz hervorragende Aufgaben stellte der englische Dichter — hervorragend nicht nur durch die Größe und Bedeutung der Rolle, sondern besonders auch dadurch, daß in ihnen das Wesen der weiblichen und der männlichen Rolle vermischt erschien. Die Vertauschung der Geschlechter wird zum Spiel innerhalb der Rolle selbst. Viola in „Was ihr wollt“ ist das Musterbild einer derartig komplizierten Hosenrolle. Und man denke an die holde Porzia und ihre Gefährtin, die fröhliche Nerissa, die im „Kaufmann von Venedig“ während des Gerichtsaktes den weisen und ge-

Centa Bré vom Hamburger Thaliatheater als Vittorino in „Renaissance“ von Schönthan und Koppel-Ellfeld
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph E. Bieber, Berlin und Hamburg

rechten Richter und seinen Schreiber spielen.

Puck, der Allerweltskobold im „Sommernachtstraum“, wird auch von einer Dame dargestellt; aber er ist seinem Wesen nach dem Menschentum so entrückt, daß die Einreihung in eines der beiden Geschlechter kaum angängig ist. Wenn's möglich wäre, möchte man den Puck als — Neutrum bezeichnen.

Da wir von den Knabenrollen in klassischen Dichtungen sprechen, sei hier auf einen Brauch hingewiesen, von dem der Bruch mehr ehrt, als die Befolgung. Das ist nämlich die Darstellung des Reiterknaben Georg in Goethes „Götz von Berlichingen“ durch eine Dame. Sie hat sich so ziemlich an allen deutschen Bühnen eingebürgert, sehr zum Nachteil der Wiedergabe dieser Rolle und zur Schädigung des Gesamtbildes. Georg soll durchaus nicht graziös und zierlich wirken, sondern ein für sein Alter forscher Draufgänger sein, eine Art Landsknecht in Miniaturformat, der es kaum erwarten kann, sich mit den Feinden herumzuschlagen.

Mir liegt der Zettel der ersten Berliner Aufführung von Dienstag, dem 12. April 1784 vor. „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein ganz neues Schauspiel in fünf Akten.“ Der Verfasser ist gar nicht genannt; erst auf dem Zettel vom 28. April 1784 heißt es: „vom Herrn Dr. Göde in Franckfurth am Mayn“, und erst im November desselben Jahres: „vom Herrn Dr. Göthe.“ Und in diesen ersten Aufführungen wurde Georg, der „Reutersjunge“ von Herrn Klotsch dargestellt. Im Jahre 1795 spielte erstmalig eine Dame diese Rolle, bis zum Jahre 1832 teilten sich an dem nunmehrigen Berliner Hoftheater Damen und Herren in die Darstellung, die nun bis 1858 dem Vertreter des Faches der Naturburschen verblieb, um dann wieder an die Darstellerinnen der Lustspiel-Soubretten (damals Auguste Taglioni) überzugehen. Und ähnlich war es am Hofburgtheater in Wien, wo man allerdings in den letztvergangenen Jahrzehnten in Stella Hohenfels eine ganz ausgezeichnete Vertreterin besaß. Sie zählte den Georg und den Nymphas (in

Katharina Rohr vom Kölner Stadttheater als Adriano in Wagners „Rienzi“
Photogr. Blum-Höffert in Köln

Sofie Cordes vom Stuttgarter Hoftheater als Leonore in „Fidelio“

Elsa Herzog als Page in Meyerbeers „Hugenotten"
Nach einer Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin

Wilbrandts „Meister von Palmyra") zu ihren besten Rollen. Wie man aber Ausnahmeerscheinungen nicht verallgemeinern darf, so sollte nun endlich der fast nur durch Gedankenlosigkeit erhaltene Brauch, den Georg als Hosenrolle zu betrachten, beseitigt werden.

In der nachklassischen Oper bis auf die Gegenwart und in den dramatisch-musikalischen Schöpfungen modernsten Gepräges finden wir Jünglings- und Knabenpartien in fast übergroßer Zahl, die vom Librettisten und vom Komponisten von Haus aus zur Darstellung durch Damen bestimmt sind, in allen nur denkbaren Abstufungen und in allen möglichen Variationen, zuweilen nur der einzelnen Situation angepaßt, der sie ein besonderes Gepräge geben sollen. Man denke an die drei Szenen in Wagnerschen Werken, in denen der Meister jedesmal vier Damen in Knabenrollen auftreten läßt, um durch einige wenige Takte von wundervollem Zusammenklang die Aufmerksamkeit zu fesseln und auf die kommenden wichtigen Vorgänge vorzubereiten: im „Tannhäuser" die Pagen des Landgrafen, im „Lohengrin" die Edelknaben der Elsa vor dem Zug zum Münster und in den „Meistersingern" die Lehrbuben auf der Festwiese im letzten Akt.

Wie vielgestaltig ist im Laufe der Zeiten dies Repertoire von Jünglings- und Knabenpartien in der Oper geworden! Zuerst Romeo in „Montecchi und Capuletti", über dessen Wiedergabe durch Wilhelmine Schröder-Devrient in Weimar am 27. April 1840 Eduard Genast in seinem Tagebuch vermerkte: „Weder ihr Wuchs noch ihre Bewegungen verrieten das Weib, wenn das nicht ihr liebliches Gesicht und ihre Stimme getan hätte". Dann Benjamin

Irene von Fladung vom Münchner Hoftheater als Cherubim in „Figaros Hochzeit"
Nach einer Aufnahme von A. Baumann Nachf. in München

in Méhuls „Joseph und seine Brüder“ und jetzt der Besenbinderknabe Hänsel in Humperdincks reizender Märchenoper „Hänsel und Gretel“. Oder von den reizenden Pagengestalten in Verdis und in Aubers „Maskenball“ und in Meyerbeers „Hugenotten“ bis zu der neuesten der modernen Schöpfungen, nämlich dem Richard Straußschen Rosenkavalier, der in dramatisch-technischer Hinsicht auch insofern eine gewisse Ähnlichkeit mit Mozarts Cherubim hat, als der von einer Dame dargestellte Knabe zeitweise in Mädchenkleidern erscheint, sozusagen in doppelter Verkleidung. Da ist die Partie der Mignon von Thomas, die nur während eines Teiles des 2. Aktes in bewußter Verkleidung als Knabe erscheint, für alle Beteiligten weit klarer.

Und nun die fast unübersehbar große Reihe der eigentlichen Hosenrollen, d. h. jenes Genres und jener Gattung dramatischer Aufgaben, die wir Kinder des XIX. und des XX. Jahrhunderts unter dieser Bezeichnung verstehen. Das ist so recht die Domäne der pikanten Lustspiel- und Gesangssoubretten. In Lustspielen und Schwänken, in Gesangspossen, Vaudevilles und Operetten haben wir sie in zahllosen Variationen gesehen, diese frischen und feschen, drolligen, bald mehr pikanten, diese lustigen Tausendsassas, die wie im Wirbelwind über die Bühne und durch das Stück sausen, alle Mitspieler in ihre tollen Kreise hineinziehen, die Geschicke aller Personen mit ihren kleinen Händchen lenken, allen möglichen und eine ganze Menge unmöglichen Unfug stiften und zum Schlusse alle vielverschlungenen Fäden entwirren und ein befriedigendes und vergnügtes Ende herbeiführen.

Adele Krämer vom Wiesbadner Kgl. Theater als Hänsel in Humperdincks „Hänsel und Gretel“

Rosa Retty in Burnetts „Kleinem Lord“
Nach einer Aufnahme von Victor Angerer in Wien

Die Franzosen haben das Genre der Hosenrolle, wenn auch nicht erfunden, so doch ins fast Ungemessene erweitert und gewissermaßen in ein System gebracht, und das besonders, weil sie in Virginie Dejazet eine geradezu geniale Vertreterin des Faches hatten. Im Jahre 1810 geboren, kam sie schon im zartesten Alter, nämlich mit vier Jahren, auf die Bühne, spielte dann Kinderrollen, wirkte in Bordeaux und Lyon, um bald eine glänzende Stellung in Paris zu erhalten, und spielte nun außer

Elfriede Heisler in Kadelburgs „Familientag“ (Kgl. Schauspielhaus in Berlin)
Photogr. Becker & Maaß in Berlin

Zofen, Grisetten und Bauernmädchen all die Burschen und Straßenjungen, die Schüler und Kadetten und Studenten und Fähnriche und viele ähnliche Rollen, die die damaligen Bühnenschriftsteller eigens für sie schrieben.

Viele von den Stücken, die so recht eigentlich für sie geschrieben waren, waren so durchaus pariserisch, daß sie nicht in fremde Sprachen übersetzt wurden. Auf die Stücke und Rollen aber, die auf fremdländische Bühnen verpflanzt werden konnten, stürzten sich die Naiven und Soubretten von aller Herren Ländern mit dem ganzen Eifer einer erfolg- und rollenhungrigen Bühnenkünstlerin — und das will wirklich viel sagen. Und da das Genre unendlich beliebt war und ist vor und hinter den Kulissen, so mühten und mühen sich die Dramatiker bis zur heutigen Stunde, es immer mehr zu vergrößern und zu erweitern; eine Vertiefung im wirklich literarischen Sinne ist bei der ganzen Eigenart des Genres leider nur selten zu verzeichnen. Aber so ganz ausgeschlossen ist auch sie nicht, und gerade eine der neuesten und unendlich viel gespielten Hosenrollen gibt den Beweis, daß auch hier über das Maß des nur Liebenswürdigen und Gefälligen hinaus starke und interessante Aufgaben an das Charakterisierungsvermögen der Darstellerin gestellt werden können — es ist dies die Rolle des Spatz in Schönherrs Schauspiel „Glaube und Heimat“.

Die Dejazet hatte unzählige Nachfolgerinnen und Nachahmerinnen, aber in der großen Reihe befanden sich doch wohl nur zwei, die nach ihrer ganzen Eigenart als genial bezeichnet werden können. Die erste war Therese Krones, die, 1801 geboren und schon 1830 gestorben, am Leopoldstädter Theater in Wien wirkte und vom gesamten Wiener Publikum wegen ihrer Anmut, ihres Humors, ihrer echt wienerischen Lustigkeit und ihrer köstlichen Darstellungsart geradezu vergöttert wurde.

Eva von der Osten vom Dresdner Hoftheater, die erste Darstellerin des „Rosenkavalier“ von Richard Strauß
Nach einer Aufnahme aus dem Atelier Hahn Nachf. in Dresden

Sarah Bernhardt als Herzog von Reichstadt in Rostands „Aiglon"

Sie war die erste und auch wohl unerreicht gebliebene Darstellerin der Jugend in Raimunds „Bauer als Millionär".

Und die zweite der genialen Soubretten war Ernestine Wegener. Sie stammte aus Norddeutschland, und Berlin, speziell das Berliner Wallner-Theater, war die Pflanzstätte ihres Ruhmes. Da schuf sie, die in verhältnismäßig frühem Alter im Jahre 1883 aus der Reihe der Lebenden schied, mit ihrem Witz und ihrem Humor, ihrem unvergleichlichen parodistischen Talent und ihrer köstlichen Frische und Drolerie eine große Anzahl Typen, denen sie aus der Fülle ihres Geistes, ihres Witzes und Humors einen Inhalt gab, der den vom Dichter mitgegebenen oft bei weitem überragte. Ihre Darstellung der Titelrolle in Jacobsons Posse „Der jüngste Leutnant" war so köstlich, daß das an sich recht harmlose Stück viele hundert Male gegeben werden konnte.

Welche bunte, vielgestaltige Reihe zieht vor uns auf, wenn wir an die launigen Schöpfungen auf dem Hosenrollen-Gebiet in den letztvergangenen Jahrzehnten zurückblicken. Da marschiert neben dem ausgelassenen „Pariser Taugenichts" in Bayards Lustspiel der zierliche, schelmische „Vicomte von Letorières", ebenfalls Bayardschen Ursprungs, neben Burnetts aus dem Englischen stammendem „Kleinem Lord" der lebensfrische Vittorino in Schönthans und Koppel-Ellfelds vielgegebenem Lustspiel „Renaissance". Da ist Suppés lebens- und liebesfroher Boccaccio und desselben Komponisten Wladimir, der abenteuerdürstende Fähnrich, der sich als Mädchen verkleidet, also maskiert in sein eigentliches Geschlecht zurückkehrt und nun als Fatinitza so vielerlei erlebt. Da ist neben vielen, vielen anderen der im jugendlichen Alter schon einer recht erheblichen Blasiertheit sich erfreuende Prinz Orlofsky aus Johann Strauß' klassisch gewordener Operette „Die Fledermaus"; da stürmt neben dem Gymnasiasten Oskar aus der Posse „Kyritz-Pyritz" von Wilken und Justinus der durchtriebene Lehrjunge Ede aus Kalisch und Weirauchs einaktigem Schwank „Hermann und Doro-

Gerda Walde vom Joh. Strauß-Theater in Wien in der Operette „Heimliche Liebe" von Ottenheimer
Nach einer Aufnahme von L. Gutmann in Wien

Leopoldine Konstantin vom Deutschen Theater in Berlin als Puck in Shakespeares „Sommernachtstraum"
Nach einer Aufnahme von Becker & Maaß in Berlin

teil des Altmeisters Heinrich Laube, der in seinem „Burgtheater", die Bemerkung macht: „Fräulein Kratz entwickelt merkwürdigerweise nur dann Humor, wenn sie in Hosenrollen spielt — ein Zeichen, glaube ich, daß sie eine humoristische Zukunft in älteren Rollen hat."

Daß übrigens auch in dem minder leichten Genre des Schauspiels echte und rechte und sehr gern gespielte Hosenrollen keine Seltenheiten sind, dafür spricht, außer der schon erwähnten Rolle des Spatz u. a. der Hundejunge Nette in Laubes „Karlsschülern", und vor allem der junge Goethe in Gutzkows „Königsleutnant", Jahrzehnte hindurch und bis auf unsere Tage eine vielbegehrte Glanz- und Paraderolle aller Naiven.

Eine Art Hosenrollen gibt es nun allerdings noch, die eigentlich ganz außerhalb des Genres liegen — es sind nämlich gar nicht solche, sondern ganz richtige Männerrollen, und nur Laune und Originalitätshascherei konnten solche merkwürdige

thea" einher. Da ist der köstliche Schusterjunge in Kalischs früher außerordentlich oft gegebenen Gesangsposse „Krethi und Plethi". Und die in sprudelnder Lustigkeit vor langen, langen Jahren im Berliner Wallnertheater diese Rolle zuerst dargestellt hat, das war Anna Schramm, dieselbe Künstlerin, die heute noch am Königlichen Schauspielhause in Berlin im Fach der komischen Alten mit fast unverminderter Frische wirkt und immer aufs neue Proben ihrer schier unerschöpflichen künstlerischen Gestaltungskraft gibt — wieder ein Beweis für den sicheren Blick und das richtige Ur-

Emmy Destinn in der Oper „Dalibor" von Smetana
Nach einer Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin

Zwittererscheinungen ins Leben rufen. Es handelt sich da nämlich um die Darstellung männlicher Heldenrollen durch Damen. Die Sucht, Ungewöhnliches zu bieten und den Konkurrentinnen den Rang abzulaufen, also sinnlose und skrupellose Eitelkeit, war früher und ist bis auf unsere Tage für einzelne Schauspielerinnen, besonders für solche mit tiefem, sonorem Organ begabte, die Veranlassung, ins männliche Rollengebiet hinüberzubirschen.

Daß diese ganz mißbräuchliche Ausdehnung des Begriffs der Hosenrollen aber nicht gar so neuen Datums ist, wie viele annehmen, geht daraus hervor, daß schon im Jahre 1753 die besonders in den russischen Ostseeprovinzen viel bekannte Schauspielerin Mad. Neuhoff männliche Hauptrollen darstellte, und zwar wurde sie „durch ihre ungewöhnlich tiefe Stimme hierzu veranlaßt". Sie war die Vorläuferin von Mathilde Veneta und Felicitas von Vestvali, die den Romeo spielte, den Petrucchio und besonders häufig den Hamlet, den man nach anfänglichem Staunen bald nur ironisch betrachtete. Und ähnlich ging es in jüngster Zeit der großen französischen Tragödin Sarah Bernhardt, die, angeregt durch den Erfolg, den sie als Herzog von Reichstadt in Rostands „Aiglon" hatte — eine Rolle, die ebensogut vom jugendlichen Liebhaber gespielt werden kann — sich auch als Hamlet und in anderen Heldenrollen versuchen zu dürfen glaubte.

Vom Gefälligen und Liebenswürdigen bis zum Grotesken ist es eben auch nur ein einziger Schritt — gerade so, wie vom Erhabenen zum Lächerlichen. Und auf dem Gebiete der Kunst ist dieser Schritt so leicht getan und so schwer, so unendlich schwer wieder rückgängig zu machen!

Tilla Durieux als Pierrot
Photographie von Zander & Labisch in Berlin

Marie Löhr, Phyllis Neilson-Terry und Pauline Chase vom Duke of Yorks-Theater in London in den „Amazonen" von Artur Pinero. Nach einer Aufnahme von Faulsham & Banfield in London

Die göttliche Harfe. Von Karl Goldmann

Die lichterfüllte Glaskuppel des Observatoriums ragte wie ein brennendes Auge in den nächtlichen Himmel, der die weite Ebene überspannte; diese lag in Einsamkeit und Finsternis, und nur in ihrem äußersten Osten verkündete ein matter Schein die Nähe der großen, bewegten Stadt. Zahlreiche feine, teils lang ausgezogene, zum Teil vielfach gewundene Drähte, die alle zusammen in einen Rahmen von der Form einer Harfe gespannt waren, hingen vom Zenit des Kuppelraums herab und bildeten die Empfangsstation für ganze Schwärme von Strahlen und Wellen, die der Erfinder, Helmut de Groot, aus weitester Ferne zu sich heranzwang und festhielt. Es handelte sich um nichts Geringeres als um das Problem der Translokation, um die Möglichkeit, das Abbild irgendeines Gegenstandes von irgendeinem Ort der Erde durch beliebige Entfernung hindurch körperhaft an einen andern zu übertragen, ein Problem, das die Geheimlehren der Antike und des Mittelalters vergebens beschworen hatten, die genialsten Physiker des XX. Jahrhunderts aber in anderem Sinn wieder aufnahmen.

Um den Apparat waren ein Dutzend Leute versammelt, die Geldgeber des Erfinders. Sie hatten eine Gesellschaft gegründet, die ihm die Mittel zu den kostspieligen Versuchen in reichstem Maß gewährte und dafür das Recht hatte, die Erfindung gemeinsam mit de Groot auszunützen. Heute waren sie erschienen, um sich die neuesten Fortschritte vom Erfinder vorführen zu lassen.

Dieser hatte gleich jenen alten Goldmachern, die von ihren fürstlichen Auftraggebern um die letzte Lösung gedrängt und verfolgt wurden, immer und immer wieder um Aufschub gebeten; schließlich aber konnte er dem moralischen Druck, den das Erscheinen der ganzen Gesellschaft ausübte, nicht länger widerstehen und enthüllte zögernd und stockend, als fürchte er ein Geheimnis zu entweihen, mit Hilfe seltsamster Demonstrationen seine Erfindung. Aus den Drähten der Harfe sprangen stabartige Schatten; sie vibrierten taumelnd in der Luft und blieben hierauf wie Staub- oder Sandwirbel, in rasender Bewegung und doch ruhig, aufrecht stehen. Es waren körperhafte Gebilde, die doch nicht Körper, sondern nur Bilder oder Hüllen waren; wie aus dem feinsten aller Stoffe gewoben waren sie durchsichtig. Man sah durch sie hindurch eine Wand oder Ecke des Saales.

Ein gewaltiger Neger stand da; hinter ihm leuchtete eine üppige Waldlandschaft und das Blättergewirr eines Baumes, an den er sich anlehnte. Schläfrig erhob er den einen Arm, da beunruhigte ihn ein Vorgang in der Ferne, ein Geräusch, ein nahender Feind; blitzschnell ergriff er aus den Zweigen seinen Bogen, Pfeile entriß er seinem mit Federn geschmückten Köcher und eilte davon.

„Dieser schleicht fast in demselben Augenblick, da uns hier sein Abbild entschwand, in den Jagdgründen des Kongostaats dem andringenden Feinde entgegen," erklärte der Erfinder. „Jetzt eine Szene aus einem näher gelegenen Erdenfleck, aus dem Westen Londons!"

Helmut de Groot schaltete eine Reihe von Drähten ein, arbeitete einen Augenblick in ihrem Gewirr, und es schwankte schattenhaft das graue Steingeländer einer Brücke heran, auf dem schlafend ein in Lumpen gehülltes Weib mit einem verrunzelten Kind lag. Von Zeit zu Zeit streckte die Frau die Hand aus.

„Was es doch für Elend gibt!" Einer der in den gepolsterten Klubsesseln sitzenden Geldmagnaten seufzte. „Dieser Apparat leuchtet in das Elend einer anderen Welt hinein."

Das armselige Weib mit dem elenden Kind schwand; das graue Geländer zog wie Nebel fort.

„Jetzt eine Szene aus den Einsiedlerwäldern am Fuß des Himalaja!"

Einige Minuten vergingen.

Vor dem schwarzen Rand einer Grotte saß, von glühender Sonne getroffen, ein asketischer Fakir auf seinen gekreuzten Beinen und starrte in das blendende Himmels-

gewölbe. Seine Arme griffen ausgestreckt, steif wie Hölzer, schon seit Jahren auf den Moosboden der Höhle hinter ihm; durch die Spalten seiner Finger waren Sträucher gewachsen, Käfer liefen über seine moosbekleideten Hände, und in einer Achselhöhle wimmelte ein Ameisennest. In gleichmäßigen Pausen öffnete und schloß sich wieder der von der Glut vertrocknete Mund, die Augen folgten, aufgerissen, dem langsamen Lauf des Sonnenballs; sie waren längst an ihm erblindet.

Ein Teil der Zuschauer lachte, und Herr Mackensen, Seniorchef der Weltkohlenfirma Mackensen, Wilson & Co., bemerkte trocken: „Eine nette Beschäftigung."

„Genug jetzt von Exotischem," rief Mr. Duval, Bischof der anglikanischen Hochkirche, dessen Sprengel im Westen Londons lag. Er war mit 30000 Pfund Sterling an der Gesellschaft beteiligt. „Zitieren Sie uns meinen teuren Amtsbruder, den Bischof Sylvester Smith, der sich um diese Zeit zur Predigt vorzubereiten pflegt im Garten seines Hauses. London S. W. Silverstreet, 379."

Der Erfinder entfaltete eine große Karte von London, suchte das bezeichnete Haus auf, verglich mit einer englischen Generalstabskarte und stellte dann die Kraft seiner Harfe auf den genau bezeichneten Ort ein.

Die Drähte summten kaum eine Minute, da erhob sich eine mit alle erdenklichen Delikatessen beladene Tafel, die in einer Laube stand. Im Schein der Kerzen, die den Tisch beleuchteten, saß ein schwarz gekleideter beleibter Herr und versenkte sein Gesicht tief in eine Schale mit Hummernsalat. Daneben lag das Konzept eines Predigttextes: „Selig sind die Armen ..."

Die Herren wieherten vor Gelächter, und der Bischof bäumte sich auf und nieder in seinem Sessel.

„Bei Gott, eine recht gefährliche Erfindung!" rief, als sich das Lachen etwas gelegt hatte, ein Herr Rosenbaum. „Man kann ja beobachtet werden jederzeit, man wird nicht mehr sicher sein in seinem eigenen Haus."

„Höchst gefährlich," bestätigte ein anderer, Mr. Patten, der als einer der gefürchtetsten Weizenspekulanten stets eine Anzahl von Doppelgängern besoldete, damit sein Aufenthalt nicht verraten werde. „Nichts gefährlicher als dieser Apparat. Man dürfte so etwas gar nicht unterstützen, man müßte wirklich die Staatshilfe dagegen anrufen. Ich wäre dafür, diese unheilbringende Raserei zu unterdrücken."

„Unsinn!" schrie Herr von Corneman, Präsident der Berliner Zentralbank, „zeigen Sie uns den Direktor der Dresdner Handelsgesellschaft in seinem Bureau!"

Das war die einzige noch mächtige Konkurrenz der ungeheuren Berliner Zentralbank, und alle wußten das, aber niemand wagte einstweilen zu widersprechen. Ein Federstrich des Herrn von Corneman konnte den Kredit jedes Unternehmens vernichten.

Der Erfinder erblaßte; unschlüssig hantierte er in seiner Harfe, gleich als wolle er sie stimmen; schließlich brach er mit einem Ruck ab und sagte mit heiserer Stimme: „Soweit sind wir noch nicht, meine Herren. Sie verlangen da die letzte Vervollkommnung, die noch fehlt. Der letzte Schleier ist noch nicht gefallen. Nur Gegenstände oder Personen, die sich in freier Luft befinden, kann ich herbeiholen; was inmitten seiner vier Wände steckt, noch nicht."

„Wie lang wird das noch dauern, bis Sie uns diesen letzten Schleier lüften?" fragte Herr von Corneman freundlich, aber sehr bestimmt und trat zu dem Erfinder, dem er fast kollegial auf die Schulter klopfte. Helmut de Groot wich einige Schritte zurück, gegen seine Harfe zu, und griff nervös in die Drähte. Sofort sprang wie ein Teufel eine schattenhafte Gestalt empor.

„Ihre Bilder kommen ja fast schon von selbst," sagte der Präsident respektvoll. Dabei prüfte er die Harfe so scharf, als könne er ihr Geheimnis ergründen.

„Ich muß ganz und gar ausschalten," und Helmut riß einige Reihen goldgelber Drähte aus dem Rahmen; sie pendelten, vom Schein der großen elektrischen Lampe umflutet, hin und her. Die Harfe erklang.

„Es kommen fortwährend noch Bilder an," erklärte der Erfinder. „Der Apparat war noch vor einigen Augenblicken auf London eingestellt und meine Strahlen durchschießen die Entfernung in etwa zwei Minuten. Was dort, genau genommen, vor 104 Sekunden geschah, erscheint jetzt vor meiner Harfe und vor uns. Es ist wie mit dem Licht."

„Lieber Freund," wiederholte Herr von

Corneman, „wir wollen Sie natürlich nicht drängen, aber wir bitten Sie — ich spreche da wohl im Namen aller Kollegen — ich bitte Sie, alles daranzusetzen, daß unsere große Sache bald vollendet dasteht. Ein derartiger Kulturfortschritt ist gar nicht schnell genug herbeizuwünschen."

In der Versammlung erhob sich ein Gemurmel. Einer der Herren hatte bei dem Wort „Kulturfortschritt" einen halblauten Zwischenruf gemacht. Es hatte wie „eigene Tasche" oder „riesige Tasche" geklungen. Herr von Corneman wandte sein Geiergesicht blitzschnell den Herren zu.

„Ich beantrage, unserm genialen de Groot jede weitere materielle Beihilfe, deren er zur Vollendung noch bedarf, a priori zu bewilligen und außerdem nach der Übergabe der Harfe in ihrer letzten Form eine Extra-Gratifikation von 100 000 Pfund Sterling."

Der große Weizenspekulant und Herr Rosenbaum hatten während dieser Rede des Herrn von Corneman unaufhörlich miteinander getuschelt. Als der Direktor der Berliner Zentralbank von Extra-Gratifikation sprach, hatte Herr Rosenbaum eine verächtliche Gebärde mit beiden Händen gemacht, über deren Possierlichkeit der Weizenspekulant vor Entzücken außer sich geriet. Immer lebhafter redete er jetzt auf Herrn Rosenbaum ein, schließlich zog er ihn fast mit Gewalt von seinem Stuhl empor.

Herr Rosenbaum erhob sich und, vor Aufregung völlig heiser, schrie er in den Saal hinein: „Protest! Protest! Wir protestieren! Ein Teil der Gesellschafter protestiert. Kulturfortschritt! Was heißt Kulturfortschritt? Kulturfortschritt für die Zentralbank! Was wird dabei kommen heraus? Man wird nicht mehr sicher sein in seiner eigenen Stub', man wird sich nicht mehr können waschen die Händ', ohne daß der Herr von Corneman zusieht. Die Zentralbank wird es auch diesmal machen wie schon tausendmal vorher. Ist das Unternehmen fertig, wird sie die Aktien an sich reißen und alles monopolisieren. Wir machen nicht mehr mit. Die Erfindung soll bleiben, wie sie ist! Was brauchen wir schauen ins Innere der Häuser, was brauchen wir Mauern einrennen? Kein Mensch wird mehr tun können, was ihm paßt, ich danke. Mein Antrag zu Protokoll: Die Gesellschaft übernimmt noch heute die Erfindung, so wie sie ist."

„Bravo!" schrie wirklich ein Teil der Versammlung, unter ihnen am vernehmlichsten Mr. Patten.

Jetzt erhob er sich selbst, und in all seiner Riesenhaftigkeit am ganzen Leib zitternd, überschrie er sich: „Zu Protokoll! Ein Amendement zum Antrag Rosenbaum: Die Erfindung wird noch heute mit allen Rechten Herrn de Groot abgekauft, hierauf aber samt allen Entwürfen, Zeichnungen und Ersatzteilen durch Feuer vernichtet. Verhindern Sie maßloses Unheil, bekämpfen Sie mit mir den Umsturz!"

„Hurra!" „Sie sind verrückt!" „Bravo!" „Ich stimme dafür!" „Es ist heller Wahnwitz!" „Drei Cheers für Rosenbaum und Patten!" „Eine Zwangsjacke für jeden von ihnen!"

Alles war aufgesprungen, man schrie wild durcheinander. Der Direktor der Berliner Zentralbank bot Herrn Rosenbaum eine Ohrfeige an.

Nur Herr von Corneman kümmerte sich nicht um all den Lärm. Er sprach eindringlich auf de Groot ein und führte ihn mit freundlichem Zwang zu seiner Harfe. Der Erfinder arbeitete wieder in seinen Drähten.

Undeutlich tauchten Bilder auf und entschwanden sogleich wieder. Es waren nicht die gesuchten.

Eine Minute verging. Der Tumult hallte im ganzen Saal. Schließlich blieb ein Bild vor der Harfe zitternd stehen.

„Herr Rosenbaum — Ihre Frau!" rief Herr von Corneman in den Lärm hinein. Eine ältliche, brillantenbehängte Dame mit riesigem Federhut lehnte sich, in einer offenen Karosse sitzend, schmachtend an einen mit Kommiseleganz gekleideten Jüngling. Die Kutsche schien schnell dahinzujagen, das Bild erneuerte sich, wie eine Szene des Kinematographen, fortwährend.

Herr Rosenbaum jagte zur Tür hinaus.

„Diesmal haben wir Glück gehabt," sagte Herr von Corneman zu Helmut. „Patten allein wagt nichts. Das Spiel ist gewonnen, es wird keine Obstruktion mehr geben. Zur Abstimmung über meinen Antrag!"

Er schaute imponierend über die lachend in ihre Sessel Gesunkenen hinweg.

„Ich erlaube mir die Bemerkung, daß im Fall der Ablehnung meines Antrags die Berliner Zentralbank Herrn de Groot in ihre eigenen Dienste nehmen wird.“

Die Abstimmung ergab mit großer Mehrheit die Annahme des Antrags. Der anglikanische Bischof gratulierte dem Präsidenten besonders herzlich.

„Die Macht, die der Himmel uns mit diesem Instrument in die Hand legt, ist allerdings ungeheuer, aber ebenso ungeheuer gefährlich, wenn diese Hand nicht die wahrhaft berufene ist. Daher, verehrter Freund, sehe ich gleich Ihnen als nächstes Ziel die Notwendigkeit, unsere göttliche Harfe vor den — wenn ich so sagen darf — nicht erwählten Händen zu schützen, die sich danach ausstrecken. Ich bin vollkommen davon überzeugt, daß die Partei Patten auszuschalten ist.“

Herr von Corneman lachte. „Dafür lassen Sie nur mich sorgen.“ Hierauf sprach er begeistert von den geradezu unübersehbaren Umwälzungen, die nun kommen mußten. Die Zeitungen würden verschwinden, denn wer wollte lesen, was er wenige Augenblicke, nachdem es geschehen, sehen könne? „Die Tagespresse hat zwar ihr Gutes, aber ich würde ihr Aufhören nicht bedauern.“ Es werde ferner nicht mehr viel Sinn haben zu reisen; könne man, im Besitz der Erfindung, doch jede ersehnte Gegend an sich vorbeiziehen lassen.

„Muhammed braucht nicht mehr zum Berg zu kommen, der Berg wird Muhammed besuchen,“ sagte lächelnd der Bischof.

In ernsterem Ton sprach Herr von Corneman weiter.

„Nicht nur jede Gegend, jede Person können Sie sich herzitieren! Es wird keine Trennung mehr geben.“ Der Geschäftsmann, der nach Amerika reiste, brauchte von seiner Frau nicht mehr rührenden Abschied zu nehmen; sie könnten sich gegenseitig Tag für Tag, jede Stunde in all ihrem Tun, in ihrer Umgebung kontrollieren.

„Das heißt, es wird gar nicht mehr nötig sein, Geschäftsreisen zu machen: der Lieferant wirft dem Abnehmer ein Muster der gefragten Ware über den Kontinent zu und erlangt im selben Augenblick persönlich Einblick in dessen Bureau. Er wird sehen können, wie sein Geschäftsfreund mit dem Prokuristen die Ware prüft, und sofort wissen, ob die Offerte Erfolg hat.“

„Man wird,“ sagte der Bischof gerührt, „wie man heute in den Kinematographen geht, ein Translokations-Institut besuchen und von dort aus seine Lieben sehen können. Und die Abgeschiedenen, denken Sie an die Abgeschiedenen! Sie werden immer unter uns wandeln. Man hält sie fest, wie sie in glücklichen Tagen waren, sie lachen und freuen sich und werden nicht älter. Es gibt keinen Tod mehr.“

„Und wie sehr, glauben Sie, wird der gesamte Geldverkehr umgestaltet werden!“ Herr von Corneman sah geradezu phantastische Bilder vor sich. „Das Scheckwesen von heute wird glatt fallen. Die solventen Firmen werfen sich die Bilder der fraglichen Kapitalien einfach zu, die dann irgendeine besonders imprägnierte Platte solange festhält, bis die Summen selbst eintreffen.“

„Man wird einander hübsch in die Kassen schauen können,“ bemerkte der Bischof vergnügt.

„Vorläufig sehen wir den andern hinein,“ sagte der Präsident. Dann wurde er weich. „Welches Liebesglück werden wir verbreiten! Sehnsucht wird keinen Sinn mehr haben. Er, er braucht ihren Spuren nicht errötend zu folgen, im Gegenteil, es ist besser, er rührt sich nicht vom Fleck, dann kann er sie um so ruhiger betrachten. Wie teuer hätte ich in meiner Jugend diese Harfe erkauft!“

Der Bischof meinte, daß die schwindelnden Aussichten in die Zukunft Seine Exzellenz ganz offenbar zu einem Romantiker gemacht hätten. „Sie gedenken nur des zu stiftenden Liebesglücks. An die Eifersucht denken Sie nicht, obwohl Sie Herrn Rosenbaum soeben selbst zu seiner auf Abwegen ertappten Dulzinea jagten.“

Damit schlossen sie das Gespräch, und der Präsident erklärte die Sitzung für geschlossen.

Die Herren brachen auf. Unter lebhaftestem Plaudern schritt man die breite Treppe hinab. Unten hielten die Autos.

Während sie nacheinander vorfuhren, nahm Mr. Patten einen kleinen, verwitterten Herrn mit schiefer Schulter und großem, weißem Schnurrbart am Arm. Es war der Leiter des größten deutsch-österreichi-

schen Zeitungstrusts, der persönlich niemals hervortrat, aber wie ein Maulwurf unterirdisch arbeitete. Im Streit um die Harfe hatte er sich völlig schweigsam verhalten, doch seinen Zettel gegen Herrn von Corneman abgegeben. Arm in Arm gingen der Zeitungsfürst und der Weizenmagnat beiseite.

„Ich bin sicher, die letzte Lösung ist schon gefunden," zischte Patten. „Die Zentralbank ist bereits in ihrem Besitz und nutzt sie aus. De Groot steht ganz unter Cornemans Einfluß. Uns stellt man die Erfindung noch als unvollkommen hin, während Herr von Corneman vielleicht schon unsere Safes untersucht und uns selbst in unserem Schlafzimmer."

Der Zeitungsherrscher wurde unruhig, er zappelte am Arm Pattens und rollte die Augen ängstlich nach allen Seiten. Er sah durchaus einem flügelschlagenden Kakadu ähnlich.

„Lassen Sie los!" schrie er Patten an. „Auseinander! Wer weiß, ob Corneman uns nicht gerade beobachtet! Die Höllenmaschine fängt uns vielleicht ab, und wir sind auf Gnade und Ungnade ausgeliefert."

Die unendliche Ebene lag ganz in Dunkelheit; der Lichtschein über der großen Stadt, fern am Horizont, war fast erloschen; starke Wolkenwände verhüllten die Sterne.

Die Rundmauern des Observatoriums allein tauchten strahlend auf aus der Finsternis, in Licht gehüllt durch die blendenden Lampen der Autos.

Eines nach dem andern entfernte sich aus dem Lichtkreis; Fünkchen durchzogen nach allen Seiten die Ebene.

⁂

Tatsächlich hatte Helmut de Groot zu der Zeit, da er seine Harfe der Versammlung vorführte, die letzte Lösung bereits gefunden. In gewaltiger Konzentration des Denkens und durch nachfolgende schwierigste Berechnungen war er darauf gekommen, daß nicht, wie die Physik bisher annahm, das Licht oder der Äther der sogenannte Urstoff sein könne, sondern das, was der Gravitation zugrunde liege. Die größte aller im Sonnensystem existierenden Bewegungen sei denn auch nicht die Lichtgeschwindigkeit, sondern die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Gravitation. Wie in Leverriers Geist nach unendlichen Berechnungen feierlich leuchtend Uranus erschien, so schritt de Groot durch die endlosen Reihen seiner Zahlen auf eine bisher nicht geahnte Strahlungskraft zu, die alles zu durchdringen vermochte und schneller war als das Licht. Diese Wellen durchbrachen ebenso die Mauer eines Hauses, wie sie einen ganzen Gebirgsstock durchfuhren oder das Weltmeer. Es bewies diese Entdeckung aufs neue, daß der Begriff Materie nichtig war; es gab keinen Stoff mehr, sondern nur Kräfte und Kraftzentren, die vibrierend einander durchdrangen, und die uralte indische Weisheit triumphierte: die Welt besteht im Erzittern.

Nicht allein Haß gegen die Aktionäre war die Leidenschaft, die den Erfinder vor der Enthüllung des ungeheuerlichen Letzten zurückhielt. Diese Geldmagnaten fühlten die Erhabenheit des Umschwungs, der sich bald in den Naturwissenschaften vollziehen und die Philosophie in neue Bewegung setzen mußte, nicht; für sie bestand die Welt in ihren Offices, ihren Kassen, in der Macht über ihre Angestellten, und das unter Zagen und Schauder enthüllte Naturgeheimnis war ihnen nichts weiter als die Möglichkeit, sich gegenseitig die Kassen zu kontrollieren. Wenn Herr von Corneman vertraulich auf ihn zutrat, packte den Erfinder der unbändige Drang, seine eigene Schöpfung zu vernichten; natürlich ging diese Wut vorüber, aber daran, daß er die Harfe in ihrer Vollendung auslieferte, hinderte ihn noch — das eigene Herz.

Helmut de Groot war nicht der gewöhnliche Erfindertypus. Auf keinen Fall gehörte er zu denen, die, einmal von ihrer eigenen Idee eingefangen, mit fanatischer Konsequenz diese wiederum zu fangen suchen. Das Leben rauscht an ihnen vorbei — sie hören es nicht; sie verlieren die Freunde ihrer Jugend, des achten sie nicht; die Sonne geht ihnen nicht auf noch unter; der Wald atmet, gewaltig und lieblich rauschend, aber verschlossen sind ihre Sinne, die Natur erquickt nur ihre Nerven, nicht ihr Herz, und vor der Liebe verstecken sie sich, denn sie könnte sie ablenken. Sind sie glücklich zu preisen oder zu bedauern, weil sie die süße Wehmut des Lebens nicht kennen? Mit verbundenen Augen wie der Falke steigen sie in die Höhen der Idee.

Helmut de Groot hielt von Zeit zu Zeit

melancholisch in seiner Arbeit ein und blickte um sich. Während er in den Universitätslaboratorien von Paris, Berlin und Zürich Dämpfe aufsteigen, Kristalle zusammenschießen und verborgene Strahlen dem menschlichen Auge sichtbar werden ließ, durchjubelten die Kameraden den Karneval, zogen singend durch die Wälder und erlebten tolle und rührende Liebschaften. Es gab Stunden, da Helmut, in tiefer Nacht seine Experimente beendend, voll Hochmut sich seiner Einsamkeit freute, aber es kam auch vor, daß er nach tagelangen Berechnungen, bis in den Grund der Seele niedergeschlagen, sich wie ein todmüdes Tier zum Schlaf legte und zum Vergessen. Dann beneidete er, halb träumend, die Menschen, denen der Genuß das Selbstverständliche war.

Er ahnte es nur, er vermochte sich ihm nicht hinzugeben, dem innigen und überschäumenden Genießen; seine Zahlenreihen, die für ihn nicht das, sondern Schlüssel zu den großen Naturgeheimnissen waren, seine Strahlen, die Dämpfe, die Elemente bannten ihn, er war verzaubert.

Nur einmal entriß ihn leidenschaftlichste Liebe dem Zauber. Er hatte vor vier Jahren, als er sein letztes Semester in Paris verbrachte, eine Südfranzösin kennen gelernt. Sie entstammte griechischem Boden, ihr Vater war Grundbesitzer in der silbergrauen Rhoneebene um Arles. Helmut konnte niemals erfahren, weshalb sie von den Ihren gegangen war und woher die reichen Geldmittel kamen, von denen sie sorglos und verschwenderisch lebte. Sie war hochgewachsen, schlank und wirkte mächtig, einer antiken Minervastatue gleich. Sie hatte Helmut in einer Vorlesung auf der Sorbonne, die sie, wenn es ihr eben einfiel, besuchte, offen und freundschaftlich zugelächelt.

Drei Monate lebten die beiden jungen Leute in dem Rausch großer Liebe. Da erhielt Helmut eines Abends, als er Helena einige Tage nicht gesehen hatte, einen Brief, in dem sie mit wenigen Worten schrieb, ein stärkeres Maß von Leidenschaft sei nicht mehr möglich, die Liebe sei groß und herrlich gewesen und unaufhörlich zum Zenit emporgestiegen. „Aber nichts in der Welt“ so schrieb Helena weiter, „keine körperliche Erscheinung, keine geistige Kraft, kann in Vollkommenheit verharren. Ich nun, ich will kein wechselndes Auf- und Niederflammen, und allmähliches Verglimmen verachte ich. Wenn wir jetzt Abschied nehmen, ist unser Erlebnis ohnegleichen gewesen, und wir bleiben von dem Sein und der Kraft des andern durchdrungen. Ganz erfüllt voneinander, vermögen wir uns neuen Dingen zuzuwenden. Ich liebe Dich immer. Leb' wohl.“

Sie war nicht mehr aufzufinden; Helmut durchforschte vergebens ganz Paris. Wie ein Schwimmer ins Meer, so stürzte er sich hierauf in endlose Arbeit. Nachdem er Monate hindurch stumpf wie ein krankes Tier von seinen Experimenten weg ins Bett getaumelt war, fingen die Grübeleien an. Er begann, an Helena zu zweifeln. Er glaubte nicht, daß ganz große Liebe sich selbst opfern könne, um sich zu bewahren. Hatte sie ihn getäuscht — aus Gründen, die ihm unbekannt und daher schrecklich waren? Und welchen Dingen wollte sie sich aufs neue zuwenden? Wann war sie echt gewesen — in ihrer glühenden Leidenschaft oder in dem Augenblick, da sie den Abschiedsbrief schrieb? Das Mißtrauen verschwand nicht mehr; es verdarb das große, reine Gefühl; neben Liebe herrschte Haß, und was von beiden ihn urmächtig zu der Verlorenen zog, wußte Helmut nicht mehr.

Zu jener Zeit brachten ihn glücklich ausgefallene Versuche auf die Idee der Translokation. Übertragung des körperhaften Abbilds durch ungemessene Entfernungen! In dem Augenblick, da dieser in seiner Ungeheuerlichkeit fast drohende Gedanke in ihm aufblitzte, sah er auch das Bild Helenens vor sich und war sich darüber klar, daß diese Erfindung, wenn sie je vollendet werden könne, ihm die Macht über sie verleihen werde. Welche Macht! Welche Rache! Ihr Dasein, das sie ihm entzogen und verborgen, werde ihm ausgeliefert sein; wehrlos müsse sie vor ihn treten, wann immer er es befehle. Ein Rausch von Schmerz und Lust betäubte ihn bei der Vorstellung, Herr ihrer Geheimnisse zu werden. Nichts, nichts werde ihm verborgen bleiben. Und wie würde er sie lieben! In Haß und Liebe werde er ihrer körperhaften Hülle Herr sein. Schlafend und wachend, glück-

Damenbildnis

Gemälde von Nic. Michailoff

lich und unglücklich werde er sie zu sich befehlen. Helena in königlicher Haltung lächelnd, Helena schwelgend im Liebesrausch! Er werde sie lieben können wie einst, ohne seinen Stolz zu demütigen, und sein Haß werde sich an ihrer Wehrlosigkeit wundersam laben. Kein Liebender könne die Geliebte so vollkommen besitzen.

Seit diesem Tag beschäftigte Helmut Detektivbureaus in der ganzen Welt, lange vergebens. Da erhielt er vor kurzem die Nachricht von einer Spur. Der findigste Detektiv von New York hatte herausgefunden, daß Helena sich vor zwei Jahren aus San Francisco nach der Kapkolonie eingeschifft habe. Helmut stellte große Summen zur Verfügung, und der Detektiv reiste nach Kapstadt. Einige Tage, ehe die Versammlung des Translokationstrusts stattfand, erhielt Helmut durch drahtlose Telegraphie die Nachricht, daß Helena als Comtesse de Noailles in Buluwajo, einem Goldgräbernest Rhodesias, lebe. Es gelang Helmut, nachdem er die genaueste Ortsbestimmung erhalten und den mit kompliziertestem Kompaß versehenen Apparat eingestellt hatte, Helenens Abbild einzufangen. Wie bei Homer die Schatten Verstorbener erscheinen — als durchsichtige, nebelhafte Hüllen —, so trat Helena aus dem Rahmen der wunderbaren Harfe. Ihr Gesicht war schmaler geworden, ein resignierter Zug verkündete, besonders wenn sie lächelte, ein bewegtes Leben. Zweimal hatte die gewaltige Kraft der Harfe sie erreicht und herbeigezwungen: einmal lehnte sie — es war ein südländischer Abend — am offenen Fenster ihres Hauses, das zweite Mal erschien sie in aller Morgenfrühe im Garten, leichtbekleidet, erfrischt durch tiefen Schlaf. Sie sprach und lächelte, indem sie sich etwas gegen den Boden beugte; ein Kind mochte mit ihr reden. Als sie mit einer ihr ganz eigenen Kopfneigung sich abwandte, erzitterte der Zuschauer in weiter Ferne; ihm war, als schreite sie nun auf ihn zu und blicke ihm in die Augen. Er schaltete die Kontakte aus und warf sich zu Boden.

Die Auffindung Helenens war Helmut um die Zeit gelungen, da seine göttlichen Strahlen zum erstenmal Mauern und Steine durchfuhren. Er, ganz allein auf dem kreisenden Erdball, er zum erstenmal in der Geschichte der Menschheit triumphierte in Wahrheit über den Raum und war an zwei, drei, ja an soviel Stellen als er nur wollte, zugleich, indem er sie zu sich zwang. Kein Festungswall vermochte den Menschen zu schützen, den er vor sein Angesicht befahl, kein Gebirgsmassiv. Seit Helena ihm erschienen war, konnte er es nicht über sich bringen, diese Vollendung des Geheimnisses den Geldgebern anzuzeigen; vorläufig wollte er und mußte er der alleinige Herr sein.

⌘ ⌘ ⌘

Einige Tage waren seit jener bewegten Sitzung unter der Kuppel des Observatoriums vorübergegangen. Es war wieder Abend, Sturmwind kämpfte über der weiten Ebene mit schweren Wolken, das Auge des Observatoriums begann aufzuleuchten. Helmut de Groot ging zwischen der Harfe und einem aufgeschlagenen, in Pergament gebundenen Buch von größtem Format hin und her. Es war das allen Ägyptologen wohlbekannte Werk des Benediktiners Franz Sales de Hofstede, in dem dieser Gelehrte und Forscher die Pyramiden und Totenkammern der Pharaonen, so wie er sie am Ende des XVI. Jahrhunderts vorfand, beschrieben hatte. Er war seit den Zeiten Hadrians der erste Europäer, der sich zu den alten Grabstätten den Zugang verschafft hatte. Eine riesige, in Kupfer gestochene Karte illustrierte seine Schilderungen aufs deutlichste. Nicht allzu weit von der verschütteten Königsstadt Tel-el-Marna hatte der Mönch ein Viereck eingezeichnet; hier sollte, nach den Angaben der Fellachen, tief unter lastenden Sandwellen begraben, ein Heiligtum von besonderer Bedeutung ruhen. Eine weitschweifige Anmerkung belehrte darüber, daß Franz Sales hier selbst gegraben hatte, aber, als er eine Tiefe von zehn Fuß erreicht, von räuberischen Nomaden verscheucht worden war.

Mit Hilfe einer Karte des anglo-ägyptischen Generalstabs und kompliziertester Meßinstrumente stellte Helmut de Groot die Harfe auf den von Franz Sales genau bezeichneten Punkt ein. Es hieß jetzt, eine Probe zu machen, die die Phan-

tastik früherer Jahrhunderte nicht einmal von ihren Zauberkünstlern zu fordern gewagt hätte.

Die Drähte der Harfe, ganz straff gespannt, fingen an zu summen. Nun entflogen ihnen gelbliche Wolken, Wüstensand. Mauern stellten sich auf, zyklopische Steine, roh zubehauen und doch aufs feinste aneinandergefügt, und jetzt stand in gelbem Schein eine Wand der Grabkammer da. Nach einigem Beben und Zittern verharrte sie ruhig. In einer Reihe standen sieben buntbemalte Mumienkisten von menschlicher Gestalt. Starr, majestätisch und totenstill seit Jahrtausenden thronten da der Pharao, die Königin und ihre Kinder. Um sie her ruhten reiche Totengaben, ein Zepter aus rötlichem Goldblech, kleine und große Götterfiguren, Isis und Osiris und der Totenbegleiter Anubis aus hellem Speckstein und sprödem, rotem Marmor. Der Königin hatte man ein Toilettenkästchen mitgegeben; aus vermodertem Holz funkelten Fläschchen von Bergkristall, goldene Zängelchen, ein grüner Bronzespiegel. Kinderspielzeug umgab die drei kleineren Mumien, Stiere, Krokodile, und am Kopf des kleinsten Kindes wachte eine lebensgroße Katze aus Syenit. Der steinerne Boden war mit grünen und blauen Skarabäen, die auch im Tode noch Glück brachten, übersät. Eine Schlange schob sich langsam hindurch und erreichte die Mumie des starren Pharao.

Der Erfinder wagte kaum zu atmen. Ihm war, als müsse er, ein frecher Eindringling, sich verkriechen vor der erhabenen Todesruhe. Behutsam und zart unterbrach er die Kontakte. Die steinerne Wand, die Mumien, die Skarabäen lösten sich in der Luft auf.

⌘ ⌘ ⌘

Nach dieser gewaltigen Probe wollte Hellmut de Groot die Kraft seiner Harfe auf Buluwajo richten, um, Mauern und Wände auch hier durchschlagend, zum erstenmal in Helenens Haus zu dringen. Allein die ungeheure Spannung hatte ihn so tief erschöpft, daß er, Helenens Namen auf den Lippen, an sein Lager wankte und in einen todähnlichen Schlaf sank. Er erwachte, und sein ganzes Sein war erfüllt von einer so wundersamen und reichen Liebe zu Helena, wie er sie nie gekannt; vielleicht hatte er sie schon heftiger geliebt in jenen glücklichen Pariser Tagen, niemals aber reiner und geklärter. Durch den Haß war diese Liebe hindurchgegangen und geläutert worden. Es war Hellmut, als gäbe es nun keinen Abgrund mehr zwischen ihrer und seiner Seele; er fühlte sich so eins mit ihr. War das die ungeahnt geheimnisvolle Kraft der Harfe? Vermochte sie mehr als körperhafte Übertragung, vermochte sie Seele der Seele zu nähern? Helmut fühlte Helenens Gegenwart, und er war davon überzeugt, daß auch sie seine Nähe spürte.

Er kleidete sich in großer Eile an und mit festlichem Gefühl ging er in den Saal.

Helles Morgenlicht strömte in die Kuppel. Neben der Harfe stand Herr von Corneman.

„Ich warte bereits eine Stunde auf Sie und gratuliere Ihnen zu Ihrem gesunden Schlaf. Denken Sie sich: Patten ist unschädlich.“ Und der Präsident erzählte, daß der große Weizenspekulant vom Verfolgungswahnsinn gepackt worden sei.

„Überall glaubte er sich von Ihrer Harfe aufgestöbert. Gestern hat man ihn interniert. Seine einzige Beschäftigung in der Anstalt soll sein: Schlupfwinkel suchen, in die er sich verkriechen kann. Den haben wir unschädlich gemacht.“ Herr von Corneman war sehr befriedigt.

„Verlassen Sie mich!“ bat der Erfinder und drängte den Präsidenten von der Harfe weg.

Einige Minuten — und Helena könne ihr entschweben. Hier, wo jetzt leere Luft floß, würde die maßlos begehrte Gestalt stehen, sich bewegen, lächeln . . . nun endlich werde er sie ganz sein eigen nennen dürfen.

Helmut verlangte von dem Präsidenten nochmals mit solch wildem Ernst, er solle sich entfernen, daß dieser, um den Überreizten nicht wahnsinnig zu machen, wirklich ging.

„Jetzt bist du mein!“ Helmut warf sich auf die Harfe, umklammerte und küßte sie. „Mein wie noch nie!“

Nach wenigen Augenblicken trat Helena aus dem Rahmen. Nie war sie schöner gewesen, strahlende Freude verjüngte sie.

Lebhaft schritt sie vor ihrem Hause auf und nieder, den Blick in die Ferne gerichtet. Alles an ihr war voll Leben; ihre ganze Haltung verriet ein Erwarten. Helmut zitterte am ganzen Körper. War es möglich, konnte das sein: Erwartete sie ihn, wußte sie, daß er sich ihr nahen werde? Wunder aller Wunder!

Ein Mann trat zu Helena. Eine riesige Gestalt mit breiten Schultern und kräftigem, gebräuntem Nacken; das Gesicht war von ausgesprochen derber Häßlichkeit. Er war salopp gekleidet, in der Hand trug er Werkzeuge, und es war nicht schwer, in ihm einen reichgewordenen Goldgräber zu erkennen. Er faßte Helena zur Begrüßung am Handgelenk. ‚Welch ein Tier!‘ dachte Helmut.

Das Paar ging ins Zimmer hinauf, und hier suchte der Unhold Helena zu umarmen; aber sie entzog sich ihm, reizvoll ihn anlächelnd, und drohte ihm vom anderen Ende des Tisches herüber mit dem Finger. Hierauf bereitete sie eine Abendmahlzeit, und die beiden setzten sich nieder. Der Mann legte einige Goldklumpen vor sich hin auf den Tisch, die beide genau untersuchten. Sie sprachen einige Stunden bald leise, dann wieder lebhaft miteinander, und der Mensch suchte Helena mehr als einmal nah zu kommen. Sie wich ihm aus, aber es schien, als vertröste sie ihn auf später. Wie Helmut diese Bewegung kannte!

Schließlich ging der Goldgräber. Im Türrahmen zusammen mit Helena stehend, küßte er sie wild, und diesmal sträubte sie sich nicht. Sie erwiderte den Kuß des Menschen.

Helmut brauchte lange Zeit, um zu verstehen.

Als der erste eisige Schmerz vorüber war, blieb er völlig ermattet neben der Harfe liegen.

„Ich glaubte, nun werde ich dich ganz besitzen —“ lallte er, und seine stumpfen Gedanken sprachen weiter, „nun aber bist du mir fremder denn je.“

Der Tag verging, ein schwerer Abend kam, eine schreckliche Nacht ging vorüber. Ein und dieselbe Kette vernichtender Gedanken umkreiste ihn unaufhörlich.

„Ich glaubte, jetzt werde ich Herrscher sein —“ Aber er war der niedrigste Sklave geworden.

„Ich habe den letzten Schleier von der Natur gehoben, ich habe Größeres vollbracht als Newton und Kopernikus, als Bacon und Galilei.“ Aber seine Seele war dadurch nicht reicher geworden. Sie war nicht größer, nicht freier, nicht mächtiger, nicht erhabener, nicht niedriger als die des alten Pharao, der inmitten seiner geliebten Kinder, umgeben von tausend schützenden Skarabäen, ruhte. Helmut hatte den irdischen Raum, die Materie selbst bezwungen, aber die Kluft, die Seele von Seele scheidet, gähnte genau so schauerlich tief, wie im Beginn der Zeiten.

Helmut erhob sich, als ein neuer Morgen in den Saal dämmerte.

„Ein Ende! Ein Ende!“ wimmerte er und warf sich toll und matt gegen die Harfe.

Helena ruhte in sicherem Schlaf; sanfte Atemzüge hoben und senkten ihre Brust; der Mund lächelte.

Helmut stürzte sich in das Bild, das ihn umfloß. Er stand in ihm wie in einem Regenbogen.

„Verlaß mich nicht, meine Seele lechzt nach dir!“ schrie er und umarmte nach allen Seiten die formenerfüllte Luft. „Höre mich, Helena!“

Sie regte sich nicht; erstarrt, in tiefster Erschöpfung verharrte er vor dem schönen Bild.

Jetzt erwachte leise die Schläferin. Sie erhob langsam den Kopf und sah erstaunt um sich. Glücklichste Überraschung überflog sie, und sie öffnete weit die Arme. Wie ein Raubtier, das sich auf seine Beute stürzt, näherte sich ihr der Goldgräber und umfing sie.

⁂

Helmut sah auf die Harfe mit dem tückischen Blick des Wahnwitzigen. „Jetzt sterben wir miteinander. Alle!“ Er trat mit dem Fuße in die Drähte, er arbeitete rasend in allen Teilen des Apparates und entfesselte seine Kräfte gegen ihn selbst.

Knisternd sprangen Funken aus den Drähten, dann, einen Augenblick, flammte da, wo Helena geruht hatte, eine blutrote Feuersäule. Die ungeheuerliche Kraft hob die Kuppel ab und zermalmte das Observatorium, die göttliche Harfe, den Erfinder zu Staub.

... Über der weiten Ebene wälzte sich ein Flammenmeer ...

Elchbrunft

Von Arthur Schubart

Feuchtkalte Frühherbstnacht umfängt das Moor,
In das der alte Gregor mich geleitet
Zum fernen Brunftplatz eines starken Schauflers ...

Wir stapfen pfadlos durch Gestrüpp und Schilf
Ins Labyrinth des meilenweiten Bruches,
Aus dem schon mancher nimmer wiederkehrte ...

Im Sumpfe gurgelt's, durch die Rohre rauscht
Das Flattern aus dem Schlaf geschreckter Vögel,
Dort hemmt Wacholderwirrsal unsern Schritt,
Hier sinkt der Fuß in tückischen Morast,
Da bricht ein morscher Baum, dem wir vertrauten ...
Und über uns schwebt wie ein böser Geist
Ein Kauz, der zornig fauchend uns begleitet ...

Endlich steht Gregor still, winkt mir zu bleiben,
Dann schleicht er fort und taucht im Nebel unter ...

An einer Krüppelkiefer Stamm gelehnt
Starr' ich der Wildnis in die finstern Augen
Und lausche auf den Atemzug der Nacht ...

Langsam wird's grau ... da ringt sich aus der Stille
Ein ferner Schrei, wie eines Riesen Stöhnen,
Den schwerer Alp drückt ... Kaum hat sich geglättet
Des Schweigens Meer, da stört der Schrei aufs neue
Der Wildnis Schlummer ... Horch! jetzt tönt's zurück
Zaghaft und heller ... Gregor lockt den Schaufler
Durch eines schwächern Nebenbuhlers Röhren ...
U—o ... gedehnt, tiefgrollend folgt die Antwort ...
Öh ... äh ... äfft's leiser, etwas eingeschüchtert,
In knabenhaftem Trotz ... Dumpf droht der Alte
Ganz nahe schon ... Vor mir im Birkendickicht
Knirscht's wie das Splittern eines morschen Stammes,
Sumpfwasser gluckst ... dann Stille tödlich-bang ...
Der Schaufler lauscht ... Ahnt er den schnöden Trug!?
Verachtet er den jäh verstummten Gegner?

Da bricht der schlaue Gregor hinter mir
Dürräste ab, als flüchte starkes Wild ...
Die List gelingt ... Im Birkendickicht rauscht's ...
Und plötzlich tritt ins fahle Dämmerlicht
Ein Urweltwesen, riesig, ungeschlacht,
Gespenstergleich, wie aus dem Moor gezaubert ...

Ich steh' und starre staunend, atemlos ...
Da stutzt der Schaufler, wendet sich ... ein Knall —
Der Elch verschwindet wie ein Spuk der Nacht
Im Morgengrau ... War alles nur ein Traum?
Da horch ... ein dröhnend Klatschen in der Ferne,
Als schlüg' ein Felsblock wuchtig in den Sumpf ...
Dort hat der Tod gefällt den Hirschgiganten ...

Auf der ersten Reise in der Nordsee. (Aufgen. von Bord des „Königs Friedrich August" der H.=A.=L.)

An Bord der „Cap Finisterre". Von A. Simmig*)

Als im Jahre 1871 die Hamburg=Südamerikanische Dampfschiff=fahrtsgesellschaft mit drei Dampfern die Südamerikafahrt aufnahm, dachte noch niemand auch nur im entferntesten an die Wahrscheinlichkeit, ja nur Möglichkeit, daß schon nach vier Jahrzehnten ein einziger Dampfer dieser Linie mit mehr als dem Fünffachen an Raumgehalt und Passagierzahl der damaligen Flotte die Fahrt nach dem Silberstrome antreten würde. Heute freilich hat man sich daran gewöhnt, die Größe der Schiffe und den festländischen Luxus an Bord als etwas Selbstverständliches hinzunehmen, nachdem zwischen Nordamerika und den europäischen Seehäfen die schwimmenden Paläste Mode geworden sind. Eine ähnliche Entwicklung geht jetzt auf den südamerikanischen Routen vor sich. Die Hamburg=Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft brachte in den letzten Jahren die „Cap Vilano" und „Cap Arcona", zwei Schiffe hervorragender Eigenschaften und Erfolge heraus, während die Hamburg=Amerika=Linie mit zwei schönen und erfolgreichen Parallelschiffen, dem „König Friedrich August" und dem „König Wilhelm", den Ruf der deutschen Reederei an jenen Küsten festigen half. Die englische Royal Mail Steam Packet Co. setzte dieser Entwicklung ihrerseits eine Reihe erstklassiger Dampfer entgegen, die z. T. sogar die deutschen Schiffe an Geschwindigkeit und Größe übertrafen. Diese Tatsache, zusammengenommen mit der großen Beliebtheit und steten Überfüllung der deutschen Dampfer, veranlaßte im Jahre 1910 die Hamburg=Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft, „ein

*) Das Photographienmaterial des Aufsatzes ist größtenteils von Dr. Ing. E. Foerster, Hamburg, zur Verfügung gestellt worden.
Die Redaktion.

Astronomische Ortsbestimmung mit fünffacher Sicherheit

Am 8. August 1911 fanden der Stapellauf und die Taufe der „Cap Finisterre“ statt, und am 18. November 1911 wurde das Schiff zur Probefahrt abgeliefert. Drei Tage später bereits, am 21. November, sehen wir das stolze Fahrzeug am Bollwerk der Alten Liebe in Cuxhaven zur Aufnahme der Passagiere bereit liegen. Von hier geht das Schiff am 26. November, bis auf den letzten verfügbaren Platz besetzt, mit 1700 Menschen an Bord, nach Buenos Aires in See.

Morgenidyll im Schwimmbassin auf dem Bootsdeck

Exempel zu statuieren“ und den größten, bequemsten und schnellsten Laplatadampfer zu bauen, der für die Tiefgangs- und Hafenverhältnisse auf dem Laplata und in Buenos Aires technisch überhaupt möglich sein würde. Dieses Schiff, das seiner ganzen Einrichtung nach einen neuartigen Typ darstellt, wurde am 1. März 1910 der weltbekannten Werft von Blohm & Voß in Hamburg, die bisher alle großen deutschen Laplatadampfer mit Ausnahme des vom „Vulkan“ stammenden „König Wilhelm“ gebaut hatte, in Auftrag gegeben.

Ganz anders spielt sich das Leben auf einem Südamerikadampfer ab, als auf den Schiffen der nordatlantischen Strecke. Der ganze Zuschnitt des Lebens, die Zusammensetzung der Fahrgäste, sowie der Wohn- und Wirtschaftsbetrieb spiegeln zum größeren Teil den tropischen Charakter dieses Verkehrsweges wider.

Die erste Klasse der „Cap Finisterre“, deren 350 Passagiere das ganze Mittelschiff durch fünf Etagen bewohnen, ist als der zahlungskräftigste Teil der Einwohnerschaft natürlich hervorragend begünstigt. Jeder moderne Komfort ist hier zu finden. Die hohen und luftigen Kammern, die alle direktes Tageslicht haben, sind zum Teil mit eignem Bad ausgerüstet, während die üblichen Luxuswohnungen aus Wohnzimmer, Schlafzimmer, Bad und Bedientenkammer bestehen. Die künstliche Lüftung des ganzen fünfstöckigen Wohnhauses ist hier

Im Treibhaus der Gärtnerei über dem Rauchsalon

in einem noch nicht dagewesenen Umfange durchgeführt: es zieht sich ein Kanalsystem von mehreren Kilometern Länge durchs ganze Schiff, wodurch selbst bei größter Tropenhitze stets bewegte, frische Luft im ganzen Schiff verbreitet wird. Um die Luft noch dazu dauernd zu desinfizieren und zu frischen, wird mit der Zugluft elektrisch hergestelltes reines Ozon eingeblasen. Die Bäder und Toiletten des Schiffes sind den letzten Fortschritten der Hygiene entsprechend eingerichtet. In dieser Beziehung enthält die „Cap Finisterre" eine Neuerung, die hier zum ersten Male in der Schiffahrt auftritt, nämlich ein großes Schwimmbassin unter freiem Himmel, das sich fast 30 Meter hoch über dem Boden des Schiffes auf dem Bootsdeck befindet. Hier zuerst ist eine vollständige Badeanstalt mit einem ausgekachelten Schwimmbassin von fast fünfzig Quadratmetern Wasserfläche auf dem höchsten Deck

Ein Walzer über 2000 Meter Wassertiefe

Der Speisesaal der I. Klasse mit indirekter Deckenbeleuchtung

und in Verbindung mit einem Luft- und Sonnenbad geschaffen worden, wie es den Bedürfnissen der Tropenfahrt entspricht. Im ganzen sind während der ersten vier Hin- und Rückreisen etwa 8500 Schwimmbäder genommen worden. Der Betrieb des Bades beginnt morgens um fünf Uhr, und das Bassin wird abends um acht Uhr abgelassen. Während dieser fünfzehn Stunden wird dauernd Ozeanwasser zugepumpt und durch einen Überlauf, der eine veränderliche Bassintiefe einzustellen erlaubt, auf dem gewünschten Niveau erhalten.

Der Wintergarten mit zwanzig Meter langer Glaskuppel

Herren-, Damen- und Kinderbadezeiten wechseln nach der bestimmten Badeordnung ab, und ein Schwimmlehrer waltet ständig seines Amtes. In Verbindung mit dem Schwimmbassin befindet sich auf dem höchsten Deck noch eine Turnhalle. Hier tritt allmorgendlich die „Turnriege der Kraftmeier“ an, die ihre überschüssige Energie an verschiedenen wohltätigen Marterinstrumenten loswerden und sich dann nach Übernahme einer guten Dosis Eier-Whisky-Portwein in ihr Ozeanbad fallen lassen. Dieser Tagesbeginn, dem ein behaglich gestrecktes Sonnenbad folgen muß, sichert dem zielbewußten Reisenden, wie nichts anderes, den nötigen Appetit für ein Riesenfrühstück. Dieses wird zwar überall im Schiff serviert, aber auf der „Cap Finisterre“ findet morgens schon das erste allgemeine Zusammensein in dem hohen, luftigen und kühlen Speisesaal statt, der in seiner ganzen Ausdehnung durch zwei volle Deckshöhen hindurchgeht und damit einem riesigen Hotelsaale ähnlicher sieht, als einem Schiffsraum. Dieser Saal wird in der Schiffahrtswelt allgemein als ein bahnbrechender Fortschritt angesehen, und man darf heute, nachdem in stärksten Stürmen die Verläßlichkeit und das vorzügliche Verhalten des mächtigen, nach neuen Grundsätzen abgesteiften Aufbaues erwiesen sind, von einem uneingeschränkten Erfolge gerade dieser Neuerung sprechen. Die Abbildung Seite 303 zeigt den Mittelteil des Saales, zum Tanzen ausgeräumt, bei dem zur Feier des Äquator-Übergangs veranstalteten Ballfest. Rechts oben erkennt man die wie ein Balkon frei in den Raum ragende Orchesterbalustrade, von wo ein Künstlerquartett auch zum Lunch und zum Diner seine Melodien ertönen läßt. Zu jeder Festmahlzeit werden die Tische mit frischen, an Bord getriebenen Blumen geschmückt, wofür eine vollkommen „professionell“ mit Warmhaus, Kühlhaus und Kalthaus ausgerüstete Gärtnerei auf dem Bootsdeck eingebaut ist. Ein Gärtner begleitet das Schiff dauernd und hat die Aufsicht über die Palmen des Wintergartens, der sich über dem Speisesaal befindet.

Natürlich stellt sich das Schiff auch in seinen übrigen der Geselligkeit gewidmeten Räumlichkeiten, dem Rauchsalon, dem Damenzimmer, Kinderzimmer und

Schreibzimmer, würdig dem besten schwimmenden Material der Schiffahrt an die Seite, und auch sonst sind die neuesten zur Bequemlichkeit des Seereisenden geschaffenen Einrichtungen der Wohnkammern hier lückenlos vorhanden. Erwähnenswert ist das Telephonnetz von über 100 Anschlüssen, wodurch alle Kammern untereinander, aber auch mit allen Dienststellen im Schiff, über eine Zentrale, die zugleich Stewardstation ist, verbunden werden können. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß im tiefen Raume des Schiffes isolierte Kühlräume für über 150000 Kilo Fleisch, Geflügel, Fisch, Gemüse, Eier, Schinken, Käse usw. vorhanden sind, und daß ferner verschiedene temperierte Kühlräume für die großen Getränkevorräte vorgesehen sind. Mächtige Kühlmaschinen besorgen die Kälteerzeugung, sie sind z. B. imstande, bei 40 Grad Tropenhitze dauernd 10 Grad Kälte in den Aufbewahrungsräumen für Wild und Geflügel herzustellen.

Cap Finisterre beim Neubeladen am Südkai des Hafens von Buenos Aires

Das illuminierte Schiff in der Nacht des Präsidentenbanketts

Die zweite Klasse des Schiffes schließt sich unmittelbar hinter der ersten an und entspricht in Größe und Luxus ihrer Repräsentationsräume (Speisesaal, Rauchsalon, Damensalon) der ersten Klasse der früheren Cap-Dampfer. In den Kammern II. Klasse sind hier, wie es noch heute überwiegend gefunden wird, je zwei Betten übereinander, während in der ganzen

Die populäre „Hamburg-Süd“

I. Klasse nur freistehende breite Landbetten vermietet werden. Beide Klassen haben Promenadendecks von einer Breite, wie sie kaum auf den großen Schiffen der nordatlantischen Routen erreicht werden. Unmittelbar vor der I. Klasse ist eine neue Zwischenklasse IIa eingerichtet, deren Passagiere in bequemen Kammern wohnen, zwei eigne Speisesäle haben und nur etwas mehr als Zwischendecker zahlen. Vorn und hinten im Schiff sind annähernd tausend Reisende dritter Klasse in luftigen, hellen Räumen untergebracht, wobei getrennte Abteilungen für ledige Männer, für ledige Frauen und für Familien geschaffen sind, während drei Zwischendecksküchen nach allgemeiner, nach spanischer und nach jüdischer Kochweise vollkommen getrennt arbeiten. Sowohl die IIa wie die III. Klasse hat reichlichen Platz auf dem freien Oberdeck zur Verfügung.

Die erste Ausreise des Schiffes verlief zur vollen Zufriedenheit, und es wurde trotz wechselnder Wettergunst ein neuer Fahrtrekord mit $13^1/_3$ Tagen Fahrzeit von Lissabon bis Buenos Aires aufgestellt. Der Präsident der Republik Argentinien, Dr. Saeinz Pena, folgte einer Einladung des dortigen Repräsentanten der Hamburg-Süd, Señors Antonio Delfino, zu einem großen Bordbankett, an dem auch die Minister, das diplomatische Korps und die ersten Familien des Landes, insgesamt 300 Personen, teilnahmen. Das Schiff wurde während seiner sechzehntägigen Liegezeit von 50000 Personen besichtigt, und sein Erscheinen hat, wie der deutsche Gesandte, Herr v. d. Busche-Hattenhausen, s. Zt. an den Reichskanzler berichtete, das Ansehen der deutschen Schiffahrt in Argentinien unzweifelhaft gehoben.

Ein Rancho an den Ufern des Tigre

Die deutschen Reedereien haben sich mit ihren neueren Schiffen in der Argentinienfahrt eine vielbeneidete Stellung erworben, deren heute gefestigte Sicherheit nicht nur dem Schiffsmaterial selbst, sondern ebensosehr der unvergleichlichen Verpflegung und Sauberkeit zuzuschreiben ist, die diese Betriebe auszeichnen. Es ist heute keinerlei Strapaze mehr mit einer Südamerikareise verbunden, und ebensowenig ist das früher gefürchtete Risiko einer Tropen- oder Fiebererkrankung

an den südamerikanischen Küstenplätzen heute noch in nennenswertem Maße vorhanden. Buenos Aires selbst ist gegenwärtig ein in seinen Niederungen nicht nur völlig entsumpfter, sondern auch in jedem Sinne moderner Welthafen, der nur darunter leidet, daß seine Vergrößerung nicht Schritt halten kann mit dem riesigen Anwachsen seines Schiffsverkehrs. Überall sieht man in der Stadt den Geist großzügigen Fortschritts und ordentlicher Konsolidierung im Bemühen gegen raubbauartige Ausnutzung und ungesunde Spekulation. Die weitere Umgebung der Hauptstadt bietet eine Reihe eigenartiger landschaftlicher Reize und kulturhistorisch interessanter Stätten. Und dann die Majestät der Anden in erreichbarer Nähe. Täglich einmal fährt der Luxus-Expreß von Buenos Aires über die Anden, die er in etwa dreißig Stunden ganz ebener Fahrt erreicht. Nach Passieren des Weinbaugebietes um Mendoza durcheilt der Zug den neuen Andentunnel, der jetzt an Stelle

Blick vom Corcovado auf einen Teil von Rio und die Einfahrt

Strandavenida von Rio und dem Corcovado

In den Bergen bei Petropolis, 600 Meter über Rio

des beschwerlichen Paßübergangs auf Mauleseln getreten ist, und bringt den Reisenden, an dem die gewaltigsten Bilder des Andengebirges stundenlang vorüberziehen, in einer im ganzen sechsunddreißigstündigen Fahrt nach Valparaiso oder nach Santiago di Chile. Während des etwa sechzehntägigen Aufenthaltes der deutschen Dampfer kann der Tourist sowohl das Sehenswerteste von Buenos Aires selbst und seiner Umgebung vollkommen umfassen, als auch, in fünf bis sechs Tagen, soviel von Chile und den Anden sehen, um es in seinem Leben nicht wieder zu vergessen.

Am 25. Dezember ging die „Cap Finisterre", wiederum vollbesetzt, zur ersten Rückreise von Buenos Aires in See, weihnachtlich geschmückt in allen Klassen. Die deutschen Tannen strahlten ihren Lichterglanz in die heiße Tropennacht des Laplata hinaus, als das Schiff am Ende dieses Tages auf der Reede von Montevideo zu Anker ging.

Wer heute durch die gewaltigen Steinklippen in den Eingang zur Bai von Rio einfährt, der glaubt eine Fata morgana vor sich zu sehen. Voraus in der Tiefe der Bai gespensterhafte Bergsilhouetten mit steilen, fingerartigen Spitzen, zur Rechten palmenumgürtete Eilande und zur Linken auf sanften Berghängen die strahlende Stadt. — Und hinter dem wogenden Häusermeer die bewaldete Kuppe der Tijuca und der trotzige, mehr als achthundert Meter steil über die Stadt aufragende Corcovado. Von dessen Spitze, zu der eine Zahnradbahn führt, hat man die Millionenstadt, den Hafen, die Einfahrt, die Seebäder der Küste und den Ozean als ein Panorama vor sich, dessen erhabene Majestät sich dem Schauenden unauslöschlich einprägt, denn eine grandiosere Vereinigung von Naturschönheit und Menschenkultur ist fast undenkbar. Am bewegtesten erscheint die Ferne gegen Nordwesten, wo in den Bergen Petropolis, die Stadt der Gesandten, liegt. Hier hat sich seit langem die Kolonie der fremden Diplomaten angesiedelt, eine Villenstadt in moskito- und fieberfreier Höhe, und mit einer Schönheit des Klimas und der Vegetation begnadet, die das Leben in Petropolis für den Besucher paradiesisch erscheinen lassen.

Um Rio kennen und lieben zu lernen, bedarf man aber mehr, als des kurzen Aufenthaltes der eiligen Postdampfer. Drei bis vier Wochen muß der deutsche Gemütsmensch hierfür ansetzen, und dann ist er sicher, für alle Zeiten Heimweh nach Rio zu behalten.

Am letzten Tage des Jahres 1911 verließ die „Cap Finisterre" Rio de Janeiro, um nach zehntägiger glatter Fahrt, ohne diesmal in Teneriffa anzulegen, Lissabon zu erreichen. Auch hier wird den Passagieren der deutschen und englischen Dampfer Gelegenheit zu einer Besichtigung der Stadt gegeben, die sich natürlich auf die wesentlichsten Punkte beschränken muß. Gern pflegt der Reisende Kloster Belem zu besuchen. Wenige Stunden nach der Ankunft in Lissabon lichtete die „Cap Finisterre" wieder die Anker und dampfte den Tajo hinab, um von hier bis Vigo in schwerer Sturmnacht die erste Schlechtwetterprobe abzulegen und bei dieser Gelegenheit mit einem der neuesten und größten Laplatadampfer der Royal Mail Compagnie, dem „Avon", der Buenos Aires vier Tage vor der „Cap Finisterre" verlassen, aber noch Santos, Bahia und Teneriffa angelaufen hatte, ein erfolgreiches Handicap auszufechten. Drei Tage später, am 14. Januar 1912, hat das Schiff über Southampton und Boulogne die Elbe erreicht, die es bei 24 Grad Kälte und schwerem Südost heraufdampfte — das letzte große Schiff, das in jenen Wochen abnormen Wasserstandes noch durch die Kunst des Lotsen bis an die Kais des Hamburger Hafens heraufgebracht werden konnte.

Seit jener Reise hat die „Cap Finisterre" noch drei weitere Hin- und Herreisen gemacht, stets voll von drüben hierher und gut besetzt auf den Ausreisen. Der wirtschaftliche Erfolg und die Anerkennung, die dem Schiff an den südamerikanischen Küsten zuteil geworden sind, haben zusammen mit den immer steigenden Anforderungen des geschäftsreisenden Publikums und der Touristik für die „Hamburg-Süd" Beweggründe genug abgegeben, um ein Schwesterschiff gleichen Typs, die „Cap Trafalgar", abermals etwas größer und schneller, in Auftrag zu geben, und ebenso hat die Hamburg-Amerika-Linie große Laplatadampfer ähnlicher Bauart und Leistung vergeben, die im Herbst kommenden Jahres den inzwischen auf dem

Im Hof des Klosters Belem bei Lissabon

Plan erschienenen Dreischraubendampfer „Arlanza“ der Royal Mail Co., der die „Cap Finisterre“ an Länge übertrifft, wiederum an Größe, Luxus und Geschwindigkeit überragen sollen. Die Entwicklung der Geschwindigkeiten hat sich, entsprechend der im Vergleich zur nordatlantischen Route doppelt so langen Dampfstrecke, bisher auf einem geringeren Niveau bewegt. Fünfzehn bis sechzehn Seemeilen Durchschnittsfahrt die Stunde waren zwischen Lissabon und Buenos Aires bis zur „Cap Finisterre“ die Höchstgeschwindigkeit. Die letztere erreichte als größten Fahrtdurchschnitt auf der vierten Reise siebzehn Knoten. Im kommenden Jahre werden achtzehn Knoten den Rekord bilden, und die Zeit ist sozusagen greifbar nahe, wo nach der jetzt mit großer Energie betriebenen Vertiefung des Laplata die Schiffsgrößen immer ungehinderter wachsen können, und Ozeanriesen, ähnlich denen des nordatlantischen Verkehrs, mit über zwanzig Seemeilen Fahrtleistung die Verbindung Lissabons mit Buenos Aires in zehn Tagen herstellen werden.

Heimkehr: Der Elblotse kommt an Bord

Verholen der „Cap Finisterre“ im Hamburger Hafen

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Heinrich Hansjakob, Allerseelentage (Stuttgart, A. Bonz & Co.). — Emil Strauß, Der nackte Mann (Berlin, S. Fischer). — Adele Gerhard, Begegnung und andere Novellen (Leipzig, Albert Bonnier). — Wilhelm Scharrelmann, Piddl Hundertmark (Berlin, E. Fleischel & Co.). — Olga Wohlbrück, Die neue Rasse (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachflg.). — Anselma Heine, Die Erscheinung (Berlin, E. Fleischel & Co.). — Tempelklassiker (Leipzig, Tempel-Verlag).

Der Hansjakob, der knurrige Stadtpfarrer von Freiburg, hat wieder einmal den Wagen anspannen lassen und ist in die grüne Welt gefahren. Noch einmal wollte er das heimatliche Kinzigtal sehen, seine Vaterstadt Hasle, seinen „Kinderhimmel" und sein Grab. Und mit einer Handbewegung lädt er uns ein, ihm zu folgen.

Aber wenn man sich in sein „Schäschen" setzt, hört man ihn ganz erbärmlich seufzen und stöhnen. Nein, es gefällt ihm auf der Welt schon lang' nicht mehr. Das Alter — das Alter ist eine gar zu trübe Sache! Da bleichen die Haare, da werden die Augen schwächer, die Zähne fangen zu wackeln an, das Gedächtnis schwindet, man wird ein armer, gebrechlicher Mensch. Seht mich nur recht an, stöhnt der Hansjakob, was ich für ein Greis bin! Ich, das fröhliche Bäckerskind, dem einst kein Baum zu hoch war! Und nun sitz' ich hier und finde den Tod viel besser, als das Leben, nenne meine allerglücklichste Zeit jene, in der ich noch ungeboren war, und vergesse mein Martyrium nur für Augenblicke, wenn ich mich an Erinnerungen der Kindheit labe! Denn ein Märtyrer bin ich — ein Märtyrer vor allem deshalb, weil ich's nicht gelernt hab', den Mund zu halten. Immer sage ich frei heraus, was ich denke, und das vertragen natürlich die wenigsten! Deshalb haben sie mich einst ins Gefängnis geworfen, deshalb fallen die Byzantiner, die Servilen, die Knechtseligen über mich her, deshalb bin ich auch bei der Kirchenbehörde so unbeliebt! Ich muß schon froh sein, wenn sie mir meine Pfarrei lassen. Aber lieber mit Skorpionen gepeitscht und auf einem Scheiterhaufen verbrannt werden, als ein freiwilliger Knecht und ein stummer Hund sein! So bin ich nun einmal und so muß ich verdaut werden. Übrigens gibt es auch Leute, die mich trotzdem schätzen. Man höre z. B., was Professor X. über mich schreibt! Oder wie mir Frau Y. gesteht, daß sie erst durch mich zu einer freudig-stolzen Katholikin geworden ist! Oder welch sinniges Gedicht mir Fräulein Z. widmet! Aber natürlich, das nützt alles nichts. Die Monsignori und päpstlichen Pronotare und ähnliche Gernegroße sehen mich über die Schulter an. Ach, liebe Leute, was Goethe da sagt, daß das höchste Glück der Erdenkinder Persönlichkeit sei, ist ja grundfalsch. Im Gegenteil: glücklich ist nur, wer genau so quakt wie der Nachbar. Weil ich, der Hansjakob, das nicht gekonnt hab', bin ich ein von allen Beschwerden des Alters geplagter Märtyrer!

Und der Herr Pfarrer seufzt und stöhnt und grämelt, das Wägelchen rollt behäbig vorwärts, der Kutscher Fritz sagt kein Wort, und ringsherum liegen Felder und Berge und Dörfer mitten in weißgoldner Ginsterblüte. Es würde am Ende in der Chaise gar langweilig werden, wenn der geistliche Herr nun nicht von seinem Alterskummer abgelenkt würde. Fortwährend sausen Automobile an ihm vorüber, und nun kann er schimpfen! Diese „schweinmäßig grunzenden, Landschaft verhunzenden, Atem benehmenden, Pesthauch ausströmenden" Teufelskarren mit ihrem Protzenvolk, ihren Staubwolken, ihrem Parfüm sind ihm ein Höllengraus. Er liebt die „neueste Narrheit" des Kulturlebens, die Luftschifferei, gewiß nicht, aber er wünscht ihr Erfolg, weil dann vielleicht die Landstraßen wieder sicherer und reiner werden. Früher, zu seiner Zeit, war überhaupt alles besser. Die Menschen viel glücklicher, einfacher, bescheidener. Da fuhren die Bürger ruhig ihre Jauche aufs Feld — heut sind sie zu vornehm dazu! Da spielten noch die schönen Drehorgeln, deren Musik er jeder Beethovenschen Symphonie vorzieht, — heut verschwinden sie mehr und mehr! Da wurde noch fleißig und angestrengt gearbeitet — heut frißt der Sport die Arbeit auf. Ja, wenn das Wägelchen so durch die Gegend rollt, kann man schon was erleben. Überall bauen sie gräßliche eiserne Brücken, und Bayern hat sich schaurig geschmacklose Jubiläumsmarken machen lassen, und — Schrecken der Schrecken! — selbst in den Dörfern gibt es schon Villen im „Jugendstil". Dieser Stil, sagt Hansjakob, besteht darin, daß das Dach möglichst viele Ecken und Winkel zeigt und die Fassaden möglichst viele Fenster aufweisen in allen Größen und Formen, von der Taubenschlagsöffnung und von den Fenstern eines Geißen-, Kuh- und Roßstalles bis zu denen menschlicher Wohnungen. Ein weiteres Zeichen der Zeit sind die Schulpaläste, die man jetzt in die Dörfer setzt! Das Schulhaus muß das schönste Haus im Dorfe sein und der Kirche Konkurrenz machen — das verlangt der Respekt vor der Bildung und die

Fürsorge für die künftige, sozialdemokratische Generation! Überhaupt — Bildung! Als ich, der Hansjakob, ein Bub war, hab ich geheult, als mir der Vater 1851 sagte, ich sei zu dumm zum Studieren. Wenn ich heut noch einmal Knabe wäre und das wüßte, was ich weiß, würde ich im Gegenteil heulen und wehklagen, wenn ich studieren sollte, ich würde tausendmal lieber Tagelöhner werden. Denn Wissenschaft bläht nur auf, macht unzufrieden und unglücklich. Und die Vorliebe für Wissenschaft bei einem Volke ist eine Entartungserscheinung. Punktum und Streusand!

Also spricht Heinrich Hansjakob, und mit heiterer Aufmerksamkeit hören wir seine knurrige Predigt. Er begrüßt dazwischen tausend alte Männer und Weiber, die er als Knabe gekannt hat oder gekannt haben könnte, schleppt uns zu den unintereſſanteſten Menschenkindern, denkt mit Wehmut jeder Kirsche oder Pflaume, die er in der Nähe von einem noch stehenden oder schon gefällten Baume gegessen hat, und rastet an seinem Grabe, das er sich selber herrichtete. Jedenfalls ist er ein ganzer Kerl, an dem man seine Freude hat. Er, der katholische Geistliche, bekennt sich frank und frei als Freund der italienischen Einheit; er sagt mit Luther: „Je näher an Rom, um so schlechter der Christ“; er meint, die besten Christen und Katholiken gäbe es im Lande der Reformation; er findet die Feuerbestattung praktisch und appetitlich; er freut sich, daß die Hälfte seiner Leser aus Protestanten besteht, und er ist der Ansicht, daß es mehr Religion unter den Menschen gäbe, wenn wir keine Theologen hätten. Mehr kann man wirklich nicht verlangen.

Merkwürdig aber an seinem neuen Buche ist eins: er schimpft gar nicht mehr über die „Wibervölker“, die Frauen, die er bei aller christlichen Liebe früher als Halbidioten abtat. Ob ihn allmählich ihre Anhänglichkeit doch rührte? Denn auch er mußte die Erfahrung machen, daß das langhaarige Geschlecht ihn wie jeden Schriftsteller um so mehr vergötterte, je schlechter er es behandelte. Vielleicht aber haben die schlauen „Wibervölker“ schon früher als er selbst und als wir andern gemerkt, daß der Hansjakob „nur so tut“, daß sein Schimpfen und Poltern allmählich nur die wirkende literarische Ausdrucksform für ihn geworden ist, und daß sein Publikum diese Note von ihm verlangt. O Diogenes, so ein liebes bißchen Eitelkeit sitzt nicht nur hinter Titeln und Ordensketten; es kann auch aus den Löchern eines alten Demokratenmantels schauen.

Aber da hab' ich nun glücklich vergessen, den Titel des neuen Erinnerungs- und Kutschfahrtbuches von Heinrich Hansjakob zu nennen. Es heißt „Allerseelentage“ (Stuttgart 1912, A. Bonz & Co.), und es hat das Merkwürdige, daß der Verfasser meistens wehmütig seufzt, stöhnt oder schimpft, während der Leser im ganzen sehr vergnügt wird.

Ein Stückchen nördlicher als der geistliche Knurrhahn und Volksfreund ist Emil Strauß daheim: auch er ein Sohn des Badener Ländchens, ein Pforzheimer, der seine Herkunft nicht verleugnet. Seit dem „Freund Hein“ darf er es verlangen, daß man alle seine Bücher liest. Es geht mir damit zwar merkwürdig: sie erfüllen mich stets mit Respekt, aber sie entschwinden mir nach einiger Zeit spurlos. Ich besinne mich z. B. vergeblich, was eigentlich in dem Roman „Kreuzungen“ erzählt war, ich jage vergeblich nach dem Reste eines Eindrucks — und dabei habe ich dieses Buch doch nicht nur gelesen, sondern auch lang und breit besprochen. Eine solche Erfahrung mahnt etwas zur Zurückhaltung. Dem Dichter Emil Strauß fehlt vielleicht unter allen seinen schönen Gaben jene ausgeprägte Persönlichkeitskraft, die wir noch im Danebenhauen hochschätzen und die den lebendigen Eindruck einer Kunstschöpfung bestimmt. Mit der zeitlichen Entfernung verliert sich das einzelne Werk ja naturgemäß mehr und mehr aus unserm Gedächtnis, seine Konflikte und Gestalten erblassen, aber bleiben muß ein Stimmgabelton, der sofort in uns aufklingt, wenn es wieder genannt wird, und der uns seinen Charakter, seine geistige Atmosphäre, sein „Od“ zurückruft.

Ob der jüngste Roman von Emil Strauß in ein paar Jahren diese letzte Prüfung bestehen wird, erscheint mir zweifelhaft, wiewohl er ganz fraglos wieder eine tüchtige Leistung ist. Er führt den kuriosen Titel „Der nackte Mann“ (Berlin 1912, S. Fischer) und erzählt eine Geschichte aus dem Anfang des XVII. Jahrhunderts. Da will der badische Markgraf seine gut lutherische Stadt Pforzheim zum Kalvinismus bekehren, aber die Bürger binden sich untereinander durch Eid, halten gegen die Prediger, die ihnen aufgedrängt werden sollen, fest zusammen und machen Seine fürstliche Gnaden darob so ärgerlich, daß er schließlich mit Heeresmacht gegen die widerspenstige Stadt zieht. Doch gerade als es losgehen soll, stirbt der Markgraf am Stickfluß, und es war keine Kleinigkeit für Emil Strauß, ein Lungenödem als poetische Notwendigkeit zu drapieren.

In die Sturmglocken der aufgeregten Epoche läuten Hochzeits- und Hausglocken: der Apotheker Grieninger führt einen ergötzlichen Entscheidungskampf mit seiner Neuvermählten, die es schmerzlich empfindet, daß ihr Mann mehr seiner Bürger- als seiner Gattenpflicht nachläuft. Da trutzt sie im Schlafgemach, doch der Apotheker kriegt sie mit Geduld und Gleichmut kirre, daß die Jungfräuliche sich selbst zu fraulicher Zähmung darbietet. Staatsaktion und Familienidyll weben sich so durcheinander; aus der Bürgerstube springt die Erzählung ins markgräfliche Schloß und umgekehrt; jedem Kreise, jeder Partei soll Recht und Gerechtigkeit werden. Man merkt es beinah zu deutlich, daß Emil Strauß sich selbst und seine Ge-

stalten fortgesetzt kontrolliert. Zwar müßte er kein Süddeutscher sein, wenn er nicht an kräftigem Bürgertrutz seine Freude hätte. Aber hebt sich irgendeiner zu sehr heraus, so bekommt er flugs eins auf den Kopf, damit er nur ja nicht allzu gescheit und allzu erfreulich wirke. Auf ängstlicher und empfindlicher Wage wird den Leutchen links und rechts ihr Quantum Klugheit und Torheit, Recht und Unrecht zugemessen, und man weiß niemals genau, ob man sich mehr über die künstlerische Bedachtsamkeit freuen oder über eine allzu große Verständigkeit kränken soll. Beschert uns jene manche Feinheit, so treibt diese fast mit Pedanterie ein unpedantisches Spiel, und im ganzen sucht man doch vergeblich, recht nahe an diese allzu glatte Kunstschöpfung heranzukommen. Alle Gestalten sind vortrefflich angelegt, genau in der Mischung gehalten, die das Leben selber zeigt, aber keine wird so lebendig, daß sie uns zum Erlebnis würde. Der Advokat Ebertz ist vielleicht das beste Beispiel dafür. Man sieht deutlich, was er sein soll, aber ebenso deutlich, was er nicht ist. Oder wie undurchsichtig bleibt die Figur des Leuprant! Wie wenig wird man der Markgräfin froh! Es ist, als hätte ein sorgsamer Künstler alle Linien fein nachgezeichnet und wäre doch zu spröde gewesen, an das Zentrum des Lebens zu gelangen. Mit dem Stil steht es ähnlich. Er ist klar, hell, ausgezeichnet; man freut sich, daß ein Erzähler so schreibt, und streicht sich die prächtige Waldszene (Seite 21—27) als kleines Meisterstück an. Und doch hat auch der Stil auf die Dauer etwas unfaßbar Unpersönliches, leise Kühles. Man weiß nicht, woran es liegt, aber er läuft ab.

Und was, wird man zuletzt fragen, bedeutet der Titel? Nun, als die Pforzheimer in der Furcht vor nächtlichen Überfällen die Wachen auf Türmen, Toren und Mauern verdoppeln, sieht der Gelbgießer Heuschlof plötzlich einen splitternackten Kerl mit gleichmäßig ausholenden Wanderschritten daherkommen. Sein Körper glänzt im Mondlicht, als wäre er naß, und lautlos schreitet er mit dem mächtigen Schlapphut vorwärts, durch Mauern und Tore hindurch, die ihn nicht hindern und aufhalten. Die Erscheinung dieses nackten Mannes aber bedeutet nach altem Volksglauben Krieg. Als Vision in einer Mondnacht vor den Mauern einer erregten mittelalterlichen Stadt finde ich besagten nackten Mann für ein paar Minuten höchst anregend und dekorativ, aber wenn er ganz unberechtigter Weise im Titel Posto faßt, so erkläre ich mich heftig gegen ihn. Er gibt da nur zu allerlei unerwünschten Mißverständnissen Anlaß.

Ein neues Büchlein von **Adele Gerhard**: „**Begegnung und andere Novellen**" (Leipzig, Albert Bonnier) fesselt mit den beiden ersten Erzählungen. Die Szenerie wiederholt sich fast auffällig in ihnen. Hier und dort ein Sanatorium in idyllischer Gegend; grüne Wiesen, dazwischen eine Birken- oder eine Kastanienallee; fern ein Dörflein, dessen Kirchturm herüberwinkt, dessen Schulhaus mit Lehrerwohnung freundlich anmutet und durch dessen Gasse das liebe Vieh trabt. Inmitten dieser unverfälschten Natur ein paar Kulturmenschen mit ihrer Unrast. In der Titelnovelle wird ein preziöser, überlegen stilvoller Schriftsteller, ein unleidlicher Patron, mit einem jungen Weibe zusammengeführt, das in der Schlichtheit, Herzlichkeit und Mütterlichkeit seines Wesens der viel wertvollere Mensch ist. Der Schriftsteller brauchte nur die Hand danach auszustrecken, aber er hat die Scheu vor jeder „Zweckverflochtenheit mit dem Leben", vor jeder Bindung, die ihn seiner egoistischen Einsamkeit entrisse und die wohl nur seine Lebensunbrauchbarkeit enthüllen würde. So zieht er sich zurück, doch er schreibt natürlich noch einen Abschiedsbrief. „Es war ein guter Brief, ein feiner Brief," sagt Adele Gerhard — „gegen den Brief ließ sich nichts einwenden." Und dann sieht dieser traurige Held von weitem zu, wie das junge Weib groß, blühend und stark zur Station schreitet.

Mit schöner Wärme ist diese kleine Geschichte erzählt, und die leise Satire darin fließt aus der Unverwirrbarkeit eines Frauenherzens, das die positiven Lebenswerte allem geistreichen Glanz gegenüber kränzt und verteidigt. Man fühlt, wo Adele Gerhard steht, und tritt ohne weiteres neben sie. Vielleicht hätte sie trotzdem den mit Überlegenheitsposen arbeitenden Helden der Novelle noch etwas vertiefen und heben können. Wir hätten dann fühlbarer die halbe Tragödie gespürt, die doch auch hinter seiner kunstvoll verkleideten Schwäche steckt. Letzten Endes ist ja der heimliche Grundton aller dieser Erzählungen die ewige Frage: Was ist denn nun eigentlich das Leben? Worin besteht es denn? Liegt es im Rausch, in den Sensationen der Liebe? Liegt es in der Arbeit und der Mühe des Forschens? Liegt es in dem Eilen von Tat zu Tat? Liegt es darin, daß man abgetrennt von der Menge sich selbst schön ausbildet, seinen Stil sucht und alle seine Möglichkeiten entfaltet? Oder liegt es gerade in der Hingabe an die Allgemeinheit und in dem Wirken für andere?

Es wird wenige geben, die sich mit diesen Vexierfragen nicht schon bitter herumgeschlagen hätten. Je stärker die Sehnsucht ist, mit beiden Händen das Leben zu greifen, um so stärker auch die Empfindung, daß es immer anderswo ist als wir. Und man möchte einen Schrei in die Nacht jagen, weil es so unwiederbringlich vorüberrinnt, weil wir immer das Rauschen des Stromes vernehmen und doch mit unseren durstigen Lippen niemals recht zum Trinken kommen. Das Beste des Lebens geht uns allen vorbei, denn das Beste ist immer, was wir versäumt haben. Wie ein leiser Akkord zittert diese Erkenntnis durch die Erzählungen von Adele Gerhard. Sie sind übrigens — worauf ich extra hinweisen möchte — in einer neuen,

merkwürdig billigen Sammlung erschienen, mit der ein ursprünglich in Stockholm beheimateter Verlag als frischer Streiter in den auf der ganzen Linie entbrannten Kampf gegen die Schundliteratur eintritt. Und jedem solchen Beginnen wird man mit Freuden Erfolg wünschen.

Da hab' ich ein anderes Buch, dessen kleiner Held nicht viel darüber nachgrübelt, was denn nun das Leben sei und wie man ihm am besten beikomme, sondern der es tapfer und tätig packt. „Piddl Hundertmark" heißt dieser erfreuliche Hosenmatz, und Wilhelm Scharrelmann erzählt uns die Geschichte seiner Kindheit (Berlin 1912, E. Fleischel & Co.). Im Keller stand Piddls Wiege; mit unmöglichen Kleidungsstücken und wunderlichem Schuhzeug muß er herumlaufen; als Austragjunge einer Bäckerei huscht er durch die nächtlichen Nebelstraßen der nordischen Hafenstadt. In das „Jahrhundert des Kindes" ist er offenbar noch nicht eingeschlossen, und ich denke, wir wollen ihn deshalb nicht bejammern, sondern preisen. Das harte Leben erzieht besser, als Ellen Key und ihre deutschen Nachfolger: es wird aus dem kernigen Jungen einen kernigen Mann machen. Und man freut sich über die gelassene Sicherheit, mit der Scharrelmann seinen Zögling lenkt. Bei allem durchschimmernden sozialen Mitgefühl läßt er es niemals zu Sentimentalitäten kommen. Er scheint zu sagen: seht mal den Jungen hier! Er hat es gewiß schwer, aber wenn einer ein tapferer Mensch ist, so findet er schon ein Fleckchen, wo er fest und breitbeinig stehen kann. Gottes Sonne ist nicht nur für Kommerzienratskinder, sondern auch für Waschfrauensöhne da, und ein rechtes Herz ist die Hauptsache. Mit demselben freudigen Stolz, mit dem der junge Student zum erstenmal die Corpsiermütze aufsetzt, bindet sich der tapfere Piddl die blaue Arbeitsschürze um, und als sein Hammer im Schwung auf das weißglühende Eisen niedersaust, da scheint jeder Schlag hell und kräftig zu rufen: Ich und das Leben! Ich und die Zukunft!

Ein herzhafter und gesunder Geist weht also durch dieses Buch, und ein aufrechter Mann steht dahinter. Er ist mit den Worten eher sparsam als verschwenderisch; er moralisiert und reflektiert nicht; er hat mit sicherem Gefühl an der rechten Stelle nicht nur angefangen zu erzählen, sondern — was seltener und schwieriger ist — auch aufgehört. Und nur ein einziges Mal hat er seinem kleinen Helden eine Empfindung untergeschoben, die sich nach meinem Dafürhalten erst viel später entwickelt. Piddl kommt nämlich hinter das „Geheimnis der Menschwerdung", und seitdem erscheint ihm seine Mutter wie eine „Heilige". Das sieht mir wie eine sentimentale Konstruktion aus. Aber sonst kann man sich an dieser Geschichte einer Kindheit recht erfrischen — sie gehört vor allem in sämtliche Volksbibliotheken des Deutschen Reiches.

Wie ein armer Teufel sich aus der Tiefe emporringt, das ist auch das Thema eines Romans von Olga Wohlbrück: „Die neue Rasse" (Stuttgart 1912, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfg.). Aber während Scharrelmann mit dem Worte sparsam umgeht und seine Phantasie klug zügelt, schweift Olga Wohlbrück in beiden aus, ohne doch zu Rande zu kommen. Selbst in einem dickleibigen Wälzer glaubt sie die Gestalten ihrer Erfindung nicht erschöpfen zu können. Sie werden deshalb nach Bedarf noch in spätere Bände übergeführt, deren Gesamtheit ein Kulturgemälde unserer Zeit bieten und die Entwicklung unserer Gesellschaft seit den siebziger Jahren schildern soll. Wie Balzac also in der „Menschlichen Komödie" die Gesellschaft des Julikönigtums, wie Zola in den „Rougon-Macquart" die Gesellschaft des second empire vorführen wollte, so Olga Wohlbrück die Gesellschaft des deutschen Kaiserreiches. Wenn diese Frau nur halb so viel Talent hätte, wie sie Ehrgeiz besitzt, müßte man sie wahrhaftig zu unsern besten Erzählern rechnen.

Außer der „Neuen Rasse" sind schon drei Romane der Reihe erschienen: „Du sollst ein Mann sein", „Das goldene Bett" und die „Memoiren der Prinzessin Arnulf". Ich habe sie nicht gelesen, weil ich kein Vertrauen zu ihnen hatte, und die „neue Rasse" beweist nur, daß diese Ahnung nicht täuschte. Der übliche „richtig gehende" Roman, sehr geschickt gemacht, weiblich geschmeidige Technik, glänzende Oberfläche. Das Ganze phantasievoll aus dem Damenfinger gesogen, mit hübschen Beobachtungen gespickt und wahrscheinlich für die weitere Leserwelt sehr spannend. Ich sage „wahrscheinlich", weil ich selbst nichts langweiliger finde, als diese Bücher, die nichts als „Romane" sind. Es gelingt mir niemals, sie zu Ende zu lesen. Bei aller vorgeschützten Realistik sind sie fundamentlos in die Luft gebaut, und während hundert nebensächliche Züge gewiß der Wirklichkeit abgelauscht sind, schwebt das eigentliche Gerüst auf einem Kugellager von Seifenblasen.

Peter Jell, der Held der „Neuen Rasse", soll eine kühne Emporkömmlingsnatur sein, doch er ist nur frech, und ebenso schief ist eigentlich alles andre. Man muß jeden warnen, sich etwa nach diesem Roman ein Bild von dem Berliner Zeitungswesen zu konstruieren. Oder sich gar nach dem flüchtigen Seitensprung der Erzählerin das gut westpreußische Graudenz auszumalen. Olga Wohlbrück zeichnet nämlich dort, wo sie einen polnischen Typus geben will, einen russischen und trägt in das brave Graudenz die Atmosphäre von Lodz oder Kiew.

Aber wozu noch weiter reden? Ich taxiere, wir verzichten auf das „Kulturgemälde".

Wesentlich feiner ist Anselma Heine. Sie schafft wohl nicht aus großer dichterischer Fülle, aber sie hat viel mehr Nüchternheit und kluge Klarheit in ihrer ganzen Welt-

auffassung, so daß man sich rascher und leichter mit ihr verständigen kann. Ihre Erzählung „Die Erscheinung“ (Berlin 1912, E. Fleischel & Co.) ist eine „Novelle“ im echtesten Wortsinn, eine Neuigkeit, eine merkwürdige Begebenheit, die stofflich überrascht, objektiv vorgetragen wird und bei aller Ungewöhnlichkeit doch möglich ist. Ein Ingenieur, der sechs Jahre auf den Marschalinseln gelebt hat, kehrt nach Europa zurück und findet in Port Said einen Brief, der ihm bei der Pariser Weltausstellung eine Aufgabe zuweist. Unterwegs lernt er eine junge Frau aus Batavia, Johne Stevens, kennen und lieben. Sie beziehn das gleiche Pariser Hotel, kommen aber, um nicht aufzufallen, nicht zusammen an und nehmen verschiedene Zimmer. Die junge Frau fühlt sich schlecht und will ruhen. Der Ingenieur wird auf der Weltausstellung über Erwarten lange aufgehalten, kehrt erst nach Mitternacht ins Hotel zurück und findet das Zimmer Nr. 117, das seiner Geliebten gehörte, leer, kahl, feucht. Gardinen, Teppiche — alles ist entfernt. Er fragt den Kellner, das Zimmermädchen, den Groom, den Portier, den Direktor nach der neuen Zimmernummer von Madame. Sie leugnen sämtlich, daß eine solche Dame überhaupt jemals im Hotel abgestiegen war. Der Ingenieur faßt sich an den Kopf, er wird wütend, er rast — man zuckt die Achseln. Er läuft zur Polizei, zum deutschen, zum holländischen Konsulat — man versteht ihn nicht, scheint ihn für einen Verrückten zu halten, erklärt ihm, daß er ohne Begleitung angekommen sei und sich irren müsse. Man schiebt ihn endlich ab, und ein gebrochener Mann, der sich selber nichts mehr zutraut, vergräbt er sich in die alten deutschen Mystiker.

Die Geheimakten der Pariser Polizei aber enthalten die Eintragung, daß Johne Stevens, eine junge Frau aus Batavia, in Paris angekommen, an der Pest erkrankt, wenige Stunden nach ihrer Ankunft gestorben und vom Hotel aus heimlich begraben worden sei. Um jedes Aufsehen zu vermeiden, das der soeben eröffneten internationalen Ausstellung hätte verhängnisvoll werden können, habe man das Zimmer der Toten noch in derselben Nacht eiligst desinfiziert, frisch tapeziert und neu eingerichtet. Den Begleiter der Dame habe man in der Befürchtung, daß auch er angesteckt sei, zwangsmäßig aus der Stadt entfernt.

Der kurze Inhaltsbericht kann die feinen Einzelheiten und klugen Verknüpfungen nicht wiedergeben. Wie gut bedacht ist z. B. gleich die erste „Erscheinung“ Johne Stevens oder die Rolle des seidenen Schals! Durch diese geschickt vorbereitenden Züge wird die Wahrscheinlichkeit des erzählten Falles gesteigert, ohne daß ihm der Charakter des Überraschenden genommen wird. Noch einmal: eine echte „Novelle“.

Da wir nun sachte wieder ins Weihnachtsquartal hineingeraten, möchte ich auf die „Tempel“-Ausgaben deutscher Klassiker aufmerksam machen.

Sechs unsrer geschmackvollsten Verleger — darunter S. Fischer, Eugen Diederichs, Hans von Weber — haben sich im „Tempel-Verlag“ zusammengetan, um unsre kostbaren Literaturschätze in ein würdiges Gewand zu kleiden. In den Bänden, die sie herausbrachten, lenkt kein Buchschmuck vom Worte des Dichters ab; kein ästhetischer Vormund tritt in Gestalt eines Erläuterers zwischen Dichter und Leser. Es ist streng vermieden worden, gleichsam von außen her eine Schönheit in diese Ausgaben zu tragen; rein sachlich, von innen heraus ist hier eine innig mit dem unmittelbaren Zweck verwachsene Schönheit entwickelt. Sie liegt in der Güte des Materials, in der Solidität des Druckes, in der aparten Feinheit der verwendeten Type, in der Anordnung und Wirkung des Satzbildes. Diese Tempelklassiker sind also sehr einfach, aber sie haben die Einfachheit der großen Herren, die gepflegte Einfachheit: sie sind — man kann kein anderes Wort brauchen — äußerst „nobel“. Am meisten fällt die Schrift in ihnen auf, eine moderne Fraktur von Prof. E. R. Weiß. Auf den ersten Blick verwirrt sie vielleicht und erscheint unruhig, aber man gewöhnt sich leicht daran und hat dann bald den Eindruck des Klaren und Ruhigen — einer Ruhe zwar, die verhaltene Nervosität ist. Auch die wechselnden, in Leinen, Halbleder oder Leder gehaltenen Einbände wirken sehr vornehm, und wenn die Herausgeber sich der gleichen „keuschen“ Zurückhaltung befleißigen, so ist doch in der organischen Gliederung des Stoffes und in der Auswahl der Briefe ihre sichere Hand spürbar. Neben Goethe, Schiller, Kleist und Heine sind auch die „kleineren“ Klassiker schon zum Teil erschienen: Heinrich Spiero hat mit viel Glück den notwendigen Entplunderungsprozeß an Körner vorgenommen; Emil Strauß hat seinen heiter-geschwätzigen Landsmann Johann Peter Hebel liebevoll betreut; die Schwaben Uhland und Mörike heben in weiteren Bänden ihre lyrischen Häupter. Besonders willkommen wird es vielen sein, daß in der Ausgabe des Nibelungenliedes der Simrockschen Übertragung stets der altdeutsche Text gegenübersteht. Auch für Homer ist so eine doppelsprachige Ausgabe geplant, und man wird mit einiger Neugier erwarten dürfen, wie sich diese Verkoppelung griechischen und deutschen Textes ausnimmt. Menschen mit ausgeprägtem und diskretem Geschmack sollten sich jedenfalls diese Tempelklassiker vor allen anderen vorlegen lassen.

Illustrierte Rundschau

Wilhelm Bode. — Weiblicher Bogenschütze von Heinrich Wirsing. — Bernhard Pankoks Porträt von E. J. A. Siemers und seine Innenarchitektur-Arbeiten auf dem Bodenseedampfer „Friedrichshafen". — Uhren von Haustein, Groß und Riemerschmid. — Rheinisches Steinzeug. — Zu unsern Bildern.

Auf eine vierzigjährige Tätigkeit im Dienste seiner ernsten Kunstämter blickt der Geheime Regierungsrat Dr. Wilhelm Bode in diesem Jahre zurück. Um sich den hohen Anforderungen seines Amtes als Generaldirektor der Königlichen Preußischen Museen fortan mit ungeteilter Kraft widmen zu können, hat er im abgelaufenen Sommer die Direktion des Kaiser Friedrich-Museums zu Berlin in jüngere Hände gelegt. Sowohl bei seinem Rücktritt von der Leitung dieses Kunstinstitutes wie in den Tagen seines Amtsjubiläums sind ihm in der Presse viele Ehrungen dargebracht worden. Auch wir wollen die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, dem verdienstvollen Manne an dieser Stelle im Namen unzähliger ernster Kunstfreunde, mit denen wir uns eins wissen, Dank zu sagen für die gute preußische Tüchtigkeit seines Strebens und Arbeitens und für das feinsinnige Verständnis, das er im Interesse der deutschen Kunst und des deutschen Kunstbesitzes, auf Grund seiner hervorragenden, in zähem Fleiß erworbenen kunsthistorischen Kenntnisse, allen wichtigen Schulen und Entwicklungen des In- und Auslandes entgegengebracht hat.

Wilhelm Bode
Photographie von R. Dührkoop in Berlin

Bodes Hauptwerk ist und bleibt der großartige innere Ausbau des Kaiser Friedrich-Museums, den er durch die von ihm geschaffene Hilfsmacht des Kaiser Friedrich-Museums-Vereins ermöglicht hat. Nicht ein weltfremder Kunstgelehrter konnte an dieser Stelle schaffen und wirken, sondern nur ein kunstsinniger Organisator, ein politischer Kopf, der auch das praktische Leben und eines der gefährlichsten Kapitel darin — den Kunsthandel — zu meistern versteht. Seine großzügige Art, die von beamtenmäßiger Ängstlichkeit himmelweit entfernt ist, hat viele verdrossen. Unvergessen ist noch der Streit um die Echtheit der Florabüste. Aber auch die häßlichsten Anwürfe, die sich der verdiente Mann gefallen lassen mußte, konnten ihn nicht abhalten, weiter in aufrechter Haltung seinen Zielen nachzustreben: vor allem die bestehenden Lücken in den königlichen Sammlungen zu füllen. —

Eine hübsche plastische Arbeit leitet den künstlerischen Teil unserer Illustrierten Rundschau ein: es ist der „Weibliche Bogenschütze" von Heinrich Wirsing. Die Stadt Frankfurt a. M. hat dieses Bronzebildwerk als Ehrenpreis für das Jubiläums-Bundesschießen gestiftet, das in diesem Sommer in ihren Mauern unter viel glanzvollen Festlichkeiten abgehalten ward. Es ist ein kleines Kunstwerk, das fast den meisten deutschen (und ausländischen!) sportlichen Vereinigungen zu denken geben müßte. Dem unglücklichen Sieger wurden nach Rennen und Wett-

Weiblicher Bogenschütze
Bronzebildwerk von Heinrich Wirsing
Ehrenpreis der Stadt Frankfurt a. M. für das Jubiläums-Bundesschießen

kämpfen bisher immer so fürchterlich geschmacklose Ehrenhumpen, Tafelaufsätze, Ehrenschilder eingehändigt, daß die Servanten mancher von Sporterfolgen besonders Heimgesuchten geradezu kunstgewerblichen Schreckenskammern gleichen! Hier hat die Stadt Frankfurt

Wappenschild des Bodenseedampfers Friedrichshafen
Entworfen von Bernhard Pankok

Ecke aus der Kajüte I. Klasse des Bodenseedampfers Friedrichshafen. Entworfen von Bernhard Pankok

einen neuen, guten Pfad beschritten. Man schenke dem Sieger Kunstwerke oder gebe endlich dem neuaufblühenden Kunstgewerbe Gelegenheit, an Stelle der himmelschreiend knallprotzigen „Ehrenpreise" — die lediglich den Versatzwert des Materials haben — geschmackvolle, dem heutigen Stand des Könnens entsprechende Arbeiten zu schaffen. — An guten Kräften im deutschen Kunstgewerbe

fehlt es nicht, seitdem erste Künstler die Führung genommen haben. — Von Bernhard Pankok hatten wir leider längere Zeit nichts zu berichten. In sein vielgestaltiges Museum gebannt arbeitete er als Maler wie als Kunstgewerbler still für sich. Heute bringen wir nun nicht nur ein neues Bildnis von ihm unter den mehrfarbigen Kunstbeilagen dieses Heftes, sondern auch hier sehr interessante Arbeiten, die ihn wieder als Innenarchitekten zeigen. Und obendrein ein von E. Orlik gemaltes Porträt, das uns Bernhard Pankok in den Anfängen seiner Berühmtheit, also vor etwa zehn Jahren, vorführt. (Welch famosen Kontrast bringt übrigens die dunkle Krawatte in diese gelbrötlichen Farbentöne!) Das Bildnis des Herrn Edmund J. A. Siemers ist neueren Datums. Die Kunsthalle zu Hamburg hat es erworben, nicht allein der künstlerischen Qualitäten des Porträts halber, sondern auch wegen der hervorragenden Verdienste, die sich der hier Porträtierte um seine Vaterstadt erworben hat. Hat er Hamburg doch das große Vorlesungsgebäude geschenkt, die berühmten Lungenheilstätten in Geesthof oberhalb Hamburgs in einem vom Senat

Kajüte I. Klasse des Bodenseedampfers Friedrichshafen. Entworfen von Bernhard Pankok, ausgeführt von Brauer & Wirth, Vereinigte Hofmöbelfabriken in Stuttgart

nach ihm als Stifter „Edmundsthal“ genannten Waldtal gestiftet, eine weitläufige Anlage, die schon sehr viel Gutes gewirkt hat. Pankok hat es vorzüglich verstanden, die Energie und Willenskraft dieses bedeutenden Kaufherrn auszudrücken und die Lebensfrische des über siebzig Jahre zählenden Mannes: der es nicht auf dem Stuhl aushalten konnte, der ihm für die Sitzungen bei seinem Porträtisten bereit gestellt war!

Wanduhren mit metallenem Zifferblatt. Entworfen von Carl Groß (1 2 4) und Paul Haustein (2). Ausgeführt von den Dresdner Werkstätten für Handwerkskunst, Dresden

Auf dem neuen Bodenseedampfer „Friedrichshafen“ hat Pankok anheimelnde Räume geschaffen. Sie zeigen natürlich nicht den Prunk der Ozeanriesen, sondern sie sind so schlicht und freundlich, behäbig und heimatsfroh geraten, wie sie sich eben für die Fahrt übers Schwäbische Meer geziemen. Und was das Allerhübscheste daran ist? Daß die Generaldirektion der Staatseisenbahnen die Bestellerin war. Jawohl, eine staatliche Behörde hat den Versuch gewagt, einmal vor die rechte Schmiede zu gehen und anerkannten Künstlern einen festen Auftrag zu geben. Es sind dies die Künstler der Lehr- und Versuchswerkstätten Pankok, Haustein und Rochger. Die ausführende Firma war Brauer & Wirth in Stuttgart. Bisher hat man von den grünen Regierungstischen aus die Aufträge immer dem Billigsten zuerteilt, nicht dem Fähigsten. Wir begrüßen hell und froh die Wandlung.

Die weitere Folge kunstgewerblicher Proben bringt Uhren von Haustein, Groß und Riemerschmid und rheinisches Steinzeug.

Im Heim unserer Großeltern war noch die alte, trauliche Schwarzwalduhr zu finden: damals, als noch nicht der talmi-luxuriöse „Salon mit Plüschmöbeln“, sondern die saubere, gemütliche Wohnstube der Stolz der Hausfrau war. In die Plüschmöbeleleganz paßte die biedere Schwarzwalduhr nicht, und sie mußte der nie richtig gehenden, meist unter Glasglocken ein unnützes Dasein fristenden, vergoldeten „Pendüle“ oder dem mehr oder minder häßlichen „Regulator“ mit den aufgeklebten Säulen und geschnitzten Bekrönungen weichen. Und alle, die solche Uhren kauften, hatten die eine Entschuldigung für sich, daß es nichts

Uhren von Richard Riemerschmid. Ausgeführt von den Dresdner Werkstätten für Handwerkskunst, Dresden

Standuhr von Richard Riemerschmid. Ausgef. von den Dresdner Werkstätten für Handwerkskunst, Dresden

anderes zu kaufen gab, höchstens Prunkstücke, die meist noch geschmackloser waren. Hier haben erst die letzten Jahre Wandel geschaffen, als sich die Künstler auch dieses Aschenbrödels in unserem Hausgerät annahmen. Wir zeigen hier einige solcher Uhren, die von bedeutenden Raumkünstlern entworfen und von den „Dresdner Werkstätten für Handwerkskunst" in den Handel gebracht sind. In den Wanduhren von Paul Haustein und Karl Groß ist die alte Schwarzwalduhr wieder lebendig geworden. Richard Riemerschmid hat für den Regulator und die Standuhr neue glückliche Lösungen zu finden gewußt. Er ist es auch, der im Verein mit der Firma Reinhold Merkelbach die arg darnieder liegende Steinzeug-Industrie des Westerwalds künstlerisch und technisch zu heben bemüht gewesen ist. Dabei ging er von der jahrhundertealten Technik des grauen Scherbens mit blauem Dekor aus und beschränkte sich auf Formen und Verzierungen, deren Klarheit und Einfachheit den Töpfern erst die Augen dafür öffnen mußten, worauf es eigentlich ankam. Im gleichen Sinne hat auch Prof. Albin Müller, dieser so außerordentlich vielseitige und zielbewußte Künstler, eifrig und erfolgreich gewirkt

Bowle, Cakesdose und Krug. Entworfen von Prof. Adelbert Niemeyer

Butterdosen. Entworfen von Prof. Albin Müller

Kannen und Teedose. Entworfen von Prof. Adelbert Niemeyer

Kannen. Entworfen von Prof. Richard Riemerschmid und Paul Wynand. Ausführung aller auf dieser Seite abgebildeten Stücke: Steinzeugwerke Höhr-Grenzhausen, G. m. b. H., Höhr b. Koblenz

⊠ Butter- und Marmeladedosen. Entworfen von Prof. Albin Müller ⊠

Kaiser, Rudolf Hellweg, Rudolf Schramm-Zittau und Willy Moralt beisteuern, bleibt der köstlichen Gruppe „Bauer und Mädchen" von Josef Damberger zu gedenken, die uns sofort den Eindruck von Erdhaftigkeit und Feierabendschwere vermittelt, und des Titelbildes „Am Fenster" von Walter Hampel. „Grüner Winkel in

und manches Gute und Vorbildliche geschaffen. Paul Wynand, auf dessen prächtige, behäbig-würdige Krüge ich besonders hinweisen möchte, und Adelbert Niemeyer, dessen feinverzierte, formschöne Arbeiten diesem Tongerät etwas Aristokratisches geben, vermeiden ebenso geschickt Dürftigkeit wie Effekthascherei oder Überladung und bringen wieder eine elegantere Note in die Produktion der Steinzeugwerke Höhr-Grenzhausen.

Den Kunstbeilagen und Einschaltbildern lassen sich über der Fülle des kunstgewerblichen Stoffes, der hier vorgeführt werden sollte, nur noch ein paar Schlußworte widmen. Den Porträts von Pankok, deren oben schon gedacht ist, gesellen sich die pikanten Damenbildnisse von E. J. Kossuth und Nic. Michailoff, deren Augensprache den Beschauer so eigenartig zu fesseln weiß. Otto Richter und Artur Bock kommen mit neuen Bildwerken „Am Morgen" und „Diana mit Hunden" zu ausgezeichneter Geltung. Außer den stimmungsreichen Landschaften, die Richard

⊠ Rheinisches Steinzeug. Entworfen von Paul Wynand ⊠

einem Forsthaus" möchte man dem Künstler raten, das Bild zu nennen. Aber der elegante Besuch, der dazusein scheint, paßt wieder nicht recht zu einem knasterrauchenden Förster. Die einen, denen die Bilder etwas erzählen sollen, kommen also nicht zu kurz, und ebensowenig die anderen, denen es genügt, daß der Künstler hier eine ganze Symphonie in Grün erklingen läßt. H.

Bierkrüge. Entworfen von Prof. Albin Müller und Paul Wynand. Ausführung aller auf dieser Seite abgebildeten Stücke: Steinzeugwerke Höhr-Grenzhausen, G. m. b. H., Höhr bei Koblenz

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Abend

Gemälde von Karl Langhammer

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXVII. Jahrgang 1912/1913 Heft 3. November 1912

Der Mann von vierzig Jahren

Roman von Jakob Wassermann

(Schluß)

In Randersacker wartete schon seit dem Nachmittag ein Gerichtsbote auf Ursanner. Schlimmes ahnend, riß er dem Mann das Dokument aus den Händen. Es war das Urteil der letzten Instanz, gegen das es keine Berufung gab, und es lautete, daß Ursanner die beiden Knaben innerhalb dreier Tage der Mutter auszuliefern verpflichtet sei, da er durch eine das öffentliche Ärgernis erregende Haltung als Bürger wie als Mensch seiner Ehegattin den Aufenthalt in seinem Hause unerträglich gemacht, seine Erziehungsprinzipien begründetem Mißtrauen preisgegeben und somit seine väterlichen Ansprüche verwirkt habe.

Er entließ den Boten mit einem knurrenden Laut. Die Kehle war ihm ausgedörrt, er mußte etwas Scharfes trinken und griff nach einer Flasche Kirschwasser auf dem Spind. Nachdem er die ätzende Flüssigkeit hinabgegossen, stand er wieder unbeweglich und starrte zu Boden. Auf der Landstraße drunten zog ein Haufe von Burschen johlend vorüber. Die eine der drei Doggen, das Weibchen, bellte dumpf. Vom Kirchturm schlug es zehn Uhr.

Als die Glocke die elfte Stunde ankündigte, stand er noch ebenso unbeweglich. Von Zeit zu Zeit heftete er einen finster ungläubigen Blick auf das Gerichtspapier, das auf dem großen Tisch unter der Lampe lag. Plötzlich fing er an wie rasend auf- und abzugehen. „Du Hund," sprach er zu sich selbst, „was willst du noch dahier? Der Schinder kommt, dein Jappen hilft nichts mehr. Sie drängen dich in die Ecke und geben dir den Genickfang. Geifere nur, das rührt sie nicht, das ergötzt sie bloß; geifere nur, du einfältiges Vieh."

So wütete er bis gegen drei Uhr nachts. Dann warf er sich bäuchlings auf das gebrechliche Sofa, preßte die Fäuste in die Augenhöhlen und stürzte sich in den Schlaf wie man sich ins Wasser stürzt. Als er erwachte, war das Zimmer so voll Qualm der Lampe, daß die Strahlen der Morgensonne fast nicht durchdringen konnten.

Die Brust war ihm eng, er mußte ins Freie. Am Brunnentrog wusch er das Gesicht, dann entschloß er sich plötzlich, in die Stadt zu gehen. Dort angelangt, frühstückte er hastig in einem Kaffeehaus an der Mainbrücke, danach suchte er den Professor Barenius auf, seinen Universitätslehrer, einen der wenigen Menschen, mit denen er noch Beziehungen unterhielt. In gepreßten Worten berichtete er über die letzte Wendung des Prozesses und fragte den greisen Juristen, ob er kein Mittel wisse, den Urteilsvollzug zu verzögern. Barenius verneinte. „Ich werde die Kinder nicht preisgeben," erklärte Ursanner zähneknirschend. „Dann bleibt nichts andres übrig als mit ihnen zu fliehen, und zwar rasch und ohne Aufsehen," war die Antwort. Ursanner schüttelte heftig den

Kopf. „Fliehen? Das hieße ein Unrecht bekennen. Nimmermehr.“ — „Ich sehe nicht ein, was Sie sonst anfangen könnten, um die Kinder zu behalten. Wollen Sie sich etwa gegen den Staat zur Wehr setzen?“ — „Man wird mich zwingen,“ entgegnete Ursanner wild, „ich warte darauf.“ — „Seien Sie klug, Achim, vertrotzen Sie sich nicht,“ mahnte der Professor. — „Um des Himmels willen, begreifen Sie doch, was an mir verübt wird,“ sagte Ursanner in einem Flüsterton, der schrecklich klang. „Hätte ich etwas Außerordentliches erstrebt, neue Ideale proklamiert oder einen neuen Gott gepredigt, ich wollte mich nicht wundern. Doch ich habe bloß getan, was jeder redliche Mensch von sozialem Gewissen tun müßte. So möge man mir denn zu Leibe gehen! Vielleicht ritzt mich das Schwert der geschändeten Gerechtigkeit, und ich kann mit größerem Fug als bisher Zeuge sein für die Verblendung und die moralische Verworfenheit eines Volkes, das zu lieben ich mir einst eingebildet habe.“ Nach diesen Worten drehte sich Ursanner um und verließ das Zimmer.

Der Gedanke, daß man sich während seiner Abwesenheit der Kinder bemächtigt haben könnte, peitschte ihn geradezu nach Hause. Schweißbedeckt langte er an und atmete erst auf, als er die Knaben hinter der Scheune spielen sah. Er befahl ihnen, in ihr Zimmer zu gehen; dann rief er seine Leute zusammen. Es befanden sich in seinem Dienst fünf Knechte, darunter der alte Schermer, der die Knaben beaufsichtigte, außerdem drei halbwüchsige Jungen, die er aus dem protestantischen Asyl zu sich genommen, und eine einzige Magd, die die Küche versorgte. Sie war ihm erst in letzter Zeit durch einen Kaufmann in Markt-Erlbach geschickt worden. Sie hatte ein heuchlerisches Wesen, und er mißtraute ihr. Einer der Knechte wollte sie im heimlichen Gespräch mit dem Fischhofbauern aus dem Dorf gesehen haben. Ursanner schärfte den Leuten ein, daß die Tore bei Tag und Nacht versperrt bleiben müßten, daß niemand den Hof verlassen dürfe und daß, wer sich aus Angst oder sonstiger Ursache dem nicht fügen wolle, es jetzt gleich sagen möge; dem werde der Lohn ausbezahlt, und er könne von dannen ziehen.

Es meldete sich keiner. Ursanner bestimmte die Wachtposten, die von Stunde zu Stunde abgelöst wurden und ließ die Doggen loskoppeln.

Der Nachmittag, die Nacht und der nächste Morgen verliefen ruhig. Kurz vor zwölf Uhr schlugen die Hunde an. Auf dem Schlangenweg zeigten sich drei Männer, einer mit einem Höcker, einer mit einer großen Hornbrille und ein Gendarm. Durch das Lärmen der Tiere herausgelockt, trat Ursanner an die eichenen Latten des Hoftors. Den mit dem Höcker kannte er, es war der gegnerische Advokat; der mit der Hornbrille mochte ein Gerichtsfunktionär sein. Als die drei Personen oben waren, entwickelte sich zwischen Ursanner und dem Advokaten folgendes Gespräch: „Was wünschen Sie?“ — „Ich hoffe, daß Sie von dem Zweck unseres Besuches unterrichtet sind.“ — „Das bin ich.“ — „Nun also. Wollen Sie uns nicht einlassen?“ — „Nein.“ — „Was bedeutet das?“ — „Es bedeutet, daß ich das Urteil nicht anerkenne.“ — „Sind Sie toll?“ — „Ich weigere mich, die Kinder herzugeben.“ — „Das kann Ihnen teuer zu stehen kommen.“ — „Gewiß; ich bezahle die Dinge nach ihrem Wert.“ Der Funktionär und der Gendarm rissen vor Erstaunen die Augen auf. In dem häßlichen Gesicht des Advokaten zeigte sich Mitleid. „Es muß Ihnen doch klar sein, daß Sie sich eines Verbrechens schuldig machen,“ sagte er; „wenn ich die Anzeige erstatte, sind in einer halben Stunde zwanzig Gendarmen hier, und Sie können sich denken, daß es nicht lange dauern wird bis dem Gesetz, so oder so, Folge geleistet ist. Es läßt sich nichts dagegen einwenden, daß Sie Ihre eigene Person ins Unglück stürzen wollen, aber die armen unwissenden Menschen, deren Brotgeber Sie sind, zugrunde zu richten, haben Sie kein Recht. Belieben Sie den Umstand zu überlegen.“

Da schwieg Ursanner. Der Vorwurf traf ihn. Er konnte sich nicht verhehlen, daß er hier eine unaustilgbare Schuld auf sich lud. Seine erste Regung war, die Leute, auf deren Beistand er gezählt, fortzuschicken, denn der tiefere Sinn seiner Absicht war ja bloß, die Übermacht, der er weichen mußte, zu sehen und körperlich zu spüren, damit das Maß der Unbill sich fülle, ohne daß er sich schmählich unterwarf. Wenn sie einen Schuß abfeuerten und die Türen

zerschmetterten, war dem genügt; zu sinnlos ungleichem Kampf brauchte es nicht zu kommen. Aber diesem Verlangen nach einer symbolischen Handlung willfahrt die Wirklichkeit nicht; ihre Entscheidungen sind von gröberer Art. Ursanner erbebte vor sich selbst. Noch einmal erhob sich der furchtbare Trotz, und mit Wollust trieb es ihn zum Untergang; doch zugleich war ihm, als sei dazu ein Blick der Liebe nötig, irgendeine Botschaft aus den Wohnungen der Schicksalsgeister. Es leuchtete in seinen Augen, er schob die Brille in die Höhe, um frei in den Himmel zu schauen, nickte vor sich hin, und während er sich gegen das Haus wandte, bat er den Advokaten, er möge sich eine kleine Weile gedulden.

Er ging in das Zimmer, in dem sich die Knaben befanden. Sie saßen mit eigentümlich verbissenen Gesichtern am Fenster einander gegenüber und ließen ihre Beine pendeln. Ursanner nahm einen Stuhl und setzte sich zu ihnen. „Hört mal, Buben," sagte er, „eure Mutter schickt nach euch." Die vier Beine hörten auf zu pendeln, und vier Augen blickten Ursanner gespannt an. „Was meint ihr," fuhr er scheinbar harmlos fort, „wollt ihr am Ende mit den fremden Männern zu eurer Mutter gehen?" Kein Laut, nur ein gieriges, forschendes Schielen. Das Blut rauschte Ursanner in den Ohren; mit Mühe rang er um die Sprache. „Oder wollt ihr bei mir bleiben? Redet nur frisch von der Leber weg." Der jüngere Knabe, der den offeneren Charakter besaß, sprang empor, klatschte in die Hände und rief: „Zur Mutter, ach ja, zur Mutter! Das möchten wir, nicht wahr, Friedel?" Friedel lächelte seltsam tückisch, und sein Vater durchschaute in diesem verzweifelten Augenblick die gemütlose, verstockte und unehrliche Seele dieses Kindes. „Ihr wollt also lieber zu eurer Mutter gehen?" fragte er, ohne die Anstrengung zu verraten, die ihn diese Worte kosteten. Jetzt riefen beide Knaben: „Ja, zur Mutter," — erlöst, freudig und wie aus einem Mund.

Ursanner schaute im Zimmer umher. Er suchte den alten Knecht; als er die Tür öffnete, um zu rufen, trat Schermer auf die Schwelle. „Packen Sie die Kleider der Buben," redete ihn Ursanner an, „in einer halben Stunde müssen sie fertig sein." Darauf kehrte er in den Hof zurück, gebot, daß man die Hunde an die Kette lege und riegelte selbst das Tor auf. Der Advokat und seine Begleiter traten ein. Jener war fein genug, das veränderte Benehmen Ursanners mit einer stummen Verbeugung zu quittieren. Auf der Chaussee hatte sich inzwischen eine Menge Dorfbewohner versammelt, Männer und Weiber stierten mit bösen, hämischen Gesichtern empor. Ein alter Bauer hob drohend beide Fäuste, und ein kahlköpfiger Mensch, der an Krücken ging, stieß mit krähender Stimme Flüche und Schimpfreden aus. Ursanner sah und hörte es, sah und hörte es auch nicht. Wie von einem elektrischen Schlag berührt, fuhr er zusammen, als ihm Schermer mitteilte, daß die Kinder bereit seien. Sie kamen; sie reichten ihm die Hände; sie stellten sich auf die Zehen, um seine Wange zu küssen; ihre Augen glänzten, — Ursanner sah es und sah es auch nicht. Der Advokat redete etwas, der Funktionär zog den Hut, der Gendarm salutierte, dann waren sie alle verschwunden. Schermer trug zwei Bündel hinterdrein; das Doggenweibchen fing an zu heulen, aber Achim Ursanner stand wie zu Stein geworden. Den Knechten war er unheimlich. Sie flohen seinen Anblick.

Am andern Morgen wurde ihm hinterbracht, daß es den Bauern gelungen war, die Hunde zu vergiften. Er war abermals die ganze Nacht hindurch auf dem rundgebogenen Sofa liegen geblieben. Eine Flasche Wasser, Wurst, Käse, Brot und Früchte standen neben ihm auf einem Stuhl. In der getünchten Stubendecke hatten die Sprünge und Risse auffallend interessante Figuren gebildet. Er mußte sie beständig anstarren. Er wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war, als in einer Nacht eine Weiberstimme durch das Haus gellte: „Es brennt, Herr, es brennt!" Die Magd war es, die Ursanner weckte. Die beiden Scheunen und das Waschhaus waren bereits von den Flammen ergriffen. Als Ursanner ins Freie trat, loderte auch das Dach des Wohngebäudes wie Reisig. Die Landschaft lag weithin in roter Glut. Die Kirchenglocken läuteten, die Knechte hatten sich schon ans Löschen gemacht, vermochten aber dem Element nicht Einhalt zu tun; auch war zu wenig Wasser vorhanden. Die Magd, die, merkwürdig genug, ihr Sonntagskleid

am Leibe hatte, kniete vor dem Zaun und betete. Gegen Morgen rückten die Löschmannschaften aus Würzburg an; die Flammen züngelten aber nur noch in vier Ruinen.

Ursanner begab sich in die Stadt und mietete sich in einem Gasthaus in der Nähe des Domes ein. In dem schmutzigen kleinen Zimmer schrieb er an Agathe.

„Es ist alles vorüber. Ihnen die Vorgänge in ihrer Reihe zu berichten, dazu fehlt es mir an Mut, an Klarheit und an Worten. Die Kinder sind weg, Haus und Hof sind eingeäschert, ich selbst bin auf dem Weg nach Frankreich. Ich lasse in der Heimat nichts zurück, was mir die Trennung erschwert. Ich lösche das Gedächtnis an ein Land aus, das meine Kräfte gemordet, meine Hingebung mit Verachtung bezahlt und meinem Gemüt die unheilbare Krankheit des Menschenhasses eingeimpft hat. Ich gehe nach Frankreich, um dort in den Kriegsdienst zu treten. Die Franzosen schlagen sich fortwährend in Mexiko, in Algier und in Asien. Der Marschall Montauban, bekannt oder berüchtigt durch seine Expedition in China, weiß von mir, denn er war ein Jugendfreund meiner Mutter. Leben Sie wohl, teure Frau. Schenken Sie dem armen Flüchtling bisweilen einen freundlichen Gedanken. Achim Ursanner."

⁂

Agathe hatte die Nachricht von dem Brand in Randersacker durch die Würzburger Botenfrau erhalten, die zweimal wöchentlich nach Erfft kam. Die Zeitung brachte nur eine flüchtige Notiz. Es wurde allgemein angenommen, daß das Feuer angelegt worden sei, und nun erhoben sich Stimmen der Bevölkerung, die für Ursanner Partei ergriffen und dem Kesseltreiben gegen den unglücklichen Mann steuern wollten. Eben hatte sich Agathe entschlossen, zu Ursanner zu fahren, als sie seinen Brief bekam. Während des Lesens konnte sie sich der Tränen nicht erwehren. Da der Umschlag den Würzburger Poststempel trug, drängte es sie in die Stadt, aber bei weiterem Bedenken sah sie das Fruchtlose eines solchen Schrittes ein, da sie nicht wußte, wo er wohnte und er wahrscheinlich schon abgereist war. Im Lauf der Tage begrub sie ihre mitfühlende Trauer still in ihrer Brust, und eigene Not brachte die des Freundes in Vergessenheit.

Daran war vor allem Silvia schuld. Das Kind verlor seinen Frohsinn nach und nach gänzlich. Nur selten hörte man sein unbefangenes Geplauder, und das immer blasser werdende Gesichtchen gab der Mutter Anlaß zur Sorge. Am meisten betrübte es Agathe, daß das Mädchen immer jäh die Augen senkte, wenn es ihrer ansichtig wurde, und Agathe gewann allmählich den Eindruck, daß ein bestimmter Argwohn in dem Kind wuchere. Mit Schrecken nahm sie wahr, daß Silvia ihr kein Vertrauen mehr entgegenbrachte, und um so beklommener war ihre Lage, als sie es bei sich für unmöglich erklärte, dem achtjährigen Geschöpf triftige und verständliche Aufschlüsse zu geben. Sie ahnte ja, was das gequälte Wesen Silvias zu bedeuten hatte, und obwohl sie sich sagte, daß dieser unentwickelten Seele die volle Empfindungskraft eines erwachsenen Weibes eigen sei, verboten ihr der verwundete Hochmut und jene Scham, die gewisse Mütter bei frühen Persönlichkeitsäußerungen ihrer Kinder spüren, dem armen kleinen Herzen in seiner Bedrängnis beizustehen.

Oft trat sie am Abend an das Bett Silvias, wenn diese mit offenen Augen dalag und in die Dunkelheit schaute. Einmal glaubte sie das Kind im Schlaf, da beugte sie sich und küßte es auf die Stirn. In demselben Augenblick bemerkte sie, wie Silvias beide Hände sich zu Fäusten zusammenkrampften und die zuckenden Wimpern verrieten, daß der Schlaf geheuchelt war. Agathe empfand einen heftigen Schmerz; Zentnerlast wälzte sich auf ihre Brust, und still ging sie hinaus. Eines Tages im Juli geschah es, daß ein Hagelwetter das Getreide auf den Feldern und den Wein an den Stöcken niederschlug. Die Erntehoffnungen für dieses Jahr waren vernichtet. Agathe saß im großen Wohnzimmer, den Kopf in beide Hände gestützt, und Inspektor Marquardt stand neben ihr, finster und schweigsam. Währenddem ging die Türe auf, und Silvia kam herein. Sie stellte sich zwischen den Inspektor und ihre Mutter und sah diese an, und Agathe wurde aufmerksam auf Blick und Miene des Kindes. Es war der kalte Blick befriedigter Rache, die grau-

same Miene der Genugtung. Unwillkürlich erhob sich Agathe. „Was willst du?“ herrschte sie das Kind an. „Geh! Geh mir aus den Augen.“ Ein Zittern überflog Silvias Glieder, und sie gehorchte. Der Inspektor schaute ihr mitleidig nach, weil er dachte, ihr sei unrecht geschehen.

Einige Wochen später war es, als Agathe den Brief Sylvesters erhielt, den er in dem kleinen Wirtshaus in Twickenham geschrieben. Mit unendlicher Bitterkeit las sie die Sätze, die ihr allzu verstiegen und allzu demütig erschienen, um ihr Gefühl aufzurühren. Doch wußte sie sogleich, was für eine Bewandtnis es mit dem Brief hatte, und daß er von verhängnisvollen Banden umstrickt sein mußte, um so vor ihr zu betteln. Sie hatte sich längst abgefunden mit ihrem Los, doch die mahnende Stunde, das unerbittlich Gegenwärtige des Bruchs wirkten auf sie, als ob man ihr die Haut vom Leibe risse. Silvia saß draußen auf einem hochbeladenen Heuwagen; sie hatte den Briefträger gesehen und konnte durch die offnen Fenster in die Stube blicken. Nun kletterte sie vom Wagen herunter und eilte ins Haus. Zögernd trat sie ein, richtete aber die Augen furchtlos gegen Agathe und fragte: „Was schreibt denn der Vater?“ Agathe war betroffen von der Divination wie auch von der verstellten Ruhe in der Stimme des Kindes. Es war das erstemal, daß sich Silvia durch eine unmittelbare Frage nach ihrem Vater erkundigte, aber der mißtrauische Ton erzürnte Agathe, und sie antwortete: „Deinem Vater geht es gut. Was dich betrifft, so nimm dich in acht, Kind, daß du mir nicht durch Dünkel und Vorwitz verhaßt wirst. Wenn du älter und klüger bist, wirst du einsehen, daß man mit einem so kleinen Mädchen nicht über die ernsten Dinge sprechen kann, die Vater und Mutter beschäftigen.“

Silvia lächelte. Es war ein sehr besonderes Lächeln, das ungefähr zu sagen schien: ‚Du weichst mir aus und du willst mich täuschen, aber ich frage ja nur, um zu ergründen, ob du mich täuschen willst.‘ Nicht Dünkel und Vorwitz lag in dem Lächeln, sondern eine gleichsam in Träumen gewonnene Erfahrung. Von diesem Tage an wünschte Silvia, daß sie sterben möge, denn nun wähnte sie die Gewißheit erlangt zu haben, daß der Vater niemals zur Mutter zurückkehren werde. Warum es so war, begriff sie nicht; daß es so war, überhauchte ihr Wesen mit einer Schwermut, die aus der abgöttischen Liebe zum Vater stammte. Sie entbehrte ihn; sie verdorrte ohne ihn wie eine Blume ohne Regen. Sein Tod hätte sie vielleicht härter getroffen, doch hat der Tod für die Phantasie eines Kindes eine verklärende Macht. Sie wußte, daß er lebte, irgendwo draußen in der Welt, und die Tatsache seines plötzlichen Verschwindens, seines Fernbleibens erfüllte sie mit um so größerer Bangigkeit und Sehnsucht, als sie in sich selber die Ursache davon erblickte.

Sie bildete sich nämlich ein, daß er nur deshalb fortgegangen war, weil er sie nicht mehr hatte leiden mögen, weil er Unarten an ihr entdeckt hatte und eine andere, bessere, schönere Silvia haben wollte. Sie entsann sich, wie oft sie ihn geärgert hatte durch Grimassenschneiden, Lärmen auf der Treppe, Naschhaftigkeit und Ungehorsam; nie, solange sie lebte, würde sie sich's verzeihen können. Nur um unter dem Gewicht der eigenen Schlechtigkeit nicht erdrückt zu werden, verfolgte sie das Tun und Treiben der Mutter mit tadelsüchtigen Augen, war fast glücklich, wenn sie eine Schwäche an ihr beobachtete, und mit derselben wunderlichen Unbarmherzigkeit stand sie den Dienstleuten gegenüber und allem Mißgeschick, das dem Hause zustieß.

Bisweilen erwachte sie in der Nacht, und ihr war, als habe sie den Vater lachen gehört. Dann vermochte sie sich seine Züge so eindringlich vorzustellen, daß sie seine beim Lachen blitzenden Zähne sah und seine Augen, deren spottlustiger Glanz sie oft ergötzt hatte. Am meisten hatte sie ihn bewundert, wenn er ritt, und sie kannte kein größeres Vergnügen, als in einer dunklen Ecke zu kauern und sich zu erinnern, wie prächtig er auf dem Pferde gesessen.

Es verging kein Tag, ohne daß sie der Gefahren dachte, die ihn draußen in der unbekannten Welt bedrohten. Wilde Tiere konnten ihn überfallen; er konnte von einer Eisenbahnlokomotive ergriffen werden; er konnte in ein tiefes Wasser stürzen, sich in einem Wald verirren, in die Hände von Räubern geraten; er konnte einen Feind haben, der in einer finstern Gasse hinter

ihm herschlich, um ihn zu erstechen; er konnte krank werden, und kein Mensch war da, der ihn pflegte.

Ihr dünkte, daß es gut und mutig wäre, hinauszuziehen und ihn zu suchen. Sie war davon überzeugt, daß sie ihn finden würde. Den ganzen Sommer über spielte sie mit diesem Plan, und schon mehrmals war sie ein Stück Wegs über die Chaussee marschiert, um dann furchtsam wieder umzukehren. An einem Tag im Oktober war sie weiter gelangt als vordem; da hörte sie lautes Rufen, und, stehenbleibend, sah sie die dicke Österlein auf sich zurennen. Unter Schelten und Küssen schleppte diese den entflohenen Liebling zurück, und erst als Silvia versprach, einen derartigen Frevel nicht mehr zu begehen, gelobte sie, gegen die Mutter zu schweigen. Auf Silvia hatte das Versprechen keine andere Wirkung, als daß sie sie sich vornahm, beim nächstenmal pfiffiger zu sein. Ein paar Wochen lang wurde sie freilich von Frau Österlein mit Argusaugen bewacht, und sie grämte sich, daß die Tage immer kürzer wurden und das Wetter immer schlechter.

Es war an einem Morgen, als Agathe wegen der fälligen Zinsen der von Sylvester in Paris aufgenommenen Anleihe nach Eggenberg zu fahren beschlossen hatte. Sie wußte nicht, wie sie das Geld auftreiben sollte, und sah sich gezwungen, Hilfe oder wenigstens Rat vom Major zu erbitten. Silvia schlief noch, als sie ging. Zufällig berührte sie die Stirn des Kindes und sagte zur Österlein, die Stirn scheine ihr heiß, die Frau möge acht geben und Silvia im Zimmer halten. Silvia erhob sich mit einem Frösteln aus ihrem Bette und ließ sich von der Pflegerin ankleiden, was seit Monaten nicht mehr vorgekommen war, denn sie war in solchen Dingen sehr selbständig. Darauf ging Frau Österlein ins Bügelzimmer und dachte, das Mädchen werde wohl bei seinen Schreibheften sitzen bleiben. War es nun der fieberische Zustand oder das erwünschte Alleinsein oder die zu undämmbarem Drängen gewordene Sehnsucht, genug, Silvia verließ auf einmal die Stube und das Haus, schritt, ohne gesehen zu werden, über den Parkweg an der Orangerie vorbei und durch eine kleine Gartenpforte gegen den mehrere hundert Meter weit entfernten Wald. Sie hatte weder den Mantel angezogen, noch ihre Mütze aufgesetzt, aber sie spürte den rieselnden Regen nicht und ging erst langsamer, als sie unter den Bäumen war. ‚Wie ist das nur,‘ überlegte sie, ‚es geht immer weiter, da vorn geht es immer weiter, da hinten geht es immer weiter und in den Himmel hinauf geht es immer weiter: es ist komisch und langweilig.‘ Die neblige Dunkelheit im Forst erschreckte sie, und bald fühlte sie sich äußerst müde. Sie mußte beständig zu Boden schauen; so oft sie den Blick erhob, drehte sich alles im Kreis um sie. Die Stille tat ihr weh, aber wenn das dürre Laub unter ihren Füßen raschelte, wollte ihr Herz vor Angst brechen. Zuweilen bog sich der Weg nach links oder nach rechts, dann glaubte sie, der Vater komme ihr entgegen, und sie beschleunigte ihren Schritt. Allmählich wurden jedoch die Beine gar zu schwer. Sie setzte sich auf einen Wurzelstrunk und schluchzte leise in sich hinein. Schließlich fiel sie auf die Seite und verlor die Besinnung.

Gegen Mittag kam ein Holzfäller vorüber. Erstaunt betrachtete er das bleiche, überirdisch schöne Gesicht des anscheinend schlummernden Kindes, warf seine Last zur Erde, hob das Mädchen aus dem nassen Moos und trug es über eine Stunde Wegs nach Erfft zurück, wo alles in Sorge und Bestürzung war. Frau Oesterlein, der Inspektor, der Gärtner, der Stallbursche und zwei Mägde hatten die Gegend schon nach jeder Himmelsrichtung durchstreift, nur an den Wald hatte keiner gedacht. Frau Oesterlein war stumm erschüttert, als sie das Kind aus den Armen des Bringers nahm. Sie trug die bewußtlose Silvia in deren Zimmer und brachte sie zu Bett. Zwei Stunden später begann die Kranke zu delirieren. Am Abend, noch ehe Agathe eingetroffen war, kam der Arzt, und als er ging, sagte er zu Frau Marquardt: „Ich fürchte, das Kind wird den morgigen Tag nicht mehr erleben.“

⊠ ⊠ ⊠

Während seiner dreitägigen Reise hatte sich Sylvester keine Rast gegönnt; jetzt, unmittelbar vor dem Ziel, wäre er am liebsten wieder umgekehrt. Unter dem Vorwand, seinen Koffer erwarten zu müssen, blieb er in Würzburg. Die Frage, ob er seine An-

kunft in Erfft melden oder überraschend in sein Haus treten solle, verursachte ihm peinliche Überlegung. Wenn er an die ersten Augenblicke des Wiedersehens mit Agathe dachte, entsank ihm aller Mut, und er wünschte Agathe auf irgendeine Weise entfernen zu können, um Silvia für sich zu haben. Die ganze Kleinlichkeit und Engigkeit des bürgerlichen Daseins gähnte ihm wieder entgegen, die Geldsorgen, das Übelwollen beflissener Verwandten, und alles, was in dem Verhältnis zu Agathe zum Austrag gelangen sollte. Er nahm sich vor, vierzehn Tage in Erfft zu bleiben. Bis dahin mußte die Entscheidung gefallen und der Weg in die Zukunft offen sein. Von der Seite Agathes auf einen Widerstand gefaßt, den er bei ihrer edlen und herben Natur als schwer bekämpfbar schon jetzt empfand, hatte er doch die Gründe gesammelt, die sie zur Nachgiebigkeit bewegen mußten, und so beredt, so mild und so bezwingend war er nie gewesen wie in den einsamen Stunden, in denen er sich die Gespräche mit Agathe zurechtlegte.

Er wohnte nicht in dem Hotel, dessen Bedienstete vor einem Jahr Zeugen des Auftritts mit der schönen Rahel gewesen waren. Am dritten Morgen trieb es ihn nach dem Gäßchen, in dem der Laden des Händlers war. Türe und Auslagefenster waren mit Rollbalken versperrt, und das ganze Haus machte den Eindruck, als ob es verlassen sei. Indes Sylvester sinnend davor stand, gewahrte ihn der Portier des Gasthofs, erkannte ihn, trat mit einem halb vertraulichen, halb respektvollen Grinsen heran und erzählte, daß seit jenem Tage, der Herr Baron wisse schon, seit welchem, der Alte seine Butike nicht mehr geöffnet habe. Seine Tochter habe den Verstand verloren, sie tue nichts anderes als am Fenster sitzen und stumpfsinnig vor sich hinstarren. Sie habe bloß eine einzige Liebhaberei, man könne es ruhig eine Tollheit nennen: jede Woche einmal gebe ihr der Vater eine Uhr, eine richtige Taschenuhr, die zerstöre sie dann, ziehe die Feder und die Schräubchen heraus und sei glücklich, wenn alle Bestandteile Stück für Stück vor ihr lägen. Der Alte habe mehrere Uhren, die er dann immer wieder zusammensetzen lasse, um der Tochter von neuem eine Freude zu bereiten, denn die Uhr müsse ticken; wenn sie nicht ticke, lasse das Mädchen sie unberührt. „Finden Sie nicht, Herr Baron, daß das eine lustige Art von Verrücktheit ist?"

Sylvester antwortete nicht und ging weiter. In seinem Quartier angelangt, bestellte er für den Nachmittag einen Wagen. Sodann verabschiedete er den getreuen Adam, der mit der Post nach Dudsloch fahren sollte. Adam Hund war aufgeregt wie ein Bräutigam am Hochzeitsmorgen und sah aus wie ein lebendiger Beweis für die Hinfälligkeit aller Theorien. Er hatte seinem Weib ein silbernes Armband, einen buntgesprenkelten Schal, ein Paar Filzschuhe und ein halbes Dutzend roter Strümpfe gekauft, und mit diesen Gegenständen in seinem Rucksack dünkte er sich gegen alle künftigen Unbilden an seinem ehelichen Himmel gefeit. Sylvester zahlte ihm den vereinbarten Lohn und schenkte ihm außerdem noch zwanzig Taler. Um drei Uhr rumpelte die plumpe Kutsche, die ihn nach Erfft bringen sollte, über das holprige Pflaster der Stadt. Plötzlich ergriff ihn eine sonderbare Ungeduld. Auf der kotigen Straße ging es so langsam vorwärts, daß er einigemal ausstieg und mit raschen Schritten weitereilte. Es dämmerte bereits, als er die Häuser von Erfft sah. An der Landstraße befand sich eine kleine Schenke; er befahl den Kutscher, hierzubleiben und erst in einer halben Stunde nachzufahren, dann schlug er in der beginnenden Dunkelheit einen wohlbekannten Fußpfad ein.

Der Platz vor dem Haus lag öde. In den Stuben brannte noch kein Licht, auch im Flur war es noch finster. Er stieg die Treppe empor; kein Mensch war zu sehen. Am Ende des Gangs war Silvias Zimmer. Der Lichtschein im Schlüsselloch glich einem Stern. Da trat aus einer Tür zur Linken eine in der Dunkelheit nur umrissene Gestalt. Sylvester blieb stehen. „Bist du es, Agathe?" fragte er leise. Agathe stieß einen Schrei aus und klammerte sich an den Pfosten, als ob sie fliehen wollte und ihr der Weg abgeschnitten wäre. Die Tür von Silvias Zimmer wurde geöffnet, und auf der Schwelle erschien Frau Oesterlein mit warnend erhobenem Finger. Ihr zum Flüstern schon bewegter Mund erstarrte, als sie Sylvesters ansichtig wurde. In dem breit auf den Flur fließenden Lampenlicht

konnten Sylvester und Agathe einander in die Augen sehen.

Er reichte ihr die Hand. Stumm und kalt lag ihre Hand in seiner. „Wie geht es dir, Agathe?“ Sie antwortete nicht. Matt deutete sie gegen Silvias Zimmer. Sylvester griff sich an die Stirn; fünf Schritte, und er stand vor dem beleuchteten Gemach. Frau Oesterlein wollte ihm den Eintritt verwehren, er schob sie beiseite. Agathe folgte mit einem dumpfen Lächeln. Als Sylvester vor Silvias Bett auf die Knie gestürzt war und verzweifelt in die vom Fieber aufgeschwemmten Züge des Kindes schaute, als er die lieben, sinnlosen Worte vernahm, dem gebrochenen, heißen, suchenden, nicht erkennenden Blick begegnete, krampfte er die Hände in das Linnen und fühlte selbst den Tod, der diese Seele seiner Seele bedrohte.

Agathe legte ihm die Hand auf die Schulter. Er erhob sich und ging hinter ihr aus dem Zimmer. Im Flur sagte sie: „Letzte Nacht glaubten wir schon, es sei aus mit ihr, da begann sie plötzlich zu schlummern. Heute mittag ist das Fieber mit doppelter Gewalt zurückgekehrt. Vorhin war der Doktor hier. Läßt das Fieber in einer Stunde nicht nach, so ist sie verloren.“

Anderthalb Stunden lang saß Sylvester in seinem Zimmer. Um acht Uhr trat Agathe herein und sagte: „Sie schläft.“ Sylvester war es, als löse sich ein um seinen Hals geschlungener Strick. Agathe sank in einen Sessel und bedeckte das Gesicht mit den Händen. „Ich bin müde,“ flüsterte sie nach einer Weile, „ich habe seit vorgestern kein Auge zugetan. Auch du wirst müde sein. Gute Nacht.“

In seinem ganzen Leben hatte sich Sylvester nicht so allein gefühlt wie an diesem Abend in seinem eigenen Haus.

⁂

Das menschliche Dasein setzt sich aus Tagen zusammen, die Tage haben ihre Zeiten, jede der Zeiten hat ihr Erfordernis, Schlaf die eine, Arbeit die andere, Sättigung die dritte, und wer schlafen will, dem muß das Bett hergerichtet werden, und wer essen will, dem muß Speise gekocht werden, und wenn nun zwei Menschen unter demselben Dach hausen, sind sie durch kleinliche Bedürfnisse aufeinander gewiesen, und meiden sie sich auch, so sind sie durch die Dinge gebunden; die Sorge des einen lastet auf dem Genuß des andern, das Böse, das zwischen ihnen liegt, wird zerstückt, das Gute, das sie suchen, in unerwartete Bahnen gelenkt, und was mutig geplant war, endet in Zweifel und feigem Aufschieben.

Sylvester erfuhr dies. Er war gekommen, um ein Band zu zerreißen; nun umschlang dieses Band in hundert und aber hundert Windungen seine Glieder, und jeder Versuch, sich der Fesseln zu entledigen, erzeugte eine Wunde. Als Silvia wieder ihre Besinnung erlangt hatte und er an ihr Lager treten durfte, als das Kind ihn wie außer sich umhalste und dabei lachte und weinte und immer wieder sehen und greifen wollte, ob er es denn wirklich sei, wissen wollte, ob er sie noch lieb habe, ob er zu Hause bleibe und vieles sonst, was sie nur stammeln und schluchzen konnte, — als ihre Händchen sich stets von neuem nach ihm ausstreckten, sobald er Miene machte, sich zu entfernen, da begann er die Kette und die Wunden, die sie schürfte, zu spüren, und ratlos fragte er sich, was nun geschehen solle.

Kurz darauf kam Agathe in sein Zimmer. „Ich bitte dich nur um eines, Sylvester,“ sagte sie; „das Kind darf vorläufig nicht ahnen, wie es um uns steht. Ich will auch nicht, daß zwischen uns etwas besprochen wird, ehe Silvia ganz gesund ist. Wenn wir bei ihr sind, und es läßt sich nicht vermeiden, daß wir manchmal alle beide bei ihr sind, müssen wir uns sorgfältig hüten, ihren Verdacht zu erregen.“ Nach diesen Worten entfernte sich Agathe wieder. Sylvester fragte sich verwundert: ‚Was meint sie? Was weiß sie? Will sie mich mürbe machen durch Ungewißheit?‘

Doch erstaunte er über ihre Würde. Sie grüßten einander am Morgen, sie sagten einander Gutenacht am Abend, sie unterhielten sich friedfertig bei Tisch, sie lächelten einander zu, wenn sie an Silvias Bett saßen und spürten, mit wie angestrengter Aufmerksamkeit Silvia sie beobachtete; sie vermochten es sogar, über die durch Sylvester heraufbeschworene Schuldenkalamität sachlich zu verhandeln, und als der Major und seine Frau herüberkamen, um der Rekonvaleszentin einen Besuch abzustatten, spielte Agathe die Komödie einer

Münchner Stammtisch: Aus dem Kreise der „Zwanglosen". Gemälde von Walter Geffcken

Gattin, die ihrem Mann einen Fehltritt großmütig verziehen hat. Der Major war zurückhaltend; man sah es ihm an, daß er eine Auseinandersetzung wünschte und sie diesmal nur um Agathes willen vermied; Martha war voll Spott über die vermeintliche Dummheit Agathes und zeigte Sylvester eine verächtliche Kälte.

Unzählige Male sagte sich Sylvester: ‚Ich ertrag es nicht mehr.‘ Aber es war etwas in Agathe, das ihn niederzwang und gefügig machte. Oft lag ihm ein Wort auf der Zunge, das sie nötigen mußte, ihm Rede zu stehen; es gefror und wurde wesenlos, ehe er den Mund öffnete. Heimlich ging er im Haus herum; heimlich pfiff er dem Hund und wanderte in den Wald; heimlich las er ein Buch; heimlich redete er mit dem Inspektor und gab Anordnungen und Befehle. Agathes rascher Schritt verfolgte ihn; es knarrten nachts die Dielen unter ihrem Schritt, und sie schlief doch. Unerbittlich schallte ihre tiefe Stimme. Ihr Auge war klar, der Blick fest. Niemals und mit keiner Gebärde rechnete sie auf sein Wohlgefallen, und mit Strenge entäußerte sie sich alles dessen, was an weibliche Schlauheit und an weibliche Sehnsucht erinnern konnte.

War sie zugegen, so vermochte er den Namen Gabriele nicht einmal zu denken. Der Name enthielt das Fremdeste und zugleich das Vertrauteste, ein auf einem geheimnisvollen Eiland geführtes Märchenleben, Glück und Verzicht, Schuld und Entbehrung. Sein Geist war in einem beständigen leichten Rausch; er glaubte zu spüren, daß sie, die Ferne, mit ihren Träumen an ihm hing, und er liebte sich selbst in ihren Träumen. Er sah ihre herrliche Gestalt im dunklen Kleid mit sanft verhaltenen Bewegungen: das junge Mädchen. Sie trauerte. Aber schon nahm die Welt sie auf, der sie angehörte, deren Geschöpf sie war durch ihre Kunst; schon vergaß sie den Mann, der an der Grenze zweier Lebensalter stand und sie um ihre Jugend und ihre Kunst betrügen wollte, vergaß ihre Leidenschaft für ihn, wie man einen Irrtum, und die seine, wie man eine schöne Abendröte vergißt. Kunst ist ein Moloch; sie frißt Seelen und läßt ihrem Opfer nur den Schein der Selbstbestimmung: die Sängerin geht zu den Menschen wie in der Sage die Schwanenjungfrauen in mondhellen Nächten ans Gestade gehen und verdammt und ausgestoßen werden, wenn man ihnen das Zauberkleid raubt.

Sylvester fing an, vieles als Gesetz und Notwendigkeit zu begreifen, was er kurzsichtig als Mißgunst des Geschicks beklagt hatte, und voll Resignation folgerte er, daß sein Leben nutzlos und verbraucht sei.

Eines Abends, es war ungefähr eine Woche nach seiner Heimkunft, saß er mit Agathe beim Nachtessen. Sie waren zum erstenmal allein bei Tisch; bisher hatte Agathe immer den Inspektor und dessen Frau eingeladen. Sylvester aß lustlos und in kleinen Bissen und fand das Beisammensein beklemmend. „Marquardt hat gestern eine Andeutung fallen lassen, daß Achim Ursanner nicht mehr in der Gegend weilt,“ sagte er endlich; „das ist mir neu. Ich habe vergessen, den Inspektor deswegen zu fragen. Weißt du etwas Näheres?“

Agathe erzählte, wie sie vor einem Jahr Achim Ursanner besucht habe, wie sich aus einem Gespräch ein Freundschaftsverhältnis entwickelt, und wie er einmal im Sommer in Erfft gewesen; wenige Tage später sei das Anwesen in Randersacker abgebrannt und er habe ihr geschrieben. Den Brief wußte sie beinahe auswendig.

Sylvester runzelte die Stirn. Es war der blanke Widerspruchsgeist, der ihn zu der Bemerkung veranlaßte: „Es scheint mir aber doch, daß der gute Achim ein wenig wie ein Schwärmer und Starrkopf gehandelt hat. Um mit den Menschen zu leben, muß man sich ihrer zu bedienen wissen, nicht aber sie durch kindischen Trotz in Teufel verwandeln.“

„Findest du?“ antwortete Agathe ruhig. „Ich dagegen finde, daß er wie ein Mann gehandelt hat.“

Sylvester blickte jäh in ihr Gesicht. Das hatte messerscharf geklungen. „Es gibt vielerlei Arten, wie ein Mann zu handeln,“ versetzte er abweisend.

„Nein; es gibt nur eine einzige.“

„Und die wäre?“

„Die ist: durch die Tat bekräftigen, daß außerhalb des egoistischen Wohlbefindens noch etwas anderes, Höheres existiert.“

Sylvester zuckte die Achseln. Nach ein paar Minuten stand er auf, verbeugte sich höflich und ging in die Bibliothek. Er

warf sich in den breiten Polsterstuhl und dachte über Agathes Worte nach. Er haßte sie, weil sie den Mut besaß, ihm dergleichen zu sagen; er haßte sie, weil diese ihre Äußerung einen so tiefen Eindruck auf ihn übte; er wäre gern zurückgegangen, um ihr zuzurufen: ‚Ich hasse dich,‘ wenn er nicht neben dem Haß etwas empfunden hätte, das ihn klein und befangen machte. Regungslos kauerte er einige Stunden hindurch. Plötzlich richtete er sich empor und rief laut: „Es muß noch heute geschehen. Für uns beide ist kein Raum in demselben Haus."

Im Speisezimmer war es längst finster. Er hatte der Zeit nicht geachtet und wunderte sich, als er wahrnahm, daß Mitternacht vorüber war. Da er aber den Augenblick benutzen wollte, der seinem Vorsatz den höchsten Schwung verliehen hatte, betrat er Agathes Schlafgemach, entschlossen, sie zu wecken. Er hatte eine Kerze angezündet und trug sie in der Hand. Als er die Türe geöffnet hatte, war er erstaunt, zu sehen, daß mitten im Zimmer ein gepackter Koffer stand. Agathe schlief fest. Ihr Gesicht war blaß, um die Lider war ein Zug von Müdigkeit. Sylvester zauderte. Während er noch überlegte, fiel sein Blick auf den kleinen Schreibtisch und auf einen Brief, der, sicherlich kurz vorher geschrieben, noch offen dort lag. Er setzte sich hin und las: „Das Kind ist, Gott sei Dank, so weit, daß ich für mehrere Wochen zu Martha fahren kann. Bleibe so lange bei ihm, bis Du selber Erfft wieder verlässest. Ich gebe Dir die Freiheit. Ich hindere Dich nicht, Dir ein neues Leben zu schaffen, das Deinen Hoffnungen entspricht. Ich sehe ein, daß ich Dir nicht mehr genügen kann, und Du mußt wissen, daß ich Dir die Achtung nicht mehr entgegenzubringen vermag, ohne die eine Ehe zur Hölle wird. Laß Dich nicht durch die Sorge um mein ferneres Glück oder Unglück beirren. Ich bin gesund und kräftig, und ein Ereignis, auf das ich solange vorbereitet war, kann mich nicht zerschmettern. Gehorche der Stimme Deines Herzens. Möge es zum Segen für Dich sein. Die innerlich vollzogene Trennung auch äußerlich in aller Form und tunlichst rasch durchzuführen, darf ich Dich wohl bitten. Agathe."

Sylvester las den Brief dreimal. Da hörte er ein Geräusch und wandte sich um. Agathe war erwacht und hatte sich, den Kopf auf die Hand gestützt, halb aufgerichtet. Schweigend blickte sie herüber; schweigend erwiderte er den Blick. Mit einer unwillkürlichen Bewegung zog Agathe die Bettdecke bis an das Kinn. Kein Vorspiel eines Lächelns war in ihrem Gesicht, aber auch kein Unwillen, keine Frage, nichts als eine unbeschreibliche Ruhe. Sylvester stand auf, nahm die Kerze und sagte: „Gute Nacht, Agathe." In ihm tobten die seltsamsten, einander feindseligen Gefühle, aber wenn man ihn auf die Folterbank gelegt hätte, um ihm ein Wort zu entpressen, er hätte nichts anderes hervorbringen können als dieses: „Gute Nacht, Agathe."

In der Bibliothek griff er blind nach einem Buch. Es war die Bibel. Er schlug eine Seite auf und las unter den Sprüchen Salomonis: Behüte dein Herz mit allem Fleiß, denn aus demselben quillt das Leben.

⊠ ⊠ ⊠

Agathe war fort. Wenn Silvia sich nach ihrer Mutter erkundigte, wußte Sylvester nicht, was er sagen sollte, denn das Kind hatte ein Auge, vor dem sich schwer lügen ließ. Sie durfte schon aufstehen, mußte jedoch, des harten Winters wegen, das Zimmer hüten. Beim Erwachen war ihr erstes Wort der Vater, ihr letztes Lächeln am Abend war für ihn. Er spielte Kugel- oder Lottospiele mit ihr, oder er setzte sie auf seine Knie und erzählte ihr Geschichten, in denen zumeist von Piraten und Gespensterschiffen die Rede war. Sie hing an seinem Mund mit einem Entzücken, das nicht bloß der Geschichte galt; sie bewunderte seine Stimme, seine Art zu sprechen, seinen Blick und die Bewegungen seiner Brauen. Zartfühlend erriet sie auch jede Stimmung, in der sie ihm zur Last fiel; dann beschäftigte sie sich auf eigene Faust.

So verflossen anderthalb Wochen. Sylvester hatte während dieser Zeit viele Schreibereien, da er jetzt erst die Unordnung überblicken konnte, in die er die Wirtschaft gestürzt hatte. Er korrespondierte mit Agenten, mit Privatbanken, und mit einem reichen alten Onkel, der im Westfälischen lebte, und war ernstlich bemüht, seine Torheiten wieder gutzumachen. Bei alledem war seine Lage so sonderbar, daß

er immer die Empfindung hatte, er tue etwas ganz anderes als was er hätte tun sollen. Wartete Agathe nicht darauf, daß er fortging? War sie nicht seinem verwegensten Wunsch zuvorgekommen, indem sie ihm schenkte, was er ihr hatte abkämpfen wollen? Wie kam es, daß er blieb? Er begriff sich selber nicht. Eine Ausflucht nur war es, als er sich eines Tages sagte, es bedürfe, um dem unnatürlichen Schwanken ein Ende zu machen, noch einer Unterredung mit Agathe. Er schickte ihr durch den Gärtnerburschen einen Brief, welcher lautete: „Liebe Agathe! Morgen werde ich vierzig Jahre alt. Vielleicht ist dies der Grund eines Zögerns, das Dir unerklärlich erscheinen mag. Der Kreuzweg, an dem ich im Solstitium meines Lebens stehe, stimmt mich wider meinen Willen feierlich. Ich kann Deinen nächtlichen Brief nicht als einen Abschluß betrachten. Gib mir Gelegenheit, Dich noch einmal zu sehen. Wir müssen als Freunde voneinander scheiden. Eine Existenz im Paradies wäre mir vergällt, wenn ich Dich entfremdet wüßte. Ich schlage Dir vor, daß wir uns morgen nachmittag in Dudsloch treffen, es ist ein neutraler Ort zwischen den feindlichen Lagern. Benachrichtige mich, ob Du kommen wirst."

Agathe trug dem Boten mündlich ihr Einverständnis auf.

Dudsloch war vier Kilometer von Eggenberg und sechs von Erfft entfernt. Es lag in ziemlich ebener Landschaft und war auf drei Seiten von Wäldern umgeben; im Südosten war das Maintal. Mehr eine Meierei als ein Gutshof zu heißen, bestand es nur aus einem einfachen Bauernhaus und einigen Stallgebäuden. Sylvester ritt nach dem Mittagessen hinüber und wurde von Adam Hund mit schwermütiger Herzlichkeit, von Frau Brigitte Hund mit einem mißlungenen Hofknicks empfangen. Frau Brigitte legte Gewicht auf repräsentative Manieren. Daß sie eine Megäre war, erkannte man an ihrer hohen Stimme und an ihrem sauersüßen Lächeln, von dem sie sich einbildete, es sei herzgewinnend. Adam sah herabgekommen aus; die große Welt, in der er verkehrt hatte, haftete noch an ihm wie, um in seiner eigenen bildhaften Sprache zu bleiben, ein Rosenblatt an einer Mistgabel. Während auf dem beschneiten Weg, der vom Strom heraufführte, Agathe sichtbar wurde, fragte Sylvester, ob die oberen Zimmer ordentlich durchheizt seien. Adam bejahte; man habe auch gründlich lüften müssen, denn die Räume seien so lange versperrt gewesen, daß die Atmosphäre dick und muffig geworden sei.

Davon war noch etwas zu spüren, als Sylvester und Agathe eintraten. Es waren zwei Zimmer, schmal und niedrig wie Käfige, mit altväterischen Möbeln. Hier hatten sie, weil damals das Erffter Haus umgebaut worden war, die ersten Wochen ihrer Ehe verlebt. Alle beide schienen diese Erinnerung in ihrem Gesicht auszulöschen, als sich ihre Blicke begegneten.

Agathe legte Pelzmantel und Pelzhaube ab, strich ihre Frisur glatt, rückte einen der winzigen Lehnstühle zum Ofen und ließ sich darauf nieder. „Was willst du mir also sagen?" begann sie trocken.

Sylvesters Stirn verfinsterte sich. ‚Das ist eine ihrer Anwandlungen von hölzerner Verstocktheit,' dachte er ärgerlich. Nach einem Stillschweigen versetzte er, indem er ihr gegenüber Platz nahm: „Ich will dir sagen, daß ich ... daß ich keine Freude an mir habe."

„Warum nicht? Ist denn nicht alles in Erfüllung gegangen, was du begehrtest?"

„Es ist nichts davon in Erfüllung gegangen."

„Das tut mir leid. Jedenfalls liegt es nicht an mir, wenn deine Pläne fehlgeschlagen sind."

„Doch, Agathe, an dir, nur an dir."

„Ich verstehe dich nicht, Sylvester. Was für Opfer soll ich noch bringen?"

„Du willst mich nicht verstehen, Agathe. Ich habe dir ja geschrieben —"

„Du hast mir geschrieben, es sei dir unmöglich, im Bösen von mir zu scheiden. Du legst Wert darauf, daß wir Freunde bleiben. Was soll ich dazu sagen? Ich finde, daß du einen Luxus treibst, der etwas Imponierendes hat. Es genügt dir nicht, für die Befriedigung einer Laune den höchsten Preis zu zahlen, der bezahlt werden kann, du forderst auch, daß diejenige, die hauptsächlich die Kosten zu tragen hat, versichert, es sei nur eine Kleinigkeit, und man sei entzückt. Bin ich wie eine Kuh, die man melkt und auf die Weide treibt

und wieder melkt und so fort, bis ans selige Ende?"

Sylvester verfärbte sich. „Jedes Wort, Agathe," erwiderte er gepreßt, „jedes Wort ist Mißverständnis und Entstellung. Ich befriedige nicht eine Laune, ich habe das Unglück gehabt, eine Katastrophe zu erleben; ich wage kaum, darüber zu sprechen. Ich liebte ein wundersames Menschenwesen; ich liebte und wurde geliebt. Ich fand sie, und als ich sie gefunden hatte, verlor ich sie. Denn ich konnte dich nicht vergessen, Agathe. Wir beide konnten dich nicht vergessen. Was zwischen ihr und mir vorgefallen ist, dürfte ich meiner Tochter erzählen. Du warst so gegenwärtig, wie du es jetzt nicht einmal bist, und wenn wir beieinandersaßen, dachten wir an dich, und unsere Liebe wurde zum Raub an dir. An einem solchen Tag ging sie, und ich habe sie nicht wieder gesehen."

Agathe senkte den Blick und antwortete lange nicht. „Ich wußte es," sagte sie endlich wie zu sich selbst, „es ist genau wie du es schilderst. Aber was war vorher, Sylvester, ehe du zu ihr kamst? Vorher hast du doch mich und dich und dein Kind an alles Niedrigste der Welt verraten? Hab' ich unrecht?"

Sylvester zuckte zusammen. „Ja, es war so," gestand er zögernd, „ich will es nicht leugnen. Ich verteidige mich nicht, Agathe. Wenn du mich anklagst, hast du mich schon gerichtet."

„Ach, Sylvester," rief Agathe bewegt, „das wollte mich alles nicht so kränken, wenn du nur offen gewesen wärest, nicht so schief, so verhehlt. Hatte ich mir nicht wenigstens deine Offenheit verdient?"

„Es war nicht Unoffenheit, Agathe. Ich wollte dich nicht hinunterziehen in die — Labyrinthe. Und dann, du warst mir plötzlich so fremd geworden. Ich war in Gefahr, dich auf andere Weise zu verlieren, wenn ich nicht die Flucht ergriffen hätte. Was man auch Tiefsinniges über die Ehe sagen mag, zuletzt ist sie eine Angelegenheit der Nerven. Das Beste was sie sein kann, ist eine schicksalsvolle Freundschaft zwischen Menschen, die einander nicht stören. Wer mehr von ihr erwartet, belügt sich und wird grausam enttäuscht."

„Die bunten Gläser, durch die ich einst unser Leben betrachtet habe, sind mir schon lange aus der Hand geschlagen worden," sagte Agathe bitter.

„Das Unheil der Ehe besteht darin, daß sie vieles zur Pflicht macht, was freie Gabe sein soll," erwiderte Sylvester. „Wird dadurch nicht jede Gabe verdächtigt, jede Pflicht in Fron verwandelt? Der Anspruch auf Beständigkeit erzeugt Abtrünnigkeit, der Anspruch auf Treue Untreue. Doch hier ist etwas Mysteriöses, wovor meine ganze Weisheit verstummt," fuhr er grüblerisch fort; „ich hatte geglaubt, ich sei nur deshalb zurückgekommen, um mit deiner Einwilligung von dir wegzugehen. Ich kann aber nicht von dir weg, Agathe. Das ist es eigentlich, was ich dir sagen wollte."

In Agathes Gesicht zeigte sich eine kaum merkbare Erhellung, als ob ein feiner Schleier abgerissen würde. „Wie kannst du denn bei mir bleiben mit der Andern im Herzen?" entgegnete sie. „Sie würde dir immer engelhafter und ich immer unzulänglicher erscheinen. Eine solche Rivalität zu ertragen, ist keine Frau fähig. Ich denke, du bist jetzt nicht stark und ehrlich, sondern schwach und gutmütig. So schön eine Brücke ist, so schauderhaft sind mir Notbrücken, besonders wenn sie über stürmisches Wasser führen. Nein, nein, Sylvester, geh du nur hinüber ans andere Ufer; ich bleibe hier, wir wohnen ja doch nicht mehr im selben Land." Sie zog ihr Taschentuch, um es an die feuchten Augen zu bringen, besann sich aber in einer Regung des Trotzes und drückte es auf den Mund.

„Dann habe ich mich allerdings furchtbar geirrt," sagte Sylvester. Von allem, was ihm hätte widerfahren können, war ihm das standhafte Sträuben Agathes, das er anfangs dem Gefühl verletzter Würde zugeschrieben, das Unerwartetste. Daß sie ihn liebte, ihn allein, daran hatte er nicht im mindesten gezweifelt. Ihre Liebe war ihm so selbstverständlich gewesen wie die Luft, die er atmete; er hatte niemals die Möglichkeit erwogen, daß dieser Schatz an Liebe, den er in seltsam gleichgültiger Gewißheit für unerschöpflich gehalten, vergeudet werden könne. Die Einsicht, das dem nicht so war, weckte ihn förmlich auf; er begann anders zu sehen und zu hören; plötzlich erblickte er in Agathe ein Weib, das sich ihm versagte. „Was soll

nun werden?“ fragte er stockend. „Willst du es nicht mehr mit mir versuchen?“

„Du bist Herr in deinem Haus, und ich kann unser Kind nicht im Stich lassen, also muß ich mich deinem Beschluß fügen,“ antwortete Agathe hart, und ohne auf Sylvesters beschwörende Gebärde zu achten, sprach sie weiter: „Versuchen? Was heißt das? Ich bin nicht rachsüchtig, aber ich kann nicht hindern, daß das Erlittene auf mein Gemüt wirkt. Ich glaube nicht mehr an dich, Sylvester. Liegt dir an Verzeihung? Gibst du mir ein Recht, gibt es überhaupt ein Recht zu verzeihen? Dann habe ich dir verziehen seit dem Tag, an dem du kamst. Aber ich glaube nicht mehr an dich.“

„Was aber müßte geschehen, damit du den Glauben an mich wieder gewinnst?“ fragte Sylvester tonlos.

„Was geschehen müßte? Ich weiß es nicht. Oder vielleicht doch. Vielleicht müßtest du — es ist schwer, das auszudrücken; ob du mich nur recht verstehst — vielleicht müßtest du Achim Ursanners würdig werden.“

„Achim Ursanners würdig? Wie meinst du das?“

„Es ist mein Gefühl so. Ich finde kein anderes Wort dafür.“

Sylvester erhob sich und ging im Zimmer umher. Es dämmerte schon, und das blaue Schneelicht wurde violett. Die Stille war so groß, daß das Knistern der draußen von den Zweigen fallenden Flocken hörbar war.

„Willst du nicht gleich jetzt mit mir nach Erfft gehen?“ wandte sich Sylvester an Agathe. „Martha kann ja deine Sachen morgen hinüberschicken, und Silvia freut sich, wenn du kommst.“ Er war bemüht, seiner Haltung und seiner Stimme Ungezwungenheit zu verleihen, jedoch es gelang ihm nicht. Agathe stand ebenfalls auf, sah ihn forschend an und nickte.

Sylvester verabschiedete sich vom Ehepaar Hund. Sein Reitpferd ließ er in Dudsloch und sagte, er werde es am nächsten Tag holen lassen. Dann folgte er Agathe, die vorausgegangen war.

In einem ununterbrochenen Schweigen wanderten sie durch den Winterabend nach Hause.

⌘ ⌘ ⌘

Mit Hilfe eines mäßig zu verzinsenden Darlehens, das der Major gab, und der Summe von zwanzigtausend Talern, die der westfälische Onkel vorstreckte, brachte Sylvester seine zerrütteten Finanzen einstweilen in Ordnung. Er hatte mancherlei Pläne im Kopf, wollte eine Winzerschule gründen, Dudsloch in eine Zuchtanstalt für Mustervieh umwandeln, studierte die Fachzeitschriften wegen Ankaufs neuer landwirtschaftlicher Maschinen und beschäftigte sich nebenbei wieder mit seiner Liebhaberei für die Gartenkunst. Er war sechs bis acht Stunden während des Tags im Freien, und sein Trachten war, am Abend so müde zu sein, daß er nicht mehr denken konnte.

Wie vor der Unterredung in Dudsloch sah er Agathe nur bei den Mahlzeiten. Sie war freundlich, oft sogar gütig, er hingegen wortkarg und unstet. Wenn Agathe vom Tisch aufstand, blickte er ihr bisweilen wunderlich bittend nach. Es kam vor, daß sie allein in den Wald spazieren ging; beunruhigt folgte er ihr von weitem, versteckte sich hinter Buschwerk, wenn sie umkehrte, und war erst zufrieden, wenn er sie wieder in der Nähe der bewohnten Stätten wußte. Einmal blieb sie auf einer Lichtung stehen, schaute zurück und sah ihn, der eben in die Lichtung hinaustrat. Sie wartete, bis er herangekommen war, und fragte, ob er denselben Weg gegangen sei. Er bejahte.

Es war Ende Februar, einer jener milden und tückischen Tage, an denen die ganze Natur um den Frühling zu ringen scheint. Da war es Sylvester, als müsse er von Gabriele sprechen, und er erzählte der stumm lauschenden Frau die Geschichte seiner Liebe mit allen Einzelheiten. Nachdem er dies getan hatte, setzte er sich auf einen Baumstumpf und bat Agathe, sie möge allein nach Hause gehen. „Ach du,“ murmelte er verstört, als sie fort war, „du Hochmütige, du Selbstgewisse, du Quälerin, du Zuschauerin. Ließest mich erzählen, zu Ende erzählen, damit es auch wirklich zu Ende sei. Nun i s t es zu Ende.“ Er blieb sitzen, bis die Nacht anbrach.

Hypochondrie trat in seinem Wesen immer stärker hervor.

Sylvester gehörte zu jenen Männern, die mit zunehmenden Jahren vereinsamen. Er war der Freundschaft fähig gewesen wie wenige, und er hatte seine Freunde einen nach dem andern verloren. In jede

solche Beziehung hatte er Ideen und Ideale getragen, und jede war eben daran gescheitert. Er setzte seine Person zum Pfand und wurde mit Almosen abgespeist. Mit der Zeit begriff er, daß nichts in der Welt ärmer macht als Freundschaft zu suchen. Er brauchte geistige Zärtlichkeit, brüderliche Übereinstimmung, und da er zu viel Scharfblick und Menschenkenntnis hatte, um sich mit Surrogaten zu begnügen, wirkte er herrschsüchtig und launenhaft, wo er in seinen Erwartungen enttäuscht wurde. Sinnliche Naturen geraten leicht in einen Zustand der Unbefriedigung, auch der Gesellschaft gegenüber, und die Sylvester eigene Empfindlichkeit war die Ursache, daß er die Menschen gerade dann am meisten abstieß, wenn ihn der Menschenhunger zu ihnen trieb. Er erkannte zu spät, daß er unter einem Geschlecht lebte, das sich vor der Hingebung fürchtete und dem der Adel des Herzens fehlte. Er fand fast alle Männer nüchtern, leer, gemütsroh und hoffnungslos banal; so hatte er sich an die Frauen gewandt, als ob die Frauen einen glücklicheren Kontinent des Lebens bewohnten; hier halfen ihm Phantasiespiele, und während er eroberte, hatte er die Illusion, zu besitzen. Auch dies war nun vorüber, denn sein Haar zeigte graue Fäden.

Im Lauf des Frühjahrs machte er häufig Besuche in der Nachbarschaft. Er langweilte sich tödlich und kam jedesmal verstimmt nach Hause. Agathe billigte die Urteile nicht, die er über die Leute fällte; sie erinnerte sich des einen als eines anständigen Kaufmanns, des andern als eines verdienten Beamten, des dritten als eines opferwilligen Familienvaters, und die Erbarmungslosigkeit, mit der er über jene Gericht hielt, verletzte sie. Ihm war jeder fremde Mensch ein Feind, ihr war jeder Mensch ein Mensch.

Sie gab Sylvester verloren. Sie sah keinen Weg, wie er sich retten könne. Sie hütete sich aber, ihm ihre Verzweiflung zu zeigen. Oft war ihr zumute, als hielte sie den Mann mit äußerster Anstrengung ihrer Kraft und als müsse er fallen, wenn sie nur mit einem einzigen Gedanken von ihm abließ. Was sie von ihm erwartete, darüber hatte sie nicht die geringste Klarheit, dennoch wußte sie, daß die Glut, mit der sie eine geheimnisvolle Forderung an ihn stellte, nur durch die Erfüllung gelöscht werden konnte.

Eines Morgens, als Sylvester bei Silvia im Zimmer saß und sie in französischer Grammatik unterrichtete, wurde ihm ein Brief überbracht. Beim Anblick der Schriftzüge auf der Adresse verfärbte er sich, erhob sich sogleich und ging in die Bibliothek. Bebend öffnete er den Umschlag und las:

„Mein teurer Freund! Ich vermute Sie bei den Ihren zu Hause und hoffe, daß dieser Gruß aus weiter Ferne Sie erreicht. Seit sieben Wochen fahre ich hier in Amerika von Stadt zu Stadt, und es ist mir alles so fremdartig, als sei ich nicht ich selbst, und was ich mit den Menschen spreche und wie ich lebe, erscheint mir wie etwas Ausgedachtes und Unnatürliches. Bevor ich von England abgereist bin, habe ich mich mit dem Viscount Horace Darrington versprochen, aber wir werden erst heiraten, wenn er von Indien zurückkommt, und das dauert zwei Jahre. Nach diesen zwei Jahren werde ich aufhören zu singen. Ich bin nicht gerade müde; freilich, des Beifalls bin ich müde, der Zudringlichkeit und der Neugier auch, und bange wird mir manchmal bei dem Gedanken, daß ich jeden Abend in ein anderes Bett mich legen soll. Aber es ist nicht das, was meinen Vorsatz, der Öffentlichkeit Adieu zu sagen, erzeugt hat und immer stärker werden läßt; es ist das Gefühl, daß ich gegeben habe, was ich zu geben vermochte, und daß alles übrige nur Fertigkeit und höchstens Kunst ist. Heute noch treibt mich eine unbekannte Gewalt, es ist als ob ich etwas verkündigen sollte; morgen vielleicht ist es kein Befehl mehr, sondern bloß Gewohnheit, und das Heilige wird zum Hokuspokus. Heute noch beten und morgen leiern? Das ist meine Sache nicht; wenn mich nicht mehr die Andacht erfüllt, bin ich ein verlorenes Wesen, ein heimatloses Weib und muß vom Leben erbetteln, was die Kunst einem Weib nie und nimmer gewähren kann. Nun weiß ich ein Haus für mich und einen Hüter darin, und was gewesen ist, bleibt in seiner Schönheit bestehen. Ich habe das empfunden, als wir noch beisammen waren; ohne Sie wäre ich blind hingegangen zu der Grenze; in dieser Minute träumend, in der nächsten schon erwacht, hätte ich keinen Weg mehr gesehen und unbefriedigt,

mich selbst verkennend, immer wieder zum Traum zurückgewollt. Was könnte ich Ihnen außerdem noch sagen in den armseligen Worten, die ich habe? Vergessen kann ich nicht und wünsche auch nicht, daß irgend etwas hätte anders geschehen sollen. Ich möchte Sie leicht und Ihr Auge hell und Ihr Herz klingend machen, und mir ist, als könnte ich nur glücklich werden, wenn Sie es sind. Man braucht Kraft und Reinheit, um glücklich zu sein, um eins mit sich selbst zu sein. Meine Seele ist voll von Dank für Sie, und ich möchte für das Wort Freund ein noch nie gehörtes Wort finden, damit Sie spüren, wie Sie in und mit mir leben. Schreiben Sie mir nicht, antworten Sie nicht. Es wäre zu früh, es wäre zu wenig Fügung, zu viel Mahnung. Ihre Gabriele."

Nachdem Sylvester den Brief gelesen, verließ er das Haus und kehrte erst spät in der Nacht wieder heim.

Sein Dasein erschien ihm nun noch weit zerstückter, und er warf einen Tag um den andern gleichsam weg und zum voraus weg. Ein Aufruf der liberalen Partei erregte flüchtig sein Interesse, er besuchte auch eine Versammlung in Würzburg, aber dann sagte er zu Agathe, die auf dieses Emporraffen in ihm einige Hoffnung gesetzt hatte und nun ihre Enttäuschung kaum verbergen konnte, die Leute hätten keinen Begriff davon, was dem Lande wirklich nützen könne, ihr Treiben ekle ihn an.

Bei alledem fühlte er doch, eben was das nationale Leben betraf, eine eigentümliche Spannung in der Luft. Man atmete wie in einem abgeschlossenen schwülen Zimmer, wo man auf Dinge lauscht, die draußen vorgehen, und unwillkürlich Furcht empfindet bei jedem Tritt und jedem Flüstern. Gerüchte schwirrten auf und wurden wieder erstickt. Handel und Gewerbe stockten, und die Börsenkurse zeigten beunruhigende Schwankungen. Männer, die sonst den öffentlichen Angelegenheiten ohne Teilnahme gegenüberstanden, richteten den Blick besorgt auf die Geschehnisse, deren Entwicklung noch ganz im Dunkel verborgen war. Auch Sylvester ertappte sich bisweilen in der Ungeduld eines Zuschauers, der im Theater vergebens darauf warten muß, daß der Vorhang hochgezogen wird.

So kam der Sommer. Eines Tages war der Major zu Tisch in Erfft; nach dem Essen, man hatte über allerlei geredet, sagte er zu Sylvester: „Mein lieber Schwager, wir müssen auf große Dinge gefaßt sein. Es gibt Krieg."

Sylvester lächelte spöttisch. „Du bist ein so unverbesserlicher Patriot, daß dir ein Zeitungsgeschwätz schon wie Kanonendonner klingt," antwortete er.

„Na, wir werden sehen," meinte der Major, „übrigens steht in den Zeitungen gar nichts, ich habe nur so meine privaten Nachrichten. Der preußische Gesandte in Paris hat schon vor acht Monaten nach Berlin geschrieben: die Luft riecht nach Pulver. Ich habe viel gegen Bismarck einzuwenden, aber das muß man schon sagen, der Mann wird sich nichts gefallen lassen. Die Franzosen sind teuflisch übermütig geworden, und der Kaiser Napoleon sitzt auf einem wackligen Thron, deshalb will er seine Untertanen beschäftigen."

„Geh mir doch, mein Lieber," erwiderte Sylvester, „deine Politik schmeckt nach der Stammtischkneipe."

„Und wenn auch Krieg entstünde," warf Agathe mit ernster Miene ein, „wie kann man sich über ein so ungeheures Unglück freuen?"

„Verstehst du nicht, warum ich mich freue, Schwägerin?" rief der Major mit einer jungenhaften Begeisterung. „Wir werden sie verhauen, die Kerle, wir werden sie windelweich verhauen."

„Aber du doch nicht," sagte Agathe lächelnd.

„Nein, ich nicht," seufzte der Major, „für mich alten Krüppel ist an so was nicht zu denken. Sylvester hingegen, der kann noch seinen Mann stehen."

Agathe heftete die Augen erschrocken auf ihren Gatten. Sylvester runzelte die Stirn. „Ich befinde mich nicht mehr im Dienstverhältnis zur Armee," bemerkte er kühl, „und dann würde sich's ja wahrscheinlich um einen Krieg gegen Preußen handeln."

„Preußen?" fuhr der Major auf. „Himmel und Wetter, mir scheint, er weiß nicht einmal etwas von einem Schutz- und Trutzbündnis. Wenn es losgeht, geht's gegen uns alle, darauf kannst du dich verlassen, und alle werden zusammenhalten, darauf verlaß dich ebenfalls. Wen's juckt in der

Faust, der schlägt zu. Den Ofenhockern, na, denen wird eingeheizt." Er lachte mokant und zündete mit zitternden Fingern seine Pfeife an.

Agathe hielt es für geboten, dem Gespräch eine andere Richtung zu geben.

Drei Wochen später, an einem schwülen Julinachmittag, kam der Inspektor Marquardt in großer Erregung aus Würzburg zurück. Er brachte die Extraausgabe einer Zeitung mit, welche die Kriegserklärung enthielt. Das Blatt ging durch alle Hände, und bald standen Männer und Weiber im Hof und disputierten mit bestürzten und feierlichen Gesichtern. Silvia hatte sich in der Wohnung der Inspektorin befunden. Sie lief zu ihrer Mutter ins Haus. Agathe saß am Klavier. „Mutter, die Franzosen kommen," schrie das Kind mit aufgerissenen Augen. Agathe stand auf, schaute Silvia erstaunt an und trat ans Fenster. Der Inspektor gewahrte sie. Seine Mütze war in den Nacken gerutscht, die schweißtriefenden Haare hingen ihm in die Stirn. „Gnädige Frau," rief er, „es wird Krieg! Hurra! Es lebe der König!"

Sylvester war nach Kitzingen geritten. Abends um sieben Uhr kam er zurück. Er wußte die Neuigkeit schon. „Überall herrscht großes Entzücken, auch bei den Bauern," sagte er zu Agathe. „Das Volk ist wie toll. Es überrascht einen doch, so viel überschüssige Lebenskraft wahrzunehmen. Ich hätte es nicht gedacht." Während der Mahlzeit blieb er einsilbig, und als die Lampe gebracht wurde, las er einen Roman von Balzac. Agathe saß am Fenster. Sie war tief in Gedanken versunken.

„Glaubst du, daß Achim Ursanner im französischen Heer weiterdienen wird?" fragte sie plötzlich.

Sylvester schaute zerstreut empor. „Es ist wohl möglich," gab er zur Antwort.

„Er, der deutscheste Deutsche!" flüsterte Agathe beklommen.

Der Ausdruck in Sylvesters Zügen wurde gesammelter. Wachsende Unruhe umflorte seinen Blick. „Ja, hier hat das Fatum einen unentwirrbaren Knoten geschürzt," entgegnete er, fühlte aber, wie matt und künstlich die Floskel klang.

Agathe schwieg.

Die Nacht war so heiß, daß Sylvester, im Bette liegend, nicht einschlafen konnte. Die Uhr in der Bibliothek schlug zweimal, als er sich erhob und seine Kleider anzog, um in den Garten zu gehen. Der Himmel war prachtvoll bestirnt, und auf dem Rasen glänzte der Tau. Die andächtige Stille der Natur berührte ihn schmerzlich, wenn er des Schlachtens gedachte, das morgen, übermorgen beginnen und, wer konnte es wissen, vielleicht auch das friedliche Gefild um ihn her mit Blut düngen würde. Ihn schauderte.

Doch wie er so vor sich hinging, wollte es ihm scheinen, als ob jetzt nicht die Zeit für wehleidige Betrachtungen sei. Es wollte ihm scheinen, daß hier eine große Fügung auf große Empfindungen rechne. Die Ruhe der Nacht versetzte seinen Geist in eine wunderbare Schwingung. Er spürte den Enthusiasmus so vieler Millionen, spürte, daß sich sein Gemüt der Absonderung begab, um an der allgemeinen Entflammung teilzunehmen. Er hatte kein Recht mehr für sich allein, er hatte nur noch das Recht aller. Seine Augen begannen in der Dunkelheit zu leuchten. Seit langem war ihm nicht mehr so wohl ums Herz gewesen.

Im Bogen um das Orangeriegebäude schreitend, sah er eine weiße Gestalt auf einer Bank sitzen. Es war Agathe. Sie blickte kaum auf, als er sich näherte. Er setzte sich neben sie. „Hat es dich auch herausgetrieben?" fragte er.

Sie seufzte bloß.

„Hör' zu, Agathe," fuhr er fort, „ich werde morgen nach Erlangen fahren."

„Nach Erlangen? Aus welchem Grund?"

„Um mich bei meinem Bataillon zu stellen."

„Du willst —? Sylvester!" Es war ein halb klagender, halb jubelnder Aufschrei. Sie preßte das Gesicht schluchzend in die rechte Hand, die bebende Linke reichte sie ihm. Als sie sich ausgeweint hatte, gingen sie Hand in Hand ins Haus.

⊠ ⊠ ⊠

Am andern Morgen hatte Sylvester noch vielerlei zu erledigen. Er schrieb sein Testament und traf umsichtige Vorkehrungen wegen der Wirtschaftsleitung. Um elf Uhr kam der Major und war sehr ergriffen, als er hörte, daß Sylvester ins Feld zog. „Es rinnt eben doch ein guter Saft in seinen Adern," sagte er zu Agathe,

Das tapfere Schneiderlein

Holzbildwerk von Maximilian Roider

die still und bleich dastand; „sein Großvater ist Anno dreizehn bei Leipzig gefallen. So etwas hält nach."

Der Wagen, der ihn zum Bahnhof bringen sollte, war schon vorgefahren. „Wo ist Silvia?" erkundigte sich Sylvester. Da erschien das Kind mit einer Rose, die sie dem Vater gab. Die hellen Tränen liefen über ihre Backen, aber beim Abschied nahm sie sich heldenmütig zusammen. Agathe wurde immer bleicher. Sylvester umarmte sie, dann fiel sie dem Major ohnmächtig an die Brust. Die Leute vom Gut grüßten ihren Herrn schweigend und voll Ehrerbietung. „Ich weiß gewiß, daß der Vater wieder kommen wird," sagte Silvia mit gefalteten Händen. Als die Kutsche sich in Bewegung gesetzt hatte, schaute Sylvester noch einmal aus dem Schlag.

Die Züge hatten große Verspätungen, und so langte Sylvester erst am Abend in der Garnison an. Nur mit Mühe fand er in einem Weinwirtshaus Unterkunft. Es war ein Treiben in dem Städtchen, als ob Jahrmarkt wäre. Allenthalben war Musik und Gesang, doch sah man nirgends einen betrunkenen Menschen.

Um sechs Uhr morgens ging er zur Kommandantur und dann auf die Kanzlei des Jägerbataillons. Er war als Sekondeleutnant aus dem aktiven Dienst getreten und wurde in dieser Charge wieder eingereiht. Die Kerntruppe war schon ins Feld gerückt, und alle Räume der Kaserne waren voll von Rekruten und Freiwilligen. Beim Exerzieren merkte Sylvester zu seinem Schrecken, wie steif seine Glieder und wie verrostet seine Gelenke waren. Der nächste Truppenabmarsch sollte erst in zehn Tagen stattfinden; bis dahin mußten die jungen Mannschaften eingeschult sein, und die Übungen erschöpften den verweichlichten Körper Sylvesters so sehr, daß er seine ganze Willenskraft nötig hatte, um sich aufrecht zu erhalten.

Am fünften Tag schickte ihm Agathe mit einem ihrer Briefe ein Schreiben Adam Hunds. Adam gab darin seinen Vorsatz bekannt, daß er dem Beispiel seines Herrn folgen wolle. „Wo der Herr Baron stirbt, will ich auch sterben," schrieb er. „Ich habe bei den sechsten Jägern gedient wie der Herr Baron. Man wird einen alten Landwehrmann nicht abweisen. Der Krieg ist meine einzige Hoffnung. Wenn mich keine Kugel trifft, bleibe ich Soldat. Denn zwischen mir und meinem Weib steht es dermaßen übel, daß ich keinen Spaß mehr an diesem Leben finde. Ich bin ziemlich sicher, daß mich die elende Kreatur betrügt. Sie hat es mit dem Sohn eines Großbauern. Mein Gott, zu all dem Jammer noch die Schande! Da kann nur das Vaterland helfen. Des Himmels Strafe über sie. Ich ziehe von dannen. Bin ich ein gehörnter Ehemann, schön, so werde ich ein um so besserer Schütze sein."

Wenige Stunden später begegnete ihm Sylvester in der Kantine. Er war schon eingekleidet und sang mit den andern, wenn schon nicht ohne Gravität, kampflustig Lieder. Sylvester drückte ihm lächelnd die Hand.

An dem Morgen, an dem die Abteilungen endlich zum Bahnhof marschierten, verbreitete sich die Nachricht von einem großen Sieg der deutschen Armee. Der Eisenbahnzug, der über Würzburg nach der Pfalz fahren sollte, war mit Infanterie besetzt. Sylvester überlegte, ob er an Agathe telegraphieren solle, damit er sie in Würzburg sehen könne; er unterließ es jedoch, um nicht abermals Trennungsweh hervorrufen und empfinden zu müssen.

Auf den Stationen wurden Einzelheiten über die stattgefundene Schlacht erzählt. Es wurde von zehntausend Toten gesprochen. Unter den Offizieren gewahrte er viele sinnende und ernste Gesichter. Manche hatten die Lippen in einer Weise geschlossen, als seien sie nicht darüber im unklaren, was es heißen wollte, jung zu sterben. Zu ihnen fühlte sich Sylvester am meisten hingezogen. Aber auch unter den Mannschaften erregten viele seine Sympathie, die bei aller Tapferkeit der Haltung sich mit innerlichem Grauen von der Sonne bescheinen ließen.

In der letzten Pfälzer Bahnstation wurden die Truppen auswaggoniert. Einige Abteilungen, die gegen Metz ziehen sollten, setzten sich gleich in Marsch. Die Jäger mußten stundenlang warten, bis der führende Hauptmann genaue Order erhalten hatte. Es war schon gegen Abend, als die Kolonne den freundlichen Ort verließ. In einem Dorf mit vielen verbrannten Häusern war Nachtrast.

Während der folgenden Tage regnete es unaufhörlich. Am Rand eines Waldes sah Sylvester den ersten Toten. Es war ein französischer Franktireur. Die Kleider über der Brust waren offen; er trug keine Wäsche. Er lag in einem Reisighaufen und hatte ein Stückchen Schokolade in der blutigen, starren Hand. Ferner Geschützdonner war vernehmbar. Die Atmosphäre war eigentümlich rauchig. Auf einem Wiesenhang wurde eine Viehherde von preußischen Musketieren geweidet. Ein bebrillter Unteroffizier, der vielleicht unlängst auf einem Katheder gestanden, hatte die Aufsicht. Im Graben an der Chaussee lag mit gläsernen Augen ein erschossenes Pferd. Eine Eskadron Kavallerie sprengte vorüber. Im nächsten Quartier erhielten sie Nachrichten von der furchtbaren Schlacht bei Mars-la-Tour. Da wurde manchem das Herz enger. Sylvester überraschte einen Jäger, wie er ein Amulett, das er auf der Brust trug, hervorgezogen hatte und betrachtete.

Je weiter sie ins feindliche Land kamen, je widerspenstiger und gehässiger wurden die Bewohner. Das Requirieren der Nahrungsmittel erwies sich als schwierig, und der Hunger zwang die Soldaten oft zur Härte. Sie erbrachen die Weinkeller, drangen in alle Winkel der Häuser und rissen Kranke aus ihren Betten, um die Strohsäcke und Matratzen zu durchsuchen, in denen die Bauern bisweilen Brot und Fleisch verbargen. Beim Aufspüren der Verstecke zeigte sich Adam Hund am findigsten. Er gelangte auch wegen seiner Kochkunst und durch die Gabe, spannende Geschichten zu erzählen, zu Ansehen. Selbst die Offiziere verschmähten es nicht, ihm zu lauschen, wenn er seine Anekdoten zum besten gab, von denen jede mit einer moralischen Nutzanwendung schloß.

Eines Tages, als er seine wundgelaufenen Füße verband, brachte ihm ein altes Mütterchen eine Salbe, die sie für ihre beiden Söhne gemischt hatte, welche beide vor St. Privat gefallen waren. Ihre Freundlichkeit erschütterte ihn tiefer als alles gesehene Elend, und die Worte Krieg und Feind klangen sinnlos. Und als sie in ein Dorf kamen und vor der Tür einer Schenke ein junges Mädchen stand, in einer koketten roten Jacke, einen blumengeschmückten Hut auf dem reizenden Kopf, trat er zu ihr und unterhielt sie, indem er ihr von der Kaiserin Eugenie erzählte und deren Schönheit rühmte. Da fragte sie zutraulich, ob es wahr sei, daß Frankreich bisher alle Schlachten verloren habe. Er bejahte, worauf sie den Kopf senkte und bitterlich weinte. ‚O, Menschheit,‘ dachte Sylvester, und ihm dünkte, als stehe er hilflos auf einer Planke im Ozean.

Sie rasteten in einem von Franzosen verlassenen Biwak. Zeitungspapier, Proviantreste, Waffen, Kleidungsstücke und zersplitterte Granaten lagen umher. Sylvester schrieb auf der Trommel des Tambours einen Brief an Agathe. Dann bereitete er sich unter einem Birnbaum ein Bett aus Zeltdecken. Der Regen durchnäßte ihn bis auf die Haut, und er konnte nicht schlafen. Im Norden war der Horizont gerötet. Um ein Uhr nachts wurde alarmiert. Sie zogen weiter. Flammengarben sprühten über den Himmel. Von allen Seiten marschierten Truppen heran. Die von der fortwährenden Spannung und Erwartung mehr als von den Strapazen ermüdeten Soldaten fühlten, daß die Stunde der Entscheidung angebrochen sei. In der Nähe des Dorfes Buzancy stießen sie zu ihrem Bataillon. Einige Jäger warfen heimlich die Spielkarten fort, mit denen sie sich in den Quartieren die Zeit vertrieben hatten. Sylvester verspürte ein kaltes Rieseln längs der Rückenrinne, aber sein Herz blieb ruhig und sein Auge klar. Er hatte nur den Wunsch, möglichst bald ins Treffen zu kommen; hinter den Linien zu stehen, war so qualvoll wie einen Mörder im Nebenzimmer zu hören.

⌘ ⌘ ⌘

Unbestimmbare drohende Geräusche drangen von weit- und nahher durch die außerordentlich finstere Nacht. Den Mannschaften wurde die größte Stille befohlen. Ein Ordonnanzoffizier sauste auf seinem Pferd von Sommerance herüber. Sylvester kannte ihn. „Gibt's was Neues?“ — „Wir greifen an.“ — „Bald?“ — „Wahrscheinlich.“ Er sprengte davon.

Gegen die über den Strom geschlagene Schiffsbrücke ritt in langsamem Trabe ein preußisches Dragonerregiment. Dann jagte eine Batterie quer über das Feld. Sie protzten ab, schossen jedoch nicht. Jetzt

stieg hinter den Hügeln, gegen Sedan zu, ein gewaltiger Feuerschein auf.

Der Unterjäger, der hinter Sylvester stand, fluchte, weil ihm sein Hosengürtel gerissen war. Ein Mann aus der Korporalschaft bot ihm den seinen an. Es war ein kleiner dicker Mensch, im bürgerlichen Beruf Flötenspieler an einem Theater; er hatte sich immer durch Munterkeit ausgezeichnet, war jedoch seit einigen Stunden auffallend schweigsam. „Und du? Was wirst du machen?“ fragte der Unterjäger erstaunt. „Ach ich, ich werde ja doch heute totgeschossen,“ erwiderte der andere mit vollkommener Ruhe und schnallte seinen Gürtel ab. Sylvester drehte sich nach dem Manne um. Weder Prahlerei noch Angst war in dem pausbäckigen Gesicht zu bemerken, nur stumme Ergebung. Der Premierleutnant hatte ebenfalls die Worte des Soldaten gehört und wandte ihm sein hageres, in der Brandglut doppelt unheimliches Gesicht zu. Mit ihm hatte es eine eigene Bewandtnis; er hatte vor fünf Jahren wegen irgendwelcher Unregelmäßigkeiten den Dienst quittieren müssen. Als der Krieg ausgebrochen war, hatte er sich gemeldet, und man brauchte ihn nur anzusehen, um zu wissen, daß er fest entschlossen war, den Tod in der Schlacht zu sterben und damit seinen Makel auszulöschen.

Der Feuerschein verlohte. Es wurde wieder finster. In einem Gehöft krähte mit durchdringender Stimme ein Hahn. Die Soldaten lachten. „Dem ist ein zu großes Gedränge dahier,“ witzelte einer. „Ruhe!“ schrie der Hauptmann. Plötzlich krachte es rechts vorn. Ein Adjutant brachte den Befehl, das Bataillon solle über den Bahndamm marschieren und gegen das Dorf Bazeilles vorrücken. Die Abteilung setzte sich in Bewegung, erstieg den Damm und überschritt den Strom auf der Eisenbahnbrücke. Sylvester konnte das von dichtem Nebel bedeckte Gelände überschauen. Wenn aus fernen Geschützen die Blitze auffuhren, sah der Nebel wie brennende Baumwolle aus. Ein zweiter Befehl traf ein: das Bataillon habe vorläufig noch in Reserve zu bleiben. „Hinter den Damm zurück und niederlegen!“ hieß es. Mit klopfenden Herzen warfen sich alle ins feuchte Gras.

Auf einmal erschallte ein heftiges Kleingewehrfeuer. Das war in Bazeilles. Ein Generalstäbler berichtete, das Dorf sei von französischer Marineinfanterie und einem Teil des Korps Lebrun besetzt, es habe feste steinerne Häuser, und der Angriff sei erschwert dadurch, daß die Einwohner im Bunde mit den Soldaten schössen und die Straßen durch Barrikaden versperrt seien.

Sylvester und der Premierleutnant begaben sich auf den Damm. Die meisten Häuser von Bazeilles brannten schon. Die wachsenden Flammen erstickten förmlich den aufdämmernden Tag. Rings um das ungeheure Schlachtfeld donnerten die Kanonen. Die Erschütterung des Luftkreises vertrieb den Nebel, dafür wallten die weißlichen Dampfmassen aus den Schlünden der Geschütze und der schwarze, wurmartig gekrümmte Rauch von den brennenden Häusern empor. Chassepotkugeln zischten durch die Luft, und Sylvester und sein Begleiter wollten sich eben wieder in die Deckung begeben, als das Kommando: „Vorwärts! Ausschwärmen!“ ertönte.

Den Degen in der Faust, lief Sylvester vor der Schwärmerkette über den Damm und jenseits herab. Er wunderte sich dumpf, als ein Stück Himmel über ihm herrlich blau erstrahlte. Weit drüben im Gelände erblickte er ein ameisenhaftes Gewimmel rothosiger Soldaten. Sie sahen aus wie die Mohnblumen in einem Kornfeld. Auf allen Höhen, stundenweit im Umkreis, siedete der sonnenbeleuchtete Dampf. Das Donnern, Knattern, Sausen und Zischen hatte etwas Unwirkliches wie im Traum. Verwundete wurden vorübergetragen; ihr Stöhnen und Wimmern verlor sich im allgemeinen Getöse. In einer Ackerfurche lag ein menschlicher Arm. Sylvester hatte die Empfindung, er komme nicht vom Fleck, trotzdem er und seine Leute schnell liefen. Das gespenstische Knarren einer Mitrailleuse ließ ihn neugierig herumschauen; es war wie ein tierischer Laut und durchschnitt das Herz. Der kleine Flötenspieler machte plötzlich einen Sprung und stürzte auf das Gesicht. ‚Wie kann man nur so ungeschickt sein,‘ dachte Sylvester und rief ihm zu, er solle aufstehen. Ein Kamerad beugte sich über ihn. „Er ist tot,“ sagte er. Im selben Moment fiel auch dieser, in den Kopf getroffen, wie

ein Stück Holz. ‚Warum der und warum nicht ich?‘ dachte Sylvester verwundert.

Dicht vor Bazeilles lag das alte Schloß Dorival. Verwitterte Amoretten blickten aus dem Gesträuch. Im Vorbeiziehen hatte Sylvester das nämliche Gefühl, das er als Knabe gehabt, wenn er zur Schule hatte gehen müssen und auf dem Weg eine Spielverlockung an ihn herangetreten war.

Da platzte zwei Schritte neben ihm eine Granate; einem Mann an seiner Seite wurde wie durch ein unsichtbares Beil der Kopf vom Rumpf gerissen; er ging noch einen Schritt und brach zusammen wie Asche. Am Eingang des Dorfes lagen die Toten zu dreien und vieren übereinander. Der Erdboden war mit Blut begossen. Obwohl am Himmel die Sonne schien, war es in den Gassen düster wie am Abend. Aus allen Fenstern starrten Gewehrläufe. Aus mancher Kellerluke krachte ein halbes Dutzend Schüsse auf einmal. Jede Barrikade war mit Hunderten von Leichen gepflastert. Viele lagen mit friedlichen Gesichtern da, als ob sie schliefen, andere wieder zeigten einen Ausdruck grimmigster Qual. Immer neue Abteilungen rückten vor, frenetisch jubelnd stürmten sie in die Hauptgasse, und nach einigen Minuten waren sie hingemäht. Jedes einzelne Gebäude mußte wie eine Festung erobert werden. Aus den brennenden Räumen drang das Geschrei der Weiber und Kinder in den Höllenlärm. Von dem einstürzenden Gebälk der Dächer prasselten ununterbrochen Funken herab. Auf einer Brunnenstufe gewahrte Sylvester einen schwerverwundeten Jäger des dritten Bataillons. Dem Mann war die Hüfte zerschossen, und er schien Durst zu leiden. Sylvester gebot einem Soldaten, ihm Wasser zu reichen, aber der Verwundete bat um eine Zigarre. Der Soldat griff in die Tasche, gab ihm die Zigarre und zündete sie auch an, während um ihn her die Kugeln wie Hagelschloßen fielen. Nachdem jener die ersten Züge geraucht hatte, starb er. Sylvester ging weiter und sah seinen Premierleutnant tot auf einem Haufen anderer Toten liegen, rosigen Schaum über den Lippen.

Die dritte Kompagnie unternahm einen Sturm gegen ein Gebäude, das etwas außerhalb des Dorfes lag und von den Franzosen mit wildester Wut verteidigt wurde. Die Mauern des Hauses waren schwarz vor Alter; es hatte zwei Erker, und die Fenster waren vergittert. Jedes der beiden Stockwerke hatte sechs Fenster, an jedem Fenster standen die Soldaten enggedrängt, und die Erschossenen wurden sogleich wieder durch andere ersetzt. Die Granaten hatten das Dach eingeschlagen, aber bis jetzt hatte noch keine gezündet. Auch aus dem Sparrenwerk des Daches schossen die Feinde herab, und wie alle früheren Angriffe wurde jetzt der Angriff der dritten Kompagnie zurückgeschlagen. „Folgt mir, Jäger!“ rief Sylvester und verließ mit seinem Zug die Deckung einer Hofmauer. Die Leute waren sämtlich sehr blaß, gehorchten jedoch dem Befehl mit einem rachsüchtigen Hurrageschrei. Viele drückten die Augen halb zu, während sie liefen. Die vierte Kompagnie, deren Hauptmann gefallen war, vereinigte sich mit Sylvesters Abteilung. Einer um den anderen stürzte. Sylvester vernahm den süßlichen U—i-Laut, mit dem die Kugeln an seinem Ohr vorüberpfiffen. Auf einmal taumelte er und hatte ein Gefühl, als sei der linke Arm von einem fürchterlichen Keulenschlag getroffen worden. Das Blut floß aus dem Rockärmel. Zugleich sah er mit einer Kampfesaufregung, die ihm Schwindel verursachte, daß seine Jäger endlich bis an die Mauer jenes Hauses vorgedrungen waren, wo die Leichen in Hügeln lagen. Sie hatten die Gewehre umgedreht und schlugen, zwanzig zu gleicher Zeit, mit den Kolben wie mit Hämmern gegen das massive Tor. Angeln und Schloß gaben nach, das Haus war geöffnet, und die Tapferen erstiegen die drei Stufen; mit gefällten Bajonetten stürzten sie in den Flur. Eine Salve empfing sie, mehr als dreißig verhauchten ihr Leben, doch für die übrigen war kein Aufhalten mehr. Sylvester drängte sich eben durch sie hindurch in den Flur, als er, wie zu einer Bildsäule verwandelt, stehen blieb.

Der Feldwebel der vierten Kompagnie hatte die Verteidiger aufgefordert, sich zu ergeben. Einige der französischen Soldaten hatten unwillkürlich die Gewehre gesenkt. Darauf trat ihr Leutnant vor und rief dreimal mit starker Stimme und in einem Ton von äußerster, ja unbegreiflicher Ver-

zweiflung: „Jamais! Jamais! Jamais!“ Zugleich riß er einem seiner Leute das Gewehr aus den Händen und legte es an.

Diesen Mann gewahrte Sylvester jetzt. Er gewahrte ihn während des kurzen Zeitabschnittes, in dem sich der Offizier des Gewehrs seines Untergebenen bemächtigte und es an seine Schulter preßte. Er sah den festen, eigentümlich gelben und in seiner Gelbheit und vernunftlosen Raserei geradezu tigerhaften Blick — da erkannte er das Gesicht noch nicht. Eine Sekunde später erkannte er es. Die Geschehnisse gingen in so rascher Folge vor sich, daß der Geist mit einer erstaunlichen Schnelligkeit auffaßte und arbeitete. Von dem Moment des Anlegens der Waffe, der auf ihn gerichteten Waffe, bis zum Abfeuern des Schusses erkannte Sylvester nicht nur dieses Gesicht, erinnerte sich nicht nur aller früheren Begegnungen mit dem Manne, alles dessen, was zwischen ihnen lag, wunderte sich nicht nur über die schmerzliche Fügung, sondern empfand auch eine höchst gesteigerte liebende Teilnahme. Zu spät rang sich ein Schrei aus seinem Mund. „Achim!“ Das Schloß des Gewehrs war schon abgedrückt. Sylvester brach in die Knie.

Kaum hatte Achim Ursanner den Schrei vernommen, als er hinzueilte. „Sylvester,“ röchelte er, erhob die Augen und umkrallte mit den Fingern den Hals. Ein Unterjäger, vermeinend, daß der feindliche Leutnant seinem verwundeten Offizier noch zu Leibe wolle, hatte sich mit dem Gewehre in Positur gesetzt und stieß dem nahenden Ursanner das Bajonett mitten durchs Herz. Nun kamen die französischen Soldaten vom ersten Stock und vom Dachboden herunter und begannen neuerdings zu feuern. Der Feldwebel packte den starren Körper Sylvesters und zog ihn über die Stufen auf die Straße, wo er unter grauenvoll verkrampften Toten liegen blieb. Unterdessen stürmte die erste Jägerkompagnie unwiderstehlich an, und nach einer Viertelstunde war das schreckliche Haus in ihrem Besitz.

Sylvester war nicht völlig ohne Besinnung. Er wußte, daß er verwundet, schwer verwundet war und daß er wahrscheinlich verbluten würde, wenn keine Hilfe kam. Desungeachtet fühlte er keinen Schmerz; auch Todesfurcht spürte er nicht; ganz im Gegenteil schienen ihm seine Gedanken durch eine ungewöhnliche prickelnde Leichtigkeit ausgezeichnet. Er bildete sich ein, am Meeresstrand zu liegen. Die Wellen benetzten seine Kleider, und es war eine angenehme Empfindung von Gefahr, wie sie immer näher an seinen Körper rückten. Zuerst glaubte er, daß er sich in Bangor befinde; er glaubte es deshalb, weil Anna Ewel unweit von ihm eine Schürze wusch und sie an der Tür einer Badehütte aufhing. Dann aber sagte er sich, es sei Unsinn, Bangor habe gar keinen Strand, auch sei dort der Ozean nicht so blau. ‚Wo bin ich denn? Wo bin ich denn eigentlich?‘ quälte er sich. Da fiel ihm ein, daß das Gestade zwischen Amalfi und Salerno ebenso sanft und lieblich war wie hier; er gewahrte auch die olivenumwachsenen Hänge. Wie oft hatte er sie auf der Jagd nach Eidechsen durchstreift! Damals hatte er Eidechsen gefangen, denn er hatte eine Römerin geliebt, die viele Eidechsen in einem Glashaus hielt und fütterte. Nun kam sie selbst; er hatte ihren Namen vergessen. „Tut nichts,“ lachte ein Fischer, der eben seine Netze aus dem Boot zog, „wir heißen sie Angiolina.“ Der Klang dieses Wortes berauschte ihn. Auf einmal trabten zwei ungemein zierliche Esel vorbei, und als er sie neugierig betrachtete, sah er, daß das Sattelzeug aus zusammengesetzten Spielkarten bestand. ‚Das ist ein Racheakt von Lord Albany,‘ dachte er und ballte die Faust. Es wurde Nacht, und eine Person mit einer unvergleichlich schönen Stirn kniete neben ihm. „Bist du es wirklich, Gabriele?“ fragte er leise. Sie ergriff seine Hände, und während mit erbitterten Mienen Tausende von Menschen auftauchten, begann sie zu singen. Da hatte er den herzzerreißenden Argwohn, daß sie ihn verachte, daß sie falsch, listig und selbstsüchtig sei. Sein Vater und seine Mutter kamen und zwischen ihnen Silvia. Silvia trug einen Veichenkranz im Haar. Als er sie erblickte, fühlte er sich plötzlich aufgehoben und fortgetragen . . .

Der ihn aufhob und forttrug war Adam Hund. Seine Kompagnie hatte jenen letzten Angriff auf das Haus unternommen. Durch einen Kolbenhieb am Kopf verletzt, war er niedergefallen und hatte dabei das bleiche, leblose Gesicht Sylvesters gesehen. Dies

gab ihm seine Kräfte wieder. Er warf sich mit dem Gesicht auf die Brust Sylvesters und lauschte, ob das Herz noch schlug. So an der Brust seines Herrn ruhend, bezwang er zunächst sein Schwindelgefühl, dann, von der Hoffnung beseelt, daß noch Leben in dem Körper sei, raffte er sich auf, hob den Bewußtlosen empor und nahm ihn auf seinen Rücken, um ihn nach einem Verbandplatz zu schaffen. Die Schlacht wütete mit unverminderter Heftigkeit. Das Stück Feld, das Adam mit seiner Last überqueren mußte, war so vom feindlichen Feuer bestrichen, daß die Soldaten des elften Regiments, die jetzt zum Kampf rückten, sich nur kriechend vorwärts bewegten. Aber obwohl dreimal in seiner unmittelbaren Nähe Granaten krepierten, kümmerte sich Adam darum nicht. Ein Geschoß zerschmetterte ihm die rechte Hand. Er fluchte wie ein Fuhrknecht, trabte aber weiter, bis er zwei Sanitätsleute gewahrte, denen er zuwinkte. Da verließ ihn das Bewußtsein.

Diese Heldentat eines getreuen Dieners gehört, obwohl sie in bescheidenes Dunkel gehüllt blieb, zu den wunderbarsten eines an rühmlichen und berühmten Heldentaten reichen Tages.

⌘ ⌘ ⌘

Das Schloß Dorival war in ein Lazarett verwandelt worden, und hier fand Sylvester Unterkunft. Seine Heilung machte anfangs nur langsame Fortschritte, denn die Verletzung war lebensgefährlich und die Pflege bei der großen Anzahl von Verwundeten nicht ausreichend. In den Zimmern, auf den Korridoren, sogar in den Kellern lagen die Soldaten in langen Reihen, und der Anblick des Blutes und der furchtbaren Wunden, das markerschütternde Geschrei der Leute, denen Gliedmaßen abgesägt oder Geschosse aus dem Fleisch geschnitten wurden, bedrückte Sylvesters Gemüt und machte seinen Lebenswillen stumpf.

Aber nach einer Woche, als es in den schönen alten Gemächern des Schlosses etwas ruhiger geworden war, kam Agathe, und unter ihren sorgsamen Händen nahm die Wiederherstellung Sylvesters einen rascheren Verlauf. In den ersten beiden Nächten hatte sie in ihren Kleidern neben dem Lager des Gatten ruhen müssen, später verschaffte ihr der Oberarzt in der Wohnung des Kastellans ein notdürftiges Quartier. Ihre Umsicht, Entschlossenheit und Unermüdlichkeit gereichten nicht nur Sylvester, sondern auch vielen seiner Leidensgefährten zum Segen. Sie schrieb Briefe für die Verwundeten, half beim Verbinden, und ein bloßes Wort von ihr wirkte manchmal Wunder, ein Blick flößte Zuversicht ein, eine Berührung zauberte die Hoffnung in verfinsterte Augen. Es schien eine neue Kraft über sie gekommen, eine neue Seele, eine neue Jugend. Ihr Schritt war elastisch, ihre Stimme sonor wie ein Cello und von jener besonderen Resonanz, die nur die innere Freude gibt. Die ruhige Heiterkeit ihres Lächelns erregte Sylvester oft, wie einen Gefangenen der Gedanke an die Freiheit erregt. War sie ihm bisweilen fremd wie ein Bild, so war sie ihm zu andern Stunden vertraut wie eine Schwester; spürte er gleich für sie nicht das, was er Leidenschaft nannte, so stillte doch das Gefühl ihrer Gegenwart alle Unzufriedenheit in ihm.

Eine rätselhafte Scheu verhinderte ihn lange, ihr von der Begegnung mit Achim Ursanner zu erzählen. Als er es endlich tat, war er nicht wenig betroffen von der Art, wie sie es aufnahm, ohne Staunen, ohne ein sichtbares Zeichen der Ergriffenheit. Offenbar dünkte ihr die Fügung so schicksalsvoll und so mit dem innersten Sinn ihres Daseins, ihrer Zukunft verwebt, daß sie ihm während seiner Erzählung den Eindruck eines Menschen machte, dem man ein Ereignis berichtet, dessen Zeuge er gewesen ist. Da erkannte er, wieviel Märchenhaftes, Wunsch- und Wahnversponnenes selbst in einer Frau wie Agathe verborgen war, die mit ihren beiden Füßen fest auf der wirklichen Erde stand. Was aber dabei in ihr vorging und wie sie das Geschehene in ihrem Geist ordnete, vermochte er nicht zu ergründen, wollte es auch nicht ergründen. Ihm schien, daß dieses Geheimnis sie reicher und reiner mache. Einige Tage später sagte sie zu ihm, der Gedanke schmerze sie, daß Achim Ursanner in einem Massengrab vermodern solle, und Sylvester versprach, dafür Sorge zu tragen, daß der Leib des unglücklichen Freundes eine würdige Ruhestätte erhalte. Es war aber unmöglich, den Leichnam unter den Tausenden von Toten aufzufinden oder zu erfahren, in welche Grube er eingescharrt worden war.

Obwohl Sylvesters völlige Genesung noch mehrere Monate dauern mußte, erlaubten die Ärzte nach drei Wochen den Transport in die Heimat. Adam Hund begleitete Sylvester und Agathe. Er hatte den Arm in der Binde, und es war ziemlich sicher, daß seine Hand lahm bleiben und nie wieder erquickende und nützliche Sentenzen auf allerlei Briefpapier verewigen würde, es sei denn, sie übertrug dieses Amt an ihre Gefährtin zur Linken. Doch war Adam Hund deswegen nicht verhindert, in seinem Umgang mit gewöhnlichen Sterblichen ein majestätisches Benehmen für angebracht zu halten, und trotzdem ihm Frau Brigitte Hund nicht den Gefallen erwiesen hatte, mit ihrem Galan das Weite zu suchen, trotzdem sie ihm nach wie vor die Suppe versalzte und den Brotkorb hoch hängte, raubte ihm die Beimischung von Ehebitternis nichts von seiner innerlichen Würde. Die Ursache des eitlen und verstiegenen Wesens war, daß er sich während des Krieges einen Vollbart hatte wachsen lassen und im Bewußtsein dieses männlichen Schmuckes, dessen ungeahnte Glücksquellen er nie zuvor ermessen hatte, von einer Begeisterung für seine eigene Stattlichkeit durchdrungen war, die viele Menschen unwillkürlich nötigte, ein so echtes und überzeugendes Gefühl zu teilen. Es heißt, daß sogar Frau Brigitte gegenüber dieser unwiderstehlichen Kriegstrophäe Regungen von Zärtlichkeit an den Tag gelegt haben soll.

Schon im Frühjahr konnte Sylvester, von Agathe und Silvia begleitet, kleine Spaziergänge unternehmen. Als der Friede geschlossen wurde, hatte er seine Gesundheit und Kraft zurückgewonnen. Aus Dämmerung und Dunkelheit, aus Zerrüttung und Verwirrung stieg sein Genius wieder ans Licht empor, und war es Notwendigkeit, daß er sich begnügte, so war es Verdienst, daß er sich bezwingen lernte. Es war schön, zu sein, noch schöner, zu wirken, und was an unfrohen Trieben keimte und wucherte, wurde durch die vielfältige Mühsal des Tages um so leichter beschwichtigt, als ja ein Mann von vierzig Jahren, wenn die Lebensuhr nicht stillesteht, mit der Zeit ein Mann von fünfzig Jahren wird.

Seufzerspuk

In dieser Vorstadtgasse war ich nicht
Seit zwanzig Jahren! Großstadtzufallslaunen!
Heut führt mich der Beruf und Alltagspflicht,
Und plötzlich hör' ich ein geheimes Raunen.

Ein Flüstern in der Luft, weither, weither.
Was zwingt mich, hier an diesem nüchtern grauen,
Gleichgültigen Haus, als ob's was Sondres wär',
Zu jenem Fenster dort emporzuschauen?

Wer ruft mir aus dem Fenster? Kenn' ich dich,
Haus zwischen Häusern, Fenster zwischen Fenstern?
Tag ist und Wirklichkeit und Lärm um mich,
Und scheinst mir doch voll Trug und Nachtgespenstern!

Auf einmal weiß ich's: Eine wohnte da,
Nach deren Blick ich bebte, glutgeblendet,
Zu deren Fenstern ich voll Sehnen sah,
Zu der ich Seufzer durch die Nacht gesendet.

Die irrten all die Jahre um dies Haus,
Sie kehren heim zur Brust, die sie geboren.
Ich gehe weiter, und der Spuk ist aus.
Es geht kein Seufzer in der Welt verloren ...

Hugo Salus

Der Regenbogen

Von

Paul Mochmann

Der Regen rauschte aus. Ich schritt im Wald,
Wo klingend noch die blanken Zweige troffen.
Doch lichter ward der Stämme Wirrnis bald,
Und plötzlich lag vor mir die Ebne offen;

Gleich einen Teppich, drin, mit Fleiß gemischt,
Sich tausend Fäden einen zum Gebilde,
Und wie ein Spielzeug, zierlich aufgetischt,
Stand Dorf und Kirche mitten im Gefilde.

Dahinter ragte aber schwärzlich blau
Hoch auf am Himmel eine Wettermauer.
Dumpfdonnernd bebte oft der Wolkenbau,
Und erdwärts fuhren Blitz und Regenschauer.

Vom Kirchturm, den der Flammenstrahl umfuhr,
Hub da ein helles Glöcklein an zu stürmen:
Breit', Herr, die Hände über unsre Flur,
Wir baun auf dich, wenn sich die Wolken türmen!

Aus schwarzer Scholle riefest du die Saat,
Wir sahn sie blühen, sahn sie sacht sich bräunen
Und rüsteten uns fröhlich schon zur Mahd —
Scharf sind die Sensen. Offen stehn die Scheunen.

Die schwanken Halme tragen unser Brot,
Das Brot, um das wir täglich zu dir flehen.
Zerbrichst du sie, kommt über uns die Not,
Wir müssen hungern oder betteln gehen.

Und immer schriller klang der Glocke Ton:
Daß du die Felder schützest vor den Streichen
Der Wetter, die dort mitternächtig drohn,
Gib uns ein Zeichen, Herr! Gib uns ein Zeichen!

So flehte himmelan der ehrne Mund,
Und bange Schauer liefen durchs Gefilde.
Da, siehe, auf dem dunkeln Wolkengrund
Wob duftig sich ein schimmerndes Gebilde.

Wie einer Brücke kühn geschwungner Bau,
Die Pfeiler wurzelnd in des Kornes Wogen,
So spannte über die bedrohte Au
In lichten Farben sich der Regenbogen.

Der Sieger

Gemälde von Prof. Lovis Corinth

(Im Besitz von Georg Caspari in Berlin)

Selbſtbildnis von Lovis Corinth aus dem Jahre 1896
(Im Beſitz von Dr. A. Ulrich in Leipzig)

Lovis Corinth. Von Prof. Dr. Georg Biermann

Vor vier Jahren erſchien unter dem Titel „Legenden aus dem Künſtlerleben“ ein Buch, das den Maler Lovis Corinth, den Präſidenten der Berliner Sezeſſion, zum Verfaſſer hatte und berechtigtes Aufſehen machte. Denn die Geſchichte des jungen Heinrich Stiemer, der das Pſeudonym des Autors iſt, gibt die Selbſtbiographie des Meiſters, die mit einer Schlichtheit ſondergleichen, gewürzt von derbem Humor, erzählt wird und uns tiefer auch in das Schaffen des Künſtlers, in das Werden und Wachſen der Perſönlichkeit einführt als alles, was bisher in gelehrten Abhandlungen über die Werke Corinths von dritter Seite geſchrieben wurde. Wer dieſes Buch geleſen hat, wird keinen Augenblick mehr im Zweifel darüber ſein, daß eine faſt bewußte Folgerichtigkeit die Entwicklung des Malers beſtimmt hat und daß jedes ſeiner Werke letzten Endes immer nur der Ausdruck einer Perſönlichkeit geweſen iſt, die das ſeltene Glück gehabt hat, ſich von Anfang an — unbeirrt um den Beifall oder den Geſchmack der Menge — treu zu bleiben, die allein dem angeborenen Temperament bei allem, was ſie bisher geſchaffen, folgte. Ich perſönlich liebe dies Buch wie nur wenige Selbſtbekenntniſſe, die uns die Literatur des letzten Jahrhunderts vermacht hat. In dieſem Heinrich Stiemer iſt ein Stück Künſtler- und Lebensgeſchichte verkörpert, das erzieheriſch wirken kann und zugleich doch nur wie ein Kapitel aus jenem nie erſchöpften Buch von Künſtlers Erdenwallen ſchlechthin anmutet. So bedeutet dieſe knapp hingeſetzte Autobiographie einen wichtigen Schlüſſel zu dem Verſtändnis der Corinthſchen Eigennote in der Malerei unſerer Moderne.

Denn wenn man je von einem Künſtler hat ſagen dürfen, daß ſeine Schöpfungen ein Stück Lebensbeichte ſind, daß ſich in ihnen Temperament und Sinnesart ihres Urhebers unverfälſcht ſpiegeln, ſo trifft das auf Corinth zu.

An dieſer allgemein vorweggenommenen

Falschspieler. (Gemälde aus der Pariser Zeit, vom Künstler späterhin zerstört)

Einschätzung der Corinthschen Kunst kann auch die gelegentlich wohl berechtigte Kritik vor einzelnen seiner Arbeiten nichts ändern; denn heute geht das einzelne Werk ganz im Rahmen der mehrere hundert Nummern umspannenden künstlerischen Lebensarbeit unter, und es kann sich auch für den Geschichtsschreiber der neuesten Zeit nur darum handeln, den Künstler nach dem Wertzuwachs einzuschätzen, den seine Persönlichkeit unserer Epoche vermittelte. Der aber ist groß. Denn um Corinth so zu verstehen, wie es die objektive Kritik erfordert, muß man die Fühlung zu seinem Temperament, zu seiner ostpreußischen Geradheit, zu dem würzigen Boden, aus dem er seine Kräfte sog, gewinnen, muß man mit Heinrich Stiemer die Jugend in einem so von krassen Gegensätzen erfüllten Milieu erlebt haben und dem Meister auch menschlich näher getreten sein. Gedanken vieler Jahre, die Corinths Leben im Innersten bewegt haben, sein Verhältnis zur biblischen Legende oder gar zur antikisch heiteren Götterwelt, das bei ihm so persönlich formuliert wurde, erscheinen dann in seinen Werken in ganz ursprünglicher Frische und Herbheit. Oft hat die Kunstkritik den Namen eines Frans Hals, oft auch den von Rubens vor den Bildern Corinths namhaft gemacht, und doch berühren diese Hinweise nur von fern die Eigenart des Meisters. Denn alle diese Andeutungen, die ihn zu der Vergangenheit in Beziehung setzen wollen, treffen bestenfalls Stimmungsgrade in diesen oder jenen Werken, die sich nur äußerlich begegnen.

Vielleicht ist der Augenblick gar nicht mehr so fern, wo man auch die Kunst unserer Tage, wie es das Kriterium an der vergangenen verlangt, einzig unter dem Gesichtspunkt der Persönlichkeit wertet. Jener Heinrich Stiemer aus den Legenden eines Künstlerlebens, der als der Sohn eines ostpreußischen Gerbermeisters 1858 im Dorfe Tapiau das Licht der Welt erblickte, der dann wie Rembrandt, des Müllers Sohn von Leiden, zum gelehrten

Studium bestimmt und zur Tante, Schuhmacherswitwe, nach Königsberg geschickt wurde, wo er es nur mit innerer Unlust bis zum Einjährigen brachte, der die Akademie bezog, nach München kam, über Antwerpen nach Paris weiterpilgerte, wo er im Salon den ersten Erfolg einstecken durfte, — dieser Heinrich Stiemer weist verallgemeinernd auf jene in jeder Künstlerpersönlichkeit wichtigste Zeit der Jugendentwicklung hin, die auch für den Aufstieg des reifen Mannes von nachhaltigen Folgen gewesen ist. Und gerade die schlichte Lebensbeichte, die mit kluger Berechnung in dem Augenblick abbricht, wo die Werke selbst die beste Erklärung für das Wollen und die Sinnesart ihres Schöpfers zu geben beginnen, wird für Corinth die Voraussetzung zu einem wirklichen Einfühlen in alles, was die moderne Kunst seinem Pinsel dankt.

Wieviel das ist, wird erst die für den Januar 1913 in der Sezession geplante Ausstellung seines gesamten Lebenswerkes dartun, und erst dann wird man sich, noch besser als es hier an Hand der Proben möglich ist, Rechenschaft über die Summe von Licht und Schatten ablegen können, die beide gleichmäßig über Corinths künstlerischer Entwicklung gelagert sind.

❧ ❧ ❧

Es ist kein Zufall, wenn die Phantasie das Leben unseres Meisters immer wieder zu jenen alten Holländern vom Schlage eines Hals in Parallele rückt, die in einem ähnlichen Umkreis von bäurisch-derber Bourgeoisie aufwuchsen, auf einem Boden, der noch keine Kultur sein eigen nannte, aber von der gesunden Seeluft seine Fruchtbarkeit empfing und die Menschen zu rückhaltloser Lebensbejahung erzog. Hier erklang das Lachen laut und ungedämpft, hier erscholl die Musik der Leidenschaften in einem einzigen Fortissimo; hier war die Freude an den Genüssen des Alltags das einzige Evangelium des ganzen Volkes. Die Hals, Steen und Brouwer, die so oft mit köstlichem Humor die Sittenchronik ihrer Zeit ausgeschrieben, führen uns mit einem Schlage in die Moral ihrer Gesellschaft ein, deren fast einziger Vorzug die rücksichtslose Offenheit genannt werden darf. Was Heinrich Stiemer von seiner Jugend erzählt, klingt wie die Geschichte eines jener „Schilderer" aus dem XVII. Jahrhundert, die ähnlich wie er auf einem seebenachbarten Stück Heimaterde heranwuchsen. Auch in Corinths Jugend mischen sich die Eindrücke jener derben bäuerlichen Weltanschauung mit dem unbewußten Ahnen seines überlegenen künstlerischen Temperamentes. Wie der Vater um das Fell eines Ochsen feilscht, wie die Knechte und Mägde mit stark gepfefferten Scherzen

Bildnis des Pianisten Conrad Ansorge
(Im Besitz der Sezessionsgalerie in München)

Salome. (Im Besitz von Frau Carl Toelle in Barmen)

ihre Abende verbringen, wie der Junge zum Metzger schleicht, um im Auftrag der filzigen Tante für ein „Dittchen" Karbonade zu kaufen — wie dann der Akademiker in einem fernen Fischerneste an der Nehrung im Kneipenduft seine Abende verbringt, nicht ohne seltene Lebenserfahrungen zu sammeln, all das mutet an wie Bilder aus dem Steenschen „Haushalt" oder wie ein Kapitel Brouwerscher Rüpelhaftigkeiten. Nur eines hat Corinth in diesen Jahren seiner frühen Zeit nicht gelernt, die Offenheit zu verbergen oder der Vornehmheit Zugeständnisse zu machen, die mit modischen Allüren sich in der Figur eines seiner Kollegen auch nach hier oben in die Einsamkeit hin verirrte. Gerade geht er seinen Weg voran, ein gutmütiger gesunder Junge, in dessen Natur sich viel von echter Kindlichkeit mit einem bullenhaftem Kraftbewußtsein eint, der einen offenen Sinn für die Schönheit der Landschaft und die Schrullen der ihn umgebenden Menschen hat, immer hilfsbereit, immer auch zu Scherzen aufgelegt. Das Grüblerische liegt seinem Temperamente nicht, und doch wurde gerade dieser Künstler, der in seinen Werken so oft als ungeschlachter Riese erscheint, einer der feinsinnigsten Beobachter künstlerischen Lebens, einer der besten Literaten seines Faches. Diese seltsame Mischung des überlegenen Verstandes mit einer rückhaltlos auf Bejahung eingestellten Kraftnatur klingt auch in jenen Werken des Meisters wieder, die über die Motive des Alltags hinaus mit naivem Geiste den Anschluß an die Sagenwelt des Altertums, an die Erzählungen der Heiligen Schrift suchen. Und man kann sich sogar unschwer vorstellen, daß Odysseus mit dem Bettler wirklich so kämpfte, wie Corinth die Szene gemalt hat — daß die Kreuzigung Christi, von rohen Kriegsgesellen besorgt, in der Tat diesen grausam brutalen Anblick gehabt haben muß, wie er sich vor dem Gemälde

des Meisters — uneingedenk der hohen Künstlerschaft dieses Werkes — dem Beschauer mitteilt. Das leitet wie von selbst zum Künstler Corinth hinüber, der immer nie etwas anderes hat sein wollen als jener Mensch Heinrich Stiemer, den er uns selbst geschildert hat, der auch, als ihn das Leben längst in die große Welt eingeführt, immer halb Kind, halb Vollblut in seiner Gesinnung und in seiner Kunst geblieben ist.

Will man in knapp gezogenem Rahmen eine Analyse der Corinthschen Kunst versuchen, so kann man sagen, daß sein Lebenswerk zunächst rein äußerlich eine Vielseitigkeit, einen Reichtum der Phantasie und der Empfindungen aufzeichnet, die selbst in unseren Tagen der kosmopolitischen Talente selten sind. Neben dem Maler verlangt der Graphiker sein Recht, neben diesem der Buchkünstler, der z. B. das Hohelied Salomonis wundervoll auf eine neue dichterisch-künstlerische Formel hingebracht hat; sogar der für Max Reinhardt tätige Bühnenkünstler verdiente eingehende Betrachtung. Aber gerade in dieser vielseitigen Betätigung ist das Temperament niemals zerflattert oder auf Dinge abgelenkt worden, die seinem Innersten nicht lagen. Unter hundert Blättern verschiedener Meister wird man immer die Radierung eines Corinth mit Leichtigkeit entdecken, unter tausend Gemälden das Bild herausfinden, das ihn zum Schöpfer hatte. In dieser seltenen Treue gegen die eigene Persönlichkeit dürfen wir vielleicht den größten Vorzug seiner Künstlerschaft entdecken, die

Othello. (Im Besitz der Modernen Galerie [H. Thannhauser] in München)

Bacchantenzug. (Im Besitz des Herrn E. Zaeslein in Berlin-Grunewald)

im einzelnen niemals an einem Punkte haltgemacht hat, die sich stetig steigerte und künstlerisch immer kräftiger emporwuchs, bis sie endlich — eben jetzt — zu jener lapidaren Ausdrucksform hingelangte, die unwillkürlich wieder an die Art eines Hals in den gleichen Lebensjahren gemahnt. Man kann auch einem Corinth nicht nachsagen, daß er jemals in seiner Entwicklung durch irgendeinen Lehrer stärker beeinflußt worden wäre, weder von der akademischen Lehrlingszeit in Königsberg, noch von Löfftz in München oder von Bouguereau und Robert Fleury in der Académie Julien in Paris. Im Gegenteil: Gerade die seltenen Frühwerke des Meisters, die man im Sinne der zeitgenössischen deutschen Kunstentwicklung immer höher bewerten wird, verraten schon soviel persönliches Kraftgefühl, soviel Freiheit der malerischen Auffassung, daß jedwede Erinnerung an irgendeine Schulgemeinsamkeit im Nu vor ihnen verblaßt. Höchstens ist augenfällig, daß er in den achtziger Jahren,

Bildnis: Alfred Kerr

Studie. (Aus der Löfftzschule)
(Im Besitz von Gerhart Hauptmann in Agnetendorf)

wo sein Schaffen eigentlich beginnt, ein wenig von dem Geschmack der Zeit berührt wurde, die eine besondere Vorliebe für Genremalerei bewies; aber die persönliche Note, die er selbst solchen Vorwürfen, wie dem „Komplott“ vom Jahre 1884 (heute bei Konsul Strathmann in Leipzig) oder dem fast altmeisterlichen Porträt seines Vaters vom Jahre 1887 beimißt, sticht vielsagend aus dem ganzen übrigen Kunstschaffen dieser Jahre hervor. Technisch sind diese Bilder leicht zu erkennen, weil sie die Asphaltmalerei bevorzugen, die speziell in München sehr beliebt war und starke Kontraste von Licht und Schatten ermöglichte. In diesem Geiste ist z. B. auch die ergreifende „Pietà“ des Magdeburger Museums vom Jahre 1889 gemalt, wo sich über den quergestreckten Leichnam Christi helles Silberlicht ergießt, wie das

Ahnen einer übersinnlichen Verklärung. — Corinth hat in den Anfängen seiner Laufbahn mit der Produktion sehr gespart. Er war zu voll der Gesichte und nahm lieber in sich auf, als daß er mit der sonst üblichen Freigebigkeit der Jugend seine Gaben verteilt hätte. Das erzog ihn von selbst zur Konzentration, gab seinem Stift jene Straffheit und Sicherheit des Erfassens, die noch heute den Meister zu einem der besten Zeichner unserer Zeit stempelt. Hin und wieder eine Studie wie die fabelhaft impressionistisch gesehene „Schwimmanstalt" vom Jahre 1890 — oder ein Naturausschnitt wie die „Kiefer am Wasser", die er ein wenig später malte, daneben bereits biblische Erzählungen wie die „Susanna im Bade", die Herr Zaeslein besitzt, und einiges andere, das wie der „Diogenes" seine Gedanken schon auf antikischen Pfaden zeigt — das alles gibt doch erst das Präludium des kommenden Schaffens, das dann mit größerer Fruchtbarkeit nach der zweiten Übersiedlung nach München, Anfang der neunziger Jahre anhebt. Aber es ist auch schon in dieser Zeit charakteristisch genug, daß Corinth sich nie auf ein eigentliches Thema festgelegt hat. Porträts wechseln mit Landschaftsbildern und Stilleben, und dazwischen beschäftigen ihn immer stärker und nachhaltiger die Gedanken an die Bibel und die homerische Götterwelt. Meisterliche Bildnisse malt er in dieser Zeit von seinem Freunde Leistikow und dem Grafen Keyserlingk. Wie selbstbewußte Daseinsbejahung spricht das erste große Selbstbildnis an, vom Jahre 1896, auf dem er sich neben dem Totengerippe, voll gegen das hereinflutende Licht gestellt, zeigt. Dazwischen strebt er in Bildern wie den „Hexen" der Symbolik des Lebens nach, ähnlich wie es Klinger in seinem „Handschuhzyklus" getan. Hin und wieder ergreift ihn auch das brutale, aber für den Maler mehr als verlockende Motiv eines Schlächterladens, das in der Folge öfters wiederkehrt und an die Eindrücke des jungen Heinrich Stiemer in Königsberg erinnert. — München gibt ihm

Badeanstalt in Königsberg. (In Berliner Privatbesitz)

in diesen Jahren zwar viel von seiner eingeborenen künstlerischen Fruchtbarkeit, — er nennt die Stadt seine zweite Heimat —, und doch empfindet man in seinem Schaffen deutlich die bewußte Distanz des Ostpreußen zu dem etwas müden akademisch bestimmten Kunstbetrieb der Isarstadt, aus dem nur wenige kommende Persönlichkeiten aufragen, während Lenbach noch immer als der große Gott im Kreise der „Allotria“ gegefeiert wird.

Auf die Dauer freilich konnte München für Corinth nicht das Dorado seiner Kunst werden und es war sicher ein glücklicher Gedanke, der den Meister um die Jahrhundertwende wieder nach dem Norden, in die Hauptstadt des Reiches verpflanzte, nach Berlin, wo noch keine Tradition das Vorwärtskommen beengte, wo die eben begründete „Sezession“ vor allem einem so ursprünglichen Talent jede Möglichkeit der Entfaltung wies. Das Porträt von Liebermann, das der Künstler 1899 malte, leitet diesen wichtigsten Abschnitt seines Lebens und seiner voll ausgreifenden Entwicklung ein, die bis auf den heutigen Tag unlösbar mit dem Emporblühen Berlins als Kunststadt verknüpft ist und den Maler Corinth in der vordersten Reihe der tapferen Berliner Sezessionisten zeigt. Der gesunde Boden Berlins, der dem Kampfe Raum schuf, hat erst die ganze Kraft in dem ostpreußischen Gerbermeisterssohn zur Entfaltung gebracht. Zum bildenden Künstler gesellte sich — wenn es not tat — der Schriftsteller, und es ist vielleicht eines der merkwürdigsten Dokumente dieser fehdelustigen Zeit, daß der ungeschlacht scheinende Corinth sich hier zu einem Meister der Feder entwickelte, dem neben den zahlreichen Aufsätzen und der mehrfach erwähnten Selbstbiographie, neben einem Lehrbuch der Malerei auch jene wundervoll ergreifende Monographie über Leistikow gedankt wird, die seiner eigenen Gesinnung ein vielsagendes Denkmal setzt. Denn gerade dieses Buch wird als ein Stück Zeitgeschichte auch für die Zukunft wichtig sein; es ist von jenem Temperament getragen, dem wir in den letzten zehn Jahren alle die Werke verdanken, die jedesmal in den Sommerausstellungen der Sezession neben den Bildern von Slevogt und Liebermann das große sensationelle Ereignis bedeuteten. Hier in Berlin hat die Schaffensfreudigkeit eines Corinth ihre volle Freiheit bekommen, und er hat mit Riesenschritten alles nachgeholt, was er an Quantität der Produktion selbst noch in München verabsäumt hatte. Unzählige Porträts sind in diesen zwölf Jahren entstanden, die besten stets Selbstbildnisse des Künstlers, wenn er sich wie ein neuer Rembrandt als Bacchant oder als tatendurstiger Ritter in Rüstung oder mit dem Weibe im Arme auf die Leinwand zeichnete: Bilder, die den ganzen Corinth so unverfälscht echt und gesinnungsstark auf die Nachwelt überliefern werden wie es die Selbstbildnisse bei nur wenigen alten Meistern ähnlich getan haben. Wer die besten dieser zahlreichen Selbstporträts im Geiste gegenwärtig hat, kennt auch ohne weiteres den ganzen Künstler, dessen Natur immer mehr dem Erfassen männlicher Eigenart als dem Begreifen des weiblichen Charakters zugewandt war. Denn für Corinth ist der Mann der Heros seines Geschlechtes, die geistige Potenz, das siegessichere bis zum Tode sich selbst getreue Draufgängertum, wie er es unerhört stark in seinem

Bildnis: Prof. Max Liebermann
(Im Besitz von Carl Nicolai in Charlottenburg)

Odysseus im Kampfe mit dem Bettler. Gemälde von Prof. Lovis Corinth
(Im Besitz des Herrn E. Zaeslein in Berlin-Grunewald)

Rudolf Rittner als Florian Geyer. (Im Besitz von Frau Carl Toelle in Barmen)

Bilde „Rudolf Rittner als Florian Geyer“ verewigt hat; das Weib dagegen ist bei ihm selten mehr als Modell, als Hille Bobbe oder die üppigblühende Rubensfülle. Nur ganz vereinzelt sind ihm in den Porträts seiner Gattin, der hochbegabten Malerin Charlotte Berend, caritasähnliche Gedanken in der Wiedergabe gelungen, während seine verschiedenen Salome-Darstellungen nach den Impressionen der Bühne fast ausschließlich die sinnliche Note widerspiegeln, die der Mann allein nach der Seite der überlegenen Kraft hin im Verhältnis zum anderen Geschlecht erkennt. Und doch ist es seltsam genug zu beobachten, wie die Kraft dieses Temperamentes, dem keine Pforten der Hölle zu eng scheinen, oft auch von einem fast katholischen Ernst des Glaubens gepeinigt ward, wenn seine Gedanken die Leidensgeschichte Christi gestalten. Mag es auch heute noch übertrieben sein, Corinth als eine Art neuen Grünewald anzusprechen (wie es mehrfach angesichts seiner Kreuzigungen und Pietàs geschehen ist), so berührt sich doch zum mindesten der Realismus der Auffassung, die ergreifende Wucht der Gebärde, die bis zu der für schwache Nerven an die äußersten Grenzen gesteigerte Wahrhaftigkeitsschilderung der Szene offenbar mit jenen Bildern des Colmarer Altars, die für alle Zeiten das Deutscheste von

deutscher Kunst sind. Im ersten Augenblick mag es dem Fernerstehenden auch seltsam vorkommen, daß gerade dieser Meister, dessen zynisches Lächeln sich oftmals nur schwer hinter einer schnell vorgesteckten Maske verbirgt, gleichzeitig mit solchen von echter Religiosität erfüllten Bildern den hellenischen Göttermythus in köstlich humorvoller Art in seine Sprache übersetzt. Was das „Urteil des Paris", die „Kindheit des Zeus", die „Schmiede des Vulkan" und jene homerische Szene von der lockeren Liebesgöttin, die den hinkenden Hephästus nur zu schnell vergessen hat und den Göttern des Olympes in ihrer Sünden Maienblüte unter „homerischem Gelächter" vorgeführt wird, antikisch verkleidet als Gleichnisse des Lebens aller Zeiten vortäuschen, ist so ursprünglich im Geiste jener Heinrich Stiemer-Jugend empfunden, daß auch diese Werke nur harmonisch zu dem Gesamtbilde stimmen, das man längst von der kraftvollen Persönlichkeit unseres Meisters empfing.

Selbstbildnis des Künstlers als Fahnenträger (Im Besitz von Paul Cassirer, Berlin)

Folgt man aber Werk für Werk den Stufen der Entwicklung, die Corinths

Pietà. (Im Besitz des Kaiser Friedrich-Museums in Magdeburg)

Blick auf die Elbe bei Altona. (Im Besitz der Kunsthalle zu Hamburg)

Schaffen durch mehr als dreißig Jahre bis zum heutigen Tag zurückgelegt hat, mißt man vollends die ganze Vielseitigkeit dieses Könnens ab und hat man endlich auch das Glück genossen, einem der echtesten Charaktere unserer Zeit menschlich nahe gekommen zu sein, dann kann man sich eigentlich nur wundern, daß unsere Gegenwart solange gebraucht hat, um diesen Künstler zu entdecken.

Heute freilich hat sich wie über Nacht eine Wandlung vollzogen, die in nachhaltiger Selbsterkenntnis vom Wert der Persönlichkeit endlich auch Corinth zur rückhaltlosen Anerkennung verhelfen mußte. Seine Bilder rechnen schon jetzt zu den am höchsten geschätzten Zeugnissen moderner deutscher Kunst, und es dürfte die Zeit gar nicht so ferne sein, wo sie selbst Seite an Seite mit den Schöpfungen eines Leibl rangieren. Mag diese Prophezeiung vielen noch verfrüht erscheinen, ich fürchte mich nicht, sie auszusprechen in der Überzeugung, daß alles, was gegenwärtig noch die allgemeine Empfindung unserer Generation von der Auffassung dieses oder jenes Corinthschen Werkes trennt, im Lauf der Jahrzehnte verschwinden muß, daß auf die Dauer nichts anderes für die richtige Einschätzung unseres Meisters Geltung haben kann wie die malerische Größe seines Stiles, die Universalität seines künstlerischen Könnens und nicht zuletzt das durch ihn augenfällige Beispiel einer der wenigen konsequenten Persönlichkeiten, die ihre Zeit bereichern konnten und deshalb auch als Eckpfeiler der neuesten Entwicklung gewertet werden müssen.

Eine Mutter. Die Gattin des Künstlers
(Im Besitz von Carl Nicolai in Charlottenburg)

Bildnisstudie

Blumenstilleben. Gemälde von Prof. Lovis Corinth
(Im Besitz des Herrn S. Buchenau in Niendorf)

Wie man im Auslande reist

Von Fedor von Zobeltitz

Ich habe im Laufe der Jahre den größten Teil der zivilisierten Welt kennen gelernt, kann aber nicht behaupten, daß ich in bezug auf Reisebequemlichkeit Deutschland allzusehr im Rückstande gefunden hätte. Wir können ganz zufrieden sein — auch mit unsern Schlafwagenverhältnissen, die eigentlich nur bei denen als unzulänglich gelten, die nicht viel im Auslande reisten. Auf europäischem Boden machen lediglich die russischen Eilzüge eine Ausnahme, deren Abteile größer und bequemer sind als bei uns. Aber ich will vom weiteren Auslande erzählen.

Fangen wir bei Ägypten an, das allgemach der Riviera Konkurrenz zu machen beginnt. Da sind im letzten Jahrzehnt die Bahnen nach englischem Muster erfreulich organisiert worden, und selbst die Kleinbahnen, die das ganze Delta mit einem Schienennetz überspannen, lassen im allgemeinen wenig zu wünschen übrig. In der dritten Klasse, die nur von Eingeborenen benutzt wird, deren Atmosphäre für eine etwas empfindliche Nase geradezu unerträglich ist, kann ein Europäer nicht fahren, immerhin aber in der zweiten Klasse, wenigstens auf den Hauptlinien. Nur muß man dann frühzeitig auf dem Bahnhofe sein, um sich seinen Platz zu erkämpfen, denn die wohlhabenderen Eingeborenen benutzen auch gern die zweite Klasse und haben die angenehme Angewohnheit, Plätze in ihrem Coupé von Freunden besetzen zu lassen, die diese dann im Augenblick der Abfahrt verlassen. Höchst unangenehm ist auf den Fahrten nach Oberägypten der Staub, der durch die Ritzen der Türen und Fenster dringt und Kleidung und Sitze weiß bepudert. Schlaf- und Speisewagen sind gut eingerichtet; vor den sogenannten Erfrischungen, die von den Arabern auf den Haltestationen angeboten werden, soll man sich aber hüten.

Ganz auf der Höhe steht das ägyptische Hotelwesen. In Unterägypten gibt es zwei große Gesellschaften, die Egyptian Hotels Limited und die Nungovich-Hotelgesellschaft, die in Kairo und seiner Umgebung herrschen und sich gewissermaßen gegenseitig anfeuern, eine Tätigkeit, die durchaus den Reisenden zugute kommt. Der erstgenannten Gesellschaft gehören Shepheard und der Gezireh Palace. Shepheards Hotel an der Esbekije wahrt mit seiner weltberühmten Terrasse noch immer seinen Ruf von einst. Es ist das älteste europäische Gasthaus in Kairo und liegt auf einem Stückchen Erde, das ein gewisses pikantes Interesse hat. Wo es steht, befanden sich einst prachtvolle Gärten, die zum Palaste der Prinzessin Kiamil gehörten, der Tochter Mehmed Alis und Schwester des grimmen Ibrahim. Diese Prinzessin konnte ihre Landsleute nicht leiden, hatte aber eine große Passion für weiße Männer. In den fünfziger Jahren vorigen Jahrhunderts waren nun häufig fremde Reisende verschwunden, und Nachforschungen ergaben, daß sie zuletzt im Palais der Prinzessin Kiamil gesehen worden waren. Es kamen arge Dinge an das Tageslicht, und Saïd-Pascha, der damals regierte, beeilte sich, seine angenehme Tante schleunigst in die Verbannung zu schicken.

Nun kamen die großen Tage der Eröffnung des Suezkanals. Dem prachtliebenden Ismail genügte Shepheard nicht für so erlauchte Gäste, wie es die Kaiserin Eugénie und der preußische Kronprinz waren, und da ließ er denn auf der Nilinsel Gezireh ein prachtvolles Schloß erbauen, das nach seinem Sturze in ein Hotel verwandelt wurde, in dem die amerikanischen und englischen Nabobs mit Vorliebe Quartier nehmen. Jetzt aber trat Georg Nungovich auf den Plan, der Mann der Zukunft, der Napoleon des ägyptischen Hotelwesens, der als simpler Hausdiener angefangen hatte, um dann Titel, Orden, Ehren und Millionen zu ernten. Seiner Tatkraft verdankte zunächst das sehr vornehme Savoy-Hotel sein Entstehen, in dem hauptsächlich die englische Gesellschaft verkehrt; im Continental-Hotel am Esbekijegarten schuf er einen Konkurrenten zu Shepheard und im Angleterre in der Sharia Maghrâbi ein feines, ruhig gelegenes Familienhotel. Dazu kamen noch das Grand Hotel im nahen Heluan und ein elegantes Haus in Ramleh. Neben diesen ausgezeichnet geführten Hotels sind in den letzten Jahren aber noch andere, nicht minder gute erbaut worden, so das Semiramishotel am Nil, das wundervolle Mena House unweit der Pyramiden von Gizeh, das Prachthotel in Heliopolis. Fast alle diese Hotels haben deutsche Manager und deutsche Bedienung, nur die Hausknechte sind Berberiner, meist zuverlässige und gewissenhafte Burschen. Wie in den englischamerikanischen Gasthöfen wird überall ein Pensionspreis in Ansatz gebracht, der ziemlich hoch ist und durch die teuern Preise der Getränke noch mehr erhöht wird. Dafür ist man aber ausgezeichnet aufgehoben. Die Gasthöfe zweiten Ranges sind nicht viel wert, die in den kleineren ägyptischen Städten fürchterlich. Dagegen gibt es in Kairo und Alexandrien auch viele recht gute Familienpensionen.

In Oberägypten hat die Upper Egypt Hotels Company das Gasthofwesen unter sich. In Luksor ist der Winter-Palace mit seinem Zubehör, dem Karnack-Hotel, ein Prachtbau mit modernster Einrichtung, dem sich

das Lukſor-Hotel inmitten von Palmen und Roſengärten anſchließt. In Aſſuan ſtehen das Katarakt-Hotel, hoch auf den Felſen oberhalb des Nils gelegen, Savoy auf der Inſel Elephantine und das etwas kleinere Grand Hotel an der Uferſtraße auf gleicher Höhe. Im Sudan wurde mir das mitten in einem parkartigen Garten am Blauen Nil erbaute Grand Hotel Khartum, unter deutſcher Leitung ſtehend, ſehr gelobt.

In allen dieſen großen Häuſern iſt das Leben nach engliſchen Geſellſchaftsmaximen geregelt. Zum Lunch kann man in Reiſe- oder Sportkoſtüm erſcheinen, zum Dinner aber iſt der Frack unerläßlich; auch die Damen ſind dann gewöhnlich in großer Toilette. Militärkonzerte auf den Terraſſen und in den Gärten ſorgen für Abwechſlung, Bälle ſind an der Tagesordnung, bei denen die engliſche Geſellſchaft allerdings nur ſelten aus ihrer hochmütigen Abgeſchloſſenheit hervorzutreten pflegt. Immer aber iſt das Bild eines ſolchen Ballabends glänzend und wird durch die Galauniformen der engliſchen Offiziere beſonders farbig belebt.

Wir machen nun einen Abſtecher nach Paläſtina und Syrien, wo man noch vielfach mit Dragoman und Zelt zu reiſen gezwungen iſt, wenn man das Innere des Landes kennen lernen will. Das iſt im allgemeinen ungefährlich, zumal mit einem durch die Konſulate empfohlenen Dragoman, aber natürlich mit mancherlei Unbequemlichkeiten verknüpft, die ſich erhöhen, wenn man nur mit einem Mukari, einem Pferdevermieter, reiſt, ohne Zelte mitzunehmen. In dieſem Falle iſt man weniger ſein freier Herr und meiſt auf die Gaſtfreundſchaft von Klöſtern und Privatleuten angewieſen, die im Orient ja groß iſt, aber das läſtige Ungeziefer auch nicht zu beſchwören vermag. Von Jaffa nach Jeruſalem kann man die leidlich gute Fahrſtraße benutzen, wenn man ſich einen Hotelwagen oder einen der bequemen Cookſchen Landauer mietet. Die Bahnlinie iſt einſpurig; der Betrieb wird von einer franzöſiſchen Geſellſchaft geleitet. Die zweite Klaſſe iſt hier nicht mehr menſchenwürdig, auch die erſte iſt ziemlich mäßig und die Überfüllung in der Hauptreiſezeit groß. Die Hotels in Jeruſalem ſind mit denen in Ägypten nicht zu vergleichen, das New Hotel, Zentral- und Park-Hotel und das ganz deutſche Hotel Faſt aber immerhin leidlich geführt. Hinter Jeruſalem hört freilich die Gemütlichkeit auf. Im Kloſter von Mâr Sâba auf dem Wege zum Toten Meer ſcheinen auch die Flöhe heilig zu ſein, und in den beiden ſogenannten Hotels zu Jericho kann ſich eigentlich nur ein berufsmäßiger Hungerkünſtler wohlfühlen. Beſſer iſt es ſchon auf der Landreiſe von Jeruſalem nach Damaskus, wo man in Haifa, am Karmel, in Nazareth und Tiberias wenigſtens ſaubere deutſche Häuſer findet. Irgendwelche Anſprüche auf Komfort darf man natürlich nicht erheben.

Schneller kommt man mit der kleinen Gebirgsbahn, die 1895 eröffnet wurde, von Beirut aus über den Libanon nach Damaskus. In dieſer „Perle des Orients“ hat ein findiger Syrier ein großes Hotel unter finanzieller Mithilfe eines reichen Beamten zu erbauen verſucht. Aber der Beamte fiel am Hofe zu Konſtantinopel in Ungnade, und der Bau blieb unvollendet liegen. Man muß ſich alſo mit dem Hotel Viktoria und dem Grand Hotel d'Orient begnügen, die übrigens nicht übel gehalten ſind; nur muß man ſich an die Menüs der Table d'hote mit ihren vielfach variierten Hammelfleiſchgerichten erſt langſam gewöhnen. Auf dem Libanon ſelbſt kann lediglich Baalbek zu längerem Aufenthalt in Frage kommen, wo man im New Hotel, im Hotel de Palmyre und bei der Witwe Zapf im Hotel Allemand beſcheidene, aber nicht ungemütliche Unterkunft findet. In Homs, Hamâ und Aleppo ſieht es dagegen böſe aus.

Nun fahren wir durch das Rote Meer nach Indien, von Port Saïd aus, wo man in dem deutſchen Savoy-Hotel nicht ſchlecht aufgehoben iſt, ſich aber ſonſt zu Tode langweilen kann. Landreiſen in Indien haben natürlich ihre Vorzüge, aber auch ihre gewaltigen Schattenſeiten, wenn man in dieſem Reiche brennender Sonnenglut ſich ſo ausdrücken kann. Die kleineren Gaſthöfe ſind meiſt miſerabel, die Dâk Bungalows (die der Regierung gehörigen Unterkunftshäuſer) bieten gar keine Behaglichkeit, mangelhafte Bedienung und mäßige Verpflegung. Man iſt alſo auf die mitgeführten Konſerven angewieſen und nicht nur das. Man hat für viel Gepäck zu ſorgen: für entſprechende Kleidung, Bettzeug, Decken, Medikamente, Moskitonetze, vor allem für einen ortskundigen Reiſediener, der auch als Dolmetſch zu dienen hat, und ſchließlich für gute Empfehlungen. Die Poſtwagen ſind Marterkaſten, auf den Elefanten wird man zu Brei geſchüttelt, immer ſind Reitpferde vorzuziehen. In der Regenzeit verſchimmelt man, in der Trockenperiode löſt man ſich ſelbſt zu Waſſer auf. Im Abendtau holt man ſich Rheumatismus, in der Sonne Fieber; trinkt man unabgekochtes Waſſer, ſo droht die Cholera; der Staub führt Augenentzündungen herbei, in den Dſchungeln wohnt die Malaria. Die Tigergefahr iſt nicht mehr groß, doch Schlangen und Skorpione ſind auch Tierchen, mit denen man nicht gern etwas zu tun hat. Aber anderſeits lernt man unverfälſchtes indiſches Leben nur auf ſolchen Landreiſen kennen. Der bequemere Durchſchnittstouriſt wird ſich an die Eiſenbahnen halten, die zunächſt den Vorzug großer Billigkeit haben. Was man ihnen ſonſt noch nachrühmt, habe ich nicht in allen Punkten unterſchreiben können. Die Schlafabteile muß man mit drei Mitgenoſſen teilen; in den neuen Wagen einiger Linien (die ſich alle in Händen von Privatgeſellſchaften befinden) ſind die Abteile ſogar für acht

Personen eingerichtet. Ich ziehe ein Schlafwagenabteil unsrer deutschen Schnell- und Luxuszüge unbedingt vor, in dem man wenigstens für sich bleiben kann und sein eigenes Waschgeschirr hat, während man auf den indischen Bahnen sich über die Frage der Toilettebenutzung erst mit den Mitreisenden im Coupé verständigen muß. Angenehm ist, daß sich zur heißen Zeit in den meisten Zügen auch einige Badekabinen befinden, unangenehm dagegen das Fehlen von Bettzeug. Man bekommt es auch nicht (wie in Rußland) gegen Erlegung einer bestimmten Summe; man muß Matratze, Laken, Bezüge, Kissen und Decken immer mit sich führen. Dadurch wird das Gepäck natürlich erheblich erschwert, und man ist auch darauf angewiesen, stets einen eigenen Boy um sich zu haben, der allerdings billig zu mieten ist. Die Ausstattung der Wagen ist recht gut. Die Fenster sind so dicht, daß sie den Staub nicht einlassen und haben verschiedene Doppelscheiben zur Abblendung des Lichts, vielfach auch noch ein besonderes Rohrfaserfenster, das von der äußeren Decke aus mit Wasser überrieselt werden kann, um die Luft abzukühlen. Mundvorrat nimmt man am besten mit, denn Speisewagen führen nur einige mail trains, und in ihnen ist die Verköstigung herzlich schlecht — noch schlechter freilich in den refreshment rooms der Bahnhofswirtschaften. Überhaupt: das Essen in Indien! Auch in den größten Hotels kann man sich mit unbehaglicher Schnelligkeit den Magen verderben, eine Fisch- oder Austernvergiftung zuziehen und am Curry mit Reis die Zunge verbrennen. Die Weine sind teuer und mäßig, französischer Champagner oder Whisky mit Soda das einzig Genießbare. Sehr angenehm berührt das höfliche Benehmen der Bahnangestellten, verwirrend wirkt dagegen die besondere Eisenbahnzeit Indiens, die vierundeinehalbe Stunde gegen die mitteleuropäische Zeit vorgeht, neunundddreißig Minuten gegen Bombay-Ortszeit, vierundzwanzig Minuten gegen Kalkutta-Ortszeit, neun Minuten gegen die Zeit in Madras. Wenn man sich also nach den Hoteluhren richten wollte, würde man immer zu spät auf den Bahnhöfen eintreffen.

Indien hat zwei weltberühmte Riesenhotels: den Taj Mahal Palace zu Bombay und das Galle Face in Colombo. Das Taj Mahal-Hotel (so genannt nach dem berühmten Mausoleum Agras) wurde von einem reichen Parsen erbaut und an einen reichen Rumänen verpachtet, der es nicht nötig hat, bei dem Unternehmen auf seine Kosten zu kommen. Es ist ein prachtvoller Bau am Apollo Bandar mit schöner Aussicht über das Meer, mit weiten Hallen, Säulengängen, Palmenhöfen, Schwimmbädern, Fürstenzimmern, mächtigen Eßsälen, in denen ununterbrochen Dutzende von Punkas rasseln, und mit einer ganzen Armee von Bediensteten. In der Tat: Scharen von weißgekleideten, nacktfüßigen Hindus schwirren durch das Haus, versehen aber immer nur bestimmte Dienste, so daß man sich vergeblich mit der Bitte um eine Tasse Kaffee an einen wenden würde, der nur die Weinflaschen aufzuziehen hat. So huschen im Galle Face Hotel Colombos auch die singhalesischen Diener umher, den weißen Sarong um die Hüften geschlungen und die langen Haare mit einem Schildpattkamm aufgesteckt. Galle Face ist mir noch lieber als der üppige Taj Mahal-Palast, nicht nur, weil dies Haus von Deutschen geleitet wird, sondern weil man hier auch eine ungleich bessere Verpflegung findet. Es ist ein Unterschied zwischen dem Hotelwesen des Kronlandes Ceylon und des indischen Kontinents. Auf Ceylon habe ich neben guten Hotels auch ganz ausgezeichnete kennen gelernt wie z. B. das Grand Hotel auf dem Mount Lavinia und Queens Hotel in Kandy, beide übrigens gleichfalls von Deutschen geführt; selbst die Rasthäuser im Innern sind noch erträglich. In Indien aber sind gute Hotels selten. In Kalkutta gibt es ein paar große Häuser, doch kein einziges steht auf der Höhe der Zeit. Schlimmer noch sieht es im Süden aus, in Madura, Trichinopoly, Madras. Im Norden sind die Hotels in Delhi, Agra und Benares wenigstens nicht allzu schlecht; wirklich empfehlenswert ist nur Wutzlers Royal Hotel in Lucknow. Es ist schon wahr: die in deutschen Händen befindlichen Hotels in Indien sind die besten.

Ein interessantes Land ist Birma; aber wenn man das weitläufig erbaute, sich äußerlich recht anständig präsentierende Minto Mansions Hotel in Rangoon einmal besucht hat, weiß man ungefähr, auf was für Gasthäuser man in Pegu und Mandalay zu rechnen hat. Diesen Greueln gegenüber kann man Java getrost das Hotelparadies in der Welt der Südsee nennen. Das Hotel der Nederlanden in Batavia und Bellevue in Buitenzorg sind Häuser, in denen man sich wohlfühlen kann, wenn der Europäer die sogenannte Reistafel beim Lunch auch bald über hat. Ebenso verdienen die javanischen Eisenbahnen alles Lob; man reist auf ihnen viel angenehmer als in Indien, nur fahren sie nicht in der Nacht. Im Gegensatz zum Innern Indiens findet man auch in den Preanger-Regentschaften und in Mittel- und Ost-Java noch ganz gute Gastwirtschaften. Das einzige, an das man sich in Batavia erst gewöhnen muß, sind die Wagen, die sogenannten Sados (eine Verstümmlung von Dos-à-dos), in denen man beständige Mühe hat, sich im Gleichgewicht zu erhalten. Immerhin sind sie noch besser als die Gharries in Rangoon, geschlossene Affenkästen mit harten Sitzen und mit Madrassis als Kutschern, die nur hindostanisch verstehen und keinen Straßennamen lesen können. In dieser Beziehung kann man auch in Manila unangenehme Erfahrungen machen. Da sprechen die Kutscher tagalisch und selten ein Wort spanisch oder englisch, und wenn man auf ihren infamen kleinen Wägelchen, Carroma-

tas geheißen, nach dem deutschen Klub will, kann es einem passieren, daß man zum Erzbischof gefahren wird. Anständige Gasthöfe gibt es in Manila überhaupt nicht, aber ein großes Hotel ist im Bau, von dem man wenigstens Erfreuliches erhofft. Dafür ist der Automobilsport in Manila sehr verbreitet, eine große Annehmlichkeit für eilige Touristen.

In Singapore läßt man die Wagen, die sogenannten Hackney Carriages, am besten stehen und überliefert sich einem Rikschamann. Diese Menschenpferdchen lernt der Reisende, wenn er von Westen kommt, zuerst in Ceylon kennen. Da ziehen Singhalesen oder Tamilen den kleinen zweirädrigen Karren, auf dem es sich ganz gut sitzt und der je nach Geschmack und Vermögen des Besitzers schön lackiert und mit allerhand Schildereien bemalt oder einfach angestrichen ist. In Singapore bilden Chinesen die Zugtiere, die hier noch nicht unter dem Zopfverbot zu leiden haben, sondern die „Klingelschnur zu ihrem Oberstübchen“ sauber um ihren Kopf gewickelt oder als Knoten im Nacken tragen. Die Rikschaleute sind meist kräftige und wohlgewachsene Burschen, und da sie bis auf einen Lendenschurz völlig nackend sind, so kann man bei der Fahrt das Muskelspiel ihrer geschmeidigen Körper gut beobachten. Die Ansicht, daß es „entwürdigend“ sei, sich von einem Menschen ziehen zu lassen, die man in manchen Reiseschilderungen vertreten findet, kann ich absolut nicht teilen. Man müßte dann ja auf jedwede körperliche Dienste seiner Mitmenschen verzichten. In manchen Gegenden Japans gibt es überhaupt keine andere Fortbewegungsmöglichkeit als durch Rikschas; man ist also gezwungen, sie in Anspruch zu nehmen. Die Rikschamänner sind von erstaunlicher Ausdauer; unermüdlich trotten sie in sachtem Hundetrab in der Sonnenglut vorwärts, schweißüberrieselt, aber vergnügt und mit dem kleinsten Trinkgeld zufrieden. Freilich verstehen auch sie nichts als ihre Landessprache; man dirigiert sie wie die gezähmten Strauße mit einem Stock, aber wenn man selber nicht Bescheid weiß, kann man leicht auf Irrwege geraten, wie es mir gelegentlich in Singapore passierte. Da wollte ich am Abend nach Raffels' Hotel und kam statt dessen in ein Quartier nächtlicher Freuden, wo ich durchaus nichts zu suchen hatte. Die Hotels in Singapore, vor allem Europe und Raffels, sind nicht übel. Chinesische, sehr sauber gekleidete Boys bedienen, aber wenn man als Fremder etwas zu essen oder zu trinken haben will, muß man den Betrag vorher erlegen, sonst kriegt man nichts. Die Einheimischen pflegen mit Schecks zu bezahlen, die an jedem Monatsersten einkassiert werden.

In Hongkong beginnt das Pidgin-Englisch, die sogenannte „Geschäftssprache“, ein entsetzlicher Mischmasch von Englisch, Portugiesisch und Chinesisch, der dadurch noch unverständlicher wird, daß der Chinese das R nicht aussprechen kann und an seine Stelle das L setzt; er sagt beispielsweise „plople“ statt „propre“. Wagen gibt es hier gar nicht, die Rikschas herrschen fast unbeschränkt und daneben noch die Chairs, die Tragstühle, deren die Damen sich lieber bedienen. Flußaufwärts, in Kanton, hören auch die Rikschas auf, und die Palankine treten allein in ihr Recht, von stämmigen Kulis getragen, die an schwere Lasten gewöhnt sind, während auf dem Perlflusse die Sampans genannten flinken kleinen Boote die Fremden befördern. Die Flußfahrt von Hongkong nach Kanton war vor kurzem nicht ungefährlich; Seeräubereien und Überfälle gehörten nicht zu den Seltenheiten, aber heute trauen sich die Piraten an die größeren englischen oder französischen Dampfer doch nicht mehr heran.

Während man in Hongkong im King Edward-, im Hongkong- und Peak-Hotel noch gute Unterkunft findet, ist Kanton als erste Station im Himmlischen Reiche auch zugleich die letzte erträglichen Wohlseins. Das einzige europäische Hotel liegt auf der Insel Schamien, der Fremdenniederlassung, die von der ungeheuren Chinesenstadt durch ein festes Tor abgesperrt ist. In den Vertragshäfen findet man bei Reisen in China natürlich überall noch europäische Gasthäuser, im Innern aber tut man gut, reichlichen Mundvorrat mitzuführen, zumal die landesübliche Beköstigung unerträglich ist (wovon ich mich selbst in dem elegantesten chinesischen Restaurant Hongkongs überzeugen konnte). Selbst in Peking wußte man vor Eröffnung des Grand Hotels des Waggons-Lits an der Gesandschaftsstraße nicht recht, wo man sein müdes Haupt betten sollte.

Da ist es in Japan anders. Das einzige Unangenehme bei den Reisen in Japan ist die Notwendigkeit, bei Betreten eines Tempels oder dem Besuch eines Hauses sich der Stiefel zu entledigen. Sonst ist man im Lande der aufgehenden Sonne seit Beginn der Reformzeit so glänzend auf den Fremdenverkehr eingerichtet, daß man sich keinen Entbehrungen auszusetzen hat. Wenn man bedenkt, daß erst 1872 die erste Bahnstrecke eröffnet wurde — zwischen Tokio und Yokohama —, so muß man in der Tat erstaunt sein über den rastlosen Eifer der Regierung, die das Bahnnetz heute so ausgedehnt hat, daß man alle sehenswerten Ortschaften bequem erreichen kann. Dabei sind die Waggons anständig ausgestattet und immer blendend sauber. Die Bänke sind an den Längsseiten angebracht: in der ersten Klasse mit Sammet gepolstert, in der zweiten mit Leder bezogen, in der dritten von Holz. Schlaf- und Speisewagen findet man nur in den Schnellzügen der Tokaidostaatsbahn und der Sanyobahn; die Schlafwagen sind nach amerikanischem Muster eingerichtet, aber bei der Kleinheit der Rasse etwas eng; in den Speisewagen bekommt man vortreffliche europäische Gerichte. Auch auf den meisten Stationen sind Verkäufer von Lebensmit-

teln, von gesalzenen Fischen, Salaten, Reis, Wurzelgemüsen, Brot, ungemein sauber in Holzschächtelchen mit Papierserviette, Eßstäbchen und Löffel (auch mit Messer und Gabel aus Holz) verpackt. Das alles ist fabelhaft billig, wie denn auch die Billettpreise sehr niedrig sind; das Gepäck wird bis zu hundert Pfund ganz frei befördert.

Ausgezeichnet organisiert ist das japanische Hotelwesen. In allen größeren oder von Touristen viel besuchten Städten gibt es Hotels, die auf europäischem Fuße eingerichtet sind, wenn sie vielfach auch von Japanern geleitet werden, wie das reizende Fushiya-Haus in Miyanoshita, das Kanaya-Hotel in Nikko und das Kikusui-ro in Nara. Zimmer und Salons sind sehr elegant möbliert, die Betten vorzüglich, das Essen ist so vortrefflich wie in unsern besten deutschen Restaurants, und fast jeder Stube ist ein Badekabinett angegliedert, in dem man am Morgen sein heißes Bad findet, ohne das der Japaner nicht leben kann. Der einzige Fehler ist der Mangel an Öfen; es gibt nur wenige Hotels mit Zentralheizung, meist behilft man sich mit Kaminen. Die Weinkarte im Restaurant enthält französische, italienische, deutsche und kalifornische Weine, ebenso Münchener und Pilsener Bier, wobei ich bemerken möchte, daß auch das in Japan selbst gebraute Bier recht gut schmeckt. Unverhältnismäßig teuer des riesigen Zolls halber sind nur die Zigarren. Die Bedienung geschieht vielfach durch Nesans, japanische Kellnerinnen in Nationaltracht, appetitliche Mädchen, die englisch und meist auch ein paar Brocken deutsch verstehen. Das schönste Gasthaus ist das neuerbaute Tor-Hotel in Kobe, am schlechtesten sind dagegen die Hotels in Nagasaki.

Wenn wir nun weiter reisen, um den Kreis um die Welt zu schließen, machen wir noch einmal bei den Sandwich-Inseln halt zu einem Besuch von Honolulu, das man nicht zu Unrecht die „Perle der Südsee" nennt. Hier sind wir schon auf amerikanischem Boden, und demgemäß sind die Droschken unverschämt teuer. Aber die elektrische Straßenbahn verbindet die ganze Stadt, und will man weiter hinaus, so nimmt man schon lieber ein Automobil zu einer Rundfahrt um die reizende Insel. Das ist auch teuer, aber dann sieht man wenigstens etwas von dieser Zauberwelt, und außerdem ist es gut, sich langsam an amerikanische Preise zu gewöhnen. Teuer sind auch die großen Hotels in Honolulu, aber glänzend geführt: innerhalb der Stadt das Alexander Joung-Hotel und unten am Strande von Waikiki, am leuchtenden Meer, das Moana House mit seinen Terrassen nach dem Palmenhofe und der See hinaus.

Über die amerikanischen Eisenbahnverhältnisse hat in diesen Heften Otto von Gottberg (Jahrgang 1910, November) schon einmal geplaudert, so daß ich seine Ausführungen nur zu ergänzen brauche. Die vielgerühmten Pulmanschlafwagen finde ich ebenso unpraktisch wie Gottberg, zumal man bei dem völligen Mangel an Gepäcknetzen nie weiß, wo man seine Kleidung lassen soll. Es gehören schon akrobatische Fertigkeiten dazu, sich auf dem Bette zu entkleiden, und es ist auch nicht angenehm, Hosen, Rock, Weste und Unterzeug während der Nacht auf seiner Decke zu haben. Erfreulicher sind die Tagesreisen in den „Flyers", in den Schnellfliegern, wo man Salon-, Rauch- und Aussichtswagen zu beliebiger Benützung vorfindet. In den Dining-Cars wird nur zur Zeit der Mahlzeiten serviert, sonst lümmeln sich die schwarzen Kellner in ihnen herum. Fährt der Zug durch einen der Prohibitionsstaaten, so bekommt man auch nichts zu trinken, was man freilich umgehen kann, wenn man auf der Grenzstation Wein oder Bier einkauft und auf seinen Platz nimmt. Die Alkoholverbote in den States lassen sich immer umgehen, selbst in den ausgesprochenen Temperenzlernestern, wo man in den Hinterzimmern der Apotheken seinen Wein trinken kann, der dann als Medizin verabreicht wird.

Amerika hat die größten Gasthöfe der Welt und auch vorzüglich geleitete. Bei dem sogenannten American Plan wird ein allgemeiner Pensionspreis zugrunde gelegt, während beim European Plan Zimmer und Mahlzeiten besonders berechnet werden. Sehr unangenehm ist, eine Folge der allgemeinen Dienstbotennot in Amerika, die mangelhafte Bedienung, der die telephonischen Apparate auf jedem Zimmer und auch die neuerdings vielfach eingeführten automatischen Fernschreiber doch nur teilweise abzuhelfen vermögen. Will man seine Kleidungsstücke einmal gründlich reinigen lassen, so muß man sich an den Hotelschneider wenden, der auch das Aufbügeln übernimmt. Die Stiefel werden im Toiletteraum durch den bootblack am Leibe geputzt; hier und da kann man man sich dabei gleichzeitig rasieren und die Fingernägel durch eine Manicure polieren lassen. Für Zeitersparnis ist der Amerikaner immer, aber Gemütlichkeit im deutschen Sinne kennt er nicht. Die findet man in amerikanischen Hotels denn auch selten, bei allem Luxus der Einrichtung und aller Güte der Verpflegung. Eines der schönsten neueren Gasthäuser Amerikas ist das Utah-Hotel in Salt Lake City, von der Mormonengemeinschaft erbaut und mit raffiniertem Komfort ausgestattet. Doch auch in Städten, die nicht an der großen Heerstraße liegen, habe ich vortreffliche Gasthäuser gefunden, beispielsweise The Antlers in Colorado Springs, das als Kurort neuerdings viel besucht wird. Die Preise sind überall ziemlich hoch, wenn auch nicht sehr viel höher wie in unsern besten deutschen Hotels. Und außerdem: auf Reisen soll man nicht sparsam sein. Das ist die erste Regel, die ich jedem Touristen mit auf den Weg geben möchte.

Der Lederries'

Eine Geschichte aus Untersteiermark von Ernst Decsey

Der Unterlandwein ist ein starker Teufel. Wenn er lange in der Flasche gesessen hat, läßt er am Boden eins von den sieben Giften zurück, den Kalk. Wenn er jäh einen Schlund hinabgefahren ist, brennt er dem Mann das Blut ein. Oder er siedet ihm das Hirn aus. Der Unterlandwein ist ein starker Teufel; er war stärker als der Lederriese.

Der Karl Schröck hat heut seinen Weinsonntag. Er hat schon in einem Gasthaus zugesprochen und dann einen Bauernsessel unten am Fuß genommen und in die Luft gehalten. Von den Tischen schauen sie zu, die Augen steigen dem Sessel langsam in die Höhe nach. Aber probiert hat's keiner. Was der Lederriese kann, kann niemand in der ganzen Stadt. Deshalb heißt er auch nicht, wie er wirklich heißt: der Schröck-Karl, sondern der Lederries'. Arbeitet im Lederhäusel an der Murbrücke und ist stark wie ein Stier, bevor sie dem die Haut abgezogen haben.

Am Abend geht der Lederries' über den Torplatz, geht Leutanschau'n. Da sieht er drei oder vier, die kommen ihm entgegen, lachen ein Stückel, singen. Lustig ist das. Sind aus Graz, denkt der Lederries', sind herabgefahren ins Weinstadtel auf einen Weinsonntag. Stimmt auch. Der Lederries' hat immer einen Respekt vor den studierten Leuten gehabt, und wenn er kein lediges Dienstbotenkind gewesen wär', hätt' auch er studiert. Wär' auch ein Student, könnt' auch von Graz herabfahren auf einen Weinsonntag. Also, weil er sich geschämt hat, geht der Lederries' ganz still und schwer vorbei und schaut weiter nicht.

Schreit ihm da nicht wer nach? Ja. Einer schreit. Kommt ihm auch schon nach. Einer von den Herren Studenten. Das ist ein schmaler, kleiner.

„Sö, Sö haben mich ang'stenkt!" schreit der.

Das war der junge Herr Melzl. Aber der Lederries' kennt ihn nicht. Schaut ihn auch weiter nicht an.

Die andern kommen ihm nach. Sie waren beim Champagner gewesen, und der Weinteufel war schon im Hirn des Kleinen, der schrie. Also hat er alles anders angeschaut und sich eingebildet, der schwere Kerl habe ihn angerempelt.

Der Lederries' bleibt stehen, und weil er sich geschämt hat, will er nein sagen: „Ich hab' Sie nicht ang'stenkt ..." Aber da fährt ihm der Teufel schon in den Arm, und er hat den Schmächtigen an der Schulter. Wie der Sessel im Gasthaus steigt der Schmächtige zuerst in die Höhe, dann sitzt er stark auf dem Pflaster.

Der Lederries' geht. Auf einmal bekommt er's mit der Angst. Er rennt. Wenn der Mensch schon einen Teufel in sich hat, und es kommt der Weinteufel dazu, dann gibt's ein schweres Durcheinander da drinnen. Er rennt.

Die andern hinterdrein. Der kleine Melzl aber ist der flinkste. Er jagt dem Lederriesen nach: es geht bis in die Vorstadt hinaus. Die andern keuchen und kommen nicht nach.

Endlich finden sie ihn wieder. Einer stößt im Dunkeln mit dem Fuß an einen Körper: der Melzl lief nicht mehr, er lag schon wieder auf dem Pflaster.

Der Lederries' aber rennt weiter. Er rennt, bis er zu einem kleinen Haus in der Vorstadt kommt. Klopft an die Tür im Vorhaus, pumpert, trommelt wie ein Wilder. Es ist zu. Sie ist nicht zu Haus. Die Marie ist weg. Oder liegt vielleicht schon. Will ihn nicht mehr einlassen. Der Lederries' geht also wieder zur Stadt zurück. Er ist ruhig. Die Marie hat ihn nicht eingelassen. Das wurde sein Verhängnis.

Die Studenten haben ihren Melzl mittlerweile aufgehoben. Er war hart gelegen, aber es war ihm nichts geschehen. Er tastete sich ab. Unverletzt. Sie putzen ihn ab.

„Also, meine Herren, jetzt gehen wir ins Kaffeehaus," meint er. Sie gingen immer ins Kaffeehaus, wenn sie im Gasthaus gewesen waren. Das Kaffeehaus birgt Aben-

teuer, das Kaffeehaus ist immer der Schluß. Aber die andern wollten diesmal nicht. „Nein, es ist schon spät geworden," antwortete einer besorgt. Es war der behäbige Fritsch, dessen Vater in der Nähe die Champagnerfabrik hat. Der Fritsch schaut auf die Uhr: „Bitte, schon zwölfe!" Er kannte die Leute und blieb bei seinem Nein. Der Melzl mußte am nächsten Tag zeitlich in der Früh nach Graz zurück, mit dem ersten Zug. „Also, seien wir lustig, gehen wir schlafen!" kommandierte der Fritsch. Sie stritten. Der Melzl wollte durchaus nicht so ins Bett, mit springenden Nerven. Er wollte ins Kaffeehaus. Ausrauchen! Aber er wird überstimmt. Die andern lassen nicht nach, und Melzl schimpft, sie sind unfesch; doch er geht auch nach Haus. Die vier sagen zueinander Servus. Der Fritsch geht mit seinem Freunde noch ein Stück. Sie wohnen in der Torgasse, Fritsch unten, Melzl weiter oben.

Der Lederries' ist auch schon auf dem Heimweg. Er hatte noch in sein Gasthaus geschaut. Zwei Viertel, drei Viertel noch. Dann noch einen Sessel gestemmt. Plötzlich schreit er: „Mein Leben liegt vor mir wie ein Buch. Heut g'schieht noch etwas. Die mit die Spitzeln werden um mich kommen ..." Er meinte die Gendarmen mit dem Spitz auf dem Helm. Die Wirtin meinte, er wird seiner Geliebten etwas antun, und sagte: „Jesus Maria!" Die Gäste schwiegen. Ist ohnehin eine schwache Frau, die Marie. Dann geht der Lederries' nach Haus.

Auch der Fritsch war schon bei seinem Haus angekommen und hatte dem Melzl gute Nacht gesagt. Steckt den Schlüssel an — da denkt er: ‚Um Gottes willen, wenn der Melzl jetzt dem Lederer begegnen möchte ...' Ganz heiß wird ihm. Es läßt ihm keine Ruh. Der Melzl ist allein, der Melzl hat nichts bei sich, nicht einmal einen Stock, nur sein Mundwerk. Und der Lederer ... der Lederries' ist schon einmal wegen einem Menschen gesessen. Weiß Gott, woher ihm der Gedanke aufschießt! Der Fritsch ist müd, aber er zieht den Schlüssel wieder ab und rennt dem Melzl nach.

Er kommt auf die Murbrücke. Eine dunkle, schwere Gestalt ihm langsam entgegen. Der Lederries'. Mitten auf der Brücke. Doch der Schwere geht still an ihm vorbei. Die Brücke zittert, so tritt der Kerl auf.

‚Gott sei Dank!' denkt der Fritsch. ‚Die zwei kommen nicht mehr zusammen.' In dem gleichen Augenblick kommt aus dem Dunkel eilig der kleine Melzl heraus. „Du, Fritsch, der, den du eben begegnet hast, das ist der, der mich heut niedergeworfen hat. Komm mit!" Fritsch ist zu Tod erschrocken. „Aber, Melzl, was fallt dir ein, laß ihn gehen, ich bitt' dich, das ist ein gefährlicher Teufel, nur den laß gehen, das ist der ..."

Aber der Melzl reißt sich los. „Komm, komm, ich muß den Namen wissen ...!"

„Laß ihn gehen! Das ist ja ein Lederer! Der hat keine Visitkarte, Melzl, so wart' doch ...!" Und er läuft ihm nach.

Der Lederries' war gerad' bei seinem Haustor angekommen, jenseits von der Brücke. Er will sein Tor aufsperren, da kommt ihm einer nach: „Sie, Ihren Namen will ich wissen, hören S'? Ihren Namen?!"

Der Lederries' kriegt ein ungutes Gefühl. Seinen Namen? Kennt ihn so jeder. Namen? Wozu Namen? Und schlüsselt und brummt: „Ah ja! Namen! Einem solchen Lausbuben wer' ich meinen Namen sagen! Natürlich!" Und dreht sich weiter nicht um, sondern sperrt ruhig an seinem Schloß weiter. Diese Worte waren wie der Hufschlag, den das Roß nach hinten austeilt.

Das tat dem Melzl weh, das schlug ihm in die Ehre. Und er stellt sich näher zum Lederriesen hin, wird ganz drohend: „Sie...!"

Jetzt ist auch der Fritsch nachgekommen und sieht, wie der Schmale dem Breiten droht. Das scheint ihm eine leere Demonstration, denn der Lederries' hebt ja den Zwerg wie einen Kinderballen und schmeißt ihn übers Geländer in die Mur, die da unten im Dunkel rauscht.

„Also Ihren Namen!" ruft der Melzl und zieht aus der Rocktasche sein Notizbuch. Er steht bei der Laterne. Den Kopf im Schein. Er beugt den Kopf ins Buch und will notieren.

Da sieht der Lederries' den andern kommen. Es sind also ihrer zwei. Und er ist nur einer. Und er will zurück. Aber der Teufel ist ihm schon im Arm. Aus dem

Rock hoch oben reißt er's heraus und stößt und stößt und stößt.

Der Melzl fällt neben der Laterne hin. Der Fritsch tappt nach ihm und sieht: sein Gesicht — auf der einen Seite ganz schwarz überronnen. Das Blut schießt. Blut auf dem Pflaster. Und der Lederries' steht vor dem Haustor. Ruhig wie ein Baum. Und schaut zu. Wie ein Baum, wenn der Apfel heruntergefallen ist.

Der Fritsch richtet den Melzl auf. Seine Hände sind klebrig. Er reißt sein Sacktuch heraus und stopft es dem Mann unters Ohr. Dann führt er ihn. Und der Lederries' sieht es und geht ins Haus hinein. Der Fritsch hört, wie er absperrt.

Nach einer Viertelstunde sind sie im Kaffeehaus. Der Melzl ist doch noch in sein Kaffeehaus gekommen; aber sein Hemdkragen ist weich von Blut. Es tropft rote Sterne auf den Boden. Doch es ist ihm nichts. Das sagt auch der Bezirksarzt, den die Kellner bringen. Alle stehen herum, während der Bezirksarzt verbindet. Melzl läßt ihn arbeiten, zieht unterdessen seine silberne Dose und steckt eine Zigarette an. Dann einen Kognak hinabgejagt. Er ist voll Wut. Er ist stark. Er raucht und möchte am liebsten hin und das Tor eintreten und den Hund niederstechen, den . . .!

Der Fritsch bittet: „Sei ruhig!" Aber der Melzl dampft. Der Bezirksarzt ist fertig, packt ein und sagt: „Also nach Haus. Eine leichte Verletzung. Bleiben Sie halt einen Tag im Bett."

Als der Bezirksarzt hinausgehen will, kommt ihm der Fritsch nach: „Herr Doktor, bitte . . .!" Sein Rock ist an der Hüfte durchgeschnitten, und drinnen klebt alles. Er fühlt es den Schenkel hinabsickern. Der Lederries' hat auch den Fritsch erwischt.

Der Fritsch also auch verbunden und führt dann den Melzl nach Haus. Das war in der Sonntagnacht.

Am Mittwoch war der Melzl tot. Gehirnhautentzündung.

⊠ ⊠ ⊠

Das tat dem Richter leid. Er konnte den Melzl nicht mehr vernehmen. Es war ihm unklar, welche Waffe der Lederries' gehabt habe. Die Waffe ließ sich nicht finden. Ein Messer, gab der Lederries' an. In die Mur geschmissen, fügte er unwirsch hinzu. Aber es war kein Messer. Es war gelogen. Der Richter wußte, solche Hautschlitzer macht kein Messer. Aber er konnte den Melzl nicht mehr vernehmen, und der Melzl war der einzige, der es gewußt hätte.

Die Zeugen sagten aus, was der Richter schon wußte. Der Lederries' war brutal, wenn er angeheitert war. Der Lederries' hat vor sieben Jahren einen umgebracht. Der Lederries' war mehr still und dumm, wenn er nicht angeheitert war. Alles bekannt. Der Richter wußte schon vorher, was sie sagen werden; er brauchte dem Schriftführer nichts ins Protokoll zu diktieren. Er saß und drehte den Ehering an seiner Gesellschaftshand.

Er hätte nur das gern gewußt: welche Waffe. Aber das wußte niemand. Und der Verhaftete sagte nichts als: „Notwehr. Ich muß frei kommen. Es war meine Notwehr. Notwehr . . ." Der Richter haßte den Mann, der immer sein schweres, eintöniges „Notwehr" aus dem Mund wälzte.

Eine magere blonde Frau meldete sich beim Richter. Sie hatte einen kleinen Buben an der Hand. Der Bub trug um die Schultern ein graues Tuch. Es hing bis zum Boden mit den Fransen; es war das Tuch der Frau.

„Wer sind Sie?"

Die kleine Frau schob das Kind näher und sagte leise, wie andächtig: „Das ist sein Bub."

Es war die Marie, die der Lederries' nicht zu Haus getroffen hatte.

„Sie sind also seine Geliebte . . ." ergänzte der Richter. Er drehte am Ring und sah die Frau in ihrer Arbeiterinnenschürze an. Sie erzählte. Der Lederries' lebte mit ihr schon sieben Jahr. „Der Bub da wird bald nicht mehr das einzige Kind sein. Sonntag in der Nacht ist das geschehen — und am Montag ist die Heiratsbewilligung gekommen. Am Tag drauf. Ja. Der Karl ist aus Ungarn . . ."

„Heiraten? Ja, können Sie denn mit ihm leben, mit einem solchen brutalen Süschee?" Der Richter fragte erregt aus dem Sessel. „Und so lange! Er prügelt Sie ja, versauft das Geld. Kenn' ihn!"

Die Frau sagte mit einer Stimme, die nicht widersprechen wollte: „Der Karl hat mich nie geschlagen. Nicht angerührt.

Alle Samstag hab' ich seinen Lohn bekommen. Dem Kleinen da hat er am Sonntag immer die Halbscheid von seinem Rindfleisch gegeben. Er hat gewußt, der Kleine ißt das Rindfleisch so gern. Er hat den Buben gern gehabt."

„Ja ja, recht schön. Aber jetzt hat er einen Menschen umgebracht!"

Die Frau erwiderte ganz langsam: „Mein Karl hat keinen Menschen umgebracht. Er hat sich gefürchtet . . ."

Der Richter unterbrach: „Gefürchtet? Ja vor wem?"

Die kleine Frau wurde ganz still. Sie sagte dann: „Ja, vor ihm selbst."

„Vor sich selbst? Was heißt das?" Der Richter stand auf und trat nahe auf die Frau zu. „Was heißt das?" Und er schaute von oben in ihr Auge.

„Ja, er fürchtet sich auch vor mir. Wenn er einmal am Sonntag ausbleibt, dann weiß ich schon: er hat Sessel gestemmt oder Gäste angestenkt — das brauchen Sie mir dann nicht erzählen. Ich weiß es schon. Er kommt nicht, er schamt sich vor mir."

„Vor Ihnen?" Der Richter schaute über das kleine Weib hinab.

⁂

Der Richter beschloß die Konfrontation. Am nächsten Vormittag wartete er mit dem Bezirksarzt in der Obduktionshalle. Die Tür geht auf. Der Lederries' stampft herein, hinter ihm den Gendarm.

Der Gendarm muß ihn plötzlich an den Schultern stützen. Der Lederries' stiert auf den Tisch und kann nicht weiter. Da liegt einer. Ganz nackt. Ganz gelblich. Einen Pflock hat er unter dem Kopf. Wie eine Puppe klein. Sonst ist die Halle leer und weiß.

„Kennen Sie den?" Der Richter schaut das Gesicht des Lederriesen an. Es rührt sich nichts.

„War es der, den Sie gestochen haben?" Wieder nichts. Der Richter wiederholt: „War es der?"

Dem Richter kriecht etwas über die Nerven. Er glaubt, der Leib des Riesen hebt sich vor Grauen. Er sieht aber nur das schwere Gesicht. Kein Laut. Der Richter sieht den Arzt an. Der Arzt denkt: ‚Hagen vor Siegfried.' Es war ihm, als müsse der tote Melzl den Arm aufheben.

Aber der Lederries' weiß nicht, was der andere fragt. Ein Flüstern ist in ihm, das sagt: der ist's. Eine andre Stimme sagt: Nein. Der Lederries' schweigt. Langsam zieht er den Hals nieder und hebt die Achseln. Er kennt den Toten nicht.

Der Richter denkt an den Vater des Studenten. Ein junges Leben hin. Und der da — nicht einmal kennen! Brutal. Wie die Büffel sind die Leute. Der Bezirksarzt sagt leise zum Richter: „Der Leichnam ist auch sehr entstellt."

Wenige Wochen später steht der Lederries' vor den Geschworenen. Und sagt immer wieder: „Es war meine Notwehr, ich muß freikommen, es war meine Notwehr." Er sagt immer wieder: „Meine Notwehr." Seine Überzeugung lag in diesem schweren Wort.

Das Ergebnis war: sieben Jahre Kerker. Als sie den Lederriesen aus dem Saal führten, schrie er zurück: „Ihr habt alle gelogen!" Man achtete nicht darauf. Alle Verurteilten schreien so etwas: Ihr habt gelogen.

Aber der Lederries' hatte recht. Alle hatten gelogen. Er hatte nicht getötet. Er hatte in Notwehr gekämpft. Es waren ihrer zwei gewesen. Zwei gegen ihn allein. Und er hatte Furcht gehabt. Furcht vor dem Weinteufel. Furcht vor dem Kraftteufel in der eignen Brust. —

An mein Kind

Voran, mein Kind, mit stolzem Schritt,
Schlaf' ich im letzten Bette!
Schlepp' nicht zu viel an Ehrfurcht mit,
Du schleppst nur eine Kette!

Und drückt dich, was ich baute, gar —
Der Tote kehrt nicht wieder.
Frag' nicht, ob es mir Freude war:
Reiß nieder, Kind, reiß nieder!

Den Blick nach vorn! Und kampfbereit!
Laß Gräber, Kreuze, Steine!
Dein Vater hatte seine Zeit,
Erfülle du die deine!

Carl Busse

Richard Wagners „Heimchen“

Eine Erinnerung von Dr. Wilhelm Kienzl

Es war an einem herrlichen Sonntagsmorgen im Frühjahr 1904, als ich von Mörschwil am Bodensee nach der Kuranstalt des alten Naturheilarztes Dr. Dock auf der Unteren Waid wanderte. Durch Wald- und Wiesengrün führte mich mein Weg. Ich habe nie eine solche Fülle üppigsten Obstsegens gesehen wie dort. In einem Wägeli ging's dann nach kurzer Rast nach dem lieblichen St. Gallen und von da weiter nach Zürich. Diesmal war mein Aufenthalt in der herrlichen Limmatstadt nur kurz. Er war lediglich dem Besuche der Erinnerungsstätten Richard Wagners gewidmet. Hier hat der große Meister neun Jahre in der Verbannung gelebt, hier hat er seine umfangreichsten Kunstschriften, hier die Dichtung des „Nibelungenringes“ und des „Tristan“ geschrieben, hier hat er auch jenes Weib kennen gelernt, das ihm den Glauben an die Möglichkeit irdischen Glückes, wenigstens für Monate, wiedergab: Mathilde Wesendonck. Hier hat er eine Reihe von Freunden gewonnen, die ihm zeitlebens Treue bewahrten: Georg Herwegh, Gottfried Semper, Wilh. Baumgartner, Dr. Sulzer, Dr. Wille; hier hat er mit Gottfried Keller, einem echten Züricher Kind, „pokuliert“ —

Ich besuchte die ersten Wohnstätten Wagners am sogenannten Zeltweg. Mitte September 1849 bezog der Dresdner Flüchtling, nachdem er zwei Monate ohne seine Frau bei Freund Alexander Müller am Rennweg gewohnt, die schlecht heizbare Parterrewohnung des Eckhauses Nr. 182 der hinteren Escherhäuser. Es war dies eine geradezu ärmliche Wohnung, die jetzt als Arbeiterbehausung benützt wird. Nach mehr als zwei Jahren, am 24. November 1851, zog das Ehepaar Wagner in eine sehr kleine Parterrewohnung in den vorderen Escherhäusern; und erst zu Ostern 1853 wurde im zweiten Stocke des gleichen Hauses eine schöne Wohnung frei, die Wagner mietete und geschmackvoll einrichtete. Hier wohnte der Meister vier Jahre lang (1853—1857) gegen den verhältnismäßig bescheidenen Zins von 800 Francs, den er an die für seine Kunst begeisterte Hauswirtin Frau Clementine Stockar-Escher bezahlte. Deren Schwiegertochter, Frau Dr. Stockar-Escher, die jetzige Besitzerin, der ich meinen Besuch machte, führte mich in der zuvorkommendsten Weise in die Wohnung, mir alles an Wagner Erinnernde zeigend und erklärend, unter anderem auch ein von ihrer Schwiegermutter nach dem Leben in Aquarell gemaltes, später als lithographiertes Blatt bei Breitkopf & Härtel erschienenes Bildnis des Meisters. Dann führte sie mich in den Garten, wo sie mir den Platz zeigte, an dem unter Kastanienbäumen Wagners treues Hündchen Peps begraben liegt. Wie sehr Wagner dieses Tier liebte, das immer hinter dem arbeitenden Künstler auf einem Stuhle hockte und ihn auf seinen Spaziergängen begleitete, geht aus einigen Briefstellen hervor. So sagt der Meister am 9. Juli 1855 seine Teilnahme am Mittagessen bei Wesendonck ab, weil er den sterbenden Peps nicht verlassen will. Über Peps' Tod schreibt er an Ferdinand Präger in London: „Ohne Schrei, ruhig und still, starb er dann in unseren Händen in der Nacht vom 9. zum 10. d. M. — Am Mittag darauf begruben wir beide ihn in einem Garten beim Hause. Unaufhörlich mußte ich weinen, und habe um den lieben dreizehnjährigen Freund ... eine Trauer und einen Schmerz empfunden, der mich deutlich darüber belehrt hat, — daß die Welt nur in unserem Herzen und unserer Anschauung existiert.“

Von den Escherhäusern, deren keines eine Erinnerungstafel an Wagner trägt, stieg ich hinan zur baumbeschatteteten Anhöhe der Hohen Promenade. In unmittelbarer Nähe des Nägeli-Denkmals steht eine Steinbank, wo Wagner auf seinen täglichen Spaziergängen oft Rast hielt und ge-

Wilhelm Kienzl, der Komponist des „Evangelimanns“ und des „Kuhreigens“
Nach einer Aufnahme aus dem Atelier des Hofphotographen Pietzner in Graz

legentlich auch musikalische Skizzen machte. Ich versäumte aber auch nicht, dem „Asyl" des Meisters auf dem „grünen Hügel" einen Besuch abzustatten. Der reiche Kaufmann Otto Wesendonck, Vertreter eines amerikanischen Seidenhauses, hatte sich 1852 mit seiner schönen und geistvollen Frau Mathilde in Zürich niedergelassen. Wagner machte die Bekanntschaft des Paares im Hause einer befreundeten Familie.

Wie sich das ideale Verhältnis zu dieser außergewöhnlichen Frau weiter entwickelt, welch herrliche Früchte es gezeitigt und zu welch tragischen Konflikten es schließlich geführt, weiß heute jeder, der sich für Wagner und seine Kunst interessiert, aus dem einzigartigen Briefwechsel des Meisters mit Mathilde Wesendonck.

Daß sich Wagner aus einem dauernden nachbarlichen Verkehr mit dieser Frau unendlichen Gewinn für sein Schaffen versprach und darum das Angebot, das ihm ihr Gatte machte, das in unmittelbarer Nähe der von ihm auf entzückender Anhöhe erbauten Villa gelegene Häuschen gegen eine bescheidene Miete zu beziehen, gern annahm, wird man um so begreiflicher finden, als es längst der sehnliche Wunsch des Meisters gewesen ist, im Besitz eines eigenen Landhäuschens mit einem kleinen Grundstück zu sein. „Ich weiß, wo ich nun hingehöre, wo ich weben und schaffen, wo ich Trost und Stärkung, Erholung und Labung finden soll, ... wo ich wieder Ruhe und Erfrischung finde, im wirklichsten Sinne an der Seite, im Schoße der rührendsten, treuesten Freundschaft und Liebe!" schreibt Wagner in einem überschwenglichen Dankesbrief an den hilfsbereiten Freund. In wie geringem Maße sollten sich diese seine Hoffnungen erfüllen!

Wir wissen, daß Wagner auf diese Idylle schon nach kaum sechzehn Monaten verzichten mußte. Ende April 1857 bezog er das Asyl, Mitte August 1858 verließ er es auf immer. Es war mir durch die Güte der jetzigen Besitzerin Frau Rieter-Bodmer vergönnt, den wundervollen Schauplatz des Wagnerschen Seelendramas zu betreten. In der sogenannten Enge, einem Vororte Zürichs, auf der Höhe des am linken Seeufer gelegenen Rietberges liegt die vormals Wesendoncksche Villa, ein vornehmer, luxuriös ausgestatteter Bau, in dessen Innerem wahre Prachträume sind. Ein mittelgroßes Treppenhaus, in dem heute als einzige Erinnerung an Wagners Anwesenheit auf dem „grünen Hügel" ein von ihm benütztes Schreibpult Aufstellung gefunden hat, eignete sich so gut zum Musizieren, daß es auf Wagners Anregung hin als Musikraum verwendet wurde. Ein schöner Park erstreckt sich gegen Süden hin. Wenige Schritte von der Villa liegt das „Asyl", in dessen erstem Stocke der Meister, in dessen Parterre seine Frau wohnte. Heute muß man sich nun mit der Empfindung, daß man sich auf kunstgeweihter Stätte befindet, begnügen, denn das Aussehen des Hauses ist leider ganz verändert.

Mein letzter Gang war der zu einer Freundin Wagners, der Witwe des ebenfalls mit Wagner befreundeten Züricher Musikdirektors Ignaz Heim, der anfangs der fünfziger Jahre seine Wohnung auch in einem der Escherhäuser, Wagner gegenüber, hatte.

Emilie Heim war eine vortreffliche Konzertsängerin. Sie verfügte über einen weichen, saftigen Sopran von großem Umfange und befliß sich einer musterhaft deutlichen Aussprache. Bei dem von Wagner dirigierten Züricher Musikfest 1853 erzielte sie mit dem Vortrage der Ballade der Senta großen Eindruck. Es war dies das erste künstlerische Zusammenwirken des Meisters mit Frau Heim. In der Geschichte der Wagnerschen Kunst spielte diese Frau insofern eine gewisse Rolle, als sie die erste war, welche die Partie der Sieglinde sang, und zwar frisch vom Blatte weg, gelegentlich einer Gesellschaft in Wagners Hause, bei der nur intime Freunde des Meisters anwesend waren. Mitte April 1856, kurz nach Vollendung der Partitur der „Walküre", kam es zu dieser Vorführung des ersten Aktes im Freundeskreise Wagners (auch Gottfried Keller war unter den Zuhörern), wobei Emilie Heim die Sieglinde, der Meister selbst die Partien des Siegmund und Hunding sang und ein Freund (welcher, wissen wir nicht) den Klavierpart spielte. So berichtet Wagner selbst an Fischer in Dresden; er bezeichnet dabei die Heim als „tüchtige Dilettantin". Ein zweites Mal wurde der erste Akt der „Walküre" am Klavier in einer großen Gesellschaft vorgetragen, welche die mit Liszt zu längerem Besuch in Zürich weilende Fürstin Wittgenstein zur Feier von Liszts fünfundvierzigstem Gegurtstag im Hotel Baur au lac gab. Liszt spielte den Klavierpart hinreißend, Emilie Heim sang auch diesmal wieder die Sieglinde, und Wagner selbst ließ über dem großartigen dramatischen Ausdrucke, mit dem er den Siegmund und Hunding markierte, den Mangel einer ausgebildeten Singstimme völlig vergessen. Der Eindruck auf die Anwesenden war gewaltig. Bald danach wurde an einem weiteren Abende der Fürstin die Todesverkündigungsszene aus dem zweiten Akt der „Walküre" mit Liszt am Klavier, Wagner als Siegmund und Emilie Heim als Brünnhilde vorgeführt.

In einer behaglichen Parterrewohnung des Hauses Hottingerstraße 23, nicht weit vom Heim-Platz, auf dem ihres seligen, um des Volksgesang hochverdienten Gatten Denkmal steht, empfing mich die vierundsiebzigjährige Matrone Emilie Heim, eine reizende kleine Großnichte an ihrer Seite, auf das freundlichste: eine stattliche Frau, deren sympathische, edle Züge einstige Schönheit verrieten. Ihre treuen blauen Augen blickten mich gütig und heiter an, und das Silbergrau ihres noch immer reichen Haares schien mir das einstige Blond zu verraten. Natürlich kamen wir bald auf Richard Wagner und ihren Verkehr mit ihm in Zürich zu

sprechen, von dem sie mir mit größter Lebendigkeit berichtete. Es machte mir den Eindruck, als handelte es sich um Geschehnisse von gestern und nicht um Dinge, die sich vor einem halben Jahrhunderte zugetragen haben. In ihren Erzählungen und Urteilen gaben sich ein jugendlich empfindendes Herz und seltene Geistesfrische kund. In entzückend naiver Weise versicherte sie mir, daß sie mit Wagner nie „ein Verhältnis" gehabt habe und daß die darüber verbreiteten Gerüchte eine infame Verleumdung seien. Sie, die damals Vierundzwanzigjährige, sei nie auch nur einen Augenblick mit Wagner allein gewesen. Er habe sie stets in väterlichem Tone „mein Heimchen" genannt. Ihr und ihres Mannes Freundschaft für Wagner habe sich bis zum Tode der beiden Männer ungetrübt erhalten. Als Beweis zeigte sie mir ein ihr vom Meister zugeeignetes Exemplar der „Parsival"-Dichtung, auf dessen inneres Titelblatt Wagner eigenhändig geschrieben hatte: „Parsival," oder „Alte Liebe rostet nicht!" Auch erzählte sie mir, ihr Mann habe einmal dem in Geldnöten befindlichen Wagner 2300 Francs geliehen, die er nie von ihm zurückgefordert habe. Das ist allerdings als ein Beweis werktätigster Freundschaft zu betrachten.

Mit Begeisterung schilderte sie Wagner als Künstler und Menschen. Als Dirigent, sagte sie, habe er seinesgleichen nicht gehabt. Als sie aber auf den Stolz ihres Lebens zu reden kam, auf die ersten Klaviervorführungen des ersten Aktes der „Walküre" mit ihr selbst als Sieglinde, leuchtete ihr Auge, und das Tempo ihrer fließenden Rede beschleunigte sich zusehends. Wagner habe ihre Stimme, die sie selbst als „unbehauenen Block", aber als „groß und zum Herzen dringend" bezeichnete, stets für die Bühne verwendet wissen wollen. Ihren Vortrag aber habe er kurzweg mit dem der großen Schröder-Devrient verglichen. In einem reizenden Briefe, den mir Emilie Heim später einmal schrieb, dämpfte sie diese Selbstbeurteilung einigermaßen ab: „Ich war mit großer, aber leider ganz ungeschulter Stimme begabt, durchaus nur Dilettantin, hatte aber das angeborene Talent für die richtige Auffassung des Tragischen, was allein es erklären konnte, daß Wagner den ersten Akt der Walküre mit mir sang und mich noch andere Szenen aus den Nibelungen singen ließ."

Wagner sei schon damals stets sehr erregt und einem heftigen Wechsel der Gemütsstimmungen unterworfen gewesen. Häufig sei er wie ein Kind im Zimmer herumgetollt, um bald darauf in tiefen Ernst, ja in Trauer und Wehmut zu verfallen. Sie selbst dagegen sei ein zurückhaltendes, bescheidenes Ding gewesen, das die überragende Größe des Künstlers gefühlt und sich vor ihr unwillkürlich in sich selbst zurückgezogen habe. Um so entrüsteter äußerte sie sich mir gegenüber mündlich und späterhin auch brieflich über das Hineinzerren ihrer Person in den schon oben berührten müßigen Klatsch, den ein bekannter Schweizer Schriftsteller in einer seiner Schriften angezettelt hat: „In Wagners Leben hatte meine Wenigkeit nicht die geringste Bedeutung ... Mein schönes, von keinem Schatten gestörtes Erinnern an unseren Verkehr im Wagnerschen Kreise und an mein Musizieren mit dem Meister wurde mir durch die abscheulichen Erfindungen . . .s ganz verbittert, und Sie werden meinen Horror vor aller Publizität wohl begreifen. Übrigens hat jetzt gottlob Herr Oberst Wille, in der ‚Neuen Freien Presse' die . . .schen Märchen endgültig aus der Welt geschafft. Vor allem beweisen ja Wagners Briefe an Frau Mathilde Wesendonck sonnenklar, wie seine Lebensführung in Zürich war."

Von größtem Interesse war für mich natürlich, was Frau Heim über Wagners erste Frau (Minna) und über Mathilde Wesendonck äußerte.

Minna — sagte sie — war in erster Linie eine gute Hausfrau. Für die Bedeutung ihres Mannes fehlte ihr jede Erkenntnis, ja man kann sagen, daß sie ihn als Komponisten des „Tristan" geradezu „verachtete" (dies war der Ausdruck, den Frau Heim wählte). Als sie merkte, daß Wagner sich zu Frau Wesendonck hingezogen fühlte, sei sie von maßloser Eifersucht ergriffen worden. So habe sie in taktlosester Weise mit aller Welt über die Neigung ihres Mannes gesprochen. Auf diese Weise habe auch sie (Frau Heim) davon Kenntnis erhalten. Minna habe aber sogar mit der Bäckerin und Plätterin darüber gesprochen. Ein einziges Mal habe Wagner ihr gegenüber eine Bemerkung gemacht, die sein Gefühl für Mathilde verraten habe, indem er sagte: „Die Wesendonck hätte doch eigentlich auf die Millionen ihres Mannes verzichten müssen!"

Frau Wesendonck schilderte sie mir als „nicht so sehr bedeutende" Frau, mehr als milden Engel, dazu als reich toilettierte Dame, die sich gerne von berühmten Männern habe beweihräuchern lassen und Wagner nicht tief geliebt haben könne, weil sie sich auch „nach ihm" noch von anderen bedeutenden Künstlern den Hof habe machen lassen.

Sei es so oder anders, für uns ist Mathilde Wesendonck das Weib, das die Seele Wagners in ihren Tiefen aufrüttelte, das seine Phantasie zu hohem Fluge begeisterte; das Weib, in dem er jenes heißersehnte weibliche Gemüt gefunden zu haben glaubte, „in das er," wie er 1854 an Liszt schreibt, „sich ganz untertauchen konnte, daß ihn ganz faßte."

Vor kurzem starb Emilie Heim im einundachtzigsten Lebensjahr. Ihr Tod gab meiner Feder die Freiheit, über ihre Mitteilungen zu berichten; hatte ich ihr doch versprechen müssen, zu ihren Lebzeiten nichts von ihren Äußerungen zu veröffentlichen.

La belle Estio

Gemälde von Prof. Ludwig v. Langenmantel

Zuschauerinnen beim Stierkampf. Gemälde von Ignacio Zuloaga

Die Spanierin. Von Karl Eugen Schmidt, Paris

Wenn in Spanien, Italien oder auch in Frankreich von der Deutschen schlechthin die Rede ist, so sehen die Redenden und Hörenden ein blondes Gretchen vor sich, das auf dem Gange zur Kirche vom Versucher verfolgt wird und ihm Gehör schenkt, sobald sie das Juwelenkästchen gesehen hat. Dahingegen stellt sich der Deutsche unter der Spanierin schlechthin ein Wesen vor, das an einem Fenster im Mondenschein den Tönen einer Gitarre lauscht und in den nächsten fünf Minuten dem Spieler und Sänger eine Strickleiter hinunterwerfen wird. Die Tausendunddrei, die Don Juan in Spanien betörte, haben der Spanierin einen üblen Ruf gebracht, und die spanischen Schriftsteller selbst haben ihn nicht gebessert.

Aber den Schriftstellern darf man nicht trauen. Wer Emil Zola und seinem „Pot-Bouille“ glauben wollte, daß man bei den französischen Bürgersfrauen nur anzuklopfen brauche, damit aufgetan werde, der würde bald sehr unangenehme Erfahrungen machen, und ebenso erginge es demjenigen, der als unternehmender Don Juan mit Gitarre und Strickleiter nach Spanien käme und dort tausendunddrei Opfer suchte. Überhaupt die Dichter! In allen Novellen, Romanen und Theaterstücken Lopes, Calderons und Cervantes' wird die Spanierin ganz anders geschildert, als sie wirklich ist. Ich führe nur ein einziges, rein äußerliches Beispiel an: alle die schönen Heldinnen dieser Schriftsteller sind blond, rubia, ihre Haare glänzen stets wie Sonnenstrahlen, und ihre Augen leuchten wie das Blau des Himmels. Nun gibt es zwar auch wirklich blonde Menschen in Spanien, denn unsre Landsleute, die Goten, sind ja lange genug im Lande gewesen, um da einige Spuren zu hinterlassen; aber die Blonden sind mindestens ebenso selten wie schwarze Haare und Augen in Dänemark. Von hundert Spaniern und Spanierinnen sind gerade neunundneunzig schwarz, und was man dort rubio nennt, ist eigentlich nicht blond, sondern rothaarig. Nun wohl, wie die Autoren ihre Heldinnen alle

mit blondem Haar und blauen Augen ausstatten, so legen sie ihnen auch innerlich allerlei Eigenschaften bei, die durchaus nicht typisch für die Spanierin sind.

Wer also nach Spanien kommt und hier die Dorothea, Lucinda und Clara des Cervantes, die Elvira und Anna Don Juans seiner harrend zu finden hofft, der wird eine ebenso arge Enttäuschung erleben, wie der Spanier, der in Deutschland nur darum in die Kirche geht, um eines Gretchens teilhaftig zu werden.

Außerdem aber ist Spanien von sehr mannigfaltigen Völkerschaften bewohnt, und die Baskin ist ebenso verschieden von der Andalusierin, wie die Katalonierin von der Galicierin. Solche Unterschiede gibt es ja auch in Deutschland, aber sie sind lange nicht so groß wie in Spanien, weil schließlich doch die ganzen deutschen Lande ungefähr von den nämlichen Rassen besiedelt worden sind oder weil sich die verschiedenen Rassen hier schon seit mehr als tausend Jahren verschmolzen haben. Dagegen ist es kaum dreihundert Jahre her, daß die Moriscos, die Nachkommen der arabischen Eroberer, aus Spanien verjagt wurden, und diese Verjagung konnte trotz allen Eifers doch nicht ganz so vollkommen besorgt werden, wie die Fanatiker der katholischen Kirche es gewollt hätten. Nicht nur in Granada, sondern mehr noch in Valencia und Murcia ist die ganze ländliche Bevölkerung heute noch fast rein arabischen

Sevillanerin mit Manton. Nach einer Photographie

Blutes und trägt dies in den Sitten wie sogar in der Tracht zur Schau, so gut katholisch die Leute auch allenthalben sind. Oben in den Pyrenäen dagegen sitzen ebenso unvermischt die Basken, die ihre mit keiner andern europäischen Sprache verwandte Zunge reden und mit eifrigem Stolze alle alten Gebräuche und Sitten aufrecht und lebendig erhalten. Wollte ich also wirklich die Naturgeschichte der Spanierin schreiben, so müßte ich viele einzelne Kapitel einrichten. Statt dessen will ich mich lieber bemühen, die gemeinsamen Eigenschaften aufzufinden und das herauszustreichen, wodurch sich alle Spanierinnen von anderen Europäerinnen und besonders von den deutschen Frauen und Mädchen unterscheiden.

Sevillanerin mit Manton. Nach einer Photographie

Die vier berühmten K, die nach den Wünschen gutgesinnter Ehemänner das Leben der deutschen Frauen beherrschen sollen, spielen auch bei der Spanierin ihre Rolle, aber ich vermute, daß sie nicht in der gleichen Reihenfolge stehen wie in Deutschland. Die Kirche ist bei weitem der Hauptpunkt. Die Mädchen aus guter Familie werden im Kloster erzogen, und auch nach der Heirat ist der tägliche Gang zur Messe vielleicht die erste Pflicht der Spanierin aus gutem Kreise. Ich könnte mich des weitern über den kirchlichen Glauben der Spanierin

ausbreiten, der sich von irgendeinem heidnischen Wunderglauben häufig nur durch das übergehängte christliche Mäntelchen unterscheidet und keineswegs der unsichtbaren Gottheit, sondern tatsächlich dem betreffenden Heiligenbilde gilt, also daß dieses bei Nichtgewährung einer Bitte gescholten und bei gänzlicher Versagung seiner Wunderkraft wohl gar zerschlagen und ins Feuer gesteckt wird, um einem andern, mehr versprechenden Heiligen Platz zu machen, aber das würde mich von meinem eigentlichen Thema abbringen. Das Gesagte genügt schon, um darzutun, daß die Kirche — wenn auch vielleicht nicht die Religion — im Leben der Spanierin eine weit bedeutendere Rolle spielt als in nördlichen Ländern.

Nach der Kirche steht von den vier K wohl die Kleidung an der ersten Stelle, obschon ich nicht glaube, daß die Spanierin damit viel mehr Zeit verbringt als die Deutsche. Leider kleiden sich die vornehmen und reichen Damen von Madrid, Barcelona und Sevilla ganz genau nach den aus Paris anlangenden Modellen. Dabei haben sie mindestens ebenso unrecht wie ihre deutschen Schwestern, vielleicht aber noch mehr. Schließlich hat jeder Frauentypus seinen eignen Reiz, und eines schickt sich keineswegs für alle. Die Französin oder das aus verschiedenen Ingredienzien geschaffene Produkt, das man die Pariserin nennt, ist ein ganz anderes Wesen als die Spanierin, und was die eine schmückt, kann sehr wohl die andere eher verhäßlichen als verschönern.

Bei der Spanierin, die sich nach den Pariser Moden kleidet, werden die natürlichen Reize dadurch keineswegs hervorgehoben. Die Spanierin ist ein kleines, rundliches, bewegliches und graziöses Wesen, und keine Tracht steht ihr besser als der mit großen bunten Blumen bestickte Manton und die weiße oder schwarze Mantilla, deren eine den ganzen Oberkörper einhüllt, während die andere eine reizende Kopfbedeckung ist. Noch vor zwanzig Jahren kamen auch reiche Spanierinnen in dieser entzückenden und der Natur ihrer Trägerinnen reizend angepaßten Tracht zum Stierkampf. Jetzt siegt die Rue de la Paix auch bei der Corrida, und die einzige Gelegenheit, die der Fremdling hat, die Nationaltracht der Spanierin in reicher Pracht, Schönheit und Anmut zu sehen, wird ihm von der Semana santa geboten, der heiligen Osterwoche. Dann bedient sich auch die Gattin des Granden, die Herzogin und Gräfin, der Mantilla, und in Sevilla sieht man in den offenen Zeltbuden der Feria die jungen Mädchen der angesehensten Familien, wie sie in der Nationaltracht die Nationaltänze zur Nationalmusik tanzen. Außerhalb dieser Woche aber wird man vergebens nach dem schönen und eigenartigen Kostüm ausschauen.

Das heißt: man sieht den Manton auch sonst, zum Beispiel im Tingeltangel, wo die Tänzerinnen freilich nicht wie Pariser Modedamen angekleidet sein dürfen: zu den Palillos und der Gitarre gehört nun einmal die

Spanische Aristokratin
Gemälde von Henri Regnault im Louvre zu Paris

Manta mit ihren bunten Stickereien. Auch anderswo ist dieses Umschlagetuch noch stark im Gebrauch: bei den arbeitenden Klassen. Die Chula in Madrid und die Cigarrera in Sevilla und Valencia hat den Manton immer um die Schultern geschlagen, aber es bedarf weiter keiner Erläuterung, daß der Manton und die Mantilla der Fürstin, die zwei- oder zehntausend Pesetas kostet und ebenso kunstreich wie prachtvoll gestickt und geklöppelt ist, anders aussieht als das für fünf oder zehn Pesetas in jedem Laden käufliche und womöglich in Lyon oder Krefeld tausendweis fabrizierte Umschlagetuch, dessen sich die Arbeiterin bedient. Und ebensowenig kann man den bunten Theaterflitter der Tingeltangeltänzerin mit der echten Pracht der Duquesa vergleichen.

Nur in einem einzigen Stücke ist die moderne Spanierin dem Nationalkostüm durchaus getreu geblieben: im Fächer. Allerdings ist er im Grunde kein Kleidungsstück, aber in Spanien muß man ihn wohl zur weiblichen Kleidung rechnen. Man kann sich eine Spanierin eigentlich gar nicht ohne Fächer vorstellen, wenigstens nicht auf der Straße oder irgendwo sonst in der Öffentlichkeit. Nicht nur die vornehme Hofdame läßt ihn keinen Augenblick aus der Hand, auch die kleine Arbeiterin, die Chula und Maja, die etwa der Pariser Midinette entspricht, ist niemals ohne ihren Fächer anzutreffen. Ich weiß nicht, ob sie wirklich imstande ist, mit den Bewegungen des Fächers lange Konversationen zu führen, wie phantasievolle Reisende begeistert berichten, aber sicher ist, daß sie ihn niemals länger als eine Minute in Untätigkeit läßt.

Das dritte K, die Kinder, bringen uns auf einen etwas schwierigen Punkt. Die Deutschen, die Engländer und überhaupt alle Germanen halten es für selbstverständlich, daß man einen etwas näheren Bekannten und erst recht einen Freund in die Familie einführt; die Franzosen, die Italiener und ganz besonders die Spanier aber verbergen ihr Familienleben beinahe so ängstlich wie die Araber und Türken. Sie mögen jahrelang aufs intimste mit einem Menschen befreundet sein, ohne daß ihnen jemals der Gedanke aufstiege, den Freund irgendwie in die Familie einzuladen. Besten Falles gelingt es uns einmal, zu einer Tertulia Zutritt zu erlangen, wobei man aber die Kinder nicht zu Gesicht bekommt.

Junge Spanierin
Gemälde von Francisco Goya im Louvre zu Paris

Wenn man den Schilderungen der modernen Romanschriftsteller wie Emilia Pardo Bazan und Perez Galdos Glauben schenken darf, so ist die Spanierin eine ebenso gute Mutter wie irgendeine ihrer europäischen Schwestern, und den gleichen Eindruck hat man bei den Frauen der arbeitenden Klassen. In der großen Tabakfabrik in Sevilla zum Beispiel, wo fünftausend Mädchen und Frauen beschäftigt sind, bringen die jungen Mütter ihre Säuglinge mit zur Arbeit; die Wiege steht neben dem Platze der Mutter, und während diese mit den Händen Zigaretten rollt, hält sie mit dem Fuße die Wiege in Bewegung. Offenbar ist die Gegenwart dieser Säuglinge für die gesamte Schar eine ebenso große Quelle der Zufriedenheit wie das mit Bändern und Blumen geschmückte Marienbild, das in keinem Arbeitssaale der Fabrik fehlt. Es ist möglich, daß die Spanierin als Erzieherin nicht auf der Höhe steht, aber sicherlich liebt sie ihre Kinder und fürchtet sich auch nicht, wie die Französin,

Abendliche Spazierfahrt auf der Plaza

Gemälde von Henri Zo

davor, die Menschheit um sechs oder acht Köpfe zu vermehren.

Die Küche, das vierte K, ist vermutlich der schwächste Punkt in den Glaubensartikeln der Spanierin. Die spanische Küche ist an sich nicht sehr viel wert, und man muß einen guten Magen haben, um sich mit der Olla podrida, dem Lauch, dem Öl, den Garbanzos zu befreunden, welche der spanischen Tafel ihren Charakter verleihen. Vielleicht ist die spanische Küche eben darum so primitiv geblieben, weil die Spanierin keine Ahnung davon hat, daß der Weg zum Herzen des Ehemannes durch den Magen führt. Hier rechnet die Frau, um die Liebe des Mannes zu fesseln, weit mehr auf ihre durch Kunst verstärkten natürlichen Reize als auf die Vortrefflichkeit ihrer Brühen und Mehlspeisen.

Dann gibt es noch einige Ks in Spanien, die freilich nicht alle mit diesem Buchstaben anfangen, also daß ich ihnen ein wenig Gewalt antue, um sie auf meinen Leisten bringen zu können. Als zum Exempel die Korrida, die Kastagnetten und der Korso, die in Wirklichkeit Corrida, Palillos und Paseo heißen. Von diesen dreien muß ich wohl zunächst von den Palillos reden, den hölzernen Klappern, ohne welche man sich einen spanischen Tanz nicht vorstellen kann. Freilich tut man da auch schon wieder unrecht: die Palillos gehören nur dem Süden an, der Nordspanier kennt sie nicht und bedient sich auch nicht der ebenfalls für das allgemeine spanische Nationalinstrument gehaltenen Gitarre. In Galicien und Asturien, bei den Basken und in Navarra ist vielmehr ein Instrument zu Hause, woran kein Mensch denkt, wenn von Spanien die Rede ist: der Dudelsack nämlich. Der südspanische Tanz und seine Musik ist denn auch himmelweit von dem nordspanischen verschieden, wie es sich zu des Ersteren Instrumenten, den Palillas und der Gitarre gehört. So ein Dudelsack ist doch immer nur ein Dudelsack, mag man ihn auch spanisch Gaita nennen, ein quietschendes, stöhnendes, jammerndes, gequältes Ding; Gitarre und Palillos dagegen klingen lustig und munter, und so muß dann auch der Tanz sein, der zu ihnen stimmt, so müssen auch die Lieder sein, die den Tanz begleiten.

Wie die Schnadahüpferl werden die andalusischen Coplas und Seguidillas von Rechts wegen gleich von den Tanzenden gedichtet, aber eine ganze Menge haben sich erhalten und werden schon seit hundert und mehr Jahren gesungen. Einige davon sind wunderschön und sollten von einem wirklichen Dichter übersetzt werden. Die allermeisten sind Loblieder auf die Schönheit der Geliebten, mitunter gibt es einen ironischen Stich auf die arme Schwiegermutter —

Wir Männer sind die Fliegen,
Und die Frauen sind der Honig,
Und die Schwiegermütter sind die Wespen,
Die uns nicht saugen lassen.

Der Tanz spielt in Spanien eine weit größere Rolle als im Norden und vielleicht auch als in den anderen Mittelmeerländern. Er ist die eigentliche spanische Kunst, und schon die Römer der Kaiserzeit bezogen ihre besten Tänzerinnen aus Cadiz und dem übrigen Andalusien. Die kleinen spanischen und insonderheit andalusischen Mädchen haben kaum stehen gelernt, so fangen sie schon an, zum Klange der Palillos und der Gitarre die Füßchen zu stellen, die Armchen zu heben und zu senken, den Körper zu neigen, zu strecken, zu beugen, zu winden. Bei uns wird eigentlich nur bei besonderen Gelegenheiten getanzt, denn wir brauchen ja Musik

Tabakfabrik in Sevilla. Gemälde von Heinrich E. Linde-Walther

Beim Tanze. Gemälde von Amandus Faure

und Platz dazu. Die Spanerin kennt keinen liebern und keinen gewöhnlicheren Zeitvertreib als den Tanz. Sie hat keinen Musikanten nötig, denn wenn keine Gitarre zur Hand ist, besorgt sie sich den erforderlichen Klang und Takt schon mit den Palillos, und sollte es, was aber in einem südspanischen Hause ganz undenkbar ist, daran fehlen, so kann man auch mit den bloßen Fingern recht anmutig und zum Tanze aufmunternd knallen. Reißen alle Stränge, so kann man den spanischen Tanz auch ganz allein ausführen, aber es wird wohl nie an einer Gefährtin oder Gespielin fehlen, die sich uns gegenüberstellt. Jedes Kindermädchen, jede Köchin, jedes Mädchen und jede Frau aus dem Volke kann tanzen, will tanzen, muß tanzen, und so findet die kleine Spanierin immer irgend jemand in ihrer Umgebung, der ihr die Palillos zwischen die Finger steckt und ihr zeigt, wie sie sich bewegen soll. Es gibt daher, wenigstens in Andalusien, auch gar kein privates oder öffentliches Fest ohne Tanz, und es ist undenkbar, daß zwei Mädchen zusammenkämen, ohne daß ein Tänzchen probiert würde. In Sevilla wird sogar — und das ist doch wohl der Gipfel — an ganz hohen kirchlichen Festtagen in der Kathedrale vor dem Hochaltar getanzt, freilich nicht von Frauen und Mädchen, sondern von Jungen in altspanischer Pagentracht, aber die Palillos erklingen dazu, und der Tanz ist wohl ein wenig feierlicher als ein gewöhnlicher Flamenco, zeigt aber doch ganz den Charakter des andalusischen Volkstanzes. Oben habe ich schon erwähnt, wie zur Zeit der Feria, die bald nach oder vor Ostern in Sevilla gefeiert wird, die reichen und vornehmen Familien der Stadt auf dem Festplatze ihre nach den Straßen offenen Buden aufschlagen lassen, worin die Familie und ihre Freunde jeden Nachmittag ihre Besucher empfangen und bewirten. Dabei tönen dann Gitarren und Palillos — leider in neuerer Zeit auch das Klavier — unaufhörlich, und die jungen Mädchen und Männer winden und neigen sich im Reigen, der mit unsern deutschen Tänzen eigentlich nur wenig gemein hat. Die Tänzer fassen einander nicht an, drehen sich auch nicht im Kreise, sie dringen viel eher aufeinander ein, weichen zurück, scheinen zu werben und zu versagen, und das Anmutige liegt in den äußerst harmonischen Bewegungen der Glieder und des Körpers, die sich im Takte der Musik und der klatschenden Hände der Zuschauer heben und senken, beugen und winden.

Nach dem Tanze kommt das zweite der spanischen K, der um des Buchstabens willen Korso genannte Paseo. Er ist wie der Tanz beinahe ein tägliches Vergnügen, und fast hätte ich statt seiner ein anderes Wort nennen

können, das wirklich mit K anfängt, die Kutsche nämlich. In allen spanischen Städten von mehr als vierzigtausend Einwohnern ist die Kutsche sozusagen der handgreifliche Beweis wahrer Vornehmheit. Es gibt da Familien, die von trocknem Brot und Zwiebeln leben, nur damit sie sich jeden Abend eine Stunde vor Sonnenuntergang in der mit dem Wappen gezierten Kutsche auf dem Paseo können sehen lassen. Wer da zu Fuß hingeht, ist ein armer Teufel, der keinen Anspruch darauf machen kann, zur Gesellschaft gerechnet zu werden. Der Paseo bietet dem Reisenden so das ganze Jahr hindurch gute Gelegenheit, die spanischen Damen zu sehen, es müßte denn regnen oder gar, was freilich beinahe undenkbar ist, schneien. Allerdings sehen die spanischen Damen hier kaum anders aus als in irgendeiner französischen Provinzstadt, denn wie schon gesagt, ist die Pariser Mode längst Herrin der alten Nationaltracht geworden, die man auf dem Paseo nicht mehr suchen darf. Dahingegen mag man sich an dem lebhaften Hinüber und Herüber erfreuen, das von einer Wagenreihe zur andern geht. Die Wagen fahren so langsam, daß die Hinauffahrenden ganz gut ein kurzes Gespräch mit den Begegnenden führen können, und alle fünf Minuten stockt der ganze Zug und gibt so die Möglichkeit einer längern Unterhaltung, gewissermaßen eine Tertulia im Freien, bei der nur die Süßigkeiten und die Schokoladetäßchen fehlen.

Endlich aber die Korrida, die den Glanzpunkt des spanischen Volkslebens bedeutet, und die ich an allererster Stelle genannt hätte, wenn sie wie Kirche und Tanz, wie Kleider und Paseo die Spanierin jeden Tag beschäftigte. Das aber ist nicht der Fall, die Korrida ist eben darum der Brennpunkt, weil man sie nicht jeden Tag sehen kann, sie ist vielmehr so etwas wie die deutsche Kirchweih, der Jahrmarkt, das Oktoberfest. In Madrid freilich ist es alle Tage Jahrmarkt, und da kann man beinahe jede Woche einen Stierkampf sehen; in den übrigen größeren und kleineren Städten Spaniens aber vergehen Monate zwischen einer Tauromachie und der andern.

Ich habe wahrhaftig nicht vor, hier den Stierkampf lobzupreisen, aber ich denke auch nicht daran, in das Klagelied derjenigen Reisenden einzustimmen, die weiter nichts sehen als die armen abgetriebenen Gäule, denen die Eingeweide aus dem durchbohrten Bauche hängen. Schließlich wird auf einer Parforcejagd der Hirsch oder Fuchs aller Wahrscheinlichkeit nach noch ganz bedeutend mehr gequält als so ein spanischer Klepper, der doch den Spaß höchstens eine halbe Stunde mitmacht, zumeist aber viel schneller vom Leben zum Tode gebracht wird. Und wenn wir in unseren Küchen nachsehen wollten, was da häufig mit den armen Tieren geschieht, die sich nicht über Mißhandlungen beklagen können, mit dem Aal z. B., dem man hier und dort noch immer bei lebendigem Leibe die Haut abzieht usw., so würden wir genug Gelegenheit finden, unser Erbarmen auszuüben, und hätten nicht nötig, erst die Pyrenäen zu überschreiten und uns über die Spanier und mehr noch über die Spanierinnen zu wundern, die dem blutigen Spiele nicht etwa gleichgültig, sondern glühend vor Enthusiasmus zuschauen.

Dieser Enthusiasmus und die Abwesenheit alles Mitgefühls für die armen Gäule und erst recht für den Stier erklären sich ganz einfach daraus, daß die Spanierin wie ihr Herr und Meister gar nicht auf die Pferde sieht und nichts von seinen Qualen und Leiden bemerkt. Sie hat nämlich hier ganz anderes zu tun. Erstens einmal ist sie gekommen, um gesehen und bewundert zu werden, und da alle ihre Schwestern mit der gleichen Absicht kamen, müssen diese alle gemustert und geprüft werden. Und zwar gründlich. Sodann aber sind die Spanier und Spanierinnen aficionados und aficionadas, das heißt, sie kommen nicht zur Korrida wie wir unwissende Fremdlinge, sondern sie kennen ganz genau die Feinheiten, die Künste und Schliche des Stieres wie seines Gegners. Sie wissen, warum dieser oder jener Picador seine Sache gut oder schlecht macht, warum der Banderillero ein ungeschickter Tölpel oder ein gewandter Bursch ist, wann der Capeador Mut oder Angst zeigt, welche Finesse oder Plumpheit der Espada vor, bei und nach seinem Stoße an den Tag legt. Von allen diesen Dingen verstehen, sehen und merken wir nicht das geringste und schauen uns verwundert um, wenn auf einmal ein wütender Sturm von Schimpfwörtern über den Mann da unten in der Arena losbricht, oder wenn umgekehrt das ganze Haus sich erhebt wie ein Mann und in enthusiastischem Delirium tobt, schreit, stampft, springt, Hüte, Fächer, Tücher und was sonst sich in Hand oder Tasche findet, hinunterwirft und nachmals die von dem Matador zurückgesandten Gegenstände wie teuerste Reliquien in Empfang nimmt und glückstrahlend verwahrt.

Davon verstehen wir nichts, und darum ist es besser, wir enthalten uns eines vermutlich törichten Urteils über die grausame und blutgierige Natur des Spaniers und der Spanierin. Es ist viel klüger, wenn wir uns das jedenfalls merkwürdige Schauspiel ansehen, das solch ein Tendido, der von Männern und Frauen besetzte Umkreis des Schauplatzes, darbietet. Denn ein solches Schauspiel wird uns heute sonst nirgends in der ganzen weiten Welt mehr geboten, seit das Kolosseum und die anderen altrömischen Amphitheater verödet sind. Und zwar wenden wir unsere Blicke, da es uns auf die Spanierin ankommt, am besten nach der Sonnenseite. Im Schatten kostet es doppelt so viel, und darum sitzen hier nur die nämlichen Damen, die wir schon auf dem Paseo kennen gelernt haben. Zwar ist

Carmen. Gemälde von Ignacio Zuloaga

Spanische Zigeunerinnen. Nach einer Photographie

Dann aber muß man am Abend durch die schweigenden, krummen und engen Gassen von Sevilla, Granada oder Valencia spazieren. Allerdings kann man das nämliche Bild auch in Madrid finden, und in Kastilien ist das pelar le pava ebensosehr im Schwang wie in Andalusien, aber die tierra de Maria santissima, Andalusien, ist doch für uns Söhne des Nordens das eigentliche Spanien, wie das eigentliche Italien erst jenseits des Apennins beginnt und Turin und das fast ganz internationale Mailand nicht dazu gehören.

der gute alte Brauch, zum Stierkampf in der Mantilla zu kommen, wenigstens in Sevilla und Valencia noch nicht ganz und gar ausgerottet, aber viel fehlt nicht mehr daran, und auf der Schattenseite sieht man wie beim Paseo fast nur Hüte und Toiletten, die an die Pariser Mode vom vorigen Jahr erinnern. Anders aber drüben im Sol, wo die Chula, die Manola, die Maja und wie man sie sonst nennen mag, Platz genommen hat.

Das Mädchen aus dem Volke sieht heute noch so aus, wie es vor mehr als hundert Jahren von Goya gemalt worden ist, und was das Äußere anlangt, wie es vor dreihundert Jahren Murillo gesessen hat. Das bunt bestickte Schultertuch, die Rose im dunkeln Haar, der mit farbigen Bildern bemalte billige Fächer: daran hat sich nichts geändert, ja man kann sich mühelos vorstellen, daß auch in der fernen Zeit, wo die Römer ihre schönsten und feurigsten Tänzerinnen aus Cadiz holten, diese nicht viel anders ausgesehen haben. Und wie das leuchtet, blitzt und gleißt in der Sonne! Wie das zappelt und hüpft und sich wendet und dreht; kochendes Quecksilber könnte nicht lebhafter und schneller sein. Hier muß man die Spanierin sehen, wenn sie uns vielleicht vorher nur in der Kirche begegnet war und dabei ein etwas ernstes Gesicht zur Schau trug.

Auf unserm nächtlichen Bummelgange durch Sevilla also hören wir flüsternde Stimmen, und nachdem wir die Augen forschend

Eine Tochter Andalusiens. Bildwerk von Joseph Reynes

Dame in Granada. Gemälde von Claudio Castelucho

umhergesandt haben, entdecken wir beim düstern Scheine der kärglichen Laterne eine in den Mantel vermummte, dunkle Gestalt, die sich dicht an eine Hauswand drückt. Etwa in der Höhe ihres Kopfes, unter günstigeren Umständen tiefer und bequemer, mitunter aber auch außerhalb des Bereiches seiner Arme, erblicken wir eine Reja, eines jener an den älteren Häusern kunstreich aus Eisen geschmiedeten Fenstergitter, die die Wohnung nicht nur verwahren, sondern wirklich auch schmücken. Wir sehen nichts hinter diesem Gitter, denn das Zimmer, zu dem das Fenster gehört, ist ganz dunkel; aber wir hören eine flüsternde Stimme, die dem Vermummten auf der Straße antwortet, und vielleicht bemerken wir gar, schärfer hinschauend, eine weiße Hand, die durch das Gitter den Weg ins Freie gefunden und deren sich der Draußenstehende bemächtigt hat. Das nennt der Spanier pelar le pava, und anders kann der Jüngling von Sevilla der Dame seines Herzens den Hof nicht machen. Denn von einem halbwegs freien Verkehr zwischen beiden Geschlechtern wie in Amerika, England und Deutschland ist hier noch weniger die Rede als in Frankreich, und mitunter fühlt man sich versucht, diese klösterliche Gefangenhaltung der jungen Mädchen mit den ehemaligen arabischen Sitten in Verbindung zu bringen. Da aber in Frankreich, wo die Araber keinen Einfluß auf die Sitten gehabt haben, die Erziehung der Mädchen wahrhaftig ganz ähnlich ist, kann es sich wohl kaum um eine muhammedanische Tradition handeln.

In den Novellen und Erzählungen führt der Anbeter stets die Gitarre mit, um unter dem Fenster der Angebeteten sein Ständchen zu bringen. Die verehrten Dichter tun es nicht anders. Vielleicht war es auch früher wirklich so, obschon ich es ein wenig bezweifle; sicher ist jedoch, daß der heutige Novio seine Musik daheimläßt und mit Recht denkt, daß die allerschönste Liebe die allerheimlichste ist. Je leiser und unbemerkter also sein Geflüster, desto besser. Wozu mit der Gitarre Lärm machen und die neidische Nachbarschaft wecken? Das ist gut in Opern und Operetten, für die Wirklichkeit taugt es nicht. Obschon nun das Zwiegespräch an der Reja anscheinend in der größten Heimlichkeit vor sich geht, so handelt es sich doch in Wirklichkeit um ein sozusagen offizielles Verhältnis dabei: der Freier ist meist von der Mutter und der ganzen Familie gebilligt, sonst könnte er lange vor dem Gitter stehen und seufzen, ehe er Antwort erhält. Jedermann in der Familie weiß, wer da draußen steht und flüstert, und wenn nicht ein boshafter jüngerer Bruder existiert, der den Liebenden den Spaß verderben möchte, betritt kein Mensch das dunkle Zimmer, worin die Tochter am Gitter sitzt und mit dem Anbeter plaudert. In anderen Ländern muß im gleichen Fall eine ältere Dame als Hüterin bei den jungen Leuten bleiben, in Spanien ist das nicht nötig, denn die Reja, das gute Eisengitter, schützt die Tugend genugsam und macht alle sonstige Bewachung überflüssig. Im günstigsten Falle mögen die sehr gespitzten Lippen einander finden können, gewöhnlich muß der arme Schelm schon sehr froh sein, wenn er

Valencianerin
Nach einer Photographie von L. Hugelmann, Madrid

Kinder des Südens: Spanische Gitanas. Nach einer Photographie von L. Hugelmann, Madrid

wenigstens der angebeteten Hand habhaft werden und sie mit seinen heißen Küssen bedecken kann.

Kein Wunder, daß unter solchen Umständen die Spanier wunderschöne Liebesliedchen dichten, denn bekanntlich wachsen Eifer und Glut überall in der Welt mit den Hindernissen, und wenn das Eisengitter nicht vorhanden wäre, hätte die spanische Liebe sicherlich die Hälfte ihres Reizes verloren. Ohne die Reja würden die spanischen Liebhaber nicht so feurig von den Orangen schwärmen, die ihre Blüten über die Geliebte ausschütten, sobald diese sich dem Baume nähert, von den Blumen im Garten, die alle zu weinen anfangen, wenn die Holde sich bei ihnen zeigt, zu weinen aus Neid und Verzweiflung über die Schönheit der Angebeteten.

Wahrscheinlich verdanken wir nur der Reja die anmutige Copla, womit ich meine Plauderei beschließen will:

El dia que tu nacistes,
Nacieron todas las flores,
Y en la pila del bautismo
Cantaron los ruiseñores.

Am Tag, da du geboren,
Erstanden die Blumen all,
An deinem Taufstein klangen
Die Lieder der Nachtigall.

Bauersleute aus der Provinz Leon
Nach einer Photographie von L. Hugelmann, Madrid

Sehnsucht

Ich sehne mich nach einem großen Park,
Nach mondbeglänzten totenstillen Weihern!
Da dürfte endlich meine Seele feiern,
Mein sterbenskranker Wille würde stark.

Ich fände wieder meiner Sehnsucht Ziel,
Das mir entfloh in weite Dämmerungen.
In tiefstem Schweigen hielte dann umschlungen
Die reine Nacht mein leidendes Gefühl.

Siegfried Trebitsch

Herbstwehen

(Aus meiner Kindheit)

Manchmal stöhnte die Tür, vom Winde bedrängt;
Doppelfenster wurden schon eingehängt.
Und ich schlüpft' in den Garten, die Luft kam kalt,
Ach! So traurig hat meine Peitsche geknallt —
Die Luft strich kühl.

Und nur ein Hänfling pfiff, das Hälschen gereckt...
Alle Beete waren schon zugedeckt.
Und nur der Mohn umraschelte meinen Pfad,
Einsam verschüttend die braune Körnersaat
Aus kahlen Köpfen.

Selbst der Drache, wimpelnd mit zackigem Schwanz
Fern in dem stumpfen, bleichenden Wolkenglanz,
Hob nicht mein Herz empor. Denn die Erde roch
Dumpf wie drüben das alte Brunnenloch —
Da stand ich still.

Und ich knallte nicht mehr, meine Peitsche fiel.
Nur der Wind umsprang mich in fauchendem Spiel.
Gilbende Blätter trieb er tanzend ... O Wind,
Wüßtest Du doch, wo die goldigen Falter sind,
Die goldigen Falter —

A. K. T. Tielo †

Novemberabend

Ein grausamer Wind riß dem frierenden Hag
Am armsel'gen Kleid.
Ein Krähe schrie: „Herzeleid! Herzeleid!"
Her hinter dem Tag.

Grau, grau, wie ein Armentuch
Liegt die Welt. Sturm, gib Ruh', nur Ruh'! —
Die Dämm'rung schließt tief ihre Augen zu,
Wie über einem zu traurigen Buch.

Frida Schanz

Mademoiselle Nesles Prozeß

Von Anselma Heine

Kleine verschlafene Dörfer! Der Vorüberreisende betrachtet sie mit gerührter Sehnsucht: Ruheporte und Friedensgärtchen seiner Unrast. Und beim Weiterfahren wirft er einen gönnerhaft neidvollen Blick auf sie zurück, ehe ihn die herzlose Unruhe der großen Welt wieder aufnimmt.

Kleine verschlafene Dörfer! Der Dunst ihres Alltags liegt wie eine graue gleichmäßige Decke über ihnen und schließt sie ein. Drinnen aber schwelt es, ein Feuer ohne Abzug, bis die gefangene Flamme rußig und qualmend in sich selbst zurückschlägt, erstickt ohne Schönheit, ohne Nutzen. —

Klein, verschlafen und vernachlässigt liegt das Dörfchen Heimschwiller im Oberelsaß zwischen seinen Wiesen in tiefer, feuchter Talsenkung. Von der Mülhauser Straße herab sieht man da unten nichts als eine schmutzig graue Zeile von Dächern, die hier und dort, als wäre sie geplatzt, einzelne schmutzig graue Dächer von sich abgestreut hat. In der Mitte, grau und stattlich, die Kirche. Das Dorf ist früher größer gewesen, ein Omnibus ging wöchentlich einmal nach der kleinen Station, die durch eine Klingelbahn mit dem Eisenbahnnetz von Mülhausen verbunden war. Jetzt besteht es nur noch aus der Hauptstraße und ein paar winkligen Nebengäßchen. Viele Häuser sind unbewohnt, fensterlos und geborsten, andere gebückt, mit Schmutzstreifen im Gesicht, wie Proletarierkinder, die geweint haben; alle mit einem schwarz verwitterten Kalkstein gedeckt, den man da im Jura findet. Es sieht aus, als habe sich eine Regenwolke über das Tal gelagert. Nahe der Kirche sind die Häuser besser gehalten, aber auch hier gibt es verbogene Giebel, klappernde Fensterläden. Misthaufen liegen unbedeckt am Gartenrande, Hühner und Enten verschleppen die kotigen Strohhalme bis in die Mitte des Weges hinein, die Straße ist klebrig gelbbraun, bedeckt mit Pfützen; Kinder spielen dazwischen. Sommers sitzen die Alten vor den Türen, grau, krumm und verbeult wie Bachweiden, die an falschen Stellen auswachsen. So hocken sie beisammen und klatschen.

Viel mehr tun auch die andern nicht. Die Weiber kochen und nähen, die Männer treiben schläfrig ihr Geschäft. Industrie gibt es nicht. Man hat sein Weideland auf den Hügelbuckeln, sein Feld im Tälchen. Die meisten Heimschwiller sind ihr Lebtag noch nicht hinter ihren Hügelchen hervorgekommen. Für sie gibt es nur eine Stadt in der ganzen Welt: Paris. Aber das ist so ungefähr wie „Himmelreich", „Seligkeit". Dahin kam man nicht! Abends hört man manchmal ein wüstes Johlen aus den beiden Wirtshäusern; es ist, als müsse etwas geschehen, diese leere Stille ringsum zu überwinden. Aber auch das verdröhnt. Trinken, Essen, Schlafen und Kinder in die Welt setzen — alles geht beinah unpersönlich vonstatten.

Auch der Krieg hat daran nichts geändert. Junge Leute gab es selten hier. Man heiratete früh und trank sich schnell alt. Erwachsene Söhne suchten sich auswärts ihr Unterkommen. Früher schon immer bei dem jährlichen Tirage au sort hatte man wenig Rekruten einzuliefern gehabt, und als im August 1870 die französische Regierung alle waffenfähigen Männer aufforderte, sich zu melden, stellte sich einzig der scheele Alfons, ein dreißigjähriger Tunichtgut, der von seinem bösen Weibe wegverlangte. Nichts von der dumpf verwunderten Erregung, die durch das übrige Elsaß hinzitterte, war hier in das abseitige Dörfchen gedrungen. Man schimpfte während der Truppenbewegungen gleichmäßig über die Beschlagnahme von Ernte und Pferden, mochten nun Frankreich oder Deutschland sie fordern. Einquartierung gab es nicht. Die berüchtigten Prussiens kriegte man nicht zu sehen.

Dann kam die Abtretung des Elsaß an Deutschland. Auch davon spürte man im Dorfe wenig. Außer dem Postbeamten war kein Fremder hergekommen. Pfarrer und Maire waren dieselben geblieben; der Lehrer ein Elsässer. Nach wie vor sprach man sein Elsässisch und hörte in der Kirche ein altmodisches Hochdeutsch. Hatte man früher an die

französische Regierung Bittschriften senden müssen wegen Beibehaltung der deutschen Sprache vor Gericht, so hieß es jetzt von oben, man müsse mit dem Französisch aufräumen. Wer fand sich da heraus? Am besten überhaupt, man kümmerte sich um nichts und ließ die da draußen nach Gefallen lärmen.

Diesem weisen Vorsatz aber stand eins entgegen, ein seltsames Ding, das die Heimschwiller aus ihrer satten Stille herausriß und sie in unmittelbaren Zusammenhang versetzte mit den Weltereignissen. Dieses Eine war Mademoiselle Nesles Prozeß.

❧ ❧ ❧

Sie hieß eigentlich Agnes, Agnes Schlund. Aber wenn sie in Prozeßangelegenheiten nach Mülhausen fuhr, nannte sie sich Anjäse Schlünd. Im Dorfe setzte man halb ehrfurchtsvoll, halb spöttisch ein „Mademoiselle“ vor ihren Vornamen. Für den Hausgebrauch blieb sie ‚das Nesle‘. Und ihr eigenes naiv aufgestülptes Näsle, das zwischen dem altjüngferlichen Gesicht stand wie ein Kind auf einer welken Wiese, rechtfertigte diesen Namen.

„Dein Brustkasten darf sich bedanken bei deiner Nas’,“ hatte ihr Vater, der Sakristan, immer gesagt, wenn sie neben ihm auf der Orgelbühne stand und mit vollem Atem ihm vorsang, was sie in Mülhausen auf der „Union chorale“, die sie zweimal wöchentlich besuchte, geübt hatte. Er war stolz auf die überlaute Stimme seiner Tochter. Wenn sie im Dorfe ihre Gesangsstunden gab, stand er auf der Straße und hörte zu. Auch Klavierunterricht erteilte sie, sowohl in Heimschwiller, wie in den umliegenden Dörfern. Aber das alles bekam ein Ende durch einen Eisenbahnunfall, den sie im Januar 1869 erlitt und der die Grundlage bildete zu jenem Prozeß, der seit Jahren die große Sensation des Dorfes war.

Sie war zur Hochzeit einer Cousine nach Belfort gereist; auf dem Heimwege, zwischen Chèvremont und Petit Croix, bei Schneesturm entgleiste ihr Zug. Zwei Wagen neigten sich zur Seite, die Passagiere mußten auf offener Strecke aussteigen. Agnes Schlund war dabei durch ihren eigenen herabfallenden Koffer so heftig an der Schulter getroffen worden, daß sie in Ohnmacht fiel. Sie erwachte, im Schnee liegend, unter der Sorgfalt eines alten Ehepaares. Die übrigen Passagiere waren zu Fuß nach Chèvremont zurückgegangen. Ein paar Stunden später waren die Wagen wieder aufgerichtet, das Nesle konnte seinen Weg fortsetzen. Zu Hause aber bekam sie eine Lungenentzündung, und als sie nach einigen Wochen das Bett verließ, stellte es sich heraus, daß sie ihre Singstimme vollständig verloren hatte. Überdies blieb der linke Arm steif.

Das Nesle selber würde dies Mißgeschick hingenommen haben, ohne groß darüber nachzudenken, Sie sowohl wie die Mutter gehörten zu den Menschen, die nur auf der äußersten Stuhlkante zu sitzen wagen, aus Furcht zuviel Platz einzunehmen. „Geringbabbler“ nannte sie der Vater. Er selbst war andrer Art. Ein für seine Konstitution viel zu müßiger Mann, immer mit sich zufrieden, immer bedacht, kleine Genüsse in sein Leben hineinzubringen. Und so behauptete er jetzt eifrig, halb aus Rechthaberei, halb aus Aufregungsbedürfnis, man müsse gegen die Eisenbahn klagen.

In wohlgefällig umschnörkelten Buchstaben verfaßte er eine Schrift, die er nach Paris an die Ostbahngesellschaft sandte. Nach monatelangem Warten, das ihn tief beleidigte, wurde es ihm klar, daß er seine Sache falsch angefangen hatte. Entschlossen packte er seine Tochter auf und fuhr mit ihr nach Mülhausen zu einem Rechtsanwalt. Er hatte von interessanten Verhören, fulminanten Anklagereden geträumt, aber der Advokat erklärte ihm, von einem Prozeß sei bis jetzt noch keine Rede. Man müsse erst mit dem Versuch einer gütlichen Verständigung beginnen.

Immerhin hatte Schlund nun eine Tätigkeit bekommen. Die Zeugen des damaligen Unfalls mußten ausfindig gemacht, ihre Namen und Adressen festgestellt werden. Das alles kostete Kopfzerbrechen, viele Briefe, ja sogar Reisen. Der Sakristan machte sich selbst nach Belfort auf, um nachzuforschen. Die jungen Leute, nach deren Hochzeit Nesles Unfall geschehen war, betrieben dort ein Handschuhgeschäft. Mit ihrer Hilfe wurde bald das alte Ehepaar entdeckt. Allmählich fand sich noch eine barmherzige Schwester, die in dem gleichen Wagen gesessen hatte, und ein Viehhändler.

Zu Hause dann mußte dem etwas schwerfälligen Arzte ein unheimlich klingendes Attest über den damaligen Befund und die nunmehrige Gesundheitsstörung der Mademoiselle Schlund entlockt werden. Der Sakristan wollte eine möglichst hohe Entschädigungssumme einklagen. 15000 Franken rechnete er aus.

Das Nesle kroch ganz in sich zusammen vor verlegener Demut, als sie davon hörte. Es stellte sich in dieser Zeit ein feines, beglückendes Verhältnis her zwischen ihr und dem Vater, dessen lautes, überkräftiges Wesen sie sonst immer gefürchtet hatte. Jetzt kam er zu ihr in die Kammer, fragte sie geduldig aus nach den Einzelheiten ihres damaligen Erlebnisses. Er zählte ihr alle Genüsse auf, die sie sich einmal später durch das gewonnene Geld verschaffen könne, und malte ihr unermüdlich und in den lebhaftesten Farben alle Wonnen des Sieges. Jede Möglichkeit wurde im voraus genossen zwischen Vater und Tochter. Und wie bei einem Fremden bewunderte das Nesle ihres hübschen Vaters krauses dunkles Haar, die glänzenden kleinen Augen und den starken, immer ein wenig feuchten Nacken. Auch die Anstrengung des zusammenhängenden Denkens war ihr neu. Mit religiöser Anspannung aller Seelenkräfte suchte sie sich jedes kleinen Umstandes von damals zu erinnern. Immerhin dauerte es wieder mehrere Monate, bis der Vater alles Nötige zusammengebracht und dem Anwalt nach Mülhausen geschickt hatte. Nach weiteren drei Monaten endlich kam der Bescheid: Der Ostbahn-Gesellschaft in Paris sei von dem Falle nichts bekannt gegeben worden, man würde sich aber informieren.

Also wieder warten! Der Sakristan schäumte von zurückgedrängter Tatkraft. Des Sonntags donnerte er nach der öligen Ermahnung des Pfarrers befremdlich wütend auf der Orgel, dem kleinen Meßbuben hielt er beim Heiligenputzen Vortrag über die Ungerechtigkeit der Welt. War er im Herrenzimmer der „Zwei Schlüssel“ unter seinen schläfrig trinkenden Mitbürgern, so wälzte er seine Worte in Phantasien von Wohlleben und Glück, daß alle rings die Mäuler aufsperrten. Er, der bis dahin gerecht zwischen Amt, Familie und Stammtisch seine Tage geteilt hatte, wurde nun ein Wirtshaussitzer, sogar den „Lion bleu“, in dem die Fuhrknechte mit ihren Mädchen saßen, besuchte er jetzt. Zuhörer brauchte er, Leute, die ihn bewunderten. Waren keine Gäste im Zimmer, so zog er Vorübergehende herein und bewirtete sie. Das halbe Dorf lebte von dem künftigen Prozeß.

Inzwischen schlichen die Vorbereitungen zum Prozeß weiter ihren Schneckengang. Kurz nach Anfang des Krieges war eine Nachricht vom Mülhauser Anwalt gekommen; man hatte ihm aus Paris geschrieben, die Nachforschungen der Ostbahngesellschaft seien infolge der unruhigen Zeitverhältnisse ergebnislos verlaufen; der damalige Zugführer war irgendwo Franktireur, der Streckenwärter im Lazarett verstorben. Der Anwalt schlug vor, als Antwort auf diesen Bescheid nunmehr die Klage einzureichen. Für den Prozeß aber müsse noch ein besonderer Anwalt in Paris selbst engagiert werden, da ein Auswärtiger dort nicht zugelassen werde.

Jetzt waren es also gar zwei gelehrte Herren, die sich ihrer annahmen! Dem Nesle schwindelte es, so oft sie daran dachte. Sie, die früher guten Schlaf gehabt hatte, saß jetzt bei Sternenschein aufrecht in den Kissen und staunte über sich. Am Tage bekam sie die weinerlichen Reden der Mutter zu hören. Ob es nicht genug daran wäre, daß das Nesle da sitze und nichts verdienen könnte? Jetzt sollte man auch noch Geld wegwerfen ihretwegen. „Denn so ein Avokat, der präpelt die Leut' mit ihrem eignen Fett. So ne Prozeß isch e sichre Hypothek aufs Armenhaus.“

Wenn der Mann im Hause war, schwieg sie. Er war der Herr und durfte tun, was ihm recht schien. Aber ihr saures Sorgengesicht trieb ihn immer wieder ins Wirtshaus zurück. Die großen Kriegsereignisse wurden dort besprochen. Schon hatte es geheißen, Frankreich würde im Notfall Elsaß opfern müssen. Man schimpfte, aber im Grunde war das alles weit weg und fremd. „Enfin, ob er Napoleon heißt oder Guillaume, nach Heimschwiller kommt er doch nicht.“ Den Sakristan aber interessierte ernstlich nur das eine: Wenn Elsaß wirklich an Deutschland abgetreten wurde, ja, was war's dann mit der Bahn? Mußte man dann vielleicht gar nach Berlin schreiben um den Prozeß? „Sell wär

nit letz. Da kämpfte man ja gegen die Prussiens!"

Und dann Mitte Mai erfuhr man es: die Ostbahn war von Preußen miterobert. Mitten durch Petit Croix würde die Grenze gehn. Der Sakristan wußte sich nicht zu lassen vor Chauvinismus. Er fühlte sich als Prozeßgegner persönlich zum Preußenhaß verpflichtet.

Die Hand in den Westenausschnitt gesteckt, den Kopf ruckweise bewegend, hielt er Vortrag. „Gegen Deutschland geht's, comprenez-vous? Dem Nesle sein Prozeß, das ist jetzt eine Tapferkeit von mir aus. Nit wohr? Eine Bravour, sag ich, eine gute Gesinnnung, eine chose patriotique!" Er schlug jedesmal mit der Faust auf den Tisch, daß die Weingläser klirrten.

Alle nickten ihm zu. „Recht hast! Vraiment! Pour la patrie — c'est ça!"

Jetzt erst war ihnen die Übergabe des Elsaß eine nahe Angelegenheit geworden. Auch in ihren breiten Schädeln war der Patriotismus aufgewacht. Der Sakristan gegen die Prussiens. Das wird einmal ebbes! Schöner als Karussell fahren, oder die Gans auswürfeln. Potz Krützsalat und Speck! Der poetische Monsieur Beckère, Apotheker en retraite, der aus irgendeiner Schrulle seine Rente in Ensisheim verzehrte, schickte dem Nesle einen Strauß von gelben Lilien aus seinen Garten mit der Etikette: „Der elsässischen Jeanne d'Arc."

Im Laufe des Sommers aber, gerade da der Prozeß-Patriotismus am höchsten gestiegen war, wurden die Paragraphen des Frankfurter Friedensvertrages offiziell bekannt gegeben. In dem Postbureau von Heimschwiller standen die Männer und lasen. Besonders die Zusatzartikel, die sich auf die Ostbahn bezogen. „Die deutsche Regierung wird, soweit es sich um die in den abgetretenen Gebieten gelegenen Eisenbahnen handelt, in alle Rechte eintreten, welche die französische Regierung ..." und weiter: „Die französische Regierung verpflichtet sich, die abgetretenen Eisenbahnen von allen Rechtsansprüchen zu befreien, welche dritte Personen darauf geltend machen könnten." Dritte Personen! Kein Zweifel, das bezog sich auf Mademoiselle Nesle.

Aber stand da nicht auch etwas von einem Rückkauf der Ostbahn durch Frankreich? Der Bürgermeister erklärte es am Wirtshaustisch weitläufig den andern. Heimschwiller hatte also dennoch nicht gegen Deutschland zu prozessieren?! Alle sahen auf Schlund, der unruhig nach Rede und Atem schnappte. Endlich erhob er sich. „Wenn auch, sage ich, quand même und ich sag's pour sûr, der Prozeß, das isch e gute Affäre, is patriotisme. Jo, hört Leute, ist es nicht eine heilige Gottesschande, daß unser schönes Ländle von Frankrich verrote woren isch?"

Hell und klar fielen ihm zwei große runde Tränen aufs Kinn. „Ist es nicht wahr? Verrote sin mer und verkauft von denen, wo mir am liebschte han," er schluchzte. „Von unsre Brüder verkauft, grad wie eine Herde dummes Vieh. Dagegen geht's, gegen die, wo uns verrote han."

„Traîtres, traîtres!" schrie er plötzlich in den Winkel hinein, in dem die Weingläser gespült wurden.

Die Männer sahen sich an und nickten. „S' isch wohr! So isch's! Justement!"

„Wo isch unsre Heimat?" schrie der Sakristan. „Où est notre patrie? Mr han kei Heimat meh! Waisen sin mer geworde!"

Er hatte das Gesicht in die Hände vergraben und stöhnte. Verlegen, sich ungeschickt hin- und herwendend saßen die Männer um ihn herum. Dicke Tabakswolken stiegen aus ihrem Kreise auf. Keiner sprach. Keiner sah den andern an.

Da fuhr Schlund kerzengerade in die Höhe, mit den Fäusten auf den Tisch schlagend, begann er eine neue Rede.

„Vive la patrie!" schrie er ein paarmal dazwischen. Seine Unterlippe hing herunter, Geifer tropfte auf seinen Rock, mit den Fingern machte er sinnlose Bewegungen über seiner Brust. Und plötzlich rutschte er ganz klein zusammen, hinab auf die Diele.

Als sie den Tisch weggerückt hatten, war er schon tot.

⁂

Eine patriotische Affäre „quand même" hatte der Sakristan gesagt. Und wenn seine Mitsassen sich auch diese phantastische Behauptung nicht recht zu eigen machen konnten — sein jähes Sterben mitten im wuchtigen Takte seines Pathos legte über

Mademoiselle Nesles Prozeß einen fast balladenhaften Schimmer von Wichtigkeit. Dazu kam noch etwas Neues. Man erfuhr, die deutsche Regierung habe durch die Präfektur in Straßburg und durch die deutsche Botschaft in Paris mit der Ostbahn-Gesellschaft wegen der Affäre Schlund verhandelt. Diplomatischer Notenaustausch um das Nesle! Das gab vollen Ersatz für die früheren politischen Aufregungen. Einen bestimmten Standpunkt nahm man nicht mehr ein. Es wurde alles zusammengerührt zu einem einzigen Begeisterungsbrei. Das Nesle, um das sich früher niemand gekümmert hatte, wußte sich auf einmal nicht zu lassen vor Helfern.

Besonders der Apotheker nahm sich ihrer an. Er liebte etwas zu sehr den Wein, las den ganzen Tag pikante französische Romane und hielt sich eine Vogelhecke. Sein Gemüt war romantisch, sein Äußeres nicht verführerisch. Sein flaches, blondes Gesicht ohne Brauenstriche wirkte wie augenlos. Dazu eine vom Trunk verformte Nase. Er trug immer rote, flatternde Schlipse. Dem Nesle gegenüber spielte er sich gern als Gönner auf.

Wenn sie für ihren Prozeß Geld brauche, sagte er ihr, könne sie ganz auf seine sentiments chevaleresques rechnen. Als sie dann aber wirklich kam und ihn anborgte, gab er nur ungern. In seiner wunderlichen Art machte er ihr den Hof. Verliebt war er durchaus nicht in sie. Seiner kränkelnden Art waren nur vollsaftige Frauen gefährlich, aber er hatte ein gewisses höfisch ritterliches Ideal und kein weiteres Objekt bei der Hand, es zu agieren, als eben nur das Nesle.

Auch des Nesle übrigen Gönnern diente der Prozeß zur Unterhaltung und Selbsterhöhung. Da konnte man Rat geben, prophezeien, daß es schlecht auslaufen würde, im voraus trösten oder schadenfroh sein, das künftige Geld aufteilen und verwenden — kurz sich wichtig machen.

Langsam, langsam ging inzwischen der Prozeß seinen Weg. Die vom Sakristan genannten Zeugen waren durch einen deutschen Amtsrichter im Elsaß vernommen worden. Das hilfreiche alte Ehepaar hatte sehr günstig ausgesagt. Der Mann, ein kleiner Rentier aus Belfort, der häufig auf der Ostbahn reiste, hatte von der landbekannten Nachlässigkeit im Betrieb jener Strecke gesprochen. Es sei ein Wunder, daß dort in der steil gelegten Kurve nicht öfter ein Unglück vorgekommen wäre, denn der damalige Streckenwärter sei ein notorischer Trinker gewesen. Dasselbe besagte die barmherzige Schwester. Dagegen behauptete der Viehhändler, des Fräuleins Koffer, der ihr auf die Schulter gefallen war, sei ungesetzmäßig groß gewesen, hätte daher nur locker im Netz stehen können. Er wisse das genau, weil er damals das Gepäckstück aus dem Wagen herausgetragen hätte.

Das Nesle entsann sich, daß der Mann dafür von ihr ein Trinkgeld verlangt und daß sie einen Sou gegeben hatte. Dafür rächte er sich nun.

Kurze Zeit darauf stand die Sache wieder günstig. Man hatte den zu bürgerlicher Beschäftigung zurückgekehrten damaligen Kondukteur herbeiziehen können, der über die Beschaffenheit der Strecke und die Unzuverlässigkeit des Bahnwärters genau dasselbe aussagte wie der Rentier. Endlich als der Prozeß ins fünfte Jahr ging, bot die Ostbahngesellschaft, einen gütlichen Vergleich an und erklärte sich bereit, 8000 Franken auszuzahlen. Der Mülhauser Anwalt fragt nun bei Mademoiselle Schlund an, ob man das Anerbieten annehmen solle oder weiter prozessieren. Er selbst rate zur Annahme, da man nicht alle ferneren Komplikationen voraussehen könne. Vor allem sei es schwer, einwandfrei zu beweisen, daß der durch das Aufgeben von Klavier- und Gesangstunden auf den Dörfern entstandene Verlust wirklich die Höhe von 15000 Franks betrage. Etwas anderes wäre es, wenn wirklich, wie der Sakristan einmal erwähnt hätte, Mamsell die Einnahmen einer grande artiste vor sich gesehen hätte.

Grande artiste! Das Wort traf das Nesle wie ein Schlag, der Türen aufsprengt! Ihre geheimsten Wünsche wurden dadurch für sie selbst ans Licht gebracht. Sie entsann sich, wie der Vater ihren Gesang bewundert hatte. Freilich wußte sie daneben gut genug, daß ihre zwar starke, aber etwas schrille Stimme in der union chorale nicht gerade günstig beurteilt worden war. Hauptsächlich auch, weil es ihr niemals gelang, völlig rein zu singen. Aber einige gefällige Mütter von Mitschülerinnen

hatten ihr doch die Hand gedrückt und sie beglückwünscht. Sie würde ja auch noch zugelernt haben, ihre Fehler verbessert, wenn sie weiter bei Monsieur Chillon, dem Dirigenten der union, hätte Privatstunden nehmen können. Aber dann war der Eisenbahnunfall gekommen. —

Warum hätte sie nicht Sängerin werden können? Eine ihrer Mitschülerinnen, die Cremoni, trat jetzt in Petersburg in Konzerten auf. Eigentlich hieß sie einfach Krämer. Das Nesle hatte damals neben ihr gesungen. Es wäre gut, an sie zu schreiben und zu fragen, wieviel. Dann hätte man doch einen richtigen Begriff von dem, was man verdienen konnte als Sängerin. Und nach Amerika war die auch schon gekommen. Das Nesle hatte ein Bild von ihr gesehen, in dem Journal, das der Apotheker hielt. Ein weißes Schleppkleid hatte sie an und eine Perlenkette trug sie um den Hals.

Sie sah sich selber so stehen. Und einen Veilchenkranz würde sie dann getragen haben, und die Leute hätten geklatscht, und ein Graf .... Der Mutter Hustenmedizin war in solcher Geschichte eingewickelt gewesen.

Mit lautlos schwatzenden Lippen saß sie vor ihrem Nähtischchen, auf dessen zerschlissene schwarze Roßhaarkissen die Sonne schien, reihte Perlchen auf und stickte. Wenn sie fleißig war, bekam sie jede Stunde eine bis zwei Reihen fertig. Das Ganze wurde ein Altarbehang für die Kirche. Nudele und Nüdele, die Cousinen des Pfarrers, ihre Zimmernachbarinnen zur Linken, stickten die Seitenbahnen. Es war eine Arbeit von Jahren.

Sie wohnte jetzt mit der durch Sorge und Aufregung dürr und wirr gewordenen Mutter im Sacré Coeur. Seit dem Wegzug der Schulschwestern, die durch den Lehrer verdrängt waren, wurde das alte wacklige Gebäude für fast umsonst an kleine Rentnerinnen vermietet. Der Altarbehang war eine Art freiwillige Steuer.

Perle auf Perle reihte sie auf, lauter weiße zur Füllung der Lilien. Dabei konnte man gut denken und träumen.

Ja — und Reisen hätte sie machen müssen. Übers Meer, in fremde Länder. Vielleicht sogar nach Paris. Die Cremoni hatte auch schon einmal in Paris gesungen. Und einen Pelz für den Winter mußte man haben, ganz lang und einen schneeweißen Peignoir mit rosa Schleifen. Denn blau machte sie blaß. Alles das kostete Geld, viel Geld. Und alles dieses Geld verdiente die Cremoni. Auch noch Essen und Trinken und ein Chatelet in der Haute-Saône; denn da wohnte sie im Sommer. Man sagte zwar, es wäre nicht ihr eigen, sondern gehörte dem alten Konfektionär, mit dem sie lebte. Aber eben das hatte man ja auch, wenn man Sängerin war!

„Was hasch?“ fragte die Mutter, die vor ihrem erkalteten Kaffeenapf am Fenster saß. Und vom Nebenzimmer riefen die Nüdeles: „Was hasch?“

Agnes Schlund setzte sich wieder. Ja, was war mit ihr? Sie hatte vergessen, daß sie nur das Nesle war, und daß das ganze Sacré Coeur eine Art Aufsicht führte über sie, die 37jährige Jüngste. Nachdenklich zog sie die Stirn in Falten. Eins war ihr klar: nur um eine größere Entschädigungssumme herauszupressen hatte der Vater das gesagt, das von der Sängerin, und darum mußte sie weiter so tun, als wäre sie Sängerin. Weiter so tun! Ja, das wollte sie. Eine herrliche Aufregung klopfte in ihr, sie war nicht verzagt mehr, nicht schüchtern. Sie rechnete. Natürlich, wenn sie nur Klavierstunden gegeben hätte, wären 8000 Franks genug gewesen, aber nun — man mußte doch bedenken, eine Sängerin!

Es war ihr bereits unmöglich, das Gewünschte und das Wirkliche noch auseinanderzuhalten. Wie ein Kind sprang sie die Treppe hinunter.

Unten fand sie schon Nudele und Nüdele vor. Das ganze Sacré Coeur war natürlich eingeweiht in den neuesten Stand der Dinge.

„Grad reden wir davon, was du für ein Glück hast!“

„Sell' sag ich auch!“

„Ach ja, was du für ein Glück hast!“

Nudele und Nüdele falteten in Verzückung die kurzen dicken Fingerchen. Eine sprach immer der anderen nach. Es klang wie ein verfettetes Zwitschern. Sie hatten genau dieselben kurzen Bewegungen, dieselbe flache fleischige Figur wie der Pfarrer selber.

Die Haebig war aufgestanden und hatte

sich ans Schreibkommödchen gesetzt. „Man weiß schon, was du willst!“ Sie entnahm einem Schubfach ein paar zerknitterte alte Depeschenformulare, noch mit französischer Aufschrift, die als Konzept dienen sollten. „Kannst froh sein, daß es dir so von selbst in den Schoß fällt.“ Es roch modrig um ihre Person herum, nach sehr lange getragenen Kleidern und fettigen Bändern. Das Zimmer war feucht und durch beerenbehangene Holunderbäume ganz dunkel; beständig fielen die schwarzen Früchte knallend durchs Fenster und machten große rote Flecke auf dem grauen Lehmboden. „So ist's,“ sagte die Haebig und rieb sich die blassen gichtigen Finger. „Unsereins, der sein Lebtag tüchtig geschafft hat, der sitzt nun hier wie die Maus in Christi Dornenkrone ohne Schmalz und Brocken und hat alleweil nichts als Schmerzen. So eine wie du aber, die nichts weiß und nichts will, die wird belohnt.“ Sie spuckte in den Napf, der an der Tür stand. Seit ein strammer deutscher Postvorsteher sie aus ihrem Amt als Receveuse verdrängt hatte, war ihr die Galle ins Blut geschlagen. Namentlich mit dem Nesle hatte sie immer Streit. Sie mißgönnte ihr die Aussicht auf bessere Tage. „Was gibst du mir für meine Mühe?“ fragte sie jetzt. „Wirst doch nicht alles für dich behalten wollen?“

„Schreib, ich will das Geld nicht annehmen,“ sagte das Nesle. „Es ist mir zu wenig.“

Nudele und Nüdele sahen sie mit offenen Mündern an, blickten dann sprachlos aufeinander und schließlich auf die Haebig. Die stemmte beide Arme in die Seiten. „Bisch verruckt? Und wenn der Prozeß verloren geht, hein? Was? Kannst froh sein, daß du überhaupt was kriegst. So ein dummes, junges Ding, das sich allein nicht zu helfen weiß, das man alleweil am Bandel halten muß, nom d'un chien!“

„Ich hätt' können Sängerin werden,“ sagte das Nesle. „Grad wie die Cremoni —“

„Ja, und — und? Was bildst dir ein, Maidle?“ Sie zog sich ihr schwarzglänzendes Haarnetz bis tief in die Stirn hinein. Wenn unser Herrgott einen Narren will, nimmt er ein altes Maidle.“ Sie brach in ein spitzes Lachen aus. Nudele und Nüdele lachten mit. Sie mußten sich aufs Bett setzen, so lachten sie.

Agnes Schlund, die Hand an die brennende Backe gelegt, sah auf die drei. „Es ist nur Gschpaß. Verstehn 's doch. Der Vater selig hat's doch nur dem avoué geschrieben, für den Prozeß zu gewinnen, und jetzt sagt's der Avoka, man soll's beweisen. Ja und jetzt red' ich so daher, grad weil ich's halt beweisen will. Voilà!“

„Ja, wenn du's so meinst!“ Die Haebig wischte sich über das Gesicht, daß die trockene Haut raschelte, und sah unter der Hand das Nesle mißtrauisch an. „Hab' gar nicht gewußt, daß du so eine Pfiffige bist. Für meinen goût hast du ja immer nur gebrüllt wie ein arm Stückle Vieh unter dem Messer, aber dir zuliebe soll's mir gar auf einen Meineid nicht ankommen. Nur schreiben kann ich das nicht. Das ist mir zu hintersinnt. Da.“ Und sie warf ihr die Fetzen der Depeschenformulare ins Gesicht. „Schreib du dir deinen Dreck selber.“

Aber Agnes Schlund legte sich nicht etwa aufs Betteln, wie die Haebig erwartet hatte. Sie sagte kein Wort. Mit einem merkwürdigen Lächeln stand sie da, die rechte Hand auf die lahme Linke gelegt. Dann mit einer Bewegung, als trüge sie die Arme voller Blumen, oder als hätte sie gar ein kleines Kind darin zu halten, ging sie zur Türe hinaus. —

Seit diesem Tage war aus dem Nesle eine Agnèse Schlünd geworden, eine Person mit Selbstbewußtsein, ja Rücksichtslosigkeit. Wie einst der Vater fing sie jetzt an, sich in einer fieberhaften Tätigkeit zu berauschen. Da die Receveuse versagte, ging sie zum Lehrer und ließ sich von dem helfen. Damals, als im Jahre 73 der lange, blasse Mann ins Dorf kam, hatte sich ihm das Nesle überall in den Weg gestellt. Sie dachte, er könnte sie vielleicht heiraten. Aber er war längst verlobt. Mit einer Jungen, die nun mit ihm in Nesles früherem Vaterhause wohnte. Er war kränklich und still, unterwies die Kinder, spielte die Orgel und hielt sich sonst mit der freundlichen Frau und seinen Kinderchen im Hause. Die Leute nannten ihn ‚geschwollen vor orgueil‘. Vor kurzem hätte das Nesle sich wohl nicht an den ewigen Besserwisser herangetraut, jetzt ging sie dreist ins Haus hinein, wies seine

Meinung, sie solle lieber den Sperling in der Hand nehmen, als der Taube auf dem Dache nachstellen, heftig ab und kam so hartnäckig auf ihr Verlangen zurück, daß er, um vor der verschrobenen Person Ruhe zu bekommen, tat wie sie wollte und dem Anwalt mitteilte, Mademoiselle Schlünd wünsche den Prozeß fortzusetzen und würde suchen, die notwendigen Beweise herbeizuschaffen.

Dann beriet sich das Nesle mit dem Apotheker. Instinktiv wußte sie, er war der einzige im Dorfe, der sie begreifen konnte. Er war auch wirklich begeistert von ihrem Vorhaben. Dreißigtausend müsse man fordern, meinte er, und ließ das Nesle das schreiben. Aber der Anwalt wollte nichts von solchen Üertreibungen wissen. Man mußte auf den zuerst geforderten fünfzehntausend bleiben.

Der Apotheker war sehr unzufrieden.

„Und ich sage, ma toute belle, keine Kompromisse! Alles oder nichts, tout ou rien. Agnèse, vous êtes une héroine, je vous admire.“ Er schloß dabei die Augen, wie um in seiner Illusion nicht gestört zu werden. Gerade kam die Pfarrersköchin vorbei am niederen Fenster. Seitdem war es im Dorfe ausgemacht, der Apotheker und das Nesle hätten etwas miteinander. Das gab dem Nesle ein gewisses Relief.

Zu einer andern Zeit hätten gewiß des Apothekers achtlos an sie hingeredete Monologe in ihrer Seele bedenkliche Unordnung angerichtet — jetzt war sie gefeit. Alle ihre Kräfte verwandte sie auf die neue, interessante und beglückende Aufgabe. Zusammen entwarfen sie unzählige Briefe an die Kameradinnen und Monsieur Chillon, an flüchtige Bekannte, an Mitschüler, ja, an die Cremoni selbst. Die antwortete zuerst. Sehr wohlwollend; es machte ihr offenbar Spaß, „diesen sales bourgeois“ eine Nase zu drehen. Noch dazu, da es sich um eine Person handelte, die als Rivalin gar nicht in Betracht kam. In Wahrheit erinnerte sie sich ihrer kaum. Auch Monsieur Chillon selber, als er erfuhr, zu welchem Zwecke sein Zeugnis gebraucht wurde, war gutmütig genug, sich leidlich günstig auszusprechen. Von den übrigen hatten viele nicht geantwortet auf des Nesle schöne, vom Apotheker stilisierte und korrigierte Briefe. Andere füllten aus Bequemlichkeit die mitgesandten Formulare alle mit Ja aus, und so kam im Lauf der Zeit doch allerhand brauchbares Material zusammen. Eine wahre Schreibwut hatte das Nesle befallen. Längst hatte sie sich von dem Lehrer emanzipiert und kalligraphierte selbst; immer entsann sie sich noch neuer Personen, die man heranziehen konnte. Und so waren ihre Tage ganz gefüllt mit dieser Korrespondenz. Der Anwalt namentlich wurde mit ganzen Sturzbächen von bogenlangen Briefen und kurzen, eiligen Billetts überschüttet. Und als er sich schließlich diese fortwährenden Zuschriften verbat, fuhr das Nesle mutig mit dem Apotheker nach Mülhausen und wählte einen neuen Rechtsbeistand, und als auch der schließlich versagte, wieder einen neuen; jetzt, sechs Jahre nach dem Anfang des Prozesses, hatte sie schon den vierten, einen jungen Anfänger, mit dem sie nur erst schriftlich verhandelt hatte, von dem sie aber wußte, daß er jung war und bereits berühmt. Dem öffnete sie nun ihr ganzes Herz. Zwischen Dingen, die sie zum Prozeß gehörig glaubte, enthüllte sie sich ihm so, wie sie sich jetzt selbst sah, als unselig gehemmte Künstlernatur. „La pauvre exilée,“ unterschrieb sie geistreich. Denn das sollte sowohl politisch als seelisch sein. Der Apotheker hatte ihr das erfunden.

Auch in den Briefen an andere ließ sie manchmal ein und das andere Wort einfließen von Aussichten, die sie gehabt hätte — nach Amerika — nach Petersburg.

Auch vor sich selber spielte sie die Rolle der großen Sängerin, sprach viel französisch, ging steif hintenüber geneigt die Dorfstraße hinunter und grüßte unsichtbare Bewunderer. Dies Phantasieleben gab ihr ein wundervolles Selbstbewußtsein. Und sie hütete diesen Zustand, wie man ein heimliches Laster hütet. Denn im tiefsten Grunde empfand sie die eigene Unzulänglichkeit und Kleinheit noch genau so stark wie früher. Sie hatte beständig eine zitternde Angst, man würde sie herausreißen wollen aus ihrem jetzigen beseligenden Rausch. Kam man ihr mit Spott oder Tadel, so schoß sie aus ihrem Winkel und fauchte wie eine böse Katze. Nachts träumte sie, daß sie in schönen Kleidern spazieren ginge, und plötzlich merkte sie, daß es die Kleider fremder Menschen waren, die sie

anhatte. Die Leute zeigten auf sie, da fielen die Kleider ab. Alle blieben stehen, sie wollte laufen, konnte aber nicht von der Stelle.

In dieser Phase ihres Lebens war es, daß sich ein ernsthafter Bewerber zeigte. Er war Schuhmacher, ein breiter, gutmütiger Mann mit dunklem, krausem Bart um das ehrliche Gesicht herum. Seit einem Vierteljahr war er Witwer und hatte drei Kinder, drei andere waren gestorben. Sein Geschäft ging gut, die Kinder brauchten eine neue Mutter. Alles das sagte er ihr, als er im Lederschurz vor ihr ein Paar schiefgelaufene Absätze mit neuen Auflagen versah. „Wenn wir zwei uns heiraten täten?" meinte er.

„Heiraten!" Das Blut stieg ihr ins Gesicht. Es war etwas in dem Wort, das sie aufregte. Ihre ganze Jugend hindurch hatte sie gewartet, es solle endlich einmal einer kommen und das Wort vor ihr aussprechen.

Aber plötzlich ergriff sie eine Wut. Mußte es gerade Schuhmacher-Scharri sein, der es zu ihr sprach? So ein simpler Mensch! Wußte er denn gar nicht, mit wem er es zu tun hatte? Sie sah ihn hochmütig und verächtlich an. „Gelt, weil ich ein gutes Vermögen durch den Prozeß zu erwarten habe?" polterte sie.

Es war dabei doch ein leises, rührendes Horchen in ihrer Stimme. Der Schuhmacher nickte bedächtig. „Ja, Mamsell Schlund, däs isch wohr. Und auch, weil ich doch halt wieder 'ne Weibsperson ins Haus nehm' muß. Ja, und denn auch Mamsell Schlund, ihr habt mich so gedauert."

„Ich?" Sie richtete sich schrecklich gerade auf.

Er nickte wieder ruhig vor sich hin. „Justement. So ein armes Wiwele mit seinen Idées und Imaginationen, wo doch nie zu ebbes führen."

„So, also leid tue ich Ihnen? Das ist ja das Allerneueste." Sie lachte scharf altjüngferlich auf, daß er sie erstaunt ansah. Beim heftigen Türaufreißen stieß sie sich an die Klinke, das machte sie noch wütender. „Nix wird's mit uns zwei, nix wird's," rief sie ihm höhnisch zu. Er senkte den Kopf und sah von unten an der langen Frauensperson hinauf, die ihm gerade deshalb imponierte, weil man nie recht klug aus ihr werden konnte. Das schien ihm vornehm und begehrenswert.

Ende desselben Jahres, an einem schwülen Herbsttage, kam wieder einmal ein Brief aus Paris. Der dortige Rechtsanwalt schrieb: Der Vertrauensarzt der Ostbahngesellschaft wolle jetzt das ärztliche Zeugnis des Heimschwiller Doktors anfechten. Um dem zu begegnen, habe der Pariser Anwalt angeboten, seine Klientin würde freiwillig nach Paris kommen, um sich dem Obergutachten eines dritten, vom Präsidenten zu ernennenden Arztes zu unterwerfen. Im übrigen lag nach seiner Meinung der Prozeß so gut für seine Partei, daß eine baldige Schlußverhandlung wahrscheinlich sei. Jedenfalls aber möge sich Mademoiselle Schlund bereit halten, auf seine telegraphische Aufforderung hin sogleich nach Paris zu kommen.

❧ ❧ ❧

Hat man sich wohl schon jemals vorgestellt, wie der Gänsemagd zumute ist, wenn sie sich rüstet zur Hochzeit mit dem Prinzen von Geblüt?

Droben in einem der niederen Zimmer des Schwesternhauses auf der schiefen, graugescheuerten Diele stand das Nesle und schnürte aufgeregt mit ihrer gesunden Hand an ihrem neuen, aus Mülhausen verschriebenen Korsett herum, schwarz mit gelbseidenen Bändern. Es war ihr ganz unmöglich gewesen, das Telegramm des Pariser Anwalts ruhig abzuwarten, sie hatte sich nach Belfort eingeladen, da war sie wenigstens näher an Paris. Sie schlief keine Nacht vor Glück. In Belfort schon würde sie ein herrliches Leben haben; die Elsässer waren im Preise gestiegen dort seit dem Kriege. Die Cousine hatte geschrieben, sie möge sich Toiletten mitbringen für Visiten und Einladungen. Und dann würde der junge Ehemann ihr Paris zeigen. Für ihr Geld natürlich — aber dann hatte sie doch einen richtigen Kavalier.

Jetzt also kam sie wirklich in die große Welt. Jetzt kam sie sogar nach Paris. Bei dem Gedanken leckte sie sich immer wieder die heißen, trockenen Lippen.

Alle Bewohnerinnen des Sacré Coeur waren hereingekommen und standen wild schwatzend um sie herum. „Die hat Kurasch, das muß man sagen. Hast gar keine

Angst, Nesle? Vor dem fremden Doktor! Das Corsage wirsch ausziehen müssen. Hajo!! Solche Franzosen. Man weiß genug, wie die sind."

Das Josephine, die Näherin, hielt vorsichtig mit hochgestrecktem Arm einen steifen weißen Unterrock über ihr, daß sie hineinschlüpfen sollte. Dann halfen Nudele und Nüdele die Untertaille zuknöpfen. „Voyons! Pas si fort! Die Knöpfe reißen ja. Dem Bähnele pressiert's nit so."

„Sell scho, aber besser, man isch beizeiten da." Eine fiebrige Glückseligkeit sprach aus allen ihren Bewegungen. Jetzt riß sie sich los und fuhr suchend durchs ganze Zimmer. „Wo hab' ich denn nur?... Jesses, der Brief aus Paris ist nicht da." Eine wilde, taumelnde Erregung schien sie umherzuwirbeln. Das Weibergefolge machte treulich jede ihre Bewegungen mit. Endlich fand sie alles Vermißte ordnungsgemäß in der Mappe, grün mit bunter Straminstickerei, die, zum Mitnehmen bereit, auf der Kommode lag. Die Näherin hakte der Zappligen jetzt mühsam das enge, schwarze Zephirkleid zusammen, das viel zu warm war für den schwülen Herbsttag. Nun die weißeren Hals und Arme bedeckt waren, erschien das Gesicht der Schlund doppelt verblüht und reizlos. „Das Schwarz macht dich alt," sagte die Haebig. „'s isch auch viel zu schön für die Reise. Zieh doch das rote an, daß du nit so gel dreinlugst."

„Je te crois, 's rote!"

„Sell sag' ich auch, das rote."

„Das rote? Merci bien!" Anjäse Schlünd blickte feindlich über die Frauen hin. „Meinen Ihr, in Paris, do darf mr in so farbigem Lumpedings ummelaufe wie in Heimschwiller? Da seid ihr letz. En deuil muß man da gehen, wenn man aus dem Elsaß ist. Daß ihr's wißt!"

„Von mir aus kannst du dich hinten und vorn in Krepp einnähen lassen," fuhr die Haebig sie an, „und die Haare würde ich mir ebenfalls schwarz färben lassen."

„Wie macht Ihr's jetzt mit der Reise?" fragte Maria Haebig, um abzulenken. „Haltet Ihr Euch auf in Mülhausen?" Das hübsche Ding lernte in Kolmar in einem Putzgeschäft und war eben für ein paar Tage nach Heimschwiller zur Mutter gekommen. Das Nesle fuhr sich affektiert mit der Hand über die Augenbrauen. „Ich mache es natürlich ganz kommode. Der Doktor lehnt mir seine Charette, da isch man schon in kaum einer Stund' an der gare. Und nachher der Schnellzug! Ach ja — dagegen ist doch das Bähnle nur e Dreck."

„Dumme Gans," murmelte die alte Haebig vor sich hin.

„Und wenn in Paris im Gericht die Schlußverhandlung ist, gehe ich hin und sehe sie mir mit an," setzte die Schlund triumphierend hinzu. „Der Advokat hat es gesagt."

Alle standen in ehrfürchtigem Schweigen.

„Und wenn du jetzt aber nicht gewinnst? He! Was machst du dann?"

Sie wurde ganz blaß. „Dann — dann erhänge ich mich!"

Die Mutter, die hüstelnd und gebückt am Fenster saß, schrie laut. Der Chorus der anderen Frauen murmelte die Begleitung. „Lug nit so verpelstert un mach' kein Kummedie," sagte die Haebig.

Das Nesle antwortete nicht. Ihr Atem ging laut. Dann kam ihr die Farbe wieder. „Ich muß mich tummeln, ich muß mich jetzt tummeln." Der Schweiß trat ihr auf die Stirn. „Sollen wir dir Rosenwasser geben?" fragten die Nüdele. „Wir haben noch vom Backen. Das riecht arg gut." Das Nesle goß sich ein paar Tropfen auf die Taillenbrust und bog und drehte sich dabei so heftig, daß die Fischbeine krachten. „Versau dir das teure Kleid nur nit," sagte die Mutter. Sie hatte große Tränen auf den eingehöhlten Backen. „Überhaupt, warum machsch dich so schen? Sie hat keine Verstand und keine Raison mehr," klagte sie. „Alle weile nur Prozeßschreiberei." Scheltend begann sie, die umhergestreuten Kleider zusammenzuraffen, setzte sich dann hilflos aufs Bett und weinte. Keiner kümmerte sich darum. Man war ihr verstörtes Wesen gewöhnt.

Das Nesle machte sich mit ihren spitzen, hochhackigen Zeugstiefelchen zu schaffen, die jetzt schon drückten. „Hat die Mamsell scho Zehweh? S' isch doch noch net's Wetter dazu?" fragte das Josephine mitleidig.

„C'est pas la peine." Sie sprach französisch, um Maria zu imponieren. Dabei holte sie ihr Puderbüchschen aus

der Tasche und betupfte sich ausführlich Nase und Wangen. Der neue, junge Rechtsanwalt in Mülhausen sollte sie blaß finden. Interessant!

„Allez hopp, Mamsell! Wird's noch nicht bald?" rief Nachbar Tscherret unten. Agnes Schlund verzog das Gesicht. Beleidigt stieg sie vom Stuhle herunter. Maria Haebig stand am Fenster. „Alle sind sie da zu lugen. Und am Wagen steht Schuhmacher-Scharri aufgepflanzt mit seinen Drei, ungeduldig wie ein Hochziter." Neckend pufften Nudele und Nüdele jede von ihrer Seite das Nesle vor den Leib.

„Paß du nur auf, sobald du den Prozeß gewonnen hast, kommt der dir entgegen mit Frack und Bouquet."

„Pas mal! Ihr meint vielleicht, ich falle ihm gleich um den Hals? Dafür ist mir mein Geld zu lieb."

„Du hasch's jo gar noch nit." Die alte Haebig sah aus wie ein Vogel, der loshacken will. „Du zählst alleweil mehr Schwänz', als du Küh' im Stall hast, und ich sag' dir, man soll nicht juchzen, ehe man von der Kilbe heimkehrt." Auch das Josephine nickte. „Hochmut kommt vor dem Fall!" Die Mutter blickte von ihrem Platze aus angstvoll von einer zur anderen. Dann schlich sie demütig heran und strich dem Nesle übers Kleid. „Bringsch mir was mit aus der Stadt?"

Agnes Schlund war still geworden. Nachdenklich sah sie auf die beiden weißen Köpfe, die da vor ihr hin und her zitterten, auf die alten dicken Mädchen, die geschnürte und gezierte Josephine und die lachende Maria, und folgte dann mit dem Blick dem schiefen Gebälk des Altans, der das Stübchen verdunkelnd über dem Garten hing. Unordentlich standen die Flaschen und Töpfe auf dem Boden, an starkem Haken hing eine raschelnde Zwiebelschnur. Über die Wipfel der alten Nußbäume hinweg sah man in die Hinterfenster der „Zwei Schlüssel". Immer drang da Küchenduft und Geschwätz heraus.

Seufzend nahm das Nesle ihren Rock mit den vielen Falbulas in die Höhe und ging dann mit einem nachlässigen: „Buschur binand!" zur Tür. „Wenn ich gewinne, gebe ich Euch am nämlichen Abend eine Fete," sagte sie pompös. „Ihr könnt's richten, bis ich d'heim bin. Ganz Heimschwiller ist geladen."

Draußen auf der Stiege fühlte sie sich am Kleide gehalten. Maria Haebig war ihr nachgekommen. Sie steckte ihr rasch ein Briefchen in die Hand. „Gelt, Ihr seid so gut? Nur einstecken an der gare. Und Ihr werdet mich der Mamme nit verrote." Sie errötete und sah dabei so hübsch aus, daß die Schlund sich ärgerte.

„Habe mir's lange gedacht, daß Ihr einen Schatz habt in Kolmar," meinte sie und blähte sich dabei in ihrer eigenen Wichtigkeit als Vertraute.

Maria blickte sie mit unschuldiger Bosheit von der Seite an. „Ich habe Euch ja damals auch geholfen, als ich noch ein Kind gewesen bin. Wißt Ihr noch? Die Briefe aus Mülhausen. Jeden Sonntag heimlich den Postschlüssel gebracht, daß Ihr den Sack visitieren konntet, und leid hat's mir getan, wo nie nix meh drin war."

Agnes Schlund machte eine Bewegung, die zeigen sollte, wie abgetan und gleichgültig ihr die Affäre sei. In ihrer affektierten Lustigkeit hüpfte sie so jugendlich die ausgebogenen Stufen hinab, daß sie fast gefallen wäre. Mit zugekniffenem Mund ging sie langsam vollends hinunter. Die Erinnerung an den jungen Mülhauser Geigenspieler, der ihr Liebesbriefe schrieb, an deren Schluß er sie regelmäßig anborgte, und der, als sie zu Ende war mit ihren Ersparnissen, nichts mehr von sich hören ließ, hatte sie verstimmt. Sie hatte schwer um ihn gelitten. Lange, leere Jahre hindurch. Bis sie nun den Prozeß hatte.

Draußen auf der Straße war ganz Heimschwiller in Bewegung. Wie zu einer Prozession hatten sich in aller Frühe die Leute aus den Nebengassen in der Hauptstraße angesammelt, um nach dem Kirchplatz zu gehen, dahinter lag das Gottesplätzle mit dem Schwesternheim. Die Holzschuhe auf dem Pflaster gaben ein unruhiges, aufregendes Geräusch. Auf dem Plätzchen selbst umstand eine erwartungsvolle Versammlung den noch leeren Wagen. So als handelte es sich um die Equipage einer königlichen Hoheit. Es war die zweirädrige Charette des Doktors, die er zur Fahrt nach der Station geborgt hatte. Tütü, Schumacher-Scharris Jüngste, fragte, ob Firmung sei. Und ob

etwa der Erzbischof da wäre. Ihre beiden Brüder, blauäugig, schmutzig und vergnügt, kletterten an der Geschirrgabel hinauf und bedrängten mit Zurufen und Zügelzerren das Pferd. Die geduldige Braune stand mit gesenkten Ohren im Geschirr und zuckte mit der Haut, wie unter lästigen Fliegen. In den Fenstern ringsum lagen die Weiber in Kattunjacken und Hauben, schwatzten und nickten mit den Köpfen. Einige hatten sich Strohsesselchen herausgeschleppt wie bei einer Seiltänzervorstellung.

„Geht sie wirklich nach Paris?“ fragte es aus den „Zwei Schlüsseln“ heraus.

„Paradies,“ verbesserte Nachbar Tschéret, der krumme Schirmmacher, witzig. Seine Tochter, krumm wie er, mit rotgearbeiteten Händen, starrte sehnsüchtig vor sich hin. „Prächtig, so auf Prozeß Kutschieren!“ Und sie sah mit Augen, die ganz gelb wurden vor Neid, auf das Nesle, das eben steif und glänzend aus der Tür trat.

Allgemeines „Vive!“ und „Salut!“ empfing sie. Die Kinder tanzten um sie herum. „Krieg' ich jetzt das Reitzelroß, wo du mir versprochen hast, wenn du den Prozeß gewinnst?“

„Nicht wahr, eine Puppe, die sprechen kann, bringst mir mit, aus Paris?“

„Bringsch mir Zuckerschlängele mit?“ Schuhmacher-Scharris Ältester sah sie bewundernd an, und Tütü hielt ihr schmutziges Mäulchen hin zum Küssen.

Das Nesle zog das Beutelchen und gab jedem der Kinder ein Geldstück. „Da habt ihr einen Sou, aber nit verschlecken.“ Stumm vor Befriedigung zogen sie ab, sich beim épicier „Bäredreck“ zu kaufen. Schuhmacher-Scharri war ins Haus gegangen, den Reisesack zu holen, jetzt band er ihn umsichtig am Wagen fest. Dabei schielte er vor lauter Eifer übers Kreuz.

„Und dem Scharri bring nur eine Brille mit,“ rief Monsieur Rüsch von seinem Fenster aus, „damit er nicht mehr braucht nach Bade zu schiele, wenn seine Bienaimée ins Frankrich fährt.“

Alles lachte. Das Nesle wurde brennend rot. Der Schuhmacher aber ließ sich nicht stören und beendete aufmerksam und gründlich sein Geschäft.

Jetzt gerade noch im letzten Augenblick kam die Metzgerin herangekeucht. Sie hatte einen Sohn in Lure, dem sie ein Paket schicken wollte. Die Schlund sollte ihr das Auslandsporto sparen. „Sie werden sich schon nicht verwitschen lassen, Mamsell. So eine Gescheite wie Sie!“ Sie versprach ihr ein paar Schweinewürste beim nächsten Schlachten dafür. Dann richtete sie noch aus, die Doktorin lasse bitten, Mamsell Nesle möchte doch vor ihrer Tür anhalten. Sie wollte ihr ein Sträußchen mitgeben und bon voyage wünschen. Das Nesle zuckte die Achseln. Warum kam die nicht selber? Auch der Apotheker war zur Stelle. Sein roter Schlips flatterte, seine Nase glühte sie an. „Wenn es die Mamsell nit derangiert, ich möchte gern den neuesten Roman von Zola haben.“ Er neigte sich vertraulich zu ihrem Ohr. „Aber die Doktorin darf's nit wisse, sie verschwatzt mich sonst beim Curé.“

Gewichtig kam Rüsch, Maire und wohlhabender Rebgutsbesitzer, aus seiner Wohnung herabgestiegen. „Hein, Mamsell, wenn Ihr gewunne habe un es gibt e fête, drno nemme Ihr den Wein von mir. Nicht den Rachenputzer aus den ‚Zwei Schlüsseln‘. Ich habe noch von vor dem grand malheur, ohne douane.“ Agnes Schlund bog sich zurück vor seinem knoblauchgesättigten Atem. „Das kann ich noch nicht sagen. On verra!“

Sie kam sich zwischen all diesen Bettelnden vor wie ein Napoleon, der Audienz erteilt, und ohne sich weiter aufzuhalten, hob sie ihre Röcke hoch, daß man die gehäkelte Hosenspitze sah, stieg balancierend übers Rad, riß Schuhmacher-Scharri die Peitsche aus der Hand und fuhr mit einem „A bientôt, au revoir!“ davon. Alle sahen ihr nach.

„Chik hat se,“ sagte der Schuhmacher bewundernd. Die mächtige Metzgersmadame lachte. „Die wird noch einmal vor lauter Gescheitheit verruckt! Und wenn Ihr meinen, das wäre eine Frau für einen Witling, do seid Ihr letz daran.“

Worauf das rote Zischki aus den „Zwei Schlüsseln“ vom Fenster herunter einen schmutzigen Witz zum besten gab, der sich mit der knochigen Beschaffenheit von Mademoiselle Nesle beschäftigte. Sie wickelte dabei an ihren Papilloten und preßte ihre eigene volle Büste auffällig vor. Der Schuhmacher bekam ein feuerrotes Gesicht. Einen Augenblick stand er noch unent-

Marktfest am Hafen. Gemälde von Hans Hartig

schieden, dann, mit einer komisch vorwurfsvollen Wendung nach der Richtung hin, in der das Nesle verschwunden war, ging er zögernd ins Wirtshaus hinüber. Das Zischki verschwand vom Fenster.

⁂

Indessen fuhr Anjäse Schlünd ihres Weges weiter, finster mit faltigem Gesicht. Mitten durchs Dorf. Die Zügel hielt sie im Schoß, die lahme Hand als Beschwerer darüber. Sie war unzufrieden mit sich selber und der Welt. Holprig und langsam ging's. Franchette war über die Jahre des Übermuts hinaus und kannte den Weg zur Station. Kurz vor dem Doktorhaus blieb sie einen Augenblick stehen, vom Geruch ihres Stalles heimgelockt. Aber das Nesle trieb weiter. Sie bog in eine Nebengasse ein. „Hü, Fanchettle, allez ma fille!“ Die Doktorsfrau war ihre Kameradin gewesen bei den Schulschwestern; sie immer die erste, das Nesle immer die letzte auf der Bank. Aus der Zeit hatte sie noch immer etwas Protektorhaftes behalten. Aber das Nesle wollte sich das nun nicht mehr von ihr gefallen lassen. Nun gerade wollte sie nicht da vorbei fahren.

„Bonne chance!“ rief ihr der Lehrer nach, als sie am Schulhause wieder nach der Hauptstraße zurückbog. Die Frau stand neben ihm, ihr Kind im Arme. Am Brunnenhause starrte ihr ein Trupp Wäscherinnen nach. „Also wieder en route?“ schrie ihr die Pfarrersköchin zu. Das Nesle fühlte eine unerträgliche Spannung in sich. Mit zusammengepreßten Lippen fuhr sie weiter. Alles hier war so häßlich, machte so traurig. Ein Geruch von Krautsuppe und versengten Hammelhaaren lag in der Luft. Unter den Wagenrädern spritzte der scharfe Straßensaft hoch auf. Sorgfältig zog sich die Schlund das Schutzleder über ihr Kleid. Nun ging's auf die Chaussee. Alles rings braun und schwärzlich, selbst der Himmel. Feuchte, schon halb entblätterte Baumkronen über die Mauern herüber. Links, jenseits der Grabenfurche, leere Äcker. Ein alter Mann saß frierend mitten im Stoppelfelde auf einem durchlochten Stuhl und suchte die Sonne. Seine Tochter hatte reich geheiratet und schickte ihm Geld genug, aber er steckte alles ins Bettstroh und wußte nichts anzufangen damit. Das Nesle blickte hinüber. Wie verbogen saß er da unter dem tiefen, schwärzlichen Himmel.

Auf der Mülhauser Straße wurde es frischer. Mit dem Brodem des Dorfes hinter ihr mischte sich der Geruch feuchter Erde, zwischen den abgeernteten Feldern bildeten Weiden und Ulmen die Grenzen. Aus verwilderten Gärten drängten sich spillerige Zweige von rosa Phlox. Langsam stieg der Weg. Von der Weghöhe hinab sah Anjäse dann noch einmal hinunter nach dem unregelmäßigen Häufchen von Dächern. Etwas wie Haß kam in ihr auf gegen diesen dunstigen Kessel drunten, der ihre Heimat war. Und war doch niemand recht ihr eigen. Die Mutter? Die ist schon lange weit, weit weg. Und die anderen wollen sie ausnutzen oder vergönnen ihr das Schlechteste.

Ein gutmütiges, breites Gesicht im dunklen Vollbart taucht vor ihr auf. Der tat ihr nix, war aber eben nur ein armer Tropf, der tief, tief unter ihr stand.

Sie riß die Peitsche aus der Hülle und knallte ein paarmal laut in der Luft. Gefährlich ratternd sprang der ruhgewohnte kleine Wagen den Weg hinunter. Heimschwiller war wieder einmal abgetan! Jetzt ging's ins Neue.

An ihrem Wege lag ein großer Park mit hohen Mauern; drinnen ein altes Landhaus aus dem XVII. Jahrhundert: die Solitude. Es gehörte der Maitresse eines Pariser Herrn. Aus dem Fenster heraus hörte sie rufen: „Mademoiselle, Mademoiselle Schlünd,“ während ein Diener eilig an das eiserne Doppeltor kam, bemüht unterwegs, seine weiße Silberputzschürze von der Livree zu zerren. „Madame wünscht Mademoiselle einen Augenblick zu sprechen.“ Zugleich kam die Dame selbst. Hochfrisiert im blauen Morgenkleid, ein pelzbesetztes Mäntelchen um die Schultern. Sie hatte ein rundes, dick verpudertes Gesicht und kohlschwarze Augen. Für das Nesle war die elegante Halbweltdame, die Kutscher und Diener hielt, Brillanten trug und eine Wolke von Verbenenduft um sich verbreitete, immer das Ideal gewesen. Und dieses Ideal kam jetzt zu ihr heraus, drückte freundschaftlich ihre Hand, fragte besorgt, ob es auch nicht die kranke sei, erkundigte sich nach dem Prozeß und bat dann in entzückendem Französisch, das Nesle

möge im „Printemps" versuchen, zu Seidenproben, die sie ihr übergab, passenden Sammet zu finden. In Mülhausen könne man dergleichen nicht kaufen. Impossible! Zu sehr Provinz. Und sie verlasse sich ganz auf Mademoiselles goût. Zuletzt wurde noch zugerufen, Mademoiselle brächte vielleicht an irgendeinem Nachmittage den Sammet selbst und nähme dabei ein Täßchen Kaffee bei ihr ein.

Das Nesle konnte sich nicht genug tun mit „Merci, merci bien." Sie hatte noch ganz vergnügte Augen, als die Villa längst hinter ihr verschwunden war. —

Durch leise tröpfelnden, herbstlich durchsichtigen Laubwald ging es nun. Alles war zitterig und kühl, die Luft voll bunter, schwebender Blätter. Jetzt erst fühlte sie sich frei. Kein Mensch in der Nähe, der das alte schüchterne Nesle kannte, jetzt fühlte sie sich ganz als die große Sängerin, die nach Paris reist. Sie sah wirklich unternehmend aus, wie sie da mit Reisesack und Mappe, die Nase hoch in der Luft, dahinfuhr. Nun war sie nur noch wenige Minuten von der Klingelbahnstation entfernt. Sie sah schon den großen Baum, der grün und einsam auf goldenem Grunde im Felde stand. Jedesmal jetzt, wenn sie ihn erblickte, hatte sie ein ganz bestimmtes Gefühl von Überlegenheit. Vielleicht war es die Erinnerung an die vielen Male früher, da sie zu Fuß im Regenwetter oder Hitze hier vorbei pilgerte, um ihre Stunden zu geben. Jetzt fuhr sie im Wagen!

Vögel flogen auf. Schwarze. Gerade vor ihr. „Ich verliere den Prozeß," sagte sie erschreckt. Was sollte sie dann machen? Wo sie sich das Geld geborgt hatte vom Arzt und vom Bürgermeister. Es wurde ihr schwül im warmen Herbstwind; aber sie nahm sich zusammen. Der Mann an der Barriere winkte. Es war Zeit zu schließen. „Komme ich durch, gewinne ich," machte sie aus. Beim Rütteln über die Schienen hätte sie fast den Reisesack verloren, aber drüben war sie, gerade ehe die Schranke niedersank.

„Gewonnen also!" Sie stieg ab und fragte nach dem Schorsch, dem Sohn des Wärters, der das Pferd zurückfahren sollte. Franchette wurde an den Rand des bunten Gärtchens geführt, wo sie an den Haselhecken knabberte, bis der Schorsch kommen würde, ihr Wasser geben und sie heimführen.

Anjäse Schlünd war inzwischen ins Bretterbüdchen gegangen. Obgleich es noch zeitig war, empfand sie plötzlich eine große Furcht, den Zug zu versäumen. Zugleich auch eine nervöse Angst vor der Eisenbahn. Das war ihr immer noch im Blute, seit damals vor sechs Jahren. Zerstreut betrachtete sie die runden Käseschachteln, die auf dem Perron warteten, und einen flachen Musterkoffer, der vor dem Billettfensterchen stand. Endlich kam der Wärter von der Schranke zurück, gab ihr das Billett und fragte sie, wie es nun mit dem Prozeß ginge? Anstatt darauf zu antworten, erkundigte sie sich, ob man hier ein Billett direkt nach Paris bekommen könnte. Sie wußte natürlich genau, daß man es nicht bekam, aber sie machte sich wichtig vor dem Herrn in hohem Strohhut, der mit spitzen Zugstiefeln und einem anbetungswürdigen Schnurrbart hinter ihr stand. Der Bahndiener war völlig erschüttert von Nesles Frage. „Nach Paris! Die Mademoiselle Schlünd geht uf Paris! Sapristi! Jetzt sagen Sie noch den Papst besuchen! Die Mamsell" — er machte gleichsam dem fremden Herrn die Honneurs des Bretterbüdchens — „die Mamsell fährt nach Paris, wegen ihrem Prozeß." Der Herr verbeugte sich gegen das Fräulein. Er hatte ein unausgeschlafenes Gesicht, weich und blaß, wie eine verregnete Semmel, aber sein beflissenes Wesen gab ihm in Agnes Schlunds Augen etwas Sublimes. Während er seinen Musterkoffer ergriff, stellte er sich vor: Machetanz aus Leipzig. Er reiste für Käsemull. Er ergriff nun auch ihren Reisesack, setzte sich neben sie auf der Bank und begann sie zu unterhalten. Dreiviertel Stunden hatte er jedesmal zu warten hier, das war ziemlich langweilig, aber heute — heute würde es ihm natürlich gar nicht langweilig sein, gar nicht ein bißchen! Er verbeugte sich. Ob sie auch in Geschäften reise, wolle er wissen.

Das Nesle setzte flugs ihre vornehme Miene auf. Sie sprach von ihrem Gesang, von ihren Aussichten. „Und wenn nicht damals das Eisenbahnmalheur — —" Und nun erzählte sie wohl zum hundertsten Male das Erlebnis. Immer schrecklicher war das Unglück geworden mit den Jahren.

„Ein Krachen, als sollte die Welt untergehen. Alle Wagen flogen in die Luft.“ Sie sah ihn erwartungsvoll an. Und er tat ihr den Gefallen, sehr erschreckt zu sein. Und dann fing er an, sie auszufragen. Ob die Elsässer recht zufrieden wären, nun wieder Deutsche zu sein, ob sie den Kaiser schon gesehen hätte, ob es wahr sei, daß die Elsässerinnen keine Deutschen zum Schatz haben wollten. Er war so gemütlich und lustig, daß Agnes Schlund zusammenfuhr, als die drei Wagen des Bähnchens eingehängt wurden, um abzufahren. Nur wie durch Nebel konnte sie an Mülhausen, Belfort und Paris denken. Dieser Mann, der so fein die Luft durch die Zähne zog vor jedem Satze, den er sprach, der immerfort Verbeugungen machte gegen sie, verdeckte ihr mit seiner höflichen Gegenwärtigkeit alles spätere Größere. Als sie schon im heißen Wagen saß, rief er noch sein „Sehr angenähm, sehr angenähm“ zu ihr hinauf.

Ganz schwindelig vor geschmeichelter Eitelkeit lehnte sie sich an das klebrige Holz der Wagenbank und ließ sich die schwarz berußten Gardinchen um das heiße Gesicht flattern. Endlich besann sie sich, richtete sich auf und fing an, sich noch einmal ihren Reiseplan zurechtzulegen. Wie eine Leiter, die in den Himmel führt, war das. Heimschwiller, die unterste und verächtlichste Stufe, dann Mülhausen, Belfort und dann ging es — ja, dann ging es — es war, als vermochten die Gedanken das heilige Wort kaum zu formen. Zerstreut blickte sie aus dem Fenster. Langsam und wackelig wurden Wiesen und Felder an ihr vorübergezogen, überschwemmtes spiegelndes Land, Kanäle. Ein Dörfchen kam mit sauberer großer Kirche, die Gräber auf dem Kirchhof rot von Hagebutten. Ein junges Paar stieg ein, eben getraut, dazu die Eltern und die anderen Hochzeitsgäste, alle jetzt vor dem Essen noch etwas steif und wortkarg. Dann kamen Handwerksburschen, ein paar Frauen —

In Lutterbach mußte sie eilen, den Mülhauser Zug zu finden. Kaum saß sie, ging er schon ab. Ein wenig Zögern nur, und sie wäre nicht mehr mitgekommen. Auch das erschien ihr herrlich! Großweltlich! Und wie schnell es ging! Wie die Bäume tanzten!

Eine Schneiderin aus Kolmar saß ihr gegenüber, die nach Paris fuhr, um dort Wintermoden zu sehen. „Ganz weite Ärmel sollten wieder getragen werden, mit Fischbeingestellen über den Armen!“ Sie selbst hatte einen winzig kleinen, runden Hut von schwarzen Spitzen, der fast auf der Nase saß, und einen goldgelben Chignon; ihre Augen waren schwarz umrändert, ihr Mund blutrot und in der Mitte rund, als hätte sie eine Kirsche zwischen den Zähnen. Ihre Freundin war noch auffallender gekleidet als sie; mit Sammet und Federn und riesengroßen Brillanten. Geringschätzig sahen beide auf das Nesle. Da aber raffte sich die zusammen und erzählte, daß auch sie nach Paris fahre, später vielleicht sogar nach Amerika wie das so ist auf Konzertreisen!

‚Ob sie in Paris am rechten Ufer wohnen würde? Da, wo die großen Boulevards sind?‘

‚Wahrscheinlich, sie wisse noch nicht, würde erst von Belfort aus hinreisen. Der Mann ihrer Cousine würde sie begleiten.‘

‚Ob die Cousine nicht eifersüchtig sei?‘

Sie merkte nicht, daß die beiden über sie lachten. Das Nesle wurde ganz vertraulich, erzählte vom Eisenbahnunglück, vom Prozeß. Die französische Freundin belebte sich. O, die Mademoiselle müsse entschieden nicht nur so kurze Zeit in Paris bleiben. Sie könne ihr eine Pension sagen, Rue de Haute-ville, eine kleine Pension, sehr schick, sehr amüsant. Man finde da immer Anschluß. Herren, die einen ausführen. Sie solle doch, sobald sie ihren Prozeß gewonnen hätte, sich das Geld gleich auszahlen lassen und dann ein paar Tage dort verjubeln. Man ist ja nur einmal jung! Sie würde ihr gern die Honneurs von Paris machen, sie hätte Freunde, die brächte sie mit. Für jede einen. Belfort kannte sie auch. Die Offiziere da — oh! Mülhausen dagegen wäre zu ernst. So protestantisch, beinahe schweizerisch; man sehe nichts als Arbeiter und Fabriken. In Kolmar wäre es viel lebhafter. Und die Schwowe, les allemands, wären gar nicht so schlimm, wie man sie machte. „Ton petit Friss, n'est-ce pas?“

„Fritz,“ verbesserte die andere majestätisch.

Als der Zug einfuhr, sagten sie noch ein=

mal, die Mademoiselle solle nur kommen, sie würden schon für sie sorgen.

Ganz benommen stieg das Nesle aus. Die Handvoll Menschen auf dem Bahnhof erschien ihr jedesmal, wenn sie hierherkam, ein unermeßliches Gedränge. ‚Ob wohl ein großes Fest ist?‘ dachte sie auch diesmal wieder.

Unbehilflich mit ihrem Gepäck, fragte sie einen Offizier, den sie für einen Bahnbeamten hielt, ob er ihr vielleicht den Reisesack tragen könne. Der Herr sah in die Luft hinein, ohne seinen raschen Gang zu unterbrechen. „Wenden Sie sich an einen Beamten," sagte er sehr laut. Darüber war hinter ihr verstohlenes Gelächter. Eine Dame sagte etwas über die Prussiens, ihr Mann zog sie weiter. „Taisez-vous donc — bisch doch still, keine Dummheiten, pas d'histoires." Agnes Schlund war so erschrocken über die Szene, die sie veranlaßt hatte, daß sie davonlief. Erst am Ausgang kehrte sie wieder um. Ihr Sack war verschunden. Gewiß gestohlen! In solchen großen Städten gab es ja Diebe! Und ihr goldenes Kreuz war darin von der Firmung. Ratlos irrte sie umher, sprach alle an und machte sich lächerlich, bis jemand sie zum Pförtner schickte, wo sie ihren Sack gesichert vorfand und ihn dort weiter unterstellte, bis zur Abreise heut nachmittag. Sie war ganz atemlos. Soviel Aufregendes erlebte man nicht in zwanzig Jahren in Heimschwiller! Fortwährend stehenbleibend und schauend ging sie über die Kanalbrücke, den Staden entlang noch der Brasserie Läderich. Die jetzige Besitzerin war eine Art Cousine ihres Vaters. Dort hatte sie immer zu Mittag gegessen nach den Musikstunden.

Die Promenade war voll Leute. Elegante Damen und Herren, gut angezogene Arbeiter, die zum Essen gingen. Die meisten Damen waren schwarz gekleidet, mit funkelndem schwarzem Schmuck behängt, dazwischen in praktischen Jackenkleidern oder Regenmänteln, die Röcke kurz geschürzt, die Deutschen. Man erkannte sie schon von weitem an dem energischen Gange. Einige Elsässerinnen fielen auf durch ihre weißen Strohhüte, mit Kornblumen und Klatschrosen garniert, die sie zu ihren Trauerkleidern trugen. Gerade diese Damen wurden tief und ehrfurchtsvoll gegrüßt, man sah ihnen nach und lächelte wohlgefällig.

Plötzlich fühlte die Schlund sich an der Schulter berührt. „Tiens, Täntele. Ihr sind's? C'est vous?" Es war Berthe, Frau Läderichs Nichte. Arm in Arm kam sie mit zwei Freundinnen daher. „Wollt Sie mit zur Musik, Täntele? Wir gehen auf den Rathausplatz," dabei tippte sie mit pfiffigem Lächeln auf ihren rot- und blaugestreiften Schlips, den sie, von den Hutbändern halb verborgen, zu der weißen Bluse trug. „Bleu, blanc, rouge," sagte sie bedeutsam. Jetzt verstand das Nesle! Die verbotenen Farben! Die Schaufenster, vor denen Berthe sie heimlich in die Seite stieß, hatten mit Briefpapieren, Bändern oder Kleiderstoffen die Trikolore zusammengestellt. „Und auf der Gasse tun wir nur französisch reden," sagten die Mädchen.

„Ja, könnt ihr denn?"

„Ah bah, wir sagen alle Worte, die wir wissen, und nachher sind wir still." Wieder stießen sie sie an und zeigten auf eine breithüftige Deutsche im Waterproof, die mit schiefgewehtem Hut und faltigen Zeughandschuhen auf großen Füßen sehr rasch daherkam. Sogleich fingen die Mädchen an miteinander zu schnattern: „Comment allez-vous? Une belle journée. Ah, oui! Toujours. Naturellement!" Das Nesle sah sie bewundernd an. Sie fühlte sich ganz ungeschickt und geniert zwischen ihnen.

„Spielt die Musik lange?" fragte sie. „Ich muß zum Déjeuner in der Brasserie sein. Ich bin arg hungrig." Die jungen Mädchen lachten. „Die Musik? Dauern tut sie eine Stunde, aber gehört hat sie noch keiner von uns. Das ist's ja gerade. Alle Elsässer kommen da zusammen und wenn die ersten Töne anfangen, alsbald verlassen wir alle den Platz. Man soll sehen, daß wir uns nicht von deutschen Soldaten eine Pläsier bieten lassen. Da können sie denn auf dem leeren Platz sich die Backen aufblasen! Das ist mutig, c'est du courage, hein?"

„Ja," sagte Agnes Schlund aus tiefster Seele. Ihr war bei diesen kindischen Veranstaltungen, als säße sie im Mittelpunkt der Weltgeschichte und dürfte mithelfen.

Ja, wenn man reist!

Und jetzt kam etwas Prächtiges heran,

blitzend und prasselnd, durchzog den ganzen Platz mit geordneter Lebendigkeit, formte sich dann zu Reihen, garnierte die Rathaustreppe. Agnes Schlund mußte sich erst mühsam klarmachen, daß eben dieses Glänzende und Frohe die verabscheute deutsche Militärmusik sei. Ungern fast ließ sie sich mitziehen in die Seitengasse, aber der Choral, der stark und fromm in die Luft stieg, trieb ihr unpatriotische Tränen in die Augen. Etwas Überirdisches, kaum zu Ertragendes schien aus den Tönen auf sie einzureden. Sie mußte an ihren Vater denken, wenn er an der Orgel saß und vor sich hinstürmte. Dann — unvermittelt fiel ihr wieder Paris ein, und daß sie nun bald leibhaftig dort stehen würde. Sie, das Nesle aus Heimschwiller!

„Kiklons un peu, ob sie sich ärgern," sagte Berthe, und eine der Freundinnen setzte hinzu: „Wenn man nicht das bißchen Amüsement hätte mit den Schwowe, wär's zum Sterben traurig jetzt hier in Mülhüse." Sie gingen weiter, tiefer in die Stadt hinein. Das Nesle kam aus dem Entzücken nicht heraus. Um sich nicht dörflerisch zu zeigen, schwieg sie still und schaute nur. Viel eleganter war alles geworden, als damals vor dem Kriege. In den Delikateßläden gab es Wurst- und Fleischsorten, die man früher hier nicht kannte. Vor allem die Buchhandlungen sahen viel stattlicher aus. Und das alles sei nichts gegen Paris, hatte die Schneiderin ihr im Coupé gesagt! Vor lauter Bewunderung kam sie gar nicht dazu, von sich selbst zu erzählen. Aber das Berthe hatte das nun schon mit ein paar Worten gegen ihre Freundinnen besorgt. Es klang entschuldigend, als wollte sie sagen: Freilich ist sie nur eine unbedeutende alte Jungfer vom Lande, dafür aber hat sie den interessanten Prozeß. „Eine diplomatische Angelegenheit," sagte sie, „und jetzt hat sie Monsieur Wölflé zum Rechtsanwalt genommen."

„Monsieur Wölflé!" Die Mädchen wurden blutrot. Monsieur Wölflé war bekannt durch seine Liebesabenteuer mit den Schauspielerinnen. Man beneidete die ältliche Heimschwillerin um das Zusammensein mit dem gefährlichen Manne. Das Nesle selber bekam glänzige Äugelchen. Wie gut, daß sie sich Odeur genommen hatte. Man kann nie wissen! Ihre, durch keinerlei Erfahrung gebändigte Phantasie begann rauschende Flüge. Die Ohren sangen ihr noch, als sie an der Brasserie anlangte. Erinnerungsreich kam ihr der Geruch von gezuckertem Fett entgegen. Immer hatte es so gerochen, wenn sie aus der Singstunde hierher kam, überhungert und niedergeschlagen durch die abfällige Kritik der Lehrer.

Als sie den Hausflur betrat, kam gerade der Hausherr mit ein paar Litern Wein aus dem Keller herauf, seine Augen zwinkerten lustig. „Sososoſo! Da ist die Mamsell Schlund wieder einmal. Und wie gut sie aussieht, dick is sie geworden. Hat's wieder ebbes zu querelieren mit jungen hübschen avoués? Hein?" Und er setzte seine Flaschen hin, sie herzhaft abzuküssen.

Ihre gewichtige Eleganz imponierte ihm. Und übrigens küßte er jede Frau, die er an irgendeiner Ecke erwischen konnte. Das Nesle hielt still wie ein Lamm, so daß es dem Mann endlich zuviel wurde. Er schob sie zur Küche hinüber, während er zur Türe rechts nach der Gästestube ging. Sie tappte vorwärts, ganz erhitzt nach dem unerwarteten Überfall. Früher war sie Monsieur immer ängstlich aus dem Wege gegangen, wenn er versuchte, sie in den Arm zu kneifen. Jetzt schämte sie sich nicht einmal. Wohl und frei war ihr zu Sinn.

Sie trat ein. Ein tüchtiges Herdfeuer leuchtete in der tiefen, wohnlichen Küche, die ein gründurchsonntes Licht von der Gartenseite her empfing. Die Tür, die direkt in den gepflasterten Hof hinausging, war geöffnet. In der Küche stand an der Wasserpumpe ein schlankes, junges Mädchen mit einem Heiligenschein von blonden Haaren und schwang den Schwengel. Am gedeckten Tische saß ein hagerer, dunkler Herr, aß und las. Am Herde ließ eine dunkel gekleidete Frau in schwarzer Filethaube und großer weißer Schürze allerlei Pfannen und Tiegel brotzeln. Als sie das Nesle sah, nickte sie ihr zu, ohne sich zu unterbrechen. „Tiens, voilà, die Millionärin."

Jeanne, die Tochter, hörte auf mit Wasserpumpen und kam auf sie zu. „Bonjour, geht's gut? Mal wieder im Ländle? Machen Sie sich nicht dreckig da, setzen Sie sich an den Tisch. Mein Hochzitter ist auch schon da. G'siesch, Henri, das is die

Mademoiselle Schlünd, wo den Prozeß hat. Er ist Buchdrucker," flüsterte sie ihr ins Ohr, „ein richtiger Franzose." Der Mann verbeugte sich ernsthaft und uninteressiert, dann setzte er sich wieder zu seiner Broschüre, während die Mädchen nebenan in die Putzstube gingen. Das Nesle sollte ablegen und erzählen. Die blonde Jeanne schlug einmal übers andere die Hände zusammen. „Nein, wer hätte das gedacht. Man bekommt ja richtig Respekt. Mamme," rief sie in die Küche hinein, „Mamme, hörst, die Mademoiselle Schlünd geht ins Frankrich, nüber, nach Paris. Und heute reist se bis nach Belfort."

„Nach Belfort, isch wohr?" Sie kam aufgeregt näher. „Jetzt muß mr aber die occasion bei de Haare nemme. Unser Schean ist drüben, unser fils. Garçon d'affaires bei Gaffle et frères. Gell, er darf Euch eine Visite machen? Ihr redet ihm zu, daß er zurückkommt? Er will ja partout Franzos' bleiben, nicht den service machen bei den Schwowe. Und wenn er das tut," — sie wischte sich mit der heißen Hand über das Gesicht, das plötzlich in Tränen stand. „Es ist ja verboten, sie dürfen nicht mehr ins Elsaß kommen. Und man will doch sein Kind net verlieren. Sagen Sie ihm nur, er soll zurückkommen." Geschäftig lief sie ab und zu und deckte den Tisch. „Da setzt Euch, Mamsell. Ein schönes Omelette rühre ich für Euch. Aber nit wohr, das blibt unter uns, die Kommission fir dr Schean? Monsieur Läderich darf nix wisse. Er will keine Schwobe-sasque in seiner Familie. Voilà ganz heiß — tout chaud!" Sie legte ihr vor, als wolle sie sie mit ihren Leckereien bestechen.

„Freilich werde ich ihm zureden." Sie war gerührt. Allen sollte sie helfen, alle wendeten sich an sie! Und dann begann sie zu essen. „Sind das Ditsche?" fragte sie zwischenein. Jedesmal wenn das Schiebefenster sich nach der großen Gästestube drinnen öffnete, hörte sie hochdeutsch reden. Die Frau wurde rot. „Freilich sind's Schwowe. Es ist unser Geschäft. Wir leben davon. Aber zahlen müssen se's doppelte." Und freundlich rief sie ihr „Gleich kommt's, gleich ist's gericht" durchs Schiebefensterchen.

Monsieur Henri sah von seinem Teller auf. „Que voulez-vous, c'est la guerre! Sie sollten etwas für das Elsaß tun, wenn Sie jetzt hinübergeh'n nach Frankreich," fuhr er auf französisch fort. „Sie sprechen da gebildete Leute: den Anwalt, den Arzt, vielleicht den Gerichtspräsitenden. Geben Sie doch den Herren diese Broschüre." Er reichte sie ihr. „Frankreich kümmert sich nicht genug um seine Brüder. Aber seien Sie vorsichtig auf der Grenze," fügte er hinzu. „Die Schrift ist verboten."

Zitternd nahm das Nesle das Heft. Ihr Herz klopfte.

Jeanne war hinter ihres Bräutigams Stuhl getreten. „Ich bin jalouse, vraiment! Mit mir sprichst du nie so Sachen." Er sah sie an. In seinen Augen las sie deutlich: ‚Du! Mit dir weiß ich besseres anzufangen.' Und ganz zufrieden trällernd ging sie wieder an die Arbeit. Das Nesle aber saß da wie entrückt. Sie wagte kaum, sich selber zu berühren, solche Ehrfurcht hatte sie vor sich, die nun auch noch politische Aufträge bekam. Der rote Wein, den Madame Läderich ihr servierte, ging ihr ins Blut wie Feuersturm. Und als jetzt Monsieur hereinkam, ihr unter gemütlichem Zwinkern ein paar Gläser Kirsch zum schwarzen Kaffee aufnötigte und mit ihr anstieß, stimmte sie plötzlich mit ihrer heisern Stimme das Trutzlied an, das ihr Vater in seiner letzten Lebenszeit zu Hause bei verschlossenen Fensterladen gern sang: „Vous n'aurez pas l'Alsace, la Lorraine. Et malgré vous, nous resterons Français." Sie hätte noch weiter gesungen, wenn der stämmige Monsieur Läderich ihr nicht den Mund zugehalten hätte. „Nundidié, seid's Ihr verruckt? Da drinnen sitzen die Messieurs vom Tribunal." Das Nesle sah über der Hand, die ihr den Mund verschloß, triumphierend nach dem patriotisch ernsthaften Henri hinüber. Der aber war in diesem Augenblick gar nicht ernsthaft, hatte sein Maidle in den Arm genommen und lachte ganz ungeniert über den kleinen Rausch der langen, dürren Mamsell. Die Schlund stand auf; nun wollte sie zu Monsieur Wölflé gehen. Aber die Frauen redeten ihr zu, sich eine Weile drin aufs Kanapee zu legen, sie hätte noch gut eine Stunde Zeit.

In einem wohligen Schwindel, den sie absichtlich durch Hin- und Herwiegen des

Kopfes verstärkte, saß sie eine Weile auf dem mit vielen Kissen und Häkeleien prächtig hergerichteten Sofa. In ihrem leichten Rausche sah ihr alles so lustig aus um sie herum. Der bronzene kleine Napoleon auf der gehäkelten Schutzdecke der Kommode schien sein vis-à-vis, die porzellanene Jeanne d'Arc, zu einem Menuett einzuladen, die künstlichen Rosen unter dem Glassturz nahmen in der Sonne wunderliche Farben an, die Pendule auf dem Schranke tickte mit einem kleinen unregelmäßigen Hüpfer und die beiden Sessel an der Wand breiteten so verträglich ihre Arme aus.

Sie erhob sich und betrachtete die Bilder, die über dem Sofa hingen und die sie noch nicht kannte. Das eine zeigte eine Schloßterrasse, auf der zwischen Hunden und Dienerschaft ein junges, schön gekleidetes Paar mit karmoisinroten Wangen stand, an ihrer Seite spielten zwei Kinder. Das zweite stellte einen Kirchhof dar, auf dem dieselbe junge Frau in schleppendem Trauergewande kniete, ihre Kinder neben sich. Mit sprechender Gebärde wies sie auf den Hügel. Auf dem Grabstein stand die Jahreszahl 1870. Unter diesen Bildern war die Photographie eines Enkelchens aufgehängt, die man in einen fertig vorgedruckten Rahmen mit Fahnen und Lorbeerzweigen gesteckt hatte. „Notre vengeur" stand darunter. Alles dies war neu. Auf dem Bücherbrettchen aber standen noch wie sonst Kochbuch und Gebetbücher, ein deutsch gedruckter Kalender, Scheffels Gedichte und die Geschichte von Hans im Schnokeloch. Das Nesle legte sich nieder. Schlafen konnte sie nicht. Ihr ganzer heutiger Tag wirbelte um sie herum in Tönen und Bildern, das, was gewesen ist, und das was noch kommen könnte. „Pa—ris, Pa—ris," ging die Uhr und neben ihr durch die Wand deutlich hörbar, klang das Gespräch der Deutschen. „Selbstverständlich," sagte einer ein paarmal, und da sie nun aufbrachen, hörte man ein höfliches: „Bitte, nach Ihnen."

„Pa—ris, Pa—ris," davon schlief sie endlich ein.

Sie träumte, sie zieht als Jeanne d'Arc in Belfort ein. Sie feiert Hochzeit, aber sie kann sich nicht besinnen, wer der Bräutigam ist. Er steht neben ihr, steil und sehr schmal, in einen dunklen Mantel eingewickelt. Er faßt ihren Arm. Und wie wird sie's nur machen mit der lahmen Hand beim Ringwechseln? Aber am Ende merkt es der Geistliche nicht. Und wo hat sie ihren Schleier? Sie läuft durch eine unermeßlich große schwarze Kirche, ihn zu suchen, der Bräutigam hinter ihr her . . . Sie schreit auf.

Es ist Jeanne, die vor ihr steht. „Eine Depesche," sagt sie. Die Läderich ist mit hereingekommen. Auch ihr Mann steht an der Tür. Alle sehen sie bedauernd an. Einen Augenblick kann sie sich auf nichts besinnen, dann auf einmal weiß sie. Und sieht, daß auch die anderen wissen: Ihre Mutter ist gestorben. Sie hält die Depesche in der Hand und starrt darauf hin, ohne sie zu öffnen. Ihre arme Mutter! Und gerade jetzt, da sie selber fort ist.

Wie ist denn das? Muß sie etwa zurück! Herrgott, wie kann sie denn — — wäre ja!

Sie steht auf. Dabei hat sie das Gefühl, vornüber zu fallen, wie ein Mensch, der lange in einem Sturm gegangen ist, der nun nachläßt. „Nein, nein," sagt sie laut, daß sie selbst davor erschrickt. Und weiß zugleich: ‚Freilich muß ich zurück.' Ein Schmerz, von dem sie glaubt, sie litte ihn um die Mutter, reißt an ihr. Sie fühlt etwas unerhört Grausames, ein Unglück, das sie lange vorausgesehen hat und nur noch nicht bei Namen kennt. Die Depesche fällt ihr auf den Boden. Jeanne hebt sie auf. „Vielleicht ist es gar nicht so schlimm." Jetzt steht auch Monsieur Henri im Zimmer. Er nimmt seiner Braut das Telegramm aus der Hand. „Es ist ja aus Paris," sagt er, „nur von Heimschwiller nachgeschickt. Lesen Sie doch nur erst einmal."

„Aus Paris!" Das Nesle springt auf die Füße. Aus Paris, natürlich vom Avoué. Er hat's ja geschrieben, er will sie rufen." Mit unruhigen Fingern reißt sie das Papier auf und liest: „Gagné. 15000 Frcs. expédiés."

„Fünfzehntausend Franken efschpediert," wiederholt sie geistesabwesend. Dann schreit sie laut auf: „Dr Prozeß gwunne." Ihre Stimme überschlägt sich dabei, sie wird blutrot im Gesicht.

Die anderen greifen nach dem Telegramm, lesen und schreien alle durchein-

ander. Ein großer Wirrwarr geht los. Alle reden zugleich, rufen „Victoire" und „Vive" und schwenken die Schürzen und Taschentücher, wie bei einem Festzuge.

„Jetzt, bei dieser occasion gehört die Demoiselle Schlünd herzhaft verschmutzt," sagt der Wirt und küßt sie ab. „Sie permettieren?" fragt er nachträglich. Sie lacht, reißt sich los, schwatzt und fuchtelt in ihrer Glückseligkeit mit allen Gliedern komisch umher und geht schließlich von einem Arm in den anderen. Frau Läderich steckt das Sacktuch ein, das sie noch immer in den Händen hielt. „Und ich bin schon so verschrocken wegen der armen Madame Schlund," sie sieht fast unzufrieden aus, daß es umsonst war. Jeanne legt den Arm um Nesles Hals. „Jetzt ist's Ihnen gut, gelt? Ich mein, ich hab' den Stein blotschen hören, der Ihnen vom Herzen gefallen ist, weil Sie jetzt réussiert haben."

Das Nesle nickt. „Eine grausliche Angst hab' ich gespürt, jedesmal wenn ich gemeint hab', ich könnt' den Prozeß verlieren. O ja. Nichts anderes hab' ich mehr gedenkt, als immer nur der Prozeß, immer nur der Prozeß. Und wenn der Vatter mit mir geredt hat und hat mir verzählt, wie alles werden wird, nachher sind wir so glückselig gewesen und haben alles deutlich vor uns geschaut, leibhaftig und so wunderschön. Und jetzt ist es halt fertig, jetzt ist es halt da!"

Sie setzte sich.

„Wenn doch dein Babbe selig noch diese Stunde erlebt hätt'," sagte die Läderich. Ihr Mann machte ein schlaues Gesicht. „Man kann sich trumpieren. Danach hätt' er ja nichts anzustellen und zu dischkutieren mehr gehabt. So ein Dreingreifer, wie der gewesen ist.

„Jetzt aber wollen wir lustig sein," und mit einem lauten „Vive, vive die Mademoiselle Schlund!" riß er das aufgeregt glühheiße alte Mädchen in die Höhe und tanzte mit ihr in der Stube herum, daß Napoleon und Jeanne d'Arc wackelten. Das Brautpaar folgte. In die Küche geht's und wieder zurück in die Stube, dann in den Hof, daß die Hühner auseinanderstieben und dem Pfau auf seine zerfaserte Schleppe treten, was er mit häßlichen Klagelauten beantwortet.

Als sie in die Küche zurückkamen, stand die Läderich schon wieder in vollem Fleiß am Herd. Sie wollte einen Savarin machen zur Feier, Sirup, Mandeln und gehörig Kirsch dazu; gerade so, wie der selige Sakristan ihn gern gehabt hätte. „Unsern Schean werden Sie ja freilich nicht sehen," sagte sie unter dem Rühren.

Das Nesle sah sie erstaunt an. „Und warum nit? Meinen Sie, ich werd' hochmütig, jetzt in meinem Glück? Oder werd's vergessen? So eine bin ich doch net," und ihr fallen alle Aufträge ein. An die Fleischerin denkt sie, die Madame aus der Solitude, den Apotheker. Auch an die Broschüre von Monsieur Henri. Ihr ist, als müßte sie alles das recht festhalten, als könnte es irgendwie verschwinden. Wie man sich am Morgen sagt: „Ich möchte weiterträumen," wenn man fühlt, daß man schon aufwacht.

Monsieur Läderich kam triumphierend mit einer verstaubten Flasche Bordeaux aus dem Keller. Umständlich und feierlich entkorkte er sie und schenkte dem Ehrengast das erste Glas ein.

Auf einen Zug stürzte Nesle das Glas hinunter, lachte mit den anderen über sich selbst, erzählte von den Winkeln und Listen des Prozesses und kam überhaupt aus dem Lachen und Reden nicht mehr heraus. Sie wollte lustig sein, recht deutlich lustig! Die anderen staunten. Man hatte gar nicht gewußt, daß die Schlund so lebhaft sein kann! Und es tut einem rechtschaffen leid, daß man sie nun sobald nicht wieder da haben wird.

O, sie käme schon wieder! Warum denn nicht? Zu so guten Freunden!

Merci, aber man kannte das schon, die Depensen wären ja auch zu groß, jetzt, wo sie nichts mehr in der Stadt nötig hätte; und derweil der Doktor den Wagen gelehnt hätte, wär's ja kommode gewesen; wenn es aber erst heißt: Marschieren à pieds, dann ist's wüscht.

Monsieur Läderich stemmte den Arm auf die Hüfte, wie ein Feldmarschall. „Eh bien, ja, aber sie kann sich ja jetzt eine Char-à-bancs bestellen auf der Station. Sie hat's ja, sie kann's ja." Und seine Miene drückt den Besitzerstolz aus, den das Nesle jetzt haben müßte.

„Grosse bête," Frau Läderich schüttelt

Straße bei Regenwetter. Photographische Aufnahme von H. von Seggern

den Kopf. „Die Mademoiselle ist viel zu raisonnable, um ihr Geld in den Dreck zu schmeißen, gelt, pas vrai? Sie wird überhaupt froh sein, wenn sie erst wieder ihre Ruhe hat und braucht nicht mehr in die Welt hineinzukutschieren. Das paßt sich gar nicht für ein ledig Weibervolk."

„Ich habe es aber gern getan," sagte das Nesle leise.

„Ja freilich, was tut man nit ums Geld."

Monsieur Henri bot ihr ein neues Glas an. „A votre santé." Sie wehrte ab. „Kein Wein mehr, non, plus rien! Mir isch's schon ganz dirmelig."

„Ah bah, zur Heimfahrt reicht's."

„Heimfahrt?" Agnes Schlund starrt in die Gesichter rundum. Soll sie denn jetzt heimfahren? Jeanne und die Mutter wirtschaften im Feuerschein. „Gerad hab' ich mir denkt, ich geb' der Demoiselle von unsere provisions. So im Dorfe weiß man sich ja nicht zu helfen in der Eil'. Und eine Fete müssen Sie doch geben heute abend. Sûrement! Pastetchen könnt Ihr haben von uns und einen guten Kalbsstotzen. Gemüs' werdet Ihr selber haben im Gärtchen. N'est-ce pas? Aber von unsere gâteaux und Bonbons packe ich ein. Mit 'm Bezahlen pressiert's nicht. Ihr seid uns sicher. Sell scho!"

Agnes Schlund will antworten, aber sie kann nicht. Mit unsicheren Schritten geht sie vor die halb offene Ofentüre und wärmt sich die kalt gewordenen Hände. Auf einmal schluchzt sie laut auf.

„Was hat sie denn?" Alle sind um sie bemüht, aber sie kann sich nicht fassen, wild schluchzt es weiter aus ihr heraus.

„Kein Wunder," sagen die Frauen, „so ein Glück, das übernimmt einen, aber sie wird sich schon kalmieren," und sie beginnen Geschichten zu erzählen, von Leuten, die das große Los gewonnen haben und daran gestorben sind. Läderich und Henri rechnen währenddem aus, daß man in dem Dorfe mit den Zinsen von 15000 Franken ganz gut leben kann. So zwei Weiblein mit bescheidenen Ansprüchen, „und jetzt kann sie doch der alten Mutter ihren Lebensabend erleichtern," meint Monsieur Läderich gefühlvoll.

Das Nesle steht auf. „Ich muß fort," sagt sie fahrig.

„Schon, warum denn? Es ist ja erst drei Uhr." Sie hätte noch Kommissionen zu machen. Alle stehen auf. Monsieur Henri fordert seine Broschüre zurück. „Es hat jetzt keinen Zweck mehr, Sie fahren ja nicht nach Belfort und nicht nach Paris."

„So, meinen Sie?" Ihre Augen wurden böse, ihre Hand bog sich, so als ob man ihr etwas wegreißen wollte. „Und warum soll ich nicht nach Belfort reisen? Ich bin ja eingeladen. Man erwartet mich. Nach Hause kann ich noch immer, das läuft mir nicht fort."

„Allons donc, jetzt was wollen Sie noch da drüben?" Läderich faßte sie gemütlich unters Kinn. „Zum ersten ist es schon zu spät, der beste Zug ist fort, und drno — wo doch jetzt der Prozeß gewonnen ist, das Geld unterwegs —"

„Quand même." Das Nesle setzte sich wieder. Sie wollte nachdenken. Ah bah, sie brauchte sich nicht von andern dareinreden zu lassen: jetzt schon lange nicht mehr. „Ich gehe doch," sagte sie trotzig. „Und zum Rechtsanwalt will ich auch, wenn ich auch nichts mehr zu tun habe bei ihm."

Der Abschied war tumultuarisch freundschaftlich.

‚Meinen Sie nun mich oder mein Geld?' fragte sich das Nesle. Sie war plötzlich mißtrauisch geworden gegen die guten Leute.

Der Rechtsanwalt wohnte nahe, wenige Gassen stadtauf. Ihr klopfte das Herz, als sie die breite, gewundene Steintreppe des alten, schaurig kühlen Hauses hinaufstieg. Droben, ehe sie klingelte, blieb sie einen Augenblick stehen und schöpfte Atem. Ein Don Juan also! Und dem hatte sie soviel von ihren innerlichen Gefühlen und Gedanken geschrieben! Nun sie ihn vor sich sehen sollte, schämte sie sich dessen. Aber es war ein wohliges, erwartungsvolles Schämen. In der Glastür, deren Innengardinen zugezogen waren, bespiegelte sie sich aufmerksam. Weintrinken machte sie immer farbiger und jünger. Sie war auch heute zufrieden mit sich. Schnell überlegte sie. Was sollte sie ihm sagen? Würde er zuerst sprechen? Ein Geräusch im Hause zwang sie, die Klingel zu ziehen. Sie machte einen kleinen, gezierten Mund. Jetzt zitterte die Tür, es kam jemand zu öffnen. Es war eine ältere Frau, die ihr in bäuerischem Elsässisch erklärte, der Anwalt wäre nicht

mehr zu Hause, da die Sprechstunde ja längst vorbei sei. Die Schlund war ganz betroffen und entschuldigte sich vor der Alten. Sie war um zwei Uhr bestellt gewesen, aber sie hatte nicht gedacht, daß das so genau eingehalten werden müßte. Die Frau wartete höflich, daß die Klientin geendet hätte und sie die Tür schließen könnte.

Das Nesle ließ ihre kleine, auf Glanzpapier gedruckte Visitenkarte zurück, die ihr der Sakristan einmal hatte machen lassen und die jetzt schon ein wenig schwarz spiegelte, dann stieg sie langsam wieder zur Straße hinab. Dieser Fehlbesuch verstimmte sie. Nun würde sie ihren schönen, interessanten avoué wohl niemals zu sehen bekommen, niemals erfahren, welchen Eindruck ihre Briefe auf ihn gemacht hatten. Vielleicht hätte sie selber ihm gefallen! Das war doch so wichtig für ihren Prozeß. Ach, Unsinn, Prozeß! Der ist ja nun gewonnen. Wegen dem braucht sie jetzt keinem mehr zu gefallen. Damit ist's aus.

Sie blieb einen Augenblick nachdenklich stehen. Auch mit dem Briefschreiben ist's nachher aus. Das braucht's nicht mehr. An keinen mehr. Daran hatte sie eigentlich nie gedacht. Aber es war doch ein Glück, daß sie den Prozeß gewonnen hat. Ein Glück!

Sie schlug sich auf das Bein, um es sich recht deutlich zu machen. Noch im Weitergehen wiederholte sie ein paarmal: „Was das für ein Glück isch, was für ein Glück!"

Weniger als bei der Herkunft achtete sie jetzt auf die Läden und auf die Menschen. Es war, als hätte sie jede Beziehung zur Stadt verloren, jetzt, da es nichts mehr darin zu erobern gab für sie. Wie sie jetzt zwecklos eilig und gespannt daher zappelte, glich sie einer ins Leere hineinarbeitenden Maschine, deren Räder und Kurbeln rastlos weiterschwingen. Sie kam an einem Spielwarenladen vorbei, da fielen ihr des Schuhmachers Kinder ein. Sie kaufte eine Puppe, ein Pferdchen und im Nebenladen Zuckerschlängelchen. Wer weiß, ob man in Belfort so etwas bekam. Und teurer dann jedenfalls. Die neuen deutschen Läden waren so billig! Sie tat gerade, als müßte sie sich vor sich selbst entschuldigen, daß sie Schuhmacher-Scharris Kindern Spielzeug kaufte. Aus Gerechtigkeitsgefühl kaufte sie schließlich auch noch für die übrigen Dorfkinder Heiligenbilder und Glaskugeln. Langsam ging sie endlich zur Bahn, der Zug nach Belfort mußte fällig sein. Am Schalter wurde sie rot vor Schreck. Soviel Geld! Sie trat unwillkürlich beiseite und ließ andere vor. Nein, ohne Not, nur zum Vergnügen macht man das nicht! Sie begriff plötzlich nicht mehr, wie sie bis jetzt so mit leichter Hand hatte Geld ausgeben können. Von jetzt ab ging es ja von Eignem, nicht mehr von Geliehenem. Ja, das war ganz etwas anderes. Da mußte man sich zehnmal überlegen! Und die vielen Ausgaben, die sie jetzt haben würde: Alles Gelehnte zurückgeben, die versprochenen Geschenke machen, und auch sonst rechnete jeder auf sie. Der Anwalt mußte auch bezahlt werden. Getan hatte er freilich noch nichts für sie. Vielleicht war es doch gut, daß sie ihn gar nicht erst gesprochen hatte. So konnte man vielleicht sein Honorar sparen.

Mit einem schlauen Bauerngesicht, das plötzlich wieder aus ihr zum Vorschein gekommen war, saß sie in dem Zuge, der sie nach Hause zurückbringen sollte. Nein, es war besser so. Und man konnte ja später noch immer — — — Aber sie wußte in ihrem Innern genau, sie würde nie wieder reisen. Weder nach Belfort noch nach Paris. Nur zum Vergnügen? Ach, dazu paßte sie ja gar nicht! Sie, das Nesle Schlund!

Mit einer Art Wollust riß sie sich alle bunten Fetzen ab. Nein, dazu paßte sie nicht. Wer war sie denn? Ein einfaches altes Mädchen. Gespannt und unruhig saß sie auf ihrem Platze. In Dornach wäre sie beinah verunglückt, als sie versehentlich aussteigen wollte, denn der Zug hielt nicht. Jetzt erst begriff sie, daß sie in einem Schnellzuge saß, der keinen Anschluß hatte an ihr Klingelbähnchen.

Eine deutsche Dame, die im gleichen Abteil saß und bisher still für sich gelesen hatte, nahm sich ihrer an und suchte ihr in dem kleinen Kursbuch die richtige Station auf. Das Nesle wollte ihr zum Dank von dem Prozeß erzählen, aber als sie sah, daß die Dame die ganze Zeit die Finger in ihrem Buche behielt, konnte sie pötzlich nicht weiter und kam sich langweilig vor. Ja, wenn sie wirklich eine berühmte Sängerin gewesen wäre! Aber das brauchte man jetzt

nicht mehr den Leuten vorzumachen. Sich selber auch nicht mehr.

Sie seufzte.

Nun war sie in Lutterbach angelangt, von wo sie mit einer kleinen Nebenbahn nach einem Dörfchen fahren konnte, das etwa eine Wegstunde von Heimschwiller lag. Als sie da wartend vor dem Bahnhof stand, fühlte sie sich jämmerlich müde nach allen Aufregungen und Leistungen des Tages. Kleid und Schuhe drückten, es fing an, ein wenig zu regnen.

Der Stationswärter saß in seinem Dienstraum und trank mit Frau und Kindern Kaffee — sie war einsam, wie vergessen. Sie mußte sich zusammennehmen, um nicht zu weinen wie ein kleines Kind. Und war doch so glücklich, so ungeheuer glücklich.

Der Prozeß gewonnen, 15 000 Franken bewilligt. Herz, was willst du mehr?

Herrgott, was sie glücklich war! Die Reise hätte sie sich am Ende noch gönnen sollen. So zum letzten Male. Sie hatte sich doch schon so schön alles ausgedacht. Und dann die Besorgungen für die Bekannten. Man hätte dabei etwas vorgestellt, so als Vertrauensperson. Hätte! Hätte! Zu dumm, daß sie sich abhalten ließ von wegen dem dummen Gelde.

Jetzt wäre sie am liebsten nochmal umgekehrt.

Dann fing sie an zu rechnen. Ein Franken fünfzig ungefähr auf den Tag, hatte Monsieur Läderich gesagt. Ganz schön war das. Aber am Ende war sie ja auch so immer zu dem Ihrigen gekommen. Jetzt würden die Leute meinen, sie solle sich alles selber anschaffen, sie würden ihr nichts mehr schenken. Im Gegenteil, jetzt mußte sie immerfort daran denken, den andern zu schenken. Sie hatte es ja nun dazu.

Ganz neu war ihr das. Und eigentlich gar nicht so sehr bequem.

Im Zügelchen traf sie eine Obstfrau aus der Nähe, die beneidete und bewunderte sie, wie es sich gehört. Sie half ihr auch im Dörfchen eine Fahrgelegenheit auftreiben, den Leiterwagen eines alten Knechts, der Milchkannen auf ein Pachtgut zurückführte und den kleinen Umweg nach Heimschwiller machen wollte.

Es wurde ihr ein tüchtiges Bund Stroh zurecht gelegt.. Da saß sie nun und nickte vor Müdigkeit. Auf dem Hinwege war ihr jede Strecke, jede Begegnung wichtig gewesen, jetzt sah sie nicht einmal auf. Ein paarmal lächelte sie zufrieden, wenn sie daran dachte, wie alle zu Hause sie beneiden würden.

Der Knecht, der sie fuhr, war ein tauber Mensch, der eine fürchterlich stinkende Pfeife rauchte und Kleider trug, älter als er selbst. Die Luft war schwer, kam ein Wind, so brachte er hier, wo der Weg hoch lag und trocken war, ihr eine Wolke prickelnden Staubes über das Gesicht. Ein Schleier von Staub hing auch über dem Gebirge. Dann wieder, an tieferen Wegstellen, kam der wohlbekannte, moderige Geruch, der traurig macht. Es kam ihr, wie immer, wenn sie nach einem offiziellen Grunde für körperliche Traurigkeit suchte, in den Sinn, wie schwer es für sie sei, daß ihr Vater tot war. Und was würde der ihr für ein Fest gegeben haben!

Aber auf einmal, aus einem dunklen, unbewußten Leiden heraus dachte sie: Vielleicht hatte der Läderich recht, vielleicht war es besser für ihn, daß er mitten in aller Begeisterung, mitten zwischen seiner schönsten Rede in den Tod gefallen ist.

Es fing an zu regnen. Das Nesle nahm ihr Plaid aus dem Reisesack, wickelte sich hinein und legte sich auf den Boden des Wagens. Sie schloß die Augen und ließ sich weiterrütteln. Die Blechkannen neben ihr klapperten, der Regen wisperte dazwischen, und sie wunderte sich, warum sie nicht vergnügter war an ihrem Siegestage.

Schneller, als sie erwartet hatte, erreichte sie Heimschwiller. Von dieser Seite, von der sie heute ankam, gab es keinen Fahrweg bis zum Dorfe hin. Man mußte auf schmaler Rinne an einem Hügel hinabsteigen. So entlohnte sie den Knecht, stellte ihren Sack im Rebhäuschen unter und wanderte sich die Ermüdung aus den schmerzenden Gliedern heraus. Kleid und ersten Unterrock hatte sie in die Höhe geschlagen, die Schuhe gelockert; sie sah nun nicht mehr so adrett aus wie am Morgen, stach nicht mehr so sehr heraus aus ihrem Dorfe.

Von der Höhe des Rebhügels sah sie die sinkende Sonne auf dem Felde liegen. Noch immer saß da der alte Mann auf seinem durchlochten Stuhl, rieb sich die Hände und fror. Das Nesle zog ihr Taschentuch und winkte hinunter. Ihr war,

als gingen da Menschen. Sie sollten doch wissen, daß sie käme, daß sie da war. Sie sollten ihr doch gratulieren. In erwachendem Übermut schrie sie ein Juchhe, das etwas heiser ausfiel, ihr selber aber guttat.

Als sie am „Lion bleu“ vorbeikam, stand da eine schmutzige Magd mit wuschligem, fleckig blondem Haar und wusch die Fenster. „Man kann ja felizitieren,“ sagte sie träge. Das Süsele, die Wirtin, stand am zweiten Fenster. Sie grüßte mißmutig. „Wir hätten auch 'n schönen Saal gehabt un im Garten hätt'n mr e gloriette arrangiert, aber die Mamsell ist jetzt wohl noch viel stolzer geworden? In den ‚Zwei Schlüsseln‘ gibt's freilich alles versalzen, damit nur recht darauf gesoffen wird.“

„Was isch denn mit den ‚Zwei Schlüsseln‘?“ fragte die Schlund.

„Nix isch. Was soll noch sein, die Mademoiselle Schlund gibt eben ihre Fete, und wir haben's Nachsehen.“ Damit schlug sie grob das Fenster zu.

In demselben Augenblick klang's auf der Straße heran wie eine Kavalkade. Ein Dutzend Holzschuhe. Es waren die Mädchen, die aus dem Walde Grünes holen wollten zu Kränzen. Erst hätten sie das Nesle beinah überrannt, dann gab's Hallo, Glückwünsche und Fragen. „Bleibt Ihr jetzt wohnen im Sacré Coeur? Die Mutter hat schon gesagt, zwei Kämmerchen tät sie gern verlehnen an die Sakristansleute.“

„Ach, bisch still, die Mademoiselle Nesle hirotet doch jetzt. Fir was soll se denn allein bleiben mit dem vielen Geld?“

Die anderen kicherten. Es waren alles junge, lustige Dinger, und das Nesle, scharfhörig, wie sie heute war, vernahm den Unterton von Spott, der aus dem Neid hervorklang.

Sie kam fast nicht zu Worte. Jede erzählte, wann und wie sie es erfahren hätte, was sie darauf gesagt hätte, was getan, zu wem sie gegangen wäre, es weiter zu tragen, was für Gesichter die gemacht hätten. Das Josephinl hatte bei der Postvorsteherin genäht, da hatte die's gehört, und bald wußten es alle; die Doktorin hatte es nicht glauben wollen, der Pfarrer hätte die Taufe zu morgen abbestellt, weil er heute abend zu viel essen würde auf der Fete, und die Lehrerin hätte erklärt, sie wäre froh, daß die Aufregung mit dem Prozeß nun endlich zu Ende sei. Das Nesle ließ sich in ihrer Mitte durch die Straßen führen, wie ein Stück Holz, das von den Wellen umhergewirbelt wird.

So kamen sie an den Gartenzaun des Sacré Coeur, ans Zauntürchen, durch das die Schlund betäubt ins Gärtchen ging. Da saß Maria Haebig in der kahlen Bohnenlaube, den Schoß voll Georginen und Sonnenblumen, und ein junger Mensch saß neben ihr und küßte sie. Maria schrie auf, als sie Schritte hörte, dann faßte sie sich. Sie stand auf und reichte dem Nesle beide Hände. Ganz verklärt sah sie aus und ganz zerzaust. „Ach, wer's auch so hätt', Rentnerin sein, gell?“ Und sie blickte auf den Burschen, der ihr die Blumen hielt. Irgend etwas war in der Gruppe, das dem Nesle unbehaglich war. „Ich will nauf zur Mutter,“ sagte sie schnell. Maria nickte. „Wir haben wüscht zu schaffen. Um sieben ist das Diner gericht't.“

Das Nesle sah nicht mehr zurück, aber sie dachte, daß die beiden sich wohl jetzt wieder küssen würden.

Oben bei der Mutter stand die Receveuse. „Na, do isch se jo,“ sagte sie gewichtig. „Mamsell la rentière isch gekommen, Madame Schlünd.“ Sie setzte sich gravitätisch in Positur. „Je vous félicite de tout mon cœur, und ich wünsche dir auch, daß du dein Geld in guter Gesundheit verbrauchen sollst!“

„Amen!“ sagte Frau Schlund und streichelte das Kleid, das sie nachher zur Feier anziehen sollte. Die Haebig reichte dem Nesle die Hand: „Wenn du nit zu stolz bist dafür.“

Agnes Schlund sah sich um. Da war sie nun wieder. Ihr kam es vor, als wäre sie hundert Jahre weg gewesen.

Die Haebig begann jetzt aufzuzählen, was sie heute schon für das Nesle geleistet hätte. Beim Pfarrer und beim Doktor gewesen, die in Nesles Namen einzuladen, beim Apotheker und in der Nachbarschaft. Zu den übrigen war der Kirchensepp gegangen. Dazwischen fragte die Mutter verängstigt, was denn los sei. Und ob es nicht bald zu essen gäbe. Sie schalt, daß die Tochter sie soviel allein lasse.

Das Nesle beruhigte sie. „Sei nur still. Es wird jetzt anders werden, jetzt brauche ich nimmer weg.“

Doktors wären böse, erzählte die Haebig, weil Nesle ihnen beim Fortgehen nicht noch Bonjour gesagt hätte, und der Apotheker hätte gesagt, er wünsche sich ein Teegeschirr von Nickel —

Agnes Schlund nickte. Und plötzlich, in heraufgezerrter greller Lustigkeit, nahm sie die receveuse bei den Schultern und walzte mit ihr herum, dann auch mit der Mutter. Dazu sang sie heiser. Die Mutter lachte aberwitzig. Als die Tochter sie losließ, wollte sie immer mehr. Noch ganz atemlos lief die Haebig ins Dorf und erzählte, wie narrechtig vor Freuden das Nesle heimgekommen sei.

Als sie fort war, wurde es still im Zimmer. Die Mutter hörte plötzlich auf zu lachen. Sie setzte sich auf ihren Stuhl und schlief ein wie ein Kind beim Spielen. Sie hatte die Brille auf der Stirne sitzen, so daß es im beginnenden Dunkeln aussah, als wachten da ein Paar große Augen ins Zwielicht hinein, während der morsche Kopf gesenkt und matt auf der eingefallenen Brust lag. Agnes Schlund hatte sich an den Tisch gesetzt, auf der die halbgeleerte Kaffeeschale stand. Sie trank einen Schluck; im Munde war's ihr heiß und trocken, aber der Kaffee schmeckte nicht. Vielleicht weil er kalt war. Vielleicht war auch der Wein daran schuld, den sie getrunken hatte. Sie trat auf die Altane hinaus. Drüben wurde gebraten und gesotten. Die geöffneten Fenster sandten große graue Schwaden ins Dunkel hinaus, in denen der aufgehende Mond spielte. Alles ihr zu Ehren!

Interessiert sah sie hinüber. Die Küche und der Flur waren erleuchtet. Man konnte hindurchsehen in den großen Speisesaal, dessen Türen offen standen und der gleichfalls hell war. Was die alles schleppten! Die rote Zischki ging mit Stößen von Zinntellern auf und ab. Jetzt schien jemand was zerschlagen zu haben, man hörte Gläserklirren, das Schelten des Wirts, die grobe Stimme des Hausknechts. In der Küche wurden Hühner gerupft. Warum denn so viele? Ein mächtiges Fleischstück zog die Magd aus dem Ofen und begoß es. Der Hausknecht schleppte Körbe voll Weinflaschen. Das kostete sie einen Haufen Geld. Große Hucken voll Weißbrotstangen brachten sie an. Und jetzt goß die Magd aus einem Kessel Spülwasser in den Hof. Spülwasser? Sie hatte deutlich gesehen, da waren handgroße Brocken drin gewesen. Verschwendet wurde da drüben und verschludert. Und alles für ihr mühsam gewonnenes Geld. Mit harten Augen sah sie hinüber.

Gleich darauf aber schämte sie sich. Am heutigen Tage geizig sein? Ein bißchen Verschwendung gehörte halt zur Festfreude.

Diese Festfreude selber aber hatte sie sich doch ganz anders gedacht. Sie ging ins Zimmer zurück. Um sieben sollte gegessen werden, hatte die Haebig gesagt. Agnes Schlund wusch sich und machte sich zurecht. Das feine Taschentuch legte sie beiseite. Das war zu schade. Freilich, Gelegenheit dafür würde es nun nicht mehr geben. Für Heimschwiller war so was doch eben viel zu fein. Am liebsten hätte sie auch ein geringeres Kleid angezogen, denn wenn die Männer erst betrunken waren, dann gab es Weinflecke und Brandlöcher. Aber schließlich war sie doch zu bequem dazu. Ein bißchen ruiniert — was schadet das? Sie hatte ja noch das bessere. Das für Paris! Gott weiß, wann sie das einmal tragen würde. Das würde man ihr wohl nur für den Sarg anziehen.

Mühsam weckte sie die Mutter und half ihr in das schwarze Kleid, das schon alt war und von sonderbarem Schnitt. Da sie so mager geworden war, stand es um sie herum, wie ein Stoffgehäuse für ein beinernes Raritätchen. Sie bekam das dünne weiße Haar geordnet und ein Rüschennetz darauf gesetzt, in dem die wenigen weißen Strähnen glänzten wie gefangene Silberfischchen. Als alles fertig war, saßen Mutter und Tochter und wußten nichts miteinander anzufangen. „Hasch nix zu schreiben für dein Prozeß?" fragte die Alte ein paarmal.

Endlich war es sieben. Man konnte hinübergehen. Auf dem Gottesplätzle standen die Kinder. Glattgekämmte Locken oder mit Zuckerwasser eingekrauste. Bürgermeisters Jeanne mit großen, weißbaumwollenen Handschuhen und künstlichen Blumen vor der Brust. Großer Jubel, als das Nesle erschien. „Jetzt kann man essen!" Eilig und zerstreut nahmen sie die mitgebrachten

Geschenke in Empfang, nur Tütü ließ gleich mit einer zerbrochen Gabel, die da zwischen den Pflastersteinen lag, ihrer Puppe zur Ader und versuchte, den herausrieselnden Häcksel zu essen. „Der Babbe isch an d'gare, dich abholen," sagte der Baschtel und bohrte den von Heidelbeeren blau gefärbten Finger in Agnes Schlunds Ärmelknopflöcher.

Mit den beiden Frauen zugleich schlüpften dann alle Kinder — acht Exemplare — durch eine Zaunlücke in den tropfenden, dunkel umbuschten Garten polternd hindurch und die Hintertreppe herauf, in den Gasthof. Auf der Galerie war für sie über Tonnen ein Brett gelegt worden, kleine Fässer davor als Stühle. Da sollten sie essen. Léon, Schuhmachers Zweiter, ein hübscher rothaariger Dickling mit Sommersprossen, legte wie eine kleine Hausfrau die Blechlöffel vor jeden Platz, Baschtel machte sich mit Jeannes Locken zu schaffen, an denen er sie, rot im Gesicht, raufte und zerrte, die beiden Metzgersmädel schwitzten in ihren dicken Wollkleidern. Blaß und unliebenswürdig standen die beiden Lehrerskinder in schwarzen Schulschürzen und saubern weißen Kragen an der Saaltür.

„Jetzt kann man essen," sagte auch der Maire, als die Schlunds eintraten, und zugleich ließ er die Musik, einen Pfeifer und einen Baß, die auf der Estrade saßen, ein lustiges Stückchen spielen. Die Gäste hatten sich bereits zu Tisch gesetzt, weil sonst kein Platz war. Für das Nesle und die Mutter hatte man oben an der Fensterseite zwischen Pfarrer und Bürgermeister gedeckt. Gegenüber saß der Apotheker. Die Doktorsleute waren, trotz nochmaliger Aufforderung, nicht erschienen. Dagegen waren an dieser Oberseite der Tafel noch Lehrer und Frau, das Metzgersehepaar, und die Frauen vom Sacré Coeur versammelt. Der deutsche Postvorsteher war aus Höflichkeit geladen und taktvoll weggeblieben. Die Haebigs und der Apotheker hatten das ganze Arrangement in der Hand. Neben Maria war ein leerer Platz. Da sollte Karl Vermorel, der Schuhmacher, sitzen. „Der wartet alle Züge ab, auch noch den um neune," sagte der Apotheker. Alle lachten. „Der macht alles à fond."

An die Honoratioren schlossen sich in der Tischordnung die Pfarrersköchin und einige Eigentümer aus der Hauptstraße an. Agnes Schlund mußte jetzt um den Tisch herum gehen und allen die Hände schütteln. Auch denen, die sie eben erst gesehen und gesprochen hatte, mußte sie eine Bewillkommnungsformel sagen und einen Dank, daß sie gekommen wären, eine Bemerkung übers Wetter oder dergleichen. „'s ist gut bei euch?" „Comment ça va?" „Guten Owe beieinander." „Dato friert man nicht." „Kommt ihr auch zu mir? Merci, vielmals, das isch recht." „G'sund Wetter!"

„Ja, für die Daheimgebliebenen," antwortete Nachbar Schérret ruhig. Seine haarige Hand umschloß Nesles Finger wie Krallen. Dann kamen andere Hände, schweißige und harte, knochige und mopsweiche, fettige. Die Lehrersfrau hielt eine kleine Rede, wie das Nesle sich nun freuen werde, daß der Prozeß gewonnen sei, und sie sich nun auf eigne Füße stellen könne, nichts mehr anzunehmen brauche von den Dorfleuten. Und allen mußte sie wiederholen, wie glücklich sie sei und sie auffordern, es sich schmecken zu lassen und ja den Wein nicht zu sparen.

Endlich war sie fertig. Die Zischki hatte unterdessen die Suppe aufgetragen; man konnte anfangen. Eine Weile sah man nur gebeugte Köpfe, wie in der Kirche beim Gebet, nur länger in der Stellung verharrend, hingegebener. Dazu ein Löffelklingen, ein Schmatzen und wohliges Stöhnen. Agnes Schlund konnte nicht essen. Sie fühlte sich überhungert und plötzlich müde zum Umfallen. Dazu war es sehr heiß in dem niederen Saal. Der scharfe Geruch des Herbstgrünes, der Astern und Georginen erinnerte an Totenkränze. Jetzt wurden die Braten aufgetragen. Agnes Schlund lehnte sich zurück in ihren Stuhl. Von hier oben aus konnte sie die braunen großen Hände der Bauern sehen, die wie dunkle Holzstücke neben den helleren Brotstangen auf dem Tischtuch lagen. Plump und geniert in ihren Sonntagskleidern saßen die Leute ernsthaft wie in tiefem Kummer vor ihren dampfenden Tellern. Die schon aufgegessen hatten, starrten aneinander vorbei ins Leere. Ihre roten Gesichter, die draußen

im Felde sich zugehörig einpaßten in das starke Blau und Grün und Gold der Natur, schienen hier verlöscht zwischen all den braunen Stubentönen und seltsam nahe aneinandergereiht.

Das Nesle fühlte sich hochmütig fremd zwischen diesen Leuten. Und hier sollte sie nun leben. Ohne jede Abwechslung.

„Warum ist die Mamsell so still?“ fragte der Apotheker. Und als spüre er, auch ohne Antwort, ihre Gedanken, seufzte auch er. „C'est vrai, jetzt wird's wieder ennuyant im Dorfe. Man wird nichts mehr erfahren aus der Welt. Wir zwei verstehen uns ja dadrin, nous nous entendons.“

Jetzt räusperte sich der Pfarrer. Er wollte eine Festrede halten. Schnarchend und schnaufend und sich den Bauch haltend begann er gewohnheitsmäßig gegen Weltfreuden und Weltlust zu reden. Die Pfarrersköchin sowie Nudele und Nüdele begleiteten seine Bewegungen mit ganz ähnlichen von ihren Plätzen aus. Nachdem er unappetitlich Satan geschildert hatte, der die fetten Völler extra umständlich zubereitet als Lieblingsspeise verzehrte, besann er sich und kam mit einem hastigen Übergang auf die übrige Schlechtigkeit der Menschen, die einem armen Waisenkinde das Ihrige streitig machen, nämlich dem Nesle das Entschädigungsgeld. Mit unzutreffenden Worten rühmte er dann den toten Sakristan, der oben an Marias Thron fromme Gesänge zu Ehren seines Sieges singen werde, wobei dem Nesle die Augen übergingen und die ganze Gesellschaft anständig zu schluchzen anfing, dann hoffte er, des seligen Sakristans Tochter werde in den Bahnen gottgefälligen Wandels ihm nachfolgen und in ihrem Reichtum auch der Kirche nicht vergessen. Damit trank er auf des Nesle fernere Gesundheit.

Nach der Rede, bei der man notgedrungen Messer und Gabel hatte ruhen lassen müssen, begann ein desto eifrigeres Klappern und Schmatzen. Man hatte die Öllampen des Kronleuchters angezündet, die nun große Schwaden von Ruß an die schwarzgeräucherte Decke hinaufsandten. Merkwürdig malten sich die krumm verkürzten Schatten der Tischgäste auf dem Estrich. In den Bratendunst hinein mischten die Kirchenkleider auf den heißgewordenen Körpern ihren Geruch von altem Weihrauch und Schweiß, aus Gläsern und Mündern atmete der sehr spiritushaltige Wein in die Höhe. Die Zischki wurde bereits in den Arm gekniffen und vielsagend geschubst, so daß sie die Schweinskeule fast auf des Bürgermeisters Knie geworfen hätte. Inzwischen schwätzte der Bürgermeister eilig und pustend an Nesles Ohr. Er war ein Klatschmaul und hing der Reihe nach jedem etwas an. „Der Schullehrer, der ist nicht recht im Kopf, der tut den ganzen Tag Kaffee schlabbern. Die Haebig, ja, wer zwischen der ihre Zähne kommt, isch gemahlen. Der Doktor? Der hat die Wurst nach dem Speck geworfen, beim Prozeß. Nun wird er sich schon dranhalten. Die Frau ist eine wahre Bohnenstange, drum muß man was dranhängen. Ihr letzt Gewand hat dreißig Franken gekostet, die Josephine hat's gesagt.“ Dann schnitt er Gesichter vor dem Wein, der nicht von ihm genommen war. Madame Schlünd, die erst teilnahmlos neben dem Apotheker gesessen hatte, war nun durch den Wein munter geworden. Das Nesle, das ihr die Speisen vorschnitt, hatte nicht Hände genug. Die alte Frau schwatzte und schmatzte, bis sie zuletzt, an ihre Stuhllehne gesunken, einschlief.

Es war eine fürchterliche Hitze geworden. Der Tabakrauch zog sich wie in Stangen von der Decke herab und verdarb das Essen. An den fest geschlossenen Fenstern standen graue Tabakswolken. Alles schrie und lachte jetzt durcheinander, warf sich Witze zu und rückte mit den Stühlen. Man stand auf zwischen dem Essen, lief hin und her, ging auch wohl in den Garten, auf die Galerie zu den Kindern. Die jungen Mädchen fingen an Spiele zu spielen mit dem einzigen jungen Herrn, dem Hochzeiter der Bürgermeisterstochter, einem Kellner aus der Schweiz, der im Winter an der Riviera konditionierte. Zufällig war er heute morgen hier zu Besuch gekommen. Man hörte das Kreischen der Mädchen von der Ecke, an der er saß. Im übrigen litt er an verdorbenem Magen und rauchte die ganze Zeit über breite, überaus stark riechende Zigarren. Sie hatten jetzt gerade ein Spiel in Gang gebracht, bei dem die Mädchen Wasser in den Mund nahmen,

und wenn der Adolphe — eben der Kellner — sie küssen wollte, so spritzten sie ihm ins Gesicht. Das war sehr lustig. Mitten hinein in den Lärm hielt der Apotheker eine Rede. Das tat er immer, wenn er ein wenig betrunken war.

„Wir machen halt eine Totenfeier," sagte er. Alle horchten auf. „Der Prozeß ist gestorben," erklärte er. „Wir alle hier sind seine Mörder, dem Prozeß seine. Wir haben ihn so lange gezwickt und geplagt, bis daß er verschieden ist. Und jetzt stehen wir hier um sein Grab und lachen. Und wißt ihr denn, Messieurs, Dames, was eigentlich ein Prozeß ist? Wir wissen das, wir Apothekersleut. Wir haben zu schaffen da mit unseren Retorten und Gläsern. Ein Prozeß, seht ihr," er stürzte ein Glas herunter, „so ein Prozeß das ist eben — ja natürlich ganz einfach, das was eben wird! Comprenez-vous? Und wer mal drin ist in solchem Prozeß, aus dem kann alles werden. Das ist nun mal gewiß."

„Soll denn aus der Mamsell Schlund jetzt auch noch was werden?" fragte einer.

„Behüte! An alte Sachen darf man nicht rütteln," rief die Haebig über den Tisch. Alle prusteten und kicherten. Das Nesle wußte vor Ärger nicht, wohin sehen.

Jetzt wurde der schwarze Kaffee in Gläsern aufgetragen. Der Wirt ging umher und schenkte den Kirsch dazu ein. Auch das Nesle ließ sich geben. Ihr war übel, und die Tränen standen ihr heiß am Augenrand.

Ein Klirren und Klappern läßt sie aufsehen. Die Mutter ist im Schlafe zur Seite gefallen, hat die Kaffeegläser vom Tisch gerissen und sieht nun hager und erschreckt auf die Brüllenden am Tische, die zu ihr hinüberlachen. Da nimmt das Nesle kurz entschlossen ihre wirre alte Mutter unter den Arm und geht mit ihr zur Türe hinaus.

Oben entkleidet sie die Mutter und bettet sie; dann setzt sie sich ans Fenster und weint laut. Sie hat keine Lampe angesteckt, der Mond, der jetzt völlig zur Höhe gekommen war, schien hell ins Zimmer. Am Fenstertischchen blitzte es und funkelte. Der Altarperlenbehang. Mechanisch ergriff das Nesle die Handarbeit und begann im Mondenscheine zu nähen, Perle um Perle, lauter weiße zur Füllung der Lilien. Das beruhigte sie ein wenig. Sieben Perlen breit, dann sechs, dann wieder sechs. Und auf einmal kam es ihr, so werde sie sitzen Tag für Tag, Jahr um Jahr und sticheln. Immer so weiter. Sie weinte laut.

Endlich stand sie auf.

Sie holte das Mäppchen hervor aus dem Reisesack, den ihr die Rebbergleute hergeschafft hatten. Draußen auf der Altane zog sie das dreibeinige Schemelchen hervor, hockte sich nieder und las. Den Schal zog sie fest um sich. Sie fror.

Von drüben hörte man die Musik. Pfeife und Baß stimmten nicht mehr zueinander. Dazwischen Stampfen und Scharren und brüllendes Gelächter. Man hat zu tanzen angefangen. Das Nesle stopfte sich die Finger in die Ohren und las. Und dabei fällt es ihr auf: Das was sie liest, ist ja alles gar nicht an sie! An sie selber so wie sie wirklich ist! Da hinein, wo diese Leute leben, gehörte sie ja gar nicht. Immer tiefer sank sie in sich zusammen da auf ihrem Schemmel, immer hoffnungsloser starrte sie vor sich hin in das Dunkel. Zu denen draußen gehörte sie nicht, zu denen da drüben auch nicht mehr. Sie ist ganz allein! Für niemanden da in der Welt. Und keiner für sie. Da schlägt der Jammer über ihr zusammen. Wie eine Verzweifelte wirft sie die Arme in die Luft, während sich Schluchzen und kleine stoßweise Schreie aus ihrer Brust herausarbeiten. „Und auf diesen Tag habe ich mich so gefreut." Ein neuer heftiger Stoß von Schmerz. Und dabei ein so entsetzliches Mitleid mit sich selbst, daß sie um sich greift, als müsse sie ertrinken. Im krampfhaften Umtasten greift sie an die Zwiebelschnur, die da am starken Haken über ihr hängt. Sie schnellt in die Höhe, wird totenblaß. Der Schweiß rinnt ihr in zwei kalten Strömen übers Gesicht. Dann läuft sie ins Zimmer zurück ans Bett der Mutter. Schmal und leicht liegt die alte Frau in dem breiten Bett, ein zerbrechliches Ding, das kein Bleiben mehr hier hat. ‚Nein, die würde es kaum merken, wenn man wegging, ganz wegging.' Eine Weile blieb sie am Bette stehen. Dann mit steifem, entschlossenem Gesicht geht sie wieder hinaus auf die Altane. Langsam wickelt sie sich aus dem Schal heraus. Er ist weich und fest. Sie hat ihn in Paris tragen wollen. „Paradis," sagte sie erschauernd den Witz des

Schachspieler. Radierung von Erich Wolfsfeld. Mit Genehmigung von Werckmeisters Kunstverlag, Berlin W. 8

alten Schérret nach. Behutsam legte sie die Zwiebelschnur aufs Fenstersims. Alle ihre Bewegungen haben etwas Priesterliches; um ihren Mund liegt ein fremdes, fast listiges Lächeln. Sie rückt den Schemel näher an die Wand, sie stellt sich darauf. Unwillkürlich blickt sie in das graurötliche Gedünst hinüber, das aus dem Saale der „Zwei Schlüssel" in den Flur gedrungen ist. Da drüben feiert man ihr Fest. Die Türen stehen weit offen. Im Saale selbst hat man die Tische beiseite geschoben, die Lampen hängen im Staub und Nebel wie verzerrt. Unter ihnen drehen sich die Menschen. Steif, wie lauernd, jeder die Hände auf des Partners Schulter gelegt, die Gesichter stier und dicht zueinander geneigt, als warte er auf den Moment, ihn niederzudrücken, ihn zu überwältigen.

Agnes Schlund sieht sie im Türausschnitt vorüberdrehen. Und hier vorn im dunkleren Gang die Silhouetten verknäulter Gestalten. Eine Reihe trunkener kleiner Teufelchen, die sich an den Händen halten und verrenkte Sprünge machen. ‚Die Kinder,' denkt das Nesle entsetzt. ‚Wild und wüst ist es —'

Agnes Schlund starrt hinüber. Wie eine Flamme lodert es in ihr empor, ein heißes mütterliches Mitleid. Es reißt sie vom Schemel herunter, jagt sie über die Straße. Im dunklen Garten wispert und küßt es, sie hält sich nicht auf. Die Kinder faßt sie bei der Hand. Dann geht sie langsam wieder durch den Saal zur Tür hinaus. Der Apotheker ruft ihr zu, Maria redet sie an, alle fragen, rufen, wundern ihr nach. Sie erwidert nichts. Leicht geht ihr Atem, den Kopf trägt sie hoch, als wäre eine Bürde von ihr weggeglitten.

In wunderlich erstaunten Gedanken, wie in weichen, kühnen Wellen schreitend, geht sie zwischen den Kindern. Eine schöne, ruhige Würde hat sich um sie gebreitet. Langsam geht sie durch die totenstillen Gassen, die das Mondlicht gereinigt hat. Verschlafen piepsen ein paar Vögel auf. Tütüs warmes, dickes Fäustchen umschließt zutraulich ihren Zeigefinger.

Agnes Schlund betrachtet die beglänzten Dächer und sparrigen Zweige, die sich behütlich auf die Straße neigen. Mit Liebe sieht sie nieder auf ihren Schatten, der sich unter ihren Füßen bewegt.

Und sie hat tot sein wollen! —

In der Mühlbachgasse werden die Metzgersbuben abgesetzt, jetzt sind auch die Schuhmacherskinder daheim. „Und grüßt mir den Vatter, wenn er zurückkommt," sagt sie, „und er soll's glauben, es wär' mir arg leid, daß er für mich soviel Müh' gehabt hätt'."

Eine Weile noch betrachtete sie das Häuschen. In dieser Stunde ist ihr der Gedanke nicht widerwärtig, da drinnen zu leben mit den Kindern, ein braves Mannsbild neben sich, das einen gern hat. ‚Und dann würde Schuhmacher-Scharri mit ihrem Gelde das Geschäft recht hochbringen können. Und die Kinder wollte sie schon fest an die Hand nehmen, daß etwas Rechtes aus ihnen wurde. Und abends konnten sie zusammensitzen, und sie würde ihnen Geschichten erzählen, ihnen erzählen, wie es zugeht draußen in der Welt. Mit Kindern kann man gut so etwas besprechen!'

Ihr Mund wird breit von einem Lachen, das sich nicht recht herauftraut. Und unklar fühlt sie: nichts ist noch zu Ende, sie wird noch was zu erleben haben, vor allem an sich selbst.

Die Hände ineinandergelegt, mit festen Schritten geht Agnes Schlund nach Hause.

Himmel und Erde

Aus dem Land der Schattenlosen
Fand ich Botschaft diese Nacht,
Einen Strauß von weißen Rosen
Hatten sie dir mitgebracht.

Durch die enge Kammer hauchte
Ihrer Blüten Wunderduft,
Meine ganze Seele tauchte
Wie in Himmels Licht und Luft.

Aber als ich froh und flüsternd
Küßte deine Lagerstatt,
Streiften meine Lippen knisternd
Nur ein halbverwelktes Blatt.

Still, o still und sei zufrieden!
Schon sind in des Morgens Glanz
Erdenveilchen dir beschieden,
Und ich flechte dir den Kranz.

Walther Unus

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Erinnerungen. Von Prof. Hans Brandstetter in Graz

Jener Landstrich in der Steiermark, den die Kor-, Stub- und Gleinalpe halbkreisförmig begrenzt, birgt die Ortschaft Michelbach. Ihre weißgetünchten Gehöfte lugen aus Rebengeländen und Obstkulturen freundlich hervor, und die Tumuli am bewaldeten südlichen Abhang des Michelbachberges bezeugen, daß die fruchtbare Gegend schon von den Römern besiedelt war. Dort im Seitenstübchen des stattlichen Schulzenhauses kam ich zur Welt. Und daß mich die Bachwastlin beim ersten Anblick einen Nouri hieß, soll den Schulze-Ähnl sehr verdrossen haben, denn er hatte sein erstes Enkelkind besonders lieb und behielt es auch bei sich, bis um 1861 die rote Ruhr, die in der Örtlichkeit ihr Unwesen trieb, den biederen Zimmermann hinweggerafft hatte. Mit ihm schwand der Segen aus dem Hause, und bald mußte das schöne Anwesen veräußert werden. Alle gingen ihrer Wege, nur der Hansl, wie man mich nannte, blieb der Schulze-Ähnl und half ihr beim Wandern, als die im Nachbardorfe Reiteregg erworbene Walcher-Keusche bezogen wurde. Es war das ein aus Holz gezimmertes, mit Stroh gedecktes, altersgraues Hauserl, worin des Nachts die Grillen zirpten und anderes Käfervolk bei den Lustwanderungen ertappt werden konnte.

Mit der Wohlhabenheit war es längst vorbei, und es ging bei der Ähnl beinahe so ärmlich her wie bei meinen Eltern, die im Södingtale eine hochbedachte, unausgebaute Behausung besaßen, die zwei winzige Wohnräume und eine Werkstätte aufwies.

Mein Vater war Nagelschmied und Musiker. Von schwächlicher Gesundheit, vermochte er kaum soviel zu erwerben, um seine vielköpfige Familie halbwegs zu ernähren; und so ward ich als der älteste von vierzehn Geschwistern schon frühzeitig gezwungen, Erwerb zu suchen. Zuerst gelang das als Kegelbub, dann durch Beerensammeln und weiter durch Handlangerdienste in den Weingärten, bei Ziegeleien und Gehöftbauten.

Da mir ein gutes Gehör eigen war, sollte ich Musiker werden, jedoch hierzu fehlte mir die Beharrlichkeit; nur im Gitarre- und Violonspiel brachte mir mein Vater so viel bei, daß ich der kleinen Dorfkapelle bei Kirmessen und Hochzeiten aufspielen helfen konnte.

Meine ganze Sympathie hatte eben das Basteln, worunter das Zeichnen, Malen und Schnitzen zu verstehen ist. Das mehrklingige Federmesser und ein Stück Lindenholz fanden sich immer im Hosensack, und jede passende und unpassende Gelegenheit wurde zum Manderlnschnitzen benützt.

Meinem sonst guten Mütterchen war das Basteln ein Dorn im Auge, denn stellte sie mich zum brodelnden Suppentopf, so stieß ich ihn gewiß in der Eile um oder ließ das Feuer ausgehen, und mußte ich die Kuh hüten, geriet das genäschige Vieh sicher in den Krautacker.

In der Schule beim Nachsitzen hatte ich einmal, statt Strafaufgaben zu machen, von der Wandtafel den Löwen abgezeichnet und war richtig dabei vom strengen Schulmeister überrascht worden. Er nahm mir die Zeichnung ab — vergaß aber die von mir erwartete Strafpredigt und riet alsbald meinem Vater, mich in der Stadt weiterbilden zu lassen, da ihm während seiner vieljährigen Lehrtätigkeit nie ein Schüler, der ein solches Zeichentalent bekundet habe, vorgekommen sei. Dieser Rat wurde jedoch nicht ernst genommen. Damit aber dennoch etwas Tüchtiges aus mir werde, mußte ich nach Friesach in Kärnten zu einem Nagelschmied in die Lehre.

Das romantische Städtchen mit seiner uralten Ringmauer und den auf den Höhen thronenden Burg- und Kirchenruinen gefiel mir. Nur die lange Arbeitszeit in der Nagelschmiede wollte mir anfangs nicht passen; von 3 Uhr morgens bis 7 Uhr abends (die kurzen Mahlzeiten ausgenommen) fleißig hämmern, schien mir zu hart, aber ich gewöhnte mich daran. Und nach zweijähriger Lehrzeit brachte ich auch täglich an vierzehnhundert Schuhnägel zustande. Gleichwohl verirrte sich während dieser Lehrzeit die Hand des Meisters oft zu meinen Ohren und in das Haargelock, jedoch der Ausgelernte neben mir sagte, es sei halt so der Brauch und es wäre ihm auch nicht besser ergangen.

An Sonn- und Feiertagen durften einige Stunden zum Schnitzeln verwendet werden, und zwei Krippeln, die ich damals fertigte, wurden von Friesacher Bürgern gekauft.

Für eine Senkgrubenmauer hatte man Steine gebraucht, und da einem Lehrling keine Arbeit zuwider sein darf, mußte ich solche herbeischaffen helfen. Der Steinblock war aber so schwer, daß es den anderen zwei hebenden Männern über die Kräfte ging, und durch das jähe Nachlassen geriet meine rechte Hand unter den Stein und erlitt eine arge Quetschwunde. Diese wurde von einer Brauersfrau mit Arnika geheilt, aber bald hernach hatte sich in der Nähe des Ellbogengelenkes eine neue Wunde gebildet. Nach langer Untätigkeit kam man zur Einsicht, daß ich für das Schmiedehand-

werk untauglich geworden sei. Es blieb mir daher nichts anderes übrig, als mein Ränzlein zu schnüren und die Wanderung in die Heimat anzutreten.

Der Dorfarzt daselbst fand nicht das richtige Mittel, um damit das unerträgliche Brennen der Wunde zu lindern, aber ein alter belesener Zimmermann aus Michelbach hatte mehr Glück. Er bereitete aus gebranntem Alaun und Tabakasche ein Pulver, bestreute mit diesem des öfteren das einer Riesenhimbeere gleichende Gewächs, das dann in wenigen Wochen verschwand, so daß der Arm, der mich nahezu ein Jahr arbeitsunfähig machte, vollkommen gesund ward.

Und nun konnte wieder an das Verdienen gedacht werden; die kleinen Ersparnisse waren ja längst aufgebraucht.

Bei der Tiroler Bäuerin waren viele Tausende Bürsten (Weberkarden) zu putzen, und es erging an mich die Anfrage, ob ich gegen Kost und Taglohn die Arbeit übernehmen wollte. Natürlich war ich sofort bereit, und bald hantierte ich bei den im Stadelboden aufgehäuften „waxen Dingelchen".

Zufällig hatte um jene Zeit der Sohn meiner Arbeitgeberin sein väterliches Erbteil von dreihundert Gulden in Graz behoben, am Heimweg in mehreren Wirtshäusern gezecht und mit den Geldnoten herumgeprahlt. In der Nacht (wir hatten beide nebeneinander auf dem Stadelboden unsere Schlafstellen) war die Brieftasche nebst dem Gelde meines Bettnachbars abhanden gekommen.

Niemand anders als der Bürstenputzer kann das Geld gestohlen haben, hieß es. Mein Beteuern, unschuldig zu sein, half nichts, und ich mußte in das Kriminal. Zuerst wurden meine Kleider mit dem zwilchenen Arrestantenanzug vertauscht, und dann ward ich in eine enge Zelle gesteckt, wo vier Zellengenossen um ein Tischchen saßen und mit dem Nähen von Militärmänteln beschäftigt waren. Drei der robusten Kerle waren wegen unrechtmäßigen Aneignens fremden Eigentums verurteilt, und der vierte stand wegen Falschmünzerei in Untersuchungshaft.

Man riet mir, sogleich das Nähen zu lernen, da mir sonst, falls ich ein paar Jahrln aufgetüpfelt bekäme, die Zeit zu lang werden würde. Ich befolgte den Rat, und in wenigen Tagen konnte ich die Nadel führen, und sogar das Steppen hatte ich los. Nebenher suchten sie mich mit ihren Diebskniffen vertraut zu machen, sangen und scherzten mit mir, bis sie heraus hatten, daß ich gar kein Dieb sein könne und hierzu viel zu einfältig sei; dann mochten sie mich auch nicht mehr.

Als am dritten meiner Hafttage der Kerkermeister, mit den Schlüsseln rasselnd, die Zellentür öffnete und mich in den Untersuchungssaal brachte, stand mein Vater da. Und als er mich mit seinen guten Augen ansah, merkte ich, wie ihm große Tränen über die Wangen rollten; wir durften uns die Hände reichen, jedoch kein Wort miteinander reden.

Die Einvernahme der vielen Zeugen dauerte mehrere Wochen. Dann erst durfte ich die Zelle verlassen und nach Hause gehen.

Hätte damals der schelchbeinige Tirolerhans nur über ein bißchen Scharfsinn verfügt, wäre er mit dem Verdacht sicher auf jenen Hafnersohn verfallen, mit dem er vor der kritischen Nacht gezecht — und der bald hernach wegen Einbruchdiebstahls zu mehrjährigem schwerem Kerker verurteilt worden war.

Gleichwohl hatte mir das peinliche Abenteuer die Lust zum Tagwerken gründlich verdorben, aber um so eifriger wurde das Basteln betrieben. Als Herrgottschnitzler wanderte ich von Gehöft zu Gehöft, um gegen fünfunddreißig Kreuzer Taglohn und Verpflegung Christusdarstellungen für Haus- und Feldkreuze und Namenspatrone für Hausaltärchen zu schnitzen und mit Ölfarben grell zu bemalen.

Mittlerweile gelang es, beim Grazer Bildhauer Jakob Gschiel unterzukommen. Verwandte boten anfangs das Allernötigste für den Lebensunterhalt, und ein Verein bestritt das Lehrgeld. Der erste Schritt zur Erfüllung meines Herzenswunsches, Bildhauer zu werden, ward getan. Außer der bedingten Arbeitszeit in der Werkstätte, in der der Meister, die Gehilfen und Lehrlinge mit dem Anfertigen von Figuren und Figürchen in Holz und Stein für Kirchen und Kapellen vollauf beschäftigt waren, mußte die Zeichen- und Modellierschule besucht werden, und nebenher in den freien Stunden gab es auch immer etwas zum Pfuschen, wie das Fürsicharbeiten genannt wird.

Und dennoch hat mich so manch schöner Sonntagsmorgen in die Heimat gelockt, um den lieben Eltern eine Freude zu machen und die erquickende Landluft zu genießen.

Da kam ich gerade einmal dazu, wie das Haus eines Nachbars in hellen Flammen stand. Die Dorfleute waren zumeist in der Kirche, und Kinder, die mit Feuer spielten, hatten das Unglück angerichtet. Ein Kindlein steckte noch in der brennenden Stube.

Die Haustüren waren längst vom Feuer erfaßt, und die Rettung des Kindes nur durch eines der winzigen Fenster möglich. Schon hatte mich die große Hitze, die der Brand des gänzlich aus Holz gezimmerten und mit Stroh gedeckten Hauses verbreitete, zum Gehen bewogen, da fiel mir eine beim aufgestapelten Brennholz liegende Hacke in die Augen, und schnell entschlossen war mit einigen wuchtigen Hieben der Fensterdorn nach innen gebogen und ich durch die kleine Öffnung in die Stube gelangt. Das Knäblein saß, mit Polstern umgeben, am Fußboden und sah mich verwundert an, als ich es faßte und durch das Fensterchen hinausschob. Wie aber ich auch hinaus wollte, hinderte mich der nach innen gebogene eiserne Dorn, der sich in den Klei-

dern verfangen hatte. Vergebens zerrten draußen die Leute an meinem Kopf und Rockkragen. Ich mußte wieder zurück und konnte mich nur langsam, dem Dorn ausweichend, ins Freie zwängen. — „Gleich beim Fenster, in der oberen Lade des Kastens liegt die Brieftasche mit hundert Gulden," bat der Abbrandler, und da es sonst niemand wagte, kletterte ich nochmals zum Fensterchen hinan, und es gelang mir auch, das Geld in Sicherheit zu bringen — aber im nächsten Augenblick brach auch schon das Gebäude prasselnd in sich zusammen!

Die Rettung des Kindes hatte mir wohl die staatliche Lebensrettungstaglie, d. h. eine Belohnung von 50 Kronen eingetragen, aber meine Schwester, die das waghalsige Unternehmen mit ansah, wurde durch die ausgestandene Angst vom Veitstanz befallen, welche Krankheit sich erst nach Jahrzehnten verlor.

Im Frühling des Jahres 1875 hatte ich meine Lehrlingsjahre längst hinter mir, wirkte als wohlbestallter Bildhauergehilfe in der Werkstätte meines Lehrmeister. Dahin kam eines Vormittags ein schmächtiger Herr und gerade auf mich zu, grüßte, zog aus der Brusttasche eine Zeichnung, die eine in sicheren Strichen hingeworfene jonische Stele zeigte, und reichte mir das Blatt mit den Worten: „Könnte ich dieses Monumentchen genau so groß wie die Zeichnung in Holz ausgeführt bekommen?" Auf meine Bemerkung, daß das eine Arbeit für Tischler sei, erwiderte er: „Die Tischler machen mir's zu plump, ich möchte es eben von einem Bildhauer gefertigt haben!" Daraufhin erklärte ich mich bereit, diese Zierarbeit in meinen freien Stunden herzustellen, was dem Auftraggeber willkommen schien. „Mein Name ist Rosegger," fuhr er fort, „und da, wo der Frauenkopf angedeutet ist, muß die Photographie meiner kürzlich verstorbenen Frau hinkommen, und auch die Inschriften müssen genau so werden, wie ich sie da angeführt habe. Es ist für meinen Schreibtisch bestimmt."

Als das Monumentchen abgegangen war, erhielt ich einen Brief mit einigen inliegenden Dukaten „für die gehabte Mühe" und dem Wunsche, die Arbeit in seiner Schreibstube zu besichtigen, wie sie sich da ausnähme. Ich ging hin, Rosegger wohnte damals in der Grazer Sackstraße, und er äußerte seine Zufriedenheit. Beim Abschied sagte er: „Melden Sie sich nur öfters an, damit wir uns nicht mehr fremd werden!"

Die reiferen Jünglingsjahre brachten auch die Liebessorgen, und eine bedrückende Gemütsbewegung gab die Anregung zur Reliefkomposition „Trösterin der Betrübten", die, in Birnholz ausgeführt, nebst einer kleinen Buchsholzgruppe, „Frühling" benannt, 1879 in einer Grazer Kunstausstellung die Aufmerksamkeit der Kritiker erregte und in der letzten Namensträgerin eines steirischen Adelsgeschlechts, Anna Gräfin Saurau, eine Käuferin fanden. Bei der ersten Begegnung in ihrem Palais sagte die Greisin: „Mit Ihren Schnitzereien haben Sie mich ganz gewonnen! Und wenn Sie mir versprechen, ein ordentlicher Mensch zu bleiben und mir keine Schande zu machen, will ich für Sie tun, was in meinen Kräften steht!" Durch diese Erstlingswerke gewann ich überhaupt mehrere einflußreiche Gönner, die mich auch bewogen, deutsche Kunststädte zu besuchen und eine Weiterausbildung anzustreben. Der Reiseschriftsteller Ferdinand Krauß erbot sich als Führer, und Dresden war die erste Stadt, in der ich mich für das Studium niederlassen wollte. Ich begab mich in Johannes Schillings Atelier, wo der Riesenkopf der Germania für das Niederwalddenkmal in Arbeit stand, allein der Meister war verreist, ich konnte keine Auskunft erhalten und mußte unverrichteter Sache weiterziehen.

In München fiel mir in der Ausstellung die Figur „Kunstindustrie" von dem Wiener Bildhauer Kundmann auf — und ich wußte, wohin ich mich zu wenden habe; zudem sagte mir der damalige Oberstkämmerer Graf Crenneville seine Unterstützung zu, falls ich mich an der Wiener Kunstakademie weiterbildete. Ich bezog also 1879 die allgemeine Bildhauerschule und ward Schüler des genialen Professors Edmund Hellmer.

Als mir dann 1881 für die Komposition „Loths Flucht aus Sodom" die goldene Füger-Medaille zuerkannt worden war, hielt ich es für passend, diesen Erfolg meinem Landsmann Peter Rosegger, den ich seit meiner ersten Begegnung nicht wiedergesehen, zu melden und eine Abbildung der Preisarbeit vorzulegen. Der Poet gab eine für mich höchst schmeichelhafte Beschreibung der Komposition in die Grazer „Tagespost".

Die Ferienfahrten von der Residenz in die Heimat unterbrach ich zumeist in Krieglach, um bei Rosegger vorzusprechen. Beim ersten Besuch stiftete er mir ein Exemplar seines Romans „Die Schriften des Waldschulmeisters" mit herzlichen Widmungszeilen, wohl kaum ahnend, daß mich das Werk dereinst zu zwei Bildnisgruppen begeistern würde; ein andermal geleitete mich der Poet nach Alpl. Damals war das bescheidene Kluppeneggergehöft noch ziemlich gut erhalten und von seiner weithin sichtbaren Fichtengruppe bewacht. Er kannte den Hausbrauch, holte den versteckten Zungendiata (Zungendietrich), öffnete die Tür, und wir gelangten in die Stube. Sie war leer bis auf den alten Tisch und die Wandbank. Wir setzten uns. Und hatte der Poet schon auf dem bergansteigenden Waldweg manches Jugenderlebnis zum besten gegeben, so erzählte er da weiter: „In dieser Ecke stand das Bett meiner Mutter und daneben meine Wiege. Dieser Tisch ist noch derselbe, an dem ich die ersten Zeichen- und Schreibversuche gemacht, und wie gern lugte ich im Winter bei diesem

Fenster hinaus, wenn ab und zu jemand vorüberging.“ Durch die Fensteröffnung drang ein Sonnenstrahl in das dumpfe, hölzerne Gemach und malte goldige Streifen auf den klobigen Fußboden, und die nahe Fichtengruppe rauschte ihre Weisen dazu.

Als wir den Waldpfad lustig plaudernd bergab wanderten, hemmte der Poet jäh den Schritt und sagte: „Da, wo jetzt Jungwald steht, war einst Weide, und da,“ mit der Hand auf die aufgehäuften Klaubsteine weisend, „hab' ich mich als Halterbub gern niedergelassen und manches Geschichtlein ausgedacht. Und wissen Sie, was Sie jetzt tun sollten?“ — „Vielleicht Jodeln, weil es zwischen den Bergen so schön hallt?“ sagte ich darauf. — „Das haben Sie ja schon getan!“ — „Oder das Geburtshaus zeichnen, weil es so freundlich herunterlugt?“ — „Das ist schon öfters und selbst von mir gezeichnet worden. Du sagen! Es paßt sich nicht, daß zwei solche Steirer zueinander Sie sagen!“ Und er schüttelte mir tüchtig die Hand.

Zu meiner ersten selbständigen Büste diente mir das Lockenhaupt des jungen Tondichters Dr. Wilhelm Kienzl. Hatte er damals auch noch nicht seine weltberühmte Oper „Der Evangelimann“ komponiert, so war er doch schon sehr geschätzt und stand mit hervorragenden Männern in persönlichem Verkehr. Und Kienzl war es auch, der mich eines Sommernachmittags in das lauschige Stiftinghaus führte, wo uns im Hausflur Klavierspiel entgegentönte. Es waren gerade die letzten Akkorde einer Sonate verklungen, als wir auf das Herein in den Salon traten. Hamerling schloß den Klavierdeckel, sah mit seinen Adleraugen besonders mich als Fremdling scharf musternd an, und erst als Kienzl meinen Namen nannte, zeigten sich die Mienen des Dichters etwas freundlicher. Nachdem wir Platz genommen, meinte er zu mir gewendet: „Gehört habe ich schon viel über Sie, es ist schön, daß Sie mich aufgesucht haben.“ Nach einem Gespräch über das Befinden des Dichters und das kurz vorher von diesem gespielte Musikstück brachte Kienzl meine Absicht vor, und Hamerling sagte nach einiger Überlegung: „Ich bin nicht abgeneigt, Ihnen für eine Büste zu sitzen, wenn Sie glauben, daß mein Kopf hierfür geeignet ist.“ Und er versprach auch, bis zu meinem Wiederkommen in den nächsten Ferien sein Haar nicht kürzen zu lassen.

Das folgende Akademiejahr brachte mir zwei Preise, und bald hernach entstanden die Büsten des steirischen Dichtertrifoliums: Hamerling, Leitner und Rosegger. Auch ermöglichte mir ein Kaiserliches Stipendium die Fortsetzung des Studiums in der Spezialschule des Professors Kundmann.

Als begeisterter Verehrer Richard Wagners hielt sich Freund Kienzl viel in Bayreuth auf. Nachdem er von der Sangeskunst und den Reizen einer Sängerin (die er Venus nannte und die bei den Erstaufführungen mitwirkte), bezaubert war und sie zur Lebensgefährtin erkoren hatte, wollte er, daß auch ich nach Bayreuth komme, den Opernaufführungen beiwohne und nachher sie als Brautleute bei einer Rheinfahrt begleite. Die Vorkehrungen für diese vielversprechende Reise waren getroffen und die Karten für die Aufführungen des „Ringes“ gelöst — aber es kam anders: ein Telegramm rief mich zur Bahre meines Vaters. Die verzweifelte Witwe mit ihrer unversorgten Kinderschar folgte dem Sarge, und da gab es für mich viel zu trösten, zu ordnen und auszugleichen, so daß es mir bisweilen vorkam, als könnte die große Aufgabe nicht bewältigt werden. Jedoch es ging, und ich fand dann, wie schon öfters, Erleichterung und Trost in der Arbeit.

In der alten Grazer Bildergalerie wurde mir ein Raum als Atelier zugewiesen, und da entstand in Lebensgröße „die liebliche Waldlilie, die die Rehlein lieben und ihr von den gesammelten Almkräutern aus dem Fürtuch naschen,“ wie sie der Dichter geschildert.

Diese Gruppe gefiel sehr; sogar Hamerling schrieb darüber einen Artikel voll des Lobes in der „Wiener Illustrierten Zeitung“, und es bildete sich ein Komitee, das die Ausführung dieser Waldlilie in Bronze und ihre Aufstellung im Grazer Stadtpark beschloß. Die Vergrößerung dieses Bildwerkes, das noch in der Kundmannschen Spezialschule besorgt ward, brachte mir den Schulpreis, und seither erhebt sie sich vor einer Fichtengruppe auf dem Granitsockel mit der Inschrift: „Waldlilie, Roseggers Dichtung, Brandstetters Werk, den Freunden der Steiermark gewidmet. Der Stadtverschönerungs-Verein 1885.“

Um dieselbe Zeit hatte auch eine Wachsstatuette „Rattenfänger von Hameln“ den Beifall des Kaisers gefunden. Sie wurde für ihn erworben und in Bronze ausgeführt.

Auch im geselligen Verkehr hatte ich Glück und war schon damals in den bedeutendsten Künstler- und Schriftstellerkreisen eingeführt. Sehr gern besuchte ich die Abende beim „Schwarzen Gattern“ und dann bei der „Goldenen Birn“, auf denen Ludwig Anzengruber eine große Anziehungskraft übte. Auch mit Betty Paoli und Marie von Ebner-Eschenbach habe ich erinnerungswerte Stunden verbracht, und seit mir das Reliefbildnis Bauernfelds derartig gelungen war, daß es im Bronzeguß die Wiener Künstlergenossenschaft gekauft, nahm mich der berühmte Lustspieldichter gern in seine Gesellschaftskreise mit. Auch erzählte er mir manches hübsche Erlebnis mit seinen Jugendfreunden Schubert und Schwind, und manches Brieflein von seiner Hand gemahnt mich noch an ihn.

Meine letzte Arbeit in der Kaiserstadt war die Porträtbüste Dr. Gruschas, des Kardinal-Fürsterzbischofs von Wien. Als er noch als Pfarrer von der Laimgruben

und als Gesellen-Vereinspräses wirkte und ich Bildhauergeselle war, hatten wir uns kennen gelernt und waren uns nun nach Jahren wieder begegnet. Bei den Porträtsitzungen erfuhr ich, daß sich der Kirchenfürst als der Sohn eines Handwerkers durch Rechtschaffenheit, Fleiß und Ausdauer emporgebracht hatte, und da er auch meine armselige Herkunft kannte, sagte Gruscha beim Abschied: „Wir beide dürfen mit dem, was uns das Schicksal beschert, zufrieden sein!“ Denn ich war bereits mit einem Staatsstipendium und den nötigen Empfehlungsbriefen ausgestattet, um die langersehnte Fahrt nach Rom anzutreten.

Im Palazzo di Venezia wurde mir von Staats wegen ein Wohnraum und das Atelier, worin Canova als junger Anfänger geschaffen, zugewiesen. Schon zu Anfang meines achtmonatigen Aufenthaltes in der ewigen Stadt sprach ich bei dem berühmten Psychologen und Senator Jakob Moleschott vor.

Nach wenigen Tagen brachte mir eine wunderhübsche Botin ein Briefchen, worin ich zu einer Soiree gebeten ward. Ich ging hin, traf eine interessante Gesellschaft, und über eine Weile kam Moleschott, eine urkräftige germanische Erscheinung, mit den Worten auf mich zu: „Sie sind doch zufrieden mit mir, bei einem römischen Senator lauter Deutsche zu finden?“ was ich auch dankbarst empfand, denn mit meinem Italienisch haperte es noch.

Unvergeßlich sind mir weiter die Kunstwanderungen in Begleitung der Schriftstellerin Malwida von Meysenbug. Wie verstand es die liebenswürdige Poetin, uns die stummen Zeugen aus Roms Vergangenheit zu erklären.

Auch Dr. Wahrmund, ein Hüne von Gestalt (der in den letzten Jahren als Professor der Universitäten Innsbruck und Prag soviel von sich reden machte), bewog mich zu manchem Ausflug. Wahrmund war auch mein Reisegefährte der Heimat zu.

In Graz, wo ich die von Georg von Hauberrisser, dem Schöpfer des Münchner Rathauses, erbaute Herz-Jesukirche mit dem plastischen Schmuck versehen sollte, las ich in den Blättern die Nachricht, daß Hamerling schwer krank daniederläge. Ich eilte in das Stiftungshaus. Hamerling lag tief eingesunken, blaß und matt in seinem Bette; er hob seine schweren Lider, blickte mich wehmütig an, reichte mir seine magere Hand und flüsterte kaum hörbar: „Mein Lieber! Mir geht es schlecht, ich kann nichts mehr essen und nicht mehr sprechen!“ — und

Das tägliche Brot (1896)

ein langer Händedruck mußte mir das Weitere sagen. Wenige Stunden danach hatte der Ahasversänger sein Leben beschlossen.

Als mir im Jahre 1882 die Büste Hamerlings nach dem Leben gut gelungen war, hatte der Dichter wohlgefällig das Bildwerk betrachtet und gemeint: „So wie Sie mich da dargestellt, will ich bei meinen Freunden fortleben!" Er diente niemandem mehr als Modell, obwohl er von mehreren Künstlern um Sitzungen angegangen wurde, und bestimmte auch, daß nach seinem Tode keine Maske abgenommen werden dürfe. Aber ich ließ es mir nicht nehmen, sein schönes, durch den Tod verklärtes Profil zu zeichnen.

Lockung. Bemalte Terrakotte (1904)

Bald hernach, als der „Dichterfürst der Waldmark" in die Erde gesenkt ward, erhielt ich den Auftrag, das längst projektierte Hamerling-Standbild für die Waldmark zu beginnen, das dann im Stadtpark zu Waidhofen an der Thaya sein Plätzchen fand. Es ist das jenes Standbild, das die Heimatgenossen dem Dichter noch zu Lebzeiten errichten wollten, welche Ehrung er sich jedoch verbeten hatte. Mir gegenüber tat er darob die Bemerkung: „Ich lehne deshalb ab, um meinen Feinden nicht noch mehr Anlaß zur Gehässigkeit zu geben. Was nach meinem Tode geschieht, dafür kann ich nicht mehr verantwortlich gemacht werden."

Erst zwölf Jahre nach dem Ableben Hamerlings kam es dazu, die Ehrenschuld abzutragen und seine Ruhestätte auf dem Grazer St. Leonhard-Friedhofe mit einem Gedenkstein zu zieren. Das Komitee hatte meinen Entwurf „Psyche huldigt dem Dichter" zur Ausführung in Marmor bestimmt, und gelegentlich des VI. Deutschen Sängerbundes-Festes 1902, das Tausende von Sangesbrüdern, auch aus dem Deutschen Reiche, in die „Grazienstadt" lockte, wurde dieses Grabdenkmal feierlich enthüllt. —

Als ich an einem schwülen Sommernachmittag durch die Grazer Herrengasse schlenderte, begegnete ich vor der Schwechater Bierhalle unserm lieben Rosegger. „Du, gehen wir hinein auf ein Glas Bier," sagte er. — „Wohl eine ungewohnte Zeit fürs Wirtshaus," entgegnete ich. — „Macht nichts — ich habe mit Dir zu reden!" Und bald saßen wir an einem sauber gedeckten Tischchen als die einzigen Gäste im großen Schankgemach. „Du bist jetzt Professor der Staats-Gewerbeschule, hast ehrende Aufträge und ein entsprechendes Einkommen," begann der Freund. „Du mußt heiraten! Es ist doch jeder ordentliche Mensch verheiratet. Bandeleien und Verhältnisse nimmt man bei jungen Leuten nicht gar so ernst, sieht darüber hinweg; aber wenn jemand einmal eine öffentliche Stellung bekleidet wie Du, wird derartiges übel vermerkt! Suche Dir ein Wesen, das Dir gefällt und zu Dir paßt — Du kannst ja jetzt überall anklopfen!" Alle meine Einwendungen wußte er geschickt zu widerlegen, so — daß ich seine freundschaftliche Moralpredigt nicht mehr vergessen konnte. Die Folge war, daß ich mich in ein blauäugiges Rechtsanwalts-Töchterlein verguckte und demselben gelegentlich eines Quadrille-Tanzes sagte, daß ich vorhätte — sie zu meiner Frau zu machen, worauf ihr rosiges Gesichtchen ein auffallend ernstes Aussehen bekam. Ich verschaffte mir einen Fächer aus Wacholderholz, bat jeden meiner berühmten Freunde und Bekannten, ein Blatt zu beschreiben, und so mit wertvollen Geistesblüten versehen, wie z. B. Kernstocks Worten:

„Die feinsten Maler, die das Leben schmücken,
Die Meister, die das Glück des Hauses baun,
Die Bildner, die mit bloßen Liebesblicken
Die Herzen modeln, sind die deutschen Fraun"—

gab ich das Ding, Brautfächer genannt, meiner Auserwählten als Angebinde. Nachdem alle Schwierigkeiten überwunden, die Flut der anonymen Briefe abgetan und der Hochzeitstag festgesetzt war, ging ich auch den „Waldpoeten" als „Freund der Ehen" an, mein Trauzeuge zu sein. Rosegger war aber damals erst kurz von seiner schweren Lungenentzündung genesen (es war im Januar 1893) und wagte noch nicht, solange in der kalten Kirche zu weilen und dem Trauakte anzuwohnen, und so bestimmte er zu seinem Stellvertreter den bekannten Schriftsteller Emil Ertl.

Am Vorabende des Hochzeitstages gab der „Waldpoet" ein wohlverpacktes und sauber versiegeltes Päket in meiner Wohnung ab. Dieses enthielt außer drei Hauptwerken des Dichters mit sinnigen Versen an meine junge Frau das „Defregger-Album" (Text von P. K. Rosegger). Das Prachtwerk zeigte auf dem ersten Beiblatte herzliche Widmungszeilen und folgendes Verslein:

„Wer die Bilder hat gemacht,
Wer das Buch hat gebracht,
Wer es freundlich hat genommen:
Alle drei sind gekommen
Aus bäuerlichem Stammen.

Gott schütze sie heut
Und in Ewigkeit, Amen." —

Die Grazer Neubauten brachten auch mir dankbare Aufgaben zu lösen: für das Rathaus die Standbilder Rudolfs von Habsburg, Kaiser Leopolds I., Erzherzog Karls von Steiermark und des Grazers Rüdiger Stahremberg, des heldenhaften Verteidigers der Stadt Wien gegen die Türken; dann für den Universitätsbau die Standbilder Kaiser Franz Josephs I., Erzherzog Karls, Kaiser Franz' I. und als Vertreter der Wissenschaften Aristoteles, Hippokrates, Augustinus und Leonardo da Vinci, Arbeiten, die auch eine staatliche Auszeichnung eintrugen.

Eines Tages gelangte an mich ein Schreiben mit der Nachricht, daß opferwillige Verehrer des Volksdichters Rosegger zur Errichtung eines Rosegger-Denkmals in Kapfenberg bereit wären; ich möge als intimer Freund des Poeten über diese geplante Ehrung meine Meinung ehestens bekannt geben. Ich konnte mitteilen, daß sich Rosegger öfters schon gegen den Personenkultus und besonders gegen die Denkmalerrichtung bei Lebzeiten sehr abfällig geäußert habe und somit Vorsicht geboten sei; mein Vorschlag gehe dahin, die Errichtung eines Monumentalbrunnens, bei dem allenfalls eine Gruppe aus irgendeiner Dichtung Roseggers zur Darstellung gelangen könnte, anzustreben. Diese Anregung fand Beachtung, und ich wurde ersucht, einige Entwürfe auszuarbeiten. Aber man vermochte sich über diese nicht zu einigen. Schließlich übertrug man mir die seltsame Mission, Peter Rosegger die Angelegenheit zu unterbreiten und ihn selbst um die Entscheidung zu bitten.

Ich suchte den Poeten in seiner Behausung auf, fand ihn jedoch unwohl, mit dem schwarzen Schlafrock angetan, auf dem Sofa ruhend. Es entwickelte sich ein lebhaftes Gespräch, und über eine Weile rückte ich mit meiner Angelegenheit heraus, die ihn sichtlich überraschte und auch interessierte. Er sagte nur dann und wann: „So, so!" Und auf meine Einladung, nächsten Samstag ins Atelier zu kommen, erwiderte er: „Ach — Samstag — wer weiß, wie es mir da ist. Wenn es Dir recht ist, gehe ich gleich heute mit Dir!" kleidete sich an, und nach Verlauf eines Viertelstündchen standen wir vor den drei Entwürfen. Der Poet betrachtete sie lange und von allen Seiten und sagte: „Ich soll halt nicht mehr leben — dann wäre das zur Ausführung zu empfehlen" und zeigte mit dem Finger auf das Waldschulmeister-Brunnenprojekt. Und am nächsten Tag erhielt ich einen Brief folgenden Inhalts:

„Lieber Freund!

Deine Mitteilung, daß man mir im Mürztale ein ehernes Denkmal setzen will, und zwar noch bei lebendigem Leibe, hat die widersprechendsten Gefühle in mir erweckt. Beklommenheit, Gedrücktheit und Stolz zugleich. Wer könnte, dürfte denn so etwas annehmen, solange niemand, und am wenigsten er selbst, weiß, ob der Rest seines Lebenswerkes seinen Landsleuten wohl auch entsprechen werde! Ich habe mir, wie bisher so in Zukunft, meine literarische, meine moralische Freiheit zu wahren; ich muß meinen eigenen Weg gehen dürfen, wie ich glaube, daß mir ihn Gott hat vorgeschrieben, und deshalb sollte man mit einer so großen und dauernden Anerkennung doch wohl warten, um zu sehen, wie die Sache verläuft. — Nun, wenn schon, dann die Person in den Hintergrund, die Idee voran! Nun ist aber unter Deinen drei sehr schönen Modellen wohl eines, das so unpersönlich, so sachlich an sich ist, daß sich darüber reden läßt. Die Brunnenmodelle mit dem Liebespaar, mit meinem Relief, mit der Inschrift: Rosegger-Brunnen, oder: Dem Andenken Roseggers, oder so ähnlich, sind meinerseits zu persönlich gehalten, anderseits charakterisieren sie zu wenig meine kulturellen

Grabdenkmal für Robert Hamerling (1900)

Absichten, mein Lebenswerk, mein Verhältnis zum Volk. So schön und reizend die Modelle an sich sind, in diesem Sinne könnten sie mich, und wohl auch andere, nicht befriedigen. Anders steht es aber mit jenem Modell, in welchem der jugendliche Waldschulmeister mit dem Rehe plaudert.

Diese Gruppe drückt tief und innig das Verhältnis des Waldschulmeisters zu jenem halbwilden, scheuen und doch dabei unverdorbenen, ursprünglichen Waldvolke aus, das er aus der Wildnis gelockt und zu einer menschlichen Kultur erhoben hat. Und das ist auch stets die Hauptrichtung meines persönlichen und literarischen Wirkens gewesen. Die Waldschulmeister-Rehgruppe über der Naturquelle sagt alles, was zu sagen ist, ohne daß mein Bild, mein Name dabei zu sein braucht. Willst Du ein übriges tun, so kannst Du dem Waldschulmeister ja annähernd meine Gesichtszüge geben, so wie ich ja auch in der Seele mit ihm eins bin. Die Inschrift könnte lauten: ‚Dem Waldschulmeister', oder ‚Dem Waldpoeten'. Je unpersönlicher das Werk ist, je idealer kann es sein, je schöner entspricht es seinem Zwecke, und je reiner kann meine Freude sein an dieser hohen Ehrung, die eigentlich fast beispiellos ist. Sonst war es immer so gewesen, daß die Unsterblichkeit mit dem persönlichen Tode erkauft werden mußte. Und jetzt sollte sie so leicht zu haben sein, daß man sich vor den großen Dichter-Vorfahren ordentlich schämen muß!

Und so bin ich wieder bei dem widersprechenden Gefühle: Gedrücktheit und Stolz.

Der Waldschulmeisterbrunnen in Kapfenberg (1908)

Detail vom Waldschulmeisterbrunnen

Eine Geldsammlung ist ausgeschlossen, das setze ich voraus. Aber gespannt bin ich auf die Namen der Stifter, die Du mir demnächst wirst nennen müssen. Daß mich die Sache freut, muß ich Dir wohl gestehen. Und freut es mich auch, daß unser lieber steirischer Bildhauer ausersehen ist, das Werk auszuführen. Sei herzlich gegrüßt.

Graz, 9. 2. 1906. Peter Rosegger."

Der Urheber dieser Dichter-Ehrung, ein aus dem Deutschen Reiche stammender, weitblickender und großzügiger Freund der Steiermark und Schätzer des Poeten, war auch der leitende Geist dieses Unternehmens. Weder Kosten noch Mühe hat er gescheut, das Ganze so schön und würdig als möglich gestalten zu helfen.

Die Waldschulmeistergruppe ist in Bronzeguß und der Unterbau mit dem Brunnenbecken in schwedischem Granit in größeren Dimensionen ausgeführt.

Am Fuße des bewaldeten und ruinengekrönten Kapfenberger Schloßberges, wo ganz nahe die Mürz vorüberrauscht, etwa zwei Meter über dem Straßenniveau, wurde eine Ebnung geschaffen, zu der Stufen emporführen, und da erhebt sich das Brunnen-Denkmal, das sich von der steil aufsteigenden Berglehne günstig abhebt und in seiner lauschigen Umgebung auch die Waldpoesie nicht entbehrt.

Die Enthüllungsfeier bildete einen Freudentag im Lande. Die Sonne begrüßte die feierlich gestimmte Volksmenge, und Hunderte von frischen Kinderkehlen sangen wohleinstudierte Heimatlieder und bestreuten das Gebilde mit Blumen.

Rosegger, der sich nicht nur als Gründer der Waldschule und Sicherer ihres Bestandes, sondern auch als Millionensammler zugunsten der Grenzschulen als wahrer Kinderfreund bewiesen, hat die Ehrung vollauf verdient. —

Das Marmorbildnis der verewigten Schriftstellerin Anna Forstenheim, das ich für deren Grabstele lieferte, gefiel dem verschwägerten Dichter Johannes Fastenrath so sehr, daß er mich ersuchte, nach Köln zu kommen, um auch seine Büste zu bilden. Da mir die Entfernung der Rheinstadt zu groß war, kam der Poet nach Wien, und da entstand sein plastisches Porträt. Und während ich an diesem die letzten Modellierstriche vornahm, schrieb er mir die sinnigen Zeilen in mein Stammbuch:

„Ach, sehn zu müssen, wie der Mensch vergeht,
Das wehmutsvollste Schauspiel ist's der Erde;
Das schönste aber, wie der Mensch entsteht,
O Bildner, durch Dein schöpferisches Werde!"

Gelegentlich der Rheinfahrt mit meiner Frau waren wir Gäste des liebenswürdigen Ehepaares Fastenrath im goldenen Köln, und wenn diese Kölner die Steiermark und Graz besuchten, vergaßen sie auch nicht, sich bei uns zu melden. Der „geistige Mittler zwischen Deutschland und Spanien" und Gründer der weltberühmten Kölner Blumenspiele, der sich einer ungewöhnlichen Beliebtheit erfreute, wurde nur allzu früh seinem Wirkungskreise entrissen!

Auf dem Friedhofe zu Melaten, wo Fastenrath zur ewigen Ruhe gebettet ward, sollte ein schlichtes, aber würdiges Gedenkzeichen erstehen, und man hatte sich auch ein solches ausgedacht und zurechtgelegt: in einer gotischen Turmnische sollte die von mir vor zwanzig Jahren modellierte und in Bronze gegossene Büste angebracht werden;

Ernst Scherenberg. Epitaph für Swinemünde (1909)

die diesbezügliche Skizze erhielt ich jedoch mit dem Vermerk, darüber meine Meinung äußern zu wollen, zugesandt. Meine Ansicht, daß die in Rede stehende Büste den für ein Grabdenkmal nötigen Ernst entbehre, und daß die Kombination mit dem Turm, den schmalen Seitenwänden und der Büste, ohne ein paar liebliche Frauengestalten mit Blumen, die die Blumenspiele symbolisierten, für den einst so warm fühlenden und menschenbeglückenden Poeten viel zu trocken und nichtssagend wäre, hatte entsprechende Berücksichtigung gefunden.

Als ich dann im prächtig dekorierten, altehrwürdigen Gürzenich der Ereignisse harrte und die Blumenkönigin mit ihrem reizenden Staate bei bezaubernden Harfenklängen Einzug hielt, auf den Stufen zum Thron haltmachte und ihre Rosen über die Büste Fastenraths gleiten ließ, ward ich in der geäußerten Ansicht nur noch mehr bestärkt.

Mein Grabdenkmalgedanke nahm allmählich feste Form an, Arntz entwarf den markigen gotischen Architekturteil, und das fertige Bildwerk aus Laaser Marmor konnte noch vor Allerheiligen 1909 seinen Bestimmungsort einnehmen und die feierliche Weihe erhalten.

Wie das Denkmal gefiel, besagt wohl folgendes Schreiben:

„Sehr verehrter Herr Professor!

Wie aufrichtig leid hat es mir getan, daß Sie am Samstag nicht in Köln weilten. Es wäre für Sie und Ihre Familie eine Freude gewesen, der Einweihung des schönen Denkmals, das von Sonnenstrahlen beleuchtet war, beizuwohnen. Es ist nur eine Stimme des Lobes über das Werk. Seine edle Art, die herrlichen Gestalten, die große Ähnlichkeit der Büste haben allseitig Bewunderung erregt. Die Beteiligung an der Einweihung war eine sehr große und die Feier äußerst stimmungsvoll. Aus meiner Absicht, das Denkmal ganz still seiner Bestimmung zu übergeben, ist eine ganz regelrechte Feier geworden, über die ich mich jetzt sehr freue. Überhaupt, als ich am Samstag mit der Mutter und einigen näheren Freunden vom Friedhofe nach Hause kam, fühlte ich mich innerlich so froh bewegt, wie schon seit langem nicht. Etwas, das mir seit Monden auf der Seele lag, war nun zu einer mich vollbefriedigenden Wirklichkeit geworden. Selbst der Platz, auf dem das Denkmal steht, den ich immer für zu klein hielt, bewährt sich ganz vortrefflich. Das Ganze strahlt überhaupt eine solche Harmonie und Schönheit aus, daß ich nicht das geringste anders haben möchte. Die Kölner strömen in ganzen Scharen Tag für Tag auf den Friedhof hinaus, und man hört nur Worte des Lobes, sowohl von künstlerisch geschulten Menschen wie von Leuten aus dem Volke. — Als Blumenschmuck hatte das Grab nur rosa, dicht beieinander gepflanzte Eriken, was sehr hübsch aussah. Im Hintergrunde schlanke, schlanke hohe Lorbeern. Mit den herzlichsten Grüßen an Sie und Ihre liebe Familie, in dankbarer Ergebenheit

Luise Fastenrath."

Dieser Erfolg hat sicher mitbestimmend gewirkt, daß mir auch die Ausführung des Epitaphs für Ernst Scherenberg übertragen wurde, das mit seinem Rohsteinaufbau und Gebüschhintergrunde im Kurpark zu Swinemünde sein Plätzchen gefunden hat.

Schon vor Jahren hatte Hanns von Zobeltitz als Herausgeber dieser Hefte in liebenswürdiger Weise die Anregung gegeben, meine Lebenserinnerungen für Velhagen & Klasings Monatshefte niederzuschreiben. Dieser verlockenden Einladung bin ich nun nachgekommen, und ich wünsche nur, daß die einfache Art, in der allein ich meine kleinen Erlebnisse zu erzählen vermochte, den verwöhnten Lesern genehm sein möge.

Steirertanz. Kolossalrelief für die Wiener Jagdausstellung (1910)

Der ungekrönte König

Roman von Paul Oskar Höcker

(Fortsetzung)

Das Telegramm, das Exzellenz von Erxleben von der Ankunft seiner Tochter Beate in Berlin benachrichtigen sollte, ward in der Frühe des andern Tages aufgegeben, als Gräfin Czernin ihre Nichte nach der Bahn begleitete.

In derselben Stunde aber bestieg der Freiherr einen Zug der Wannseebahn, um nach Potsdam zu fahren. Auf dem Rittergute Stalkow war Schüsseltreiben. Erxleben hatte vom Grafen Keith eine Einladung erhalten und wollte sich — mit ärztlicher Erlaubnis — zum erstenmal seit Jahren wieder eine solche Extravaganz leisten. In Zehlendorf verbauerte man ja ganz und gar. Und es hatte ihm sehr wohlgetan, daß Keith, der lange im Ausland gelebt hatte, sich bei der Heimkehr sofort seiner erinnerte. Auch Exzellenz Trebin, Major von Rigalsky, Graf Schlawe und andere gute alte Bekannte wurden erwartet. Es war für ihn wie ein Wiedereintreten in jenen langentbehrten, langgemiedenen Kreis, in den er nun einmal gehörte. Als er im Zuge saß und sein Blick das Gepäcknetz streifte, durchfuhr ihn ein gelinder Schreck. Dann lächelte er wehmütig. Ja so, das Köfferchen, das er mit sich führte, war ja nicht mehr das alte. Schade. Es hatte so manchen Sturm mit erlebt.

Ingrid hatte Großreinemachen angesetzt. Sie fiel aus allen Wolken, als sie die Depesche bekam.

Es war Freitag. Sonntag abend oder Montag früh war Papa zurückzuerwarten. Sollte sie das der Tante telegraphieren? Aber es nutzte ja nichts mehr: Beate war schon unterwegs.

Was mochte geschehen sein? Ein Zwist mit Tante Eddy?

Wenn man nur nicht Papa von Stalkow zurückrufen mußte. Er hatte sich auf diese erste Jagd wie ein Kind gefreut.

Natürlich duldete es Ingrid nicht daheim. Eine halbe Stunde vor dem Einlaufen des Dresdener Schnellzuges wanderte sie schon unruhig auf dem Perron des Anhalter Bahnhofs auf und nieder. Sie trug ihr erstes richtiges Schneiderkleid — ein Zehlendorfer Damenschneider, der seiner Ertaubung halber nur auf kleine und geduldige Vorortkundschaft rechnen konnte, hatte es billig angefertigt — und sie nahm eine Gelegenheit, es spazieren zu führen, sehr gern wahr. Das Veilchensträußchen, das Atis Empfang galt, hatte sie einstweilen zwischen den ersten und zweiten Jackettknopf ihres blauen Kostüms gesteckt. Sie kam sich sehr schneidig vor. Nur der alte Hut verdroß sie. Das war eine Schwäche von Papa: Kleider, Wäsche, Stiefel und Handschuhe waren im Etat entsprechend vorgesehen, aber für einen neuen Hut auch nur zehn bis zwölf Mark von ihm zu erlangen, kostete die unglaublichsten Schwierigkeiten. Man mußte also immer ein bißchen mogeln. Wo Ingrid ging und stand, rechnete sie innerlich. So hatte sie sich auch ein ganzes System zurechtgelegt, nach dem sich Ankunft und Abreise unter Benutzung der Paketfahrtgesellschaft um ein Häuflein Groschen billiger stellten.

Aber Beate war heute nicht dafür zu haben. „Die paar elenden Kröten!" meinte sie. Und der Gepäckträger, der ihren Handkoffer zur Droschke brachte, steckte das Trinkgeld mit Dank ein, statt zu reklamieren, was er bei Tante Eddy stets tat; es schien also reichlich über die Taxe zu gehn.

„Du hast wohl das große Los gewonnen, Ati?" war ihre erste Frage.

Beate hatte sich fest vorgenommen, die Angelegenheit, die sie herführte, erst zu Hause durchzusprechen, aber Ingrid war so aufgeregt, so quirlig und zapplig vor Neugierde, daß sie's ihr doch schon in der Wannseebahn verriet.

Aus Ingrids Vorstellungskreis war der „russische Färscht", wie sie Atis große Partie despektierlich nannte, noch immer nicht gewichen. Sie hatte es für ganz selbstver-

ständlich gehalten, daß Beate eines Tages ihnen die Siegesbotschaft schicken würde: Durchlaucht — Millionen — Schrumm! Die Geheimnistuerei der Schwester, ihr Seufzen, ihre Niedergeschlagenheit kamen ihr jetzt ganz unprogrammgemäß vor. Beate wollte bedauert sein, bemitleidet, wohl gar noch gebeten, daß sie den Antrag des Prinzen aus dem Eisen-, Stahl- und Kohlenlande überhaupt annahm.

„Du verstehst das alles noch nicht, Ingrid. Deswegen wollte ich eben zu allererst mit Papa sprechen. So eine furchtbare Entscheidung —!“

„Furchtbar. Na, weißt du, Ati, nu hab' dich mal nicht so. Ganz verwöhntes Baby bist und bleibst du doch.“ Sie pätschelte sie respektlos auf die alte Lieblingsstelle.

Beate fühlte sich matt und hilflos wie nie zuvor im Leben. Aber den ganzen Abend mußte sie davon sprechen. Tante Eddy hatte gestern noch mit Evelyne, die über die Wendung aufrichtig erfreut war, eine lange Aussprache gehabt und aus dieser eine Reihe Details über Claus Teerbrügges finanzielle Gegenwart und Zukunft mitgebracht. Es hatte einen dämonischen Reiz, so im Golde zu wühlen. Ingrids Appetit wuchs von Stunde zu Stunde. Sie hielt der Schwester, ordentlich in Begeisterung geratend, all die Herrlichkeiten vor, die ihr winkten, wenn sie zugriff; fast mit denselben Worten, die gestern abend Tante Eddy angewendet hatte. Und dann riß es auch Beate wieder mit fort ... Pferde, vor allem Pferde. Und das Auto. Und das Rennboot. Und gewiß würde sich Claus auch eine Lustjacht zulegen. Sein Arzt hatte gesagt: womöglich wochenlang auf See unterwegs. Natürlich könnte sie Ingrid mitnehmen — oder einen der Jungens, wenn die Urlaub bekämen. Dann lief man die Häfen des Mittelmeers an — oder kreuzte in der Ostsee, der Nordsee — besuchte im Sommer die fashionablen Bäder . . .

Sie bekamen beide heiße Backen.

Aber immer wieder hatte Beate ihren stereotypen Seufzer und die Wendung: „Nein, nein, sprechen wir gar nicht mehr davon. Ich kann nicht — ich kann nicht — ich kann nicht seine Frau werden.“

Zum Glück hatte Ingrid schon nachmittags ein paar Zeilen an Börries nach Dessau geschrieben und heimlich abgeschickt: „Wenn Du's irgend einrichten kannst, so rutsche morgen, spätestens am Sonntag herüber. Papa in Stalkow. Beate plötzlich da. Der ‚Färscht‘ ist auf der Bildfläche erschienen. Aber nicht verraten, daß ich Dir geschrieben habe. Komme zufällig!“

Börries erbat sich gleich auf der Parole Sonntagsurlaub in dringenden Familienangelegenheiten — er setzte sowohl seinem Kompagniechef als dem Major und dem Oberst gegenüber eine sehr gewichtige Miene auf — und traf noch vor sechs Uhr in Zehlendorf ein, fast gleichzeitig mit Hannsheinz. Der hatte in der Nacht zum Sonntag den Ritter seiner sonst unbeschützten Schwester spielen sollen. Die Mädchenkammer lag außerhalb der Etage, und der Freiherr mochte seine Tochter nicht gern allein in der Wohnung wissen.

Die Brüder ergriff ein Taumel. Besonders Börries geriet ganz aus dem Häuschen.

Claus Teerbrügge — rheinische Magnatenfamilie — das war ja ein ganzes Programm! Die Hunderttausendmarkspende für die Aviatik — seine große Schoner-Jacht „Evelyne“ in Cowes — auch einen Rennstall hatte er früher gehalten, der schon ganz nette Siege aufwies — und hinter all dem eben noch der erdrückende Name!

Ja, wie sie sich denn das vorstellte: eine solch märchenhafte Partie auszuschlagen?!

Zur Bereitung der seit vierzehn Tagen dem Kadetten versprochenen Lieblingsgerichte war es über all den gebratenen Tauben der Zukunft nicht gekommen. Ingrid versagte wirtschaftlich völlig, und Martha, das Mädchen für alles, fragte erst Sonntag früh während der Kirchzeit, als die Geschäfte schon geschlossen waren, verschlafen blinzelnd, was es denn zu Mittag geben solle. Es blieb nun nichts anderes übrig, als das für Scheuer- und Waschtag gemeinsam gekochte Hammelfleischgericht aufzuwärmen.

Nachmittags wollte keiner der Brüder von seiner Freiheit Gebrauch machen. Um die dritte Klasse benutzen zu können, war Börries in Zivil gereist. Er hätte sich unter andern Umständen sicher in den Berliner Rummel gestürzt; das Thema, das hier

zu Hause zu behandeln war, hatte aber einen gar zu prickelnden Reiz. Davon kam man so leicht nicht los. Wieviel Vermögen hatte Tante Eddy genannt? Sieben — siebzehn — siebzig Millionen? Die Firma Teerbrügge oder Claus persönlich? „Ach, das ist natürlich wieder weibliche Berichterstattung!" meinte Börries lächelnd und strich nervös über sein winziges, amerikanisches Bärtchen. „Aber das tut ja gar nichts zur Sache. Wir rechnen doch nicht damit. Es freut einen nur. Sagen wir bloß: fünfe. Macht zweimalhunderttausend Zechinen Zinsen im Jahr. Das fluscht, Kinder. Was?" Ingrid mußte von dem schmalen Weinvorrat, den die Speisekammer für außerordentliche Gelegenheiten aufwies, ein Fläschchen herausrücken. Die Brüder qualmten ihre billigen Konsumzigarren. Und dabei fabelten sie von all den Möglichkeiten, die sich Beate erschlossen.

So fand sie der Freiherr von Erxleben vor, als er um sieben Uhr heimkam. Er hatte sich's nicht nehmen lassen, die Tasche mit den beiden Hasen selbst von der Bahn hierher zu tragen. Den Handkoffer sollte das Mädchen hernach herüberholen.

„Na, hier geht's ja hoch her! Heididelbumdei, bin auch dabei!" begann er, sofort gutgelaunt, als er fast all seine Trabanten beisammensah, seine Kapuzinerpredigt.

Und dann wollten sie alle auf einmal erzählen.

Nur Beate schwieg.

„Nehmt mir mal erst die Gebrüder Lampe ab, Jungens, zum Schwerebrett, so laßt doch nicht gleich alle Haltung zum Deibel gehn und schickt mir die Martha zum Stiebelausziehen, — und du kommst gleich mit, Beate. Vor allem: was hat Tante Eddy dazu gesagt?"

Nachdem Martha mit den pelzgefütterten Transtiefeln aus dem Schlafzimmer des Freiherrn abgezogen war, begann Beate ihren Bericht.

Dabei überwältigte sie dann doch wieder soviel Verzweiflung, daß es auch ihren Vater seltsam packte.

„Hm. Das ist das lautere Gold doch nicht, mein Kind. Seltsam, mir ist, als hätte ich mit Tante Eddy noch gerade über den Fall Teerbrügge gesprochen, das letztemal. Da schilderte sie die Sache allerdings so, als ob ... Mein Himmel, wir haben in unsern guten Tagen natürlich auch so manchen wackern Trunk getan. Wenn nicht der Sturz gewesen wäre und ich die sauern Nieren nicht so dämlich vorsichtig behandeln müßte, dann höb' ich mein Abendschöppchen auch heute noch. Und gerne. Ich kann die nüchternen, ledernen Antialkoholiker nicht um den Tod ausstehn. Aber der Suff um seiner selbst willen — in Reinkultur — das ist natürlich pfui Deibel. Einen Fall von Delirium hab' ich bei einem Kameraden mal erlebt. Furchtbar. Und sie sollen ja nach Hunderttausenden herumlaufen, die immer wieder rückfällig werden. Wenn ich mir vorstellen sollte, meine Älteste würfe sich weg an so einen Kerl ohne Rückgrat und Selbstachtung — bloß der Moneten halber — nein, ausgeschlossen, ausgeschlossen. Brrr. Und das brächt' sie ja auch nie im Leben über sich. Was?"

Seltsam: des Vaters hartes Urteil trieb Beate wieder dazu, Claus zu verteidigen. Ein Rückfall sei bei ihm nicht zu befürchten. Ob er aus eigener Initiative — wie er es ihr geschildert — die Anstalt aufgesucht hatte, konnte sie heute freilich nicht feststellen. Auch Tante Eddy hatte den historischen Verlauf noch nicht herausgebracht. Aber soviel war sicher: er hatte den besten Willen. Und seine Gutmütigkeit, seine Herzensweichheit hatte sie in vielen, vielen Fällen selbst erkannt. Sie hatte ehrliches Mitleid mit ihm. Was sie zaudern machte, war nur dieser gewisse Zug zur Heimlichkeit.

„Du liebst ihn also nicht, wie du dir's für deine Ehe wünschen möchtest, und kannst dir's anscheinend auch nicht vorstellen, liebes Kind, daß du ihm mit der Zeit — so im Gange der Gewohnheit, will ich mal sagen — näher kämst?" forschte der Freiherr.

Beate zuckte die Achsel. „Geistig, seelisch — ja, ich glaube, wir könnten mit der Zeit sehr gute Freunde werden. Aber ... Ich will dir's sagen, Papa. Nicht wahr, man ist doch erwachsen? ... Physisch hab' ich ein solches Grauen vor ihm. Wie er mich da überfallen und abgeküßt hat —!" Sie stampfte mit dem Fuße auf und fuhr sich mit dem Handrücken über den Mund, voller Abscheu noch in der Erinnerung.

Erxleben war des festen Willens, seine Tochter um keinen Preis in diese Ehe hineinzutreiben. Aber gerade der letzte Einwand machte ihn wieder stutzig. Das war so ein modernes Gehabe, dieses Überästhetentum der neuen Weiblichkeit. Diese moderne Sorte hielt wohl auch das Kinderkriegen für eine der gebildeten Frau nicht ganz würdige Belästigung. Er mußte lächeln. Ein rechter Schafskopp war sie doch, seine teure Älteste.

„Ja, mein Herzblatt, darüber werden wir zwei beide wohl überhaupt nicht einig werden. Ihr seid verdammt sensibel in euerm Nervensystem geworden, ihr junges Weibervolk. Ich komme da nicht mit. Hab' so meine Erinnerungen. Deine Mutter war eine Prachtfrau, wie sie so leicht nicht wiederkommt. An Geist und Klugheit, an Herz und Geschmack nahm sie's mit euch allen auf. Mir war sie Kamerad und Freund, guter Haushalter. Dabei glänzende Ballerscheinung. Und ihren eigentlichen Beruf — dem Staat neues, gesundes Menschenmaterial zu schenken — den hat sie so ganz stilleken nebenher erfüllt. Eins ums andere von euch kam zur Welt — ihr habt ihr mächtig zu schaffen gemacht, kann ich dir sagen, es ist in den langen Schwerenotszeiten allemal verflucht viel Physisches zu überstehn, wofür wir Männer uns schönstens bedanken würden, — aber es fiel ihr auch nicht im Traume ein, sich darüber zu beschweren. Na, und erst unsere Mutter, unsere Großmutter." Er seufzte auf. „Mit so was hat sich eben jedes Weib abzufinden. Apollos von Marmor oder Konditorpüppchen von Tragant sind wir Männer nu' mal alle nicht. Und wenn ich ehrlich sein soll: ich hasse die Kerls schon heute, die dich und deine Schwestern mir mal am Hochzeitsabend aus dem Hause holen werden. Rasselbande."

Er mußte dann selber über sich lachen.

Und Beate schlüpfte in ihre Pelzjacke und setzte sich die Pelzmütze auf, um ein Halbstündchen in der Sonntags so stillen Villenstraße, die jenseits der Chaussee ansetzte, spazieren zu laufen. Vielleicht kam sie in der Einsamkeit ins reine mit sich. Sie kehrte aber schon nach zehn Minuten zurück, weil da irgendein talmieleganter Vorortdonjuan sich ihr zu nähern suchte.

„Wenn ich nun ja sagte — ?" begann sie, noch etwas erschöpft, bedrückt. Sie wußte selbst nicht: wollte sie sich von den Geschwistern vielleicht noch ein bißchen mehr zusetzen lassen?

Der Freiherr hatte inzwischen mit den übrigen Kindern ein ernstes Wort gesprochen. Der alte Soldat und Edelmann rührte sich. „Alle Achtung vor Industrie und Handel — haben Preußen-Deutschland auch mit groß gemacht — aber die Erxlebens haben schon unter dem alten Fritzen gefochten und haben mehr als Pfeffersäcke geopfert: ihr Blut. Wir bleiben, wer wir sind, auch ohne Moses und die Propheten. Will sie nicht, dann soll sie's bleiben lassen. Das lumpige Geld soll ihr nicht den Weg ins Unglück zeigen."

Alles schwieg. Niemand wagte gegen Vaters Gebot zu handeln. Am schwersten ward es Börries zu schweigen. Er hatte die vage Vorstellung, daß die Schwagerschaft von Claus Teerbrügge für die fernere Gestaltung auch seines eigenen Schicksals von größter Bedeutung sein müßte.

Als es für die Brüder Zeit ward, aufzubrechen, war das entscheidende Wort noch nicht gefallen. Sie legten die Strecke bis zum Bahnhof Arm in Arm zurück und bauten Luftschlösser.

Die ganze Woche über warteten sie dann auf irgendeine bestimmte Nachricht. Börries fragte am Freitag durch eine Karte an, ob Beate inzwischen nach Dresden zurückgekehrt sei. Mehr wollte er vorläufig nicht wissen.

Ingrid teilte ihm mit, daß der Vater Beate begleitet habe. Sie hoffte, hoffte bestimmt . . .

Und am Sonntag morgen liefen dann die Telegramme, die der Freiherr von Erxleben seinen Kindern schickte, in die verschiedensten Richtungen, nach Zehlendorf, Dessau, Groß-Lichterfelde, und eines als Kabeldepesche nach New York: „Beate mit Claus Teerbrügge verlobt. Läßt tausendmal grüßen. Papa." Nach New York waren der Nachricht die Worte hinzugefügt: „Hochzeit voraussichtlich Mai. Erwarten Deine Rückkehr."

Börries nahm die Botschaft, die er beim Offiziersmittagstisch im Kasino erhielt, mit einem nur schwer unterdrückten Jauchzen entgegen.

... Das Goldschiff war unterwegs zu ihnen! ...

⌘ ⌘ ⌘

Das Goldschiff war unterwegs.

Nicht nur Börries, sondern auch Ingrid und Hannsheinz empfanden seine beglückende Nähe. Und Tante Eddy sah es für all die Mühe, die sie sich die ganze lange Zeit über mit Beate gegeben, als ihre gerechte Belohnung an, wenigstens platonisch sich mitbegeistern zu können.

Die Generosität von Atis Bräutigam erfuhren sie bald alle. Den nächsten großen greifbaren Vorteil hatte der Brautvater.

Seit Jahren war Claus Teerbrügge von einer Gruppe von Sportsleuten gedrängt worden, den Bestrebungen zur Hebung deutscher Pferdezucht näher zu treten. Schon früher einmal, als er noch die eigenen Farben laufen ließ, hatte er sein Interesse für die Halbblutzüchtung durch eine Stiftung betätigt. Die Gründung war damals aber mit zu kleinen Mitteln erfolgt, es fehlte ihr auch an den richtigen Paten. Da eben jetzt in der Zeitung zu lesen war, daß die Testamentsanfechtung Peter Teerbrügges endgültig abgewiesen und Claus die Verwaltung seines eigenen Vermögens zugesprochen worden sei, hielten die geistigen Urheber der Idee die Gelegenheit für günstig, mit dem Plan einer besser vorbereiteten Gründung an ihn heranzutreten. Die neue Gesellschaft sollte Zweigstellen in allen Teilen des Vaterlandes unterhalten: Kauf, Verkauf, Erleichterung des Transports für Rennzwecke, Beratung der kleineren Züchter, Hilfen von unabsehbarer Bedeutung für die deutsche Pferdezucht fanden in ihrem Programm Aufnahme. Natürlich mußte eine auf diesem Gebiet sehr erfahrene Persönlichkeit für die oberste Leitung des Reichsverbandes gewonnen werden. Die verabschiedeten Rittmeister, die sich dazu drängten, seitdem die Sache wieder in die Wege geleitet werden sollte, konnte man nicht berücksichtigen. Claus Teerbrügge stand der Gründung dieses Verbandes sympathisch gegenüber; es drängte ihn, sich eben jetzt, wo alles auf ihn sah, bei einer solchen nationalen Unternehmung zu betätigen. Für seinen Bruder Peter existierten natürlich nur die Interessen der rheinischen Werke. Claus besprach den Antrag ausführlich mit seiner Schwester, und Evelyne war es, die zuerst dem Gedanken Ausdruck gab: hier ließe sich ein neuer, sehr dankbarer Wirkungskreis für Se. Exzellenz, den Freiherrn von Erxleben schaffen.

So ward noch im Verlaufe des Februar Claus Teerbrügges Schwiegerpapa der Generalbevollmächtigte des neuen Reichsverbandes, und da diese Stellung an Berlin gebunden war und Repräsentation erforderte, so erklärte sich der Hauptstifter bereit, dem Generalbevollmächtigten außer dem vom Verband zu zahlenden Gehalt auch noch eine bestimmte jährliche Entschädigung für Wohnungsmiete und andere Aufwendungen sicherzustellen.

Alles schwamm in Glück.

Das erste war, daß Beate, unterstützt von Tante Eddy, die vom Sanatorium aus Rotholz nur für die vierzehn Tage aufgesucht hatte, für ihren Papa eine standesgemäße Wohnung im neuen Berliner Westen ausfindig machte. Der Kontrakt wurde abgeschlossen, Innenarchitekten und Maler gingen dann gleich ans Werk. Hannsheinz bedauerte es nur, daß die Vorbereitungen nicht in seine Osterferien fielen. Er hätte bei diesen Arbeiten seine künstlerischen Fähigkeiten gleich an einer allen sichtbaren Aufgabe erweisen können. Häufig mußte nun ein mit der Übersiedelung des Vaters und der Verheiratung der Schwester in irgendwelchem Zusammenhang stehender Vorwand dazu herhalten, daß er nach Berlin fahren durfte, um Beate bei der Auswahl und Zusammenstellung der Einrichtung, der Tapeten und Wandbezüge, der Teppiche und der Bilder, und bei der Bestimmung all der seiner Meinung nach erforderlichen Ein- und Umbauten zur Hand zu gehn.

Beate fühlte sich in ihrer Rolle als Fortuna mit dem gabenspendenden Füllhorn restlos glücklich. Es gab Tage, an denen sie gar nicht an Claus dachte, sondern nur an all die Freude, die ihr bedeutsamer Schritt dem Vater, den Geschwistern schuf.

Ihr wackerer Hannsheinz sollte kein verbitterter Militärsoldat werden! Nein, in dem Jungen steckte wirklich Genie! Und sie entschloß sich, die losen Beziehungen, in die sie jetzt zu verschiedenen Künstlern ge-

treten war, auszunutzen, um des Bruders Arbeiten prüfen zu lassen.

Der Kadett sprang jubelnd in die Luft, als sie's ihm sagte. Und dann küßte er sie auf den Mund, küßte ihr beide Hände.

Daß Börries nicht länger bei der Infanterie blieb, war selbstverständlich. Gardedragoner mußte er werden. Es hieß nur noch so lange warten, bis der Regimentskommandeur, der jetzt auf Urlaub weilte, zurückgekehrt war. Daß er von ihm, der jahrelang als Major unter Vaters Kommando gestanden, ohne Wimpernzucken den Annahmeschein erhielt, war selbstverständlich.

Mit einer Hast, die den Freiherrn schon ein bißchen nervös zu machen begann, betrieb Beate die Übersiedlung. Die Wohnung, die sie ausgewählt hatten, befand sich in einem erst im Herbst fertiggestellten Hause an der Kaiserallee, sie war noch nicht bewohnt gewesen, man konnte also jederzeit einziehn. Für den 10. März waren sämtliche Lieferungen zugesagt. Es war Beates Ehrgeiz, alles fertigzustellen, bevor Evelyne und ihr Bruder nach Berlin kamen. Sie wollten in der zweiten Hälfte des März das Sanatorium verlassen. Ärztliche Behandlung brauchte Claus ja schon seit Monaten nicht mehr, aber der Aufenthalt dort sagte ihm mehr zu als der in einem geräuschvollen Hotel. Für die Hochzeitsreise des jungen Paares plante Evelyne eine große Überraschung. Eigentlich sollte niemand darum wissen, aber unter dem Siegel der Verschwiegenheit hatten es schon sämtliche Familienmitglieder durch Tante Eddy erfahren, die eine solche Botschaft schlechterdings nicht bei sich behalten konnte. Das junge Paar sollte die Hochzeitsreise in einer eigenen Lustjacht antreten, die Evelyne ihrem New Yorker Schwippschwager abgekauft hatte und die soeben in Kiel von Grund aus revidiert, ausgebessert, mit neuer Inneneinrichtung versehen und außenbords frisch gestrichen wurde. Wo sich Claus Teerbrügge mit seinem jungen Weib später niederlassen würde, stand noch nicht fest. Am meisten zog es ihn ja nach seiner Heimat, zum Rhein. Allein der Prozeß mit seinem Bruder hatte zu trübe Dinge aufgerührt, als daß er in allzu großer Nähe von Peter hausen wollte. Evelyne war entschlossen, nach Berlin überzusiedeln. Sie hatte sich schon mit mehreren Grundstücksagenten in Verbindung gesetzt: natürlich wollte sie eine eigene Villa bewohnen. Beate bekam von Zeit zu Zeit Weisung, nach der Villenkolonie Grunewald zu fahren, um sich das eine oder andere Anwesen anzusehen. Evelyne reflektierte nur auf ein Haus, das eine Repräsentation größeren Stiles zuließ. Mit der Gattin des neuen amerikanischen Botschafters hatte Evelyne schon in New York verkehrt, mit mehreren nach Berlin übersiedelten Familien der dortigen Hochfinanz verknüpften sie Freundschaftsfäden, ihr Haus konnte mit der Zeit ein Mittelpunkt für die beste amerikanische Gesellschaft werden. Dazu fand sich dann leicht der kleine erlesene Ausschnitt aus der märkischen Aristokratie: Exzellenz von Erxleben würde seine alten Beziehungen wieder aufnehmen, die Gräfin Czernin, der frischgebackene Gardedragoner müßten das ihre tun.

Einen Dämpfer erhielt Beates Freude durch das seltsame Glückwunschschreiben ihrer Schwester Gwendoline. In all dem Trubel war es Beate ganz aus dem Gedächtnis entschwunden, daß sie in den ersten Zeiten des Aufenthalts im Sanatorium der Schwester über einzelne Patienten nach New York berichtet hatte, unter andern auch über Claus Teerbrügge. Sie konnte sich beim besten Willen nicht mehr erinnern, was sie damals geschrieben hatte. Aber Gwendoline tat nun geradezu, als beginge Beate ein Verbrechen, indem sie den Heiratsantrag annahm.

Aufgeregt kam Beate mit dem Brief in ihres Vaters Zimmer. Es war noch in der Zehlendorfer Wohnung. Sie weinte.

„Wie kommt Gwendoline dazu, so entsetzliche Dinge zu schreiben? Wer hat ihr vorgeredet, daß Claus direkt aus einer Trinker-Entziehungsanstalt kommt? Das ist ja abscheulich!“

Ingrid hörte die Empörung der Schwester und lief hinter ihr drein. Der Freiherr wehrte unwirsch ab, als die Jüngste erschrocken fragte, was es denn gebe; er wollte zuerst Gwendolines Brief selbst lesen.

Mitten darin hob er den Kopf und sah Beate verdutzt an. „Was will sie nur immer mit dem Laboratorium? Und wer ist Fräulein Hillern? Schwerebrett, das ist ja alles so konfus —!“

Beate hatte ihre Sammlung noch nicht wiedergefunden. Heiß von der Erregung, sich überstürzend, kramte sie Gwendolines Geheimnis aus.

So erfuhren sie's.

Mit Walkers war Gwendoline längst auseinander, die Adresse, die sie ihnen damals angegeben hatte, war die eines Boarding-Hauses, sie besuchte die Kurse zur Ausbildung als Zahnärztin, arbeitete zugleich praktisch im Laboratorium ihrer Freundin, der Miß Elisabeth Hillern, und sie wollte erst dann nach Deutschland zurückkehren, wenn sie ihre Diplom-Examina bestanden hatte . . .

Dem Freiherrn ging bei alledem zunächst nur das eine durch den Sinn: Gwendoline hatte ihm die ganze Zeit über eine elende Komödie vorgespielt, sie hatte sein Vertrauen gemißbraucht, hatte ihn in jedem Brief aufs neue belogen!

„Das hätte ich ihr im Leben nicht zugetraut. Das ist mir ja eine schwere, schwere Enttäuschung. Gott bewahre."

Hernach empfand er, daß er im ersten Eifer den Gründen, die Gwendoline bewogen hatten, sich selbständig zu machen, nicht genug Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen. Die Verhältnisse lagen damals anders als heute. Sie hatte es gut gemeint. Nach ihren schwachen Kräften hatte sie eben helfen wollen, die Last, die auf Vaters Tasche lag, zu vermindern. Vielleicht war ihre Tat ihr gar als eine Art Heroismus erschienen. Aber sie hatte nicht bedacht, daß sie ihm durch die jahrelange Täuschung einen viel größeren Schmerz zufügte, als ihre brave Arbeitsfreudigkeit ihm Freude bereiten konnte.

Nicht Beate beantwortete den Brief der Schwester, sondern der Papa.

Es war das längste Privatschreiben, das je seiner Feder entflossen war. Er ersparte seiner Tochter darin nichts, wenn er auch ihren guten Willen anerkannte.

Der Schluß gipfelte in der Forderung, daß sie umgehend ihre Zelte da drüben abzubrechen habe, um zu ihrer Familie zurückzukehren. Beates Hochzeit war für den 3. Mai festgesetzt. Sie sollte nach Empfang des Briefes also gleich kabeln, welchen Dampfer sie zu benutzen gedenke. Ein Scheck, der für ihr Reisegeld und für die Ablösung von etwaigen finanziellen Verbindlichkeiten bestimmt war, ginge ihr in den nächsten Tagen durch die Deutsche Bank zu.

Wochenlang schwieg Gwendoline darauf in sieben Sprachen, und als der Freiherr endlich an sie kabelte, traf die Depesche ein: „Abreise vor Herbst unmöglich wegen Examen."

Die Erwähnung von Gwendolines Namen unterblieb von da an im Familienkreise.

Nun kam der erste Sonntag, den sie alle zusammen in der hübschen neuen Wohnung an der Kaiserallee verlebten.

Nach einigen schweren Stürmen hatte es Beate beim Vater wirklich durchgesetzt, daß Hannsheinz zu Ostern das Kadettenkorps verlassen durfte, um sich der Malerei zu widmen. Das Zeugnis seiner Lehrer sagte es ja leider: der geborene Soldat war er nicht, und auch eine Leuchte der Wissenschaft würde er kaum werden. Er sollte also ein Jahr lang Unterricht bei einem Künstler bekommen — aber nur unter der Bedingung, daß er sich verpflichtete, das Abiturium durch Vorbereitung auf einer Presse nachträglich abzulegen, falls es sich übers Jahr ergeben sollte, daß sein Talent nicht ausreichte. Bei den Kindern herrschte Freude über diese Wendung — dem Freiherrn paßte der ganze Handel nicht.

„Es bröckelt!" sagte er mit griesgrämiger Miene.

Sie saßen in dem neben der Diele gelegenen Herrenzimmer, das mit den tiefen Klubsesseln, dem Ledersofa, dem Kamin und der für die Zwecke des Pferdezucht-Verbandes zusammengestellten Bücherei einen äußerst behaglichen Eindruck machte. Hannsheinz genoß innerlich den Triumph, daß er an dem harmonischen Zusammenklang der Farben in der ganzen Wohnung den Hauptanteil hatte. Beate war oft überrascht gewesen von seinen Einfällen. Auch Papa würde er später einmal bekehren: wenn er erst ein anerkannter Künstler war.

„Es bröckelt!" sagte Exzellenz von Erxleben und seufzte. „Hannsheinz ein Maler, Gwendoline eine Zahnreißerin — und Beate eine Frau Teerbrügge. Es bleibt nicht allzuviel vom alten Stamme übrig."

Beate war ganz blaß geworden. Sie

stand erregt auf. Daß der Vater sie derart demütigte, war ihr unfaßbar. Gerade am heutigen Tage, wo sie nach den langen, furchtbaren Zeiten der Erniedrigung endlich wieder in ein ihrer würdiges Milieu gelangt waren. Freilich durch ihre „Schuld“: daß sie einem außerhalb ihres Kreises stehenden Manne ihre Hand gab.

„Bevor ich die Braut von Claus Teerbrügge geworden bin, Papa,“ sagte sie tieftraurig, „war ich für fünfzig Mark Monatsgehalt die Gesellschafterin und Vorleserin der Gräfin Czernin. Ich glaube fast, es hat schon damals gebröckelt.“

Sie verließ das Zimmer. Es blieb ein unbehagliches Schweigen zurück. Exzellenz von Erxleben hatte sich ans Fenster gestellt und blickte in die breiten Äste der Kastanien. Da und dort zeigte sich nach dem lauen Frühlingsregen schon das erste zarte Grün. Er schluckte die Erwiderung seiner Ältesten schweigend hinunter. Aber bitter empfand er sie, sehr bitter.

Aus seiner Gedankenkette riß ihn das Vorfahren und Halten eines Droschkenautos vor dem Hause. Ein schwarzer Haarbusch ward sichtbar — zwischen den aufstehenden Paletotflügeln ein Schimmer von Dragonerblau — der Kavalleriesäbel klirrte über den Wagentritt und schleppte der schlanken Gestalt nach.

„Börries ist da!“ rief Exzellenz von Erxleben sofort strahlend ins Zimmer hinein.

Als der frischgebackene Gardeleutnant in den letzten Tagen seine erste Rundfahrt zu den dienstlichen Meldungen zurücklegte, hatte er sich natürlich auch in der Kaiserallee in seiner hellblauen Uniform vorstellen wollen, aber den Vater nicht zu Hause angetroffen. Überraschend schnell war die Versetzung durchgegangen. Am 8. März war der Antrag nebst Annahmeschein vom Generalkommando ins Militärkabinett abgegangen, und ein günstiger Zufall wollte, daß die Überweisung schon beim nächsten Vortrag des Chefs bei Seiner Majestät auf die Liste kommen konnte. Am Tag vor der Ausgabe des Militärwochenblattes telegraphierte ihm ein alter Bekannter seines Vaters die vielsagenden Worte: „Glückwunsch zum Gardestern!“

Börries war selig. Morgen früh um sieben Uhr hatte er den ersten Dienst bei der neuen Waffe. Er kam soeben vom Photographen.

„Ich versprach Euch, einmal spanisch zu kommen!“ rief er, ins Herrenzimmer stürmend, in dem, wie ihm Beates neuengagierte Jungfer mitteilte, die ganze Familie versammelt war.

Er strahlte, und die helle Freude, die auch Vaters Gesicht aufwies, warf die ganze trübe Stimmung über den Haufen. Er wurde umringt und bestaunt — Beate war inzwischen benachrichtigt und kam eilig herzu — und Erxleben, der fühlte, daß er etwas gutzumachen hatte, legte seinen Arm um die Taille der Ältesten und zog sie leicht an sich.

„Famos sieht er aus, der Bengel! Was?“

Börries hatte im Regiment noch zwei Abiturienten seines Jahrgangs. Daß deren Patent nun um ein paar Monate älter war, empfand er freilich etwas schmerzlich. Übrigens waren seine neuen Kameraden alle reizend zu ihm, reizend! Und hundert Pläne hatte er schon wieder.

„Der kleine Graf Deinfurth läßt sich bei der Freifrau von Alvers für die Hoffeste eintanzen. Sie hat einen richtigen Zirkel eingerichtet, der ein halbes Jahr dauert. Man kann nicht früh genug anfangen, wenn man Vortänzer werden will. Ingrid, du mußt natürlich mit. Papa, das steht doch fest: Ingrid wird im nächsten Winter vorgestellt!“

Ingrid klatschte in die Hände. „Papa — ja?“ Sie umtanzte ihn, umtanzte den Bruder, schließlich warf sie sich Beate an die Brust: „Ich freu' mich ja mörderlich! Du! Und nicht wahr, du zeigst mir immer alles bei Hofe, sagst mir alles . . .“ Erschrocken hielt sie inne. Und dann lachte sie verlegen. „Ach nein, dann bist du ja schon junge Frau und schwimmst mit Claus auf deiner himmlischen Jacht durchs Mittelmeer . . .“

Es war nur eine winzige Pause gewesen, dies Stocken in ihrem Redefluß. Aber sie hatte doch auf alle peinlich gewirkt.

„Nächsten Winter bin ich ja nicht mehr hoffähig, liebe Ingrid,“ sagte Beate, sich mit nachdenklicher Miene aus ihren Armen loslösend.

⌘ ⌘ ⌘

Am 3. Mai fand in der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche die Trauung der Freiin Beate von Erxleben mit Herrn Claus Teerbrügge statt. Das „große Geläut“ begleitete den feierlichen Akt. Dröhnend zog es über die Tauentzienstraße und die beiden breiten Promenaden. Eine stattliche Reihe von Equipagen wartete längs der Kirche. Die Neugierigen drängten sich bis zu dem roten Läufer heran, der vom Trittbrett der vorfahrenden Wagen über die Kirchenstufen führte. Unter den Offizieren der Garde waren alle Tuche vertreten, hauptsächlich Dragonerblau. Auch ein hübscher reitender Feldjäger in seiner Gala ward viel bewundert: Erwin von Schrott. Die ältere Generation, die dem Brautvater zu Ehren erschien, wies durchweg die breiten roten Bisen an den Beinkleidern auf. Seines Hinkens wegen, das sich an Tagen mit größeren Aufregungen regelmäßig einstellte, mußte Exzellenz von Erxleben darauf verzichten, die Uniform anzulegen. Aber auch in Zivil sah er sehr repräsentativ aus — wenigstens wenn er stand oder saß. Er geleitete die Schwester des Bräutigams, bei deren Erscheinen auf dem roten Teppich die Kindermädchen, die Ladnerinnen und übrigen Weiblichkeiten, die das Spalier bildeten, in ein langgezogenes „Ah —!“ ausbrachen. Da auch das Botschafterpaar der Trauung beiwohnte, nahm man an, daß es sich um eine hochgestellte Persönlichkeit handelte. Das Brillantendiadem, das Sachkundige auf eine Viertelmillion Wert schätzen wollten, wirkte übrigens viel zu mächtig für die zarte, schlanke Figur Evelynes. Sie sah bezaubernd aus. Niemand hätte sie wohl für die Schwester des Bräutigams gehalten. Zu dessen rotem, erregten Gesicht stimmte das kurzrasierte, semmelblonde Haar nicht recht. Neben der schlanken Braut wirkte sein ganzer Habitus etwas gewöhnlich. Börries' Kameraden amüsierten sich auch im stillen darüber, daß der Bräutigam so stark schwitzte. „Vor Angst?“ fragte einer den andern. Und es war während der ganzen Ansprache keine rechte Aufmerksamkeit unter den jungen Herren Brautführern. Die lenkte übrigens auch der Anblick der allerliebsten Kranzeljungfern ab, die ihnen gegenübersaßen. Den rechten Flügel hatte natürlich Ingrid inne.

Von diesem Tage an konnte die jeunesse dorée des Berliner Westens mit zwei interessanten Häusern mehr rechnen. Mrs. Evelyne Biggar, Protégée der Exzellenz von Erxleben, hatte die reizende Rokokovilla der jüngstverstorbenen Fürstin Graez in der Rauchstraße am Tiergarten gemietet. Voraussichtlich würde sie sie käuflich erwerben. Die ersten kleinen Empfänge dort führten eine gewählte Gesellschaft zusammen: kultiviertestes New York und ältesten märkischen Adel. Börries und Ingrid, die nun wieder viele ihrer alten Beziehungen aufnahmen, mußten scharfe Auslese halten, um der Schwägerin nicht das Ensemble zu verderben. Sie war sehr anspruchsvoll, ihr Ehrgeiz gerade nach dieser Richtung hin war ihnen allen auch nicht recht faßbar, aber sie erdrückte sie auch wieder geradezu mit ihren Aufmerksamkeiten. Ein Wunsch brauchte kaum angedeutet zu werden — schon war er erfüllt.

Exzellenz von Erxleben hatte von seinem Amte als Generalbevollmächtigter des Verbandes nicht viel Arbeit. Die wurde von den verschiedenen als Direktoren und Sekretären angestellten Herren geleistet. Ihm lag es mehr ob, einen gesellschaftlichen Mittelpunkt zu bieten. Da Ingrid inzwischen tanz- und heiratsfähig geworden war, so machte sich das ausgezeichnet. Tante Eddy, die in beiden Häusern gern ein bißchen chaperonierte, weilte jetzt mehr in Berlin als in Rotholz. Ihr Leiden war wie weggepustet. Sobald „etwas los“ war, ging es ihr ausgezeichnet. Und für Tätigkeit war ausreichend gesorgt: Evelyne hatte das Talent, zu gleicher Zeit ein paar Dutzend Menschen in Atem zu halten.

Von dem jungen Paare kamen kurze Grüße aus San Sebastian und Pau. Mitte Juni sollte die Jacht reisefertig sein. Sie gingen dann in Ostende an Bord. Ihre weiteren Pläne hingen ganz vom Wetter ab.

Der Freiherr hatte ein näheres Verhältnis zu seinem Schwiegersohn nicht finden können. Claus mochte ein vorzüglicher Mensch sein, aber äußerlich war schwer mit ihm zu verkehren. Das Sprunghafte seines Wesens hatte sich der General bei den ersten Begegnungen mit der erklärlichen Befangenheit gedeutet, er hielt die Klatschereien, die über seine wüsten Ausschreitungen

im Schwunge waren, für böswillige Übertreibung. Immerhin befand er sich in einer starken Unruhe. Er konnte die Post, die ihm ausführlichere Nachricht von Beate bringen sollte, kaum erwarten.

Aber der lang versprochene große Brief kam überhaupt nicht, und die Grüße wurden immer seltener.

Als Evelyne ihre Sommerreise antrat — sie hatte sich mit einigen bekannten Familien der Berliner amerikanischen Kolonie ein Rendezvous in St. Moritz-Bad gegeben — schüttete er ihr sein Herz aus.

„Liebe Evelyne, bitte, lachen Sie mal recht tüchtig über mich. Sie können's so wunderschön. Da — in Ihrer linken Wange bildet sich ein Grübchen — das rechte Auge kneifen Sie ein bißchen zusammen — und dann gibt's einen schalkhaften Blick, der einen bis auf die Knochen blamiert — und sofort beruhigt. Natürlich haben Sie ausführlichere Nachricht als ich. Wie? Aber als Mann und als Papa kann ich von einer Tochter in den Honigmonden nicht das Vertrauen fordern, wie es die Mama besäße — oder wie es die Freundin besitzt. Ist es so? Ich habe nämlich tatsächlich seit einiger Zeit schlechte Nächte. Aus Sorge um das Mädel."

Evelyne sah in ihrer sommerlichen Spitzentoilette wieder sehr pikant aus. Sie konnte sich's noch leisten, sich immer etwas älter zu kleiden. Fabelhaft jung wirkte sie in der neuen Mode, in der ihre schlanke, geschmeidige, wundervoll durchgearbeitete Sportsgirl-Gestalt so ausgezeichnet zur Geltung kam. Sie setzte sich meistens auch vor Onkel Hugo in gutes Licht; ohne ein bißchen Koketterie war sie nicht leicht denkbar. Bisher hatte mehr ein scharmanter Neckton zwischen ihnen vorgeherrscht. Aber der bekümmerte Ausdruck, der den Freiherrn so großväterlich erscheinen ließ, stimmte sie um. Und so kam es zwischen ihnen zum allerersten Male zu einer wirklich ernsten Aussprache.

„Seien Sie überzeugt, bester Onkel Hugo, daß Beate mit ihm glücklich wird. Sie hat es selbst in der Hand — und sie ist ja intelligent genug, für sich selber Schicksal zu spielen. Claus macht es ihr leicht. Er ist zu leiten wie ein Kind. Aber freilich: er w i l l geleitet sein. Wie früher an mich, so wird er sich jetzt an Beate anklammern. Er braucht diesen Rückhalt. Sich selber traut er noch nicht genug."

„Glauben Sie an die Gefahr eines Rückfalls, Evelyne? Sagen Sie mir's ganz ehrlich."

„Ich habe Ihnen schon damals erklärt: nach meiner Ansicht ist ein Rückfall ausgeschlossen. Claus hat an dem neuen Leben wirkliche Freude gefunden. Auch nicht einmal die leiseste Versuchung, etwa einmal eine Ausnahme zu machen, habe ich ihm in der langen Zeit je angemerkt. Und je weiter die Kur zurückliegt, desto geringer wird die Gefahr, ja auch nur die Möglichkeit eines Rückfalls. Jeder Monat also ist gewonnene Frist. Deswegen hat der Arzt auch die große Seereise mit solcher Genugtuung begrüßt: an Bord befindet sich nicht eine einzige Flasche Wein oder Likör, und das ganze Personal, das mitgenommen worden ist, besteht aus Mitgliedern des Blauen Kreuzes. Unter Sportsleuten, Chauffeuren, Steuerleuten finden Sie die heute schon überall, die Auswahl hat gar keine Schwierigkeiten. Das junge Paar hat Sonne und Meer — und hat s i c h, ich glaube nicht, daß es da etwas vermissen wird."

Exzellenz von Erxleben reichte der jungen Adoptionichte die Hand. „Sie beruhigen mich, liebe Evelyne. Ich bin Ihnen aufrichtig dankbar."

„Offenheit zwischen uns ist vor allem erforderlich, um die Pläne unseres jungen Paares nicht zu stören," fuhr Evelyne fort, ruhiger und sachlicher als sonst. „Ich würde es als gutes Zeichen ansehn, wenn die beiden sich entschlössen, auch noch einen Teil des nächsten Winters an Bord zu bleiben. Ingrid und Hannsheinz möchten sie so bald als möglich hier wissen. Aber Klugheitsgründe sprechen dagegen. Beate muß seiner erst ganz sicher werden, bevor sie in die Welt hinaustreten. Ich meine: er muß ihr blind ergeben sein."

Diese Aussprache klang lange in dem Freiherrn nach. Evelyne mochte ihre Schwägerin noch so ernst und eindringlich über ihre Pflichten, über ihre schwere Verantwortung aufgeklärt haben — wer konnte wissen, ob Beate, die doch noch ein ahnungsloses Kind war, dem Amt als „Retterin", in dem sie Evelyne ablösen sollte, gewachsen war? Gewiß, ein allzu weicher, allzu

schmiegsamer Mensch war Beate nicht, wenn sie befehlen wollte, konnte sie befehlen, aber die ruhige Bestimmtheit dieser in der amerikanischen Schule herangebildeten jungen Frau besaß sie noch lange nicht. Den deutschen Frauen lag es wohl auch im Blute, durch alte Tradition, dem Mann nur eine Gehilfin zu sein. Hier aber hieß es, rücksichtslos einen Willen zur Geltung bringen, hier hieß es: herrschen.

Stirnrunzelnd hielt der Freiherr auf den Wanderungen durch sein Zimmer immer wieder vor den Bildern, die das junge Paar vor der Abreise von sich hatte aufnehmen lassen. Diese feine, nervige, vornehm empfindende Beate — und dieser derbsinnliche, aufgedunsene Prolet, der er zweifellos war, der gute Claus! Eigentlich jammerschade um das famose Ding!

Aus diesen Gedankengängen riß er sich aber immer wieder los. Er wollte sich in keinen Groll gegen seinen Schwiegersohn hineinempfinden. Claus hatte sich in jeder Hinsicht so großartig generös benommen, daß es undenkbar war, dies alles je wieder wettzumachen. Nur Beate konnte es: indem sie ihm Liebe und Treue und das ernsteste Pflichtbewußtsein widmete.

Börries war der einzige, der sich ab und zu einen kleinen Scherz über den „roten Schwager" leistete. Als Hannsheinz ihm einmal deshalb Vorhaltungen machen wollte, zeigte er sich über des Bruders Auffassung außerordentlich erstaunt. Claus Teerbrügge zur Dankbarkeit verpflichtet? Wieso? Er hatte jetzt drei Pferde, gewiß, sein Monatswechsel war um das Vierfache erhöht, das stimmte; aber das ermöglichte ihm die glänzende Stellung von Papa. Ganz ungnädig ward er, als Hannsheinz erwiderte: auch Papas Stellung sei ein Geschenk von Claus Teerbrügge. Er für seine Person lehnte es rundweg ab, von Claus Teerbrügges Gnade zu leben.

Im September kehrte das junge Paar von der Reise zurück. Es sollte nun auch nach Berlin kommen und in Evelynes Villa in der Rauchstraße Quartier nehmen. Aber dann traf Beate allein ein. Ihr Mann befand sich schon in Dresden. Da sie noch kein eigenes Heim hatten, wollten sie den Herbst dort im Sanatorium verleben. Nach Weihnachten gedachten sie dann in Nizza wieder an Bord der Jacht „Beata" zu gehen, um ein paar schöne Reisen im Mittelmeer auszuführen.

Es war Manöverzeit, als Beate in Berlin eintraf; Börries bekam seine Schwester also nicht zu sehen.

Ingrid und Hannsheinz, besonders aber Tante Eddy und der Vater, waren indes sehr erschrocken, als sie Beate wiedersahen. Sie war an den Schläfen, an Hals und Kinn stark abgefallen, ihre Haltung war lässig, der ganze junge Mensch hatte etwas Müdes.

Als Beate die groß aufgerissenen Augen sah, lächelte sie resigniert. „Eine geschwundene Hoffnung," sagte sie dann zu Tante Eddy, die natürlich von Rotholz sofort herübergerutscht war, als es hieß, daß ihr Liebling, ihr „Verzug", in Berlin erwartet wurde.

Auch der Papa und die Geschwister erfuhren es dann: Beate hatte vor einigen Wochen, als sie auf der Isle of Wight weilten, eine Fehlgeburt gehabt; sie konnte hier in Berlin absolut nichts mitmachen, und auch im Sanatorium würde sie noch eine ganze Weile brauchen, um sich zu erholen.

So oft sie's ermöglichen konnten, besuchten sie Beate in der Rauchstraße. Das Zimmer, in dem sie auf der Chaiselongue lag, in ihrem farbigen Kimono und den seidenen Decken, war sehr malerisch anzusehen, gleich einem blühenden Garten, denn keines kam ohne Blumen.

Evelyne hatte durch ihren schon recht ausgedehnten Verkehr viel Abhaltungen. Aber der Schwägerin widmete sie jede freie Minute. So war es selten, daß man Beate ohne Gesellschaft antraf, und zu wirklich intimer Aussprache kam es zwischen der jungen Frau und ihren Verwandten nicht. Ingrid meinte nachher, ihr habe es oft geschienen, als sei es Atis brennender Wunsch gewesen, sich ihr oder der Tante zu offenbaren; aber Evelyne habe es geflissentlich verhindert.

Für die nächste Reise an Bord der Jacht hätte Beate gern ihre jüngste Schwester eingeladen, doch im Januar begannen ja die Hoffestlichkeiten in Berlin, die Ingrid mitmachen sollte. (Unter den Dollarprinzessinnen, die das Botschafterpaar diesmal dem Hofe vorstellte, befand sich natürlich auch Evelyne Biggar.) Vielleicht

ließ es sich mit Hannsheinz' Studien in Einklang bringen, daß er nach Neujahr für ein paar Wochen der Schwester an Bord Gesellschaft leistete. Sein Professor, der Porträtist war, hielt es für empfehlenswert, seine Begabung auf dem Gebiet der Landschaft festzustellen. Hannsheinz konnte im Verlauf einer solchen abwechslungsreichen Reise jedenfalls eine Unmenge Skizzen und Studien anfertigen. Doch eine Entscheidung über den Termin der Fahrt ließ sich heute noch gar nicht treffen: Beate mußte erst wieder völlig hergestellt sein.

Die Stimmung im Hause Erxleben hatte nach dem ersten Wiedersehen mit Beate merklich gelitten. Als Börries aus dem Manöver heimkehrte und Ingrid ihm schilderte, in welcher Verfassung die Schwester ihnen begegnet war, überkam ihn eine wahre Sehnsucht. Er wollte sich sofort Urlaub nehmen, um Beate für ein paar Tage zu besuchen. Aber Evelyne, mit der er sich deshalb telephonisch in Verbindung setzte, redete es ihm aus. Übrigens fuhr sie selbst nächster Tage hinüber und wollte all seine Grüße bestellen.

In diese Zeit fiel eine Botschaft, die für die meisten etwas seltsam Fremdes ins Haus trug: Gwendoline hatte von New York aus die Heimfahrt angetreten. Sie sollte Ende Oktober in Hamburg landen.

„Natürlich holen wir sie ab, Börries, nicht?" schlug Hannsheinz vor.

Der Dragonerleutnant fuhr sich mit der Rechten unbehaglich in den Samtkragen. Die Schrulle von Gwendoline war durch einen Zufall im Hause eines Regimentskameraden bekannt geworden. Er hatte ihn feierlich gebeten, die Sache geheimzuhalten. „Das Mädel kann einem direkt damit schaden!" sagte er, noch ärgerlich in der Erinnerung an die Fragen, die er hatte beantworten müssen. Übrigens hielt er's nicht für angängig, jetzt auch nur einen einzigen Tag Dienst zu versäumen. Daß er auch für die Reise zu Beate Urlaub gebraucht hätte, wagte ihm Hannsheinz nicht mehr vorzuhalten.

„Na — nun wird's bei euch ja bald nach Äther und andern angenehmen Chemikalien duften," meinte Tante Eddy bei ihrem nächsten Besuch. Exzellenz von Erxleben machte darauf das brummigste Gesicht, das die Gräfin seit vielen Jahren bei ihm gesehen.

Ingrid freute sich im Grunde sehr auf Gwendoline. Aber Börries verdarb ihr die Freude. Er machte sich ernstliche Sorgen darüber, daß sie beide durch diese Emanzipationsgelüste der Schwester irgendwie in die zweite Reihe gedrückt würden. ‚Sie müßten alle eifrig bemüht sein,' sagte er, ‚auch der letzten matten Erinnerung, die an Vaters Unglück von damals geweckt werden könnte, auszuweichen.' Tauchte nun Gwendoline auf, so wurde allenthalben gefragt: warum war sie solange da drüben, weshalb ging sie hinüber, weshalb ging sie gerade damals fort? Und bei Evelyne traf man mit reichen Amerikanern zusammen, für die so eine Zahnreißerin gesellschaftlich einfach nicht mitzählte.

„Ihr könnt eure Schwester aber doch nicht glatt verleugnen!" rief Hannsheinz fast entsetzt.

Börries zuckte darauf die Achsel. „Es scheint nicht."

❧ ❧ ❧

Ende Oktober traf Gwendoline ein.

Sie war noch immer so schlank und rank wie früher. Die unmenschliche New Yorker Sommersonne und die herbstliche Seeluft während der Überfahrt hatten ihre Haut stark gebräunt. Zu ihrem lichten Blond stand das nicht eben gut. Unvorteilhaft war auch die Magerkeit ihres Gesichts. Ihr Kinn war ziemlich spitz, die Schläfen waren ein wenig eingefallen. Aber eben dieser Zug gab ihrem Ausdruck etwas Durchgeistigtes. Dazu kam das kluge Auge, das ernste Lächeln. Sie war nicht hübsch geworden, aber sie war apart. „Klasse für sich!" meinte Exzellenz von Erxleben. Und Ingrid, die ja immer etwas zu schwärmen haben mußte, fand die Schwester „fabelhaft smart". Sie hätte sich gern ein wenig enger an sie angeschlossen, aber die tausend neuen Pflichten, vor allem der rege Verkehr mit Evelyne, ließen ihr zu wenig Zeit. Hannsheinz brachte der Schwester sein gutes Jungensherz wieder auf beiden offenen Händen entgegen. Manche Stunde saß er bei ihr und vertiefte sich mit ihr in ernstere Probleme der Kunst, der Natur, der Welt.

„Weißt du, mit den anderen kann man

Stilleben

Gemälde von Prof. Charles Tooby

darüber nicht reden," meinte er vertraulich, und sie mußte sein Vertrauen als großes Kompliment auffassen.

Gwendoline fühlte aber bald: das Band, das sie mit ihren Blutsverwandten verknüpfte, hatte sich in den letzten Jahren stark gelockert.

‚Wir haben uns auseinanderentwickelt,‘ sagte sie zu sich.

Immer wieder machte sie den Versuch, die gewisse Kluft zu überbrücken. Sie gab sich Mühe, auch Börries näher zu kommen. Hannsheinz, der sie dabei beobachtete, fand ihre ganze Art rührend — und er schämte sich ein bißchen für den Bruder, der es darauf anlegte, recht forsch, sogar ablehnend forsch zu sein.

Gwendoline saß manchmal mit einem hilflosen, ernsten Lächeln da, eine Fremde unter den nächsten Angehörigen. Sie hatten so ganz verschiedene Interessen. Was die Geschwister und auch den Vater am meisten und lebhaftesten beschäftigte, das gab ihr keine Beziehung zum Elternhaus. Und mit der eleganten, mondänen, verwöhnten „Schwippschwägerin" konnte sie sich schon gar nicht stellen. Sie erblickte in ihr die Repräsentantin jenes Ausschnitts aus dem New York der Fifth Avenue, dem sie innerlich so völlig fremd geblieben war. Evelyne wieder amüsierte sich über gewisse kleinbürgerliche Anwandlungen dieser preußischen Exzellenzentochter, die doch solange der Gast des immens reichen Hauses Walker gewesen war. Es kam zwischen ihnen manchmal zu kleinen Wortgefechten, in denen Evelyne — zu Börries' nicht geringem Vergnügen — stets Siegerin blieb. Ihre liebenswürdige, kapriziöse Art entwaffnete Gwendoline, die sich auch viel zu sehr nach dem häuslichen Frieden sehnte, als daß sie ernstere Anstrengungen gemacht hätte, um die Oberhand zu gewinnen. Mrs. Biggar aber sonnte sich auch in diesen Erfolgen.

„Was fehlt dir eigentlich, Mädel?" fragte Tante Eddy, als sie über Sonntag herüberkam und mit einiger Gereiztheit feststellte, daß die „Weltreisende" bei allen Gesprächen über das, was den Geschwistern Vergnügen machte, stumm dasaß, mit einem verlorenen Lächeln, als fände sie sich diesseits des Großes Teiches durchaus nicht mehr zurecht.

„Was soll mir fehlen, Tantchen? Es geht uns allen ja so gut!"

„Denk' ich doch auch. Aber man könnte dran zweifeln, wenn man dich immerzu so einen ‚Fluntsch‘ ziehen sieht."

„Tu' ich das? Ich will es nicht, Tante Eddy. Es ist wohl bloß noch so eine dumme Kinderangewohnheit."

„Oder fühlst du dich körperlich herunter, wie? Bissel stark abgefallen bist du. Müßtest Biomalz nehmen. Und mehr Wolle tragen. Du hast oft 'ne ganz grüne Nasenspitze. Liegt's am Klimawechsel?"

Gwendoline zuckte die Achsel. „Ja. Wahrscheinlich am Klimawechsel. Ich friere jetzt hier so viel."

Sie fror wirklich. Ihr Herz fror.

„Verlieben müßte sie sich!" sagte Tante Eddy, als sie abreiste, zu ihrem Vetter Hugo.

Auf der Treppe vertraute Ingrid der Gräfin an, daß Erwin von Schrott von Rom aus schon mehrmals an Gwendoline geschrieben hatte. Man konnte ihn also jeden Tag unvermutet hier einbrechen sehen.

„Schrott. Hm." Allzuviel hatte die Gräfin für den Feldjäger nicht übrig. „Aber immer noch besser als nichts. Sie wird ja der reine Sonderling. Na, also hoffen wir das Schlimmste."

Eines Tages war er da. Unangemeldet. Er hatte im Auswärtigen Amt seine Mappe abgeliefert und sich dann in das nächste Auto geworfen.

Ohne Sentimentalität, aber doch innerlich tief bewegt, trat Gwendoline ihm gegenüber. Beide Hände gab sie ihm, und lächelnd, aber in herzlich kameradschaftlichem Ton sagte sie: „Du hast mir viel zu verzeihen, Erwin. Ich bin dir häufig untreu gewesen. Denn wochenlang hab' ich an dich gar nicht gedacht. — Nun wär's das Gerechteste, lieber alter Freund, du erklärtest: genau so sei dir's ergangen. Willst du? Damit wir quitt sind?"

Er war zuerst enttäuscht. Gwendoline hatte sich sehr verändert. Vielleicht war sie noch interessanter geworden. Aber jedenfalls war sie nicht mehr die, deren Bild er die Jahre über im Herzen getragen hatte. Denn er schwor ihr: er hätte immerzu, immerzu an sie gedacht.

Sie lachte ihn aus. „Geh, Erwin, in Rom! — ‚Und die Frauen sind dort so

falsch und so schön —!' Heißt's nicht so im ,Trompeter'?"

„Ach, Gwendoline, du hast das Zeug, scheint's, wirklich nicht zur schwärmerisch grübelnden Margarete."

„Erraten, lieber Freund. Die Arbeit da drüben hat mir zum Grübeln keine Zeit gelassen."

„Und auch nicht zum Schwärmen?"

„Ja — hätt' ich dazu Zeit gefunden, dann wäre meine Beichte doch nicht nötig gewesen. Denn dann hätt' ich doch pflichtschuldigst für den einzigen Mann geschwärmt, der so unvorsichtig war, mir Herz und Hand anzutragen."

„Unvorsichtig?"

„Ja, stell' dir bloß deinen Schreck vor, Erwin, wenn ich dich jetzt beim Wort nähme?"

„Du bist ja ganz verwildert da drüben, Gwendoline. Es ist unerhört."

„Du bekämst eine Frau, die nicht kochen kann, noch immer nicht wirtschaften gelernt hat, trotzdem sie inzwischen um so und so viel Jahre älter geworden ist — und dabei weder hübscher noch liebenswürdiger... Und der Makel der ,Zahnreißerin', wie Papa sagt, haftet ihr an. Warum hast du in deinen Briefen dich eigentlich nie darüber entrüstet?"

„Weil du dir ja doch keine Vorschriften hättest machen lassen. Und ich sagte mir: heiraten kann ich sie doch erst, wenn ich meine Oberförsterstelle habe; und wenn sie bis dahin fremde Zähne kuriert, so ist mir das immerhin lieber, als wenn sie fremde Herzen knickt."

„Erwin, du fängst an, mir zu gefallen."

„Ich fange an? Sehr nett."

Sie lachte. „Ja — geliebt haben wir uns damals gewiß unsagbar. Aber haben wir einander denn gekannt?"

Daß ein wirkliches Verlöbnis zwischen ihnen bestehen sollte, erkannte sie nicht mehr an.

„Ach, sieh mal, Erwin, wir sind doch beide ganz andere Menschen geworden in den Jahren, die dazwischen liegen. Es gilt also, sich erst zu vergewissern, ob man mit dem Neuen denn auch sympathisiert."

„Es soll wohl zwischen uns werden wie bei Jakob und Rebekka? Sieben Jahr muß ich werben?"

„Wär's ein wirkliches Glück nicht wert? — Übrigens handelte sich's bei Jakob nicht um Rebekka, soviel ich mich aus der biblischen Geschichte erinnere, sondern um Rahel," setzte sie mit Laune hinzu.

Er verbeugte sich gehorsam dankend. „Mehr als anderthalb Jahre hab' ich aber nicht mehr Zeit, mein Kind. Zu Weihnachten werd' ich nach Berlin zurückgerufen. Und steh' ich erst hier auf der Kommandierrolle, dann kommt bald der königliche Lohn: die achte freiwerdende Oberförsterstelle fällt ans reitende Feldjägerkorps."

„Und die ganzen anderthalb Jahre willst du mir fortgesetzt die Cour machen, Erwin? Du traust dir Übermenschliches zu."

„Mit Unterbrechungen, Gwendoline. Die Zeiten, solange ich der ,Erste zur Reise' bin, fallen natürlich aus. Das dauert manchmal vier Wochen. Man wartet da von Stunde zu Stunde auf eine Ansage durch das Auswärtige Amt. Fünfzig Minuten vor Abgang des Zuges bekommt man erst den Marschbefehl. Der Bursche muß im Packen sehr geübt sein. Die Lektüre besteht in dieser Zeit wirklich nur in der des Reichskursbuchs. Da werd' ich sowieso nicht lyrisch gestimmt sein."

„Also bist du in den Zeiten großmütig dispensiert," sagte sie lachend.

In dieser meist scherzhaften Tonart blieb ihr Verkehr auch in Gegenwart der andern. Sie waren alle ein wenig enttäuscht. Es hätte ihnen viel besser in ihr Programm gepaßt, wenn Gwendoline recht bald unter die Haube gekommen wäre. Sie störte ja nie und niemand, aber sie nahm an nichts von dem Anteil, was die Geschwister bewegte, und kam sich darum selbst überflüssig vor. Sie war Outsider geworden . . .

Der Herbst und der erste Teil des Winters standen ganz im Zeichen der Vorbereitung für die Hoffestlichkeiten.

Börries und Ingrid nahmen an dem Tanzzirkel teil, den Evelyne bei sich durch die Freifrau von Alvers abhalten ließ.

Evelyne bezauberte alle Welt durch ihr geschmackvolles Tanzen. Auch auf den Schlittschuhen machte sie eine brillante Figur. Sie besaß auf sportlichem Gebiet eine zähe Energie. Eine Zeitlang übte sie täglich mehrere Stunden im Eispalast, um es im Walzer auf dem Eise zur Voll-

endung zu bringen. Als sie dann dem hauptsächlich von der Hofgesellschaft gebildeten Eislaufklub durch den Schwager und die Schwägerin zugeführt wurde, erregte sie mit ihrer Kunst großes Aufsehen. Ihr erster Triumph aber war es, daß sie gleich Ingrid an den Parforcejagden des Hofes in Döberitz teilnehmen durfte. Sie hatte ein paar gute Pferde gekauft, und wenn sie mit Ingrid und dem Dragoner auf dem Hippodrom erschien, ging es von Mund zu Mund: die auf dem feudalen Vollblüter ist die neue Dollarprinzeß!

„Wie gefällt dir Evelyne?" fragte der Freiherr seine Tochter nach den ersten Begegnungen mit der schönen Frau.

Gwendoline lächelte. „Sie ist scharmant."

„Sehr scharmant. Aber das genügt noch nicht."

„Ich glaube, ihr genügt es, Papa."

„Du hast eine Antipathie gegen sie, Kind?"

„Bewahre."

„Na, ich seh' dir's doch an der Nasenspitze an. Was hast du an ihr auszusetzen? Schieß los."

„Nichts, Papa. Sie ist scharmant."

Wie sie so vor ihm stand, ernst und klar, mit ihrer großen, freien Stirn, ein bißchen schmal an den Schläfen, so daß die blauen Augen viel größer und sehnsüchtiger, vielleicht auch trauriger aussahen als früher, tat sie ihm eigentlich recht leid.

„Hör' mal, mein Mädel, seitdem du hier bist, ist's schon ein paarmal gerade wegen Evelyne zu Reibereien gekommen. Ja, ja, wegen Evelyne. Es paßt dir nicht, daß Ingrid und Börries so innig zu ihr halten. Du fühlst dich zurückgesetzt. Aber bedenkst du auch, daß du selbst es warst, die sich den Geschwistern entfremdet hat? Und warum entziehst du dich uns jetzt alle Tage durch die Besuche bei deinen neuen Freunden? Du bist nicht schuldlos, mein Kind."

„Ich übersehe mein Leben ganz schleierlos, Papa. Und glaub' es mir: all meine Fehler weiß ich ganz genau. Ein Gesellschaftsvogel wäre ich nie geworden. Ich hätte — auch ohne meine Amerikafahrt — absolut nicht für den Ballsaal gepaßt. Ich bin zu schwerfällig dazu, zu ungeschickt."

Er schüttelte den Kopf. „Nee, mein Kind. Schwerfällig, ungeschickt? Ein Irrtum. Ich seh' dich noch zu Pferde. Famos hast du im Sattel gesessen. Hättest du nur gewollt: du hättest mindestens die Rolle spielen können, die jetzt Evelyne hier allenthalben spielt."

„Das ist aber gerade der große Unterschied zwischen uns, daß Evelynes Ehrgeize auf so ganz andern Gebieten liegen, als die meinen."

„Hm. Die deinen sind und bleiben — Zahnausreißen?"

Eine Weile blickte sie an ihm vorbei in das goldene Herbstlaub der Kaiserallee. So fremd fühlte sie sich hier. Auch ihr Vater schien ihr so gänzlich verwandelt. Immer hilfloser suchte sie nach einer Brücke. „Was soll ich darauf sagen, Papa? Wäre ich vor Atis Verlobung mit meinem fertigen Examen herübergekommen, dann hättet ihr doch gewiß nicht darüber gespottet. Oder?"

„Na ja, ich geb' es zu, Kind, man wird leicht ungerecht. Weil das eben eine Beschäftigung ist, die... Nein, ums Himmels willen, mach' nicht deine flehenden Augen, ich werde dich nicht kränken."

„Kränkungen hab' ich oft überwinden müssen da drüben, Papa. Aber ich hatte ein Ziel. Ein inneres und ein äußeres. Und das äußere ist heute schon erreicht. Ich bin wirtschaftlich gesichert."

„Gottlob seid ihr Mädels jetzt davor bewahrt, verdienen zu müssen. Aber daß wir alle deine Energie, deinen Fleiß anerkennen, das weißt du doch, mein Kind."

Sie gab ihm die Hand. „Ich bin glücklich darüber, daß du mir's sagst."

Er hielt ihre Hand fest. „Nun laß uns aber auch mal über die Zukunft reden, Gwendoline. Du hast es abgelehnt, zu Hofe zu gehen. Die Jagden wolltest du auch nicht mitreiten. Dem Eisklub bist du nicht beigetreten. Es kann dir doch nicht genügen, so wie jetzt alle Tage ein paar Stunden bei deinen Freunden zu sitzen und englisch zu parlieren? Notabene: wir kennen die Herrschaften noch gar nicht. Du bist alt genug, ich möchte dir nicht gern Vorschriften machen in solchen Dingen. Aber fändest du's nicht auch selbst richtiger, daß du deinen Verkehr dem unsern anpassest, wie?"

„Papa, ich konnte bisher nicht davon sprechen..." Sie atmete tief auf. „Börries und Ingrid würden mich nicht verstehen.

Evelyne würde die Achseln zucken. Und du . . ."

„So wenig Vertrauen hast du zu deinem alten Vater? Warum zögerst du? Sprich dich doch endlich einmal aus, Gwendoline. Laß es doch nicht zu einer Kluft zwischen uns kommen."

„Ich fürchte, sie ist schon da. Und nach allem scheint sie mir unüberbrückbar. Du sagst dir nicht, Papa, wer und was die Freunde sind, die ich alle Tage besuche?"

„Du machst mir ordentlich Angst — ?!"

„Es ist Professor Siedtner."

„Siedtner? Kenn' ich nicht. Ein Austauschprofessor? So rede doch."

„Ich war ihm von Elisabeth Hillern warm empfohlen — er hat mich probeweise eine Zeitlang beschäftigt — und er will mich jetzt für seine weibliche Kundschaft anstellen."

„Anstellen? Dich? Für seine Kundschaft?" Seine Augen wurden immer größer. „Ach so . . . Es ist ein Zahnprofessor?! Geliebtes Kind, hier, hier, hier in Berlin willst du praktizieren?"

„Ja, Papa, und ich bitte dich herzlich, leg' mir nichts in den Weg. Ob ich nun Tennis spiele oder Handarbeiten mache oder Klavier übe oder ein paar Stunden bei Professor Siedtner assistiere, — wem nehme ich damit etwas, und wen geht es im Grunde etwas an?"

Er seufzte. „Du bist eben ganz amerikanisiert, sonst würdest du so nicht fragen. Dem Namen, Kind, bist du doch etwas schuldig, dem Namen, den du trägst. Ja, ich bitte dich, geht denn das? Jedes kleine Ladenmädel oder Wertheimfräulein kann sich von der Freiin von Erxleben für 'nen Taler einen hohlen Backzahn ausreißen lassen? Schaudervoll. Schaudervoll."

„Mein Name ist dort nicht bekannt, wird überhaupt nicht genannt. Ich bin einfach die Assistentin. Papa, hab' schon ein Einsehn."

„Ja, um Gottes willen, ist das denn so ein mordsmäßiges Vergnügen, die Leute mit der Zange und der Bohrmaschine zu quälen?"

„Es ist mir eine große Befriedigung, eine ernste Pflicht zu erfüllen."

„Du könntest ja in den Wohltätigkeitsvereinen Pflichten übernehmen."

„Die bleiben denen, die nichts anderes gelernt haben. Mit einem Pfund soll man doch wuchern."

Der Freiherr ging, den Kopf zwischen die Hände pressend durchs Zimmer. „Na, die Gesichter von deinen Geschwistern! Und erst unsere gute Mrs. Biggar! Das kann ja lieblich werden!"

Gwendoline empfand es sehr schmerzlich, daß die Meinung der Schwägerin, mit der sie nicht das geringste persönliche Interesse verband, entscheidend für ihre Lebensgestaltung werden sollte. Sie schwieg lange, um nicht gar zu bitter zu antworten. Endlich sagte sie: „Ich will dir einen Vorschlag machen, Papa. Niemand soll durch meine Tätigkeit in einen Konflikt mit Atis Schwägerin kommen. Laß uns vor ihr doch schweigen darüber. Sie hält mich auch jetzt schon für einen Sonderling. Was tut's? Wie ich meine Zeit hinbringe, dafür interessiert sich im Grunde weder sie noch sonst jemand."

„Und wenn sie's 'rauskriegen, haben wir den schönsten Krakeel. — Na, mein Kind, ich will deinem Glück nicht im Wege sein. Tu, was du nicht lassen kannst. — Aber es bleibt unverbrüchlich dabei: wir halten beide den Mund. Wenigstens vor der kleinen Schwägerin. Verstanden?"

Gwendoline dachte der Unterredung lange nach. Wie hatte sich ihr Vater doch von Grund aus verändert! Nichts von dem schneidigem Reiterführer steckte mehr in ihm, der weder den Himmel noch den Teufel gefürchtet, weder Vorgesetzten zuliebe noch Untergebenen zuleide gelebt hatte, der als oberstes Gesetz für sich auch nur einzig und allein die Pflicht anerkannte! Heute ging er ängstlich und duckmäuserisch auf Heimlichkeiten ein, nur um die verwöhnte kleine Dollarprinzessin nicht zu kränken! Die Majestät, vor der er sich beugte, war das Geld der Teerbrügges. Und dieser ungekrönte König herrschte auch über ihre Geschwister, über all ihr Tun und Lassen: dieser ungekrönte König, den sie verachtete.

Wenigstens blieb ihrem Vater die Beschämung erspart, daß irgendein Zufall ihr „Geheimnis" der Schwägerin preisgab.

Der Winter verlief für Evelyne, deren smarten Schwager Börries und fesche Schwägerin Ingrid in Saus und Braus. Die Villa in der Rauchstraße gehörte heute

wirklich schon zu den ersten Häusern der Berliner Gesellschaft. Es ward bekannt, daß Mrs. Evelyne Biggar ein paar glänzende Anträge ausgeschlagen hatte. Namen von Klang wurden genannt. Aber es schien ihr nicht zu genügen, nur einen Namen zu erheiraten. Sie verlangte mehr und ließ sich Zeit zur Wahl. Inzwischen stand ihr Name auf allen Listen der Patronessen von Berlin W. Auch an sportlichen Unternehmungen von größerer Bedeutung war sie mehrfach beteiligt. Beim Concours hippique erregte sie in der Spring-Konkurrenz für Damen mit ihrem Jagdpferd solches Aufsehen, daß sich das Kronprinzenpaar hernach lange mit ihr in der Loge unterhielt. Die illustrierten Wochenschriften brachten ihr Bild. Sie war ein Faktor geworden, mit dem man rechnen mußte, wenn man ein großes Wohltätigkeitsfest arrangieren wollte. Heute handelte sich's nicht mehr allein um ihr Geld, sondern auch schon um ihren Namen und ihr tätiges Interesse.

Evelyne Biggar war in Berlin „managed".

Damit war die Hauptaufgabe der Exzellenz von Erxleben und seiner Kinder erfüllt, und als ein schmerzhafter Anfall seines alten Nierenleidens den Freiherrn wochenlang ans Bett und ans Zimmer fesselte, vermißte ihn Evelyne schon gar nicht mehr bei ihren Gesellschaften. Sie hatte Exzellenzen genug unter den älteren Herrschaften. Auch Tante Eddy, die noch immer jeden Vorwand wahrnahm, um von Rotholz herüberzukommen, ward mit der Zeit entbehrlich. Hatte doch Mrs. Biggar die Gräfin Soter-Soersheim, die noch viel besser zu repräsentieren verstand, als dauernden Gast bei sich aufgenommen.

In seinen Leidenstagen wäre sich Erxleben nun sehr vereinsamt vorgekommen, wenn er nicht wenigstens Gwendoline gehabt hätte, die ihm Gesellschaft leistete, sobald es ihre Zeit zuließ. Börries und Ingrid genossen ihr Leben, ihre Jugend und die ganze Fülle der Freuden einer Berliner Saison, und Hannsheinz hatte eine Einladung von Beate angenommen, an Bord der Jacht ein paar Wochen lang die Sonne des Südens auf sich wirken zu lassen. Seine ersten Studien und Skizzen hatten Gwendoline enttäuscht. Der Professor behauptete zwar, Talent sei unbedingt vorhanden, es müsse nur erst ausreifen, — aber Gwendoline, die wußte, daß Beate ihm ein enorm hohes Honorar für seine Korrekturstunden bezahlte, blieb dem Urteil gegenüber mißtrauisch.

Wenn sie abends allein waren und der Freiherr sich rüstig genug fühlte, um den langen Gang bis zu Gwendolines Zimmer entlang zu wandern, so besuchte er sie und sah ihr bei ihren Arbeiten zu. Zuerst fand er die Kautschukpräparate schauderhaft — er war stolz darauf, noch seine eigenen Zähne zu besitzen — aber mit der Zeit begann ihn die Zurichtung doch zu interessieren.

Die Geschwister hatten ihr Geheimnis inzwischen erfahren. Sie waren entsetzt genug gewesen — hatten sich dann aber damit abgefunden. Nur vor Evelyne durfte kein Sterbenswörtchen davon verlauten. In ihren Gesprächen mit Gwendoline vermieden sie jede Anspielung auf ihre Anstellung bei Professor Siedtner.

Als der Freiherr, aus einer gewissen gutmütigen Regung heraus, einmal bei Tisch Gwendolines fabelhafte Geschicklichkeit in ihren technischen Arbeiten rühmte, begegnete er von seiten Börries' einem eisigen Schweigen. Und Ingrid schien sehr verlegen.

Die einsamen Abendsitzungen von Vater und Tochter bekamen zu Weihnachten einen Zuwachs. Erwins römisches Stationskommando war beendigt; er wurde nun auf der Kommandierrolle des Auswärtigen Amtes weitergeführt. Da er viel freie Zeit hatte, war er ein häufiger Gast.

Während der Abwesenheit von Hannsheinz benutzte Gwendoline dessen zum Atelier umgewandeltes Zimmer, nachdem das Bett entfernt war, als Werkstätte. Es lag dem Freiherrn bequemer, weil es an sein Schlafzimmer stieß, und Gwendoline konnte hier auch Erwin empfangen.

Erwin war herzlich wie bei dem ersten Wiedersehen, wenigstens bemühte er sich's zu sein. Aber Gwendoline empfand doch: auch zwischen ihn und sie war irgend etwas Fremdes getreten.

Vielleicht kränkte ihn der Spott der Geschwister über ihre Arbeit. Vielleicht empfand er ihren Beruf selbst als unpassend, unweiblich. Ein paar ungnädige Bemer-

kungen der Gräfin Czernin wiesen sie darauf hin. Sie vermied es darum, ihre Erinnerungen an die New Yorker Zeit auszukramen. Vielmehr war sie bestrebt, ihn bei seinen Besuchen immer zum Plaudern über eigene Erlebnisse anzuregen.

Wenn Erwin erst im Zuge war, dann erzählte er frisch und anschaulich tausenderlei von seinen Reisen. Aber etwas Grüblerisches, das seiner Art früher ganz fern gelegen hatte, nahm ihn jetzt manchmal gefangen. Zum erstenmal fiel das Gwendoline auf, als das Gespräch auf Beate gekommen war. Erwin ward immer einsilbiger, während der Freiherr immer eifriger von dem Reichtum seiner Ältesten schwärmte, von dem geradezu märchenhaften Luxus, in dem dies junge Volk in der schönen, weiten Welt da draußen zu leben mußte. Die Jacht „Beata" bildete den königlichsten Prunk, den der Generalleutnant sich vorstellen konnte. „Bedenken Sie, Schrott, kein Vergnügungsbootchen für Binnenseen, sondern ein richtiger, seetüchtiger Kahn!"

Ja, er habe die Jacht einmal gesehen, sagte der Feldjäger, ging aber rasch und flüchtig darüber hinweg. Seereisen habe er während seines Kommandos ja verschiedentlich ausführen müssen, und zwar meistens an Bord von Kriegsschiffen, um wichtige Post während der Mittelmeerfahrt des Kaisers in die Hände Sr. Majestät zu befördern. Immer wieder wollte der Freiherr auf die „Beata" zurückkommen, aber Erwin wich aus, er schilderte allerlei komische oder aufregende Zwischenfälle, die es auf seinen Fahrten gegeben hatte.

Mehr und mehr gewann der Freiherr Gefallen an ihm. Natürlich entging es ihm nicht, daß zwischen den beiden jungen Menschen auch heute noch ein Einvernehmen bestand. Schmunzelnd verfolgte er die Plänkeleien zwischen ihnen.

„Ein fabelhaft ausdauernder Bewerber! Wenn sie sich den man warm hielte! Das wäre doch ein Glück!" sagte er einmal zu Börries und Ingrid, die etwas verwundert waren über die sich häufenden Besuche Schrotts.

Der Gardedragoner nickte gnädig. „Na ja — für Gwendoline immerhin."

Eines Tages schrieb Hannsheinz aus Neapel und nahm Bezug auf eine Stelle in des Vaters Brief, die von Erwin Schrott handelte: „Hier an Bord ist auch von ihm gesprochen worden; er hat Ati besucht, als die Jacht in Genua lag. Hat er Euch davon denn nicht erzählt?"

Beim nächsten abendlichen Zusammensein brachte der Freiherr die Angelegenheit zur Sprache.

„Ich bitte Sie, Schrott, wir vergehen hier vor Neugierde, über Atis Leben und Treiben etwas zu erfahren, Sie erzählen uns da interessante Dinge von falschen Kupfermünzen, echten Rubens, blutroten Sonnenuntergängen und dem Kolosseum bei Mondschein — und das Allerinteressanteste unterschlagen Sie. Wie sieht die Jacht aus? Zweitausend Tons — das sagt mir nichts. Mit Schritten gemessen — wie groß ist das Deck? Man kann richtig seine Promenade an Bord machen. Nicht? Und ist der Mann, den sie da Kapitän nennen, ein richtiggehender Marineonkel mit Steuermannsexamen P. P.? Und wie ist die Verpflegung? Was treiben sie an Bord all die Zeit? Ich hatte bestimmt erwartet, Hannsheinz würde uns ein paar Feuilletons darüber schreiben, aber auch der Bengel schweigt sich gerade über das Wichtigste aus. Erbarmen Sie sich, Schrott, halten Sie mal Vortrag. Wie residieren unsere Millionärs an Bord der ‚Beata'?"

Auch Gwendoline war gespannt. Und sie begriff diese Geheimnistuerei von Erwin nicht. Sie sah ihn forschend an. Seltsam: er hatte die Brauen zusammengezogen und machte ein sehr mißvergnügtes Gesicht.

Der Freiherr mußte ihm den Bericht förmlich abzwingen.

Über die Einrichtung der Jacht und hundert äußere Einzelheiten des Betriebs erzählte er ganz flott, lobte den Betrieb an Bord sehr, auch das nette Auftreten der Angestellten. Außer dem Navigationspersonal waren noch die Maschinisten an Bord, zwei Matrosen, ein Koch für die Herrschaft, ein Koch für das Personal, eine Kartoffel- und Gemüse-Putzfrau, eine Wäscherin, und dazu kam die persönliche Bedienung von Herrn und Frau Teerbrügge: der Pfleger und Masseur, der Boy, die Jungfer und die Stewardesse. Die Jacht hatte neben der Wohnung der Besitzer acht Kabinen für Gäste, mehrere Bäder und einen Turnsaal mit allen für die Zan-

dermethode erforderlichen Apparaten. Eingeweihte meinten, daß die Kosten für den Betrieb der Jacht jährlich die Apanage erforderten, die ein kleines deutsches Fürstentum für seinen Herrscher aufzuwenden habe.

Aber der Erzähler geriet immer wieder ins Stocken, sobald es sich darum handelte, ein Bild von dem Zusammenleben des jungen Ehepaars zu entwerfen.

„Haben sie viel Besuch an Bord?" fragte Se. Exzellenz.

„In der ersten Zeit, jawohl, ich glaube, hauptsächlich Amerikaner, die noch aus Interesse für Mrs. Biggar kommen. Teerbrügge selbst — ist ja weniger umgänglich. Nun, Sie wissen das doch alles selbst."

„Nein, eben nicht, lieber Freund. Er ist uns fremd geblieben bis auf den heutigen Tag. Bei den paar Begegnungen konnte man natürlich nicht warm werden."

„Ati scheint sich ja in alles gefunden zu haben. Sie behandelt ihn mit einer politischen Klugheit, die ich bewundert habe. Aber gerade damals, als ich an Bord kam, nichtsahnend, hatte es doch den — den Konflikt gegeben."

Beider Blicke hingen an seinen Lippen.

„Also hat sich — das alte Leiden — wieder bemerkbar gemacht?" Der Freiherr, der ziemlich blaß geworden war, fragte es stockend und unsicher.

Erwin nickte. „Er war damals wieder heimlich ausgebrochen."

„Ausgebrochen? — Wieder?"

„Ja — vor der Isle of Wight schon einmal."

„Davon wissen wir ja gar nichts ..."

„Der Arzt, der ihn mit an Bord zurückgebracht hat, erzählte mir davon. Und dann auch der Pfleger. Den kannte ich zufällig. Er war Lazarettgehilfe bei den Gardejägern. Ati war so verweint, daß ich sie nicht ausfragen wollte. Und nach dem, was sie mir sagte, konnte ich mir nur ein ganz unvollständiges Bild machen. Es war freilich trübe genug. Sie hat mir damals auch keine Grüße aufgetragen, trotzdem sie wußte, daß ich, sobald ich nach Berlin kam, Sie sehen würde. Da hielt ich's für besser, über meinen Besuch an Bord ganz zu schweigen."

„Meine Tochter," sagte der Freiherr, tief und schwer Atem holend, wie unter einem gewaltigen Druck, „hat mir noch kein Sterbenswörtchen darüber geschrieben, daß die Anfälle sich wiederholt haben."

„Es soll auch monatelang ganz gut gegangen sein. Nach dem Rückfall von Ventnor. Im Sanatorium in Dresden war er natürlich wieder unter Zwang gehalten worden. Bei seiner Entlassung hatte er die heiligsten Eide geleistet: er würde nie wieder einen Tropfen Alkohol über die Lippen bringen. An Bord befinden sich ja nur Teatotaler, und so war keine Gefahr. Er turnte täglich seine paar Stunden, nahm Schwimmbäder, musizierte mit seiner Frau — er soll ja eine sehr hübsche Stimme haben —, las viel, trieb Italienisch mit dem Maschinisten, beaufsichtigte die Buchführung, hielt das Schiffsjournal in Ordnung. Aber da kam in Genua der Freund, der Rheinländer, der auch damals vor Ventnor das Unheil angestiftet hat, an Bord. Kein Mephisto, ein guter Kerl, aber eben für einen schwachen Menschen wie Teerbrügge ein Unglück. Ati entdeckte den Besuch wohl zu spät. Nun — und in der darauffolgenden Nacht war ihr Mann spurlos verschwunden. Sie suchten ihn drei Tage und drei Nächte in allen Hotels, in allen Bars — und fanden ihn schließlich in einer Matrosenkneipe. In fürchterlichem Zustand. Sein Erwachen hernach an Bord, die Reue und Zerknirschung und Selbstverachtung muß zum Erbarmen gewesen sein. Ati wußte, daß ich eingeweiht war. Sie sagte zu mir: nun liege er in seiner Schlafkabine und weine." Schrott preßte für ein paar Sekunden die Lippen fest aufeinander. „Sie hat mir furchtbar leid getan."

Gwendoline war ganz weiß im Gesicht geworden.

„Und ihr Unglück — auf der Isle of Wight — stand im Zusammenhang mit einem ähnlichen Vorkommnis?" fragte der Freiherr tonlos.

Er hob die Schultern und seufzte. „Sein alter Freund soll ihn auch da verleitet haben. Ich weiß nicht, wer es ist. Irgendein Kneipbruder. Sie fuhren beide an Land, während Ati schlief, aber sie folgte eiligst, sobald sie erwachte und ihren Mann vermißte. Das Gelände dort ist gebirgig, das Paar suchte ihr zu entkommen, — und in der Hast mag sie unglücklich gestürzt sein.

Der Pfleger, der sofort die Suche nach dem Verschwundenen aufgenommen hatte, mußte sie ins Krankenhaus bringen. Als sie's verließ, war Teerbrügge vom Pfleger schon nach dem Sanatorium geschafft worden. Da soll er wieder rührend gewesen sein in seiner Zerknirschung. Ich sah sie ja nur ein paar Minuten beisammen, habe also kein Urteil. Aber er scheint sie wirklich zu vergöttern."

„Solange ihn nicht diese fürchterliche Macht in den Klauen hält!" sagte der Freiherr, der die Stirn zwischen seine Hände gepreßt hatte und starr vor sich niederblickte. „Armes Mädel — armes Mädel!"

In dieser Stunde entsann sich Gwendoline des väterlichen Briefes, der ihr so namenlos wehe getan hatte: der Antwort auf ihr warnendes Schreiben an Beate.

Hatten sie denn wirklich von Atis Verbindung mit diesem bedauernswerten Menschen ein dauerndes Glück erhofft?

Es ward ein stiller, trauriger Abend. Erwin brach früher als sonst auf. Vater und Tochter saßen schweigend beisammen. Gwendoline fand heute nicht die Sammlung für ihre Arbeit. Beide grübelten sie Beates Schicksal nach.

„Die volle Wahrheit über ihn hab' ich vor der Hochzeit nicht erfahren," sagte der Freiherr, endlich das Schweigen brechend, indem er seinen Kopf aufstützte und trüb ins Leere blickte, „Beate hat sie mir nicht gesagt, vielleicht nicht sagen wollen — wenn sie überhaupt in alles eingeweiht war; was ich jetzt bezweifle."

„Du glaubst, Evelyne hätte ihr das Schlimmste verschwiegen, um sie nicht abzuschrecken?"

„Diese ganze Heirat war ihr Werk. Das ist mir nun klar geworden. Die Bildergeschichte damals — Tante Eddy erzählte dir ja — und hundert andere Winkelzüge haben dazu helfen müssen. Ihr paßte die Verbindung aus allerlei Gründen. Die Hauptsache war ihr: sie legte die Verantwortung für den Bruder, die ihr lästig geworden sein mochte, in treue Hände. Und ward so selbst frei."

. . . Als an diesem Abend Börries und Ingrid, die einem Diner bei Evelyne beigewohnt hatten, heimkehrten und von der Schwägerin zu schwärmen begannen, von ihrem vollendeten Schick, ein Haus auszumachen, ihrer Kunst, die richtige Gesellschaft zu mischen, von der Pracht der Bewirtung, von dem Glanz der Berühmtheiten, die nach der Tafel konzertiert hatten, blieb das Antlitz Sr. Exzellenz wie steinern.

„Ist Evelyne plötzlich in Ungnade gefallen? Was hat sie verbrochen?" fragte Börries den Vater. Und als er keine Antwort bekam, blickte er Gwendoline mißtrauisch und vorwurfsvoll an. „Oh — hier ist konspiriert worden?"

Langsam schüttelte der Freiherr den Kopf. Und unter einem tiefen Seufzer stieß er aus, tonlos, von innerer Bewegung fast übermannt: „Wir haben — unser armes Kind — verkauft!"

⁂

Das grausame Urteil milderte die Zeit dann wieder.

Und der Bericht von Hannsheinz ließ bessere Hoffnungen aufkommen.

Unvergleichlich schöne Seefahrten lagen hinter ihm. Er hatte die herrlichsten Küstenstrecken des Mittelmeers aus nächster Nähe sehen dürfen. Begünstigt von einem wahren Sommerwetter hatten sie zuerst im Mittelmeer, dann im Adriatischen Meer gekreuzt. Mit geradezu soldatischem Eifer hatte Claus Teerbrügge an Bord täglich seine anstrengenden Turnstunden durchgehalten. Hannsheinz hatte sich natürlich daran beteiligt und war des Lobes voll über seinen Schwager. Freilich seine Art, sich in allen großen und kleinen Entscheidungen abhängig von Beate zu machen, würden die meisten als unmännlich verurteilen. Aber er sei nun einmal ein innerlich weicher, fügsamer Mensch. Ihn — Hannsheinz — habe die hingebende Treue geradezu gerührt. Claus hänge an ihren Blicken. Ein Lächeln von ihr, ein freundliches Wort beglücke ihn schon.

In Triest hatten sie die Jacht verlassen. ‚Nur aus Dankbarkeit,' so hatte Beate gesagt, wollten sie noch einmal für ein paar Wochen ins Sanatorium nach Dresden. Inzwischen ward die Jacht um Gibraltar und Kap Finisterre herum nach der Reede von Portsmouth gebracht. Claus wollte diesmal in Cowes und in Kiel mit seinem Rennsegler konkurrieren und gedachte sich zum Trainieren für die Große Woche schon einen Monat vorher wieder an Bord der „Evelyne" zu begeben. Da sie auf der

Der Landwirt. Gemälde von Peter Philippi

Fahrt dahin Berlin berührten, so konnten sie den im vorigen Jahr versprochenen gemeinsamen Besuch dann nachholen. Die Bedienungsmannschaft hatte die ersten Probefahrten der Rennjacht schon hinter sich. Claus freute sich auf die Arbeit an Bord seines Seglers ganz außerordentlich. Auch die behaglichste Fahrt der „Beata“ konnte ihm diese nicht ersetzen.

Es gab bald kaum eine Stunde mehr seines Aufenthaltes als Gast des Schwagers, über die Hannsheinz daheim nicht Rechenschaft abgelegt hätte. Der Freiherr von Erxleben litt seit einiger Zeit an Schlaflosigkeit. Oft wälzte er sich, von Schmerzen heimgesucht, einen großen Teil der Nacht auf seinem Lager, ohne Ruhe finden zu können. In einer solchen Nacht kam er einmal, nur notdürftig bekleidet, in das Zimmer seines Jüngsten, der sich sofort straff aufrichtete und blinzelnd ins Licht sah, als er die Gestalt im Türrahmen gewahrte.

„Schläfst du, mein Junge? Hab' ich dich aufgeweckt?“

Hannsheinz lachte. „Ich weiß nicht, Papa. Gerade hab' ich geträumt, der Professor bliebe an meiner Staffelei stehen — und da schreckt' ich wohl auf — er kümmert sich sonst so wenig um mich — bei den andern korrigiert er fortgesetzt . . .“

Er sprach dann unzusammenhängend weiter. Der Freiherr hatte den Leuchter niedergesetzt. Das elektrische Licht wollte er nicht andrehen, weil es für Hannsheinz zu grell sein mochte. Er hörte kaum, was sein Jüngster sprach. Sein Hirn und sein Herz waren ganz und gar ausgefüllt von der Sorge um Beate. Am Bett ließ er sich nieder, legte den rechten Arm ins Kreuz, atmete tief auf — und begann zu fragen. Dinge, die Hannsheinz schon mehrmals erzählt hatte, mußte er aufs neue berichten. An Nebensächlichkeiten, unbedeutenden Vorkommnissen an Bord hakte der Freiherr ein. Über einen Zwist, der einmal zwischen dem Ehepaar entstanden war, wollte er haarklein berichtet haben. Wie benahm sich Claus gegen seine Frau? Wer gab schließlich nach? Beate? So. Ja — aber nur, um ihren Mann nicht noch mehr zu reizen. Er war also sehr aufgeregt? Sehr. Aber eine Stunde später sah er selbst ein, daß er unrecht gehabt hatte, kam zu ihr und bat sie in seinem gemütlichen köllschen Platt, ihm nicht böse zu sein. Wie ein Kind, das Abbitte leistet.

Ein Rätsel war ihm dieser Mensch, ein Rätsel. Eine dunkle, unheimliche Macht beherrschte ihn, eine Macht, der ein bisher vor allem Häßlichen behütetes Weib wie Beate auf die Dauer kaum gewachsen war.

Jetzt erst, durch den Zufall, daß er eine alte Zeitung in die Hand bekam, erfuhr der Freiherr auch, daß sein Schwiegersohn im vorigen November vor der Strafkammer zu Dresden unter der schon lange gegen ihn schwebenden Anklage der Körperverletzung und Beamtenbeleidigung gestanden hatte, aber freigesprochen worden war, weil bei ihm während der Tat — nach Aussage der Sachverständigen — „vorübergehend das Bewußtsein ausgeschaltet gewesen sei.“ Ausführlich hatten die Ärzte in der Verhandlung seinen Zustand besprochen. Er leide, wie die meisten Dipsomanen, an Zwangsvorstellungen und plötzlich eintretenden Gemütsverstimmungen, die ihn zu erhöhtem Alkoholgenuß trieben. Es sei anzuerkennen, daß der Angeklagte mit größter Energie bestrebt sei, den in ihm steckenden Hang zu bekämpfen. Die neueren Irrenärzte stünden auf dem Standpunkt, daß die Krankheit der Quartalstrinker überhaupt nicht ein vom Willen der Betroffenen abhängiges Laster, sondern eine Teilerscheinung der Epilepsie sei. Die starken Depressionen, an denen auch der Angeklagte leide, träten sehr häufig vor einem epileptischen Anfall auf, manchmal aber ersetzten sie ihn. Augenblicklich laboriere der Angeklagte, der nach dem letzten Rückfall freiwillig eine Entziehungskur angetreten habe, an einer tiefen Erschöpfung, wovon sich das Richterkollegium durch eigenen Augenschein überzeugen könne. Der Verhandlungsbericht sagte aus, daß der mehrfache Millionär vor den Richtern tatsächlich einen völlig stumpfen Eindruck gemacht habe. Dem Pfleger, der ihn mit Erlaubnis des Vorsitzenden zur Anklagebank begleitet hatte, sei er nach seiner Freisprechung ebenso stumpf gefolgt. Gefügig wie ein Kind. Der betreffende Reporter schilderte ihn: bleich, etwas aufgedunsen, mit melan=

cholischen, fast flehend um sich blickenden blauen Augen. Er knüpfte die Bemerkung daran, daß Herr Teerbrügge in dem Dresdener Sanatorium, in das er sich nach seinen verschiedenen Rückfällen bisher immer zurückgezogen habe, den Namen führte: „le roi en exil“. Boshaft schloß er: von einer Krone sei auf dem semmelblonden Haupt dieses bedauernswerten Monarchen allerdings nichts zu sehen gewesen, und im ganzen habe er mehr einem in den Käfig gesperrten Kaninchen als einem verbannten König geglichen.

Mitleid, das vielgerühmte, schenkte der Lokalreporter des kleinen Skandalblättchens dem Millionär, Mitleid, das gepaart ist aus Nachsicht und Verachtung.

Der Freiherr stampfte mit dem Fuße auf. In früheren Zeiten hätte solch ein Bürschlein diese Sprache einem Mitglied seines Hauses gegenüber wagen sollen! — Heute mußte er die niederschmetternde Kritik still hinnehmen.

Nein, er fühlte sich in seiner Haut nicht wohl. Auch die hochbezahlte Stellung, die er innehatte, gab ihm keine Befriedigung. Es verblieb ihm kein Einfluß auf die Geschäftsführung, da die beiden Direktoren stets auf Reisen waren — angeblich im Interesse des Verbandes — und ihn wegen der Rechenschaftsberichte immer wieder auf die Plenarsitzungen vertrösteten. Er hatte die beschämende Empfindung, daß das große Kapital nutzlos geopfert werde. Sie alle zehrten von der Laune und Gnade dieses unglücklichen Menschen, dem nun das Gericht öffentlich seine Unzurechnungsfähigkeit bestätigt hatte.

War der vielgehaßte Bruder „Pitter“ nicht doch im Recht gewesen, als er Claus hatte unter Vormundschaft stellen wollen?

Exzellenz von Erxleben sann trübe vor sich hin.

Wie wär's dann mit Beate geworden? Mit seiner armen Beate? Sie hätte den reichen Mann nicht heiraten können — und wäre keine arme Frau geworden.

Und Börries, Hannsheinz, Ingrid?

Der Jubel der Jüngsten über ihre gesellschaftlichen Erfolge brachte ja immer wieder etwas Sonne ins Haus: dann vergaß der Freiherr für ein Weilchen der Sorgen und Bedenken und Selbstvorwürfe, die ihn in seinen „weißen Nächten“ quälten. Vielleicht fand seine Jüngste auf diesem Weg ein Glück, das ohne Reue war.

Börries hatte Geschmack an dem guten Leben gefunden. Evelyne verwöhnte ihn. Zu seinem Geburtstag schenkte sie ihm den schönen Irländer, den Hunter, auf dem sie im Concours hippique erfolgreich debütiert hatte. Während der Kieler Woche sollte er mit ihr und Ingrid an Bord der „Beata“ wohnen. Evelyne hatte mit ihrem Bruder und dessen Frau schon alles verabredet. Sie meinte, dort habe er die beste Gelegenheit, sich unter den Töchtern verschiedener Länder umzusehen.

„Nun willst du sagen, lieber Börries, du liebst nur mich, und es wäre ein Jammer, daß ich sechs Jahr älter bin als du —“

„Fünf Jahr!“ fiel ihr der Schwippschwager ins Wort.

„Aber ich nähme dich auch dann nicht, wenn ich fünf Jahre jünger wäre als du, mein lieber Börries.“

Er drohte ihr leicht mit den Augen. „Ja, ich weiß, du willst viel höher hinauf.“

„Willst du nicht auch alles erreichen, was dir irgend erreichbar erscheint?“

„Gewiß, Evelyne. Ich habe mir zugeschworen: ich verliebe mich prinzipiell in kein Weib, das unter zwanzigtausend Mark Jahresrente mitbringt.“

„Zwanzigtausend?“ Sie lächelte. „Das ist nicht allzu unbescheiden, Börries. Aber immerhin läßt es sich hören. Es ist außerdem selbstverständlich, daß sie hübsch und jung und in dich verliebt sein muß. Und noch eine Bedingung, Börries: sie muß — falls sie noch leben — ihren Papa und ihre Mama zeigen können, wenigstens bei festlichen Gelegenheiten.“

Er sah sie etwas verblüfft an. „Evelyne —!“

„Still. Es ist ein wunder Punkt. Meine Mama hab' ich ja kaum gekannt. Aber mein Vater — wenn er noch lebte, wäre ich hier unmöglich. — Vorsicht, mein Freund, Vorsicht in jeder Beziehung. Übrigens werd' ich dir gern einen Wink geben, wenn ich etwas für dich Geeignetes entdeckt habe. Einverstanden?“

„Du bist die reizendste und verführerischste Vorsehung, die ich mir denken kann.“

Sie lachte. „Deshalb betest du mich ja auch an.“

Wenn Börries daheim seine Absichten und seine Ansichten in dieser Form aussprach, dann gab es dem Freiherrn jedesmal einen Stich durchs Herz.

„Als ich im ersten Jahre Leutnant war, mein Sohn, da dacht' ich anders. Der König — das Pferd — die Herzliebste mein — die Karriere — die gute Kameradschaft . . . Ans Geld hab' ich den Deibel gedacht. Ich will nicht sagen, daß das so das Rechte war. Aber dem verdammten Mammon die allererste Stelle im Leben und im Herzen einzuräumen . . . Mein Junge, ich rate dir gut!"

Sie kamen in dem Punkte nicht mehr zusammen. Börries dachte an nichts anderes als daran: wann würde ihm Evelyne, die moderne, kluge, kleine Schlange, endlich den versprochenen Wink geben? Denn selbstverständlich hatte er inzwischen, um überall mitzukommen, auch allerhand finanzielle Verpflichtungen eingehen müssen. Die gute Partie war für ihn Lebensbedingung geworden. Und b a l d mußte sie sich ihm bieten.

Um Hannsheinz kümmerte sich in diesen Monaten niemand so recht. Seine Arbeit lag zu weit ab von ihrer Art. Der Freiherr liebte die moderne Malerei nicht. Die Werke, die er von seines Jüngsten Meister ausgestellt sah, fand er ebenso kleckig wie die von Hannsheinz. Er sprach vorläufig grundsätzlich nicht über diese Angelegenheit. Der Professor hatte ihm erklärt: ein Talent lasse sich so rasch nicht erkennen. So waren sie denn übereingekommen, daß Hannsheinz noch ein halbes Jahr weiter bei ihm studierte. Aber Gwendoline fiel es auf, daß der Kunstjünger recht bedrückt und in sich gekehrt herumlief, wenn er nicht hinter der Staffelei saß. Sie suchte ihn abends abzulenken, bat ihn manchmal, ihr eine kleine technische Arbeit abzunehmen, und dabei stellte er sich stets sehr geschickt an; jede Bastelei machte ihm heute noch dieselbe Freude wie in seinen Knabenjahren. Über seine Studien sprach er nur selten. Gwendoline nahm sich aber doch vor, einmal ein ganz unbeeinflußtes fremdes Urteil einzuholen, weil ihr Mißtrauen gegen Hannsheinz' Lehrer ständig in ihr wuchs.

Ende Juni ging alles in die Ferien. Exzellenz von Erxleben gedachte erst seine Kur in Wildungen abzumachen und dann Gwendoline, die in Heringsdorf die Sommerklientel ihres Professors behandeln sollte, Gesellschaft zu leisten. Auch Hannsheinz, der recht blaß und schmal geworden war, sollte sich am Ostseestrand volle braune Backen holen. Ingrid hatte schon Mitte des Monats Adieu gesagt: sie war mit Evelyne und der Gräfin Soter nach Cowes abgefahren. Natürlich reisten sie mit großem Train: zwei Jungfern, einem Diener und einem Groom. Börries fand sich zur Abreise auf dem Lehrter Bahnhof ein; er hatte nur für die Kieler Woche Urlaub bekommen können. Als er den pompösen Aufzug sah, den Evelyne da wieder einmal arrangiert hatte, lachte ihm das Herz. Diese Dollarprinzessin hatte wahrhaftig das Talent zu regieren und zu repräsentieren. Alles flog, alles war ihr zu Willen, alles bemühte sich, ihr Aufmerksamkeiten zu erweisen. Dabei war sie so einfach und liebenswürdig, wie — wie etwa eine wirkliche Prinzessin, eine aus königlichem Geblüt. Als die Damen in dem für sie reservierten Abteil erster Klasse endlich verstaut waren, wartete der Diener auf dem Bahnsteig noch ein Weilchen, bis ihn ein gnädiger Wink entließ und er zu dem übrigen Personal einsteigen durfte, das zweiter Klasse fuhr. Börries mußte an das Urteil denken, das Evelyne über ihren Vater gefällt hatte. Wie Pitter Teerbrügge heute über seine Tochter wohl gestaunt hätte! Börries sagte zu sich: ‚Ein paar Millionen verdienen, das ist am Ende gar nicht so schwer. Aber sie mit Anstand und Grazie auszugeben — das will gelernt sein!'

In großer Spannung hatte Gwendoline der ersten Begegnung mit Beate und ihrem Mann entgegengesehen. Immer wieder war der Besuch aufgeschoben worden. Endlich — wenige Tage, bevor Gwendoline nach Heringsdorf übersiedeln mußte — meldete sich das junge Ehepaar an. Aber tausend Geschäfte und Vorbereitungen, die in Cowes der beiden harrten, machten es ihnen unmöglich, länger als einen Tag in Berlin zu bleiben.

Am Telephon suchte Gwendoline die Schwester zu bestimmen, ihr und den andern etwas mehr Zeit zu widmen, aber Beate erklärte es gleich für völlig ausgeschlossen.

Es berührte Gwendoline seltsam, nach so langer Trennung die Stimme der Schwester zuerst aus dem Fernsprecher zu vernehmen: ganz fremd klang sie ihr.

Und dann kam das Wiedersehen.

Die ganze Häuslichkeit an der Kaiserallee ward auf den Kopf gestellt, um das junge Paar würdig zu empfangen. Auch die Leute brannten schon vor Neugier, den geheimnisvollen Mann kennen zu lernen, der mit einem einzigen Federstrich über Tausende, über Hunderttausende, über Millionen verfügen konnte wie der König im Märchen.

Claus Teerbrügge enttäuschte. Er hatte so gar nichts von einem König oder einem Nabob an sich. Der niederdeutsche behagliche Zug nahm ihm alles Großartige. Hannsheinz fand übrigens, daß der Schwager seinen besonders guten Tag hatte; er war gleich ganz beruhigt, als er ihn bei der Ankunft sein köllsches Platt sprechen hörte.

„Siehst du, Claus, und das ist nun unsere Amerikanerin!“ sagte Beate, nachdem sie Gwendoline umarmt und abgeküßt hatte. „Wie findest du sie? Ein feines Köpfl, wie? Gelt, sie gefällt dir besser als ich? Nun weiß er nicht, wie er sich aus der Verlegenheit ziehen soll, der gute Claus.“ Sie lachte. Fortgesetzt sprach sie. Der Schwester erschien sie überreizt, nervös, von einer hektischen Lebhaftigkeit.

Immerhin kam zu Tisch ein gemütliches Stündchen zustande, wie der Freiherr es liebte. Claus erzählte drollige Vorkommnisse aus dem Leben an Bord, Beate fiel oftmals ein, etwas sprunghaft, aber sehr temperamentvoll, dabei mit ausgesprochenem Sinn für derbere Wirkungen.

Der Freiherr fühlte es wohl heraus: seine Älteste wollte sich nicht in die Karten sehen lassen. ‚Nicht ins Herz!‘ sagte Gwendoline zu sich.

Sie suchten vielleicht auch gar zu ängstlich in ihren Zügen zu forschen, in ihrer Stimme nach dem Unterton zu lauschen.

Ein einziges Mal an diesem Tage hatten sich die Schwestern ohne Zeugen.

Nach Tisch mußte Claus, der ärztlichen Verordnung folgend, ein Halbstündchen ruhen.

Beate kam, als sie ihren Mann versorgt wußte, in Gwendolines Zimmer, in dem schon die Koffer für die Übersiedelung nach Heringsdorf zum größten Teil fertig gepackt dastanden.

„Oh — das ist ja noch deine ganze amerikanische Ausrüstung! Nun, Mädel, was hast du auch alles angestellt! Und dein Beruf macht dir also große Freude? Du mußt mir jetzt einmal erzählen, Gwendoline. Ja, willst du? Und von Erwin. Was ist das doch für ein lieber, lieber Mensch. Es war mir wie ein Gruß aus der Heimat, als ich ihn da in Genua wiedersah. Warum kommt er heute nicht? Und von Professor Siedtner mußt du mir erzählen. Macht er dir auch recht die Cour? O du —!“

Sie überschüttete sie geradezu mit Fragen. Nur um nicht von sich selber erzählen zu müssen. Und ging dabei im Zimmer hin und her, besichtigte dies, besichtigte das. Nur um sie nicht ansehen zu müssen.

Und als Gwendoline sie bei den Händen erfaßte und mit sanfter Gewalt zwang, ihr das Antlitz, die Augen zu zeigen, wehrte sich eine Weile noch ihr Ton. Beate neckte sie und lachte. „Du siehst einem ja durch und durch. Alle Goldplomben müssen's fühlen. Oder geht's noch tiefer? Willst jetzt ein bißchen Seelenarzt sein, du? Ach — du altes Mädel! Wie du dich doch herausgemacht hast, Gwendoline. Ein gelehrtes Haus bist du inzwischen geworden. Ja, du, das ist eine lange, lange Zeit seit damals . . . Weißt du noch, der letzte Morgen am Kreuzberg? . . . Ich war zum Bäcker gesprungen und in den Milchladen. ‚Sahnenbureau‘ hieß es. Und Tante Eddy machte ihre kummervolle Miene. Und dann sah sie dich beim ‚Andante‘ stehn und heulen. Sie war fuchtig auf dich. Das heißt: Schelte kriegte ich auch gerade genug. Ich hab' noch so oft an den letzten Morgen denken müssen. Weißt du, daß Neumann mir einmal geschrieben hat? Claus hat ihm etwas vorgestreckt — und nun hat er ein Fuhrgeschäft in Brandenburg aufgemacht, es soll ihm sehr gut gehn. Ach, so oft hört man von alten Bekannten. Sie haben natürlich alle von meiner Partie erfahren. Na, und da gibt's nun tausend Wünsche. Große und kleine. Claus ist furchtbar gutmütig. Ja, das ist er. Wie gefällt er dir? Guter Kerl,

nicht? Er hat immer sehr nett von dir gesprochen, noch bevor er dich gekannt hat."

So warb sie um die Schwester — so warb sie für ihren Mann. Denn Gwendoline sollte um Gottes willen nicht danach fragen, wovon Papa vorhin hatte anfangen wollen. Nein, um Gottes willen nicht.

„Daß ihr heute schon wieder geht, Ati!" sagte Gwendoline, noch ganz unentschlossen, von der Schwester entwaffnet. Sie wußte nicht, wie sie ihr beikommen sollte. „Man spricht sich ja kaum!"

„Wir schwatzen doch immerzu!" Beate lachte und nahm den Kopf der Schwester zwischen beide Hände. „Du Mädel du!"

Gwendoline sah sie fast flehend an. „Wir schwatzen. Ja. Aber wir sprechen uns nicht aus und finden uns nicht. Und danach sehne ich mich doch so, Ati. Nach so langer, langer Zeit."

Für ein paar Sekunden schloß Beate die Augen. „Ja, du hast recht, Liebchen. Aber jetzt geht's nicht. Es ist auch besser . . . Laß nur erst den Sommer kommen. Wenn wir wieder an Bord sind, dann ... Willst du uns nicht einmal besuchen, du?"

„Das kann ich doch nicht, Ati. Ich habe bis in den September hinein die Vertretung in Heringsdorf."

„Und dann? Im September? Oder weißt du was? Im Juli oder im August, wenn erst Papa bei dir ist, dann kommen wir nach Heringsdorf und überfallen euch."

Gwendoline lächelte ungläubig. „Ich seh' euch verwöhnte Leutchen schon am Strande — unter all den lärmenden und buddelnden Tiergartenkindern."

„Nein, bloß auf die Reede kommen wir. Und wohnen natürlich an Bord. Aber dann können wir uns alle Tage haben und von Herzen ausschwatzen. Recht so?"

Sie wiederholte es hernach, als sie Abschied nahmen, als ganz sicheres Versprechen. Auch Claus sagte den Besuch bestimmt zu. Aber Gwendoline glaubte nicht daran, daß es Beate Ernst sei: sie war wohl viel zu stolz, als daß sie den Ihren einen vollen Einblick in ihr zerrüttetes Leben hätte geben wollen.

In Vaters Arbeitszimmer gab es noch einen letzten Versuch, Sturm auf Atis Herz zu laufen. Der Freiherr hatte sie mit sich genommen und die Tür geschlossen. Mit unsicherer, vor innerer Erregung zitternder Stimme drang er in sie, sich ihr anzuvertrauen, falls sie sich irgendwie bedrückt fühlte, seine Hilfe brauchte, seinen Rat ...

Beate preßte die Lippen fest aufeinander. Fast schroff wendete sie sich ab. Und dann stieß sie trotzig aus: „Ich bin glücklich — quält mich doch nicht immerzu — ich habe den Schritt noch nie bereut!"

. . . Es war ein heißer Sommer, und die Arbeit, die Gwendoline in Heringsdorf leisten mußte, ließ ihr keine Zeit zur Erholung. Professor Siedtner hatte eine Riesenpraxis in Berlin. Er beschäftigte mehrere erfahrene und sehr geschickte Assistenten; aber die Freiin von Erxleben, von der sich seine weiblichen Patienten am liebsten behandeln ließen, war auch ihm sehr rasch die sympathischste Hilfe geworden. In früheren Jahren hatte er während der Sommermonate selbst in Heringsdorf praktiziert. Seine Gesundheit erlaubte ihm das heuer nicht. So ging er denn zu seiner Erholung in die Berge und schickte Gwendoline in die „Filiale".

Als Exzellenz von Erxleben aus Wiesbaden kam und feststellte, daß seine Tochter von neun bis fünf Uhr fast ohne Unterbrechung Sprechstunde abhalten mußte und auch noch abends, mehrmals sogar die Nacht durch, zu arbeiten hatte, war er außer sich.

„Das ist ja eine Schinderei, mein Kind. Das hast du doch gar nicht nötig. Der Herr Professor muß schleunigst noch ein paar von seinen Assistenten herschicken."

Aber Gwendoline schüttelte lächelnd den Kopf. „Das ist hier der Anfang meiner Selbständigkeit. Laß mich nur meinen Weg gehen, Papa. Ich weiß, wohin er führt."

„Zunächst führt er dazu, daß du blutarm und bleichsüchtig wirst," sagte der Freiherr. Aber Gwendoline war ihm nun doch schon über den Kopf gewachsen. Er tröstete sich damit: vielleicht gelang es Schrott, ihr den Kopf zurechtzusetzen. Denn für ein paar Wochen wollte der sich hier einfinden.

Hannsheinz war gleichzeitig mit dem Vater in Heringsdorf eingetroffen. Sie hatten in einem am Walde gelegenen Pensionshaus Wohnung genommen. Gwendoline mußte jeden Morgen nach der Siedtnerschen Villa, um dort die Sprechstunden abzuhalten. Der Professor hatte seiner

Assistentin angeboten, dort zu wohnen, sie war aber nicht darauf eingegangen, weil sie den Vater nicht allein lassen wollte.

Eines Tages gab es nun für die Sommergäste von Heringsdorf und den benachbarten Ostseebädern eine große Sensation.

Der Küste gegenüber ging eine weiße Jacht vor Anker.

„Es ist die ‚Hohenzollern'!" meinten die einen.

„Genau so sieht die Lustjacht aus, die sich der Pariser Rothschild auf dem Genfer See hält!" hörte man von anderer Seite.

„Es wird Rockefeller oder Morgan oder sonst so ein Potentat des Sternenbanners sein!" rieten andere, als beim Näherkommen der Name „Beata" an der Gallion sichtbar ward und man an Bord des Motorbootes, das den Dienst zwischen der Jacht und der Landungsbrücke versah, die amerikanische Flagge gewahrte.

Aber hernach hörte man: die Jacht gehörte einem von den rheinischen Großindustriellen, Herrn Claus Teerbrügge, und in dem Motorboot war Mrs. Evelyne Biggar gelandet, die Dollarprinzessin, die beim Concours hippique in der Damen-Springkonkurrenz mit ihrem irischen Hunter ebensogroßes Aufsehen erregt hatte wie am Berliner Hof im letzten Winter mit ihrem berühmten Perlenkollier und ihrem Brillantendiadem.

Und es wurde erzählt, daß sie nebst ihren beiden Schwägerinnen, der Frau Beate Teerbrügge und der Freiin Ingrid von Erxleben, den Mittelpunkt der ganzen Kieler Woche gebildet habe. Die Jacht „Beata" war sowohl in Spithead wie in der Kieler Förde viel bewundert worden. Ihre Insassen hatten ein paar Feste an Bord von Kriegsschiffen mitgemacht. Auch die Majestäten hatten die auffallend schönen und immer geschmackvoll gekleideten Damen, die ihnen von den Parforcejagden und den Hoffesten her bekannt waren, mehrfach angesprochen. Ein glänzender Kreis bildete ihren Stab, wo immer sie sich blicken ließen. Claus Teerbrügge war seltener zu sehen. „Evelyne", sein Segelrenner, hatte in Cowes leider wiederum Pech gehabt, war aber in der Sonderklasse der Kieler Woche den beiden andern großen Konkurrenten um den goldenen Pokal hart auf die Fersen gerückt.

Dasselbe Aufsehen wie in Kiel erregten die weiße Jacht und ihre Bewohner nun auch in Heringsdorf.

Es war ein wunderbares Sommerwetter. Die weiße Jacht hob sich bei Tage vom blauen Meer und vom blauen Himmel wirkungsvoll ab. Noch romantischer aber war die Wirkung des Abends, wenn die Tausende von elektrischen Glühlichtern an Bord aufsprangen. War Besuch an Bord, so wurde die ganze Zeile vom Bugspriet zum Heck über die Toppen illuminiert. Die Heringsdorfer Badegäste betrachteten es wie ein Gratis-Feuerwerk für ihre abendliche Strandpromenade. Brachte das strahlend erleuchtete, vom Scheinwerfer der Jacht noch besonders verfolgte Motorboot die Gäste, die draußen geweilt hatten, zur Landungsbrücke zurück, so drängte sich immer eine große Schar Neugieriger an der Treppe zusammen, um sie zu sehen. Die Gäste der „Beata" schritten dann wie fremde Fürstlichkeiten durch ein langes Spalier.

Die Gesellschaft, die sich drüben einfand, schien interessant zusammengesetzt. Neben den hervorragendsten Mitgliedern der Berliner amerikanischen Kolonie sah man den Freiherrn von Erxleben und andere Exzellenzen, junge Gardekavalleristen und bekannte Sportsleute, ferner berühmte Künstler, die an Bord gegen hohes Honorar konzertierten.

Eine Berlinerin, die gar zu gern eine Einladung an Bord der „Beata" gehabt hätte, fragte gelegentlich die Assistentin des Professors Siedtner, von der sie behandelt wurde und die sie mehrmals auf dem Motorboot bemerkt hatte: wie das wohl anzustellen sei? Und sie fügte hinzu, ganz Heringsdorf sei schon außer Rand und Band. So ein Luxus, wie ihn die Damen da drüben an Bord trieben, sei selbst hier noch ganz unerhört. Sie könne vom Hotelbalkon aus mit dem Krimstecher das ganze Deck übersehen und beobachte auch immer, was der Koch auf dem Küchendeck vorbereite, und was für Vorräte an Bord gebracht würden. Unsummen müßten da draufgehen.

Gwendoline hob lächelnd die Schultern und bedauerte, der Ehrgeizigen in dieser Richtung nicht dienen zu können.

„Ah — Sie praktizieren nur da drüben?

Schade." Und erst nach einem tiefen Seufzer öffnete die Patientin den Mund für die Goldplombenarbeit.

Abends erzählte Gwendoline das kleine Vorkommnis.

Sie saßen auf der Veranda des Logierhauses. Es war windstill und warm. Das Windlicht auf dem Tisch flackerte kaum. Exzellenz von Erxleben und Erwin von Schrott, der vom Hotel noch auf ein Abschieds-Plauderstündchen herübergekommen war, rauchten ihre Zigarre. Auch Hannsheinz hatte — der Mücken wegen — eine Zigarette bekommen.

Das große Fest an Bord der „Beata" hatten sie gestern alle vier mitgemacht. Es stand natürlich im Mittelpunkt ihrer Unterhaltung. Heute war es drüben wohl sehr still: Ingrid und Evelyne waren in Gesellschaft der Gräfin Soter und in Begleitung ihrer beiden Jungfern nach Heiligendamm gefahren, um sich an dem Tennis-Match zu beteiligen. Es wurden dort viele Mitglieder der Hofgesellschaft erwartet. Auch ein Rennen fand in Heiligendamm statt. Wie lange die Damen sich dort aufhielten, ließ sich noch gar nicht absehen.

„Die leben, die genießen!" meinte Hannsheinz. „Ein Tag ohne ein Fest oder irgend etwas Besonderes ist für sie doch gar nicht denkbar. Immer muß es lärmen und lustig sein rund um sie."

„Nur Beate bleibt einsam in der Stille zurück," sagte Erwin und blickte von der Veranda zu der schwarzen Waldsilhouette hinüber, die diesen Teil der Kolonie vom Strande schied.

„Einsam? Sie ist doch bei ihrem Mann." Gwendoline stand auf, um die Spielkarten zu holen. Seitdem Tante Eddy im Sanatorium Bridge gelernt hatte, mußten es alle ihre Verwandten lernen. Erwin war übrigens darin Meister und erteilte Sr. Exzellenz mit bewunderns-werter Geduld Unterricht. Mancher Urlaubsabend war so still vergangen.

Erwin hatte das Wiedersehn mit Beate sehr bewegt. Er fand, daß sie seit der Begegnung in Genua arg eingebüßt hatte; sie erschien ihm geradezu gealtert. „Ihr Mann —! Seltsam. Wie ein Aal entgleitet einem dieser Claus Teerbrügge immer. Wer kennt ihn überhaupt? Man möchte ein ernsteres Gespräch mit ihm beginnen. Unmöglich. Mit seinem flackernden Blick weicht er einem aus — und beginnt in seinem Platt irgendeinen Ulk zu erzählen. Ich habe ihn auch während der verschiedenen Konzertvorträge beobachtet. Wenn er's irgend ermöglichen konnte, entwischte er. Unstet hastete er da an Deck auf und nieder. Er hat für mich etwas Unheimliches."

„Ich finde, er ist ein famoser alter Bursche," sagte Hannsheinz. „Und gestern fand ich ihn besonders lebhaft."

„Ja, sogar aufgeregt," fiel Erxleben ein, „und seine ganze Art wollte mir nicht gefallen."

Hannsheinz lachte. „Ihr verlangt aber auch wirklich zuviel von dem armen Menschen. Ein großes Fest wird gefeiert, alles ist vergnügt, überall serviert man Sekt und Bier, es ist eine Bombenhitze, alle Welt hat Durst und stillt ihn nach Herzenslust, und der gute Claus darf nur sein Gläschen Limonade schlürfen. Das ist eine Barbarei. Ati paßt auf wie ein Luchs. Habt ihr sie beobachtet? Ihr entgeht nichts. Sie unterhält sich riesig liebenswürdig mit dem, mit jenem — aber immer wieder fliegt ihr Blick zu Claus hinüber: löckt er auch nicht wider den Stachel? Ich glaube, die beiden machen sich nur selber unglücklich. Gewiß tut mir Ati leid. Evelyne hat's jetzt tausendmal besser als sie. Aber mindestens ebenso leid tut mir ihr Mann."

Sein Ton war im Verlauf der Rede immer ernster geworden. Erwin hatte die Zigarre weggelegt und preßte für ein paar Sekunden die Hand gegen die Stirn. „Ich glaube, sie leidet tiefer, schwerer, als wir alle ahnen."

Es wollte heute abend keine rechte Stimmung aufkommen. War es die Abspannung nach dem heißen Tag, der Gegensatz zu dem lebhaften Bordfest am gestrigen Abend, oder war es wirklich der Zwang, immer wieder der schweren Aufgabe zu gedenken, die Beate erfüllen mußte? Die Unbehaglichkeit betrübte Gwendoline sehr: am andern Morgen in aller Frühe fuhr Erwin nach Berlin zurück. Exzellenz von Erxleben brach die Bridgepartie vorzeitig ab und sagte Gute Nacht.

„Na, Kinder, bin ich nun nicht sehr diskret?" fragte Hannsheinz, als er sich gleich darauf erhob, um dem Vater zu folgen.

Und dann fiel er über die Schwester her und umarmte sie lachend. „Oh, Gwendoline, was bist du für ein lieber Kerl! — Hast du nicht gesehen, Erwin? Sie ist ganz rot geworden!"

Gwendoline zauste ihn ein wenig an den Ohren. „Ja, mein alter Junge, du bist fabelhaft diskret," sagte sie lachend. Dann ging sie rasch und holte sich einen Schal, um Erwin noch bis zum Strand zu begleiten.

Und unterwegs sprachen sie wieder, worüber sie jetzt meistens gesprochen hatten, wenn sie allein waren: über Beate.

Alles was an Mitleid und Zärtlichkeit in Erwin schlummerte, schien erwacht, seitdem er Beate hier wiedergesehen. Auch Gwendoline hatte voll schmerzlicher Anteilnahme den abgehärmten Zug im Antlitz der Schwester wahrgenommen. Aber daß Erwin kein anderes Thema mehr lockte, auch wenn sie ganz für sich blieben, das gab ihr mehr und mehr zu denken.

„Wäre es künftighin nicht Christenpflicht, Erwin," sagte sie, beim Abschied seine Hand festhaltend, „Papa eher Mut zuzusprechen, sein Vertrauen zu stärken, als ihm so wie heute abend immer von neuem wieder das Herz schwer zu machen?"

Er war erschrocken. „Du hast recht, Gwendoline. Es soll nicht wieder geschehn. Aber kommt man denn so leicht davon frei? Wie das Schicksal doch grausam sein kann. Nicht, Gwendoline?"

Sie nickte stumm. Und dann küßte er ihr die Hand zum Abschied.

Langsam kehrte Gwendoline heim, ein wenig traurig, ein wenig beschämt vor sich selber. In ihr war noch nicht lange jenes erste heimlich-süße Verlangen erwacht, das Erwin schon seit Jahren erwartet, ersehnt hatte: in fast fieberhafter Erregung hatte sie seinem Besuch entgegengesehn. Fast schämte sie sich, es sich einzugestehen: sie war verliebt. Den heißen Tagen voll Arbeit waren festliche Abende mit Tanz und Musik und laue Nächte voll unruhiger Träume gefolgt. Das Blut hatte in ihr zu sprechen begonnen. War es nicht mehrmals vorgekommen, daß sie, die Pflichttreue selber, mitten in der Arbeit dem Diener des Professors am liebsten zugerufen hätte: Nein, niemand mehr annehmen, ich will frei sein! Sie wollte hinaus in die Sonne, wollte Erwin abholen, mit ihm lachen, Unsinn treiben, jung sein ... Aber dann fiel ihr immer wieder ein, wie schwer die Sorge um die arme Beate auf seine Stimmung drückte, seitdem er sie hier wiedergesehen... Und während ihrer Arbeitsstunden harrte er ihrer doch nicht müßig im Hotel, sondern weilte drüben an Bord der Jacht oder unternahm einen Ausflug mit Hannsheinz oder sonst einem aus Beates Nähe, mit dem er über Beate sprechen konnte . . .

Nun hatten sie einander Lebewohl gesagt, wie Freunde, wie Kameraden.

Und Gwendoline fühlte: seine Gedanken begleiteten sie nicht. Sie weilten bei Beate.

Es war in der Villenstraße schon ziemlich dunkel. Im Schein der sparsam verteilten Straßenlaternen sah Gwendoline eine hohe, schlanke Frauengestalt unsicher und hastend vor sich herlaufen. Sie ging ohne Hut, in einem hellen Teekleid mit offenen Ärmeln, so wie es hier weder auf den Straßen der Kolonie noch am Strande getragen wurde. Wie kam die Dame allein in diese einsame Gegend? Und war ihr jemand gefolgt, der sie erschreckt hatte?

Da — plötzlich — vor dem Gartentor des Logierhauses hielt die Fremde. Sie tastete nach dem Griff der Eisentür. Und da sie die Schritte hinter sich hören mochte, blickte sie in die Richtung, aus der Gwendoline kam.

Die Laterne an der Ecke des Hauses beschien ein bleiches, verzerrtes Frauengesicht. Ein rotes Mal — ein blutiger Streifen — zog sich quer über Stirn, Auge und Wange. Das Auge war verschwollen und entstellte das Gesicht. Aber das blonde Haar — die Gestalt — und nun das plötzliche leise Aufschluchzen . . .

In fliegender Hast tut Gwendoline die letzten Schritte.

„Beate!" schrie sie auf.

Instinktiv hob Beate die Hand vor Auge und Wange. „Schläft Papa schon?" brachte sie tonlos hervor, erstickt von Tränen.

„Was ist geschehn? — Claus?! — Sag' doch, Liebste —!"

Beate war außer Atem. „Er ist — wie von Sinnen — er ist ... Ich bin ins Boot gesprungen und vor ihm geflohen ..."

„Komm herein, Ati. Um Gotteswillen —!"

(Schluß folgt.)

Heinrich I. der Städteerbauer. Gemälde von Prof. Hans Looschen

Gartenseite der Kurfürstlichen Residenz in München

Der Bayerische Hof zur Rokokozeit

Von Walter Freiherrn von Rummel

Rokoko! ... Wie leicht und lustig das Wort schon. Fröhlich springt, hüpft und tanzt es einher, streut lichte Farbe, bringt Freude und heitersten Lebensgenuß. — —

Eine strahlende Sonne ist drüben im Westen, ist in Frankreich aufgegangen. Hell blitzt sie hinüber nach Osten und weckt dort andere, kleinere Sonnen. Gallische Sitte wandert leichten Fußes nach Deutschland, nimmt einen etwas schwereren Schritt an, wird aber fast überall freudig willkommen geheißen.

Wenn versucht werden soll, ein Bild des Münchner Hoflebens zur Rokokozeit zu zeichnen, so muß vor allem vorausgeschickt werden, daß in Bayern nicht nur französische, sondern auch starke italienische Einflüsse maßgebend waren. Vor allem durch die Gemahlin des Kurfürsten Ferdinand Maria, die savoyische Prinzessin Maria Adelheid, wurden sie stärker zur Geltung gebracht. Von ihr gerufen, kamen italienische Baumeister und Künstler nach München; auf dem Starnberger See wurde ein Schwesternschiff des Bucentaur, des prächtigen venezianischen Dogenschiffes, erbaut. Auch die Hofsprache war damals fast ausschließlich italienisch.

Kurfürst Karl Albert von Bayern

Der Sohn dieses Ferdinand Maria, der prachtliebende Max Emanuel, der einer der Befreier Wiens von den Türken war, muß noch der Barockzeit zugezählt werden. Erst mit seinem Sohn, dem Kurfürsten Karl Albert und nachmaligem Kaiser Karl VII., setzt in München die eigentliche

Rokokozeit ein. — Karl Alberts Gesichtszüge waren nicht durch irgendwelche größere Schönheit ausgezeichnet. Sie wiesen eine etwas zurücktretende Stirne, eine sehr kräftige Nase und eine stark entwickelte Habsburger Lippe auf. Aber Goethe erzählt, daß die ernste, würdige Gestalt und die blauen Augen Karls VII. in dem stark österreichisch gesinnten Frankfurt auf die Frauen großen Eindruck gemacht hätten. Und damals, zur Zeit der Kaiserkrönung war Karl Albert doch schon ein ganz kranker, fast lebensmüder Mann.

Karl Albert trat seine Regierung bereits mit einem Staatsdefizit von 26 Millionen Gulden an. Längst, längst vorbei waren die Zeiten, in denen, wie unter Kurfürst Maximilian, der bayerische Staatssäckel stets wohlgefüllt war. Daß es seinem Vater Max Emanuel nicht allzuschwer gefallen sein mag, solche Passiva zu hinterlassen, begreift man, wenn man einen kurzen Blick in die Festberichte der Zeit wirft. So währten beispielsweise — noch zu Lebzeiten Max Emanuels — im Jahre 1722 die Feierlichkeiten anläßlich der Vermählung Karl Alberts mit Maria Amalia, der Tochter Kaiser Josephs I., vom 12. Oktober bis 4. November. Der gedruckte „Entwurff jener Fest, die wegen des vorstehend höchsten Beylagers gehalten wurden", umfaßt viele eng bedruckte Seiten. Die Feierlichkeiten begannen schon in Altötting, setzten sich fort mit einem Te deum in der Frauenkirche, mit Illuminationen und Festschießen, Opernaufführungen, mit Jagden und sogenannten Turnieren, mit Fahrten auf Kanälen und dem Starnberger See.

Aber selbst bei diesen etikettegesegneten Festlichkeiten ist die Grenze zwischen Hof und Volk lange nicht so scharf gezogen als an anderen damaligen Fürstensitzen. So fand, um nur eins anzuführen, gelegentlich dieser Hochzeitsfeier ein nächtliches, „verkleydes Turnier von denen zwei Nationen, den Römern und Griechen" statt, zu dem außer dem „gantzen Adl" auch andere Zuschauer sich einfinden durften.

Der Bucentaur auf dem Starnberger See

München hatte damals überhaupt noch einen stark ländlichen Einschlag, und es hat sich diesen Charakter nicht zu seinem Nachteil noch lange bewahrt. Auch die Landjunker begannen erst allmählich, sich zum Hofadel abzuschleifen; nicht immer mag, besonders nach langen Gelagen, der Ton dem vorgeschriebenen, steifspanischen Zeremoniell so ganz gerecht geworden sein, denn die „Rauhheit" der bayerischen Sitten, freilich auch ihre Herzlichkeit, Natürlichkeit

Hirschjagd bei Berg am Starnberger See

und Ursprünglichkeit wird ab und zu in Reiseberichten der Zeit erwähnt. Bei einem Feste, das einmal in Nymphenburg gegeben wurde, zerbrachen die weinseligen Gäste für 200 Taler Trinkgläser. „Die Gesellschaft hat sich sehr lustig gemacht", fügt kurz der Chronist bei.

Das Hauptvergnügen Karl Alberts — auch seines Sohnes, Max Joseph — war die Jagd. Schon in der allernächsten Umgebung Münchens wimmelte es von Wild. „Die Hirschen, Wildstuck und Wildschwein seyndt in solcher Menge herumb, daß sie selbsten sich in freyem Feld genugsamb sehen lassen und dieselben in denen finsteren Wäldern aufzusuchen nit nöthig ist; die Phasanen, Rebhühner und Wildtauben fliegen vast selbst an die Flinten."

Und fast jeden Tag ging es hinaus auf Hasen- oder Reiherbeize, auf Hühner- und Fasanen-, Reh-, Wildschwein- oder Hirschjagd. In seinem Schlafzimmer hatte der Kurfürst seinen Lieblingshund bei seinem Bette, im nächst anstoßenden Zimmer waren deren zwölf. Ebenso hielt die Kurfürstin stets Hunde in ihrem Schlafzimmer, und bei Tafel nahmen, wie ein Zeitgenosse erzählt, die lieben Hunde alles weg, was sie nur erwischen konnten.

Zum Entsetzen mancher ihrer Hofdamen,

Tierturnier bei Nymphenburg am 15. Mai 1727. Links die Hofloge, im Hintergrunde die der Turnierrichter

Damenkarussell bei Fürstenried am 14. Mai 1727

deren schöner Teint sehr darunter litt, begleitete die Kurfürstin ihren Gemahl bei jedem Wetter auf die Jagd. Selbst als sie in gesegneten Umständen war, fuhr sie mit hinaus, und als der Kutscher in rascherem Tempo zum Curée noch zurecht kommen wollte, warf er sie auf einer solchen Jagdfahrt gleich zweimal um. —

Auch der Fischerei lag der Hof ab und zu ob, besonders wenn man am Starnberger See weilte. Die Hauptunterhaltung auf dem See aber waren die Fahrten auf dem schon erwähnten „Bucentaur". Es war dies ein sehr großes Schiff, hundert Werkschuhe lang, fünfundzwanzig breit. Drei Verdecke lagen übereinander, und ohne das oberste betrug die Höhe schon siebzehn Schuh. Einhundertfünfzig Ruderer waren notwendig, es fortzubewegen. Herrliche Malereien, meisterhafte Bildhauerarbeiten schmückten die reich vergoldeten Innenräume.

Ansicht des Schlosses Nymphenburg. Nach Canaletto

Silbersaal der Amalienburg im Nymphenburger Schloßpark. Gemälde von Franz Multerer

Doch selbst auf dem Wasser, auf dem „Bucentaur“, wollte man die Jagd nicht ganz entbehren. Aus den Uferwäldern wurden durch die Meute Hirsche und Wildschweine in den See getrieben und dort abgefangen. Ein ähnliches Jagdvergnügen machte man sich auch ab und zu am schönen Ammersee, während die Berge in jener Zeit fast gar nicht aufgesucht wurden. Man scheute sie als „zu gefährlich“.

Auch auf dem Nymphenburger Kanal schwamm stets eine kleine Flottille, und in dem Kanal, der seinerzeit von den gefangenen Türken gegraben worden war, fuhr man von Schleißheim bis Dachau. Einmal, im Jahre 1739, unternahm Kurfürst Karl Albert mit seinem ganzen Hofstaat von Wasserburg aus eine Fahrt den Inn und die Donau bis nach Melk hinab. An dieser „höchst vergnüglichen

Raiß" nahmen im ganzen vierundzwanzig Schiffe und zweihundertsechzehn Personen teil. Da fehlte sogar nicht ein Beichtväterschiff, da wurden Instruktoren für den Kurprinzen und die Edelknaben mitgenommen. — Ob die jungen Herren auf der vergnüglichen Reise auch viel gelernt haben, kündet die Historie nicht.

Doch auch sonst gab's jederzeit viel Unterhaltung und viel festliche Veranstaltungen. Keiner unter den regierenden Herren Europas — den König von Frankreich ausgenommen — hatte schönere Lustschlösser als der Kurfürst von Bayern: in der nächsten Umgebung von München Nymphenburg, Schleißheim, Dachau, Lustheim, Fürstenried, Lichtenberg, Leonsperg und Starnberg. In München selbst aber war jeden Tag französische Komödie, Ball- und Spielgesellschaft, dreimal in der Woche „musikalisches Konzert". Außerdem auch noch italienische Oper. Kurz und gut, es ging in der bayerischen Residenz viel vergnüglicher und lustiger her als selbst am prächtigen Kaiserhofe in Wien.

Und zu diesen tagtäglichen Unterhaltungen gesellten sich noch die sogenannten Galatage — an dreißig waren es ungefähr im Jahr — „zum grossen Schaden derjenigen, welche nicht mehrmalen in derselben Kleidung bei dergleichen Gelegenheiten erscheinen wollten und sich doch nicht im Stande befanden, vieles Geld auf den Staat zu verwenden". Diese Galatage wurden aus den allerverschiedensten Anlässen angesagt, bei Namensfesten des Landesherrn, der Prinzen und auswärtigen Souveräne, bei Taufen, hohen Festen und dergleichen. Auch oft bei sehr geringfügigen und höchst intimen Vorgängen. So einmal im Jahre 1726, wo es heißt: „Ihre Churfürstliche Durchlaucht Amalia ließen sich nemlich zu Dero Schwangerschaft zu Ader. Vonnetwegen dieser Tag in Galla zugebracht worden."

An solchen Galatagen fanden Turniere statt, bei denen auf Türken- und Mohrenköpfe gestochen, geschlagen und geschossen wurde. Die Kavaliere saßen zu Pferde, die Damen in Wagen, welche von Herren der Hofgesellschaft gefahren wurden. Kostbare Preise belohnten den Sieger. Da gab es außerdem Festschießen, bei denen die Bürgerschaft sich eifrigst beteiligte, Illumina-

Der Speisesaal der Amalienburg im Nymphenburger Park

Jagdzimmer der Amalienburg. Gemälde von Franz Multerer

tionen und Feuerwerke, ab und zu auch die Beschießung und Erstürmung einer zu diesem Zweck angelegten Festung, die am Schlusse in Feuer und Rauch aufging.

Auch an „maskierten Unterhaltungen“ fehlte es nicht. Am beliebtesten und häufigsten waren hier die „Bauernhochzeiten“. In bös schüttelnden Leiterwagen ging es nach Fürstenried oder einem anderen Lustschlosse hinaus, der Kurfürst

machte den bäuerlichen Wirt, die Kurfürstin die Wirtin. Tanz, ländliche Spiele und Vergnügungen, wurden abgehalten. Die Preise bestanden in ländlichen Erzeugnissen. Da wurden verteilt „ein Stückl Butter aus der Schwaig Fürstenried, von dem Kuchlgarten ein Körbl Kropffsalat, ein Leibl May-Käß, allerhand süße und saure Milch, ein Stuck schwarzes Hauß Brodt, ein Spanferchel". Aber diesen einfachen Gaben waren höchst wertvolle Geschenke und goldene Dinge beigefügt. Bei der Butter lag ein goldenes Besteck, im Salatkopf steckte eine Repetieruhr, in das Brot war eine kostbare Tabaksdose eingebacken, das Spanferkel trug ein Perspektiv um den Hals.

Rokokofiguren von Franz Bastelli. Nymphenburger Porzellan um 1763

Jagd nach Jagd, Fest auf Fest, daß man darüber kaum zur Besinnung kam. Und mitten dazwischen eine langgedehnte Bet- und Bußandacht, pomphafte Kirchenfeiern oder eine demütige Wallfahrt nach Altötting — manchmal zu Fuße sogar. Höchste Weltlichkeit steht hier ganz seltsam dicht neben größter Kirchlichkeit.

Von all diesen rauschenden Festen und prunkvollen Kirchenfeierlichkeiten ist nichts geblieben. Nur vergilbte Papiere geben Kunde und ab und zu ein auf die Nachwelt gekommenes Bild.

Bleibende Werke hat aber Karl Albert durch seine Bauten geschaffen. Ihm dankt die Residenz ihre berühmten „schönen Zimmer", die 1737 „vollendet und finalisiert" wurden, ihm dankt Nymphenburg die einzig schöne Amalienburg — beides Werke des ganz trefflichen François de Cuvilliés des Älteren.

Wie zart, fast hingehaucht sind in der Amalienburg die Farbentöne. Da ist Sil-

Die Badenburg im Nymphenburger Park

Das Bad der Badenburg. Gemälde von Franz Multerer

ber auf zitronengelbem Grunde, Silber auf ganz blassem Blau, Silber auf Strohgelb aufgetragen, nichts als Silber und Silber. „Eine Symphonie in Silber“, nennt Dr. Karl Trautmann, wohl der beste Kenner Altmünchens, die fünf Haupträume. Dazu blitzende Spiegel, Bilder und Rankenwerk, das ganz leicht und graziös ist, sich duftig auflöst in die zartesten Linien, eine Offenbarung des Rokokos, wie sie wohl nirgends, auch in Frankreich nicht, so prächtig erstanden ist. — Freilich, nicht am nüchternen Alltag müßte man das bestaunen, sondern im weichen Lichtschimmer Tausender von Kerzen, und wenn es ein ganz richtiges Bild abgeben sollte, so müßten

auch all die lustigen Herren, die schönen, galanten Damen hereinrauschen und sich an die reichgedeckten Tafeln setzen, und vom Garten müßte das lustige Treiben übermütiger Nachtfeste hereinklingen.

Wie die gesamte Hofhaltung, die vielen Jagden, die vielen Feste, so kosteten auch alle diese Bauten schweres Geld. Hinzu kam, daß Karl Albert auch für sonstige Ankäufe und Ausgaben leicht zu haben war. Für einen einzigen „Brilliantdiemant“ ließ er einmal 100 000 Gulden auszahlen.

Der Kurfürst — darin der echte Sohn seines Vaters Max Emanuel — hatte, wie nicht anders zu erwarten, zeit seines Lebens für das schöne Geschlecht immer eine starke Zuneigung empfunden. Zarte und dabei recht kräftige Bande fesselten ihn für längere oder kürzere Zeit an so manche Dame seiner Hofgesellschaft, und vielen anderen bezeugte er flüchtigere Gunst. Draußen vor der Stadt in verschwiegenen Gartenhäusern gab man sich ein heimliches Stelldichein — nicht nur der Kurfürst, auch seine Kavaliere übten diesen Brauch. Die Damen aber, die ständig die Zuneigung Karl Alberts genossen, sahen ihre Liebe meist mit der Zeit durch ein eigenes, prächtiges Heim belohnt. Eines davon — so ist der Lauf der Welt — ist heute das erzbischöfliche Palais.

Das Beste an all diesen Beziehungen des Kurfürsten war noch die Tatsache, daß seine Freundinnen wenigstens nicht wie in anderen Ländern den Ehrgeiz hatten, in die Politik hineinzupfuschen. Leider aber scheinen sie auch sonst nicht allzu schöngeistig veranlagt gewesen zu sein, waren keine Freundinnen der Feder, so daß, im Gegensatz zu Frankreich, aus dieser Periode Bayerns fast keine Memoirenwerke vorhanden sind. Eine der Hofdamen König Ludwigs des Ersten soll, wie erzählt wird, ein handschriftliches Exemplar von Erinnerungen einer Vorfahrin, die unter Karl Albert Hofdame gewesen, besessen haben. Als sie aber begann, sich in diese Aufschreibungen zu vertiefen, kam ein solches Entsetzen über sie, daß sie das dickbäuchige Tagebuch kurzerhand ins Feuer warf. König Ludwig, der später davon hörte, soll über diese fromme Handlungsweise sehr ungnädig und ärgerlich geworden sein.

Im übrigen war das XVIII. Jahrhundert an freie Verbindungen und Liebschaften seiner Fürsten so vollkommen gewöhnt, daß man sie selbstverständlich fand und weiter kein Aufhebens davon machte. Aber einmal ist doch auch Karl Albert von einer älteren Dame der Hofgesellschaft — ich glaube, es war eine Gräfin Khuen — flehend gebeten worden, einen besseren und einwandfreieren Lebenswandel zu führen. Ruhig ließ er sie zu Ende reden. „Ja, Gräfin,“ meinte er dann und lachte sie mit seinen großen Augen an, „recht gerne und gewiß, wenn ich einmal so alt sein werde wie Sie!“ . . . Und die Mahnerin zur Tugend war für immer verstummt. —

Diese nie endenden Liebespassionen des Kurfürsten halfen wiederum bestens dazu, die landesherrliche Schatulle zu erleichtern.

Manches Jahr hat der von den Frauen Verwöhnte, lustig dahin gelebt, nur gegen Ende seines Lebens wurde es einsam, wurde es still und traurig um ihn. Da rächte es sich bitter schwer, daß er während seiner ganzen Regierungszeit nur verschwendet hatte, daß alle Kassen leer waren; vor allem aber rächte es sich, daß er nie für seine Armee etwas getan und die meisten Truppen nur in den Akten standen, daß er ein Heerführer von Papiersoldaten war. — Am härtesten empfand das Karl Albert wohl 1741, als er im österreichischen Erbfolgekrieg mit seinem Vortrab nur mehr zehn Meilen von Wien entfernt stand — und nun, da der ihm verbündete Franzose jetzt nicht weiter vorwärts zu bringen war, aus eigener Kraft die Kaiserstadt nicht zu nehmen vermochte.

Und ein Jahr später, mitten in der schweren Pracht der Kaiserkrönung, war Karl Albert schon ein ganz armer Fürst, ein Verbannter. In Bayern standen die Truppen Maria Theresias, und in einem Briefe an seinen besten Vertrauten, den Grafen Törring, vergleicht er sich „krank, ohne Land, ohne Geld, mit Job (Hiob), dem Manne der Schmerzen“.

München sah nicht viel vom Kaisertum des Wittelsbachers. Erst im November 1744 konnte Karl Albert endgültig zurückkehren, um bereits elf Wochen später, von Krankheit und Kummer aufgezehrt, aus diesem Leben zu scheiden.

Karl Albert, der Glänzende, ist vielfach

Mosaiksaal in Schloß Schleißheim. Gemälde von Franz Multerer

Freuden- und Huldigungsfest 1727. Der Kurfürst Karl Albert durchreitet Geld verteilend die Straßen Münchens

Schwester Friedrichs des Großen meint, er habe ein besseres Schicksal verdient und betont seine Gabe, die Herzen zu gewinnen. Sein Geist aber sei kühner als sein Genius gewesen. Und das ist wohl Karl Alberts Hauptschwäche: Seine Kraft war dem, was er wollte, nicht gewachsen. —

Auf Karl Albert folgte sein Sohn, Max Joseph.

sehr hart von der Geschichte beurteilt worden. Gewiß, er hatte viele Schwächen, die er mit den meisten Fürsten seiner Zeit teilte, er hat politische Fehler begangen, die, nie, nie wieder gut zu machen waren. Aber der Mensch Karl Albert wird von seinen Zeitgenossen doch auch vielfach gerühmt. So erwähnt Freiherr von Loé, daß er seiner trefflichen Eigenschaften wegen geschätzt und geliebt worden sei, der preußische Gesandte Kinggräf äußert sich dahin, daß er von Karl Albert noch nie ein unwahres Wort gehört habe, die

Bei seiner Geburt im Jahre 1727 wurde, wie ein Hofbericht meldet, „durch das mit Kanonen zitternd gemachte Gewölck der allgemeine Freudenschall weit und breit verkündet". Von der Residenz aus wurde dem Volke durch Röhren Wein gespendet und Geld hinabgeworfen. Ein übereifriger Poet nennt den Erbprinzen gar einen „Herkules in der Wiegen".

Ein Herkules ist nun Max Joseph nicht geworden, wohl aber einer der allerbesten und wohlmeinendsten Fürsten, die Bayern je regiert haben. Als er den Thron be-

Erbhuldigungszug 1727. Im Vordergrunde zu Pferde Kurfürst Karl Albert

Kurfürst Max Joseph im Kreise von Damen des Hofes. Gemälde seiner Schwester Maria Antonia von Sachsen

stieg, war in Bayern nichts als Elend und Verheerung, Armut und Krankheit. Max Joseph, der von allem Anfang an auf Sparsamkeit bedacht war, hob Landwirtschaft und Industrie, führte Schutzzölle ein, verbesserte Schul- und Justizwesen, errichtete eine deutsche Schaubühne, stiftete die Akademie der Wissenschaften. Von Bauten seiner Zeit ist zu nennen das ebenfalls von Cuvilliés dem Älteren aufgeführte, heute noch einen Schmuck Münchens darstellende, ganz reizende Residenztheater, ferner die Fassade der Theatinerkirche. Max Josephs Privat- und Familienleben gab nie zu Klatsch und Beanstandungen Anlaß. Seine Hauptfreude und Erholung waren die Jagd und — die Arbeit an der Drechselbank.

In der Kunst- und kulturgeschichtlichen Ausstellung „München im XVIII. Jahrhundert", die im Jahre 1901 Pro-

fessor Gabriel von Seidl und Dr. Karl Trautmann verdienstvollerweise ins Leben gerufen haben, waren unter anderem zwei Bilder Max Josephs zu sehen, eines, das ihn mit einem größeren Hofstaate bei einer musikalischen Unterhaltung darstellte, während er auf dem andern im engsten Familienkreise abgebildet war. Und dies letzte Gemälde verdankt seine Entstehung seiner Schwester Maria Antonia von Sachsen. Mit Pinseln und Palette in der Hand sitzt sie vor ihrem Bruder. Sie war von ausgesprochen künstlerischer Begabung, eine gute Malerin, eine gute Komponistin und besaß einen starken Liebreiz, so daß selbst der so kühle Friedrich der Große für sie eine schwärmerische Neigung hegte.

Als Max Joseph nach zweiundzwanzigjähriger, glücklicher Regierung starb, vermachte er in seinem Testamente den Armen Almosen, bestimmte noch, daß bei seinem Begräbnisse die Unkosten möglichst vermieden werden sollten, ebenso in der Leichenpredigt die überflüssigen Lobsprüche und das übertriebene Wortgepränge.

Denn üppigstes Wortgepränge war damals noch allgemein üblich, und Max Joseph selbst hat zeit seines Leben genug davon über sich ergehen lassen müssen.

Es ist sehr viel gedichtet und gereimt worden in jener Zeit, wenn auch recht wenig Gutes. Bei weitem der originellste der damaligen Hofpoeten war ein Mathias Ettenhuber, von dessen lustigen Versen ich einige hier zum Besten geben möchte.

Schon Max Josephs Mutter hatte er bedichtet:

„Amalia, Du bist
Durch Dein beliebt Exempl
Zu allem ausgerüst
In Haus und Hof und Templ."

Als Max Josephs Schwester nach Wien heiratet, „stattet er der Glorwürdigst Römisch Königlichen Braut ein schuldigstes Thränenopfer ab":

„Mit Thränen sehen wir Dich wandern
Vom Löwen*) in das Adlerhaus*),
Von einer Freude zu der andern.
Nun, Liebe, druck Dich vollkomm aus."

Es folgen nun siebzehn langatmige, acht-

*) Anspielung auf das Wittelsbacher und das Habsburger Wappen.

Inneres des Residenztheaters in München. Erbaut von Cuvilliés d. Ält.

Kurfürst Max Joseph und Gefolge bei einer musikalischen Unterhaltung

zeilige Strophen, denen ich nur einen Vierzeiler entnehme:

„Du bist ein Stern der ersten Größe,
Durchlauchtigste! Dein Licht allein,
Wenn ich Dich astrologisch messe,
Enthaltet aller Sterne Schein."

Weitaus die meisten seiner Poesien aber hat Mathias Ettenhuber dem Kurfürsten Max Joseph zu seinem Namenstag gewidmet. Er überschreibt sie: „Devotester Glückwunsch einer aufrichtigen bayerischen Feder, Idea Boni Principis oder Entwurff eines guten Fürsten, die ausnehmende Glückseligkeit des Bayerlandes an dem Allerhöchsten Namenstage, Merkmale schuldigster Ehrfurcht mittels eines patriotischen Glückwunsches" usw. —

Im Jahre 1759 beginnt er folgendermaßen:

„Was fühlt mein Herz für eine Glute,
Ich bin voll Feuer, es wallt mein Blute,
Da sich mein Geist nach Hofe schwingt,
Allwo mit regem Lustgewimmel
Der Adel, der brillante Himmel
Gebeugt an Deine Seite dringt."

Im Jahre 1764 muß es dem braven Mathias Ettenhuber besonders schlecht ergangen sein, denn er schließt sein langatmiges Poem mit folgenden Zeilen:

„Ich wollte, Theurster Fürst, zwar gerne Galla machen,
Allein es leidt es nicht der Umstand meiner Sachen.
Die Schafe tragen noch auf ihrer Haut die Woll',
Aus welcher mir dereinst ein Kleide werden soll.
Da hilft kein Dichtkunst nicht, kein wohlgebundnes Reden.
Der Kaufmann hat kein Tuch, der Schneider keine Fäden,
Wenn er nicht bares Geld vor seinem Auge sieht.
Apoll, der arme Gott, hilft seinem Sohne nit.
Doch was Apoll nicht kann, was nicht die Musen können,
Wär' Deiner Mildigkeit ein' leichte Sach' zu nennen."

Und Max Joseph muß wirklich ein Einsehen gehabt und diesem trefflichen Musensohn geholfen haben, denn einige Jahre später unterschreibt er sich stolz als „Privilegiert Churfürstlicher Hofpoet". Und als sein Gönner und Mäzen starb, da widmete Meister Ettenhuber ihm noch eine Trauerode. Die endigte:

„Getrost, der Höchste hat es so bei sich beschlossen,
Wer will an seinem Schluß die Hörner sich verstossen. — —"

Max Joseph war kinderlos gestorben, ihm folgte Karl Theodor von der Sulzbacher Linie. Ein wenig erquickliches Bild nun in Bayern. Maitressen und Beichtväter reden in die Politik hinein, der Kurfürst selbst ist genußsüchtig, verschwenderisch und unduldsam. Er findet keinerlei Verhältnis zu dem neuen Lande, und dieses zu ihm nicht, er will es sogar gegen Belgien vertauschen.

So leicht und lustig das Rokoko in München zum Leben erwacht, so still und traurig ist sein Ende. —

Mitten in diese trübselige Zeit fällt ein Besuch des Papstes Pius VI. in München, den ich, um das heitere Rokoko mit einem fröhlichen Klang zu schließen, nach einem Auszug aus einer Ode von Mathias Ettenhuber kurz schildern möchte:

„Der Fürst aus Kanaan, da Milch und Honig fließen,
Da Wald und Wiesen blühen und keinen Winter wissen,
Der rechte Friedensfürst, die Perle groß von Preis,
Bleibt nicht an einem Orth, macht eine große Raiß. — —
Gesalbter, sei gegrüßt! Mit süßem Thau umstrichen,
Der nimmer wird vergehn, der ewig wohl wird rüchen. —
Wer nur Dein Antlitz sieht, der muß zugleich gestehn:
Es sei ein Sammelplatz von allen Gratien."

Aber endlich heißt es scheiden:

„Der Aufbruch ist beschlossen,
Die Stunde festgesetzt. Bespannt sind die Karossen.
Schon fängt der Zug sich an. Den heiligen Vater ruft
Zeit, Himmel und Geschäft nach einer fremden Luft.
Geh, Herzeroberer, geh zu den wilden Scythen
Auch diese werden Dich mit Ehren überschütten.
Geh dahin, wo der Mohr vor Hitze lechzt und brennt
Und Deine Majestät wird auch allda erkennt.
Der Himmel waffne Dich mit jungen Adlerkräften
Zu Deinen mühsamen und höchsten Amtsgeschäften." —

Vierzehn Jahre später stehen zwei Heere vor München, am rechten Isarufer die Österreicher, am linken die Truppen der französischen Republik, und der dumpfe Donner der französischen Kanonen begräbt mit schwerem Trauersalut das für immer entschlummerte Rokoko.

Rokokofiguren von Franz Bastelli
Nymphenburger Porzellan um 1763

Die Sprechkunst. Von Prof. Dr. W. Berg

Die Sprache wird ganz allgemein nur als ein Verkehrsmittel betrachtet, etwa als eine Münze, die, wenn auch abgegriffen und ihres ursprünglichen Glanzes bar, dennoch ihren Zweck erfüllt. Noch immer hört man die Ansicht aussprechen, die Sprache sei dem Menschen von Natur gegeben, damit jeder spreche, wie ihm der Schnabel gewachsen sei. Höchstens will man die Notwendigkeit der Stimmpflege für die Bühnenkünstler gelten lassen. Diese Auffassung aber wird schon dadurch widerlegt, daß die künstlerische Stimmpflege das einzige Mittel ist, das Organ der Stimme dauernd gesund und leistungsfähig zu erhalten und ein bereits geschädigtes Organ wieder gesund zu machen, soweit das noch möglich ist. Auch vor dem Forum der Ästhetik kann jene Ansicht nicht bestehen. Fast alle Menschen haben mit der Stimme die Fähigkeit empfangen, sie in der ihren physikalischen und physiologischen Verhältnissen entsprechenden Weise zu gebrauchen. Das ist das von Natur Gute. Daneben aber liegt das Übel der Unzweckmäßigkeit und Ungeschicklichkeit in der Verwendung der Stimmittel, unter dem fast alle Menschen meist unbewußt leiden. Also auch vom Standpunkt der Ästhetik aus ist zu verlangen, daß der Mensch sich zur Erkenntnis der Mängel seiner Stimmgebung durchringe und diese Mängel durch eine geeignete Stimmpflege ausscheide.

Woher kommt nun aber die Verständnislosigkeit, mit der man auch heutzutage noch der Frage der künstlerischen Stimmbildung gegenübersteht? Kurz gesagt daher, daß man über der Kultur des Gesichtssinnes, wenn ich so sagen darf, die des Gehörsinnes vergessen hat. Nur ganz wenige Menschen haben von vornherein ein Verständnis für lautreines und richtiges Sprechen, die ganz überwiegende Mehrheit aber besitzt einen in dieser Beziehung völlig unentwickelten Gehörsinn. Das klingt zwar seltsam, ist aber darum doch nicht minder wahr. Die Folge dieser beklagenswerten Tatsache ist eine durch den falschen Gebrauch der Stimmwerkzeuge hervorgerufene Stimmschädigung, die schon in der Kinderstube beginnt. Denn da das Sprechen auf dem Nachahmungstriebe beruht, so muß das sprechenlernende Kind, dem ja von den Eltern und seiner gesamten Umgebung fortgesetzt falschgebildete Sprechlaute als Gegenstand der Nachbildung geboten werden, falsche Nervenbahnen beschreiten und so zu einer unzweckmäßigen, in vielen Fällen sogar unmittelbar schädlichen Verwendung seiner stimmlichen Mittel gelangen. (Eingehender habe ich diese und verwandte Verhältnisse unter anderm behandelt in meiner Schrift „Die Erziehung zum Sprechen".) Zu der Vernachlässigung dieser Kultur des Gehörsinnes hat bei uns Deutschen auch eine eigenartige Anlage unserer Psyche beigetragen. Mit Recht sagt W. Scherer in seiner Rede auf Geibel: „Die Deutschen schätzen von alters her den Inhalt mehr als die Form, das innere Leben mehr als die Erscheinung. Erscheinung gilt ihnen allzuoft für Schein, und sie wollen nicht den Schein, sondern die Wahrheit." Eine ganz andere Veranlagung zeigen die romanischen Völker, besonders die Franzosen. Vermöge ihres feiner entwickelten Formensinnes sind sie zu einer sorgfältigen Pflege des sprachlichen Ausdrucks gekommen und haben ein hohes Maß von Geschick in der klaren, übersichtlichen Anordnung des Ausdrucks erreicht. Das hat schon Voltaire erkannt, denn er sagt: „Chaque langue a son génie! Le génie de notre langue est la clarté et l'élégance." Und auch das Wort Ludwigs XVIII.: „Il faut savoir la grammaire et connaître les synonymes lorsqu'on veut être roi de France" bezeugt uns, welche Bedeutung die Franzosen der Pflege des sprachlichen Ausdrucks beilegen. Mit dieser sprachtechnischen Veranlagung verbindet sich bei ihnen nun aber auch eine sprechtechnische, die sie fortgesetzt an der Veredelung der Aussprache und des Vortrags arbeiten läßt. Dafür zeugt z. B. die Tätigkeit der Académie, die das Sprachzentrum Frankreichs ist und zu deren vornehmsten Aufgaben die Wahrung und Pflege einer mustergültigen Aussprache gehört; dafür zeugen auch die in allen besseren Erziehungsanstalten gepflegten rhetorischen Kurse, ferner die sorgfältige Stimmschulung in den Conservatoires und die staatliche Anstellung öffentlicher Lehrer de l'art rhétorique. So haben die Franzosen seit den Tagen Bossuets und Bourdaloues und besonders seit der großen Revolution, die dem gesprochenen Worte im öffentlichen Leben eine gesteigerte Bedeutung verlieh, sich die Kultur des Ohres angelegen sein lassen, die bei uns kaum erst begonnen hat. Endlich trägt auch unser Zeitalter des Papiers und der Druckerschwärze an der Vernachlässigung der künstlerischen Stimmpflege eine wesentliche Schuld. Das Gegenbild zu der Art der Gegenwart, die Sprache zu empfinden, zeigt uns das klassische Altertum. Im Altertum, das im Gegensatze zu unserer Zeit den unmittelbaren, mündlichen Verkehr bevorzugte, mußte dem gesprochenen Wort im öffentlichen Leben ein ganz ungeheurer Einfluß zukommen. Dieser Umstand mußte wiederum die Entwicklung der Beredsamkeit und ihrer Theorie (Rhetorik) zur Folge haben, die bis in die Zeiten des untergehenden Hellenismus hinein ein unerläßliches

Unterrichtsmittel für alle war, die auf eine höhere Bildung Anspruch machen wollten. Zur rhetorischen Technik, die in antikem Wortsinne eine Kunst, im modernen also eben das ist, was man Kunstlehre nennt, gehört nun als wesentliches Stück die Übung im rednerischen Vortrag, den die Griechen Hypokrisis nannten. In den rhetorischen Schriften der Alten wird es uns ja vielfach bezeugt, welche Wichtigkeit gerade diesem Teile der rhetorischen Technik beigelegt wurde, und wir erkennen daraus, wie stark im Altertum die Empfindung dafür war, daß die Beredsamkeit eine Kunst, der Redner ein Künstler und jede gute Rede ein Kunstwerk sein und als solches betrachtet werden müsse. Daher nahm man es sehr ernst mit der Erziehung der Stimme zu künstlerischen Leistungen. Man suchte das Ziel der Stimmbildung auf verschiedenen Wegen zu erreichen. Zunächst war das Anhören und Nachahmen berühmter Redner und Schauspieler immerhin ein wertvolles Bildungsmittel. Da aber eine kunstgemäße Beherrschung der Stimme auf diesem Wege allein natürlich nicht erreicht werden konnte, besuchte man den Unterricht der Rhetoren und Schauspieler, die in besonderen Konservatorien sich eine hohe, künstlerische Durchbildung der Stimme erworben haben mußten. Vor allem aber lernte man bei den sogenannten Phonasken. Das waren nicht nur Gesanglehrer, sondern zugleich auch Lehrer der Stimmbildung. Ihr System war auf eine enge Verbindung diätetischer Zucht und musikalisch-deklamatorischer Kunstübungen gegründet und besonders geeignet, den Schauspieler wie den Redner zu einem physiologisch wie ästhetisch richtigen Vortrage anzuleiten. Sie schärften das Ohr des Lernenden, machten es empfänglich für die Wertschätzung des Rhythmus in der Komposition und bildeten die Stimmwerkzeuge zu künstlerischer Betätigung aus, auf die die Griechen ebenso des praktischen Zweckes wie der schönen Form halber hohen Wert legten und darum auch unermüdlichen Fleiß verwandten. Der Verfall der öffentlichen Beredsamkeit im Altertum hängt mit dem Schwinden der politischen Freiheit eng zusammen. Damit hörte die Kunst des schönen Vortrags allmählich auf, und als die alte Kulturwelt in der Zeit der Völkerwanderung in Trümmer sank, verstummte auch das letzte, was von der jahrhundertealten Kunstübung noch übrig war. Das Mittelalter belebte die Kunst des edlen Sprechens nicht wieder, und auch die humanistische Gelehrsamkeit der Renaissance, von der sich noch am ersten eine Wiederbelebung des antiken Gutes hätte erwarten lassen, kannte den Begriff der praktisch-phonetischen Stimmschulung nicht, da ihr Bildungsideal ausschließlich auf das grammatisch-stilistische Element gerichtet war. So schlummerte die Kunst der Stimmpflege bis in die Gegenwart hinein. Selbst ihr Begriff war unserm Bewußtsein verloren gegangen. Dazu hat auch die Entwicklung wesentlich beigetragen, derzufolge wir seit der Erfindung des Buchdrucks aus sprechenden und hörenden Menschen immer mehr zu schreibenden und lesenden geworden sind. Das stumme Lesen, das der Bequemlichkeit so sehr Vorschub leistet, hat die lebendige und natürliche Vermittlung der Rede vom Mund zum Ohr schwer beeinträchtigt, schwerer, als man sich gemeinhin vorstellt. Die Wörter unsrer Sprache sind uns zu vertrauten Schriftbildern geworden, und wir haben uns so sehr an sie gewöhnt, daß das Auge sozusagen dem Ohr seine Funktionen abgenommen hat und unsere Phantasie mehr durch das Auge als durch das Ohr befruchtet wird. Dieses „Hören mit dem Auge" geht soweit, daß wir, wenn uns z. B. ein Vokal oder Konsonant vorgesprochen wird, dabei nicht mehr die Empfindung eines eigenartigen Klanges oder eines besonderen Geräusches erhalten, sondern eben Buchstaben vor uns sehen, die in ihrem Wesen doch etwas ganz anderes sind als die Sprachlaute. Genau so steht es mit der Verbindung mehrerer Sprachlaute zum Worte. Wenn uns ein Wort zugerufen wird, so taucht uns, wie Geißler treffend bemerkt (Enzyklopädie der Pädagogik von W. Rein unter Rhetorik), „meist erst das Gesichtsbild des gedruckten Wortes auf, und erst durch diese unzerstörbare, fest eingeübte Assoziation hindurch kommt das Wort zur Apperzeption. Gegen dieses Hören mit dem Auge, durch das sich das wundervolle Leben der Sprache in eine tote Folge schwarzer Lettern verwandelt, gegen diese Degeneration des Ohres, gegen die Verkümmerung der akustischen und motorischen Sprachempfindungen muß die Vortragskunst aufs schärfste protestieren. Sie muß es als ihre Hauptaufgabe betrachten, die Sprache dem Papier wieder zu entreißen und in ihr eigentliches Heimatsgebiet, die Welt des Klanges, zurückzuführen."

Sollen wir also die Rhetorik, die doch unserem Empfinden als etwas Überwundenes gilt und uns fremd geworden ist, wieder in unser Leben einführen? Darauf kann die Antwort nicht anders lauten als: Ja — doch wohlverstanden mutatis mutandis. Vor allem ist festzustellen, daß es sich hier um eine der bedeutungsvollsten Lebensäußerungen des Menschen handelt, die wir nicht länger verkümmern lassen dürfen. Und dann ist das Wort Rhetorik hier nicht in seinem antiken Sinne aufzufassen. Die Verhältnisse des politischen und gesellschaftlichen Lebens und die gesamte Weltanschauung der Gegenwart sind völlig anders geartet als in der Antike. Mit einer Wiederbelebung der Rhetorik des Altertums wäre uns nicht gedient. Was wir brauchen, ist eine neue Rhetorik, die auf unsre moderne Bildung gegründet ist. Sie soll nichts anderes sein als eine praktisch-phonetische Lautschulung, die auf den durch die Physik, Anatomie und Physiologie gefundenen Gesetzen der Spracherzeugung beruht. Demnach ist sie nicht eine theoretische Wissenschaft, sondern ihr Ziel ist praktisches Können, d. h.

eben die Sprechkunst. Wenn uns nämlich die Physik über das Zustandekommen der Sprachlaute, die Anatomie über die Einrichtung der Sprechwerkzeuge und die Physiologie über deren Bewegungsvorgänge unterrichtet hat, setzt die rein empirische Stimmbildung mit der Praxis des vernünftigen Gebrauchs der vorhandenen Sprechkraft ein. Sie lehrt uns auf praktischem Wege, daß wir unsere Sprechkraft nur dann vernünftig gebrauchen, wenn wir mit möglichst geringer Kraftausgabe möglichst große Wirkungen zu erzielen vermögen. Der praktische Weg, auf dem dieses Ziel erreicht wird, besteht im Vormachen durch den Lehrer und im Nachmachen durch den Schüler. Lediglich durch Theorie läßt sich die künstlerische Beherrschung der Stimme ebensowenig erlernen, wie andere körperliche Fertigkeiten, z. B. das Tanzen oder Reiten.

Schon oben habe ich auf die betrübende Tatsache hingewiesen, daß die meisten Menschen bereits aus der Kinderstube und Schule eine Entstellung der Stimme ins Leben mitbringen. Daß bei uns diese Entstellung der Stimmen entweder nicht bemerkt oder andern Ursachen zugeschrieben wird, ist die Folge des mangelhaft entwickelten Gehörsinnes. Diese Vernachlässigung der Kultur des Ohres hat in Verbindung mit unserer vorwiegend auf das Innerliche gerichteten Veranlagung und dem toten, stummen Lesen jene beklagenswerte Verständnislosigkeit und Gleichgültigkeit zuwege gebracht, mit der man noch fast überall der Sache der Stimmbildung gegenübersteht. Nun könnte man die Frage stellen: Wie kommt es denn, daß nicht alle Menschen erkranken, wenn sie wirklich ihre Stimmwerkzeuge falsch gebrauchen? Da muß zunächst bemerkt werden, daß die falsche Verwendung der Stimmwerkzeuge bei den verschiedenen Menschen recht verschieden ist. Oft führt eine mißbräuchliche Stimmgebung, namentlich wenn sie minder schwerer Art ist, oder wenn der damit Behaftete nicht zu den berufsmäßigen Sprechern gehört, noch nicht unmittelbar zur Erkrankung. Denn obwohl die Sprechwerkzeuge an sich zart sind, so sind sie doch zum Glück für die Menschheit derart eingerichtet, daß sie bedeutend höheren Anforderungen genügen, als man gewöhnlich von ihnen fordert. Selbst Berufssprecher können aus diesem Grunde trotz der unzweckmäßigen Art zu sprechen lange Zeit gesund bleiben. Bei überaus vielen Menschen aber führt der Mißbrauch der Stimme schließlich doch zu einer mehr oder minder schweren Erkrankung, ja zur Vernichtung der Stimme. Dieser Gefahr sind natürlich die Berufssprecher in besonderem Maße ausgesetzt. Die Lehrer- oder Pastorenkrankheit ist leider häufig genug, und mit demselben Rechte könnte man von einer Militär- oder Schauspieler- oder Anwaltkrankheit sprechen. Das laryngoskopische Beobachtungsmaterial spricht in dieser Hinsicht eine traurige und erschütternde Sprache. Oft zeigt schon der kindliche Kehlkopf dieselben charakteristischen Veränderungen, die z. B. der des erschöpften Sängers aufweist. Am häufigsten zeigt sich diese schwere Beeinträchtigung der Stimmwerkzeuge aber erst später, gerade in den Jahren der besten Arbeitskraft. Jahrelang hat vielleicht der Stimmorganismus den verkehrten Gebrauch ausgehalten. Da melden sich katarrhalische Störungen. Sie werden zunächst noch überwunden, aber sie kehren wieder und werden hartnäckiger. Örtliche Behandlung und Badekuren helfen scheinbar, aber der bereits an chronischem Rachen- oder Kehlkopfkatarrh Leidende kann auf die Dauer sein Amt oder seinen Beruf nicht mehr versehen, weil das Übel nicht an der Wurzel gepackt ist. Sorge und Gram tun ihre zerstörende Arbeit. Das Ende ist der frühe Abschied aus Amt oder Beruf, der völlige Zusammenbruch. Das ist eine tiefbetrübende Tatsache, aus der wir zu lernen haben. Nur ein Mittel kann hier helfen und hilft auch sicher, soweit überhaupt noch zu helfen ist. Das ist der rationelle Sprechunterricht.

Die Erfahrung hat gelehrt, wie groß die Segnungen der Stimmbildung für stimmlich Erkrankte sind. Die Stimmbildung beseitigt die habituell gewordene gesundheitsschädliche Lautgebung. Nasale und gutturale Lautfärbung und die ebenso häßliche wie schädliche Angewöhnung des „Insichhineinsprechens" verschwinden. Die zarten Schleimhäute des Gaumensegels und des Rachens, Kehlkopf und Stimmbänder werden fast gar nicht gereizt; sie trocknen nicht so schnell aus, werden daher nicht so leicht empfindlich und sind zu stundenlanger, müheloser Arbeit befähigt, ohne zu versagen. Ferner beeinflußt die Stimmpflege auch den gesamten Organismus höchst vorteilhaft. Sie ist eine Art Sport, der in seinen Erfolgen für das allgemeine körperliche Wohlbefinden den Vergleich mit den übrigen Sportarten nicht zu scheuen braucht, zudem nichts kostet und zu jeder Zeit und an jedem Orte ausführbar ist. Eine bereits ganz vernichtete Stimme kann auch durch die sorgfältigste Stimmpflege natürlich nicht mehr gerettet werden. Wenn nun auch die Kunstpflege erkrankte Stimmen heilen kann, so ist es doch dringend wünschenswert, es nicht erst zur Erkrankung kommen zu lassen. Schon die gesunde Stimme also soll gepflegt werden, damit sie gesund und für die Lebensarbeit leistungsfähig bleibe. Wir treiben heute erfreulicherweise mehr denn je Körperkultur und Gesundheitspflege. Aber unser Sprechwerkzeug, das wir doch täglich äußerst stark benutzen und das für Unzählige die Grundlage ihrer Existenz bildet, erfreut sich noch immer nicht der Wohltat einer sachgemäßen Pflege. Es ist daher eine ernste Pflicht, diesen unwürdigen Zustand endlich zu beseitigen.

Zu dem hohen hygienischen Wert der Stimmpflege gesellt sich aber auch ein nicht minder hoher ästhetischer. Leider hören wir

heutzutage ein einwandfreies Sprechen nur vereinzelt. Überall im öffentlichen Leben, von Kanzeln, Kathedern usw., tönt uns eine Sprache entgegen, die durch mannigfache unschöne Angewöhnungen entstellt ist. Namentlich wird sie durch den Einfluß der Mundarten beeinträchtigt. Allerdings ist die Mundart das Echte und Ursprüngliche, die Gemeinsprache — meist unrichtig Schriftsprache genannt — ist erst das Entwickelte und Spätere. In der Mundart pocht der Pulsschlag des heimatlichen Fühlens und Denkens. Sie ist zweifellos der ewig kräftige Mutterboden, der durch seine bildnerische Fruchtbarkeit die Gemeinsprache nährt. Aber wenn man in der Gemeinsprache nur eine charakterlose Allerweltssprache, einen „verkünstelten Jargon der Schule, der Kanzel, des Theaters oder des Salons" (Sievers) erblickt, so geht diese Auffassung entschieden viel zu weit. Die Gemeinsprache ist doch das Erzeugnis einer geschichtlichen Entwicklung. Sie hat ein Anrecht auf sorgsame Pflege durch die Gebildeten. Denn sie ist die Sprache unserer Literatur und zugleich das Mittel der Verständigung für die vielen, mundartlich so weit getrennten Stämme des Vaterlandes, also ein hohes völkisches Gut, das bestimmt ist, alle Deutschen zu einer Volkseinheit zusammenschließen zu helfen. Aber auch abgesehen von mundartlichen Beeinflussungen, haftet unserer Sprache eine überaus große Mannigfaltigkeit von individuellen Mängeln und Fehlern an. Wer wäre nicht schon enttäuscht aus Kirchen, Hörsälen usw. fortgegangen! Wir haben dort vielleicht einen Redner gehört, der in Ermangelung einer gründlichen Sprech- und Vortragstechnik mit schwacher Stimme und schlechter Artikulation losredete. Infolgedessen war er nicht imstande, seine geistvoll verknüpften Gedanken verständlich und ausdrucksvoll zu Gehör zu bringen. Natürlich erlahmte die Teilnahme der Zuhörerschaft. Die Wirkung der Rede ging in einer Intervallarmut unter, die wie das Ticken eines Uhrwerkes oder das Murmeln eines Baches eine unwiderstehliche Hypnose, eine Art Schlafzwang, ausübte. Ein anderer Redner hat uns vielleicht durch das gegenteilige Verhalten enttäuscht. In dem Bewußtsein, keine genügend verständliche Aussprache zu besitzen, bemühte er sich, seinem Organ allzugroße Leistungen in unnatürlicher Weise, d. h. durch bloße Quantitätssteigerung, abzufordern. Aber dieser Schreihals und Kandidat für chronischen Kehlkopfkatarrh erreichte seine Absicht dadurch doch nicht. Denn durch Schreien allein läßt sich eine Stimme über einen weiten Raum hin nicht verständlich machen. Was er erreichte, war nur eine empfindliche Mißhandlung unserer Kopfnerven. Andere Sprecher wieder verstehen nicht, den Atem richtig zu führen, vernachlässigen die Periodisierung der Rede, sprechen in schnupfig-nasalem Tone oder mit der bekannten Knödelstimme usw.

Man glaubt vielfach, daß die Bühnen die Stätten seien, auf denen die Kunstpflege der Stimme zu Hause ist. Das ist doch nur mit großen Einschränkungen richtig. Wohl lernen die besseren Schauspieler, wie sie mit ihrer Stimme den Empfindungsgehalt ihrer Rolle ausschöpfen sollen. Damit aber genügen sie noch nicht allen Anforderungen an ein ästhetisches Sprechen. Selbstverständlich können sie nicht immer auf ihre Stimme Rücksicht nehmen. Sie müssen oft zum Zwecke der Charakterisierung ihre Stimme in einer ihr nicht natürlichen Weise verwenden. Aber auch da, wo sie mit ihrer individuellen Sprechstimme schön und ausdrucksvoll sprechen müßten, wie z. B. im Drama hohen Stils, hört man oft etwas ganz anderes als eine von den Gesetzen edler Kunst beherrschte Sprache. Vielfach mag daran ein mißverstandener Naturalismus die Schuld tragen. Bisher sind die Beschlüsse der Vertreter des deutschen Bühnenvereins durchaus nicht allgemein in die Praxis übernommen worden. Und doch wäre es sehr wünschenswert, daß alle Bühnenkünstler in Anerkennung des unabweisbaren Bedürfnisses einer einheitlichen und ausgeglichenen Bühnensprache den gegebenen Anregungen folgen möchten. Noch wichtiger wäre es freilich, im Unterricht der heranwachsenden Künstlergeneration die ästhetisch-technische Seite der Sprachbeherrschung mehr als bisher zu ihrem Rechte kommen zu lassen.

Ich habe bisher von den Berufsrednern gesprochen und für sie vor allem die Pflege der Sprechstimme gefordert. Der Kreis der Redner ist aber heutzutage durchaus nicht mehr auf die Geistlichen, Lehrer, Schauspieler, Anwälte usw. beschränkt. Vielmehr können das rege Vereins- und Versammlungsleben und die immer stärker werdenden Wechselbeziehungen der Menschen untereinander jeden einzelnen in die Lage bringen, als öffentlicher Sprecher auftreten zu müssen. Daher ist die Forderung einer Kunstpflege der Sprechstimme zu verallgemeinern. Wir streben doch danach, der Kunst in jeder Erscheinungsform den ihr gebührenden Platz im Leben unserer Tage anzuweisen und es durch sie zu schmücken. Nun, dann müssen wir uns auch daran erinnern, daß unsere Sprechstimme nicht nur, wie Geißler sagt, „eine logische Institution, ein Apparat intellektueller Mitteilung", sondern daß sie ein edles, ja das edelste Toninstrument ist, das der Bildung und Schmückung durch die Kunstpflege fähig und ihrer bedürftig ist. Wir müssen endlich erkennen lernen, daß es eine halbe und widersinnige Sache ist, „Reformkleider anzuziehen oder moderne Möbel zu kaufen oder die Wände des Schulzimmers mit schönen Steindrucken zu behängen und bei alledem dem Munde Töne entquellen zu lassen, die, wenn sie Farben und Linien wären, dem ästhetischen Gemüte höchst stillos und verwaschen erscheinen würden".

Unsere Sprache soll nicht ferner nach der

technischen Seite hin verarmen und blutleer bleiben. Sie soll uns wieder das werden, was sie ist, eine höchst anschauliche Lebensäußerung, die wir immerfort von neuem künstlerisch erleben. Wir müssen uns endlich von der üblen Gewohnheit frei machen, die Sprache nur als Durchgangstür zum Begrifflichen zu betrachten. Wir müssen wieder lernen, die seelische Luft zu atmen, die uns aus jedem Sprachlaut, jedem Worte anweht. Man halte das nicht für phantastisch! Am leichtesten erkennbar wird uns diese Laut- und Wortseele da, wo wir auf Klangmalerei stoßen. Aber auch die anderen Laute und Wörter haben ihre Seelen, wenn wir sie auch nicht mehr so unmittelbar erleben. Die Frage, wie diese Laut- und Wortseelen entstanden sind, ist rein wissenschaftlicher Art und braucht uns hier nicht zu kümmern. Für uns handelt es sich darum, wie wir uns dieses sprachplastischen Elements bemächtigen können. Das geschieht nur dadurch, daß wir wirklich sprechen, nicht nur zu sprechen vermeinen, während wir in Wirklichkeit doch nur über das, was wir sagen, hinweggleiten. Wenn wir erst so sprechen, daß wir die seelische Bedeutung der sprachlichen Gebilde erschöpfen, dann sprechen wir künstlerisch und dann zwingen wir auch den Hörer, das sofort zu empfinden.

Nur durch ein solches künstlerisches Sprechen ferner vermögen wir die reichen Goldschätze aufzuschürfen, die in den Schächten unserer Dichtungen verborgen ruhen. Dem Sprechstümper bleiben sie ewig verschlossen. In dieser künstlerischen Bergmannsarbeit tritt der höchste ästhetische Wert zutage, den die Kunstpflege der Sprechstimme besitzt. Eine in Schrift und Druck vor uns liegende Dichtung ist an sich ebensowenig ein fertiges Kunstwerk, wie geschriebene oder gedruckte Sätze die Sprache sind. Erst der nachempfindende und dadurch zur Nachschaffung gedrängte Sprecher weckt die Dichtung aus ihrem papiernen Schlummer durch seine Sprechkunst zu ihrem wahren Leben; er erst vollendet das Unvollendete, indem er es in Klang umsetzt. Nur wer eine Dichtung so vorträgt, erfaßt sie künstlerisch und erschließt sich und seinen Hörern ihre ganze poetische Schönheit. Schon Goethe hat es uns gesagt: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen —"

Das Letzte und Höchste aber, das die Kunst, und zwar völlig unabsichtlich, erreicht, ist die Auslösung sittlicher Wirkungen. Denn sie taucht den Menschen in einen Jungbrunnen ein, klärt seine Seele und reinigt sie von dem Staube des Alltäglichen, Allzumenschlichen und hebt ihn in die ideale Sphäre des Schönen und Sittlichen empor. Und so tritt neben dem hygienischen und ästhetischen Wert der stimmlichen Kunstpflege auch ein sittlicher hervor. Ich kann dieses Gebiet hier nur streifen. Aber darauf will ich doch wenigstens hinweisen, daß sich jedem, der die Sprache so spricht, wie sie gesprochen werden soll, eine Lebensfülle der Wörter erschließt, wie sie der Sprechstümper nie und nimmer empfinden kann. Dieser Gewinn aber setzt den vollendeten Sprecher zugleich in den Besitz der durch die Wörter der Sprache bezeichneten Dinge, macht ihn zu ihrem Herrn und verleiht ihm eine sittliche Kraft. Ferner ist die Kunst des formvollendeten Sprechens die Zauberin, die allein imstande ist, in uns das tiefste Verständnis der Dichtkunst zu erwecken und dadurch den ganzen inneren Menschen zu veredeln.

Wenn wir uns die Summe des Gewinnes vor Augen halten, mit dem die künstlerische Pflege der Sprechstimme uns in hygienischer, ästhetischer und sittlicher Beziehung bereichert, wie könnten wir da noch zweifeln, daß ihr im Kulturleben der Gegenwart endlich der ihr gebührende Platz einzuräumen ist! Es fragt sich nur, wie dieses Ziel erreicht werden kann. Soll es auch fernerhin dem einzelnen überlassen bleiben, sich die für den Lebenskampf so wertvolle Waffe der gebildeten Stimme selbst zu schmieden? Damit kommen wir nicht weiter, denn dann wird wie bisher nur die Minderheit zum lautrichtigen Sprechen erzogen werden. Es handelt sich hier aber um eine Frage von hoher völkischer Bedeutung, um ein wertvolles Gut, dessen Segnungen der Allgemeinheit zuteil werden sollen. Da führt nur ein gangbarer Weg zum Erfolg. Das ist der Weg durch die Schule. Es wird ohne Zweifel mancher Einwand gegen diese Forderung erhoben werden, aber wir dürfen uns dadurch nicht irremachen lassen, denn alle diese Einwendungen lassen sich widerlegen. Da wird man vielleicht zunächst die Behauptung ins Feld führen, daß die Schule, durch die mannigfachen Anforderungen der Gegenwart ohnehin schwer belastet, nicht noch mit einer neuen Aufgabe beschwert werden dürfe. Aber dieser Einwand ist schon aus dem Grunde hinfällig, daß die Schule zur Stimmerziehung schlechthin verpflichtet ist, denn alle Schulkinder haben doch wohl ein unbestreitbares Recht auf eine elementare Ausbildung ihrer Sprech- und Singstimme und deren sachgemäße Pflege innerhalb des Schullebens. Ferner wird man vielleicht einwenden, die Kinder seien den Schwierigkeiten der Sache nicht gewachsen. Tatsächlich ist das Gegenteil der Fall. Denn erstens ist der kindliche Gehörsinn noch viel schärfer und viel besser geeignet, alle feinen Klangunterschiede zu erfassen, als das Ohr des Erwachsenen. Ferner sind die kindlichen Stimmwerkzeuge viel biegsamer und zur Nachbildung viel besser befähigt. Endlich darf auch der Umstand nicht unerwähnt bleiben, daß das Beispiel des Lehrers in ganz anderem Maße auf sie wirkt, als auf erwachsene Menschen, die beständig Kritik üben.

Es wird sich also zunächst darum handeln müssen, einen Stamm von Lehrern für den Unterricht in der praktisch-phonetischen Lautschulung heranzubilden. Das muß in den

Seminaren geschehen. Aber auch die Lehrer an den höheren Schulen müssen in der Stimmbildung unterwiesen werden, vor allem der junge Nachwuchs, der vor dem Eintritt in die Praxis des Schullebens steht. Und zwar müssen nach und nach alle Lehrer die Befähigung erwerben, als Stimmbildner aufzutreten. Was ein einzelner Lehrer des Deutschen etwa in mühevoller Arbeit in einer Klasse aufgebaut hat, wird und muß zusammenstürzen, wenn nicht auch die Lehrer der anderen Fächer in derselben Klasse und in der ganzen Anstalt mitarbeiten. Auf den Hochschulen muß also den künftigen Oberlehrern Gelegenheit gegeben werden, praktische Kurse in der Stimmbildung durchzumachen. Der Anfang ist dankenswerterweise bereits an einigen Hochschulen gemacht. Freilich liegt gerade in der Auswahl der Stimmbildungslehrer die größte Schwierigkeit. Man glaube ja nicht, daß die Gesanglehrer als solche schon befähigt seien, die Kunstpflege der Stimme in ihre Hand zu nehmen. Denn erstens ist die Ausbildung der Sprechstimme etwas anderes als die der Gesangstimme; zweitens aber ist bis jetzt die große Mehrheit der Gesanglehrer wegen des Mangels an sprachphysiologischen Kenntnissen für den Beruf als Stimmbildner noch durchaus ungeeignet. Es ist überraschend, wieviel wunderliche, bizarre, ja man könnte fast sagen mystische Vorstellungen nicht wenige dieser Herren von der Anatomie, der Physiologie und der Theorie der Tonbildung haben. Wer dafür Beweise haben will, den verweise ich auf die Ausführungen, die Prof. Dr. Krause in seinem Referat über die Erkrankungen der Singstimmen, ihre Ursachen und ihre Behandlung auf dem XII. Internationalen Medizinischen Kongreß zu Moskau gemacht hat (Berlin 1898), und auf die Schriften Dr. Schwidops und Hennigs. Sind aber erst die richtigen Stimmbildner gefunden und an den Hochschulen tätig, dann wird auch der Erfolg nicht ausbleiben. Allerdings wird den Kandidaten mit der pflichtmäßigen Ausbildung in der Beherrschung der Sprechstimme ein neues Stück Arbeit aufgebürdet. Aber das ist eben notwendig, weil es sich hier um ein ganz hervorragend wichtiges berufliches Erfordernis handelt, dem die künftigen Oberlehrer als Berufssprecher genügen müssen, um für ihr Amt auf die Dauer leistungsfähig bleiben und vorbildlich wirken zu können. Freilich hängt das Maß des in dieser Hinsicht Erreichbaren im letzten Grunde von der angeborenen Anlage ab, doch ein bescheidenes Maß von sachgemäßer Stimmbeherrschung wird sich jeder aneignen können, der sich ernstlich bemüht. An diesen praktischen Kursen für Stimmbildung auf der Hochschule sollten ferner auch die Theologen, Juristen, kurz alle künftigen Berufssprecher sich beteiligen. Auch sie würden sich in analoger Weise über den erreichten Grad der künstlerischen Stimmbeherrschung in der Staatsprüfung auszuweisen haben.

Durch die Schule also — das Wort im weitesten Sinne genommen — wird die Kunstpflege der Sprechstimme ihren siegreichen Einzug in unsere Kulturwelt halten. Früher oder später, kommen wird sie. Ihr aber den Weg zu ebnen und die Herzen für sie und ihren reichen Segen zu erwärmen, dazu sind die vorstehenden Zeilen geschrieben. Hier liegt noch ein weites, fruchtbares Neuland kaum erst aufgeschlossen da! Soll es noch lange brach liegen?

Die Liebe ist —

Die Liebe ist wild,
Wie das Kind, das den rollenden Reifen schlägt
Und nicht nach den Wegen und Zielen frägt.

So leicht ist die Liebe,
Wie der Knabe das Netz um die Schulter hängt
Und hebt und den goldenen Schmetterling fängt.

Die Liebe ist
Wie die blühende Blüte im Frühlingshauch,
Wie die reifende rote Beere am Strauch.

Die Liebe des Weibes
Ist wie die zitternde Sommernacht,
Die im Dunkel sich duckt, wenn der Mond erwacht.

Margarete Windthorst

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Franz Karl Ginzkey, Der von der Vogelweide (Leipzig, L. Staackmann) — Jakob Schaffner, Die goldene Fratze (Berlin, S. Fischer) — Karl Hans Strobl, Die Streiche der schlimmen Paulette (Berlin-Wien, Ullstein & Co.) — Victor Fleischer, Zehn Geschichten vom Löffler und seinem Nachbarn (Berlin, Meyer & Jessen) — Frances Külpe, An der Wolga (Berlin, H. F. S. Bachmair) — Kurt Aram, Mit 100 Mark nach Amerika (Berlin, F. Fontane & Co.)

Unter den jungen Österreichern, die im Gegensatz zu den Wiener Artisten die gesünderen provinziellen Kräfte des Landes vertreten, ist Franz Karl Ginzkey einer der besten und liebenswürdigsten. Er steht als Lyriker neben dem Erzähler Rudolf Hans Bartsch und dem Dramatiker Karl Schönherr. Mit der derben Volkskraft des Tirolers berührt er sich wenig; um so mehr mit der süßen Innigkeit des musikdurchklungenen Grazers. Auch er hat mehr Anmut als Kraft. Er setzt nicht Dom- und Sturmglocken in Bewegung, die mächtig das Geräusch des Marktes überdröhnen und jeden zum Aufhorchen zwingen, sondern er zieht ein kleines Glöckchen in der Waldkapelle, dessen silberner Ton nur das Ohr verwandter Wanderer trifft. Aber die Wanderer bleiben stehen, lächeln und horchen auf den warmen, reinen Klang, der zu ihnen herüberschallt.

So haben wir uns alle einst an den ersten Gedichten Ginzkeys gefreut, an dem „Heimlichen Läuten“, und wenn uns ein Poet einmal in solcher Weise gewonnen hat, muß es schon schlimm kommen, wenn er unsere Liebe verlieren soll. Wir kennen die engen Grenzen des Österreichers, aber auch seine Lauterkeit. Mit seinen Romanen wollt' es ihm nicht recht gelingen: sie blieben ein bißchen schmächtig und lyrisch. Auch die Balladenfaust fehlt dem sanften Lyriker wohl. Denn ich erinnere mich, daß nur ein einziges Gedicht aus seinem Balladenbuche stärkeren Eindruck auf mich machte, ein wunderschönes heitres und klares altwiener Porzellanstück: „Der schlafende Wagen.“ Prinz Eugen, der edle Ritter, ist alt geworden; mit zwei adligen Damen spielt er abends Mariage und Pikett; in schläfriger Karosse fährt er heimwärts. Aber der Kutscher auf dem Bocke nickt ein; der Hatschier desgleichen und der alte Prinz erst recht. Nur die Rößlein traben und halten vor dem gewohnten Schloßportal, ohne daß Herr und Diener erwachen. Da steht nun der Wagen, und das Volk der Wiener kommt neugierig näher. Aber als es seinen Lieblingshelden schlummern sieht, ist es still und lächelt nur, ja, ein Schusterjunge, der schrill auf zwei Fingern pfeift, kriegt dafür eine tönende Maulschelle. Davon erwachen die Schläfer, quietschend fährt die Kutsche durchs Portal, und der alte Prinz verschwindet mit freundlichem Gruß. Das ist so leicht und lächelnd gegeben, das verbindet sich so hübsch und herzlich mit der großen nationalen Tradition — beim Zeus! wenn ich österreichischer Kultusminister wäre, müßte mir dieses Gedicht in allen deutschen Schulen der Donaumonarchie auswendig gelernt werden.

Es ist mehr als ein Zufall, daß Ginzkey hier in dem Prinzen Eugen nicht das „Schlachtenungewitter“ zeichnet, sondern den stöckelnden, still gewordenen Greis. Ganz ebenso hat er in seinem neuen Roman „Der von der Vogelweide“ (Leipzig, L. Staackmann) Herrn Walther zum Graubart gemacht. Nicht die tätigen, stürmenden Helden und Männer kann der beschaulich-sanfte Ginzkey darstellen, sondern um ihnen nahe zu kommen, muß er ihr Feuer verlohen, ihre Kraft schwinden, ihr Begehren sich sänftigen lassen. Deshalb ist sein Walther von der Vogelweide nicht der junge, herrlich jauchzende Poet, der den geltenden Schicklichkeitsregeln ein Schnippchen schlug und „unter der Linden an der Heide“ ein liebes Mädel in die Arme nahm, nicht der Walther, der gegen alle Konvention seine Liebesfreuden besang und der „niederen Minne“ pflag, was damals als „unhöfisch“, als „unfuoge“ galt — nein, es ist der müde gewordene Walther, der endlich ein Lehen haben will, der nicht mehr den hübschen Mädels nachsteigt, sondern brav bei den Burgdamen sitzt, die Zucht und Sittsamkeit deutscher Frauen preist und um Gottes willen nicht gegen die „mâze“, gegen die gesellschaftliche Form verstoßen will. Es ist kein Zweifel, daß es diesen Walther gab: der alte Minnesänger schleppt viel Konventionelles mit. Aber ebenso sicher scheint es mir, daß die Nachwelt von einem Dichter, der nichts weiter gewesen wäre, keine Notiz genommen hätte. Wer sich nicht von großen Namen blenden läßt, schiebt heute doch diese ganze übliche Gesellschaftsdichterei des Vogelweiders beiseite. Ich finde die kecken Dörperweisen eines Neidhart von Reuenthal viel lebendiger und frischer. Aber es ist ja auch gar nicht der konventionelle Minnesänger, den wir in Walther schätzen. Sondern es ist einmal der über die höfischen Stränge schlagende Dichter, der in der Situationslyrik viel glücklicher ist, als in der Gefühlslyrik,

und es ist vor allem der leidenschaftliche Spruchdichter, d. h. der politische Dichter, der Tendenzpoet, die deutsche Lerche, die dem römischen Bischof ganz ohne mâze ein höchst radikales Lied in die Ohren sang! Ginzkey hat sich diesen deutschnationalen Strophenschmied auch nicht entgehen lassen, ohne daß er doch eine Wirkung mit ihm erzielen konnte. Denn Walthers Sprüche stammen aus einem leidenschaftlichen Herzen; sie sind, auf die Zeit bezogen, so kühn, daß heut zehn Staatsanwälte hinter dem Dichter her wären, während der Ginzkeysche Walther zum Superintendenten und Schulrat ernannt werden könnte.

Darin liegt der erste Mangel des Romans. Sein Held ist zu sehr nach dem Bilde des sanften Ginzkey gezeichnet. Jede Welt, die wir schaffen, wird eben von unserer eigenen Nasenspitze begrenzt. Mir ist dieser Walther zu „maßvoll", zu korrekt, zu schlagsahnig. Er wird in eine letzte Liebe zu der Tochter jener Dame verwickelt, die er als junger Poet angeschmachtet hat; Spät- und Frühliebe fließen merkwürdig zusammen; jeder der beiden Menschen, die junge Gertrudis und der alternde Sänger, liebt im andern eigentlich nur ein Phantasiebild, ein Ideal oder eine Erinnerung. Deshalb ist diese Liebe nicht blutrot und leidenschaftlich, sondern nur ein bißchen wehmütig und silbergrau, mit töchterlicher resp. väterlicher Beimischung. Das Natürliche wäre nun gewesen, die verirrten Gefühle lächelnd ins rechte Bett zu leiten ... vielleicht durch einen jungen Romeo, der stärker ist als der größte Dichter. Aber Ginzkey ist im tiefsten Grunde der sentimentale Romantiker. Seine Gertrudis darf keine tüchtige Frau werden und Buben zur Welt bringen, sondern sie muß an einem „linden Abend in der Rosenlaube wie eine Blume still dahingehen" — mit einem „unsäglich innigen Lächeln" auf den Lippen. So will es der Kodex der romantischen Idealisten. Es ist ein gutes Zeichen, wenn zwanzigjährige Dichter sentimental sind — junge Poeten müssen zu viel Gefühl haben, um später genug zu besitzen. Aber es ist kein gutes Zeichen mehr, wenn sie noch mit 40 Jahren das Poetische im Empfindsamen suchen. Ihnen allen hat Theodor Storm, der in „Immensee" doch selber einst gefühlsselige Ausschweifungen getrieben hatte, seinen kräftigen Spruch ins Stammbuch geschrieben:

„Und sind die Blumen abgeblüht,
So brecht der Äpfel goldne Bälle;
Hin ist die Zeit der Schwärmerei.
So schätzt nun endlich das Reelle!"

Für die mangelnde Umrißfestigkeit des Helden entschädigt uns Ginzkey auch nicht einmal durch gelungene Nebenfiguren. Er läßt jede Vollsaftigkeit im Charakterisieren vermissen. Sein Gerhart Atze, der doch eine humoristische Gestalt sein soll, lockt uns nicht das geringste Lächeln auf die Lippen, und Herr Rupert von Clusa bleibt eine böse Karikatur. Von Rachegier und dem wahnsinnigen Verlangen nach „niederer Minne" gestachelt, dringt er bei Frau Utta ein, und vor dieser merkwürdig ungeschickten und unechten Szene muß selbst der harmloseste Leser erkennen, daß Ginzkey völlig unfähig ist, einen leidenschaftlichen Auftritt wiederzugeben. Alle Darstellungsmittel verlassen ihn, hilflos treibt er durch ein Element, das seiner beschaulich-liebenswürdigen Natur ewig fremd ist. Der Mißmut darüber wird auch durch das Interesse nicht aufgehoben, das allenfalls die Figur des Albertus Zant erwecken könnte.

Und wie steht es endlich mit der Zeitschilderung? Hat sich wenigstens ein Hauch jener versunkenen Welt in dem Roman gefangen? Besitzt Ginzkey etwas von der seltnen historischen Phantasie, die Abgeblühtes wieder zur Blüte bringt? Es tut mir leid, daß ich auch hier nein sagen muß. Er ist ängstlich und unfrei; in kleinen schüchternen Kapitelchen erledigt er nach einander die historische und kulturhistorische Dekoration. Sie ist ärmlich: genau soviel, wie der Dichter mir von Walther und der Zeit erzählt, habe ich vorher auch schon gewußt. Man sieht den Kinderkreuzzug und hört vom Hohenstaufen Friedrich II., groteske Büßer humpeln dahin, fahrende Clerici singen ihre Vagantenlieder, die verhaßten „Merker" spionieren hinter heimlicher Liebe her, Ulrich von Lichtenstein trinkt das Spülwasser seiner Angebeteten, der Wächter warnt mit dem Tageliede, Franz von Assisi redet zum „Bruder" Fisch und zur „Schwester" Möwe — das ist ungefähr alles! Eine wie verheuchelte Gesellschaft die des XIII. Jahrhunderts war, wieviel Unkultur unter dem „höfischen" Firnis lag, das hört man bei Ginzkey nicht. Es scheint, als hätte er das ganze Bild gläubig nach der formelhaften und im Grunde verteufelt verlogenen deutschen Minnedichtung gemalt — mit dünn aufgelegten Farben. Da war Joseph Viktor von Scheffel doch ein anderer Kerl!

Also wollen wir „Den von der Vogelweide" sanft einpacken und Franz Karl Ginzkey bitten, uns lieber ein Versbuch dafür zu schicken. Ich würde noch einmal auf den alten Prinzen Eugen zurückkommen, aber es könnte jetzt am Ende aussehn, als wollte man auf die frische Wunde eines liebenswerten Poeten nur ein Heilpflaster kleben. —

Ist Franz Karl Ginzkey der sentimentale, so ist der Schweizer Jakob Schaffner der barocke Romantiker. Wenigstens entwickelt sich sein glänzendes Talent leider Gottes immer mehr in dieser Richtung. Es ist ja nichts Seltenes, daß gerade die verständigen Schweizer, die so gut zu rechnen verstehen, plötzlich aus ihrer umsichtigen Bürgerlichkeit heraus phantastische Kapriolen schlagen. Es bleibe dahingestellt, ob das aus einem instinktiven Selbsterlösungstrieb geschieht. Jedenfalls findet man schon bei Gottfried Keller einen phantastisch-grotesken Zug, der sich manchmal mit Macht befreit.

Blick auf Overschie im Mondschein. Gemälde von B. Jongkind

Als Arabeske kann er prachtvoll wirken; er erhöht dann nur das Bild der schönen, starken Wirklichkeit, wie eine wunderlich lose Ranke uns wohl die solide Festigkeit des Stammes, um den sie sich schlingt, bewußter macht. Aber wird dieser Zug herrschend, so wehren wir befremdet ab. Gottfried Keller hat es fertig bekommen, in vierzehn Gedichten die Gedanken und Empfindungen eines — lebendig Begrabenen zu schildern. Diese ungeheure Geschmacklosigkeit wird dadurch nicht besser, daß ein großer Dichter sie beging. Man ist auch bei Jakob Schaffner schon durch frühere Werke auf allerlei barocke Seitensprünge vorbereitet, aber niemals ward das ironisch-groteske Element so frei, niemals noch wirkte es so zerstörend wie in dem neuen Novellenband „Die goldene Fratze“ (Berlin, S. Fischer). Gerade die ersten von den hier gesammelten zwölf Erzählungen starren uns als rätselhafte Verfratzungen entgegen: sie locken wie Vexierbilder, die man fortwährend zu haben glaubt, ohne daß man ihnen doch ganz auf die Spur kommt. Man ist immer am Rande eines tiefen Verstehens und wartet auf den Sonnenaufgang, der im nächsten Augenblick alles erleuchten muß, man sieht gleichsam schon die ersten purpurnen Strahlen durch die Dämmerung laufen, aber am Ende bleibt man doch immer im Zwielicht zurück und wird von großen Ahnungen gepeinigt, die nicht zu Klarheiten und Gewißheiten werden können. Nach der dritten Novelle streckt man einen Augenblick die Waffen und hat ein Gefühl der beginnenden Drehkrankheit. Sie heißt „Der Fuchs“, und ich möchte sie schmerzlich gern hier nacherzählen. Aber ich bringe es nicht fertig, denn ich verstehe sie nur halb. Da ist ein Jäger, der nicht schießt, „weil der psychologische und sozusagen moralische Moment bis jetzt noch nicht zugleich mit dem Wilde aufgesprungen war“. Aber er will doch „ein einziges Mal töten mit vollem Wissen der Kreatur und aus dem heißen, weltdurstigen Willen, den Riß im Leben des Opfers in seiner eigenen Seele zu empfinden“. Er folgt einem Fuchs, der vor ihm aufspringt, träumt mehrere Nächte einen sehr sonderbaren Traum, in dem Reineke eine Rolle spielt, und findet den Fuchs nun fortgesetzt auf allen seinen Wegen. Zwischen ihm und der Kreatur beginnt „ein heimliches und tiefsinniges Ringen“. Er sieht und fühlt „an hundert stummen, teils ängstlichen, teils herausfordernden Zeichen, daß das Opfer über seinen Willen zu töten unterrichtet war und unruhig hin und her irrte zwischen der angeborenen wilden Lebenslust und dem Zwang zur Todesbereitschaft, den die Hypnose des menschlichen Gedankens unausweichlich über seine Seele bringen mußte“.

Das ist gewiß schon reichlich überspannt, aber man begreift doch noch. Besonders der Amateurjäger, der nur alle Jubeljahre einmal sein Gewehr auf ein lebendes Wesen anlegt, wird auch jetzt noch zum Mitgehen bereit sein. Doch die Weiterentwicklung und Lösung ist so grotesk-mysteriös, daß man sich einfach an die Stirn greift. Wie gesagt, es dämmert wohl, aber man weiß nicht, wo. Man ahnt wohl von weitem etwas, aber es spottet selbst der vorsichtigsten Formulierung. Man zieht Parallelen zwischen dem „Fuchs“ und der „Hündin“ der Anfangsnovelle, aber man kommt aus dem Bilderrätsel nie ganz hinaus. In zwei anderen Erzählungen gibt es Hinrichtungsszenen: einmal schlägt der Scharfrichter, der sich nachher erhängt, scheußlich daneben; ein anderes Mal erfahren wir seitenlang die letzten Gedanken und Erinnerungen eines abgehauenen Kopfes. Man sieht, es ist der gleiche Film, der Kellers „Lebendig Begrabenen“ bringt. Selbst in die normaler angelegten Novellen schlägt oft die Phantastik hinein. Am ehesten wird man sich noch mit der „Wahrsagerin“, der „Geschichte vom Moschus“, dem „Eisernen Götzen“ und der „Neuen Laterne“ befreunden.

Die Befürchtungen, die man schon vor den letzten Büchern Jakob Schaffners hegen mußte, haben sich also prompt erfüllt. Mit ihm erreicht auch die herrschende Neuromantik endlich das Ziel der romantischen Ironie, bei dem die alten Romantiker einst gelandet waren. Für den Literarhistoriker ist das sehr interessant, weil sich an dieser Stelle die ganze Bewegung überschlagen muß und weil man mit einiger Neugier auf die nachfolgende Entwicklung warten darf. Vor hundert Jahren führte die romantische Ironie zum reinen Kunstnihilismus, bis die über jede Autorität hinausgeleiteten Dichter, die vergeblich nach einem festen Punkte strampelten, in ihrer Not der ältesten und stärksten Autorität anheimfielen und sich verzweifelt — an den Felsen Petri klammerten. Jakob Schaffner sieht vorläufig noch nicht danach aus, als ob er schon „romreif“ werden wollte. Aber wenn das so weitergeht, müssen seine metaphysisch geladenen Menschen einmal schwindlig werden. Der Leser wird es meistens jetzt schon.

Sehr viel weniger Kopfzerbrechen wird das neue Buch von Karl Hans Strobl veranlassen. Es ist „ein Roman in Weiß und Blau“ und heißt „Die Streiche der schlimmen Paulette oder die Insel der Enttäuschung“ (Berlin, Ullstein & Co.). Die schlimme Paulette ist niemand anders als die schöne und leichtsinnige Lieblingsschwester Napoleons I., Marie Pauline, die den Fürsten Camillo Borghese geheiratet hatte. Wie ein Wirbelwind kommt diese Flittergoldkönigin 1814 nach Elba, um die Verbannung des Kaisers zu teilen, und stellt die ganze solide Insel mit ihren Launen auf den Kopf: „bald ein wildes entzückendes Mädel, das über die Steine springt, die Röcke wehen läßt und dem der Korporalsfluch ganz vortrefflich paßt“, bald große Kokotte, die allen Männern den Kopf verdreht und mit ihrer Gunst nicht geizt. Eine berühmte

liegende Statue von Canova zeigt ihre hüllenlose Schönheit, und als man ihr Vorwürfe machte, daß sie dem Bildhauer ganz nackt Modell gestanden habe, antwortete sie: „Warum nicht, das Atelier war ja geheizt.“ Ob diese Antwort historisch ist oder ob Strobl sie sich aus dem Dichterfinger sog, kann ich nicht sagen — jedenfalls ist sie hübsch und charakteristisch. Die Streiche besagter Paulette, die der Titel verspricht, sind übrigens nicht besonders aufregend: man erwartet von solcher Dame eigentlich mehr. Und nur der weltgeschichtliche Rahmen, in dem sie sich bewegen, gibt ihnen einen wirkungsvollen Anstrich. Da hört man die großen Namen, bei denen man innerlich noch immer einen Ruck bekommt: Napoleon selber muß in einer hübschen Szene den Kinderschreck machen, „Madame mère“ denkt an ihre Kasse und hängt den Damen Spitzen an, Drouot, Bertrand, Cambronne ziehen an uns vorüber, aber der Erzähler verwahrt sich ausdrücklich davor, den Leser „in der Folterkammer historischer Ereignisse strecken, wippen und brennen zu wollen“. Er geht all den imposanten Namen und Dingen nicht mit pathetischem Ernst von vorn entgegen, sondern er luchst sie von hinten oder von der Seite an, wo sie lange nicht mehr so imposant aussehen. Ja, eigentlich ist auch durchaus nicht die schöne Pauline Bonaparte die Heldin des Buches, sondern ein junger deutscher Idealist, ein biederer Österreicher namens Thomas von Kiennast. Von Mutterseite hat er französisches Blut in den Adern, und in glühender Begeisterung kommt er nach Elba, um in die Dienste des Kaisers zu treten. Für ihn wird das Eiland in mancher Hinsicht zur Insel der Enttäuschung; von herrlichen Idealen blättert die Vergoldung ab; die Fürstin Paulette, die ihn vor ihren Triumphwagen spannt, spielt ihm einen Streich, weil der gute Junge gar zu sehr keuscher Joseph ist, und der symbolische Marschallstab im Tornister wird immer nur Symbol bleiben. Doch die Enttäuschung ist erträglich: Thomas Kiennast findet für verlorene Ideale neue. Darunter ein sehr hübsches, das Carlotta heißt, und während Napoleon von neuem durch die erschrockene Welt zu rasen beginnt und ungezählte Menschenleben vernichtet, hat man begründete Aussicht, daß ein junges Paar derweilen in Liebe für neues Leben sorgen wird.

Munter und farbig gaukelt diese flotte Spielerei an uns vorüber. Sie ist überall nur bunte Oberfläche und soll wohl auch gar nichts anderes sein. Einem geschickten und überaus leicht formenden Talente, das meist nur mit Verstand und Phantasie arbeitet, beliebt es, allerlei hübsche Seifenblasen steigen zu lassen. Sie schimmern einen Augenblick auf und zersprühen, aber das Spiel, dem keinerlei seelische Notwendigkeiten zugrunde liegen, ist nett und mag für ein paar Stunden gefällig unterhalten.

Ein anderer Provinzösterreicher, der Böhme Victor Fleischer, scheint mir mehr Kern zu besitzen, als der mährische Strobl. Schon vor einiger Zeit konnte ich seinem Romane „Wendelin und das Dorf“ Gutes nachsagen, und die „Zehn Geschichten vom Löffler und seinen Nachbarn“, die er neuerdings im Verlage von Meyer & Jessen, Berlin, herausgab, werden ihm weitere Freunde werben. Mit gesundem Humor führt er in diesem Dorfbuch einen bäurischen Typus in den verschiedensten Situationen vor — den Löfflerseff, der nicht gerade der Gescheiteste ist. In ganz knappen Skizzen erzählt er, wie der Löffler renovieren läßt, wie er Ochsen verkauft, wie er eine Reise macht, wie er sich einen Orden zu erobern gedenkt, wie er als Gemeinderat wirkt und welche Schlauheiten er sonst ausheckt. Meistens hat der Löffler das Malheur, von pfiffigeren Nachbarn über den Löffel barbiert zu werden, und mit Behaglichkeit wohnt man dem Einseifen bei. Victor Fleischer stellt dabei scheinbar völlig sachlich dar, er hat keinerlei ironische Beleuchtungseffekte oder übertreibende Lustigkeit, er zwinkert uns nicht einmal über den Kopf seines Helden zu, sondern er berichtet bloß und läßt den Dickschädel vor uns handeln. So verwirkt sich sein Humor vollkommen mit der Sache; es ist ein gutmütiger, ganz rein aufnehmender Humor, der sich unbefangen ergötzt, der sozusagen niemals für sich selbst etwas herausschlagen will und in seiner Unaufdringlichkeit wohltuend berührt. Deshalb liest man das Buch gern. Es strebt gewiß nicht nach besonders hohen Kränzen, aber es fängt getreu und geruhig-heiter ein schlichtes Stück Leben ein. Mitten in all dem Ästhetentum und der subjektiv-romantischen Verzerrung der modernen Dichtung steht es bescheiden und echt da, setzt der schönrednerischen Gewundenheit seine schlichte Knappheit entgegen und angelt nicht krampfhaft nach Originalität. Also sei willkommen, dreimal gescheiter Löfflerseff!

Zum fünften versuchte ich es mit einer baltischen Schriftstellerin, Frances Külpe, die man mir mehrfach gelobt hatte. Unter dem Titel „An der Wolga“ hat sie drei Erzählungen gesammelt (Berlin, H. F. S. Bachmair), und damit der Kritiker ja nicht in Verlegenheit kommt, ist als viertes Stück ein Essay über — Frances Külpe hinzugefügt. Man erfährt daraus, daß die Dame von einem englischen Vater und einer kurländischen Mutter stammt und daß Richard Dehmel sie zu weiterem Schaffen ermuntert hat. Die Titelnovelle zeigt auch offenbares Talent trotz der ziemlich konventionellen Fabel. Man braucht nur die Spieler aufzuzählen, damit sich jeder sofort daraus einen Reim machen kann. Da ist ein alter Fischer mit zwei blühenden Enkelinnen Matrioscha und Aniutka; da ist ein junger Fischer Grischa und endlich ein reicher Herr, der nicht nur mit Rubelscheinen um sich wirft, sondern auch schön ist. Kein Wunder, daß er ohne besondere Mühe die Matrioscha bekommt, und daß der Grischa, der sie heiraten

will, darob empört ist. Aber der elegante Störenfried ist ein netter Mensch, und als er Grischa um Vergebung bittet und ihm drei Hundertrubelscheine in die Hand drückt, scheint alles aufs Beste erledigt. Doch die Freude war verfrüht: urplötzlich regt sich in Frances Külpe die weibliche Sucht nach der Sensation, nach dem Krassen und Blutigen, und es gibt Mord und Totschlag, wozu der Himmel noch mit Blitz und Donner bemüht wird. Auch die beiden anderen Novellen leiden unter schreienden Farben, und bringt man weiter in Anschlag, wie sehr die Erzählerin von dem russischen Milieu unterstützt wird — ein Vorteil, der sofort wegfiele, wenn sie von Akim und Porphyrowitsch zu Müller und Schulze überginge —, so bleibt nicht viel übrig, was zu literarischen Hoffnungen berechtigte.

Das letzte Buch, auf das ich heut hinweisen möchte, beschwichtigt den „Hunger nach Realität", der sich nach ausgedehnter Roman- und Novellenlektüre in jedem Menschen einzustellen pflegt. Es heißt „Mit 100 Mark nach Amerika", (Berlin, F. Fontane & Co.), und Kurt Aram, der Verfasser, gibt im Vorwort die Erläuterung zu diesem Titel. In einer Berliner Redaktion kam eines Tages das Gespräch darauf, wie es heut einem Deutschen ohne Mittel in Amerika gehen würde. Und kurz entschlossen erklärte sich Kurt Aram bereit, das Experiment zu machen. Man gab ihm ein Schiffsbillett zur Überfahrt — natürlich im Zwischendeck —, rüstete ihn mit 25 Dollars aus, ohne die kein Auswanderer in Amerika an Land gelassen wird, und wünschte ihm glückliche Reise. Als ungelernter Handarbeiter ging er also hinüber, um zu sehen, wie weit er käme. Seine Erlebnisse erzählt er in dem vorliegenden Buche, und mit einem gewissen gruseligen Interesse begleitet man ihn. Ich finde überhaupt, daß manche unsrer Journalisten mitten im Frieden geradezu fabelhafte Heldentaten vollbringen. Es scheint mir wahrhaftig beinah einfacher, im Kriege eine feindliche Fahne zu erobern oder im Rausch des Augenblicks unter der Massensuggestion die höchste Kühnheit zu entwickeln, als etwa wochen- und monatelang ein Experiment durchzuführen, wie Aram es getan hat.

Man stelle sich vor, daß ein gebildeter Mensch auf alle Vorteile seines Standes, seiner Fähigkeiten, seines Besitzes verzichtet — nicht aus einem Zwange grausamer Notwendigkeit, sondern um eines Versuches willen. Oder reden wir lieber konkreter: Vierter Klasse, inmitten von Polen, Slovaken, galizischen Juden, Ungeziefer und Knoblauchgestank fährt Aram los, läßt sich im Zwischendeck mit östlichen Völkern zusammen verstauen, auf der Träneninsel Ellis Island puffen, knuffen, brutalisieren, nimmt alle Leiden des frisch gelandeten „Greenhorns" auf sich und sucht nach Arbeit wie jeder andre. Er muß als Ausrufer und Verkäufer von „Frankfurter Würstchen" herumziehn, als „Omnibus" (Pikkolo) Gemüse putzen, Geschirr waschen, Gäste bedienen, findet dann nacheinander als Hausknecht, Lagerist, Delikateß-Clerk, Kutscher Beschäftigung und hält sich wirklich eine ganze Zeit über Wasser. Das Interessante ist, daß er über jede Ausgabe genau Rechnung legt, so daß man immer weiß, wie weit er mit dem Kapital von 100 Mark ist. Die unmäßige körperliche Arbeit, für die er 4 bis 6 Dollars die Woche nebst freiem Essen und Trinken erhält, greift ihn natürlich mehr an, als seine „Kollegen", und ich bewundere auch noch weniger diese Leistung als die Energie, die dazu gehörte, sich nie mit einem Wort oder Blick zu verraten.

Wodurch diese Energie endlich erweicht und umgeschmissen wird, das ist besonders hübsch erzählt. Als nämlich Aram seinen Kutscherposten aufgegeben hat und durch die Straßen schlendert, liest er an einer Fensterscheibe die Worte: „Würzburger Hofbräu." Er wagt sich erst in das Lokal nicht hinein, aber schließlich faßt er Mut, wird auch nicht hinausgewiesen und bekommt ein Gläschen des kostbaren Getränkes verabfolgt. Da wird zweimal, während er trinkt, „Sauerbraten mit Kartoffelklößen" bestellt, er kann nicht widerstehen, tut desgleichen und — der psychologische Moment ist da. In dem besseren Lokal kommt es ihm erst recht zum Bewußtsein, wie seine Hände und seine Kleider aussehen, wie „heruntergekommen" er ist. Und der Gedanke, dies Leben weiterzuführen, wird ihm so schrecklich, daß er sein Experiment beschließt. Aus seinen teuer genug bezahlten Erfahrungen stellte er einen volkstümlichen Katechismus für Auswanderer zusammen, der seinem Buche angehängt ist. Er kann gewiß Gutes stiften, und damit gewinnt diese wunderliche Amerikafahrt noch einen höheren Wert als den einer bloßen Sportsexerei.

Der verliebte Hafis

Nach Strophen des großen Persers

Du meinst mir Kränkendes zu sagen.
Du irrst dich. Deine Bitterkeiten
Gehn über Lippen, die so süß sind,
Daß alles, was mein Ohr erreicht,
Nur liebevolles Schmeicheln ist.

Die Perlen meiner Seele
Haben keinen andern Sinn, du Süße.
Als daß ich sie hinstreue,
Hinstreue
Vor deine kleinen, launischen Füße.

Hans Bethge

Illustrierte Rundschau

Die neuen Hoftheater in Stuttgart — Neuer Schmuck von Adolf von Mayrhofer in München — Kamine, entworfen von Geheimrat Hermann Muthesius, ausgeführt von Bergner & Franke in Berka i. Thür. — Zu unsern Bildern

Die feierliche Einweihung der Stuttgarter Hoftheater hat weit über des schönen Schwabenlandes Grenzpfähle hinaus Interesse erweckt. Einmal um des alten Rufes der Königlichen Bühne willen, der unter der außerordentlich einsichtsvollen Leitung des Freiherrn zu Putlitz in den letzten beiden Jahrzehnten zu neuer Blüte gelangte; dann aber auch wegen der Häuser an sich, in denen Prof. Max Littmann, der treffliche Münchner Baumeister, etwas ganz Besonderes geschaffen hat. Insofern nämlich vor allem, als hier zum ersten Male das alte Problem der unmittelbaren Verbindung zweier Häuser, eines großen und eines kleinen, in glücklichster Weise gelöst zu sein scheint; das große Haus für die große Oper, aber auch für die Tragödie, das Schauspiel großen Stils — das kleinere Haus für die Spieloper, das Lustspiel, das moderne Schauspiel, soweit es künstlerisch auf intime Wirkungen angelegt ist; jenes mit 1450, dieses mit 837 Sitzplätzen. Die beiden Häuser, verbunden durch einen organisch eingegliederten Mittelbau, der alle Verwaltungsräume vereinigt, erheben sich auf den schönen Anlagen zwischen Stuttgart und Cannstatt oberhalb des Neckars, im Grünen, hart am allerliebsten See, unweit der Karlsschule, in der Schiller lernte und litt. Stattlich, festlich, doch ohne jeden aufdringlichen Zierschmuck, wirken die Fassaden; sehr reich sind die Innenräume, die Zuschauerräume geschmückt — vorherrschend mattgelb mit Silber im großen, mit warmer Kirschholzverkleidung im kleinen Hause —, auch die Foyers sind überaus reizvoll und behaglich ausgestattet; überall aber ist das Nützliche dem Schönen gepaart. Wer sich für die Einzelheiten des Baues interessiert, der gegen siebeneinhalb Millionen kostete, findet eine überaus klare Darstellung in der von dem Erbauer selbst verfaßten reichillustrierten Sonderpublikation, die bei Alexander Koch in Darmstadt erschien; ihr sind auch mit Erlaub-

Die neuen Stuttgarter Hoftheater: Das große Haus in seiner Front nach dem Anlagensee
Architekt: Prof. Max Littmann, München

Die neuen Stuttgarter Hoftheater: Das kleine Haus. Architekt: Prof. Max Littmann, München
Nach rechts hin (vom Beschauer aus) das Verwaltungsgebäude, das die Verbindung mit dem großen Hause herstellt

nis des Verlegers unsere Abbildungen entnommen; außerdem erschien im Verlag des Neuen Stuttgarter Tageblatts ein ganz reizendes, von Prof. Cissarz ausgeschmücktes Büchlein, das höchst anmutig über die Geschichte des Hoftheaters, den Neubau und noch manches andere plaudert. Dem hohen Streben, das Herrn zu Putlitz stets beseelte und das er allen seinen Mitarbeitern einzuflößen wußte, wünschen wir in den herrlichen neuen Häusern reiche Erfolge. —

Die Klage über den Mangel an guter und wohlfeiler Nutzkunst für den Alltag ist alt und durch das immer noch allzuhäufige Versagen der den Markt versorgenden und beherrschenden Industrie leider auch heute noch zu berechtigt. Es ist deshalb doppelt verdienstlich, wenn sich kunstgewerbliche Werkstätten ganz in den Dienst dieser Forderungen des Alltags stellen, wie es der Münchener talentvolle Silberschmied Adolf von Mayrhofer tut, auf dessen Arbeiten wir schon wiederholt hinwiesen. Heute zeigen wir von ihm eine Reihe silberner Schmuckarbeiten, die

Der Zuschauerraum im großen Haus der neuen Stuttgarter Hoftheater

Silbernes Armband mit Türkisen

in ihrer schlichten Sachlichkeit den Typus dessen repräsentieren, was uns heute vor allem not tut. All diesen Arbeiten heftet, trotz Mayrhofers Vorliebe für zierliches Filigran, nichts Zimperliches oder Kleinliches an, sie wahren immer die Ruhe geschlossener Formen, und der matte Schimmer des Silbers wird durch Perlschalen oder buntes, zartgetöntes Emaille harmonisch belebt. —

Der Winter kommt. (Hatten wir denn überhaupt heuer einen echten Sommer?) Mit dem gestrengen Herrn aber kommen die Heizungsfragen. Für die Besitzer eigener Häuser werden die wirklich schönen Kamine von Interesse sein, die wir im Bilde wiedergeben nach den Originalen, welche Geheimrat Hermann Muthesius in der Kunstschmiede von Bergner & Franke für von ihm ausgestattete Wohnräume ausführen ließ. Diese Kamine sind aber auch ein selten schönes Beispiel für das verständnisvolle Zusammenarbeiten von Künstler und Handwerker und zugleich interessante Proben neuzeitlicher Schmiedekunst. Mehr als alle anderen Metalle verlangt gerade das Schmiedeeisen eine großzügige Behandlung, die alles Kleinliche vermeidet. Gußeisen und andere, leichter zu verarbeitende Metalle und auf Täuschung berechnete maschinelle Praktiken hatten die Schmiedearbeit für kunstgewerbliche Erzeugnisse in den Hintergrund gedrängt. Seitdem aber einsichtige Künstler in den Kreisen der Gewerbetreibenden Verständnis und Unterstützung für ihr Streben gefunden haben, die gewerbliche Produktion auf ein höheres Geschmacksniveau zu heben, geht auch das Schmiedehandwerk einer neuen Blütezeit entgegen. Worüber man sich herzlich freuen muß. —

Silberne Gürtelschließe mit Filigranarbeit und Türkis matrix

Silberne Broschen und Anhänger mit Türkis matrix, Karlan und Emaille
Entwurf und Ausführung aller auf dieser Seite abgebildeten Stücke: Adolf von Mayrhofer, München

Silberner Anhänger mit Perlschale
Von A. von Mayrhofer

Ein wesentlicher Teil des künstlerischen Schmucks dieses Heftes wird durch den Artikel über Lovis Corinth beansprucht. Wir haben uns verpflichtet gefühlt, den vielumstrittenen Meister endlich unseren Freunden näher zu bringen. Daß wir dabei mehr noch als sonst zu farbigen Reproduktionen schritten, ergab sich als dringende Notwendigkeit und wird sicher die Anerkennung unserer Leser finden. Ganz besonders möchten wir auf die ausgezeichneten Reproduktionen des Gemäldes „Der Sieger“ (zw. S. 344 u. S. 345) und des wundervollen Blumenstücks (zw. S. 356 u. S. 357) hinweisen. Das Heft bringt aber noch weitere farbige Gaben, so, in erster Reihe zu nennen, die eigenartig schöne Landschaft von Karl Langhammer, die wir zum Titelblatt wählten: Himmel und Wolken und darunter, im engen Raum unendlich charakteristisch, Wiesen und Bäume, den Fluß, den Hirten mit seinen Schafen, eine Dorfsilhouette — eine seltsame Symphonie von Grün, Braun, Gelb und Blau. Farbig mußten wir selbstverständlich auch die schöne Spanierin von Langenmantel zw. S. 368 u. S. 369 reproduzieren, und weiter forderte das Stilleben von Prof. Ch. Tooby (zw. S. 432 u. S. 433) zur Wiedergabe in Farben heraus. — Walter Geffcken gab uns den echt Münchener „Stammtisch der Zwanglosen“, einer feuchtfröhlichen, gelegentlich auch ernsten Gesellschaft, die sich übrigens nicht beim Bier, sondern beim Rheinwein vereinigt (es wird nämlich wirklich in München recht viel Rheinwein, besonders der edlen Pfälzerlagen, getrunken). Von der Küste, von einem „Marktplatz“ an einem kleinen stillen Hafenplatz, erzählt uns das Bild von Hans Hartig (zw. S. 392 u. S. 393) mit einer schlichten starken Eindringlichkeit des Ausdrucks. — Maler, die Humor besitzen und außerdem

Silberner Anhänger mit Türkis und Perlen
Von A. von Mayrhofer

Kamin. Entwurf: Geheimrat Prof. Hermann Muthesius. Ausführung in Schmiedeeisen: Bergner & Franke, G. m. b. H., Berka a. d. Ilm

den Mut, ihn zu zeigen, sind in unsern Tagen selten geworden. Peter Philippi (Rothenburg) verfügt über beides: Humor und Mut. Bitte, schauen Sie sich nur daraufhin sein keckes Bild „Der Landwirt" an, das wir zw. S. 440 u. S. 441 einfügten. Bei aller harmlosen Lustigkeit spricht aus dem Bilde freilich auch eine überlegene Ironie. Man muß gespannt sein, in welcher Richtung sich der Künstler entwickeln wird. Eher als unsere Maler schwingen sich, seltsam genug, unsere Bildhauer zum Frohsinn empor, zumal seit Taschner zeigte, was

Kamin. Entwurf: Geheimrat Prof. Hermann Muthesius. Ausführung in Schmiedeeisen: Bergner & Franke, G. m. b. H., Berka a. d. Ilm

sich aus dem spröden Holz herausholen läßt: Max Roider mit seinem köstlichen Schneiderlein (zw. S. 336 u. S. 337) ist wirklich witzig. — Prof. Hans Looschen, ein alter Gönner unserer Hefte, wurde soeben durch die Große Goldene Medaille ausgezeichnet im Verfolg seiner Ausstellung in Berlin-Moabit, in der sich u. a. der für das Rathaus in Nordhausen bestimmte Zyklus befand; und in dessen Rahmen wieder „Heinrich der Städteerbauer", den wir zw. S. 448 u. S. 449 reproduzieren, ein schönes, reifes Werk moderner Monumentalmalerei. — Zwei Landschaften zum Schluß: eine holländische Stadtsilhouette in seltsamer Mondscheinbeleuchtung, von B. Jongkind (zw. S. 472 u. S. 473), prachtvoll gemalt; und — gerade durch den Gegensatz interessant — eine famose Photographie von H. v. Seggern, die wir nach S. 400 einfügten: Straße im Regenwetter. Daß die Photographie so echt ist wie nur möglich, bescheinigt unter dem Eindruck der letzten Wochen aus eigenster Erfahrung H. v. Sp.

Kamin. Entwurf: Geheimrat Prof. Hermann Muthesius. Ausführung in Schmiedeeisen: Bergner & Franke, G. m. b. H., Berka a. d. Ilm

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Bildnis

Gemälde von Prof. Georg Schuster-Woldan

Im Besitz von Frau Irma Heß in Greiz

Zu dem Aufsatz „Das Kind in der modernen Malerei“

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXVII. Jahrgang 1912/1913 Heft 4. Dezember 1912

Der Tunnel

Roman von Bernhard Kellermann

Das Einweihungskonzert des neuerbauten Madison-Square-Palastes bildete den Höhepunkt der Saison. Es war eines der außerordentlichsten Konzerte aller Zeiten. Das Orchester umfaßte zweihundertundzwanzig Musiker, und jedes einzelne Instrument war mit einem Künstler von Weltruf besetzt. Als Dirigent war der gefeiertste lebende Komponist, ein Deutscher, gewonnen worden, der für den einen Abend das unerhörte Honorar von sechstausend Dollar erhielt.

Die Eintrittspreise verblüfften selbst New York. Unter zwanzig Dollar war kein Platz zu haben, und die Billettspekulanten hatten die Preise für eine Loge bis auf zweihundert Dollar und höher getrieben. Wer irgendwie etwas sein wollte, durfte nicht fehlen.

Um acht Uhr abends waren Broadway, 23. und 26. Straße und Madison Avenue von knatternden, ungeduldig bebenden Automobilen blockiert. Die Billetthändler, die ihr Leben zwischen den Pneumatiks von sausenden Automobilen verbringen, stürzten sich, schweißtriefend trotz einer Temperatur von minus 12 Grad, Bündel von Dollarscheinen in den Händen, tollkühn mitten in den endlos heranrollenden Strom wütend donnernder Wagen. Sie schwangen sich auf die Trittbretter, Führersitze und selbst Dächer der Cars und versuchten, das Schnellfeuer der Motoren mit ihren heulenden, heiseren Stimmen zu überbrüllen.

Ein schräger Hagel von Eiskörnern fegte wie Schrapnelles auf die Straße nieder.

Sobald ein Wagenfenster klappte und jemand schrie: „Hierher!" warfen die Händler sich wie Taucher wieder blitzschnell zwischen die Wagen. Während sie aber ihr Geschäft abschlossen, Geld in die Taschen stopften und wechselten, gefroren ihnen die Schweißtropfen auf der Stirn.

Das Konzert sollte um acht Uhr beginnen, aber noch ein Viertel nach acht warteten unabsehbare Reihen von Wagen darauf, unter dem im Bogenlicht grell orangerot leuchtenden Baldachin vorzufahren, der in das blitzende Foyer des Konzertpalastes hineinführte. Unter dem Geschrei der Billetthändler, dem Klappen der Wagenschläge, Knattern der Motoren und Trommeln der Eiskörner auf dem Baldachin quollen aus den einander blitzschnell ablösenden Wagen immer neue Menschenbündel hervor, die von den dunkeln Mauern der Neugierigen mit stets gleicher Spannung erwartet wurden: Kostbare Pelze, ein entzückender weißer Schuh, ein funkelndes Haargebäude, aufsprühende Steine, Seide, Brokat, fröhliches Lachen, kleine Schreie . . .

Die Plutokratie der fünften Avenue, Bostons, Philadelphias, Buffalos, Chikagos füllte den pompösen, in Lachsrot und Gold gehaltenen überhitzten Riesensaal, der während des ganzen Konzerts von Tausenden hastig bewegter Fächer vibrierte. Aus all den weißen Schultern und Büsten der Frauen stieg eine Wolke betäubender Parfüme empor, an den schwü-

len Duft in den Treibhäusern exotischer Pflanzen erinnernd. Zuweilen aber machte sich ganz unvermittelt der Geruch von Lack, Gips und Ölfarbe, der dem neuen Raum anhaftete, nüchtern und trivial geltend. Eine Legion von Glühlampen strahlte ihr Licht aus den Kassetten der Decke und Emporen über den Raum aus, so gleißend und grell, daß nur starke und gesunde Menschen die Lichtflut ertragen konnten. Die Pariser Modekünstler hatten für diesen Winter kleine venezianische Häubchen lanciert, die die Damen auf den Frisuren, etwas nach hinten gerückt, trugen: Gespinste, Spinngewebe aus Spitzen, Silber, Gold, mit Borden, Quasten, Gehängsel aus den kostbarsten Materialien, Perlen und Diamanten. Da aber die Fächer unausgesetzt vibrierten und die Köpfe stets in leichter Bewegung waren, so glitt fortwährend ein Glitzern und Flimmern über das dichtgedrängte Parkett, und hundertfach sprühten stets gleichzeitig an verschiedenen Stellen die Feuer der Brillanten auf.

Über diese Gesellschaft, die ebenso neu und prunkvoll war wie der Konzertsaal, fegte die Musik der alten, längst vermoderten Meister dahin . . .

Der Ingenieur Mac Allan hatte mit seiner jungen Frau Maud eine kleine Loge dicht über dem Orchester inne. Hobby, sein Freund, der Erbauer des neuen Madison-Square-Palastes, hatte sie ihm zur Verfügung gestellt, und Allan kostetete die Loge keinen Cent. Er war zudem nicht aus Buffalo, wo er eine Fabrik für Werkzeugstahl besaß, hierhergekommen, um Musik zu hören, für die er gar kein Verständnis hatte, sondern um eine zehn Minuten lange Unterredung mit dem Eisenbahnmagnaten und Bankier Lloyd, dem mächtigsten Mann der Vereinigten Staaten und einem der reichsten Männer der Welt, zu führen. Eine Unterredung, die für ihn von der allergrößten Bedeutung war.

Am Nachmittag, im Zuge, hatte Allan, dessen Gedanken sich seit Wochen mit dieser Zusammenkunft beschäftigten, vergebens gegen eine leichte Erregung gekämpft, und vor wenigen Minuten, als er sich durch einen Blick überzeugte, daß die Loge gegenüber, Lloyds Loge, noch leer war, hatte ihn die gleiche Unruhe angefallen. Nun aber war er wieder vollkommen ruhig. Lloyd war nicht da, Lloyd kam vielleicht überhaupt nicht. Und selbst wenn er kam, so war damit noch nichts entschieden! Hobby — nun, Hobby pflegte von jeher die Dinge in der günstigsten Beleuchtung zu sehen; die klare Niederlage vor Augen, setzte er noch seinen Kopf auf Gewinn. Es war trotz Hobbys siegesgewisser Depesche recht wohl möglich, daß Lloyd nicht für das Projekt zu haben war.

Allan saß da wie ein Mann, der wartet und die nötige Geduld dazu hat. Er lag in seinem Sessel, die breiten Schultern gegen die Lehne gedrückt, die Füße ausgestreckt, so gut es in der Loge ging, die Arme über der Brust verschränkt, und sah mit ruhigen, nüchternen Augen umher. Allan war nicht gerade groß, aber breit und stark gebaut wie ein Boxer. Sein Schädel war mächtig, eine Verschwendung von Knochen, und die Farbe seines etwas derben Gesichts ungewöhnlich dunkel. Selbst jetzt im Winter zeigten seine Backen Spuren von Sommersprossen. Wie alle Welt trug er das Haar sorgfältig gescheitelt; es war braun, weich und schimmerte an den Reflexen kupferfarben. Allans Augen lagen verschanzt hinter den starken Stirnknochen; sie waren klein, graublau mit einem schwarzen Punkt darin, unaufdringlich trotz aller Schärfe, voller Ruhe und Sammlung. Sein Mund war voll, männlich, und wenn er beim Sprechen oder Lachen die Zähne entblößte, so waren das nicht Zähne, sondern es war ein Gebiß, das Respekt einflößte. Im ganzen sah Allan aus wie ein Schiffsoffizier, der gerade vom Meer kam, vollgepumpt mit frischer Luft, und heute zufällig einen Frack trug, der nicht zu ihm paßte. Wie ein gesunder, etwas brutaler und doch gutmütiger Mensch, nicht unintelligent, aber keineswegs bedeutend.

Niemand wäre auf den Gedanken gekommen, daß dieser Mann in einem Jahre der populärste Mann der Welt sein sollte.

Allan vertrieb sich die Zeit, so gut er konnte. Die Musik hatte keine Macht über ihn, und anstatt seine Gedanken zu konzentrieren und zu vertiefen, zerstreute und verflüchtigte die Musik sie. Er maß mit den Blicken die Dimensionen des ungeheuren Saales aus, dessen Decken- und Logenringkonstruktion er bewunderte. Er überflog das flimmernde, vibrierende Fächermeer

im Parkett und dachte, daß viel Geld in den Staaten sei und man hier so etwas unternehmen könne, wie er es im Kopf hatte. Dann streifte sein Blick wiederum die leere Loge Lloyds und tauchte hierauf in das Orchester hinab, dessen rechten Flügel er übersehen konnte. Wie alle Menschen, die nichts von Musik verstehen, verblüffte ihn die maschinelle Exaktheit, mit der das Orchester arbeitete. Er rückte ein wenig vor, um den Dirigenten zu sehen, dessen stabführende Hand und dessen Arm nur zuweilen über der Brüstung erschienen. Dieser hagere, schmalschulterige, distinguierte Gentleman, dem sie für diesen Abend sechstausend Dollar bezahlten, war Allan vollends ein Rätsel. Er beobachtete ihn lange und aufmerksam. Schon das Äußere dieses Mannes war ungewöhnlich. Sein Kopf — mit der scharfen Nase, den kleinen, lebendigen Augen, dem zusammengekniffenen Mund und den dünnen, nach rückwärts stehenden Haaren — erinnerte an den eines Geiers. Er schien nur Haut und Knochen zu sein und nichts als Nerven. Aber er stand ruhig inmitten des Chaos von Stimmen, Melodien und Lärm und ordnete es nach Belieben mit einem Wink seiner weißen, ätherischen und anscheinend kraftlosen Hände. Dieser Mann schien ihm einer fremden Welt, einer fernen Zeit, die sich an Tönen und dem Klingen von Saiten berauschte, und einer sonderbaren, fremden Rasse anzugehören, die dem Aussterben nahe war.

Mit einem Male aber raffte der Dirigent das ganze Orchester in seinen bleichen Händen zusammen — eine ungeheure Tonwelle brandete empor und erschütterte die Luft — er streckte die Hände in die Höhe, schüttelte sie wie in Raserei, und in den Händen schien plötzlich eine übermenschliche Kraft zu sein: das Orchester verstummte mit einem Schlag.

Eine Lawine von Beifall rollte durch den Saal, hohl tobend in der ungeheuren Größe des Raumes. Allan rückte zurecht, um aufzustehen. Aber er hatte sich getäuscht, denn drunten leiteten die Holzbläser schon das Adagio ein. Aus der Nebenloge drang noch das Ende eines Gesprächs herüber ... „... zwanzig Prozent Dividende, ich bitte Sie! Es ist ein Geschäft, wie es glänzender ..."

Und Allan war gezwungen, wieder ruhig zu sitzen. Er begann abermals die Konstruktion der Logenringe zu studieren, die ihm nicht ganz verständlich war. Allans Frau dagegen, selbst angehende Pianistin, ergab sich mit ihrem ganzen Wesen der Musik. An der Seite ihres Gatten erschien Maud zart und klein. Sie hatte den schlichten, braunen Madonnenkopf in den weißen Handschuh gestützt, und ihr transparent leuchtendes, feines Ohr trank die Tonwellen, die von unten herauf, von oben herab, von irgendwoher kamen. Die ungeheure Vibration, mit der die zweihundert Instrumente die Luft erfüllten, erschütterte jeden Nerv an ihrem Körper. Ihre Augen waren geweitet und ohne Blick in die Ferne gerichtet. So stark war ihre Erregung, daß auf ihren Wangen kreisrunde rote Flecke erschienen.

Nie hatte sie Musik tiefer empfunden, nie hatte sie überhaupt je solche Musik gehört. Eine kleine Melodie, ein unscheinbares Nebenmotiv konnte eine niegekannte Helligkeit in ihrer Seele wecken. Ein einzelner Klang konnte eine unbekannte, verborgene Ader von Glück in ihr anschlagen, daß es hell daraus strömte und sie im Innern blendete. Ah, und alles Gefühl, das diese Musik in ihr auslöste, war reinste Freude und Schönheit! All die Gesichte, die ihr die Musik entgegentrug, waren in Helligkeit und Verklärung getaucht und schöner als jede Wirklichkeit.

Mauds Leben war ebenso schlicht und einfach wie ihre Erscheinung. Es gab weder große Ereignisse, noch besondere Merkwürdigkeiten darin, und es glich dem von Tausenden junger Mädchen und Frauen. Sie war in Brooklyn, wo ihr Vater eine Druckerei besaß, geboren und auf einem Landgut in den Birkshire-Hills von ihrer sie verzärtelnden Mutter, einer geborenen Deutschen, erzogen worden. Sie hatte eine gute Schulbildung genossen, zwei Sommer lang Vorlesungen an der Summerschool von Chautauqua gehört, hatte eine Menge von Weisheit und Wissen in ihren kleinen Kopf hineingestopft, um es wieder zu vergessen. Obwohl nicht übermäßig musikalisch begabt, hatte sie sich auf dem Klavier ausgebildet und ihr Studium in München und Paris bei ersten Lehrern abgeschlossen. Sie war mit ihrer

Mutter auf Reisen gewesen (der Vater war lange tot), sie hatte Sport getrieben und mit jungen Männern geflirtet wie alle jungen Mädchen. Sie hatte eine Jugendschwärmerei gehabt, an die sie heute nicht mehr dachte, sie hatte Hobby, dem Architekten, der sich um sie bewarb, einen Korb gegeben, weil sie ihn nur wie einen Kameraden lieben konnte, und sie hatte den Ingenieur Mac Allan geheiratet, weil er ihr gefiel. Noch vor ihrer Verheiratung war ihre kleine, angebetete Mutter gestorben, und Maud hatte bittere Tränen vergossen. Im zweiten Jahr ihrer Ehe hatte sie ein Kind geboren, ein Mädchen, das sie abgöttisch liebte. Das war alles. Sie war dreiundzwanzig Jahre alt und glücklich.

Während sie in einer Art von herrlicher Betäubung die Musik genoß, entstanden wie durch einen Zauber Hunderte von Erinnerungen in ihr, einander scheinbar willkürlich ablösend, alle sonderbar klar, alle merkwürdig bedeutungsvoll. Und ihr Leben erschien ihr plötzlich geheimnisvoll, tief und reich. Sie sah die Züge ihrer kleinen Mutter in unendlicher Vergeistigung und Güte vor sich, aber sie empfand keine Trauer dabei, nur Freude und unaussprechliche Liebe. Als weile die Mutter noch unter den Lebenden. Sie dachte an Hobby und im gleichen Augenblick sah sie ihr Mädchenzimmer, das vollgestopft mit Büchern war, vor sich. Sie sah sich selbst, wie sie am Klavier saß und übte. Plötzlich kam ihr eine Stelle aus einem Gedicht von Walt Whitman in den Sinn, und sie erschrak eigentümlich, denn bis heute hatte sie diese Stelle falsch ausgelegt. Aber unmittelbar darauf tauchte Hobby wieder auf. Er saß neben ihr auf einer Bank am Rande eines Tennisplatzes, der schon so dämmerig war, daß man nur die weißen Streifen der Courts noch unterscheiden konnte. Hobby hatte ein Bein übergeschlagen und klopfte mit dem Rackett auf die Spitze seines weißen Schuhs und plauderte. Sie sah sich selbst, und sie sah, daß sie lächelte, denn Hobby sprach nichts als verliebten Unsinn. Aber eine heitere, übermütige, ein wenig spöttische Passage wehte Hobby hinweg und rief ihr jenes fröhliche Picknick ins Gedächtnis zurück, bei dem sie Mac zum erstenmal gesehen hatte. Sie war zu Besuch bei Lindleys in Buffalo, und es war im Sommer. Im Wald standen zwei Autos, und sie waren im ganzen wohl ein Dutzend, Damen und Herren. Jedes einzelne Gesicht erkannte sie deutlich wieder. Es war Sommer, die Herren waren in Hemdärmeln, und der Boden brannte. Nun aber sollte Tee gekocht werden, und Lindley rief: „Allan, wollen Sie das Feuer anmachen?“ Und Allan antwortete: „All right!“ Und Maud schien es jetzt, als habe sie schon damals seine Stimme geliebt, seine tiefe, warme Stimme, die im Brustkorb resonierte. Da sah sie nun, wie Allan das Feuer zurechtmachte. Wie er still, unbeachtet von allen, Äste zerbrach, zerknackte, wie er arbeitete! Sie sah, wie er mit aufgestülpten Hemdärmeln vor dem Feuer kauerte und es behutsam anblies, und plötzlich entdeckte sie, daß er auf dem rechten Unterarm eine blaßblaue Tätowierung trug: gekreuzte Hämmer. Sie machte Grace Gordon darauf aufmerksam. Und Grace Gordon (dieselbe, die neulich den Eheskandal gehabt hatte) sah sie erstaunt an und sagte: „Don't you know, my dear?“ Und sie erklärte ihr, daß dieser Mac Allan der „Pferdejunge von Zeche Uncle Tom“ war und erzählte ihr das romantische Jugenderlebnis dieses braunen, sommersprossigen Burschen. Da kauerte er und blies das Feuer an, und sie liebte ihn in diesem Augenblick. Gewiß tat sie es, sie wußte es nur nicht, bis heute. Und Maud überließ sich nun ganz ihrem Gefühl für Mac. Sie erinnerte sich an seine merkwürdige Werbung, an ihre Trauung, die ersten Monate ihrer Ehe. Dann aber kam die Zeit, da ihr Mädchen, die kleine Edith, zur Welt kommen sollte und zur Welt kam. Nie würde sie Macs Fürsorge vergessen, jene Zärtlichkeit und Ergebenheit in dieser Zeit, die für jede Frau ein Maßstab der Liebe des Mannes ist. Es zeigte sich plötzlich, daß Mac ein fürsorgliches, ängstliches Kind war; nie würde sie diese Zeit vergessen, in der sie sah, wie wahrhaft gut Mac war. Eine Welle von Liebe strömte durch Mauds Herz, und sie schloß die Augen . . .

Ein Getöse wie von einer einstürzenden Mauer brach plötzlich an Mauds Ohr, und sie erwachte und holte tief Atem. Die Symphonie war zu Ende. Mac war schon aufgestanden und reckte sich, die Hände auf

der Brüstung. Das Parkett brandete und toste.

Und Maud stand auf, ein wenig schwindlig und benommen, und begann ganz plötzlich wild zu applaudieren.

„So klatsche doch, Mac!“ jubelte sie außer sich, das Gesicht glühendrot vor Erregung.

Allan lachte über Mauds ungewöhnliche Aufregung und klatschte einigemal laut in die Hände, um ihr eine Freude zu machen.

„Bravo! Bravo!“ rief Maud mit ihrer hellen, hohen Stimme und beugte sich mit vor Erregung feuchten Augen weit über die Logenbrüstung.

Der Dirigent trocknete sich das magere, vor Erschöpfung bleiche Gesicht ab und verbeugte sich wieder und wieder. Als aber der Beifall nicht enden wollte, deutete er mit ausgebreiteten Händen auf das Orchester. Diese Bescheidenheit war offenbar geheuchelt und erweckte Allans unausrottbaren Argwohn gegen Künstler, die er nie für volle Menschen nehmen konnte und, offen herausgesagt, für unnötig hielt. Maud aber schloß sich dem nun folgenden Beifallssturm hingerissen an.

„Meine Handschuhe sind geplatzt, sieh, Mac! Was für ein Künstler! War es nicht wunderbar?“ Ihre Lippen waren verzückt, ihre Augen leuchteten hell wie Bernstein, und Mac fand sie außergewöhnlich schön in ihrer Ekstase. Er lächelte und erwiderte etwas unsicher, ein wenig gleichgültiger als er wollte: „Ja, das ist ein großartiger Bursche!“

„Ein Genie ist er!“ rief Maud und klatschte begeistert. „In Paris, Berlin, London habe ich nie so etwas gehört —“ Sie brach ab und wandte das Gesicht der Türe zu, denn in diesem Augenblick trat Hobby, der Architekt, in ihre Loge.

Hobby hielt sich die Ohren zu und ließ einen ungezogenen Gassenbubenpfiff hören.

„Hobby!“ schrie Maud. „Wie kannst du dich unterstehen!“ Und sie stampfte empört mit dem Fuß auf. In diesem Moment ließ sich der Dirigent, schweißtriefend, das Taschentuch im Nacken, nochmals sehen, und sie klatschte von neuem rasend.

Hobby wartete, bis der Lärm nachließ.

„Die Leute sind vollständig verrückt!“ sagte er dann mit einem hellen Lachen. „So etwas! Ich habe ja nur gepfiffen, um Lärm zu machen, Maud. Wie geht es dir, girl, and how are you, old chap?“

Erst jetzt hatten sie Muße sich richtig zu begrüßen.

Die drei verband in der Tat eine aufrichtige und selten innige Freundschaft. Allan kannte recht wohl die frühere Beziehung Hobbys zu Maud, und obwohl nie ein Wort darüber gesprochen wurde, verlieh dieser Umstand dem Verhältnis zwischen den beiden Männern besondere Wärme und einen eigenen Reiz. Hobby war noch immer ein wenig in Maud verliebt, war aber taktvoll und klug genug, es sich nie merken zu lassen. Allein Mauds sicherer weiblicher Instinkt ließ sich nicht täuschen. Sie genoß Hobbys Liebe mit leisem Triumph, der zuweilen in ihren warmen braunen Augen zu lesen war, und entschädigte ihn mit einer aufrichtigen, schwesterlichen Zuneigung. Sie hatten sich alle drei in verschiedenen Lebenslagen, voller Freude, sich nützlich sein zu können, Dienste erwiesen, und besonders Allan fühlte sich Hobby gegenüber zu großem Danke verpflichtet: hatte doch Hobby ihm vor Jahren zu technischen Versuchen und zur Errichtung seiner Fabrik fünfzigtausend Dollar verschafft und für diese Summe persönliche Bürgschaft geleistet. Hobby hatte ferner in den letzten Wochen Allans Interessen vor dem Eisenbahnkönig Lloyd vertreten und die bevorstehende Zusammenkunft vermittelt. Die Freunde sahen einander jährlich einigemal. Die Allans kamen nach New York, oder Hobby besuchte sie in Buffalo. Im Sommer verlebten sie regelmäßig drei Wochen zusammen auf Mauds bescheidenem Landgut Birkshirebrookfarm in den Birkshire-Hills. Ein jedes Wiedersehen war für sie ein großes, freudiges Ereignis. Sie fühlten sich stets um drei, vier Jahre zurückversetzt, und alle jene fröhlichen und vertrauten Stunden, die sie zusammen verbracht hatten, wurden irgendwie lebendig in ihnen.

Diesen ganzen Winter hindurch hatten sie sich nicht gesehen, und ihre Freude war um so größer und lebhafter. Sie musterten einander von oben bis unten und beglückwünschten sich gegenseitig in heiterem Ton zu ihrem Aussehen, wie große Kinder. Maud lachte über Hobbys dandyhafte Lack-

schuhe, die auf den Kappen wahre Rhinozeroshörner aus glänzendem Leder trugen, und Hobby begutachtete wie ein Modekünstler Mauds Kostüm und Allans neuen Frack. Wie bei jedem Wiedersehen nach längerer Zeit mischten sie hundert rasche Fragen und rasche Antworten durcheinander, ohne daß sie über irgend etwas eingehender plauderten. Hobby hatte, wie immer, die sonderbarsten und unglaublichsten Abenteuer erlebt und deutete das eine und das andere an. Dann kamen sie auf das Konzert, Tagesereignisse und Bekannte zu sprechen.

„Wie gefällt euch übrigens mein Konzert-Palast?“ fragte Hobby mit einem triumphierenden Lächeln, denn er wußte schon, was die Freunde antworten würden. Allan und Maud hielten mit ihrem Lob nicht zurück. Sie bewunderten alles.

„Und das Foyer?“

„Grand, Hobby!“

„Nur der Saal ist mir ein wenig zu prunkvoll,“ warf Maud ein. „Ich hätte ihn gern intimer gehabt.“

Der Architekt lächelte gutmütig. „Natürlich, Maud! Das wäre vollkommen richtig, wenn die Leute hierher kämen, um Musik zu hören. Fällt ihnen aber gar nicht ein. Die Leute kommen hierher, um etwas zu bewundern und sich bewundern zu lassen. Der Saal kann gar nicht pompös genug sein.“

Allan stimmte Hobby bei. Was er aber in erster Linie an Hobbys Saal bewunderte, das war nicht die dekorative Pracht, sondern die kühne Konstruktion der freischwebenden Logenringe.

Hobby blinzelte geschmeichelt. „Das war keineswegs einfach,“ sagte er. „Es machte mir viel Kopfzerbrechen. Während die Ringe genietet wurden, schwankte die ganze Geschichte, bei jedem Schritt. So ...“ Hobby wippte sich auf den Fußspitzen und lachte. „Die Arbeiter bekamen es mit der Angst —“

„Hobby!“ rief Maud übertrieben ängstlich aus und trat von der Brüstung zurück. „Du erschreckst mich.“

Hobby klopfte ihr lächelnd auf die Hand: „Keine Angst, Maud. Ich sagte den Burschen: wartet nur, bis der Ring ganz geschlossen ist — keine Macht der Welt, höchstens Dynamit ist noch imstande, — — hallo!“ rief er plötzlich ins Parkett hinab. Ein Bekannter hatte ihn durch das zusammengerollte Programm wie durch ein Sprachrohr angerufen, und Hobby führte eine Unterhaltung, die man durch den ganzen Saal hätte verstehen müssen, wenn nicht zur gleichen Zeit überall Gespräche in dem gleichen ungeniert lauten Ton geführt worden wären.

Allenthalben hatte man Hobbys auffallenden Kopf erkannt. Hobby hatte die hellsten Haare im ganzen Saal, silberblonde, glänzende Haare, die peinlich gescheitelt und glatt gestrichen waren, und ein leichtsinniges schmales Spitzbubengesicht von ausgesprochen englischem Typus mit einer etwas aufwärts gebogenen Nase und nahezu weißen Wimpern. Im Gegensatz zu Allan war er schmal und mädchenhaft zart gebaut. Augenblicklich richteten sich von allen Seiten die Gläser auf ihn, und aus allen Richtungen klang sein Name. Hobby gehörte zu den populärsten Gestalten New Yorks und zu den beliebtesten Männern der Gesellschaft.

Hobby war mit vier Jahren ein Genie in Blumen, mit sechs ein Genie in Pferden (er konnte in fünf Minuten ganze Herden rasender Pferde aufs Papier werfen), und nun war er ein Genie in Eisen und Beton und baute Wolkenkratzer. Hobby hatte seine Affären mit Frauen gehabt und mit zweiundzwanzig Jahren ein Vermögen von hundertundzwanzigtausend Dollar in Monte Carlo verspielt.

Hobby war am hellichten Tag auf einem Elefanten durch den Broadway geritten. Hobby war jener Mann, der vor einem Jahre „vier Tage Millionär spielte“, in einem Luxuszug nach dem Yellowstonepark fuhr, um als Viehtreiber heimzufahren. Er hielt den Rekord im Dauer-Bridge, achtundvierzig Stunden. Jeder Trambahnführer kannte Hobby und stand mit ihm nahezu auf Du und Du. Unzählige Witze Hobbys wurden kolportiert, denn Hobby war Spaßvogel und Exzentrik von Natur. Ganz Amerika hatte über einen Scherz gelacht, den er anläßlich der Flugkonkurrenz New York—San Franzisko in Szene setzte. Hobby hatte den Flug als Passagier des bekannten Millionärs und Sportsmanns Vanderstyfft mitgemacht und über allen An-

siedelungen und Menschenansammlungen, die sie in einer Höhe von achthundert oder tausend Meter passierten, Zettel ausgestreut, auf denen stand: „Komm herauf, wir haben dir etwas zu sagen.“ Dieser Scherz hatte Hobby selbst derart entzückt, daß er ihn während der ganzen Reise, zwei Tage lang, unermüdlich wiederholte. Vor wenigen Tagen erst hatte er New York wiederum durch ein ungeheures, ebenso geniales, wie naheliegendes Projekt verblüfft: New York — das Venedig Amerikas! Er, Hobby, schlug nämlich vor (da der Boden im Geschäftsviertel einfach nicht mehr zu bezahlen war) in den Hudson, East River und die New York-Bai riesige Wolkenkratzer, ganze Straßen auf Zementblöcken zu errichten, die mit Klappbrücken verbunden waren, so daß die großen Ozeanfahrer bequem passieren konnten. Der „Herald“ hatte Hobbys faszinierende Zeichnungen veröffentlicht, und New York war von dem Projekt berauscht.

Hobby ernährte allein ein Schock Journalisten. Er war Tag und Nacht bei der Arbeit für sich zu „tuten“; er konnte nicht existieren ohne die ununterbrochene Bestätigung seines Daseins durch die Öffentlichkeit.

So war Hobby. Und nebenbei war er der begabteste und gesuchteste Architekt New Yorks.

Hobby brach sein Gespräch mit dem Parkett ab und wandte sich wieder den Freunden zu.

„So erzähle doch, was die kleine Edith treibt, Maud?“ fragte er, obwohl er sich schon vorher ein paarmal nach dem Kinde, dessen Pate er war, erkundigt hatte.

Mit keiner Frage konnte man Mauds Herz mehr berühren. In diesem Augenblick war sie von Hobby „ganz einfach entzückt“. Sie errötete und sah ihn mit ihren warmen braunen Augen schwärmerisch und dankbar an.

„Ich sagte dir ja schon, daß Edith mit jedem Tag süßer wird, Hobby!“ antwortete sie mit zärtlichem, mütterlichem Ton in der Stimme.

„Ich muß sie bald wieder sehen!“ sagte Hobby. „In vierzehn Tagen komme ich zu euch. Und sonst war es langweilig in Buffalo, sagst du?“

„Deadly dull!“ versetzte Maud rasch. „Puh, todlangweilig, Hobby, zum Sterben!“ Sie zog die feinen Brauen in die Höhe und sah einen Augenblick aufrichtig unglücklich aus. „Lindleys sind nach Montreal übergesiedelt, das weißt du ja.“

„Das ist sehr schade.“

„Grace Kossat ist schon seit dem Herbst in Ägypten.“ Und Maud schüttete Hobby ihr Herz aus. Wie langweilig doch so ein Tag sein könne! Und wie langweilig ein Abend! Und in scherzhaft vorwurfsvollem Ton fügte sie hinzu: „Was für ein Gesellschafter Mac ist, das weißt du ja, Hobby! Er vernachlässigt mich noch mehr wie früher. Manchmal kommt er den ganzen Tag nicht aus der Fabrik. Nun hat er sich zu all den hübschen Dingen noch ein Heer von Versuchsbohrern angeschafft, die Tag und Nacht Granit, Stahl und Gott weiß was bohren. Diese Bohrer pflegt er wie Kranke, genau wie Kranke, Hobby! Er träumt nachts von ihnen!...“

Allan lachte laut auf.

„Laß ihn nur machen, Maud,“ sagte Hobby und blinzelte mit seinen weißen Wimpern. „Er weiß schon, was er will. Du wirst mir doch nicht auf ein paar Bohrer eifersüchtig werden, girlie!“

„Ich hasse sie ganz einfach!“ antwortete Maud, und wenn sie auch dabei lachte, so konnte man aus ihrer Stimme heraushören, daß sie die Wahrheit sagte. „Glaube auch nicht,“ fuhr sie fort, „daß er mit mir nach New York gefahren wäre, wenn er nicht Geschäfte hier hätte.“

„Aber Maud!“ beschwichtigte Allan.

Hobby dagegen hatte Mauds lächelnd geäußerter Vorwurf an das Wichtigste erinnert, was er Allan hatte sagen wollen. Er sah plötzlich nachdenklich aus und faßte Allans Frack.

„Höre, Mac,“ sagte er etwas leiser, „ich befürchte, daß du heute umsonst von Buffalo hierhergekommen bist. Der alte Lloyd ist nicht wohl. Ich habe vor einer Stunde Ethel Lloyd angeklingelt, aber sie wußte noch nicht, ob sie kommen würden. Das wäre in der Tat fatal!“

„Es muß ja nicht gerade heute sein,“ entgegnete Allan, ohne seine Enttäuschung zu verraten.

„Auf jeden Fall bin ich wie der Satan hinter ihm her, Mac, du kannst Gift darauf nehmen. Und nun Adieu einstweilen!“

Der Dirigent mit dem mageren Geierkopf stand plötzlich wieder am Pult, und ein feiner anschwellender Donner stieg aus den Kesselpauken empor. Die Fagotte intonierten ein fragendes, süß klagendes Motiv, das sie wiederholten und steigerten, bis die Geigen es ihnen entrissen und in ihre Sprache übertrugen.

Maud überließ sich wieder der Musik.

Allan aber saß mit kühlen Augen in seinem Sessel, die Brust geweitet vor innerer Spannung. Er bereute, hierher gekommen zu sein. Lloyds Vorschlag zu einer kurzen Besprechung in der Loge eines Konzertpalastes hatte zwar bei der Wunderlichkeit des reichen Mannes, der nur äußerst selten jemand in seinem Hause empfing, nichts Merkwürdiges an sich, und Allan war ohne zu zögern darauf eingegangen. Er war auch geneigt, Lloyd zu entschuldigen, im Falle er wirklich krank war. Aber er forderte für sein Projekt, dessen Größe ihn zuweilen selbst überwältigte, den allergrößten Respekt. Er hatte dieses Projekt, an dem er vier Jahre lang Tag und Nacht arbeitete, bisher nur zwei Menschen anvertraut: Hobby, der ebensogut zu schweigen verstand, wenn es sein mußte, als er schwatzen konnte, wenn man ihm die Zunge nicht festband, und sodann Lloyd. Nicht einmal Maud. Er verlangte, daß Lloyd sich in den Madison-Square-Palast schleppte, wenn es irgendwie anging! Er verlangte, daß Lloyd ihm zum mindesten eine Nachricht schickte, ihm ein anderes Rendezvous vorschlug!

Diese von vehement bebender Musik, von Parfümen, blendenden Lichtfluten, dem Glitzern von Edelsteinen erfüllte Treibhausatmosphäre, die ihn umfieberte, steigerte Allans Gedanken zu höchster Klarheit. Sein Kopf arbeitete rasch und sicher, obwohl ihn plötzlich eine mächtige Erregung ergriffen hatte. Das Projekt war alles! Mit ihm stand oder fiel er! Er hatte für Versuche, Informationen, tausend vorbereitende Arbeiten sein Vermögen geopfert und mußte, klar gesagt, morgen von vorn anfangen, sobald das Projekt nicht ausgeführt wurde. Das Projekt war sein Leben! Er rechnete seine Chancen durch wie ein algebraisches Problem, bei dem jedes einzelne Glied das Resultat der vorhergehenden Resultate ist. In erster Linie konnte er den Stahltrust für sein Projekt interessieren. Der Trust würde sich auf das Projekt stürzen — zehn gegen eins gewettet! — oder aber Allan konnte mit ihm einen Krieg bis aufs Messer führen. Er konnte das Großkapital, die Morgan, Vanderbilt, Gould, Astor, und wie sie alle hießen, attackieren. Den Ring der Großbanken unter Feuer nehmen. Er konnte endlich, wenn alles fehlschlagen sollte, sich mit der Presse verbünden.

Er konnte auf Umwegen sein Ziel erreichen; klar gesehen, brauchte er Lloyd gar nicht. Aber mit Lloyd als Verbündetem war es eine gewonnene Attacke, ohne Lloyd ein mühsames Vordringen, bei dem jeder Quadratfuß Land einzeln erobert werden mußte.

Und Allan, der weder sah noch hörte, arbeitete hinter unerbittlichen, grauen, halbgeschlossenen Augen seinen Feldzugsplan bis in die kleinsten Einzelheiten aus . . .

Plötzlich aber ging etwas wie ein Schauer durch den Saal, der ohne Laut unter der Hypnose der Musik lag. Die Köpfe bewegten sich, die Steine begannen stärker zu flimmern, Gläser blinkten. Die Musik floß gerade in sanftem Piano dahin, und der Dirigent wandte irritiert den Kopf, da man im Saal flüsterte. Etwas mußte geschehen sein, das größere Macht über das Auditorium hatte als die Hypnose der zweihundertundzwanzig Musiker, des Dirigenten und des unsterblichen Komponisten.

In der Nebenloge sagte eine gedämpfte Baßstimme: „Sie trägt den Rosy Diamond . . . aus dem Kronschatz von Abdul Hamid . . . zweimalhunderttausend Dollar Wert.“

Allan hob den Blick: die Loge gegenüber war dunkel — Lloyd war gekommen!

In der dunklen Loge war Ethel Lloyds bekanntes Profil schwach sichtbar, zart, delikat gezeichnet. Ihr goldblondes Haar war nur an einem unbestimmten Flimmern zu erkennen, und an der linken Schläfe, die dem Publikum zugewandt war, trug sie einen taubeneigroßen Edelstein von blaßrötlichem Feuer.

„Sehen Sie diesen Hals, diesen Nacken,“ raunte die gedämpfte Stimme des Herrn nebenan, auf den die Musik offenbar einen ebenso starken Eindruck machte wie auf

Lasset die Kindlein zu mir kommen . . .

Ausschnitt aus dem Gemälde von Fritz von Uhde

Zu dem Aufsatz „Das Kind in der modernen Malerei“

Allan. „Haben Sie jemals solch einen Nacken gesehen? Man sagt, daß Hobby, der Architekt — ja der Blonde, der vorhin nebenan war . . .“

Der Hintergrund von Lloyds Loge war durch einen Vorhang abgetrennt, und Allan schloß aus einer Bewegung Ethels, daß Lloyd dahinter saß. Er beugte sich zur Seite und flüsterte, seine Erregung verbergend, Maud ins Ohr: „Lloyd ist nun doch gekommen, Maud.“

Aber Maud hatte nur Ohr für die Musik. Sie verstand Allan gar nicht. Sie war vielleicht die einzige im Saal, die noch nicht wußte, daß Ethel Lloyd in ihrer Loge saß und den Rosy Diamond trug. In einer augenblicklichen seelischen Aufwallung, die die Musik in ihr entfachte, streckte sie ihre kleine Hand tastend nach Allan aus. Und Allan nahm ihre Hand und streichelte sie mechanisch, während tausend rasche, kühne Gedanken durch sein Gehirn jagten und sein Ohr Bruchstücke von dem Geklatsch aufnahm, das die Stimmen nebenan raunten und flüsterten.

„Diamanten?“ fragte die flüsternde Stimme.

„Ja,“ erwiderte die raunende Stimme. „Man sagt, so fing er an. In den australischen Camps.“

„Er spekulierte?“

„Pst!“ Maud wandte empört den Kopf, und die Stimmen verstummten.

In der Pause sah man den lichtblonden Hobby in Lloyds Loge treten und Ethel Lloyd wie einer vertrauten Bekannten die Hand schütteln. Das ganze Haus schwirrte vor Erregung.

Dann kam Hobby herüber und steckte den Kopf in Allans Loge.

„Komm, Mac,“ rief er, „der alte Mann wünscht dich zu sprechen!“

⌘ ⌘ ⌘

„Das ist Mac Allan!“ sagte Hobby, indem er Allan auf die Schulter klopfte.

Lloyd saß zusammengekauert, mit gesenktem Kopf in der halbdunklen Loge, von der aus man einen blendenden Ausschnitt der Logenringe voll lächelnder, schwatzender Damen und Herren überblicken konnte. Er sah nicht auf, und es schien, als habe er nicht gehört. Nach einer Weile aber sagte er bedächtig und trocken, mit heiseren Nebengeräuschen in der Stimme: „Ich freue mich aufrichtig, Sie zu sehen, Herr Allan! Ich habe mich eingehend mit Ihrem Projekt beschäftigt. Es ist kühn, es ist groß, es ist möglich! Was ich tun kann, das wird geschehen!“ Und in diesem Moment streckte er Allan die Hand hin, eine kurze, viereckige Hand, lasch und müde und seidenweich, und wandte ihm das Gesicht zu.

Allan war von Hobby auf diesen Anblick vorbereitet worden, aber er mußte sich trotzdem zusammennehmen, um das Grauen zu verbergen, das ihm Lloyds Gesicht einflößte.

Lloyds Gesicht erinnerte an eine Bulldogge. Die unteren Zähne ragten ein wenig über die Oberlippe vor, die Nasenlöcher waren runde Löcher, und die tränenden entzündeten kleinen Augen standen wie schräge Schlitze in dem braunen, ausgetrockneten und bewegungslosen Gesicht. Der Kopf war vollkommen haarlos. Eine ekelhafte Flechte hatte Lloyds Hals, Gesicht und Kopf zernagt und ausgetrocknet und die tabakbraune Haut und eingeschrumpften Muskeln über die Knochen gespannt. Die Wirkung von Lloyds Gesicht war fürchterlich, sie ging vom Erbleichen bis zur Ohnmacht, und nur starke Nerven vermochten den Anblick ohne Erschütterung zu ertragen. Lloyds Gesicht war der tragikomischen Larve einer Bulldogge ähnlich und verbreitete gleichzeitig den Schrecken eines lebendigen Totenkopfes.

Lloyd, der die Wirkung seines Gesichtes recht gut kannte, war zufrieden mit dem Eindruck, den es auf Allan machte, und orientierte sich mit seinen kleinen feuchten Augen in Allans Gesicht.

Allan verbeugte sich leicht und sagte, er freue sich, Herrn Lloyds Interesse für sein Projekt habe wecken zu können. Der Augenblick war entscheidend für sein Leben, und doch war er — zu seinem eigenen Erstaunen — vollkommen ruhig. Noch beim Eintreten erregt, war er jetzt imstande, Lloyds kurze, präzise Fragen klar und sachlich zu beantworten. Er fühlte sich diesem Mann gegenüber, dessen Äußeres, dessen Karriere und Reichtum tausend andere verwirrt haben würde, augenblicklich sicher, ohne daß er einen bestimmten Grund dafür hätte angeben können.

„Sind Ihre Vorbereitungen soweit gediehen, daß Sie morgen mit dem Projekt vor die Öffentlichkeit treten können?“ fragte Lloyd zuletzt.

„Ich brauche noch drei Monate.“

„So verlieren Sie keinen Augenblick!“ schloß Lloyd in bestimmtem Ton. „Im übrigen verfügen Sie ganz über mich.“ Hierauf zupfte er ein wenig an Allans Ärmel und deutete auf seine Tochter.

„Das ist Ethel Lloyd,“ sagte er.

Allan wandte Ethel, die ihn während des ganzen Gespräches betrachtet hatte, den Blick zu und grüßte.

„How do you do, Mr. Allan?“ sagte Ethel lebhaft und reichte Allan mit der ganzen Natürlichkeit und dem Freimut ihrer Rasse die Hand, wobei sie ihm offen ins Gesicht blickte. „Das also ist er!“ fügte sie nach einer kurzen Pause mit feinem, ein wenig schalkhaftem Lächeln hinzu, hinter dem sie ihr Interesse für seine Person zu verbergen suchte.

Allan verbeugte sich und errötete leicht, denn mit jungen Damen wußte er gar nichts anzufangen.

Ethel betrachtete ihn immer noch aufmerksam, halb wie eine einflußreiche Dame, deren Interesse eine Huld ist, und halb wie ein neugieriges Kind.

Ethel Lloyd war eine typisch amerikanische Schönheit. Sie war schlank, geschmeidig und dabei doch weiblich. Ihr reiches Haar war von jenem seltenen zarten Goldblond, das die Damen, die es nicht besitzen, stets für gefärbt erklären. Sie hatte auffallend lange Wimpern, in denen Spuren von Puder haften geblieben waren. Ihre Augen waren dunkelblau und klar, erschienen aber infolge der langen Wimpern leicht verschleiert. Ihr Profil, ihre Stirn, das Ohr, der Nacken, alles war edel, rassig und wahrhaft schön. Aber auf ihrer rechten Wange zeigten sich schon, wenn auch noch blaß, die Spuren jener entsetzlichen Krankheit, die ihren Vater verunstaltet hatte. Von ihrem Kinn aus zogen hellbraune, vom Puder fast zugedeckte Linien, wie Fasern eines Blattes, bis zur Höhe des Mundwinkels, einem blassen Muttermal ähnlich.

„Ich liebe es, mit meiner Tochter über Dinge zu reden, die mich lebhafter interessieren,“ begann Lloyd wieder, „und so dürfen Sie es mir nicht übelnehmen, daß ich mit ihr über Ihr Projekt gesprochen habe! Sie ist verschwiegen.“

„Ja, ich bin verschwiegen!“ versicherte Ethel und nickte lächelnd mit dem schönen Kopf. „Wir haben stundenlang all Ihre Pläne studiert, und ich habe mit Papa so lange darüber geplaudert, bis er selbst ganz begeistert war. Und das ist er jetzt, nicht wahr, Papa?“ Lloyds Maske blieb bewegungslos. „Papa verehrt Sie, Herr Allan. Sie müssen uns besuchen, wollen Sie?“

Ethels leicht verschleierter Blick haftete an Allans Augen, und ein freimütiges junges Lächeln schwebte über ihren schöngeschwungenen Lippen.

Sie erschien ihm nun noch mehr kindlich als vorher, und obwohl ihn der Gedanke, daß dieses Mädchen in sein Projekt eingeweiht war, etwas verwirrte, konnte er nicht umhin, über ihren Eifer und ihr munteres Geplauder zu lächeln.

„Sie sind in der Tat sehr liebenswürdig, Fräulein Lloyd!“ sagte er.

Ethel gefiel sein Lächeln. Ganz ungeniert ließ sie den Blick auf seinen weißen starken Zähnen ruhen, dann öffnete sie den Mund, um etwas hinzuzufügen, aber in diesem Augenblick setzte das Orchester rauschend ein. Sie berührte flüchtig das Knie ihres Vaters, um ihn um Entschuldigung zu bitten, daß sie noch spreche — Lloyd war ein großer Musikfreund — und flüsterte Allan wichtigtuerisch zu, während sie ihn mit ihren klaren Augen ansah, als kenne sie ihn schon lange Zeit: „Sie haben eine Bundesgenossin an mir, Herr Allan! Ich gebe Ihnen die Versicherung, ich werde nicht erlauben, daß Papa seine Meinung ändert. Sie wissen, er tut das zuweilen. Ich werde ihn zwingen, daß er alles in Ordnung bringt! Auf Wiedersehen!“

Mit einer höflichen, aber etwas gleichgültigen Verbeugung, die Ethel einigermaßen enttäuschte, erwiderte Allan ihren Händedruck, und damit war das Gespräch zu Ende, das über das Werk seines Lebens und eine neue Epoche in den Beziehungen zwischen der alten und der neuen Welt entschied.

Ohne Blick, funkelnd und stark im Innern unter dem Anprall von Gedanken und Empfindungen, die dieser Sieg aus-

löste, verließ er mit Hobby zusammen die Loge Lloyds.

⌘ ⌘ ⌘

Maud schwelgte noch immer in Musik. Allein sie war nicht mehr imstande, mit jener heiligen Andacht zu lauschen wie vorher. Sie hatte die Szene in Lloyds Loge beobachtet. Sie wußte wohl, daß Mac damit beschäftigt war, etwas Neues auszuarbeiten, eine große Sache, wie er zu sagen pflegte. Irgendeine Erfindung, ein Projekt — sie hatte ihn nie darüber gefragt, denn nichts lag ihr ferner als Maschinen und technische Dinge. Sie begriff auch, wie wertvoll für Mac eine Verbindung mit Lloyd sein mußte, aber sie machte ihm stille Vorwürfe darüber, daß er gerade diesen Abend für eine Besprechung gewählt hatte. Den einzigen Abend des Winters, an dem er mit ihr zusammen ein Konzert besuchte. Sie verstand nicht, wie es ihm möglich war, während eines solchen Konzertes an Geschäfte zu denken! Zuweilen kam ihr der Gedanke, als ob sie nicht recht in dieses Amerika hineinpasse, wo alles Business, Geschäft, war und nur Business, als ob sie glücklicher geworden wäre — da drüben in der Alten Welt, wo sie noch Erholung und Geschäft zu trennen verstanden. Aber nicht nur das beunruhigte Maud, der feine, ewig wache Instinkt der liebenden Frau ließ sie befürchten, daß Macs große Sache, diese Lloyds und wie sie hießen, mit denen er nun zu tun haben würde, ihr noch mehr von ihrem Gatten rauben würden, als seine Fabrik und seine Tätigkeit in Buffalo es jetzt schon taten.

Über Mauds fröhliche Laune war ein Schatten gefallen, und sie legte die Stirn in Falten. Dann aber glitt plötzlich eine stille Heiterkeit über ihr Gesicht. Eine fugenartige, tändelnde und heitere Passage hatte ihr — dank einer rätselhaften Ideenverbindung — ganz plötzlich ihr Kind deutlich und in den reizvollsten, eine Mutter beglückenden Situationen ins Gedächtnis gerufen. Es verlockte sie, in der Musik eine Prophezeiung des Lebens ihres kleinen Mädchens hören zu wollen, und anfangs ging alles herrlich. Ja, so glücklich sollte ihre Edith werden, so sollte Ediths Leben sein. Aber die spielerische, sonnige Heiterkeit ging unvermittelt in ein schweres, schleppendes maëstoso sustenuto über, das Beklommenheit und böse Ahnungen erweckte.

Mauds Herz klopfte langsamer. Nein, nimmermehr sollte das Leben ihres kleinen süßen Mädchens, mit dem sie wie ein Kind spielte und das sie wie eine erfahrene alte Frau pflegte, dieser Musik ähnlich werden. Welch ein Unsinn, mit solchen Einfällen zu spielen! Sie breitete sich in Gedanken über die Kleine, um sie mit ihrem Körper gegen diese bange, schwere Musik zu decken, und nach einiger Zeit gelang es ihr auch, ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben.

Die Musik selbst kam ihr zu Hilfe. Denn plötzlich riß die Flut der Töne sie wieder fort zu einer unbestimmten Sehnsucht, die heiß und herrlich war und alle Gedanken erstickte. Sie war Ohr, wie vorher. Mit einer atemlosen, rasenden Leidenschaftlichkeit jagte die Musik dahin, von geheimnisvollen, verlockenden Stimmen angeführt, und Maud war wie ein loses Blatt im Sturmwind. Plötzlich aber brach sich die rasende Leidenschaftlichkeit an einem unbekannten Hindernis, so wie die Woge an einem Felsen zerschellt, und die donnernde Brandung löste sich in schreiende, wehklagende, zitternde und ängstliche Stimmen auf. Maud war es, als ob sie plötzlich stille stände und gezwungen sei, über etwas nachzudenken, was unbekannt, geheimnisvoll und unergründlich für sie war. Die Stille, die dem heißen Sturm folgte, war so bannend, daß plötzlich alle vibrierenden Fächer im Parkett stehen blieben. Mit einer Dissonanz setzten die Stimmen da drunten wieder unsicher, zögernd ein (die Fächer bewegten sich wieder), und diese zusammengepreßten, gequälten Töne, die sich nur schwer und mühselig zur Melodie durchkämpften, stimmten Maud nachdenklich und traurig. Die spottenden Fagotte drunten sprachen zu ihr und die Celli, die ganz ehrlich litten, und es schien Maud, als ob sie plötzlich ihr ganzes Leben verstünde. Sie war nicht glücklich, trotzdem Mac sie anbetete und sie ihn abgöttisch liebte — nein, nein, es war da irgend etwas, das fehlte ...

In diesem Augenblick, gerade in diesem Augenblick, berührte Mac ihre Schulter und raunte ihr ins Ohr: „Entschuldige, Maud — wir fahren am Mittwoch nach Europa. Ich habe noch viel vorzubereiten

in Buffalo und ins Hotel telephoniert. Wenn wir jetzt gehen, können wir den Nachtzug noch erreichen. Was denkst du?"

Maud antwortete nicht. Sie saß still und regungslos. Das Blut stieg ihr über Schultern und Nacken ins Gesicht. Ihre Augen füllten sich langsam mit Tränen. So vergingen einige Minuten. Sie war in diesem Augenblick Mac bitterböse im Herzen. Es erschien ihr roh, sie mitten aus dem Konzert zu reißen, nur weil seine Geschäfte drängten.

Allan sah, daß sie schwer atmete und ihre Wange rot geworden war. Seine Hand lag noch auf ihrer Schulter. Er machte eine liebkosende Bewegung und raunte begütigend: „Nun, so bleiben wir, Liebling, ich machte nur den Vorschlag. Wir können auch recht gut den Frühzug morgen nehmen."

Maud aber war die Laune gründlich verdorben. Die Musik quälte sie jetzt und vergrößerte ihre Unruhe. Sie schwankte noch, ob sie nachgeben solle oder nicht. Da aber sah sie zufällig, daß Ethel Lloyd ganz ungeniert das Glas auf sie gerichtet hatte, und augenblicklich schickte sie sich an zu gehen. Sie zwang sich zu einem Lächeln, damit Ethel Lloyd es sähe, und Allan war sehr erstaunt über den zärtlichen Blick, mit dem sie sich an ihn wandte. „Gehen wir, Mac!"

⌘ ⌘ ⌘

Sie erreichten Central-Station, gerade als der mächtige Zug aus der Halle zog.

Maud vergrub die kleinen Hände in die Taschen ihres Pelzmantels und lugte aus dem aufgestülpten Kragen zu Mac hin. „Da fährt dein Zug, Mac!" sagte sie und gab sich keine Mühe, ihre Schadenfreude zu verbergen.

Hinter ihnen stand ihr Diener, Leon, ein alter Chinese, den alle Welt Lion (Löwe) rief. Lion trug die Reisetaschen und sah mit stupidem Ausdruck seines welken, faltigen Gesichtes dem Zuge nach.

Allan zog die Uhr und nickte. „Es ist zu schade," sagte er gutmütig. „Lion, wir fahren ins Hotel zurück."

Im Auto erklärte er Maud, es sei ihm gerade ihretwegen unangenehm, daß sie den Zug versäumt hätten, denn sie habe gewiß noch eine Menge mit dem Packen zu tun.

Maud lachte leise. „Weshalb?" sagte sie, geradeaus blickend. „Wieso weißt du, daß ich überhaupt mitfahre, Mac?"

Allan sah sie erstaunt an. „Du wirst schon mitkommen, denke ich, Maud!" erwiderte er mit einem leisen Lächeln.

„Wer sagt dir das? Ich weiß gar nicht, ob es angeht, mit Edith im Winter zu reisen. Und ohne Edith ginge ich auf keinen Fall."

Allan sah nachdenklich vor sich hin.

„Daran dachte ich im Augenblick gar nicht," sagte er nach einer Weile zögernd. „Freilich Edith . . . Aber ich denke, es ließe sich trotzdem machen."

Maud entgegnete nichts. Sie wartete. So leicht sollte er diesmal nicht davonkommen. Und nach einer Pause setzte Allan hinzu: „Auf dem Wasser ist es übrigens viel wärmer, und dann bietet der Dampfer ja jeden Komfort. Ich würde Luxuskabinen nehmen, damit ihr es bequem hättet."

Maud kannte Mac genau. Er würde nicht weiter in sie dringen, mitzukommen, sie nicht bitten. Er würde nun kein Wort weiter sagen, und es ihr auch gar nicht übelnehmen, wenn sie ihn allein reisen ließe.

Sie sah ihm an, daß er sich jetzt schon mit diesem Gedanken abzufinden suchte.

Er blickte nachdenklich und enttäuscht vor sich hin. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß ihre Absage nichts als eine Komödie war, ihm, der nie in seinem Leben Komödie spielte und dessen Wesen so einfach und aufrichtig war, daß es sie immer von neuem überraschte.

In einer plötzlichen Aufwallung ergriff sie seine schwere, starke Hand. „Natürlich komme ich mit, Mac!" sagte sie mit einem zärtlichen Blick.

„Ah, siehst du!" erwiderte er und drückte ihr dankbar die Hand.

Die Überwindung ihrer Verstimmung machte Mauds Herz plötzlich froh und leicht, und sie hatte das Bedürfnis, mit Allan zu plaudern. Sie sprach von Lloyd und Ethel Lloyd.

„War Ethel sehr gnädig, Mac?" fragte sie.

„Sie war wirklich sehr nett zu mir," entgegnete Allan.

„Wie findest du sie?"

„Sie kam mir sehr ungekünstelt vor, natürlich, ein wenig naiv sogar, als sei sie noch weitaus jünger."

„Oh!“ Maud lachte. Und sie begriff selbst nicht, weshalb diese Antwort Macs sie wieder leicht gegen ihn verstimmte. „Oh, Mac, wie du dich auf Frauen verstehst! Gott! Ethel Lloyd und natürlich! Ethel Lloyd und — naiv!“

Nun mußte auch Allan lachen. „Sie kam mir in der Tat so vor,“ versicherte er.

Maud aber ereiferte sich. „Nein, Mac!“ rief sie aus. „Ich habe doch nie so etwas Komisches gehört! So seid ihr Männer! Es gibt kein gekünstelteres Wesen als Ethel Lloyd, Mac! Ihre Natürlichkeit ist ihre größte Kunst. Ethel ist, glaube mir das ruhig, Mac, eine ganz raffinierte, kokette Person, und alles an ihr ist Berechnung. Sie möchte euch Männer alle behexen. Glaube mir das, ich kenne sie. Hast du ihre Sphinxaugen gesehen?“

„Nein.“ Allan sagte die Wahrheit.

„Nicht? Aber sie sagte einmal zu Mabel Gordon: ‚Ich habe Sphinxaugen, alle Leute sagen es.‘ Und du findest sie naiv! Sie ist ja so schrecklich eitel, dieses hübsche Geschöpf, oh, du mein Gott! Jede Woche mindestens einmal erscheint ihr Bild in der Zeitung. Ethel sagt, sie mache Tag und Nacht Reklame für sich, genau wie Hobby. Sogar mit ihrer Wohltätigkeit macht sie Reklame.“

„Vielleicht hat sie aber wirklich ein gutes Herz, Maud?“ warf Allan ein.

„Ethel Lloyd?“ Maud lachte. Dann sah sie Mac plötzlich in die Augen, während sie sich an den Nickelgriffen des sausenden, schleudernden Autos festhielt. „Ist sie wirklich so schön, Ethel?“

„Ja, sie ist schön, Maud. Aber, Gott weiß, weshalb sie sich so stark pudert!“

Maud sah enttäuscht aus. „Hast du dich in sie verliebt, Mac? Wie alle anderen?“ fragte sie leise, mit geheuchelter Angst.

Allan lachte und zog sie an sich. „Du bist ein kleiner Narr, Maud!“ rief er aus und drückte ihr Gesicht an seine Wange.

Nun war Maud wieder ganz zufrieden. Wie kam es doch, daß sie heute jede Kleinigkeit stören konnte? Was ging sie Ethel Lloyd an?

Nach dem Diner, das sie sich auf dem Zimmer servieren ließen, ging Maud, die todmüde war, gleich zu Bett, während Allan im Salon blieb, um Briefe zu schreiben. Allein Maud vermochte nicht sofort einzuschlafen. Sie war seit dem frühen Morgen auf den Beinen gewesen und übermüdet. Die trockene, heiße Luft des Hotelzimmers versetzte sie in ein leises Fieber. Alle Aufregungen des Tages, die Reise, das Konzert, die Menschenmenge, Ethel Lloyd, alles erwachte wieder in ihrem übermüdeten Kopf. Sie hörte wieder Konzert und Stimmen in ihren Ohren klingen. Drunten schwirrten die Autos. Es tutete. In der Ferne rauschten die Hochzüge. Gerade als sie einschlummern wollte, weckte sie ein Knacken in der Dampfheizung. Sie hörte, daß der Lift im Hotel emporstieg und leise sang. Die Spalte in der Tür war noch hell.

„Schreibst du noch immer, Mac?“ fragte sie, den Kopf auf dem Kissen, ohne die Lippen kaum zu öffnen.

Mac erwiderte: „Go on and sleep.“ Aber seine Stimme klang so tief, daß sie, im leisen Fieber des Halbschlafes, leicht lachen mußte.

Sie schlief ein. Aber plötzlich fühlte sie, daß sie ganz kalt wurde. Sie wachte wieder auf, sonderbar beunruhigt, und dachte nach, was sie hatte erschauern lassen. Sofort fiel es ihr ein. Sie hatte geträumt: Da kam sie in Ediths Zimmer, und wer saß da? Ethel Lloyd. Ethel Lloyd saß da, blendend schön, den Diamanten auf der Stirn, und bettete die kleine Edith sorgfältig ein — ganz als sei sie Ediths Mutter . . .

Mac saß in Hemdärmeln in der Sofaecke und schrieb. Da knackte es an der Türe, und Maud erschien in ihrem Schlafkleid, schlaftrunken ins Licht blinzelnd.

Ihr Haar glänzte. Sie sah blühend und jung aus, wie ein Mädchen, und Frische strömte von ihr aus. Aber ihre Augen flackerten unruhig.

„Was hast du?“ fragte Allan.

Maud lächelte verwirrt. „Nichts,“ entgegnete sie, „ich träume solch dummes Zeug.“ Sie setzte sich in einen Sessel und strich das Haar aus dem Gesicht. „Höre, Mac,“ fuhr sie fort, „warum verschweigst du mir, was du mit Lloyd zu tun hast?“

Allan lächelte und erwiderte langsam: „Du hast mich nicht danach gefragt, Maud. Ich wollte auch nicht darüber sprechen, solange die Sache noch nicht soweit war.“

„Willst du mir es jetzt nicht sagen?“

„Doch, Maud.“

Da erklärte er ihr, worum es sich handele. Zurückgelehnt ins Sofa, gutmütig lächelnd und in aller Ruhe, setzte er ihr sein Projekt auseinander, ganz als ob er nur eine Brücke über den East River bauen wolle. Maud saß in ihrem Schlafkleid da und staunte und verstand nicht. Aber als sie anfing zu verstehen, staunte sie immer mehr, und ihre Augen wurden immer größer und glänzender. Ihr Kopf wurde ganz heiß! Nun begriff sie plötzlich seine Tätigkeit in den letzten Jahren, seine Versuche, seine Modelle und seine Stöße von Plänen.

Als Allan zu Ende war, saß sie mit großen glänzenden Augen da, die nichts als Strahlen und Bewunderung waren. „Nun weißt du es, kleine Maud!" sagte Allan und bat sie, schlafen zu gehen. Maud erhob sich und trat zu ihm hin und umschlang ihn, so fest sie konnte, und küßte ihn auf den Mund.

„Ich liebe dich, Mac, mein Mac!" stammelte sie.

Als aber Allan sie nochmals bat, sich niederzulegen, gehorchte sie augenblicklich und ging hinaus, noch ganz trunken im Kopf. Es war ihr plötzlich der Gedanke in den Sinn gekommen, als ob Macs Werk ebensogroß sei wie jene Symphonien, die sie heute gehört hatte, ebensogroß — nur ganz anders.

Zu Allans Erstaunen kam sie aber nach einigen Minuten wieder herein. Sie brachte eine Decke mit, und während sie flüsterte: „Arbeite! Arbeite!" bettete sie sich zusammengerollt neben ihm aufs Sofa. Den Kopf an seinen Schenkel gelegt, schlief sie ein.

Allan hielt inne und sah sie an. Und er dachte, er würde sich eher den Schädel spalten lassen, als erlauben, daß jemand die Haut der kleinen Maud ritze.

Dann schrieb er eifrig weiter.

❈ ❈ ❈

Am folgenden Mittwoch schiffte sich Allan mit Maud und Edith auf dem deutschen Drei-Tage-Boot nach Europa ein. Hobby begleitete sie; er „kam auf acht Tage mit."

Maud war in wunderbarer Stimmung. Sie hatte ihre heiterste Laune — ihre Mädchenlaune — wiedergefunden, und diese Laune hielt während der ganzen Fahrt über den winterlichen und ungastlichen Ozean an, obwohl sie Mac nur bei den Mahlzeiten und am Abend zu Gesicht bekam. Lachend und fröhlich plaudernd stapfte sie, in Pelze eingehüllt, in dünnen Lackschuhen auf den eisigen Verdeckkorridoren hin und her.

Hobby war der populärste Mann auf dem Boot. Von den Kabinen der Ärzte und Zahlmeister an bis hinauf zur geheiligten Kommandobrücke war er zu Hause.

Von Allan dagegen hörte und sah man nichts. Er war den ganzen Tag über beschäftigt. Zwei Typistinnen des Schnellbootes hatten während der ganzen Reise alle Hände voll zu tun, seine Briefe abzuschreiben. Hunderte von Briefen lagen fertig und adressiert in Allans Kabine. Er traf die Vorbereitungen zur ersten Schlacht.

Die Reise ging zuerst nach Paris. Von da nach Calais und Folkestone, wo der Tunnel unter dem Kanal im Bau war, nachdem England seine lächerliche Angst vor einer Invasion, die mit einer einzigen Batterie verhindert werden konnte, überwunden hatte. Hier hielt sich Allan drei Wochen auf. Dann gingen sie nach London, Berlin, Essen, Leipzig, Frankfurt und wieder zurück nach Paris. Allan blieb an all diesen Orten einige Wochen. Am Vormittag arbeitete er für sich, nach Tisch hatte er täglich Konferenzen mit Vertretern großer Firmen, Ingenieuren, Technikern, Erfindern, Geologen, Geographen, Ozeanographen, Statistikern und Kapazitäten der verschiedensten Fakultäten. Eine Armee von Gehirnen aus allen Gegenden Europas, aus Frankreich, England, Deutschland, Italien, Norwegen, Rußland.

Am Abend speiste er allein mit Maud, wenn er nicht gerade Gäste bei sich hatte.

Mauds Laune war noch immer ausgezeichnet. Die Atmosphäre von Arbeit und Unternehmungen, die Mac umgab, belebte sie.

Sie hatte viel Zeit, und sie teilte sich diesen Überfluß an Zeit sorgfältig ein. Einen Teil des Tages widmete sie ihrem Kinde, dann besuchte sie alle Museen, Kirchen und Sehenswürdigkeiten, wo sie auch immer sein mochten. Sie besuchte Theater, Konzerte, so oft es anging. Sie sättigte sich für Amerika.

In Paris ließ Allan sie acht Tage allein. Er hatte in der Nähe von Nantes, bei Les Sables, an der biscayischen Küste mit Geometern und einem Schwarm Agenten zu tun. Dann schifften sie sich mit Geometern, Ingenieuren und Agenten nach den Azoren ein, wo Allan über drei Wochen auf den Inseln Fayal, San Jorgo und Pico beschäftigt war, während Maud mit Edith den herrlichsten Frühling genoß, den sie je erlebt hatte. Von den Azoren fuhren sie mit einem Frachtdampfer (als die einzigen Passagiere, was Maud entzückte!) quer durch den Atlantik nach den Bermudas. Hier, in Hamilton, trafen sie zu ihrer großen Freude Hobby, der eine kleine Reise herüber gemacht hatte, um sie zu erwarten. Die Geschäfte auf den Bermudas waren rasch erledigt, und im Juni kehrten sie nach Amerika zurück. Allan mietete ein Landhaus in Bronx, und die gleiche Tätigkeit wie in London, Paris und Berlin begann nun in Amerika. Täglich konferierte Allan mit Vertretern, Ingenieuren, Gelehrten aus allen Staaten. Da er häufig lange Besprechungen mit Lloyd hatte, so begann die Öffentlichkeit aufmerksam zu werden. Die Journalisten schnüffelten in der Luft wie Hyänen, die Aas riechen. Gerüchte von den abenteuerlichsten Gründungen schwirrten durch New York.

Aber Allan und seine Vertrauensmänner schwiegen. Maud, die man aushorchen wollte, lachte und sagte kein Wort.

Ende August waren die Vorbereitungsarbeiten beendet. Lloyd ließ an dreißig der ersten Vertreter des Kapitals, der Großindustrie und Großbanken Einladungen zu einem Meeting ergehen; diese Einladungen hatte er eigenhändig geschrieben und durch Spezialkuriere aushändigen lassen, um die Bedeutung der Konferenz zu betonen.

Und am 18. September fand diese denkwürdige Konferenz statt.

⌘ ⌘ ⌘

New York briet in diesen Tagen in einer Hitzwelle, so daß sich Allan entschloß, die Versammlung auf dem Dachgarten des Hotels Atlantic, Broadway, abzuhalten.

Die Geladenen, die größtenteils auswärts wohnten, waren im Laufe des Tages und einige schon gestern eingetroffen.

Sie kamen in riesigen staubbedeckten Turencars mit Frauen, Töchtern und Söhnen angerollt aus ihren Sommerresidenzen in Vermont, Hamshire, Maine, Massachusetts und Pennsylvania. Die Einsamen und Schweiger flogen in Extrazügen, die glatt jede Station ignorierten, von St. Louis, Chicago und Cincinnati herbei. Ihre Luxusjachten dockten am Hudson-River. Drei Chicagoleute, Kilgallen, Müllenbach und C. Morris, waren mit dem Expreß-Luftliner, der die 900 Meilen von Chicago nach New York-Zentralpark in acht Stunden durchschneidet, angekommen, und der Sportsmann Vanderstyfft war im Laufe des Nachmittags auf dem Dachgarten des Atlantic mit seinem Eindecker gelandet. Andere wieder trafen als ganz unscheinbare Reisende zu Fuß, mit einer bescheidenen Tasche in der Hand, vor dem Hotel ein.

Aber sie kamen. Lloyd hatte sie in einer Angelegenheit von allererster Bedeutung gerufen, und jene Solidarität, die das Geld in weit höherem Maße als das Blut erzeugt, erlaubte ihnen nicht zurückzustehen. Sie kamen nicht allein, weil sie ein Geschäft witterten (es war sogar möglich, daß sie bluten mußten!), sie kamen in erster Linie, weil sie erwarteten, ein Unternehmen mit starten helfen zu können, dessen Bedeutung ihren Unternehmungsgeist und Abenteuersinn befriedigte, der sie groß gemacht hatte.

Die Bewegung so vieler Häuptlinge des Kapitals war natürlich nicht unbemerkt geblieben, denn jeder einzelne war von einem ausgearbeiteten Alarmsystem umgeben. Am Morgen schon war die Börse von einem leichten Fieber geschüttelt worden. Ein zuverlässiger Tip jetzt bedeutete ein Vermögen! Die Presse verkündete die Namen all der Männer, die in Atlantic abgestiegen waren, und vergaß nicht hinzuzufügen, wieviel jeder einzelne wert war. Nachmittag um fünf Uhr ging es schon hoch in die Milliarden. Auf jeden Fall stand etwas Ungewöhnliches bevor, eine Riesenschlacht des Kapitals. Einzelne Zeitungen taten so, als kämen sie gerade vom Lunch bei Lloyd und seien bis auf jedes Komma informiert. Aber Lloyd habe ihnen den Mund versiegelt. Andere gingen weiter und veröffentlichten, was Lloyd ihnen beim Dessert anvertraut hatte: es handele

sich um nichts Besonderes. Die elektrische Einschienen-Schnellbahn sollte von Chicago weiter bis San Franzisko geführt werden. Das Netz des Luftverkehrs sollte über die ganzen Staaten erweitert werden, so daß man nach jeder beliebigen Stadt genau so fliegen könne wie heute nach Boston, Chicago, Buffalo und St. Louis.

Die Reporter umschnupperten das Hotel wie Polizeihunde, die auf der Spur liegen. Sie traten mit den Absätzen Löcher in den zerweichten Asphalt des Broadways und starrten an den sechsunddreißig Stockwerken empor, bis die gleißende Kalkwand des Atlantic ihnen Halluzinationen ins Gehirn spiegelte. Ein ganz Gerissener kam sogar auf den genialen Einfall, sich als Telephonarbeiter ins Hotel zu schmuggeln, und nicht nur ins Hotel — bis in die Zimmer der Milliarden, wo er an den Zimmertelephonen herumbastelte, um etwa ein Wort aufzuschnappen. Aber der Manager des Hotels entdeckte ihn und machte ihn höflich darauf aufmerksam, daß alle seine Apparate in Ordnung seien.

Umfiebert von glühender Hitze und Erregung stand das kalkweiße Turmhaus da und schwieg. Es wurde Abend, und es schwieg noch immer. Der Gerissene von heute nachmittag kehrte in seiner Verzweiflung mit einem Schnurrbart im Gesicht als ein Monteur Vanderstyffts zurück, der an der Maschine oben auf dem Dach etwas nachzusehen habe. Aber der Manager erklärte ihm mit höflichem Lächeln, daß Herrn Vanderstyffts Marconi-Apparat ebenfalls in Ordnung sei.

Allan hatte seine genauen Instruktionen gegeben, und der Manager verbürgte sich dafür, daß sie eingehalten wurden. Sobald alle Geladenen den Roofgarden betreten hatten, durfte der Lift nicht weiter als bis zum 35. Stock geführt werden. Die Boys der Bedienung durften den Dachgarten nicht eher verlassen, als bis der letzte Gast sich entfernt hatte. Nur sechs Vertretern der Presse und drei Photographen war der Zutritt erlaubt (Allan brauchte sie ebenso wie sie ihn) — allein gegen die ehrenwörtliche Verpflichtung, daß sie während der Konferenz nicht mit der Außenwelt in Verbindung treten würden.

Von neun Uhr an begann der Lift zu spielen.

Die Geladenen tauchten schwitzend und pustend aus dem Hotelblock empor, der trotz den Kühlanlagen in allen seinen Poren glühte. Sie kamen von der Hölle ins Fegfeuer. Jeder einzelne, der aus dem Lift stieg, prallte vor dieser Mauer von Hitze zurück. Dann aber legte er augenblicklich den Rock ab, nicht ohne die anwesenden Damen vorher höflich um Erlaubnis gebeten zu haben. Diese Damen waren Maud — heiter, blühend, schneeweiß gekleidet — und Mrs. Brown, eine alte, kleine, ärmlich aussehende Frau mit gelbem Gesicht und dem argwöhnischen Blick schwerhöriger Geizhälse: die reichste Frau der Staaten und eine berüchtigte Wucherin.

Die Geladenen kannten einander ohne Ausnahme. Sie hatten sich auf verschiedenen Kriegsschauplätzen getroffen, sie hatten jahrelang Schlachten Schulter an Schulter oder gegeneinander geschlagen. Sie standen in Gruppen beisammen und plauderten oder gingen zu Paaren auf und ab und flüsterten. Die Einsamen und Schweiger saßen schon still in den Klubsesseln und blickten kühl, nachdenklich und mit etwas übelgelauntem Gesichtsausdruck auf den persischen Teppich, der über den Boden gebreitet war. Zuweilen zogen sie die Uhr und warfen einen Blick auf den Lift: immer noch kamen Nachzügler ...

Drunten brodelte New York, und das Brodeln schien die Hitze zu verdoppeln. New York schwitzte wie ein Ringkämpfer nach getaner Arbeit, es pustete wie eine Lokomotive, die ihre dreihundert Meilen hinter sich hat und in einer Bahnhofshalle verschnauft. Die Autos, die im zerweichten Asphalt der Straßen klebten, surrten und brummten in der Broadway-Schlucht dahin, die einander drängenden Züge der elektrischen Cars hämmerten ihre Glockensignale; irgendwo, ganz fern, gellte eine schrille Glocke: ein Feuerlöschzug, der durch die Straßen raste. Es war ein Summen wie von riesigen Glocken in der Luft, untermischt mit fernen Schreien, als würden irgendwo in der Ferne Haufen von Menschen abgeschlachtet.

Ringsum standen und funkelten Lichter in der tiefblauen, heißen Nacht, von denen man auf den ersten Blick nicht sagen konnte, ob sie dem Himmel oder der Erde ange-

Studienkopf

Von Prof. Arthur Kampf

Zu dem Aufsatz „Das Kind in der modernen Malerei“

hörten. Vom Dachgarten aus sah man einen Abschnitt der zwanzig Kilometer langen Broadway-Schlucht, die ganz New York spaltet: einen weißglühenden, klaffenden Schmelzofen, in dem farbige Feuerreifen schwangen und auf dessen Boden mikroskopische Aschenteilchen entlang trieben: Menschen. Eine Seitenstraße in nächster Nähe blendete wie ein Strom flüssigen Bleis. Aus ferner gelegenen Querstraßen dampften lichte Silbernebel. Einzelne Wolkenkratzer erhoben sich gespenstisch weiß im Lichtschein eines Platzes. Wiederum aber standen Gruppen von eng aneinander gedrängten Turmhäusern dunkel, schweigsam, wie riesige Grabsteine, die über die eingesunkenen verschwindenden Zwerghütten von zwölf und fünfzehn Etagen emporragten. In der Ferne am Himmel ein Dutzend Stockwerke mattblinkender Fensterscheiben, ohne daß das geringste von einem Haus zu sehen gewesen wäre. Da und dort vierzigstöckige Türme, auf denen matte Feuer lohten: die Dachgärten von Regis, Metropolitain, Waldorf Astoria, Republic. Rings am Horizont glommen schwüle Feuerbrünste: Hoboken, Jersey City, Brooklyn, Ost-New York. In der Spalte zwischen zwei dunklen Wolkenkratzern zuckte jede Minute ein doppelter Lichtstrahl auf, wie elektrische Funkennähte, die zwischen den Mauern übersprangen: die Hochbahn der sechsten Avenue.

Die Stadt rings um das Hotel war übersponnen vom flimmernden Feuerwerk der Nacht. Unaufhörlich sprangen und zuckten Lichtgarben und farbige Strahlenbündel aus den Straßen empor zum Himmel. Ein Blitz zerriß ein Turmhaus von unten bis oben und deutete auf einen feurigen Schuh. Ein Haus ging in Flammen auf, und in der Flamme erschien ein roter Stier: Bull Durham Rauchtabak. Raketen schossen empor, explodierten und bildeten ein funkelndes Sternenbanner, die bleichen Lichtkegel von Scheinwerfern tasteten nach dem Horizont und beleuchteten kalkweiße Häuserwüsten.

Von der Battery herauf kam gerade ein Reklameluftschiff mit weichem Surren der Propeller und zwei großen Augen, eulenhaft. Und auf dem Bauch der Eule erschienen abwechselnd die Worte: Gesundheit — Erfolg — Suggestion — Reichtum — Pinestreet 14.

Drunten aber, sechsunddreißig Stockwerke tief unten, wogte ein Heer von Hüten um den Hotelblock, Reporter, Agenten, Broker, Neugierige — in der blendenden Lichtflut alle ohne Schatten — schwirrend vor Spannung, die Augen auf die Lichtgirlanden des Dachgartens gerichtet. Man hörte durch das fiebernde Stimmengewirr, das das Hotel umbrandete, deutlich die Rufe der Broadway-Ratten, der Zeitungsausrufer, herauf, die unaufhörlich schrien: „Extra! Extra!“ Die „World“ hatte im letzten Moment ihren letzten und besten Triumph ausgespielt, mit dem sie alle anderen Journale überstach. Sie war allwissend und wußte genau, welches Projekt die Milliarden, die da droben schwitzten, vom Stapel ließen: eine submarine Postbeförderung! Genau wie heute die Briefe mit Luftdruck durch unterirdische Röhren von New York nach San Franzisko geschossen wurden, würden sie durch gewaltige Röhren, die wie Kabel gelegt werden sollten, in Zukunft nach Europa gedrückt werden. Über die Bermudas und Azoren! In fünf Stunden! (Man sieht, die „World“ hatte Allans Reiseroute genau feststellen lassen.)

Auch die ruhigsten Nerven hier oben konnten sich dem Eindruck der fiebernden Straße, des brodelnden und glitzernden New Yorks und der Hitze nicht entziehen. Alle wurden, je länger sie warteten, mehr oder weniger erregt und begrüßten es wie eine Erlösung, als der blonde Hobby, der sich sehr wichtig gebärdete, die Versammlung eröffnete. Hobby schwenkte ein Telegramm und sagte, daß C. H. Lloyd bedaure, durch sein Leiden abgehalten zu sein, die Herrschaften persönlich zu begrüßen. Er habe ihn beauftragt, ihnen Herrn Mac Allan, den langjährigen Mitarbeiter der Edison-Works-Limited und Erfinder des Diamantstahls Allanit, vorzustellen.

„Hier sitzt er!“ Hobby deutete auf Allan, der neben Maud in einem Korbstuhl saß, in Hemdärmeln wie alle anderen.

Herr Allan habe ihnen etwas zu sagen. Er wolle ihnen ein Projekt vorschlagen, das, wie sie wüßten, C. H. Lloyd selbst das größte und kühnste aller Zeiten genannt habe. Herr Allan besäße Genie genug, das Projekt zu bewältigen, für die Ausführung aber brauche er ihr Geld. (Zu Allan:) „Go on, Mac!“

Allan stand auf.

Aber Hobby machte ihm ein Zeichen, noch einen Augenblick zu warten, und schloß, indem er einen Blick in das Telegramm warf: Er habe vergessen . . . für den Fall, daß die Versammlung auf Mac Allans Projekt eingehe, beteilige sich C. H. Lloyd mit fünfundzwanzig Millionen Dollar. (Zu Allan:) „Now, my boy!“

Allan trat an Hobbys Stelle. Die Stille wurde schwül und drückend. Die Straße drunten klang wirrer und lauter. Alle Augen richteten sich auf ihn: das also war er, der behauptete, etwas Ungewöhnliches zu sagen zu haben! . . . Mauds Lippen aber standen vor Spannung und Angst weit offen. Allan drückte seinem Auditorium durch nichts seine Wertschätzung aus. Er ließ den Blick ruhig durch die Versammlung wandern, und niemand hätte ihm die große Erregung angemerkt, von der er im Innern geschüttelt wurde.

Allan sagte zunächst, daß er, nachdem C. H. Lloyd die Erwartungen so hoch gespannt habe, befürchte, die Versammlung zu enttäuschen. Sein Projekt verdiene kaum größer genannt zu werden als der Panamakanal oder Sir Rodgers Palks-Strait-Bridge, die Ceylon mit Vorderindien verbinde. Es sei, recht besehen, sogar sehr einfach.

Hierauf zog Allan ein Stück Kreide aus der weiten Hosentasche und warf zwei Linien auf die Tafel, die hinter ihm stand. Das sei Amerika und das sei Europa! Er verpflichte sich im Zeitraum von fünfzehn Jahren einen submarinen Tunnel zu bauen, der die beiden Kontinente verbinde, und Züge in vierundzwanzig Stunden von Amerika nach Europa rennen zu lassen. Das sei sein Projekt!

In diesem Augenblick flammte das Licht der Photographen auf, die ihr Schnellfeuer eröffneten, und Allan machte eine kurze Pause. Von der Straße herauf kam wirres Geschrei: sie wußten, daß die Schlacht da oben begonnen hatte.

Es schien zunächst, als ob Allans Projekt, das die Geschichte zweier Kontinente in neue Geleise lenkte und selbst für diese vorgeschrittene Zeit nicht alltäglich war, nicht den geringsten Eindruck auf die Zuhörerschaft gemacht habe. Manche waren sogar enttäuscht. Es schien ihnen, als hätten sie dann und wann schon gehört von diesem Projekt. Es lag in der Luft wie viele Projekte. Und doch hätte es niemand noch vor fünfzig — wie sagst du? — vor zwanzig Jahren aussprechen können, ohne daß man darüber gelächelt hätte. Es gab hier Leute, die, während sie die Uhr aufzogen, mehr verdienten, als die Mehrzahl der Menschen in einem Monat, es gab hier Leute, die keine Miene verzogen, wenn die ganze Erde morgen wie eine Bombe explodierte. Aber es gab hier keinen einzigen, der erlaubte, daß man ihn langweilte. Und davor hatten sie sich alle am meisten gefürchtet, denn, bei Gott, C. H. Lloyd konnte auch einmal versagen. Es wäre ja möglich gewesen, daß dieser Bursche irgendeine alte Sache auskramte, etwa, daß er die Wüste Sahara bewässern und fruchtbar machen wollte, oder sonst etwas. Dies Projekt hier war wenigstens nicht langweilig. Das war schon sehr viel. Besonders die Einsamen und Schweiger atmeten erleichtert auf.

Allan hatte keineswegs erwartet, sein Auditorium durch seine Idee zu verblüffen, und war mit dem Eindruck, den seine Ankündigung machte, vollkommen zufrieden. Mehr konnte er vorläufig nicht verlangen. Er mußte diese sieben Milliarden zwingen, ihm zuzuhören. Das war seine erste Aufgabe, das und nichts anderes. Und es schien, als ob ihm dies gelungen sei.

Und Allan fuhr ermutigt und sicherer fort.

Der Tunnel sollte hundert Kilometer südlich von New York von der Küste New Jerseys ausgehen, die Bermudas und Azoren und Nordspanien berühren und an der biskayischen Küste Frankreichs emporsteigen. Die beiden ozeanischen Stationen, die Bermudas und Azoren, waren vom technischen Standpunkt aus unentbehrlich. Denn mit ihnen, zusammen mit der amerikanischen und den zwei europäischen, waren acht Angriffsstellen für die Tunnelstollen gegeben. Ferner waren die ozeanischen Stationen für die Rentabilität des Tunnels von größter Bedeutung. Die Bermudas würden den gesamten Personenverkehr und die Post des mexikanischen Beckens, Westindiens, Zentralamerikas und des Panamakanals aufsaugen. Die Azoren den gesam-

ten Verkehr Südamerikas und Afrikas an sich reißen. Die ozeanischen Stationen würden Angelpunkte des Weltverkehrs werden von der Bedeutung New Yorks und Londons. Es war ohne jeden Kommentar einleuchtend, welche Rolle die amerikanische und die europäische Station in Zukunft auf dem Erdball spielen würden! Die einzelnen Regierungen wären gezwungen, ihre Zustimmung zum Tunnelbau zu erteilen, ja, er, Mac Allan, würde sie zwingen, die Papiere des Tunnel-Syndikats an ihren Börsen zuzulassen — wenn anders sie nicht gesonnen waren, ihre Industrien um Tausende von Millionen zu schädigen.

„Der Tunnel der Behringstraße, der vor drei Jahren in Angriff genommen wurde," sagte Allan, „der Dover-Calais-Tunnel, der in diesem Jahr seiner Vollendung entgegengeht, haben zur Genüge bewiesen, daß der Bau submariner Tunnel der modernen Technik keine Schwierigkeiten bereitet. Der Dover-Calais-Tunnel hat eine Länge von rund fünfzig Kilometern. Mein Tunnel hat eine Länge von rund fünftausend Kilometern. Meine Aufgabe besteht demnach lediglich darin, die Arbeit der Engländer und Franzosen zu verhundertfachen, wenn ich auch keineswegs die größeren Schwierigkeiten verkenne. Aber ich brauche es Ihnen nicht erst zu sagen: wo der Mensch von heute eine Maschine aufstellen kann, da ist er zu Hause. Finanziell hängt die Ausführung des Projektes von Ihrer Zustimmung ab. Ihr Geld brauche ich nicht — wie Hobby sagte — denn ich werde den Tunnel mit amerikanischem und europäischem Geld, mit dem Geld der ganzen Welt bauen. Das Projekt technisch in der Zeit von fünfzehn Jahren zu bewältigen, ist allein von meiner Erfindung bedingt, die Sie kennen, dem Allanit, einem Hartstahl, der der Härte des Diamanten nur um einen Grad nachsteht, die Bearbeitung des härtesten Gesteins ermöglicht und es erlaubt, eine unbeschränkte Anzahl von Bohrern in beliebiger Größe äußerst billig herzustellen."

Das Auditorium folgte. Es schien zu schlafen, aber gerade das war ein Zeichen, daß es seine Arbeit aufgenommen hatte. Die meisten der grauen und weißen Scheitel hatten sich gesenkt, nur zwei, drei schweißglänzende Gesichter waren nach oben zum Himmel gerichtet, wo die Sterne wie Scherben glitzerten. All diese Gehirne der dreißig Sklavenhalter, in die Allan seine Ideen und Argumente hineinhämmerte, daß sie wie Keile festsaßen, waren in Schwung gekommen. Das Geld dachte, das Eisen, der Stahl, das Kupfer, das Holz, die Kohle.

Diese Sache Allan war nicht gewöhnlich. Sie verdiente, daß man sie überlegte und erwog. Ein Projekt wie dieses fand man nicht täglich auf der Straße. Und diese Sache Allan war nicht leicht! Es handelte sich hier nicht um zehn Millionen Bushel Weizen oder eine Million Ballen Baumwolle, nicht um zehntausend King-Edward-Mines-Aktien, Australien. Es handelte sich um weit mehr! Für die einen bedeutete die Sache Allan einen Berg von Geld ohne besonderes Risiko, für das Eisen, den Stahl, die Kohle. Ihr Entschluß war kein Kunststück. Für die andern bedeutete sie Geld bei großem Risiko. Aber es hieß Stellung nehmen. Stellung! Denn es handelte sich hier um noch etwas, es handelte sich hier um Lloyd und um keinen andern als Lloyd den Allmächtigen, der wie ein goldenes Gespenst, schaffend und vernichtend, über den Erdball schritt!

Lloyd wußte recht wohl, was er tat, und dieser Allan wurde geschoben und glaubte zu schieben. In den letzten Wochen waren in Wallstreet große Transaktionen in Montanwerten und Papieren der schweren Industrie vor sich gegangen. Nun wußten sie, daß es Lloyd war, der seine Armeen durch Strohmänner hatte verschieben lassen! Es lag auf der Hand, Lloyd, der jetzt in seinem Tresor saß und seine Zigarre rauchte, hatte schon seit Wochen losgeschlagen, und dieser Mac Allan war seine Faust! Immer war Lloyd der erste, immer hatte er die besten Plätze schon besetzt, wenn das allgemeine Rennen kam. Allein noch wäre es ja Zeit, den Vorsprung einigermaßen einzuholen. Man brauchte nur heute abend noch seine Depeschen über die Welt zu jagen, sofort nach dem Meeting. Morgen früh allerdings wäre es schon viel zu spät.

Es galt Stellung zu nehmen . . .

Einzelne, deren Gehirne sich heiß gelaufen hatten, unternahmen den Versuch,

dem Problem dadurch beizukommen, daß sie Allans Person unter die Lupe nahmen. Während sie genau hörten, was Allan über den Bau des Tunnels sagte — wie er die Stollen vortreiben und ausbauen wolle — studierten sie ihren Mann von den Patentlederschuhen an — seine schneeweißen Flanellhosen, seinen Gürtel, sein Hemd, seinen Kragen und seine Binde — bis hinauf zu den soliden Stirnknochen, über die sich sein glatter kupferrot schimmernder Scheitel spannte. Das Gesicht dieses Mannes glänzte im Schweiß wie Bronze, aber es zeigte jetzt, nach einer Stunde, nicht die leiseste Abspannung. Im Gegenteil, es war markanter und wacher geworden. Die Augen dieses Mannes hatten kindlich und gutmütig ausgesehen, als er begann, nun aber, schwimmend in Schweiß, waren sie kühn und klar, stählern und blinkend wie jenes Allanit, das dem Diamant nur um einen Grad an Härte nachstand. Und es war gewiß, daß dieser Mann sich nicht oft so in die Augen blicken ließ!

Sie studierten Allan wie einen Boxer, auf den man setzen will. Der Mann war gut, ohne Zweifel. Man konnte auf ihn verlieren und brauchte sich nicht zu schämen. Es war Lloyds Blick! Sie wußten, daß er mit zwölf Jahren Pferdejunge in einer Kohlengrube war und daß er sich im Laufe von zwanzig Jahren aus einer Tiefe von achthundert Metern unter der Erde bis empor auf den Dachgarten des Atlantic gearbeitet hatte. Das war etwas. Es war auch etwas, dieses Projekt auszuarbeiten, aber das weitaus Schwerere und Bewunderungswürdigere war, daß er es fertig gebracht hatte, dreißig Menschen, für die ein Tag ein Kapital bedeutet, zu einer bestimmten Stunde hierher zu beschwören und sie zu zwingen, ihm bei einer Temperatur von 90 Grad Fahrenheit zuzuhören. Vor ihren Augen schien sich das seltene Schauspiel abzuspielen: einer kam den Glasberg herauf zu ihnen, gesonnen seinen Platz zu beanspruchen und zu verteidigen.

Allan sagte: ‚Zur Verwaltung der Stollen und für den Betrieb brauche ich eine Stromstärke, die etwa jener der gesamten Niagara-Power-Works gleichkommt. Der Niagara ist nicht mehr zu haben, so werde ich mir meinen eigenen Niagara bauen!‘

Und sie erwachten aus ihren Gedanken und sahen Allan ins Gesicht.

Allan las am Schluß die Gutachten der ersten Kapazitäten der Welt vor, Gutachten von Ingenieuren, Geologen, Ozeanographen, Statistikern, Finanzmännern aus New York, Boston, Paris, London, Berlin.

Das größte Interesse erweckte Lloyds Resümee, der die Finanzierung und die Rentabilität des Projektes ausgearbeitet hatte. Allan las es zuletzt, und die dreißig Gehirne arbeiteten nun mit ihrer größten Geschwindigkeit und Präzision.

Die Hitze schien sich auf einmal verdoppelt zu haben. In Schweiß gebadet lagen sie alle in den Sesseln, und das Wasser rann ihnen über die Gesichter. Selbst die Kühlapparate, die hinter den Gebüschen und Sträuchern aufgestellt waren und ununterbrochen kalte, ozongesättigte Luft aushauchten, brachten keine Linderung mehr. Es war wie ein Fieber. Chinesische Boys, in kühles, schneeweißes Leinen gekleidet, glitten lautlos zwischen den Sesseln hindurch und reichten Limonade, Horses-neck, Gin-fizz und Eiswasser. All das half nichts. Die Hitze stieg in Schwaden von der Straße herauf und wälzte sich als dicker Brodem, den man mit den Händen greifen konnte, über den Dachgarten. New York aus Eisenbeton und Asphalt, war wie ein vieltausendzelliger Akkumulator, der die Hitze der letzten Wochen aufgespeichert hatte und sie jetzt ausspie.

Und ununterbrochen gellte, schrie und klingelte die Broadway-Schlucht tief unten. New York, von den Menschen zwischen 3000 Meilen Ozean und 3000 Meilen Kontinent aufgetürmt, dieses kochende New York selbst schien zu fordern, zu beschwören, anzupeitschen zu immer größeren, immer unerhörteren Anstrengungen. New York selbst, das Gehirn Amerikas, schien zu denken, einen Riesengedanken hin und her zu wälzen, zu gebären . . .

In diesem Augenblick hörte Allan auf zu sprechen. Fast mitten im Satze. Allans Rede hatte gar keinen Schluß. Es war eine umgekehrte Rede, deren Steigerung am Anfang lag. Der Schluß kam so unerwartet, daß alle in der gleichen Lage sitzen blieben und ihre Ohren noch arbeiteten, als Allan schon gegangen war,

um sein Projekt der Diskussion zu überlassen.

⌘ ⌘ ⌘

Allan fuhr mit Maud bis zum zehnten Stock hinab, um zu dinieren. Er war vom Schweiß so durchnäßt, daß er sich vollständig umkleiden mußte. Aber selbst danach schlugen augenblicklich wieder die Schweißperlen aus seiner Stirn. Seine Augen waren noch geweitet und blicklos von der ungeheuren Anspannung seiner Kräfte.

Maud trocknete ihm vorsorglich die Stirn und kühlte seine Schläfen mit einer Serviette, die sie in Eiswasser getaucht hatte.

Maud strahlte! Sie zitterte und lachte vor Erregung. Was für ein Abend! Die Versammlung, die Lichtgirlanden, der Dachgarten, das zauberische New York ringsum, nie würde sie diesen Anblick vergessen. Wie sie alle lauschend im Kreise saßen! Sie, die Namen, die sie seit ihrer frühesten Jugend tausendmal gehört hatte, deren bloßer Klang eine Atmosphäre von Reichtum, Macht, Genie, Kühnheit und Skandal erzeugte.

„Ach, welch schreckliche Angst ich doch hatte, Mac!" rief sie aus und umschlang seinen Nacken.

Allan lachte. „Ich hätte lieber zu einer Herde von Teufeln gesprochen als zu diesen Burschen, Maud, das kannst du mir glauben!" entgegnete er.

„Wielange wird es nun dauern, denkst du?"

„Eine Stunde, zwei Stunden. Kann sein, die ganze Nacht."

Maud öffnete überrascht und enttäuscht den Mund.

„Die ganze Nacht —?"

„Kann sein Maud. Auf jeden Fall werden sie uns Zeit lassen, ruhig zu Abend zu essen."

Allan war nun wieder vollkommen ins Gleichgewicht gekommen. Seine Hände zitterten nicht mehr, und in seine Augen war der Blick zurückgekehrt. Er erfüllte seine Anstandspflicht als Gatte und Gentleman und legte Maud das schönste Stück Beef vor, so wie sie es liebte, die schönsten Spargel und Bohnen, und machte sich hierauf selbst ruhig an die Arbeit, während ihm der Schweiß in großen Tropfen auf der Stirn stand. Er fand, daß er außerordentlich hungrig war. Maud dagegen plauderte so eifrig, daß sie kaum zum Essen kam. Sie ließ die ganze Gesellschaft der Geladenen Revue passieren. Sie fand, daß Wittersteiner einen wunderbaren und bedeutenden Kopf habe. Über Kilgallans jugendliches Aussehen wunderte sie sich und John Andrus, den Minenkönig, verglich sie mit einem Nilpferd. C. B. Smith, der Bankier dagegen kam ihr wie ein kleiner, grauer, schlauer Fuchs vor. Und diese alte Hexe Mrs. Brown habe sie in der Tat gemustert als sei sie ein Schulmädchen! Ob es wahr sei, daß diese Mrs. Brown aus purem Geiz nie Licht zu Hause brenne..?

Mitten in der Mahlzeit kam Hobby ins Zimmer. Hobby, der es gewagt hatte und es sich leisten konnte, in Hemdärmeln im Lift des Atlantic herunterzufahren.

Maud sprang sofort erregt auf. „Wie steht es, Hobby?" schrie sie.

Hobby lachte und warf sich in einen Sessel.

„So etwas habe ich noch nicht erlebt!" rief er aus. „Sie liegen sich in den Haaren! Es ist wie in Wallstreet nach den Wahlen! C. B. Smith wollte gehen — nein, das müßt ihr hören! Er will gehen, sagt die Sache sei ihm zu gewagt und steigt in den Lift. Aber sie sind hinter ihm her und ziehen ihn mit aller Gewalt an den Rockschößen wieder aus dem Lift heraus! Keine Lüge! Ye God and little fishes! Kilgallan steht in der Mitte und schwingt die Gutachten, Mac, und schreit wie ein Ausrufer: Dagegen können Sie nicht ankommen, dagegen können Sie nichts sagen!"

„Natürlich Kilgallan!" warf Allan ein. „Er hätte nichts dagegen!" Kilgallan war das Haupt des Stahltrusts.

„Und Mrs. Brown! Es ist nur gut, daß Photographen da sind! Sie sieht aus wie eine Vogelscheuche in Ekstase! Sie ist verrückt geworden, Mac. Sie hat Andrus fast die Augen ausgekratzt. Sie ist außer sich und schreit fortwährend: Allan ist der größte Mann aller Zeiten! Es wäre eine Schande für Amerika, wenn sein Projekt nicht ausgeführt würde!"

„Mrs. Brown?" Maud war starr vor Erstaunen. „Aber sie brennt ja nicht einmal Licht vor lauter Geiz!"

„Trotzdem, Maud!" Hobby brach von neuem in helles Gelächter aus. „Der Teufel kennt die Menschen, Girl! Sie und Kil-

gallan, die zwei werden dich durchsetzen, Mac!“

Von Viertelstunde zu Viertelstunde kam Hobby wieder, um über den Stand von Allans Sache zu berichten.

„Mrs. Brown hat zehn Millionen Dollar gezeichnet, Mac! Es beginnt!“

„Mein Gott!“ schrie Maud mit schriller Stimme und schlug vor Überraschung die Hände zusammen.

Allan schälte eine Birne und wandte sich ruhig an Hobby: „Na, und?“

Hobby aber war zu erregt, um sich setzen zu können. Er lief hin und her, nahm eine Zigarre aus der Tasche und biß die Spitze ab. „Sie zieht also einen Notizblock aus der Tasche,“ begann er, während er mit fliegenden Händen die Zigarre in Brand steckte, „einen Block, den ich nicht mit der Feuerzange anfassen möchte, so schmutzig ist er — und sie zeichnet! Stille! Alles ist erstarrt! Und nun greifen die andern in die Tasche, schreiben, und Kilgallan geht herum und sammelt die Zettel ein. Kein Wort wird mehr gesprochen. Die Photographen arbeiten mit Hochdruck! Mac, deine Sache ist gemacht, ich will nicht zuviel sagen, aber ich glaube, sie ist gemacht!“

Dann ließ sich Hobby lange nicht mehr sehen. Eine ganze Stunde verging.

Maud war still geworden. Sie saß aufgeregt da und lauschte mit Ohren und Augen, ob sich nichts rege. Je länger es dauerte, desto verzagter wurde sie. Allan saß im Sessel und rauchte still und nachdenklich die Pfeife.

Endlich vermochte Maud nicht länger an sich zu halten, und sie fragte ein wenig kleinlaut: „Und wenn sie es nicht annehmen, Mac?“

Allan nahm die Pfeife aus dem Mund, hob den Blick mit einem Lächeln zu Maud und erwiderte ruhig und mit tiefer Stimme: „Dann fahre ich wieder nach Buffalo und fabriziere meinen Stahl!“ Aber mit einem festen, sicheren Nicken des Kopfes fügte er hinzu: „Sie werden es annehmen, Maud!“

In diesem Augenblick klingelte das Telephon. Es war Hobby. „Sofort heraufkommen!“

Als Allan wieder auf dem Dachgarten erschien, kam ihm der Stahltrustmann Kilgallan entgegen und klopfte ihn auf die Schulter.

„You are all right, Mac!“ sagte er.

Allan hatte gesiegt. Er händigte dem rotgekleideten Groom einen Stoß Telegramme ein, und der Groom versank im Lift.

Einige Minuten darauf war der Dachgarten leer. Jeder einzelne ging unverzüglich an seine Arbeit. Hotelbedienstete schafften die Gewächse und Sessel fort, um Platz für Vanderstyffts großen Vogel zu machen.

Vanderstyfft kletterte in die Maschine und schaltete die Lampen ein. Der Propeller surrte, ein Sturmwind fegte die Hotelbediensteten in die Ecke, der Apparat lief ein Dutzend Schritte vorwärts und stieg in die Luft. Und der große weiße Vogel zog den Lichtnebeln New Yorks entgegen und verschwand.

⊠ ⊠ ⊠

Zehn Minuten nach dieser Sitzung spielte der Telegraph nach New Jersey, Frankreich, Spanien, nach den Bermudas und Azoren. Eine Stunde später hatten Allans Agenten für fünfundzwanzig Millionen Dollar Ländereien aufgekauft.

Diese Ländereien befanden sich in der für den Tunnelbau denkbar günstigsten Lage; Allan hatte sie schon vor Jahren ausgewählt. Sie bestanden aus dem schlechtesten und billigsten Boden: Dünen, Heiden, Moräste, kahle Inseln, Riffe, Sandbänke. Der Preis von fünfundzwanzig Millionen Dollar war ein Spottgeld, wenn man bedenkt, daß die Ländereien zusammen das Gebiet eines Herzogtums umfaßten.

Während die Welt noch schlief, flogen Allans Telegramme durch die Kabel und durch die Luft und überrumpelten sämtliche großen Börsen der Welt. Und am Morgen erbebte New York, Chicago, Amerika, Europa, die ganze Welt bei dem Wort: Atlantic-Tunnel-Syndikat.

Die Zeitungspaläste waren die ganze Nacht tageshell erleuchtet. Die Rotationsmaschinen der Druckereien arbeiteten mit ihrer größten Geschwindigkeit. Herald, Sun, World, Journal, Telegraph, all die in New York erscheinenden englischen, deutschen, französischen, italienischen, spanischen, jiddischen, russischen Zeitungen hatten erhöhte Auflagen gedruckt, und Millionen von Zeitungsblättern gingen mit

dem erwachenden Tag über New York nieder. In den sausenden Aufzügen, auf den rollenden Trottoirs und kletternden Treppen der Hochbahnstationen, auf den Perrons der Untergrundbahnen, wo sich der allmorgendliche Kampf um einen Platz in den vollgestopften Wagen abspielte, auf den Hunderten von Ferrybooten und in den Tausenden von elektrischen Cars — von der Battery angefangen bis hinauf zur zweihundertsten Straße wurden förmliche Schlachten um die nassen Zeitungen geschlagen. In allen Straßen stiegen Fontänen von Extrablättern über Menschenknäuel und ausgestreckte Hände empor.

Die Nachricht war sensationell, unerhört, kaum faßbar, kühn!

Mac Allan! — Wer war er, was hatte er getan, woher kam er? Hatte jemand schon von ihm gehört? Wer war der Bursche, der über Nacht vor die Front der unbekannten Millionen trat?

Einerlei, wer er war! Er hatte es fertig gebracht, das Tag um Tag gleichmäßig dahinsausende New York aus den Geleisen zu werfen.

Die Augen saugten sich fest an den Ansichten hervorragender Persönlichkeiten, die ihre Meinung über den Tunnel im Telegrammstil veröffentlichten:

C. H. Lloyd: „Europa wird eine Vorstadt Amerikas werden."

Der Tabakmann H. F. Herbst: „Du kannst einen Waggon Waren von New Orleans nach St. Petersburg schicken, ohne umladen zu müssen."

Verkehrsminister de la Forest: „Der Tunnel bedeutet für jeden Geschäftsmann ein geschenktes Lebensjahr an ersparter Zeit."

Man verlangte ausführliche Nachrichten und man hatte ein Recht, sie zu verlangen. Vor den Zeitungspalästen stauten sich die Menschen, so daß die Führer der elektrischen Wagen mit den Stiefeln auf den Glockenknopf hämmern mußten, um ihre Trains durchschieben zu können. Stundenlang waren die Augen einer dichtgedrängten Menschenmasse auf die Projektionsfläche im zweiten Stock des „Herald-Buildings" gerichtet, obgleich seit Stunden die gleichen Bilder erschienen: Mac Allan, Hobby, die Gesellschaft auf dem Dachgarten.

„Sieben Milliarden sind vertreten!! — Mac Allan verkündet sein Projekt. — (Kinematographisch) Mrs. Brown zeichnet 10 Millionen. — (Kinematographisch) C. H. Smith wird aus dem Lift gezerrt."

Plötzlich — gegen elf Uhr — stockt die Serie. Etwas Neues?! Alle Gesichter sind nach oben gerichtet.

Ein Porträt: „Mr. Hunter, Broker, 87. Straße 212 East, buchte soeben sein Billett für die erste Fahrt New York — Europa."

Die Menge lacht, schwingt die Hüte, schreit!

Die Telephonämter waren überarbeitet, die Telegraphen und Kabel konnten die Arbeit nicht mehr bewältigen. Es galt seine Stellung einzunehmen, so rasch, so günstig wie möglich! Eine Riesenkampagne stand bevor, eine Völkerschlacht des Kapitals, bei der man niedergetreten wurde, wenn man sich umsah. Wer würde das Riesenunternehmen finanzieren? Wie würde es geschehen? Lloyd? Wer sagt Lloyd? Wittersteiner? Wer wußte etwas? Wer war dieses Tunnelsyndikat, wo war es, wo konnte man es packen? He? Wer war dieser Teufel Mac Allan, der für fünfundzwanzig Millionen Ländereien über Nacht aufkaufte, deren Bodenwert sich verdreifachen, verfünffachen, — wie sagst du? — verzwanzigfachen mußte?

Am erregtesten ging es in den vornehmen Geschäftsräumen der großen transatlantischen Schiffahrtskompanien zu. Mac Allan war der Mörder des transatlantischen Passagierverkehrs! Sobald sein Tunnel fertig war — und es war ja recht wohl möglich, daß er eines Tages fertig sein würde! — konnte man die viermalhunderttausend Tonnen, die man schwimmen hatte, einschmelzen lassen. Man konnte in Luxusschiffen Reisende zu Zwischendeckpreisen befördern, man konnte die Kähne in schwimmende Sanatorien für Lungenkranke umbauen oder sie nach Afrika zu den Schwarzen schicken. Innerhalb von zwei Stunden hatte sich ein Anti-Tunnel-Trust zusammentelephoniert und -telegraphiert, der eine Interpellation an die verschiedenen Regierungen entwarf.

Von New York aus verbreitete sich die Erregung über Chicago, Buffalo, Pittsburg, St. Louis, San Franzisko, während das Tunnelfieber drüben in Europa London, Paris, Berlin zu ergreifen begann.

New York flimmerte und glitzerte in der Mittagshitze, und als sich die Leute wieder auf die Straße wagten, donnerten ihnen von allen Straßenecken riesenhafte Plakate entgegen: „Achtzigtausend Arbeiter gesucht!“

Endlich erfuhr man nun auch den Sitz des Syndikats: Broadway, Wallstreet. Hier stand ein blendendweißes, halbfertiges Turmgebäude, dessen zweiunddreißig Etagen noch von Handwerkern wimmelten.

Schon eine halbe Stunde, nachdem das Riesenplakat New York überschwemmt hatte, drängten sich auf den mit kalkbespritzten Brettern belegten Granitstufen des Syndikatsgebäudes Scharen von Arbeitsuchenden zusammen, und das ganze Heer der Arbeitslosen, das zu jeder Zeit gegen Dreißigtausend beträgt, machte sich durch hundert Straßen auf den Weg nach Downtown.

In den Parterreräumen, wo noch Leitern, Böcke und Farbkübel herumstanden, stießen sie auf Allans Agenten — kalte, erfahrene Burschen mit dem raschen Blick von Sklavenhändlern. Sie sahen durch die Kleider hindurch das Knochengerüst ihres Mannes, seine Muskeln und Sehnen. An der Stellung der Schultern, an der Beuge der Arme erkannten sie seine Kraft, und eine Pose war vor ihren Augen sinnlos. Sie warfen einen Blick in den Mund, die Augen, auf die Hände. Was grau war und schwächlich, was die mörderische Arbeit New Yorks schon ausgesogen hatte, das ließen sie liegen.

⌘ ⌘ ⌘

Noch am gleichen Tage erschienen auf allen fünf Stationen, an der französischen, spanischen und amerikanischen Küste, auf den Inseln Bermuda und San Jorgo (Azoren) Trupps von Männern. Sie kamen in Wagen und Mietsautomobilen an, die sich langsam den Weg durchs Gelände suchten, in Sümpfe einsanken und über Dünen humpelten.

Bei einer besonderen Stelle, die sich nicht im geringsten von der Umgebung unterschied, kletterten sie von den Sitzen herab. Sie schnallten Nivellierapparate, Meßinstrumente, Bündel von Markierungsstäben vom Wagen und machten sich an die Arbeit. In der Heide tauchten einige Wagen auf, beladen mit Balken, Brettern, Dachpappen und Geräten, so wie man sie in jedem Dorf und jeder kleinen Stadt kaufen kann. Diese Wagen schienen ganz zufällig hierhergekommen zu sein und nicht das geringste mit den Geometern und Ingenieuren, die nicht einmal aufsahen, zu tun zu haben. Sie hielten. Balken und Bretter prasselten auf die Erde. Spaten blitzten in der heißen Sonne, die Sägen kreischten, Hammerschläge dröhnten.

Dann kam ein Auto angeholpert, und ein Mann stieg aus und schrie und gestikulierte. Der Mann nahm ein Bündel Meßstangen unter den Arm und stapfte zu den Geometern herüber. Er war schmal und hellblond, es war Hobby, der Chef der amerikanischen Station.

Hobby schrie Hallo, lachte, wischte sich den Schweiß ab — er war wie in Schweiß gebadet — und rief:

„In einer Stunde kommt ein Koch! Wilson schafft wie ein Wilder in Toms River.“ Hobby steckte zwei Finger in den Mund und pfiff.

Von den Wagen herüber kamen vier Männer mit Meßstangen auf den Schultern.

Dann verschwand er in seinem Auto, um nach den Arbeitern in Lakehurst zu sehen, die mit dem Bau einer provisorischen Telephonlinie beschäftigt waren. Er schrie und schimpfte und fuhr weiter, am Bahnkörper Lakehurst-Lakewood entlang, der das Gelände des Syndikats durchschnitt. Mitten auf der Strecke in einer Viehweide, auf der Kühe und Ochsen umherstanden, hielt ein qualmender Güterzug mit zwei Lokomotiven und fünfzig Waggons. Hinter ihm her kam in langsamem Tempo ein Zug mit fünfhundert Arbeitern gefahren. Es war fünf Uhr. Diese fünfhundert Arbeiter waren bis zwei Uhr mittags angeworben worden und hatten um drei Uhr Hoboken verlassen. Sie waren alle heiter, gutgelaunt, aus dem kochenden New York heraus zu sein und eine neue, unbekannte Beschäftigung zu haben.

Sie stürzten sich auf die fünfzig Waggons und warfen Bretter, Wellbleche, Dachpappen, Kochherde, Proviant, Zelte, Decken, Kisten, Säcke, Ballen auf die Viehweide. Hobby fühlte sich wohl. Er schrie, pfiff, kletterte rasch wie ein Affe über die Waggons und Bretterhaufen und heulte seine

Befehle. Eine Stunde später waren die Feldküchen eingerichtet und die Köche an der Arbeit. Zweihundert Arbeiter waren beschäftigt, in aller Eile Baracken zusammenzuschlagen für die Nacht, während die übrigen noch ausluden.

Als es dunkel wurde, empfahl Hobby seinen „boys" zu beten und sich aufs Ohr zu legen, so gut es ging.

Er fuhr zurück zu den Geometern und Ingenieuren und telephonierte seinen Rapport nach New York.

Um vier Uhr morgens trafen hundert Waggons Material ein. Um ein halb fünf tausend Arbeiter, die die Nacht im Zug geschlafen hatten und hungrig und erschöpft aussahen.

Hobby war pünktlich zur Stelle. Die Arbeit machte ihm Vergnügen, und obwohl er nur wenige Stunden geschlafen hatte, befand er sich in der besten Laune, die ihm sofort die Sympathie seines Arbeiterheeres gewann. Er hatte sich ein Pferd zugelegt, einen grauen Schimmel, auf dem er den ganzen Tag unermüdlich hin und her galoppierte.

Neben der Bahnstrecke häuften sich ganze Berge von Material an. Um acht Uhr traf ein Zug von zwanzig Waggons ein, der nur Schwellen, Schienen, Karren, zwei zierliche Lokomotiven für eine Schmalspurbahn enthielt. Und um neun Uhr kam der zweite. Hobby fluchte das Blaue vom Himmel herunter.

Ingenieure und Techniker kamen gleichzeitig mit, und Hobby warf tausend Mann auf den Bau des schmalen Bahnkörpers, der drei Kilometer weit zur Baustelle führen sollte. Am Abend traf ein Zug mit zweitausend eisernen Feldbetten und Schlafdecken ein. Hoppy wetterte ins Telephon und bat um mehr Arbeiter, und Allan sagte ihm zweitausend Mann für den nächsten Tag zu.

In der Tat trafen beim Morgengrauen zweitausend Mann ein. Und hinter ihnen her schleppten sich endlose Züge mit Material. Hobby geriet außer sich. Allan begrub ihn buchstäblich! Aber dann faßte er sich und wurde ganz ruhig: er erkannte Allans Tempo! Und er respektierte es, obwohl es ihm den Atem benahm, und verdoppelte seine Anstrengungen.

Am dritten Tage hatte die Feldbahn, auf der gerade ein Zug fahren konnte, ohne umzustürzen, die Baustelle erreicht, und am Abend des dritten Tages noch pfiff eine kleine Feldlokomotive, die mit lautem Hurra begrüßt wurde, mitten im Camp. Sie schleppte endlose Karren voller Bretter, Balken und Wellblech herbei, und zweitausend Arbeiter waren in fieberhafter Hast beschäftigt, Baracken, Feldküchen, Schuppen anzulegen. Aber in der Nacht kam ein Gewittersturm und fegte die ganze Stadt Hobbys durcheinander.

Hobby hatte für diesen Scherz nur ein Lachen. Er bat Allan um vierundzwanzig Stunden Frist, aber Allan kannte keine Nachsicht und sandte einen Materialzug nach dem andern.

An diesem Tag kam Allan selbst abends um sieben Uhr im Auto mit Maud heraus. Und Allan fuhr umher, wetterte und fluchte und nannte alles eine Bummelei und sagte, das Syndikat bezahle und verlange angestrengteste Arbeit, und fuhr wieder ab und hinterließ ein Kielwasser von Staunen und Respekt.

Nun wollte Hobby zeigen, was er zu leisten vermochte, und fuhr wie ein Teufel dazwischen. Das Allansche Tempo hatte ihn ergriffen! Ein Arbeiterbataillon war mit dem Bau eines Bahndammes nach Lakewood beschäftigt; für reguläre Züge; eine rostrote Staubwolke zeigte den Weg seiner Arbeit. Ein zweites stürzte sich auf die ankommenden Materialzüge, um in gepeitschtem Tempo die Güter abzuladen und aufzustapeln, Schwellen, Schienen, Telegraphenstangen. Ein drittes wühlte und schaufelte beim Schacht; ein viertes zimmerte die Baracken.

Hobby, auf seinem Grauschimmel, war überall. Die Arbeiter nannten ihn Jolly Hobby, wie sie Allan Mac getauft hatten und Harrimann, den Chefingenieur — ein stiernackiger düsterer Mann, der sein ganzes Leben auf den Baustellen aller Kontinente verbracht hatte — einfach Bull.

Drei Tage nach dem ersten Spatenstich war die Tunnelstadt ein Minen-Camp gewesen, dann ein Feldlager und eine Woche später eine ungeheure Barackenstadt, in der zehntausend Menschen kampierten, mit Schlachthäusern, Molkereien, Bäckereien, Basaren, Bars, Post, Telegraph, einem

Hospital und einem Friedhof. Abseits von ihr stand schon eine ganze Straße fertiger Häuser — Edisonsche Patenthäuser, die an Ort und Stelle gegossen wurden und innerhalb von zwei Tagen fix und fertig waren. Die ganze Stadt war dick mit Staub bedeckt, so daß sie fast weiß erschien; die wenigen Grasbüschel und die vereinzelten Büsche waren zu Zementhaufen geworden. Die Straßen waren Eisenbahnschienen und Schwellen, und die flachen Baracken versanken in einem Wald von Telegraphenstangen und Kabelmasten.

Acht Tage später erschien inmitten der Barackenstadt ein schwarzes, heulendes und gellendes Gespenst, ein von den Menschen dressierter Dämon: eine riesige amerikanische Güterzugmaschine auf hohen roten Rädern, die einen endlosen Zug von Waggons nachschleppte. Sie stand fauchend in dem Trümmerfeld, stieß eine schwarze, riesige Rauchwolke in die grelle Sonne empor und stand und sah um sich. Alle blickten auf sie und schrien und heulten begeistert: es war Amerika, das in die Tunnelstadt gekommen war!

Am andern Tag waren es Rudel und eine Woche später waren es Schwärme dieser schwarzen rauchenden Dämonen, die die Luft mit der bebenden Ausdünstung ihrer Leiber erschütterten, ihre Saurierknochen schwangen und aus Kiefern und Nasenschlund Dampf und Rauch stießen. Die Barackenstadt sah aus, als ginge sie in Qualm auf. Oft war der Qualm so dick, daß sich in der verdunkelten Atmosphäre elektrische Entladungen vollzogen und bei schönstem Wetter ein Donnern über die Tunnelstadt hinrollte. Und ununterbrochen schossen Hunderte von kleinen Feldlokomotiven hin und her. Die Stadt tobte und schrie, sie pfiff, schoß, donnerte. Tag und Nacht gellten die Glocken der Lokomotiven wie die Glocken von Feuerlöschzügen.

Aus der Mitte dieser tobenden, rauchenden, weißen Schuttstadt aber stieg eine ungeheure Staubsäule empor, Tag und Nacht. Diese Staubsäule bildete Wolkenformationen, ähnlich jenen, die man bei Vulkanausbrüchen beobachtet: pilzförmig, von den oberen Luftschichten zusammengedrückt, und Fetzen von Staubwolken zogen von ihr aus mit den Luftströmungen. Es kam ganz auf den Wind an. Aber die Dampfer haben diesen Staub auf dem Meere beobachtet als eine Kilometer umfassende kalkweiße Insel, und zuweilen siebte der Tunnelstaub über New York herab wie ein feiner Aschenregen.

Die Baustelle war hier zweihundert Meter breit und zog sich fünf Kilometer schnurgerade ins Land hinein. Sie wurde in Terrassen abgebaut, die tiefer und tiefer stiegen. Am Eingang der Tunnelstollen sollte die Sohle der Terrasse schon zweihundert Meter unter dem Meeres spiegel liegen.

Heute eine sandige Heidefläche mit einer Heerschar von buntfarbigen Pflöcken, morgen ein Sandbett, übermorgen eine Kiesgrube, ein Steinbruch, ein ungeheurer Kessel aus Konglomeraten, Sandsteinen, Tonen und Kalk, und zuletzt eine Schlucht, in der es wimmelte wie von Maden.

Das waren die Menschen, winzig von oben gesehen, weiß und grau vom Staub, graue Gesichter, Staub in Haaren und Wimpern und einen Brei von Staubmasse zwischen den Lippen. Zwanzigtausend Menschen stürzten sich Tag und Nacht in diese Baugrube hinein. Wie ein See glitzert, so glitzerten da drunten die Pickel und Schaufeln. Die Bagger wühlen, die Paternosterwerke spielen und rasseln unaufhörlich, Krane schwingen sich, Karren laufen durch die Luft, und die Pumpen drücken Tag und Nacht einen Strom von schmutzigem Wasser durch mannsdicke Röhren empor.

Hunderte von winzigen Lokomotiven schießen unter den Baggern dahin, schleppen sich zwischen Geröll und über Sandhaufen. Aber sobald sie das freie Land und solide Schienen erreicht haben, fliegen sie wild pfeifend und mit gellenden Glockensignalen zwischen den Baracken dahin nach den Baustellen, wo man Sand und Steine braucht. Hier haben die Züge Berge von Zementsäcken angefahren, und Arbeiterscharen sind beschäftigt, große Kasernenbauten zu errichten, die sechzigtausend Arbeiter beherbergen sollen und zum Winter unter Dach sein müssen.

Fünf Kilometer vom Schacht entfernt aber — wo die Trasse sich in sanftem Winkel zu neigen beginnt — stehen in einer Wolke von Öl, Hitze und Rauch vier

finstere Maschinen auf funkelnagelneuen Schienen und warten und qualmen.

Vor ihren Rädern blitzen Schaufeln und Picken. Schwitzende Scharen heben den Boden aus und füllen ihn auf mit Steinblöcken und Schottersteinen, die aus Kippwagen die Böschung herunterpoltern. In die Steine betten sie Schwellen, die noch kleben vom Teer, und wenn sie eine Leiter von Schwellen gelegt haben, so schrauben sie die Schienen darauf fest. Und wenn sie fünfzig Meter Schienen gelegt haben, so pusten und zischen die vier schwarzen Maschinen und bewegen die Stahlgelenke, drei-, viermal, und schon sind sie wieder bei den blitzenden Schaufeln und Picken angelangt.

So wandern die vier schwarzen Ungeheuer jeden Tag vorwärts, und eines Tages stehen sie tief zwischen hohen Geröllbergen, und eines Tages stehen sie tief unter den Terrassen in einer Schlucht von steilen Betonwänden und starren mit ihren Kyklopenaugen auf die Felswand vor ihnen, wo im Abstand von zwanzig Schritten zwei große Bogen angeschlagen sind — die Mündung des Tunnels.

⌘ ⌘ ⌘

Wie in der Tunnelstadt auf amerikanischem Boden, so fraßen sich Armeen schweißtriefender Menschen in Frankreich, Finisterre und auf den ozeanischen Stationen in die Erde hinein. Tag und Nacht stiegen an diesen vier Punkten des Erdballs fünf ungeheure Rauch- und Staubsäulen empor. Das hunderttausendköpfige Arbeiterheer rekrutierte sich aus Amerikanern, Franzosen, Engländern, Deutschen, Italienern, Spaniern, Portugiesen, Mulatten, Negern, Chinesen. Alle lebenden Idiome schwirrten durcheinander.

Die Bataillone der Ingenieure bestanden zum größten Teil aus Amerikanern, Engländern, Franzosen und Deutschen. Bald aber strömten Scharen von Volontären aller technischen Hochschulen der Welt herbei, Japaner, Chinesen, Skandinavier, Russen, Polen, Spanier, Italiener.

An verschiedenen Punkten der französischen, spanischen und amerikanischen Küste, der Bermudas und der Azoren erschienen Allans Ingenieure und Arbeiterhorden und begannen wie an den Hauptbaustellen zu wühlen. Ihre Aufgabe war es, die Kraftwerke zu bauen, Allans „Niagara", dessen Gewalt er brauchte, um seine Züge von Amerika nach Europa zu jagen, die ungeheuren Stollen zu beleuchten und zu belüften. Nach dem verbesserten System der Deutschen Schlick und Lippmann ließ Allan gewaltige Reservoire anlegen, in die das Meer zur Zeit der Flut strömte, um von da in niedriger gelegene Bassins zu donnern, niederschießend die Turbinen zu drehen, die aus den Dynamos den Strom schlugen, und bei Ebbe ins Meer zurückzukehren.

Die Eisenhütten und Walzwerke von Pennsylvania, Ohio, Oklahoma, Kentucky, Colorado, von Northumberland, Durham, Südwales, Schweden, Westfalen, Lothringen, Belgien, Frankreich buchten Allans ungeheure Bestellungen. Die Kohlenzechen beschleunigten die Förderung, um den erhöhten Kohlenbedarf für Transport und Hochöfen zu decken. Kupfer, Stahl, Zement erlebten eine unerhörte Hausse. Die großen Maschinenfabriken Amerikas und Europas arbeiteten mit Überschichten. In Schweden, Rußland, Ungarn und Kanada wurden Wälder niedergemäht.

Eine Flotte von Frachtdampfern und Segelschiffen war ständig zwischen Frankreich, England, Deutschland, Portugal, Italien und den Azoren, zwischen Amerika und den Bermudas unterwegs, um Material und Arbeitskräfte nach den Baustellen zu schaffen.

Vier Dampfer des Syndikats, mit den ersten Kapazitäten (zumeist Deutschen und Franzosen) an Bord, schwammen auf dem Ozean, um die Maße und Lotungen der der nach den bekannten ozeanographischen Messungen projektierten Tunnelkurve auf einer Breite von dreißig Seemeilen zu kontrollieren und nachzuprüfen.

Von all den Stationen, Arbeitsstellen, Dampfern, Industriezentren aus aber liefen Tag und Nacht Fäden nach dem Tunnel-Syndikat-Building, Ecke Broadway-Wallstreet, und von hier aus in eine einzige Hand — Allans Hand.

In wenigen Wochen angestrengtester Arbeit hatte er die große Maschine in Schwung gebracht. Sein Werk fing an die Welt zu umspannen. Sein Name, dieser

vor kurzem noch ganz unbekannte Name, leuchtete wie ein Meteor über den Menschen.

Tausende von Journalen beschäftigten sich mit seiner Person, und nach geraumer Zeit gab es keinen Zeitungsleser in der Welt mehr, der nicht ganz genau Allans Lebensgeschichte kannte.

Diese Geschichte war aber keineswegs alltäglich: Von seinem zehnten bis dreizehnten Jahr gehörte Allan zur Armee der unbekannten Millionen, die ihr Leben unter der Erde verbringen und an die niemand denkt.

Er war in den westlichen Kohlenbezirken geboren, und der erste Eindruck, der in seinem Gedächtnis haften geblieben war, war Feuer. Dieses Feuer stand nachts an verschiedenen Punkten am Himmel, wie feurige Köpfe auf dicken Leibern, die ihn schrecken wollten. Am Tag kam es aus Öfen gegenüber heraus in der Gestalt glühender Gebirge, auf die glühende Männer von allen Seiten Wasserstrahlen richteten, so daß man endlich nichts mehr sah als weißen Dampf.

Die Luft war voll von Rauch und Qualm, dem Geschrei von Fabrikpfeifen, es regnete Ruß, und zuweilen brannte nachts der ganze Himmel lichterloh.

Die Menschen erschienen immer in Trupps zwischen den geschwärzten Backsteinhäusern der Straßen, sie kamen in Trupps, sie gingen in Trupps, sie waren immer schwarz und selbst am Sonntag hatten sie Kohle in den Augen. In allen ihren Gesprächen kehrte stets das eine Wort wieder: Uncle Tom.

Vater und Fred, der Bruder, arbeiteten in Uncle Tom, wie alle Welt ringsum.

In seinem zehnten Jahr bekam Mac von Vater einen dicken Anzug aus gelbem Tuch, eine wollene Halsbinde, und an diesem Tage fuhr er zum erstenmal ein — dahin, wo die Kohle herkam.

Die eisernen Schranken klirrten, die Glocke schlug an, der Korb stürzte ab. Zuerst langsam, und dann rasend rasch, so schnell, daß Mac glaubte, der Boden, auf dem er saß, breche durch. Es wurde ihm einen Augenblick schwarz vor den Augen, sein Magen schnürte sich zusammen — dann aber hatte er sich zurechtgefunden. Mit einem gellenden Lärm sauste der eiserne Korb achthundert Meter tief hinab. Er schlug schwankend gegen die Führungsschienen, daß es klirrte und krachte, als springe er in Stücke. Das Wasser klatschte auf sie herab, die triefende schwarze Bretterverschalung des Schachtes flog im Schein ihrer Grubenlampen an den offenen Türen des Korbes in die Höhe.

Plötzlich hielt der Korb, und sie waren auf Sohle 8, und es war auf einmal ganz still. Ein paar bis zur Unkenntlichkeit geschwärzte halbnackte Gestalten empfingen sie.

„Du bringst uns deinen Jungen, Allan?"

„Yep!"

Mac befand sich in einem heißen Tunnel, der, beim Schacht schwach erleuchtet, sich rasch in Finsternis verlor. Nach einer Weile schimmerte in der Ferne eine Lampe, ein Schimmel erschien, Jay, der Pferdejunge — den Mac schon lange kannte — an der Seite, und hinterher rasselten zwanzig eiserne Hunde voller Kohlen.

Jay grinste. „Hallo! Da ist er ja!" schrie er. „Mac, ich habe gestern noch drei drinks im Pokerautomaten gewonnen. — Hej, hej, stop Boney!"

Diesem Jay wurde Mac beigegeben, und einen ganzen Monat lang stapfte er wie ein Schatten an Jays Seite, bis er angelernt war. Dann verschwand Jay, und Mac besorgte die Arbeit allein.

Er war auf Sohle 8 zu Hause und dachte gar nicht daran, daß ein Junge von zehn Jahren etwas anderes sein könne als ein Ponyboy. Anfangs hatte ihn die Finsternis und mehr noch die unheimliche Stille hier unten bedrückt. Ja, was für ein Tor war er doch gewesen, zu glauben, daß es hier unten von allen Seiten picken und klopfen würde! Es war im Gegenteil totenstill, wie in einer Gruft, aber man konnte pfeifen, verstehst du? Nur beim Schacht, wo der Korb lief und ein paar Leute die Hunde einschoben und herauszogen, bei den Flözen, wo die Hauer, zumeist unsichtbar für Mac, eingeklemmt zwischen dem Gestein hingen und die Kohle schlugen, war ein wenig Lärm.

Eine Stelle aber gab es auf Sohle 8, wo ein furchtbarer Lärm war. Dort arbeiteten die Bohrer. Zwei Männer, die längst taub sein mußten, preßten die pneumatisch betriebenen Bohrer mit den Schul-

tern gegen den Felsen, und hier war kein Wort zu verstehen.

Auf Sohle 8 arbeiteten einhundertundachtzig Menschen — und doch sah Mac selten jemand. Zuweilen einen Steiger, den Schießmeister, das war alles. Es war stets ein Ereignis, wenn irgendein Lämpchen im finsteren Stollen auftauchte und ein einsamer Wanderer angestapft kam. Seine ganze Schicht lang fuhr Mac in diesen öden, schwarzen, niedern Gängen hin und her.

Nach der Schicht fuhr er aus mit den Kameraden im aufwärtsschießenden, klirrenden Korb, aus und wieder ein, ohne sich dabei etwas zu denken, genau wie ein Clerk den Lift nimmt, um in seine Office und von der Office auf die Straße zu kommen.

Da drunten auf Sohle 8 machte Mac die Bekanntschaft von Napoleon Bonaparte, gekürzt Boney. So hieß sein Schimmel. Boney hatte Jahre da unten in der Dunkelheit zugebracht und war halb blind. Sein Rücken war gebogen und der Kopf bis zum Boden gesenkt, von dem ewigen Bücken in den niedrigen Stollen. Boney hatte sich in den Pfützen zwischen den engen Schienen die Hufe breitgetreten, so daß sie wie Kuchen waren. Er war aus den besten Jahren heraus, und die Haare gingen ihm aus. Um die Augen und die Nüstern hatte er fleischrote Ringe, die nicht hübsch aussahen. Dabei aber ging es Boney prächtig, er war dick und fett und phlegmatisch geworden. Er ging stets im gleichen Trott. Sein Gehirn hatte sich auf diesen Trott eingestellt, und er konnte jetzt nicht mehr anders. Mac konnte ihn schlagen — da tat dann Boney, der alte Schwindler, als werde er eifriger, er zeigte seinen Willen, nickte rascher mit dem Kopf, klatschte nachdrücklicher in den Schmutz — aber er ging nicht rascher.

Mac behandelte ihn nicht besonders zärtlich. Wenn er Boney zur Seite haben wollte, so rannte er ihm den Ellbogen in den Wanst; anders tat es Boney nicht, denn obwohl er sah, daß er Platz machen sollte, und die Ohren spitzte, ließ er es erst zu den Rippenstößen kommen. Wenn Boney einschlief, was häufig vorkam, so schlug ihn Mac mit der Faust auf die Nase — denn Mac mußte fördern und flog hinaus, wenn er seine Karren nicht bewältigte. Er konnte keine Rücksicht nehmen. Trotz alledem waren sie gute Freunde. Zuweilen — wenn Mac sein Repertoir abgepfiffen hatte — klopfte er Boney auf den Hals und plauderte mit ihm: „He, old Boney, how are you to-day, old fellow? All right, are you?“ —

Mac hat Boney geliebt, ohne Zweifel. Noch heute spricht er zuweilen von ihm. Er hat ein außergewöhnliches Interesse für alte krummrückige, fette Schimmel, und manchmal bleibt er stehen und klopft den Hals eines Schimmels und sagt: „So sah Boney aus, Maud, siehst du, genau so!“

— — — — — — — — — — — —

Mac war fast drei Jahre auf Sohle 8 und hatte den halben Erdumfang in den Stollen von Uncle Tom zurückgelegt, als die Grubenkatastrophe eintrat, an die sich heute noch jedermann erinnert. Sie kostete zweihundertundzweiundsiebzig Menschen das Leben, aber sie sollte Macs Glück werden.

In der dritten Nacht nach Pfingsten, um drei Uhr morgens, ereignete sich eine Explosion schlagender Wetter in den zwei untersten Sohlen von Uncle Tom.

Mac brachte seinen Zug leerer Hunde zurück und pfiff einen Gassenhauer, den gegenwärtig der Phonograph in Johnsons „Saloon“ jeden Abend brüllte. Plötzlich hörte er durch das Gerassel der eisernen Hunde hindurch ein fernes Donnern und blickte sich ganz mechanisch um, immer noch pfeifend: da sah er, wie die Stempel und Balken wie Streichhölzer knickten und der Berg hereinbrach. Er riß Boney mit aller Gewalt am Halfter und gellte ihm in die Ohren: „Hej, hej! Git up — giit up!“ Boney, der erschrak und die Blöcke hinter sich krachen hörte, versuchte einen Galopp, old Bonaparte streckte seinen plumpen Leib, daß er ganz flach lag, warf die Beine hinaus zu einem verzweifelten finish — dann verschwand er unter dem stürzenden Gestein. Mac lief wie besessen, denn der Berg kam hinter ihm her. Es galt! Aber zu seinem Entsetzen sah er, daß die Stempel und Balken vor ihm ebenfalls knackten und sich die Decke senkte. Da drehte er sich ein paarmal im Kreise, wie ein Kreisel, die Hände an den Schläfen

und stürzte in einen Querschlag. Der Stollen brach donnernd zusammen, der Querschlag krachte, und gehetzt vom stürzenden Gestein flog Mac dahin, rasend und flink. Aber überall stürzten die Blöcke, kam krachend die Kohle aus dem Berg hervor, und endlich lief Mac nur noch im Kreise, die Hände am Kopf und schrie! Der Berg rollte von allen Seiten näher — und plötzlich stand er still.

Mac zitterte an allen Gliedern und war ganz ohne Kraft. Er sah, daß er in den Pferdestall gelaufen war, was Boney ebenfalls getan haben würde, wenn ihn der Berg nicht erfaßt hätte. Er mußte sich setzen, da ihn die Knie nicht mehr trugen, und da saß er nun, betäubt vom Schrecken und dachte eine Stunde lang gar nichts. Endlich beschäftigte er sich mit seiner Lampe, die ganz winzig brannte, und leuchtete die Umgebung ab; er war vollkommen eingeschlossen von Geröll und Kohle. Er versuchte zu denken, wie es gekommen war, aber es fiel ihm gar nichts ein.

So saß er lange Stunden. Er weinte aus Verzweiflung und Verlassenheit, dann raffte er sich zusammen. Er nahm ein Stück Kaugummi, und seine Lebensgeister kehrten zurück.

Es war eine Schlagwetter- oder Kohlenstaubexplosion, das stand fest. Boney hatte der Berg erschlagen — und ihn, nun ihn würden sie wohl herausgraben!

Mac saß neben seiner kleinen Lampe am Boden und begann zu warten. Er wartete ein paar Stunden, dann überschlich ihn eine eisige, kalte Angst, und er fuhr erschrocken auf. Er nahm die Lampe und ging in die Stollen, links und rechts hinein und leuchtete das Geröll ab, ob kein Weg offen sei. Nein! Es blieb also nichts übrig, als zu warten. Er untersuchte die Futterkiste, setzte sich auf den Boden, und ließ die Gedanken in seinem Kopfe tun, was sie wollten. Er dachte an Boney, an Vater und Fred, die mit ihm eingefahren waren, an Johnsons Bar. An das Lied des Phonographen. An den Pokerspielapparat in Johnsons Bar. Und in Gedanken spielte er eine unendliche Serie von Spielen: er warf seine fünf Cent ein, drehte die Kurbel, ließ los — und merkwürdig, immer gewann er: full house, royal flush, pair . . .

Schließlich legte er sich auf das Stroh, und mit einem jämmerlichen Gefühl der größten Hoffnungslosigkeit schlief er ein.

Er erwachte (wie er glaubte nach einigen Stunden) infolge von Nässe; die Lampe war ausgegangen, und er plätscherte mit den Füßen in Wasser, als er einen Schritt machte. Er war hungrig, nahm eine Handvoll Hafer und begann zu kauen. Er setzte sich auf Boneys Barre, zusammengekauert, in die Dunkelheit blinzelnd, und kaute Korn um Korn. Dabei lauschte er, aber er hörte weder Klopfen, noch Stimmen, nur das Rieseln und Tröpfeln von Wasser.

Die Dunkelheit war furchtbar, und nach einer Weile sprang er herab, knirschte mit den Zähnen und raufte sich das Haar, während er toll vorwärtsrannte. Er stieß gegen die Mauer, rannte zwei-, dreimal den Kopf dagegen und hieb sinnlos mit den Fäusten aufs Gestein ein. Seine verzweifelte Raserei dauerte nicht lange, dann tastete er sich den Weg zur Barre zurück und fuhr fort Hafer zu kauen, während er die Tränen laufen ließ.

Stundenlang saß er so. Nichts regte sich. Sie hatten ihn vergessen!

Mac saß, kaute Hafer und dachte. Sein kleiner Kopf begann zu arbeiten, er wurde ganz ruhig. In dieser furchtbaren Stunde mußte es sich zeigen, was an Mac war. Und es zeigte sich!

Plötzlich sprang er wieder auf den Boden und schwang die Faust in der Luft: „Wenn those blasted fools mich nicht holen," schrie er, „so werde ich mich selbst ausgraben!"

Aber Mac begann nicht sofort zu wühlen. Er nahm wieder auf der Barre Platz und dachte lange und sorgfältig nach. Er zeichnete sich im Kopf den Plan der Sohle beim Pferdestall. Im Südstollen war es unmöglich! Wenn er überhaupt herauskam, so konnte es nur durch Merry Aunt, Pattersons Flöz sein. Die Abbaustelle dieses Flözes lag siebzig, achtzig, neunzig Schritte vom Stall entfernt. Das wußte Mac ganz genau. Die Kohle in Merry Aunt war schon durch den Druck des Gebirges brüchig geworden. Das war von großer Wichtigkeit.

Noch um ein Uhr hatte er zu Patterson hinaufgeschrien: „He, Pat, Hikkins sagt, wir fördern nur noch Dreck!"

Pats schwitzendes Gesicht war im Lichtkreis der Lampe erschienen, und Pat hatte wütend geheult: „Hikkins shall go to the devil, sag' ihm das, Mac! To the hell, Mac! Merry Aunt ist nichts als Dreck, der Berg hat sie zerdrückt. Hikkins soll das Maul halten, Mac, sag' ihm das, sie sollen besser versetzen!"

Pat hatte das Flöz mit neuen guten Stempeln solid gestützt, denn er hatte befürchtet, daß ihn das Gebirge totschlagen werde. Das Flöz war steil, zweiundfünfzig Meter hoch und führte über eine Bremsbahn auf Sohle 7.

Mac zählte die Schritte ab, und als er siebzig gezählt hatte, wurde ihm eiskalt und als er fünfundachtzig gezählt hatte und ans Gestein stieß, jubelte er hell auf.

Eiskalt vor Energie, mit harten Sehnen und Muskeln machte er sich sofort an die Arbeit. Nach einer Stunde hatte er — knietief im Wasser stehend — eine große Nische aus dem Geröll geschlagen. Aber er war erschöpft und wurde in der schlechten Luft seekrank. Er mußte ausruhen. Nach einer Pause arbeitete er weiter. Langsam und besonnen. Er mußte die Steine oben und zu beiden Seiten abtasten, um sich zu sichern, nicht verschüttet zu werden, Steinsplitter und Steine in gefährlich hängende Brocken treiben, Stempel und Bretter aus dem Stall zum Stützen holen und die Felsstücke herauswälzen. So arbeitete Mac stundenlang, keuchend, kurz und heiß atmend. Dann war er total erschöpft und schlief auf der Barre ein. Sobald er erwachte, lauschte er, und als er nichts hörte, machte er sich wieder an die Arbeit.

Er grub und grub. Mac grub auf diese Weise einige Tage — und im ganzen waren es doch nur sechs Meter! Hundertmal hat er später geträumt, daß er gräbt und gräbt, gräbt und sich durchs Gestein wühlt . . .

Dann fühlte er, daß er an der Mündung des angeschlagenen Flözes war. Er fühlte es deutlich an dem feinen Kohlenstaub, der da lag von den abgerutschten Kohlen. Mac füllte sich die Taschen mit Hafer und stieg in das Flöz ein. Die meisten Stempel standen, der Berg hatte nur wenig Kohle hereingedrückt, und Mac jauchzte und zitterte vor Freude, als er merkte, daß sich die Kohle leicht wegschieben ließ, denn er hatte zweiundfünfzig Meter vor sich. Sich von Stempel zu Stempel schiebend stieg er das schwarze Flöz in die Höhe. Zurück konnte er jetzt nicht mehr, denn er verschüttete sich selbst den Weg.

Plötzlich spürte er einen Stiefel, und am rauhen, abgeschürften Leder erkannte er sofort Pattersons Stiefel. Old Pat lag da, verschüttet, und der Schrecken und das Entsetzen lähmten Mac derartig, daß er lange Zeit untätig kauern blieb. Noch heute wagt er es nicht, an diese grauenhafte Stunde zu denken. Als er wieder zu sich kam, kroch er langsam höher. Dieses Flöz war in normaler Verfassung leicht in einer halben Stunde zu besteigen. Aber da Mac erschöpft und schwach war, die Kohle in ganzen Tonnen wegräumen mußte und vorsichtig erst zu untersuchen hatte, ob die Stempel noch standen, so dauerte es lange bei ihm. Schweißtriefend, zerschlagen erreichte er die Bremsbahn. (Das sind schiefe Ebenen, auf denen man Wagen abwärts gleiten läßt, um die Kohle nicht durch den zu steilen und tiefen Absturz zu zertrümmern.) Diese Bremsbahn führte von Sohle 8 direkt zur Sohle 7.

Mac legte sich schlafen. Er erwachte wieder und kletterte langsam die Geleise hinauf.

Endlich war er oben: Der Stollen war frei!

Mac kauerte sich nieder und kaute Hafer und leckte seine nassen Hände ab. Dann machte er sich auf dem Weg zum Schacht. Er kannte die Sohle 7 so genau wie die Sohle 8, aber verschüttete Stollen zwangen ihn immer wieder den Weg zu ändern. Er wanderte stundenlang, bis das Blut in seinen Ohren rauschte. Zum Schacht mußte er, zum Schacht — die Glocke ziehen . . .

Plötzlich aber — als er schon zitterte vor Angst, nun hier eingeschlossen zu sein — plötzlich aber sah er rötliche Lichtfunken: Lampen! Es waren drei.

Mac öffnete den Mund um zu schreien — aber er brachte keinen Ton heraus und sank zusammen.

Es ist möglich, daß Mac doch geschrien hat, obschon zwei von den Männern schwuren, nichts gehört zu haben, während der dritte behauptete, es sei ihm gewesen, als habe er einen leisen Schrei gehört.

Mac fühlte, daß ihn jemand trug. Dann fühlte er, daß er sich im auffahrenden Korb befand, und zwar erwachte er, weil der Korb so langsam ging. Dann fühlte er, wie man Decken über ihn breitete und ihn wieder trug — und dann fühlte er nichts mehr.

Mac war sieben volle Tage im Berg eingeschlossen gewesen, obschon er glaubte, es seien nur drei gewesen. Von allen Leuten auf Sohle 8 war er der einzig Gerettete. Wie ein Gespenst kam der Pferdejunge aus der zerstörten Sohle herauf. Seine Geschichte ging seinerzeit durch alle Blätter Amerikas und Europas. Der Pferdejunge von Uncle Tom! Sein Bild, wie man ihn heraustrug, zugedeckt und mit herabhängender Hand, und das andere, wie er im Hospital im Bett aufrecht saß, — die beiden Bilder erschienen in allen Journalen.

Die ganze Welt lachte gerührt über Macs erste Bemerkung, als er erwachte. Er fragte den Arzt: „Haben Sie nicht etwas Kaugummi, Sir?" — Diese Bemerkung war aber ganz natürlich. Macs Mundhöhle war ausgetrocknet und er hätte ebensogut um Wasser bitten können.

Mac war in acht Tagen gesund. Als man ihm auf seine Frage nach Vater und Fred ausweichend antwortete, schlug er die mageren Hände vors Gesicht und weinte, wie ein Knabe von dreizehn Jahren weint, der plötzlich allein auf der Welt steht. Sonst aber ging es dem kleinen Mac vorzüglich. Er wurde gefüttert, alle Welt schickte ihm Kuchen, Geld, Wein. Damit aber wäre Macs Erlebnis zu Ende gewesen, wenn nicht eine reiche Dame in Chicago — gerührt durch das Schicksal des verwaisten Pferdejungen — sich seiner angenommen hätte. Sie leitete fortan seine Erziehung.

Mac kam es nicht in den Sinn, daß man etwas anderes werden könne als Bergmann, und so sandte ihn seine Patronesse auf eine Bergakademie. Nach beendetem Studium kehrte Mac als Ingenieur nach Uncle Tom zurück, wo er zwei Jahre blieb. Darauf ging er in die Silbermine Juan Alvarez in Bolivia — in eine Gegend, wo ein Mann genau wissen mußte, wann der richtige Moment für einen gut sitzenden Faustschlag gekommen war.

Die Mine verkrachte und Mac leitete hierauf den Bau der Tunnel der Bolivia-Anden-Bahn. Hier, in den Tunnels, war ihm seine Idee gekommen. Und zwar, weil er infolge von Überarbeitung jede Nacht wieder seinen Traum hatte: — wie er grub und grub, als Pferdejunge von Uncle Tom — und Tag und Nacht diesen Gedanken des Grabens und Wühlens nicht loswerden konnte. Die Durchführung seiner Idee hing von verbesserten Gesteinsbohrern ab — und so machte sich Mac an die Arbeit. Der Diamant der Diamantbohrer mußte durch ein billigeres Material von annähernder Härte ersetzt werden. Mac trat bei den Versuchswerkstätten der Edison Works Limited ein und versuchte einen Werkzeugstahl außerordentlicher Härte zu schaffen. Nachdem er zwei Jahre mit Zähigkeit gearbeitet hatte und seinem Ziele nahe war, trat er bei den Edisons Works aus und machte sich selbständig.

Sein Allanit machte ihn rasch wohlhabend. Zu dieser Zeit lernte er Maud kennen. Er hatte nie Zeit gehabt, sich um Frauen zu kümmern, und machte sich nichts aus ihnen. Maud aber gefiel ihm auf den ersten Blick! Ihr schlichter brauner Madonnenkopf, ihre warmen, großen Augen, die in der Sonne bernsteinfarben aufleuchten konnten, ihre ein wenig versonnene Art (sie trauerte damals noch um ihre Mutter), ihr aufrichtiges, einfaches Wesen, all das machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Es imponierte ihm, wie mutig sie ihr Leben in die Hand nahm. Sie gab damals Klavierunterricht in Buffalo und war von früh bis nachts tätig. Er hörte sie einmal über Musik, Kunst und Literatur sprechen — lauter Dinge, von denen er gar nichts verstand — und seine Bewunderung ihres Wissens und ihrer Klugheit war grenzenlos. Er verliebte sich regelrecht in Maud und beging die gleichen Dummheiten wie alle Männer in dieser Lage. Kurz entschlossen machte er ihr einen Antrag, und einige Wochen darauf heirateten sie. Hierauf widmete er zwei weitere Jahre rastloser Tätigkeit der Ausarbeitung seiner Idee.

Und nun war er Mac, ganz einfach Mac, den die Volkssänger in den Singspielhallen der Vorstadt besangen.

(Fortsetzung folgt)

Die Kinder Godsal. Gemälde von John Hoppner

Das Kind in der modernen Malerei

Von Wilhelm Michel

Für die Dichtung ist das Kind als Darstellungsobjekt wohl erst in neuester Zeit entdeckt worden. Erst unsere jüngste Vergangenheit hat der Literatur Romane geschenkt, die sich ausschließlich mit der eingehenden und wohlstudierten Schilderung der Kinderseele befassen. Das Interesse der Dichter galt zunächst den fesselnden seelischen Dämmerzuständen der Entwicklungsjahre, die mit all ihren Schwierigkeiten und Problemen für die künftige Charakter- und Lebensgestaltung von so einschneidender Bedeutung sind. Von da aus griff man noch weiter zurück und suchte auch den eigentlichen, ungebrochenen Kindheitszustand darzustellen. Das Neue an diesen modernen Versuchen bestand darin, daß sie ganz vom Standpunkte des Kindes ausgingen und die kindliche Welt ernst und streng von innen her, vom tatsächlichen Erleben des Kindes aus zu gestalten unternahmen. Mit Hilfe inniger und hingebender Einfühlung gelang es den Dichtern, tief in diese schattenerfüllten Regionen hinabzusteigen, in denen noch kaum ein stärkeres Ichgefühl vorhanden ist, in denen ganz andere Begriffe und Wertmaßstäbe gelten als in der Welt der Großen. Der Gewinn an Ausdrucksmitteln, der der neuen Dichtung insbesondere aus der impressionistischen Zeitströmung zufloß, unterstützte alle diese Versuche in der wertvollsten Weise. Ja, er entschied eigentlich erst die Möglichkeit, diese Zustände darzustellen.

Dagegen ist der beträchtliche Zuwachs an Ausdrucksmitteln, den die moderne Malerei erfahren hat, der Kinderdarstellung lange nicht in diesem Maße zugute gekommen. Wobei freilich der Begriff

moderne Malerei wesentlich enger genommen ist als in der Überschrift dieser Ausführungen. So kräftig in der modernen Erzählung der Grundtrieb der Seelenenträtselung ist: die moderne Malerei psychologisiert bisher in der Menschendarstellung nicht gerne. Ja, sie hat sich überhaupt vom Objekt und dessen Wiedergabe losgesagt, sie ist zu ihren Gegenständen in ein höchst pro- in erster Linie Selbstoffenbarung der Künstler; das Modell hat vorderhand alle Rechte und Ansprüche verloren. Dem entspricht auch die Entwicklung der malerischen Ausdrucksmittel; sie zielt auf Formenauflösung ab, sie ist oder war bis vor kurzem der Wiedergabe des Gegenständlichen vollkommen entfremdet. Das Kind aber ist, als malerischer Gegenstand, ein durch-

Die Hülsenbeckschen Kinder. Gemälde von Ph. Otto Runge

blematisches Verhältnis geraten und scheint vorderhand durch kein Mittel zu der alten naiven Stellung gegenüber der Erscheinungswelt zurückgebracht werden zu können. Die Scheu vor der Literatur sitzt der heutigen Malerei noch tief im Blute; der Schwerpunkt des künstlerischen Weltbildes ist immer weiter nach der Seite des Subjektes verlegt worden. Die Malerei ist heute, obgleich sich entgegengesetzte Strömungen bereits kräftig bemerkbar machen, aus psychologisches und nur durch liebevolles Eingehen auf Form, Ausdruck und Farbe zu lösendes Problem. So kommt es, daß die Kinderdarstellung von den außerordentlichen Fortschritten der modernen malerischen Ausdrucksmittel so gut wie gar keinen Gewinn gezogen hat. Ja, das Gegenteil ist der Fall: ältere Zeiten haben uns im Kinderbildnis wesentlich übertroffen, und in unserer Zeit muß das Kinderbildnis mehr bei solchen Malern gesucht

werden, die nicht in einem strengen Sinne modern sind.

Als Beleg für die erste dieser Behauptungen dient ersichtlich die Madonnenmalerei des Mittelalters und der anschließenden Jahrhunderte, eine unerschöpfliche Fundgrube der verschiedenartigsten Kinderdarstellungen in dem kleinen Jesusknaben. Ich denke dabei nicht in erster Linie an die gangbarsten Jesusdarstellungen von Raffael, van Dyck und allen den anderen, die die religiös-dogmatische Seite des Gegenstandes häufig auf Kosten der eigentlichen kindlichen Psychologie in den Vordergrund gerückt haben. Es sind mehr die Primitiven, die hier in Betracht kommen, die sich darauf beschränkt haben, einfach ein kleines, hilfloses Menschenkind darzustellen mit all dem rührenden Reiz, den ein kleiner, unfertiger Mensch für den großen, insbesondere für das Mutterauge, besitzt. Da finden wir alles, was am Wesen und in den Bewegungen kleiner Kinder charakteristisch ist: das rührende Ausstrecken der runden Ärmchen nach der Mutter, die weichen, unbeholfenen rundlichen Formen der Glieder, das Staunen in dem großen, selbstverlorenen Blick, der das Geheimnis und den tiefen Liebreiz frommen, pflanzenhaften Lebens spiegelt. Botticelli, Luini, Verrocchio, Angelico, viele florentinische Meister haben so in zahlreichen Variationen das holde Rätsel kindlichen Lebens gedeutet, vertieft und versüßt durch die nie fehlende Beziehung zur jungfräulichen Mutter. Hier wurde wirklich etwas gegeben, was der Kinderdarstellung der modernen Dichtung beinahe entspricht: das Kind vom Standpunkt des Kindes aus, tiefes, frommes Hineinhorchen in die liebliche Morgendämmerung des Menschenlebens.

Man braucht nur diese Art zu vergleichen mit der Auffassung der Engländer im XVIII. Jahrhundert: da ist der junge Mensch meist nur eine verkleinerte Ausgabe des Erwachsenen, er hat die Haltung eines Gent, den Gesichtsausdruck und die Beherrschung der Glieder, das Persönlichkeitsgefühl im Blick, wie sie eben auszeichnende Merkmale des Erwachsenen im Gegensatz zum Kinde sind.

Joh. Bapt. Leth
Gemälde von L. F. Schnorr von Carolsfeld

Graf Haubold von Einsiedel
Gemälde von Ferdinand von Rayski

Man betrachte daraufhin das Bild von John Hoppner, das über dem Titel dieses Aufsatzes steht. Mit welch stolzem Selbstbewußtsein in Haltung und Miene guckt uns der Knabe an. Das ist in der Tat ein kleiner Lord, der von gesunder und unbefangener Kindlichkeit meilenweit entfernt ist. Besser ist dem Künstler das Schwesterchen gelungen. Zwar der Einfall, daß das Mädchen die Hand zum Schutz gegen die Sonne über die Augen hält, um den sich hochgemut präsentierenden Bruder mustern zu können, gehört für unseren Geschmack zu den gesuchten Süßlichkeiten, an denen die englische Kunst des ausgehenden Rokokos ungeachtet ihrer aristokratischen Noblesse und bürgerlichen Tüchtigkeit so häufig krankt und die gerade Hoppner, der nicht zu den Allergrößten gehört, nicht immer vermieden hat. Trotz diesen Einwänden behaupten sich die Kinder Godsal als ein gediegenes und über die Entwicklung des modernen Kinderporträts wohl unterrichtendes Gemälde. Wir haben hier neben dem allzu gentlemanartigen Knaben ein Mädchen, das in der Art, wie es sich an die Knie der Mutter schmiegt, wie es die Füße nachlässig und ein wenig ungeschickt übereinanderschlägt, den rechten Arm mit gespreizten Fingern fast plump niederfallen läßt, auch für unser Auge ohne jeden Zweifel kindlich wirkt.

Pierpont Hamilton
Gemälde von Otto von Krumhaar

Uti Graf Gneisenau
Gemälde von Julia Wolfthorn

Aber diese Vorzüge verblassen vor einem deutschen Maler, der etwa zwanzig Jahre später als Hoppner zu schaffen begann. Wesentlich tiefer als der in den Banden einer festgefügten Tradition steckende Hoppner geht unser Philipp Otto Runge, dessen Name durch die Berliner Jahrhundertausstellung zu einer schönen Nachblüte seines verschollenen Ruhmes gekommen ist. Wir sehen nicht mehr, wie es erste Entdeckerfreude z. T. unter Einfluß der theoretischen Schriften Runges tat, in ihm den großen Begründer der modernen Freilichtmalerei. Wir erkennen, daß seine Bilder an Unbeholfenheiten leiden, und verstehen, daß dieser sonderbare Schwärmer so viele Jahre lang im

Dora

Gemälde von Prof. Fritz Aug. von Kaulbach

Photographieverlag der Photographischen Union in München

Bildnis. Gemälde von Dora Hitz

tiefsten Schatten der Vergessenheit bleiben konnte. Aber wir fühlen mit einer fast leidenschaftlichen Teilnahme nach, was alles an malerischen Problemen und dichterischen Ideen in ihm sich zutage ringen will, und hängen mit stolzer Freude einige seiner Gemälde in den Ehrensaal deutscher Kunst. Es sind das durchweg Porträts. Auf diesem Felde konnten sich die Ehrlichkeit und Treue Runges am glänzendsten, am deutschesten offenbaren, und so gilt uns u. a. das Porträt der Kinder Hülsenbeck heute als ein Meisterwerk porträtistischer Auffassung. Besonders den Gesichtsausdruck des Kleinsten im Wagen wird man immer wieder mit Vergnügen studieren, diese unbewußte, aus dem Mangel jeglicher Ablenkung stammende Festigkeit des Blickes, die auch eine wesentliche Eigenschaft des Tierblickes ist, dieses hemmungslose Hinausstaunen in die unbekannte Welt, das alle Glieder ruhen läßt. Und als eine entzückende Ergänzung zu dieser psychologischen Situation baut sich hinten die leichte idyllische Landschaft auf, rein, kindlich und paradiesisch wie das junge Leben, das sie umhegt.

Eine besonders liebenswürdige Note verleiht der landschaftliche Hintergrund auch dem Knabenbildnis von Ludwig Ferdinand Schnorr von Carolsfeld. Ähnlich wie sein berühmterer Bruder Julius, der Schöpfer der bezaubernd milden Berliner „Verkündigung Mariä“, ist uns auch dieser Meister besonders da teuer, wo er die schlichte Einfalt der nazarenischen Schule mit der tiefen Innigkeit eines keuschen Naturempfindens paart. So auch in unserem Porträt des jungen Johann Baptist Leth, und diese Primitivität kommt ihm wie seinen eingangs gekennzeichneten italienischen Vorbildern aus dem XVI. Jahrhundert bei dieser Darstellung knospender Jugend besonders zugute. Dieser Knabe mit dem Schmetterlingsnetz in der Hand und den bei aller Klugheit doch verträumten Augen ist in eine anmutige, leicht bewegte Landschaft mit Wald und Wasser und Bergen gesetzt. Aber die Landschaft hat nichts Heroisches; sie ist nur Lieblichkeit und verheißt dem Wanderer friedliche und nicht eben schwer zu erkämpfende Genüsse.

Zu den großen und unvergeßlichen Über-

An der Tür. Gemälde von Fritz Burger

Die Schwestern
Gemälde von Prof. Walter Firle

raschungen der an Anregungen unerschöpflichen Berliner Jahrhundertausstellung gehört auch der Dresdner Ferdinand von Rayski, der erst 1890 gestorben ist, zu einer Zeit, da von den Jungen noch heftig um die malerischen Probleme gestritten wurde, die dem abseits schaffenden Achtzigjährigen längst wohlerrungenes künstlerisches Besitztum waren. In ihm vereinigten sich Altes und Neues zu einer höchst merkwürdigen Gesamterscheinung. Während seine Zeitgenossen häufig genug den Weg von den neu aufgeworfenen Fragen der Licht- und Luftbehandlung sowie der Raumgestaltung zum bedeutsam redenden Inhalt des Bildes nicht fanden, schuf Rayski in aller Stille Werke, die die modernen Forderungen schon längst erfüllten und darüber das seelische Vollgewicht, das in unserer Kunst immer das Entscheidende war, unbeirrt von ausländischen Einflüssen bewahrten. So ist es auch mit unserem Bildnis des jungen Grafen Haubold von Einsiedel. Es ist mit einer alles Kleinliche ausschaltenden Virtuosität gemalt, so daß uns nur der altmodische Halskragen an die längst verflossene Zeit der Entstehung mahnt, und gleichzeitig ist der Künstler mit einer Kraft und einem Glück dem Seelenleben dieses Knaben nachgegangen, wie beides heutzutage auf dem Felde des Kinderbildnisses nicht eben häufig ist. Von Rayskis Kunst ist der Weg in unsere Gegenwart nicht weit.

Überall, wo von modernen Kinderdarstellungen die Rede ist, gebührt dem liebenswürdigsten Werke Uhdes „Lasset die Kindlein zu mir kommen!" ein Ehrenplatz. Es ist eine seiner bekanntesten Schöpfungen, und wenn es auch keineswegs den künstlerischen Höhepunkt in Uhdes Schaffen bezeichnet, so gibt es doch den stärksten Begriff von der schönen, liebenswerten Menschlichkeit, die in diesem großen Künstler war. Den Heiland als eine nicht historische, sondern zeitlos und daher auch heute noch, heute wieder wirkende Kraft darzustellen, war das Thema seiner religiösen Gemälde. Der Heiland selbst aber war ihm nicht der feurige, eifervolle Prophet und Religionsdenker, als den ihn beispielsweise Eduard von Gebhardt auffaßt; er war ihm die Liebe, denn Liebe ist allen Ernstes die reine Verkörperung des Göttlichen auf Erden. Als Liebe naht der Heiland denn auch den Kindern; Sonnenschein erleuchtet diese Szene nicht nur von außen, sondern auch von innen. Die Theoretiker der modernsten Malerei werden uns schelten oder belächeln, wenn wir sagen, daß die ganze neuere Malerei kaum etwas Rührenderes und Liebenswürdigeres geschaffen hat als den Ausdruck des kleinen blonden Mädchens, das vor dem Heiland steht und ihm das Händchen gibt, zögernd, halb vertrauend, linkisch und doch unendlich anmutig, blumenhaft zart und kindlich derb, lauter Fragen, Staunen und rührendes Vertrauen.

Die Tochter des Künstlers
Gemälde von Prof. Karl Blos

Vor dem Bilderbuch. Gemälde von Prof. Ludwig von Zumbusch

Sie werden uns schelten, sage ich, denn das mutige Vorwärtsdrängen der modernen Malerei gilt vorwiegend noch anderen Zielen, geht in neue, unwegsame Gebiete, in denen unser Herz noch nicht heimisch ist, in denen jeder Fußbreit Boden in hartem Kampfe erstritten werden muß. Für Ausprägung von Gefühlswerten, zumal so lichter, stiller und lieblicher Art, ist da noch nicht recht Raum. Aber das darf uns nicht hindern, solcher lichter Dinge, die eine ruhigere Zeit und eine weniger verwickelte Gemütsverfassung erzeugten, herzlich froh zu werden. Schließlich werden es doch immer wieder Gefühlswerte sein, auf die alles, auch das ungebärdigste Streben der Kunst hinausläuft. Zweck alles Dramatischen ist ja auch die lyrische Wirkung, obschon mit Recht der echte Dramatiker auf die Lyrik im Schauspiel erbittert ist; so wird auch, so sehr man der Literaturscheu in der bildenden Kunst ihr Recht zugestehen mag, eben doch der Gehalt an Literatur am Ende für die Malerei und ihre Werke entscheidend sein. —

Ich sagte eingangs, das moderne Kinderbildnis — d. i. die Selbstdarstellung des Künstlers an der Erscheinung eines jungen Menschen —, das wirklich kindliche Psychologie liefert, sei in der Regel bei Malern zu suchen, die nicht in prägnantem Sinne modern sind; ich dachte dabei an Thoma, an Haider, an Stuck, an Zumbusch, an Hengeler. Aber in dem Mädchenbildnis von Dora Hitz kann doch ein Kinderporträt gezeigt werden, das durchaus

auf moderne malerische Weise seinen Gegenstand charakterisiert. Das ist natürlich keineswegs ein Werturteil, wodurch dieses Gemälde vor den Werken der genannten Meister etwa ausgezeichnet werden sollte, es ist lediglich die Feststellung, daß Dora Hitz die psychologische Charakterisierung des Kindes mit anderen Mitteln zuwege gebracht hat als die erwähnten Künstler. Diese arbeiten das kindliche Wesen mit vorwiegend zeichnerischen Mitteln heraus; Dora Hitz ist ganz in der Farbe geblieben und charakterisiert ihr Objekt durch die Lichtfülle und Helligkeit ihrer Töne, durch starke Vereinfachung der Komposition und dadurch, daß sie den Hintergrund mit einer verschwenderischen Fülle von Blumen ausgestattet hat, deren symbolische Beziehung zu dem reinen, starken, duftigen Leben des Kindes ohne weiteres zutage tritt.

Das Münchner Kindl
Gemälde von Bruno Piglhein

Im Vergleich zu ihr bleibt das Bildchen von Sabine Lapsius trotz moderner Technik im Genre stecken, während Arthur Kampfs Studienkopf seine koloristische Aufgabe vortrefflich löst und mit erquicklicher Wahrhaftigkeit die brummige Keckheit eines kleinen Buben ohne jede Spur von weichlicher Schönmalerei darzustellen versteht.

Entschiedene Geistigkeit der Auffassung kennzeichnet das bekannte Mädchenbildnis von Karl Haider, diesem großen Spiritualisten der oberdeutschen Landschaft. Die Reinheit des kindlichen Lebens tritt hier so stark hervor, daß sie fast als Strenge wirkt; es ist geradezu ein Stück verlorenes Paradies, was Haider hier gemalt hat. Dabei ist die Art der Charakterisierung wesentlich linear. Gerade die unbestechliche Klarheit der Linie wirkt symbolisch für die Reinheit, für die keusche Frische des Gegenstandes. Es ist der vollkommene Idealismus der Linie, auf dem hier die psychologische Deutung ruht. In Haiders Nähe gehören dann auch Stuck, über dessen entzückenden Kinder-Porträtzeichnungen man seine kleine „Gratulantin"

In der Sofaecke. Gemälde von Sabine Lepsius

Kleine Wienerin

Gemälde von Prof. Franz von Stuck

nicht vergessen sollte, die in der Charakteristik zu den besten modernen Kinderbildnissen gehört; ferner Hengeler mit seinem artigen Puttenvölkchen und seinem ausgezeichneten Baby-Porträt, auch Zumbusch, für den das Kinderbildnis längst zur Spezialität geworden ist und dessen feine, liebenswürdig-verbindliche Auffassung uns fast vergessen macht, daß er als Maler schon lange zum Nachtrag der Entwicklung gehört.

Daß es neben dem Kinderbildnis, das das psychologische Problem „Kind" in den Mittelpunkt stellt, auch noch andere Arten von Kinderporträts gibt, die andere Ziele verfolgen, darf nicht wundernehmen. So halten sich beispielsweise F. A. v. Kaulbach, Lenbach und andere nicht lange beim kindlichen Seelenleben auf, sondern suchen vor allem die ihnen eigene Note der Eleganz herauszuarbeiten.

Das Bild von Otto von Krumhaar nähert sich einer Liebenswürdigkeit in Anordnung und Ausdruck, die fast als schwächliche Süßlichkeit wirkt, während Walter Firle in seinen „Schwestern" das Kindlich-Naive über dem Prunk der Kostüme zu vergessen scheint. Gegenüber dem Gemälde des Grafen Gneisenau von Julia Wolfthorn zeichnet sich des Künstlers Töchterchen von Karl Blos trotz einer gewissen Trockenheit durch Schlichtheit aus. Piglheins „Münchener Kindl" ist ein liebenswürdiger Scherz. Philipps „Spielkameraden" nähern sich dagegen der Grenze dessen, wo das Porträt in Spielerei übergeht, eine Grenze freilich, auf der es sich für das große Publikum meist sehr angenehm lustwandeln läßt.

Andere Maler unserer Zeit wie Fritz Burger und Georg Schuster-Woldan streben mit Glück danach, Kinderbildnisse zu schaffen, die Wahrheit und Anmut in sich vereinigen, Zeugnis dafür, daß das Verständnis für Form und Seelenleben der Kinder unter unseren Künstlern erneut im Wachsen begriffen ist, und Hoffnung zugleich auf eine fruchtbringende Entwicklung dieses Kunstzweiges, der um seines Gegenstandes willen zu der liebenswertesten und dankbarsten gehört.

Spielkameraden. Gemälde von Cäsar Philipp
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Weihnachten
Gemälde von Leopold Graf von Kalckreuth

Vom deutschen Weihnachtslied

Von Dr. Ernst Decsey

Sys willekomen heire kerst, want du enser alre heirre bis, sys willekomen, lieve heirre, her in ertriche also schone: Kirieleys! Das ist das älteste Weihnachtslied, das die deutsche Sprache besitzt und wohl eine der ältesten Urkunden in der Geschichte des menschlichen Gemüts. Seine altfränkischen Worte klingen uns fremd und doch vertraut, denn das Gefühl, dem sie Ausdruck verleihen, ist dasselbe geblieben durch die Jahrhunderte. Seit alters her, sagt Erk-Böhmes Liederhort, wurde die Weise vom Volk am Niederrhein gesungen und lebt dort noch fort. Ein Aachener Bruchstück notiert in ungefügen Neumen die Melodie schon zu einer Zeit, wo Heinrich IV. mit Gregor, das Kaisertum mit dem Papsttum um die Welt rang. Eine Erfurter Handschrift aus dem XIV. Jahrhundert notiert die Weise so:

Sys wil = le = ko = men heir = re

kerst, want du on = ser al = re

heir = re bis, sys wil = le =

ko = men, lie = ve heir = re usw.

In der Christnacht, heißt es da, versammelten sich die Herren Schöffen auf der Gerichtsstube, gingen dann in die Münsterkirche, wo sie die Chorstühle auf der rechten Seite einnahmen. Nach dem Evangelium stimmte der Schöffen=Meister das alte Lied an, das vom Chor fortgesungen wurde.

Und von einem nicht minder alten Christgesang „Nunc angelorum gloria“ (Heut ist der Engel glori=schein den Menschen all in dieser Welt erschienen) macht das Mainzer Cantual von 1605 dreierlei Vorschriften für die Ausführung, erlaubt u. a., daß der Chor auch einen deutschen Vers dazwischen singe und schließt mit der treuherzigen Versicherung: „Vnd also habens vor Zeiten die lieben Alten in der Heiligen Christnacht pflegen zu singen, daß sie deß Englischen lobgesangs vnd der Hirten frewd sich hie bey erinnerten, vnd nach jhrem exempel Gott dem Allmechtigen, vor die heilsame Geburt Christi jnniglich lobten.“

Heut ist der En = = gel

Glo = rie = schein den Men = schen

all in — die = ser Welt erschienen usw.

Die lieben Alten! Das Weihnachtslied war ihre süßeste Freudenlyrik. Nicht weniger als 65 solche Gesänge kennt die Bäumkersche Sammlung (Das katholische deutsche Kirchenlied) und damit tritt in die Geschichte des menschlichen Herzens ein neuer Zug ein. Das klassische Altertum kennt die Sehnsucht nicht, das klassische Altertum weiß wenig vom Gemütsleben: in der Odyssee, in Philemon und Baucis und in der Anabasis, wenn die heimwehleidenden Griechen ihr Meer wiedersehen — da klingt ein Herzenston durch. Venus Anadyomene entrauschte dem blauwogenden Südmeer. Der Heiland wird in einem Stall geboren, zwischen Haustier und ärmlichen Menschen. Und das hat das deutsche Mittelalter übernommen, hier hat es einen unversieglichen Schatz von Wärme aufgestapelt. Man möchte beinahe sagen: Gemüt setzt nordische Kälte, Winterstürme, die foeditas alpium voraus. Es bedarf des traulichen Lampenscheins, der warmen Stube, der kleinen Fenster, des lichterstrahlenden Baums, während draußen der Schnee im Dunkel gepeitscht wird. Und hinter den schwacherhellten Kirchenfenstern wird zur Mette das Christlied angestimmt, angestimmt in hundert Veränderungen und immer mit dem gleichen Frohgedanken. Man flüchtet aus der Welt ins Haus, man flüchtet ins Herz, in die letzte Innerlichkeit.

„Dank sagen wir alle mit Schalle dem Herrn unserm Gott, der durch sein geburt vns erlöset hat.“ So sang man in Köln. In Trier hieß es: „Myn Hertz ist ervüllet mit vrolichkeit, van vreuden mois ich syngen, uns ist upgegangen dat licht der selichkeit, laist uns mit suyssen stymmen clyngen.“

Myn hertz is er = vül = let

mit — vro = lich = keit

Mit tätiger Phantasie wird der Jubelgedanke in immer neuen Bildern abgewandelt. Bald „kumpt ein schif geladen recht uf sin höchsten bort es bringt uns den sun des Vaters das ewig ware wort.“ Bald ist es wieder ein Naturbild: „es flog ein Vöglein leise zu einer Jungfrau rein in eines Engels Weise wol in ihr Kläuselein.“ Die musikalische Phantasie stattet die Lieder mit ganz feinen Reizen aus, und es gibt ein Echolied aus dem XVII. Jahrhundert,

ein Christlied der Hirten, das bis ins Scherzhafte geht:

Chor

Als ich bei mei=nen Schafen
ein En=gel mir die Botschaft

Echo

wacht Als ich bei mei=nen
bracht. Ein En=gel mir die

Chor

Scha=fen wacht Des bin ich
Botschaft bracht

Echo Chor

froh, bin ich froh, froh, froh,

Echo

froh o, o, o! usw.

Namentlich die Bäumkersche Sammlung, die auch die vorreformatorischen Lieder bringt, ist besonders reich und enthält vieles köstliche Gut. Man entnimmt aus allem, daß die Freudenverehrung des Jesuskindes ähnlich intensiv ist wie die Liebesmystik, mit der das XVII. Jahrhundert „das linke Seitenhöhlchen Jesu“ umkleidet, die Wunde, die vom Speerstich des Longinus herrührte, eine Liebesmystik, die fortstrahlt bis zu Novalis:

> Noch steht in wunderbarem Glanze
> Der heilige Geliebte hier.
> Gerührt von seinem Dornenkranze
> Und seiner Treue weinen wir.

Der religiöse Mystizismus übertönte das rein=menschliche Weihnachtsgefühl des einzelnen, und das Lied vom Schiff, das das Christkindlein bringt, ist demselben Stimmungskreis entsprungen wie das uralte Passionslied, das Jesus am Kreuz mit der edelsten Traube vergleicht, die am Weinstock hängt.

Besonders innig sind die Weihnachtslieder, wo sie zum Kindelwiegenliedchen werden, als ob hier Jesus das Kind aller geworden sei: „Joseph lieber neve mein, hilf mir wiegen mein Kindelein“ (Leipzig 1305). Ganz wunderbar tief lebt sich in diesen Formen das Muttergefühl, Mutterangst und Mutterzärtlichkeit aus. So findet sich im Straßburger Gesangbuch von 1697 folgende ergreifende Strophe:

> Seid still, ihr Wind',
> Laßt schlafen das Kind,
> All Brausen sei fern,
> Es ruhen will gern.
> Schlaf Kind und tu die Äuglein zu!
> Schlaf und gib uns die ewige Ruh!
> Ihr Stürme halt't ein,
> Das Rauschen laßt sein!
> Seid stille, ihr Wind',
> Laßt schlafen das Kind!

Der gleiche Gedanke klingt aus einem spanischen Marienlied, das wir deshalb unter den deutschen Christliedern nennen dürfen, weil es in der Übertragung von Heyse und Geibel von Hugo Wolf komponiert worden ist.

> Die ihr schwebet um diese Palmen in Nacht und Wind,
> Ihr heil'gen Engel, stillet die Wipfel,
> Es schlummert mein Kind.
> Ihr Palmen von Bethlehem in Windesbrausen,
> Wie mögt ihr heute so zornig sausen.
> O, rauscht nicht also! Schweiget, neiget euch leis und lind;
> Stillet die Wipfel! Es schlummert mein Kind.

Nur die Landschaft erscheint in beiden Fassungen verändert; aber das Göttliche oder vielmehr das Ewig=Mütterliche, die Angst vor dem weckenden Wind klingt hier wie dort. Vielleicht blitzt hier eine Gemeinsamkeit der Abstammung durch, vielleicht darf man auf eine gleiche Wurzel der Weihnachtspoesie schließen, wie etwa die Minnesängerpoesie nach Burdachs Vermutung aus der Chassidenpoesie der spanischen Mauren hervorgegangen ist. Der Leser der Verse kann heute noch beide empfinden, der Beter könnte sich beider Strophen bedienen, nicht der Sänger. Schlicht und zart, ohne Nerven singt die alte Weihnachtsvolksweise:

Seid stil=le, ihr Wind, Laßt

schla=fen das Kind! All Brausen sei

fern, es ru=hen will gern. usw.

Reizsam ist die Inbrunst des neuzeitlichen Tondichters: er schildert das Rauschen der Palmwipfel (Sechzehntelfiguren) und die immer wieder bohrende Beängstigung der Mutter (das wiederholte, wühlende Achtelmotiv mit seiner Chromatik):

Die ihr schwe = = bet

um diese Pal = = men

Hierher gehört auch ein halblateinisches Weihnachtslied, dessen Reime uns heute vielleicht etwas schalkhaft anmuten, das aber, schon um seiner beschwingten Melodie willen, eine wahrhaft ausgejauchzte Christkindfreude genannt werden darf. Ein uraltes Mischlied, das einst „jahrhundertelang viel tausend Herzen erfreut und erst in der Zeit unserer Großväter verstummt ist“:

In dulci jubilo!
Nun singet und seid froh!
Unsres Herzens Wonne
Leit in praesepio
Und leuchtet als die Sonne
Matris in gremio.
Alpha es et O!

Dagegen lebt noch Luthers Kinderlied auf Weihnachten, die herrliche Choralmelodie: „Vom Himmel hoch da komm ich her und bring Euch neue gute Mär; der guten Mär ich bring' soviel, davon ich sing'n und sagen will.“ Ebenso das „altkatholische Triersche Christliedlein“, dessen uralte Melodie von Praetorius vierstimmig gesetzt wurde (Musae Sioniae 1609), welchem Tonsatz sein Weiterleben oft zugeschrieben wird. Es ist die Perle der Weihnachtslieder:

Es ist ein Ros' entsprungen
Aus einer Wurzel zart.
Als uns die Alten sungen:
Aus Jesse kam die Art.

Von eigentümlichem Reiz ist dabei der unregelmäßige Bau der Chormelodie. Zwei fünfaktige Perioden, eine zweiaktige und darauf wieder eine fünfaktige, eine künstlerische Unregelmäßigkeit, die gerade so wirkt wie die an Burg= und Hausbauten des Mittelalters, wo noch nicht alles mit der Reißschiene gerade gestrichen wurde.

Auch in der Kunstmusik nicht minder wie in den Volksweisen und dem Gemeindegesang bricht der Akkord der Kindesverehrung stark hervor. Wir besitzen zwei gewaltige Weihnachtshymnen vom Erzvater der modernen Musik, von Joh. Seb. Bach, um von kleineren zu schweigen.

Das eine ist das wundervolle Magnificat, dessen katholischen Text der Protestant Bach vertont hat und dessen zweiten Satz Spitta „ein Madonnenbild in Musik“ genannt hat.

Zu den schönsten Eingebungen der deutschen Weihnachtsinnigkeit gehört darin das Terzett „Suscepit Israel puerum tuum“: drei verschlungene Singstimmen und darüber, von den Oboen angestimmt, der alte Choral „Mein Seel erhebt den Herrn“ wie die Helle der Sternennacht, die sich darüber wölbt. Und im Weihnachtsoratorium wiederholt der Künstler die Stimmung dieses Festes, ohne sich künstlerisch zu wiederholen: dort das Madonnenbild, hier, wie ein neuerer Bachbiograph (Pirro) sagt, in der Einleitung zur Anbetung der Hirten eine wunderbare, ganz in Naturklang getauchte Symphonie. „Man fühlt förmlich bei diesen Klängen die kalte Winternacht unter dem tiefblauen, sternenbesäten Himmel.“

Wer das Fest schön still bei sich am Klavier feiern will, dem bietet ein neuer feiner Meister, Peter Cornelius, einen ganzen Kreis von Weihnachtsliedern. Und für den Konzertsaal hat Hugo Wolf eine prachtvolle Christmusik geschaffen: in seinem nach Platenschen Versen vertonten, in allem Farbenglanz des modernen Orchesters schimmernden kleinen Oratorium „Christnacht“. Es ist auch darum bemerkenswert,

weil ein altes steirisches Weihnachtslied, das Wolf in den Gassen seiner Heimat, vielleicht bei einem Weihnachtsspiel gehört hat, als ein Hauptmotiv Verwendung fand: Kindheitserinnerungen — hier wie so oft die befruchtende Quelle der Künstler.

Unsre älteren Sammlungen enthalten so viele Weihnachtslieder, und nur von ganz wenigen weiß man die Urheber. Auch jüngere Sammlungen wie die Tongersche (über vierzig) wissen nur zu sagen: Volkslied. Von einem bekannten Weihnachtsvolkslied aber, und zwar einem österreichischen weiß man zufällig noch den Komponisten, und er verdient es, daß man seiner gedenkt. Ein gewisser Franz Gruber, der erst Weber war, dann Lehrer und Organist wurde, hat im Jahr 1818 zu Oberndorf im Salzburgischen ein Weihnachtslied gemacht, das so schön ist, daß man Michael Haydn, den Bruder Josephs, für den Verfasser hielt. Und dieses Weihnachtslied kam nach Deutschland — durch eine Sängergesellschaft aus Zillertal, die es auf ihren Reisen sang. Darunter auch 1834 in Leipzig, wo es niedergeschrieben und veröffentlicht wurde, ohne daß der Komponist genannt war. Gruber starb 1863 in Hallein, und die Tausende, die sein Volkslied alljährlich anstimmen, wissen nicht, von wem es stammt: „Stille Nacht, heilige Nacht . . .!“

So klingt in unsre Zeit noch voll und rein der warme Herzenston der „lieben Alten“ nach. Manches schöne Gefühlsgut ist verloren gegangen, manches wird vielleicht wieder fröhliche Auferstehung feiern: Wiederherstellung der musikalischen Denkmäler. Das XIX. Jahrhundert aber hat einen neuen Ton in die alte Weihnachtspoesie gebracht, das Lied klingt anders, weil das Fest ein andres geworden ist: es wird das Fest des Guttuns, das Fest, wo man der Armen gedenkt, es wird die Rast, die Erholung von der Ichsucht: „da Weihnachten die Zeit ist, wo vor allen andern Tagen im Jahr in den Menschen das Gedenken jeden heilbaren Kummers, jeden Elends lebendig sein soll . . .“ sagt der große Weihnachtsdichter Dickens. Storm singt das ergreifende Lied von dem fremden, armen Kind, dem er in der Christnacht nichts abgekauft hat:

Doch als ich endlich war mit mir allein,
Erfaßte mich die Angst im Herzen so,
Als säß' mein eigen Kind auf jenem Stein
Und schrie nach Brot, indessen ich entfloh.

Rosegger erzählt mit wehmütigem Humor, wie er als Waldbauernbub von seinem Vater am heiligen Abend nach Langenwang geschickt wurde, um Geld einzukassieren, damit die Mutter den Weihnachtskuchen backen könne, und wie ihm die mitleidige Bäckerin ohne Geld Semmeln und Zwetschen gab. Und Liliencron erhebt aus innerstem persönlichem Erleben die Hand zum Himmel:

Ach schenken, schenken, könnt' ich immer schenken
Und lindern, wo die Not, die Armut haust!
Und braucht' ich nie mein Geld erst zu bedenken,
Wo ein Verzweifelter den Bart sich zaust.
Und könnt' ich alle Krämerhälse henken:
Pfeffer in Euren Schlund! Und meine Faust!

Das klingt schon ganz anders als die verzückte Anbetung des Kindes, als der zarte Ruf der Mutter: weckt nicht mein Kind! Hier dröhnt vernehmlich der soziale Schrei in das Fest des Gemütes. Die Kirche und die religiöse Mystik der alten Zeit besangen das Verhältnis zwischen Mensch und dem Kinde Gottes: der Nerv der neuzeitigen Weihnacht ist die Charitas. Man möchte predigen und mahnen: wäre doch das ganze Jahr ein großes Weihnachten, ein liebevolles Schenken . . . Aber man kann nicht verlangen, daß der Mensch das ganze Jahr hindurch weihnächtig gestimmt sei. Man muß zufrieden sein, wenn er einmal im Jahr mild und liebevoll wird, das eigene verlangende Selbst vergißt und sich ganz mit schönen alten Liedern weichstimmt, die schon Tausende vor ihm weich und zum Kind gestimmt haben:

Stille Nacht, heilige Nacht,
Hirten erst kundgemacht
Durch der Engel Halleluja,
Tönt es laut von fern und nah:
Christ, der Retter ist da!

Häusliches Fest

Von

Ludwig Fulda

Nun schon Jahr um Jahr verstrichen,
Seit wir ein getreu Gespann,
Heute nicht mit feierlichen
Redensarten tret' ich an.
Der Begleitung grellen Schalles
Nicht bedarf mein still Gebet,
Weil gottlob schon längst sich alles
Zwischen uns von selbst versteht.

Schau, mein Liebchen, Worte, Worte
Schockweis, in getürmtem Hauf
Und von allerfeinster Sorte
Stehn auf jedem Markt zu Kauf,
Lassen leicht im Mund sich führen,
Machen mühlos ihr Klingling,
Und sogar ein Sack von Schwüren
Ist ein äußerst wohlfeil Ding.

Aber sind einander eigen
Zwei wie wir aus Herzensgrund,
Dürfen sie getrost verschweigen,
Was im tiefsten ihnen kund.
Oder sag, was übrig bliebe,
Das noch Neuigkeit verheißt?
Spräch' ich dir von meiner Liebe,
Wiederholt' ich, was du weißt.

Könnt' ein Wort sie noch verstärken,
Wäre sie nicht halb so reich;
Alles andre — wohl zu merken —
Was ich spreche, gilt dir gleich.
Und was du mir könntest sagen,
Weiß hinwieder ich genau:
Schon seit frühsten Ehetagen
Bist du die verstandne Frau.

Ei, wozu noch Silben stechen?
Gibt's ein schöneres Gedicht,
Als wenn, ohne daß wir sprechen,
Herzhaft unsre Liebe spricht?
Predigt sie nicht zum Berauschen,
Neu besiegelnd alten Bund?
Komm, wir beide wollen lauschen,
Stumm die Lippen, Mund auf Mund!

Alter Kram. Von Walter von Molo

Eine Insel ist die Vorstadt, die sich vom hohen Häuserwust nicht fressen läßt. Eng stehen die Häuschen, umschanzen sich mit Gärtchen und finsteren Gassen, als hätten sie Angst, als gehe der Tod um. Kränzlein und Girlanden tragen die niederen Fassaden „zum goldenen Einhorn“, „zu den sieben Körben“. Rostige Schilder klingen im Wind. Persönlichen Geschmack zeigt jedes Ding aus vergangener Zeit, da der Handwerker noch Eigenes gab. Die Hand der Geschmacklosigkeit und des unpersönlichen Bluffs greift noch nicht in die schmalen Ruhegäßchen, in denen eine tote Zeit spukhaft wandelt. Steile Giebel klimmen mit Rauchfängen in fröhlichem Wettlauf, irgendwo knarrt ein blecherner Reiter, den der Wind dreht. Ein alter Park steht verträumt, mit gedecktem Bassin und frierenden Postamenten ohne Sandsteingötter, mitten darin. Goldig raschelt dürres Kastanienlaub im ungemähtem Gras. Und traurig stieren die blinden Fenster des alten Schlössels nieder.

Auf der Gasse spielen Kinder, mitten auf dem Bürgersteig. „Da schau!“ Und die Alten, die in den Haustüren stehen, mit den Ausblicken in friedliche Höfe, wiegen die Köpfe und nicken sich zu: „Das ist von der Frau Klasen die Enkelin, die so reich geheiratet hat. Vorige Woch' ist sie von der Hochzeitsreise zurückgekommen. Ja, ja: Sie war in Italien!“ Der uralte Efeubaum im Hofe schläft. Der Sandsteinamor streut Blumen hinzu; eine Wäscheleine ist um seinen Hals geknüpft. „Ging, ging!“ geht die Zugglocke; der Zugdraht kriecht reibend zurück: „ging grrr.“

Mit beiden Händen wischt sich in der Erregung das Dienstmädchen den Mund und reißt die Abwaschschürze herab. Dann rennt sie ins Zimmer. „Frau Hilfsämterdirektor, die Frau von Mayer sind da!“

„Mizzi,“ sagt der zahnlose Mund, und die alten Augen lächeln, „es ist schön, daß du nach mir siehst.“

Die zittrige Greisinnenhand wischt den gepolsterten Sessel ab, verschlissen und doch froh leuchten die grünen Sträußlein auf weißem Grund. Dann sitzt sie ihr gegenüber, hängt auf den Armstützen des Sessels vorgeneigt, mit schiefem Kopf, und spricht mit den Augen, wie es Taube in der Gewohnheit haben. Sieht die goldene Kette und den großen Federhut — da tut sie schnell einen Blick zur alten Pendüle auf dem eingelegten Spiegeltisch.

„Der Herr Gemahl ist gesund?“

Ganz nahe ist die junge Frau bei ihrem Ohr: „Er läßt dich schön grüßen.“

Das faltige Köpfchen macht eine zierliche Reverenz. „Ich lasse ihm danken. Morgen ist sein Namenstag; daß du ihn nicht vergissest.“ Sie weiß alle Familienfesttage auswendig, mit dem Kalender unterhält sie sich den ganzen Tag; sie netzt eilig die trockenen Lippen, mit den zahnlosen Kiefern murmelnd. „Deine Frau Mutter war gestern bei mir, sie hat sehr schön von deinem Mann gesprochen, sehr schön; du mußt auch brav sein und ihm folgen; das mußt du schon tun.“ Und sie nickt ihr augenzwinkernd zu. „Ach ja.“

Die Pendüle schlägt die Stunde, ein feiner, zarter Silberton, das Pendel hastet weiter, „ticke, tacke, tick, tack.“ Frau Mizzis Blick geht über das Gerümpel zur Wand, wesensfremd und gelangweilt; warum ist sie hergekommen? Hier winkt keine Lösung. Ovale, goldgerahmte Miniaturen hängen auf der verblichenen Malerei, geschnittene Silhouetten, gepinselte Spiegelbilder, — nur ein Gesicht ist bleich und unruhvoll, ein junges, schlankes Weib mit rundaufgerissenen, großen Frageaugen: das ist Großmutters Großmutter, die ins Wasser ging — des Mannes wegen — o Gott; sie kennt die Geschichte auswendig, zum Ekel oft hat sie Großmutter den Enkeln erzählt; sie weiß gar nicht mehr den Inhalt. —

„Schaust sie dir an?“ nickt der alte Kopf. „Die wär auch gern glücklich gewesen!“

Da gebären Furcht und jugendlicher Widerstand wider den Vergleich mit der Toten das belastende Wort: „Wer sagt, daß ich glücklich sei?“

Die taube Großmutter hört nicht den Herzenston; sie springt jugendlich mit den alten Gedanken. Sie sieht durchs Fenster

zum zerbröckelnden Portal des alten Schlößsels, mit den blumenumwundenen Vasen und den schiefen Platten rechts und links, darauf die Panduren die Schloßwache stellten. Der Runzelmund hat einen harten Zug, als sinne er ins Nichts hinüber, in das Vergangenheit und Zukunft fließen.

„Wer sagt, daß ich glücklich sei?"

„Ja, ja," nickt schnell die Schwerhörige, als sie die jungen Lippen auf- und niedergehen sieht. „Das ist schon so!"

„Großmutter!" Nun der Damm gebrochen war, gibt's keinen Halt. „Ist das Leben immer so leer, wenn man auf Erreichtem steht? Soviel, so schrecklich viel hab' ich erwartet — und sowenig ist dran! Nun gehen zweie gelangweilt miteinander, das ist alles."

„Wart nur, bis 's Kind kommt! Du! Das wird lieb sein!"

Tränen sind im schönen Aug' der Enkelin. „Großmutter, er schreibt noch immer der anderen."

Haltlos schwankt der kluge Greisinnenkopf auf dem faltigen Spindelhals: diesmal hat sie sicherlich falsch gehört, sie weiß es. „Was tut er?" fragte sie zaghaft. „Ich unterscheid nicht ganz, was du sagst."

„Er schreibt noch immer der anderen."

Nun hört man wieder das Pendel, es rennt, was es rennen kann; die lange Pause im Gespräch ist ihm peinlich, ungeheuer penible sind solche Situationen, die die Grazie stören. „Ticke, tacke, tick, tack."

Der alte Kopf nickt dem jungen zu, die alte Hand zeigt nach der Uhr: „Die weiß von solchen Sachen."

„Großmutter, laß den alten Kram, der weiß nichts von meinem Kampf; du bist so tot im Innern wie das verblichene Zeug, in das du dich gräbst. Ich will ein lebendiges Wort."

„Komm her, Mizzi, komm her." Sie streichelt den schönen Kopf und das wunderbraune Haar. „Ein lebendiges Wort? Als ob das Tote nicht das Lebendige wäre!" Sie sieht wieder zum alten Schlössel mit den stumm beredten Formen, und die welken Lippen flüstern: „In stiller Nacht, wenn ich nicht schlafen kann, seh ich sie alle, die Karossen und die Läufer, die Uniformen und das hochabsätzige Trippeln; sie kichern und rauschen mit den Röcken, und nur wenn die Maria Theres' kommt, sind sie still. Bei der war Großmutter Kammerfrau und Großvater Lakai. Es ist alles gleich — nur anders angezogen seid ihr heut. Kind, Kind, du kannst viel lernen vom ‚alten Kram', der hat das alles hundertfach durchlebt, was ihr Jungen unerbittlich neu vermeint. Drum ist das Alte so schön und rund in den Formen: es hat verziehen. — Ich will dir 'was zeigen."

Sie macht sich los und humpelt zur Uhr. „Die ist von da drüben!" zeigt sie durchs Fenster. „Die hat die Kaiserin deiner Urgroßmutter geschenkt, als sie in Audienz war — sie hat sie erziehen lassen, weil sie die tote Mutter hat gern gehabt," sie zeigt nach dem bleichen Bild, „sie ist ins Wasser gegangen."

„Ja, Großmutter, ja, ich weiß! Erzähl' mir das nimmer!"

„Ich hab's noch niemandem gezeigt; du bist die Erste! Siehst du die Kartusche da, gleich über'm Glas? Paß auf, was ich mach'." Zitternd zielt das Runzelfingerlein nach dem spiegelnden Buckel, leise schnappt ein Federlein, und der Buckel fällt auf. Ein vergilbtes, scharfkantiges Papier ist drin. „Lies es vor, ich hab' nicht die Brille."

Wie erzittern lassende Ströme geht's vom uralten Blättlein aus, durch Mizzis junge Arme zum Herz. Es sind eigenwillige Schriftzeichen. Schwer liest sie mit trockener Stimme. „Das Leben ist erst schön, wenn es voll Kampf ist, da können wir durch Liebe siegen. Ich hab' Schlesien verloren und tausend Sorgen. Und wollt' nicht anders gelebt haben, als eingeklammert in die Müh' und Plag'. So ist's recht getan und anders ist's feig."

Schnell ist die Großmutter zugehumpelt, die Enkelin zu fangen; nun liegt sie in ihrem Schoß und schluchzt zum Steinerweichen: „Ich hab' ihn ja wirklich lieb." — „Ja, ja, Mizzikind, du mußt ihn dir holen." — „Ja, ja, Großmutter, das will ich auch tun." Und tränenüberströmt küßt sie die welken Hände. „Hab' Dank!"

Die alte Uhr freut sich, die Bilder nicken bedächtig einander zu, und das Schlössel in seinem desolaten Untergangskleid fängt einen Sonnenstrahl mit einem ganzen Fenster ein, den reflektiert es ins Zimmer. Wie eine Gloriole liegt's auf dem alten Papier.

Bildnis von Frau Professor Cramer
Gemälde von Ernst Heilemann

Das Marionetten-Theater Münchner Künſtler

Es iſt gewiß kein Zufall, wenn das Marionettenſpiel im Süden — Aſiens und Europas — beſſer gedieh und gedeiht als im Norden.

Wo ordnungſtrenger Verſtand im Leben und unwillkürlich auch in der Kunſt auf gediegene Sachlichkeit, auf richtige Zahlen und Maße hält, wird man ſich nicht leichtherzig bequemen, Drahtpuppen in winziger Wiedergabe menſchlicher Lebensgröße als Schauſpieler ernſt zu nehmen, den dramatiſchen Schickſalen grotesker Holzköpfe den vollen Herzensanteil zu gönnen. Wo dagegen in freigebigerem Sonnenlicht die Sinnenfreude immer der Logik ein wenig überlegen bleibt, wo der Glaube ſich mit Inbrunſt dem Unwirklichen ergibt und tote Abbilder heiliger Geſtalten mit wundertätigem Leben erfüllt, da iſt es nur natürlich, daß die Marionette als vereinfachtes Ebenbild des Menſchen willig anerkannt wird und die unverkümmerte Phantaſie mit Vergnügen ergänzt, was zur Mannigfaltigkeit der organiſchen Bewegung noch fehlen ſollte.

Daß in Deutſchland die Wiedergeburt des Marionettenſpiels, die wir ſeit einem halben Jahrdutzend wahrnehmen, von München ausging, hängt außerdem natürlich mit dem beweglichen und geſchmacksſicheren äſthetiſchen Trieb zuſammen, der in dieſer Kunſthauptſtadt lebt und ebenfalls längſt Tradition geworden iſt. Im „Marionetten-Theater Münchner Künſtler", das ſeit kaum zwei Jahren im Münchner Ausſtellungspark auf der Thereſienhöhe ein wundervolles Dauerheim beſitzt, hat die europäiſche Puppenbühne wohl ihre höchſte Stufe der Vornehmheit ſeit Menſchengedenken erreicht. Der Gründer und Inhaber dieſes Theaters, der Münchner Schriftſteller Paul

Theaterzettel-Rahmen

Zeichnung von Paul Neu

Brann, ſtammt zwar aus Schleſien, und der Erbauer ſeines Theaters, der bekannte jüngere Architekt Paul Ludwig Trooſt, kam vom Rhein an die Iſar. Aber das tut gar nichts. Beide ſind im künſtleriſchen München eingewurzelt, die Münchner Lebensluft iſt frühzeitig ihr Element geworden.

So wenig Sicheres man von den Uranfängen des Puppenſpiels weiß, gewiß iſt doch, daß es — ähnlich dem Schattenſpiel — zu den allerälteſten Kulturdingen der Menſchheit gehört. Aus dem Morgenlande drang es erſt vor wenigen Jahrhunderten in Europa ein. Zu Paris hatte man im XVII. Jahrhundert eine ſtändige Marionettenoper. Wenn man aber ſeitdem lange glaubte, die Marionetten ſeien dort erfunden worden, ſo irrte man ſich wieder einmal zugunſten der „Lichtſtadt“. Die Griechen des klaſſiſchen Zeitalters kannten ſchon das Puppenſpiel, und darüber hinaus läßt es ſich bis tief ins indiſche Uraltertum zurückverfolgen. Noch vor der Blütezeit des indiſchen Dramas, mehr als drei Jahrhunderte vor Chriſtus, genoß es bei den Indern ſchon die höchſte Volkstümlichkeit und ward in China und Japan zur techniſchen Vollendung geführt. Stellt man ſich dabei auch nicht eine beſtimmte Bühnenform vor, ſo darf man ſagen: Das Puppenſpiel iſt im Kern mindeſtens ſo alt wie das Theaterſpielen von leibhaften Menſchen, genau ſo alt alſo wie der Spieltrieb in den Sterblichen; und das heißt wohl: ſo alt wie das Menſchengeſchlecht ſelbſt. Die erſte Frau, beiſpielsweiſe, die einem Mann die ewige Komödie der Liebe vorſpielte, erfand das Theater der großen Leute. Und das erſte Kind, das ein Stück Holz oder ein Tuchknäuel zum lebendigen Spielzeug erhob, ward der eigentliche Schöpfer des Puppenſpiels.

Mit allergnädigſter Erlaubniß einer hohen Obrigkeit
werden die allhier anweſende
Marionetten-Spieler
heute wiederum ihr Theater eröffnen, und auf demſelben mit ihren Marionetten aufführen:
Eine ſehenswürdige ſowohl ſerieuſe als lächerliche
Haupt-Comödie,
Betitelt:
Das wunderbarliche Leben und Ende
Des weiland berühmten
D. JOANNIS FAUSTI,
ehemaligen
Profeſſoris in Wittenberg,
Mit Hanns-Wurſt: Erſtlich lächerlichen reiſenden Wandersmann, 2tens curieuſen Famulus bey dem Fauſt, 3tens furchtſamen Teufels-Beſchwerer, und 4tens luſtigen Nachtwächter.
Hierauf folget ein luſtiges Nach-Spiel.
Der Anfang iſt das erſtemal um 1. Uhr.
Die Perſon zahlt auf dem erſten Platz 1. Batzen, auf dem zweyten 2. Kr.
Die Haupt-Comödie gehet an um halb 8. Uhr, die Perſon zahlt auf dem erſten Platz 3. Batzen, auf dem zweyten 2. Batzen, auf dem letzten Platz 1. Batzen.
Der Schau-Platz iſt allhier auf der Allerheiligen-Gaſſe, in der groſſen Bude bey der Windmühl.

Frankfurter Marionettenzettel aus der erſten Hälfte des XVIII. Jahrhunders
Nach dem Unikum der Sammlung Mentzel in Frankfurt

Vom Kinderſpiel mit der Puppe bis zur Marionettenbühne und namentlich bis zu ihrer Wiedergeburt aus dem Geiſt der modernen Münchner Innenkunſt, iſt's freilich noch ein weiter Weg. Dieſe Entwicklung erhielt den entſcheidenden Anſtoß vermutlich dadurch, daß romantiſche, wirklichkeitfliehende Stimmungen ſich vom Drama des wirklichen Lebens und zugleich auch von der Schauſpielerei lebendiger Menſchen abwandten. Den Wirklichkeitmüden, den Phantaſiemenſchen genügte es noch nicht, daß Ort und Zeit verlegt, daß Geſtalten, Sprache, Sitte, Bau- und Kleiderſtil fremder oder unwirklicher Art vorgeſtellt wurden, wie das alles ja im romantiſchen, im ſogenannten geſchichtlichen, überhaupt im gehobenen Drama auf der großen Bühne zu haben iſt. Solche entſchiedene Romantiker der grauen Vorzeit wollten gar keine Vortäuſchung wirklichen Menſchenlebens ſehen, wenn ſie ins Reich der Träume flüchteten. Sie fühlten ſich getrieben, auch das allerwichtigſte Mittel der Darſtellung, den Schauſpieler, zu entwirklichen.

Und indem ſie, dämmerigen Gefühls, einen künſtlichen, äußerſt vereinfachten Er-

satz für die lebendigen, lebensgroßen Spieler suchten, trafen sie die Puppe, die schon durch die außerordentlich verringerten Maße, vor allen aber durch ihre — wenn das Wort erlaubt ist — unverwüstliche Leblosigkeit jeden Gedanken

Faust und Kasper. Szene aus dem Puppentheater des Karl Kappahn (Zweite Hälfte des XIX. Jahrh.)
Nach einer Photographie von Prof. Dr. A. Kollmann in Leipzig

an ernstlich vorgetäuschte Lebenswirklichkeit ausschloß. Das Puppentheater bietet sicherlich ein ideales Feld für die Betätigung des Spieltriebs; da wird nicht bloß mit Welt und Schicksal gespielt, wie auf dem gewöhnlichen Theater, sondern außerdem mit dem Theaterspiel selbst wiederum ein Spiel getrieben. Soweit die Spielerei künstlerisch oder auch nur kunstähnlich werden sollte, wurde auch sie unversehens aufs neue den Grundgesetzen der Kunst unterworfen. War man glücklich nach Liliput entflohen, so fand man auch dort wieder die Notwendigkeit, bezeichnende Züge des großen wirklichen Lebens auszulesen und sie — dichterisch wie darstellerisch — zusammenfassend zugestalten. Natürlich entzieht es sich heute jeglicher Nachforschung, wieviel Anteil die romantische Abseitigkeit und wieviel die kindlich einfache Spielfreude am Zustandekommen der Puppenbühne gehabt haben mögen.

Papa Schmid agiert

Soviel nur steht fest, daß diese vielfach unterschätzte Kleinkunst ihre eigentümlichen Reize hat und auf jeden aufmerksam Genießenden eine fesselnd zwiespältige Wirkung übt. Selbst bei ganz anspruchslosen Kasperlscherzen zeigt sich das, entschiedener freilich bei psycho-

Papa Schmid. Zeichnung von Franz Ondrusek

logisch kniffligeren Dichtungen.

In der Vergangenheit, namentlich im XVIII. Jahrhundert und im Anfang des XIX., war das Marionettenspiel fast überall in Deutschland wohlbekannt. Beim Publikum der preußischen Hauptstadt, nicht zum wenigsten bei den Ästheten und der romantisch gestimmten Gesellschaft, hatte vor gerade hundert Jahren das Marionetten-Theater von Schütz und Dreher großen Erfolg. Der altberlinische Puppenspieler Richter lebt noch in einem Berliner Kindervers fort. Von keinem Geringeren als Heinrich von Kleist ist uns ein genial-tiefsinniger Aufsatz „Über das Marionetten-Theater" erhalten. Er sucht die geheimnisvolle Anmut der Puppenbewegungen zu ergründen und läßt erkennen, daß der große Dramatiker die Marionettenspiele mit ungewöhnlichem Interesse beobachtet haben muß.

Das Schmidsche Marionetten-Theater in München

Das Brannsche Marionetten-Theater im Münchner Ausstellungspark

Einen anerkannten Operntänzer läßt er den Gedanken aussprechen, daß ein Tanzkünstler für seine Ausbildung viel von der Pantomimik dieser Figürchen lernen könne. Mit besonderem Vergnügen wird eine Marionettengruppe von vier Bauern erwähnt, die nach einem raschen Takt die Ronde tanzten; sie „hätte von Teniers nicht hübscher gemalt werden können". Weiter wird bemerkt, daß zwar der Kreis der

Zuschauerraum und Bühne des Brannschen Marionetten-Theaters Münchner Künstler. Architekt: Paul Ludwig Troost

Bewegungen, die der Drahtpuppe zur Verfügung stehen, beschränkt sei, daß aber „diejenigen, die ihr zu Gebote stehen, sich mit einer Ruhe, Leichtigkeit, öfters mit Anmut vollziehen, die jedes denkende Gemüt in Erstaunen setzen“. Er berichtet von einem Marionetten=Theater, das auf dem Markt zusammengezimmert war und „den Pöbel durch kleine dramatische Burlesken, mit Gesang und Tanz durchwebt, belustigte“.

Wie Goethe am Puppenspiel, das ihm in der Kindheit die entscheidenden Kunsteindrücke gab, mit zäher Liebe gehangen hat, wissen wir aus „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ und noch genauer aus dem „Urmeister“. Es ist nur schade, daß dabei für die Puppendramatik nicht mehr herauskam, als einige Satiren, die als moralisch=politisches Puppenspiel betitelt wurden, ohne sonderlich für die Marionettenszene gearbeitet zu sein. Die Romantiker (Arnim, Brentano) und die schwäbischen Dichter (Kerner, Uhland, mittelbarer Mörike in seinem phantasmagorischen Zwischenspiel „Der letzte König von Orplid“) haben sich mit mehr oder weniger Begeisterung der anderen Kleinbühne, dem Schattenspiel zugewendet. Ein minder bedeutender, aber liebenswürdiger und erfindungreicher Dichter der spätromantischen und epigonischen Zeit erst, der vielseitige Kunstliebhaber Graf Pocci in München, ward zum Förderer und Erhalter des Marionettenspiels. Und auch dies hilft erklären, warum heute allein in München das bessere Puppentheater auf eine ununterbrochene Überlieferung von vielen Jahrzehnten zurückblicken kann.

Außer dem „Marionetten-Theater Münchner Künstler“ besteht noch jetzt in der bayrischen Hauptstadt eine alte anspruchslosere Bühne verwandten Wesens, das „Münchner Marionetten=Theater“ des einundneunzigjährigen Papa Schmid. Seit mehr als einem halben Jahrhundert hat er den Münchnern, im besonderen den jeweils jugendlichen, die Freude an seiner dramatischen Kleinkunst lebendig erhalten. Die Grundlage dieses Kunstinstituts stammt von dem General Karl Wilhelm Freiherrn von Heydeck, der

Plakat von Lucian Bernhard

Marionetten=Theater Münchner Künstler: Bühnenvorhang von Wilhelm Schulz

als Schlachtenmaler wie als Stratege einen guten Namen hatte. Während der vierziger Jahre hatte er sich in München ein Marionetten=Theaterchen mit reizender Ausstattung und mehr als hundert künstlerischen Figuren geschaffen. Es wurden satirische und parodistische Stücklein gespielt, zum Vergnügen König Ludwigs I., der Tafelrunde Herzog Maxens und der Hofgesellschaft. Im Jahr 1858, kurz vor seinem Tod, gab Heydeck das Puppenspielen auf. Der damalige Aktuar Schmid erwarb das kleine Theater, auf den Rat des Grafen Pocci, der ihm in der Folge uneigennützig die beste Stütze ward. Pocci stand dem Puppenspieler Schmid bei, wenn bureaukratische Engherzigkeit seinem Unternehmen das Leben sauer machte; und er schenkte ihm mit der Zeit mehr als fünfzig Stücklein*), ohne Tan=

*) Eine Auswahl dieser lustig=tiefsinnigen Komödien erschien bei G. Müller in München.

Marionetten=Theater Münchner Künstler: Schlußszene aus Offenbachs komischer Oper „Das Mädchen von Elizondo". Ausstattung: Prof. Jos. Wackerle

tiemen dafür zu nehmen. Als der Aktuar längst den Ehrennamen Papa (Jungmünchens) erhalten hatte und Pocci längst entschlafen war, hatte das „Münchner Marionetten-Theater" trotz seiner Popularität noch wiederholt mit materiellen Schwierigkeiten zu kämpfen, die anscheinend hauptsächlich mit der Platzfrage zusammenhingen. Da nahm die Stadtgemeinde sich Papa Schmids an und ließ ihm, kurz nach dem 40jährigen Jubiläum seines Spiels, durch Theodor Fischer ein anheimelnd altväterliches Theatertempelchen bauen. Man hat daher dies Marionetten-Theater scherzend das Stadttheater Münchens genannt.

Paul Brann, der Schöpfer und Leiter des Marionetten-Theaters Münchner Künstler
Nach einer Aufnahme aus dem Atelier des Hofphotographen E. Bieber in Berlin

Bei Papa Schmid gingen nicht viel später die Scharfrichter ein wenig in die Lehre, als sie auf ihrem Künstlerbrettl die politisch-satirische Puppenkomödie wieder aufleben ließen. Sie entschieden sich allerdings der größeren Einfachheit halber für eine andere Art des Figurenspiels, für die derbere Technik des Kasperltheaters, wonach die Puppen größere Köpfe erhalten, auf Stangen getragen und von unten — um die Längsachse und am rechten Arm — bewegt werden. Die feinere Art des Marionettenspiels, die freihängenden „Darsteller" mit mehrerlei sinnreich angelegten Drähten von obenher recht differenziert zu bewegen, erfordert

Marionetten-Theater Münchner Künstler: Szene aus Adams komischer Oper „Die Nürnberger Puppe"
Ausstattung: Prof. Jos. Wackerle

Figuren aus den Puppenspielen der elf Scharfrichter in München
Entworfen von Waldemar Hecker

ohne Grund vergessenen Perlen der alten Spieloper wieder zu Ehren. Ein lustiger Hausgeist wie Poccis unvermeidlicher, unverwüstlicher, zynisch-argloser Kasperl Larifari — ein richtiger Nachkomme des altindischen Vidusaka — kann diesem Theater der kunstgewordenen Spielerei auch auf seiner obersten Entwicklungstufe nicht schaden. Daß aber darüber hinaus weit nachhaltigere dichterische Wirkungen des

einige liebevolle Übung und setzt ein gewisses Talent voraus. Ein erstklassiger Marionettenführer muß immerhin mehr Bühnenblut in sich haben als ein mäßiger Heldenspieler auf einem großen Durchschnittstheater.

Auch Paul Brann empfing von Papa Schmid erste Anregungen, stellte aber sein Unternehmen von vornherein auf eine andere Grundlage. Für seinen Spielplan übernahm er zwar einige von Poccis Kasperliaden mit und ohne großartige Zauberei. Doch wagte er sich daneben gleich an literarische Experimente und brachte die

Marionettenspiels möglich sind — in Japan nimmt man es seit Jahrhunderten künstlerisch ernst — das hat in Deutschland zuerst, mindestens für uns Heutige, die künstlerisch gehobene Bühne Paul Branns dargetan. Und nicht bloß in Isar-Athen, sondern auf ausgedehnten Gastspielreisen auch in vielen anderen Städten Deutschlands und wiederholt in Berlin, in der Schweiz, in Wien und Paris.

Vielleicht fiel es dem „Marionettentheater Münchner Künstler“ im Experimentieren der Anfangsjahre nicht an allen Orten so leicht, das breitere Publikum anzulocken, wie es ihm gelang, die Freunde und Kenner der Kunst zu entzücken. Mag sein, daß nicht überall genug Phantasie und williger Sinn vorhanden ist, um sich auf die Reize der Miniaturkunst einzustellen und den künstlerischen Genuß mitspielend mitzuerarbeiten. Im übrigen lag solche Begrenzung des unzweifelhaften Erfolges ein wenig auch am anfänglichen Spielplan.

Wenn beispielsweise die gewiß aller-

Figuren aus den Puppenspielen der elf Scharfrichter in München
Entworfen von Waldemar Hecker

Marionetten-Theater Münchner Künstler: Schlußszene aus Mozarts komischer Oper „Bastien und Bastienne.“ Ausstattung: Prof. Jakob Bradl

Marionetten-Theater Münchner Künstler: Szene aus Glucks komischer Oper „Der betrogene Kadi", Figuren von Prof. Jos. Wackerle, Dekoration von Ernst Stern

liebste Spieloper Pergoleses „La serva padrona" und der anspruchslose Spaß „Kasperl als Porträtmaler" längere Zeit vor einigen anderen Komödien von Pocci und Hans Sachs den Spielplan beherrschten, so verlangte das Miniatur-Theater auf die Dauer von der Anziehungskraft seiner außerdramatischen Vorzüge zuviel, so bedeutend die auch sind. Die gedämpfte Tragikomik von Schnitzlers „Tapferem Cassian" wurde entzückend — um nicht zu sagen: unheimlich verlebendigt. Und in diesem Sommer ließ Maeterlincks kleines Drama „Der Tod des Tintagiles" seine naiv stilisierten Schauer der Todesangst nicht schwächer in empfindsamen Hörergemütern nachzittern, als es vor einem Jahrzehnt bei der Gesellschaft-Aufführung im Münchner Gärtnerplatztheater geschah. Nur würde solche Atelier-Romantik von Dichtern wie Schnitzler, Maeterlinck, Hofmannsthal nicht geeignet sein, allein das Marionetten-Theater der Künstler zu der Volkstümlichkeit zu führen, die es mit einem kräftigeren Spielplan erreichen muß und die es nach Wesen und Geschichte anzustreben hat.

Es fehlte eine Weile zwischen dem Hanswurstspaß und der Ästhetensensation ein Stamm von gemeinverständlichen und stark fesselnden Stücken heiteren und ernst-heiteren Schlages (mit Maßen darf auch reiner Ernst gegeben werden). Vom Leben der Zeit könnte ruhig noch mehr hervortreten. Für eine Satire z. B., die sich mit frischem Humor in den Grenzen des guten Geschmacks hielte, wäre gerade auf der Marionettenbühne die rechte Heimstatt gefunden. Man möchte sogar meinen, eine löbliche Polizei würde nach dieser Richtung hin dem Marionetten-Theater mehr Freiheit als allen großen Bühnen gewähren, weil die Miniaturmaße und die unüberwindliche Stilisierung allen Wirklichkeitstoffes ja immer das Gefühl des Spielens gegenwärtig erhält — ganz im Gegensatz zum Kino, dessen Gestalten doch stets Abklatsch des Lebens bleiben und in sentimentaler Vermummung nicht als gesteigertes, sondern als verlogenes Leben zu erscheinen pflegen.

Seit einiger Zeit schon zeigt sich das Marionetten-Theater Münchner Künstler erfreulich bedacht auf Bereicherung seines Spielplans und bringt neben dem Alten

Neues, neben Ernstem Heiteres, ja auch Übermütiges. Neben Poccis „Zaubergeige" errangen sich die allerliebste Hofkomödie „König Violon und Prinzeß Klarinette", Glucks reizendes Rokokospiel „Der betrogene Kadi" u. a. den wärmsten Beifall. Neuerdings verzeichnet der Spielplan noch diese bemerkenswerten Werke: Das alte Puppenspiel vom Doktor Faust, ein „Don Juan"-Puppenspiel, den „Verlorenen Sohn", Mozarts „Cosi fan tutte", Maeterlincks „Schwester Beatrix" und eine Lohengrin-Travestie von Friedrich Huch. Eine vielversprechende weitere Ausgestaltung ist also im Werk. Hoffentlich lohnt das Publikum die Mühen des Leiters.

Ganz unberechtigt wäre es allerdings nicht, wenn Paul Branns kleine Künstlerbühne deshalb zunächst nicht viel Gewicht auf ein abwechslungreiches Repertoire gelegt hätte, weil sie sich auf die ungewöhnlichen Reize alles Bildkünstlerischen und Szenischen verlassen hätte, die dies Marionetten-Theater Münchner Künstler zu einer wahren Musterbühne machen. Die Ausstattung umfaßt hier noch mehr als beim großen Theater: die sichtbar auftretenden „Darsteller" müssen ja selber erst von Menschenhand erschaffen werden. Ausgezeichnete Münchner Künstler wie Jakob Bradl, der humorvolle Holzbildhauer, Julius Diez, Gulbransson, Niemeyer, Salzmann, Wilhelm Schulz, Stern, Taschner, Wackerle wurden als Mitarbeiter für das Entwerfen oder Ausführen köstlicher Figuren, Gewänder, Dekorationen, Bühnenvorhänge, Plakate gewonnen. Das Reisetheater schon erhielt eine richtiggehende Drehbühne, die letzte, die der Erfinder Karl Lautenschläger, der bedeutende Maschineriedirektor der Münchner Hofbühnen, gebaut hat, und einen sehr komplizierten elektrischen Beleuchtungsapparat, der die feinste Schattierung der Lichtstimmungen ermöglicht. Kostbare Möbel stammen aus der Nymphenburger Königlichen Porzellan-Manufaktur.

In dem entzückenden Theaterbau nahe dem Münchner Künstlertheater, der nun seit zwei Jahren den Stammsitz des Marionetten-Theaters Münchner Künstler bildet, ist auf raffinierteste Künstlerweise Einfachheit mit prächtig dekorativen Wirkungen

Marionetten-Theater Münchner Künstler: Szene aus Pergoleses komischer Oper „La serva padrona", Ausstattung: Prof. Jos. Wackerle

Marionetten-Theater Münchner Künstler: Szene aus dem 3. Akt von Maeterlincks Mysterium „Der Tod des Tintagiles". Figuren von Prof. Jos. Wackerle, Dekoration von Ernst Stern

verschmolzen. Vom schlichten weißen Äußeren bis zu dem zierlichen blauroten Vestibül, zum weiß-grün-goldenen Einklang des Zuschauerraumes und zum Szenenzauber ist jede Einzelheit mit künstlerischer Liebe auserlesen und zum Ganzen abgestimmt. Zu alledem tritt in den Vorstellungen die unglaubliche Feinheit der Marionettenbewegung, unterstützt von wirklichen Sprech- und Singkünstlern: ein echtes Künstlertheater ist's also an der rechten Stelle, und zwar durchaus kein kleines in alledem, worauf es mehr ankommt als auf das Längenmaß. Willy Rath.

Marionetten-Theater Münchner Künstler: Fausts Höllenfahrt. Schlußszene aus dem alten deutschen Faustpuppenspiel

Im Schnee. Novelle von Emil Ertl

Der Champagner perlte in den Gläsern, da erhob sich der Bergdirektor und klopfte an seinen Kelch.

Er redete von einem Wunder, das sich zugetragen, von einer geheimnisvollen Macht, die blühenden Wohlstand in diesem entlegenen Gebirgswinkel hervorgezaubert und hundert fleißige Hände in Bewegung gesetzt hätte, daß sie der Erde ihre unterirdischen Schätze entrissen. Dann wurde er wärmer, menschlicher, deutlicher. Er dankte den Aktionären für das Vertrauen, das sie dem Unternehmen entgegenbrächten, dem Verwaltungsrat für die Fürsorge, die er ihm angedeihen lasse; er dankte insbesondere dem hochgeehrten Herrn Präsidenten, der trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit die Strapazen der Reise nicht gescheut hätte, sich persönlich von den Fortschritten des Werkes zu überzeugen, und diesem noch eine ganz besondere Auszeichnung dadurch habe zuteil werden lassen, daß er sogar sein liebreizendes Fräulein Tochter mit heraufgebracht hätte in die unwirtliche Höhe, damit sie einen Blick tue in die tiefe Nacht der Schächte, aus denen die tausendfachen Segnungen des Volkswohlstandes zutage gefördert würden. Und er schloß mit einem begeisterten Hoch auf den Verwaltungsrat der Viktoriagrube, auf diesen hochherzigen, einzigen Präsidenten und auf dessen Tochter, Fräulein Viktoria, die Taufpatin, die Schutzheilige gleichsam des ganzen Betriebes!

Die Hochrufe waren verklungen und das Klirren der aneinandergestoßenen Gläser, man setzte sich wieder auf seine Plätze, nur der Präsident blieb stehen. Mit der ihm eigenen diplomatischen Leutseligkeit, erwiderte er die Ansprache des Direktors. In schwungvollen Worten feierte er die großartigen Errungenschaften der modernen Technik, die es ermöglicht hätten, einen schon den Römern bekannten, schwer zugänglichen Bergbau, der, durch eingedrungenes Wasser ersäuft, länger als ein Jahrtausend hatte brach liegen müssen, mit bestem Erfolg wieder zu erschließen. Er lobte die Umsicht der technischen Oberleitung, sprach seine volle Anerkennung aus, gab die Versicherung, daß der Verwaltungsrat kein Opfer scheuen würde, den Betrieb den neuesten Anforderungen entsprechend auszugestalten, und hob schließlich sein Glas auf das Wohl des gesamten Personals, ganz besonders aber des leitenden Direktors, des ausgezeichneten Fachmanns und umsichtigen Geschäftsführers, den man mit Recht die eigentliche Seele der Viktoriagrube nennen dürfe!

Wieder klangen die Gläser, der Bergdirektor und die Ingenieure, die die moderne Technik in sich verkörpert fühlten, dankten geschmeichelt, während der Volontär, dem das Glück oder die feine Witterung des Bergdirektors seinen Platz an der Seite der Präsidententochter angewiesen hatte, die Gelegenheit wahrnahm, seiner schönen Nachbarin ein Schildpattkämmchen zu rauben, das langsam ihrem blonden Nackenhaar entgleiten wollte und zu Boden zu fallen drohte.

„Geben Sie her!" sagte sie zürnend und lächelte dabei.

Der Bergadjunkt, der an der andern Seite des hübschen jungen Mädchens saß, bemerkte in seiner Verliebtheit nicht, was vorging, und hob ehrerbietig sein Glas: „Erlauben gnädiges Fräulein auf das Spezielle! Es ist wirklich zu gütig von Ihnen gewesen, daß Sie mit heraufgekommen sind, unsere Arbeit zu segnen. Ich werde diesen Tag nie vergessen!"

Während sie mit ihm anstieß, ärgerte sie sich ein wenig über seine Feierlichkeit und fand es kindisch, daß er von dem bißchen Schaumwein gleich rote Backen bekam.

„Ach, es ist wirklich nicht mein Verdienst, wissen Sie. Bloß daß ich mich gerade mit Papa auf der Rückreise befand und er endlich einmal das Werk besichtigen wollte, da wir schon in der Nähe vorüberkamen ... Wir waren nämlich in Südtirol, in Meran, wo Papa die Traubenkur gebrauchte. Und ich, ich habe halt Tennis gespielt... Spielen Sie auch Tennis?"

„Unbedeutend, ich komme wenig dazu."

„Also ein Musterknabe?" sagte sie.

Er geriet in Verlegenheit: „Mein Gott,

ich habe wirklich viel zu tun. Und dann muß ich jede Woche ein paarmal in die Stollen, da kommt man müde heim ..."

Der Volontär auf der andern Seite machte einen Witz, da fing die Präsidententochter herzlich zu lachen an. Sie kannte den Volontär schon lange, aus der Stadt, — sein verstorbener Vater war ein Freund des ihrigen gewesen. Und unter allen jungen Leuten ihres Kreises gab es keinen, der ein fröhlicheres Gemüt besessen und über eine ausgelassenere Laune verfügt hätte.

Mittlerweile hatte es vor den niedrigen Fenstern des Werkhauses leise zu schneien begonnen. Der Bergdirektor, der es bemerkte, befahl einem der aufwartenden Häuer, dafür Sorge zu tragen, daß der schwarze Kaffee so rasch als möglich serviert würde. Die Zigarren wurden angezündet, und bläuliche Rauchwolken, wie Nebelstreifen, die an den Gebirgen hängen, zogen langsam durch die weißgetünchte, geschmückte Werkstube hin, die man ganz ausgeräumt hatte, um Platz für die Festtafel zu schaffen.

„Wie haben Sie das nur zuwege gebracht, bester Direktor?" sagte, ein leises Gähnen unterdrückend, der Präsident. „Ein so exquisites kleines Diner — mitten in der Einöde, wo die Füchse einander Gutenacht wünschen?"

Eine Kleinigkeit war es freilich nicht gewesen. Der Betrieb ruhte längst hier oben um diese Jahreszeit, das kleine Werkhaus stand verschalt und eingewintert; bloß zwei Feierzeithüter und ein Wässerer hausten noch darin, zur Bewachung. Und nun hatte plötzlich der Präsident seinen Besuch angesagt. Da hieß es den gleichsam in Winterschlaf versunkenen Organismus künstlich galvanisieren, daß er wenigstens für diesen einen Tag etwas wie einen Schein von Leben gewann; denn der Präsident, wenn er schon der Grube die Ehre seines Besuches zuteil werden ließ, sollte doch auch einen Eindruck davontragen — natürlich! Darum war aus dem Marktflecken im Tal, wo die Werksverwesung sich befand, schon am Vortag eine ganze Expedition aufgebrochen, alles gehörig vorzubereiten: Ein paar Träger mit Buckelkörben, die mit Proviant, Koch- und Tafelzeug beladen waren, ein Dutzend Häuer, die Holz zu spalten oder sonstige Handlangerdienste zu leisten, das Haus notdürftig instand zu setzen und die Beleuchtung der Stollen zu besorgen hatten, endlich eine Persönlichkeit, die nicht zu den unwichtigsten zählte: die Köchin der Frau Bergdirektor. Indessen erwähnte der Direktor von solchem Aufwand jetzt nichts. Wenn der Präsident nur zufriedengestellt war, das blieb die Hauptsache. Leid tat ihm bloß das eine, daß er den Betrieb nicht in seinem vollen Glanze hatte zeigen können. —

„Schade, daß der Herr Präsident nicht in der Lage waren, uns ein paar Wochen früher zu beehren!"

„Sie wissen, lieber Direktor, was für ein vielgeplagter Mann ich bin!"

„Gewiß! Natürlich! Ihre kostbare Zeit! Wir müssen überhaupt dankbar sein ..."

„Es war meine Pflicht, dem Verwaltungsrate gegenüber."

Er hielt sich die Hand vor den Mund und versuchte das Gähnen, das ihn abermals anwandelte, durch ein Hüsteln zu verschleiern.

„Ein bißchen strapaziös war es im Schacht, das muß ich gestehen. ... Übrigens bin ich gewöhnt, nach Tisch ein Stündchen zu ruhen. Gibt es denn hier so etwas wie einen Diwan?"

In der Kanzlei nebenan befand sich zum Glück ein solches Möbel, und daß an einigen Stellen das Seegras aus dem Lederbezug hervorguckte, störte den Präsidenten wenig, so peinlich es in diesem Augenblick den Bergdirektor berührte.

Draußen hatte inzwischen ein mächtiges Gestöber eingesetzt; es war der erste Schnee in diesem Jahre, und nun kam er gleich in Massen. Durch die bergseitigen Fenster sah man es bereits wie ganze Schwärme müder weißer Tauben auf den dunklen Zweigen der Schirmtannen sitzen. Und auf der andern, auf der freien Seite, wo das kleine Steinhaus gegen eine Stufe des Tagschurfes vorgeschoben stand und bei reinem Wetter ein weiter, prachtvoller Ausblick ins reichgestaltete Bergland vor den Fenstern lag, da wirbelten die geschäftigen Flocken wie ein trüber Schleier von schwärzlichen Tupfen gegen den helleren, gleichmäßig weißgrauen Himmel ...

„Lassen Sie uns Schneeball werfen!" schlug Fräulein Viktoria vor.

Die jungen Leute liefen ins Freie und fingen an, einander zu bombardieren. Die Häuer und Knechte, die unter der Eingangstür standen, schauten ihnen dabei zu, ernst und ein wenig verwundert wie alle Arbeitsmenschen, die Stadtleute sich zwecklos plagen sehen.

Am tollsten von allen hatte Fräulein Viktoria es getrieben. An der Seite des Volontärs, trat sie atemlos und erhitzt in den Schutz des weit vorgekragten Hausdaches zurück, während der Bergadjunkt und ein paar junge Ingenieure die Schneeballschlacht fortsetzten. Ihre Wangen glühten in der frischen Bergluft und durch die Gesundheit des jagenden Blutes. Sie lachte unbändig, der Volontär sprudelte nur so, immer hatte er eine spaßhafte Bemerkung auf den Lippen. Es ging ihm der Faden nicht aus, wenn er mit ihr beisammen war; niemand regte ihn an wie sie, denn sie war sein dankbarstes Publikum.

Plötzlich erinnerte sie sich: „Sie haben noch immer mein Kämmchen, Herr von Polt!“

„Und ich behalt' es auch. Zum Andenken. Bis auf weiteres wenigstens.“

„Bis wann?“

„Bis ich es Ihnen eigenhändig ins Haar stecken darf. An einem wunderschönen Morgen im Mai ...“

Er sah ihr so eigentümlich in die hellgrauen Augen, daß sie verwirrt den Blick abwenden mußte. „Keck sind Sie eigentlich!“ sagte sie entrüstet ... „Arbeiten Sie denn wirklich etwas, hier?“

„Aber ich bitte Sie, Fräulein Viferl! Was soll man in dem Nest da unten anderes tun? Ich kenne den Betrieb jetzt durch und durch. Es wäre hohe Zeit, daß Ihr Herr Papa mich in die Zentrale einberufen ließe. Aber den Winter, wünscht er, soll ich noch aushalten.“

„Er will sicher Ihr Bestes!“ sagte sie warm.

„Ich bin überzeugt davon. Bloß um den Fasching tut's mir leid.“

„Ja, um den Fasching ist's sehr, sehr schade. Aber was kann man machen? ... Entsetzlich, wie proletarisch dieser Bergadjunkt angezogen ist. Ist er eigentlich ein tüchtiger Mensch?“

„Sehr!“

„Es gibt Leute, die man sich nicht in braunen Stiefeln vorstellen kann — finden Sie nicht? Oder trägt er manchmal auch braune?“

„Nie! Immer schwarze mit Kautschukzügen.“

„Das charakterisiert ihn.“

Der Bergdirektor trat aus dem Haus.

„Ich bin in größter Verlegenheit, verehrtes Fräulein. Sehen Sie, wie es schneit! Der Herr Präsident schlummert noch, und es wäre hohe Zeit aufzubrechen.“

„Es bleibt doch hell bis gegen sechs?“

„Das wohl. Aber ob wir noch durchkommen?“

„Oho! Meinen Sie? Vielleicht könnte man ausschaufeln lassen?“

„Einen Weg von drei Stunden? Übrigens will ich den Oberhäuer fragen.“

Der Oberhäuer, ein fester, graubärtiger Mann, der wie ein steinernes Denkmal in seinen Stiefeln stand, trat heran.

„Ausschaufeln? Bei dem Schnee? Da könnten wir stundenlang arbeiten, eh' wir einen Kilometer machen. Inzwischen schneit es hinter uns wieder zu!“

„Also, was sollen wir tun?“

„Hinunter so schnell wie möglich!“

Der Präsident war übel gelaunt wie immer, wenn er zu früh geweckt wurde.

„Haben Sie denn das Barometer nicht beobachtet? Einen solchen Schneefall hätte man doch voraussehen müssen!“

Der Bergdirektor knickte zusammen: „Es war so ein reiner Herbstmorgen ...!“

„Ein Bergdirektor ist für alles verantwortlich, was in den Bergen vorgeht,“ sagte Herr von Polt, den scharfen Ton des Präsidenten leicht persiflierend.

Da begriff der Gestrenge, daß er zu weit gegangen war, und zog mildere Saiten auf: „Mit den Wettermachern da oben ist freilich kein ewiger Bund zu flechten ...“

Als man endlich aufbrach, reichte der Schnee bereits bis zu den Knien. Vor dem Hause, wo die Tannen standen, ging es noch an. Aber weiter unten lagen die Schneemassen wie ein einziges, unendliches, makelloses, frisch aufgerütteltes Federbett über den ganzen Berghang gebreitet. Und vom Himmel ununterbrochen das lautlose Stöbern der Milliarden und Milliarden großer, weicher, weißer Flocken ...

Der Präsident stutzte, als er den Vortrab der Häuer sich in den hohen Schnee

hineinarbeiten sah, und blieb stehen: „Es sieht aus, als ob man stecken bleiben müßte! Werden wir überhaupt durchkommen?“

Da bückte sich der Oberhäuer, der ihm vorausschritt, ballte eine Handvoll Schnee und warf sie fort: „Hinunter kommen tun wir schon — wenn keine Lahnen niedergehen.“

Fräulein Viktoria kreischte auf: „Um Gottes willen! Gibt es Lawinen? Dann ist es ja geradezu gefährlich!“

„Also, ich bitte, meine Herren!“ rief der Präsident aufgebracht. „Können Sie garantieren? Einer Lebensgefahr möchte ich mein Kind nicht aussetzen!“

Garantieren konnte freilich niemand. Der Schnee fühlte sich weich wie Mehl an, die Bettelwurflawine allein, wenn die niederging, war imstande, den kleinen Zug unter sich zu begraben, wie wenn man eine volle Fuhre Staubsand über ein paar am Boden krabbelnde Ameisen ausleert.

Der Bergadjunkt erlaubte sich den Vorschlag, im Werkhaus zu übernachten. Wenn es den Herrschaften nicht gar zu unbequem wäre — das Ratsamste bliebe es auf alle Fälle. Bis zum nächsten Morgen würde aller Wahrscheinlichkeit nach Frostwetter eingetreten sein, dann könne man vollkommen sicher über den festgefrorenen Schnee hinwegschreiten und ohne jede Schwierigkeit das Tal erreichen.

Eine verlockende Aussicht war es gerade nicht, aber immer noch das Beste, was sich tun ließ, das begriffen alle. Man beschloß also, ins Haus zurückzukehren und sich einzurichten, so gut es gehen wollte. Herrn von Polt machte das Abenteuer Spaß, er unterhielt sich leise mit Fräulein Vikerl und war so aufgeräumt, daß auch sie es eigentlich ganz lustig fand hier oben. Die übrige Gesellschaft dagegen saß ziemlich verstimmt in der Stube beisammen und sah langsam die Dämmerung herabsinken, die um vieles früher eintrat als gewöhnlich; denn die ungeheuren Massen des ununterbrochen niederrieselnden Schnees verfinsterten den Himmel.

Indessen hob sich die allgemeine Stimmung wieder, als die Lampen angezündet wurden. Es war gar nicht so ungemütlich in der durchwärmten Stube, während draußen der Winter seinen verfrühten Einzug hielt. In einer Lade hatte sich ein abgegriffenes Spiel Karten gefunden, es wurde Poker gespielt, und der Präsident entschloß sich, die Bank zu halten. Er gewann, das machte ihm Spaß. Immer fideler und aufgeknöpfter wurde er, und das wirkte auch auf die anderen zurück; es war ein Lachen und Scherzen, als ob man sich zum Vergnügen hier oben zusammengefunden hätte. Schließlich wurde das Abendbrot aufgetragen. Es waren noch Lebensmittel und ein paar Flaschen Wein von Mittag übrig geblieben, und für wen es nicht langte, der hielt sich an Brot, Speck und Schnaps. Denn die drei Wächter, die im Hause überwintern sollten, waren für mehr als eine Woche mit Vorräten versehen gewesen. Das schwand jetzt freilich alles rasch dahin; was in der Herrenstube übrig blieb, wurde in der Gesindestube aufgegessen, wo Häuer, Träger und sonstiges Personal zu sättigen waren.

Schon völlig versöhnt, rauchte der Präsident seine Zigarre, da erhob sich eintöniges Gemurmel nebenan, von gedämpften Stimmen. Es waren die Knappen, die ihr Abendgebet verrichteten.

Er horchte auf: „Sind die so kirchlich?“

„Bergleute, die Tag für Tag der Gefahr ins Auge blicken —“ bemerkte der Direktor gleichsam wie zur Entschuldigung.

Der Präsident sah ihn groß an, sichtlich gereizt: „Gefahr!“ wiederholte er ärgerlich. „Welcher Gefahr? Ich denke, für unsere Betriebe geschieht, was menschenmöglich ist. Es wäre nur zu wünschen, daß die technischen Sicherheitsvorkehrungen überall auf derselben Höhe stünden wie bei uns.“

„Bei einem Bergbau,“ sagte der Adjunkt, „läßt sich die Gefährlichkeitsgrenze durch Vorsichtsmaßregeln hinausrücken, aber gänzlich beseitigen — nie!“

„Wenn ich auf der Straße spazieren geh', kann mir auch ein Dachziegel auf den Kopf fallen — natürlich!“

Die meisten Herren waren höflich genug, dem Präsidenten recht zu geben. Aber die Heiterkeit hatte ein Leck bekommen. Vielleicht weil die Knappen gebetet hatten? Oder weil das Wort Gefahr ausgesprochen worden war? Wer enträtselt die Psychologie einer Gesellschaft so verschiedenartiger Menschen, die sich unversehens in eine zum mindesten recht unbequeme Lage versetzt finden?

Denn unbequem blieb die Notwendigkeit, in dem keineswegs geräumigen und überdies mangelhaft eingerichteten Werkhause die Nacht zuzubringen. Indessen suchte man sich zu behelfen, so gut es anging. Für den Präsidenten, dessen Tochter, den Bergdirektor standen Strohsäcke zur Verfügung. Den vierten und letzten, der sich auftreiben ließ, hatte gegen ein ansehnliches Trinkgeld Herr von Polt, der Volontär, für sich zu ergattern gewußt. —

Im frühsten Morgengrauen des folgenden Tages erhob der Präsident seine Stimme: „Vikerl?"

„Papa?"

„Hast du schlafen können?"

„Fast gar nicht."

„Hoffentlich haben wir heute klares Forstwetter!"

„Ich will mal nachsehen."

Sie lief in Strümpfen ans Fenster und öffnete ein wenig: „Es schneit!"

„Stark?"

„Fürchterlich! Ärger als gestern. Es stöbert nur so!"

Unaufhörlich, mit einem leisen Knistern, wirbelte es vom grauverhängten Himmel. Über den ganzen weiten Abgrund des Tagschurfes hinweg sah man nichts als das unendliche Gewimmel der großen, federleichten weißen Flocken im trüben Frühlicht . . .

Als man sich in der Werkstube zusammenfand, sahen die meisten übernächtig aus; bloß Herr von Polt erschien à quatre épingles in seinem Homespun-Dreß, das allen falschen Falten vornehm widerstanden hatte. Er hatte sich das Antlitz mit Schnee gescheuert und machte einen rosigen und erfrischten Eindruck.

„Ein reizendes Wetter — was sagen Sie, Fräulein Vikerl? Ich bin für jede Minute dankbar, die ich gewinne. Wär' alles programmäßig abgelaufen, so säß' ich um diese Stunde längst wieder unten in der Kanzlei."

„Na, hören Sie, gerade reizend find' ich es nicht. Womit sollen wir die Zeit totschlagen?"

„Ich werde mir Mühe geben, Sie zu unterhalten," sagte er zuversichtlich.

Zum Frühstück gab es Einbrennsuppe, von dem letzten Mehl, das vorhanden war.

Es schneite ohne Unterlaß. Die Häuer stellten Versuche an, ob es nicht möglich wäre, mit Hilfe der Schneereifen und Skier, die sich im Hause fanden, vom Fleck zu kommen. Aber der Schnee, der bereits übermannshoch lag, war so weich und flaumig, daß er nicht trug. Man sank ein, unfehlbar, ohne Rettung.

„Zweck hätte es ohnedies keinen," sagte der Bergadjunkt. „Auch auf Skiern dürften wir jetzt nicht abfahren, wenn wir nicht unter irgendeinem Schneerutsch verschüttet werden wollen."

„Es bleibt nichts übrig, als einen Weg ausschaufeln zu lassen!" entschied der Präsident. „Telephonieren Sie hinunter: die ganze Knappenschaft soll antreten und uns entgegenarbeiten."

„Es hat keinen Zweck, Herr Präsident!" wiederholte der Bergadjunkt. „Der Weg läßt sich, solange das milde Wetter anhält, nicht forcieren, weder von unten, noch von oben, die Lawinengefahr ist zu groß."

„Telephonieren Sie!" herrschte der Präsident ihn an, der wie ein brüllender Löwe im Zimmer auf- und niederschritt.

„Telephonieren wir!" sagte Herr von Polt und zog den Adjunkten mit sich fort.

Aber das Telephon versagte, die Verbindung mit dem Tal war unterbrochen. Da bahnte der in der Brust des Präsidenten angesammelte Verdruß sich einen gewaltsamen Ausweg: „Das sind eure technischen Errungenschaften! Benötigt man sie einmal im Ernst, so kann man sicher sein, daß etwas daran nicht klappt!"

„Und das nennt sich das Zeitalter der Technik!" überschrie ihn Herr von Polt in scherzhafter Entrüstung.

Der Präsident stutzte und wußte nicht recht, ob der junge Mann sich über ihn lustig mache oder derselben Meinung sei wie er; entschied sich aber schließlich für das letztere.

„Nicht wahr? Das sag' ich auch! Was hab' ich von einem Telephon, das nur funktioniert, wenn es ihm gerade paßt!"

Überhaupt kam die geheime Überhebung des Juristen über den Techniker, die er für gewöhnlich in sich verschloß, jetzt offen zum Durchbruch. In jeder Bemerkung, die er machte, lag ein Ton von Gereiztheit, als ob sie schuld trügen an der Verlegenheit, in die man geraten war, als ob es ausschließlich ihre Sache wäre, einen Ausweg zu finden.

Herr von Polt, der gleich dem Präsi-

denten Jurist war, sekundierte ihm gelegentlich in spaßhafter Weise und zog seinen Grimm, indem er sich zu seinem übertreibenden Echo machte, ganz leise und vorsichtig ins Lächerliche. Dadurch gelang es ihm mehr als einmal, den Mißmut, den die Manier des Präsidenten wachrief, in Heiterkeit aufzulösen und manchmal sogar den Präsidenten selbst zu einem widerwilligen Lächeln umzustimmen.

Zum Mittagessen hatten sich nur mehr ganz spärliche Überreste von Nahrungsmitteln zusammenscharren lassen. Der Hunger fing an. Noch saß man ziemlich einsilbig bei der kargen Mahlzeit, als plötzlich die Fenster klirrten, ein donnerähnliches Geräusch aus dem Boden hervorbrach und langsam grollend wie ein wellenförmiges Erdbeben verebbte.

„Um Gottes willen, was war das?"

„Die Bettelwurflawine ist niedergegangen!"

Sie wußten es alle: Nun waren sie abgeschnitten von jeder menschlichen Hilfe. Ein ganzer Bergsturz kirchturmhoher Schneemassen lag quer über den Weg, der zu Tal führte.

Zur Hebung der etwas herabgestimmten Laune fand an diesem Abend Herr von Polt es angezeigt, ein Tänzchen zu veranstalten. Ein Häuer spielte die Mundharmonika, in der Herrenstube war Fräulein Viktoria, in der Gesindestube die Köchin Ballkönigin. Indessen mußte wegen des nagenden Hungers, der die Leistungsfähigkeit der Tänzer und Tänzerinnen empfindlich beeinträchtigte, das Vergnügen vorzeitig abgebrochen werden. Herr von Polt ging mit einem Servierbrett umher: „Bier gefällig?" Da glaubte mancher für einen Augenblick an einen glücklichen Fund im Keller. Schließlich begnügte man sich mit dem Wasser, das Polt in Gläsern herumreichte; ein klein wenig sättigte es doch auch.

Zwischen dem Präsidenten und seiner Tochter fand im Frühschein des folgenden Tages fast das gleiche Gespräch statt wie am vorausgegangenen Morgen.

„Vikerl?"

„Papa?"

„Wie's heut wohl sein mag?"

„Ich trau' mich fast nicht ans Fenster." Sie stand aber trotzdem auf: „Es schneit!"

„Geh, das ist gar nicht möglich!"

„Es wird einem ganz schwindlig, so wahnsinnig wirbeln die Flocken!"

Für eine dampfende Einbrennsuppe auf den Frühstückstisch hätte jetzt ein jeder mit Freuden all den Champagner hingegeben, der vorgestern geflossen war. Keine Spur von Lebensmitteln fand sich im Hause. Kleinlaut saß die Gesellschaft beisammen, erschöpfte sich in abenteuerlichen Vorschlägen und verwarf sie wieder.

„Sie wissen gar nicht, wie gut Sie es haben, Fräulein Vikerl!" sagte Herr von Polt. „Sie und die Köchin, alle Damen. Sie haben einen Gürtel, den sie enger schnallen können. Das gibt doch wenigstens einen gewissen moralischen Halt."

Den ganzen Tag über wurde es nicht recht hell in den Stuben, die riesigen Schneemassen, die ununterbrochen aus den Wolken stoben, verfinsterten die Luft. Es lag etwas Erhabenes in der ungeheuren Grabesstille, die auf Meilen und Meilen in der Runde das Werkhaus umgab, diesen kleinen, nichtigen Menschenbau, der wie ein graues Schwalbennest inmitten der unübersehbaren Wüste von verschneiten Gebirgen und Abgründen hilflos am Berghang klebte. Und in merkwürdigem Gegensatz zu dieser unendlichen Stille, die den ganzen Weltraum zu füllen schien, stand das rastlose Wimmeln und Wirbeln der wie in tauber Leidenschaft miteinander um die Wette jagenden Schneeflocken.

Herr von Polt hatte sein Versprechen, für Fräulein Viktorias Unterhaltung zu sorgen, nach besten Kräften erfüllt. Aber je ernster die Lage wurde, um so mehr erschöpften sich die Gespräche. Die Laune litt schließlich doch unter dem Hunger. In den Salons der Stadt hatte sie ihn nur als Löwen gekannt und sich ganze Ballnächte hindurch königlich mit ihm amüsiert. Aber Not und Gefahr standen ihm entschieden schlecht zu Gesicht. Es stellte sich heraus, daß sie eigentlich nicht allzuviel miteinander zu reden wußten. Herr von Polt war mehr ein Freund für die sonnigen Tage als für die trüben. Das war seine natürliche Eignung. Viktoria hatte das Gefühl, daß er jetzt halb und halb versagte, und das steigerte die unausgesprochene Sorge, die sie insgeheim bedrückte.

„Warum sind Sie so schweigsam geworden?

„Ach wenn man ewig nichts sieht als Schnee, das macht einen schließlich stumpf."

Sie stand neben ihm am Fenster und kämpfte mit dem Weinen. Es schneite und schneite. Hunger und Angst peinigten sie. Der Bergadjunkt trat heran und erkundigte sich nach ihrem Befinden.

„Sie sehen angegriffen aus, gnädiges Fräulein; erlauben Sie, daß ich Ihnen einen kostbaren Fund übergebe."

Fräulein Viktoria schlug einen tränenvollen Blick zu ihm auf und sah, daß es ein in Stanniol gewickeltes Täfelchen Schokolade war, das er ihr darbot.

„Gott, woher haben Sie das?"

„Im Futter meines Rockes hat es sich soeben gefunden," sagte er lachend. „Ich pflege immer ein paar solcher Dinger zu mir zu stecken, wenn ich in den Stollen einfahre, und da meine Tasche zerrissen zu sein scheint, so hat sich eins davon ins Futter verkrochen. Wer weiß, wie lange es sich schon darin verborgen hält."

„Und darf ich denn wirklich? . . . Nein, Sie müssen es selbst essen!"

„Nehmen Sie es ohne Bedenken!" sagte er freundlich. „Ich bin einmal sechs Tage und Nächte ohne Speise und Trank im Schacht verschüttet gewesen und hab' es ausgehalten. Seither war es eben, daß ich die Gewohnheit annahm, immer eine Kleinigkeit bei mir zu tragen. Ich segne jetzt diese Gewohnheit, wenn Ihnen die Schokolade wenigstens im Augenblick über den ärgsten Hunger hinweghilft."

Andächtig verzehrte sie das Schokoladentäfelchen. Sie fand, daß es wie Manna schmeckte, und es kam auf einmal das Gefühl über sie, als müßte, wenn bei irgendwem, gerade beim Bergadjunkten, diesem festen, besonnenen, guten Menschen, Trost im Leid und Hilfe in der Not zu finden sein.

„Sagen Sie mir einmal ganz aufrichtig, bitte: Befinden wir uns in ernster Gefahr?"

Er sah ihr offen ins Gesicht.

„Wissen Sie, gnädiges Fräulein, ein Bergmann, der ein bißchen was erlebt hat, der läßt sich nicht so schnell einschüchtern. Ganz ungefährlich ist unsere Lage sicher nicht. Denn denkbar wäre es immerhin, daß das milde Wetter noch ein, zwei, drei Wochen anhielte. Und solange es anhält, ist es der Lawinen wegen ganz unmöglich, den Weg zu erzwingen. Bis dahin wären wir natürlich allesamt verhungert."

„Sie sprechen sich ziemlich rücksichtslos aus," bemerkte Herr von Polt.

„Ich sage es, wie es ist. Indessen rede ich nur von einer Möglichkeit, nicht von einer Wahrscheinlichkeit. Wie ich unser Gebirgsklima kenne, halte ich es für wahrscheinlicher, ja, ich möchte hundert gegen eins darauf wetten, daß innerhalb einiger Tage starker Frost eintritt. Dann sind wir gerettet. Aller Voraussicht nach werden wir also mit dem bißchen Hunger davonkommen. Im Hause selbst droht uns keine Gefahr. Bloß die Kanzlei, wo wir uns gegenwärtig befinden, halte ich nicht für ganz sicher. Darum habe ich es auch so eingerichtet, daß niemand hier übernachtet. Und wenn ich Ihnen und Herrn von Polt raten darf, so möchte ich empfehlen, sich auch tagsüber nicht in diesem Zimmer aufzuhalten."

„Warum eigentlich?" fragte Herr von Polt leicht geärgert. „Warum sollte gerade der Aufenthalt in diesem Zimmer nicht ganz sicher sein? Sie bringen es gerade so heraus, als ob ich das Fräulein einer Gefahr aussetzte!"

Fräulein Viktoria indessen schien unbedingtes Vertrauen in die Worte des Bergadjunkten zu setzen. „Kommen Sie! Gehn wir!" rief sie und flüchtete, als ob ihr eine Lawine auf den Fersen wäre, in die anstoßende Stube.

Die beiden Männer folgten, und der Bergadjunkt, der die Antwort nicht schuldig bleiben wollte, sagte ruhig, indem er einen Bleistift hervorzog und ungeniert auf die weißgetünchte Wand zeichnete: „Warum? Das will ich Ihnen sogleich erklären. Hier steht das Haus, sehen Sie, und hier ist die Halde hinter dem Haus, nicht wahr, die zum Wasserberg hinaufführt. Hier aber flacht die Lehne sich ab. Schneemassen, die vom Wasserberg gegen den Tagschurf niedergehen . . ."

Er machte einen Pfeil auf seiner Zeichnung und ließ einen dicken Strich, der einen Schneerutsch vorstellte, vom Wasserberg über die Kanzleistube hinweg in den Tagschurf abfahren. „Aller Schnee also," sagte er, „der vom Wasserberg in der Richtung gegen den Tagschurf abrutscht, kann das

Haus im großen ganzen nicht gefährden. Bloß sein östlichster Teil, in dem eben die Kanzleistube sich befindet, ragt ein wenig in die kritische Zone hinein. Darum sage ich, daß dieser Teil des Hauses mir immerhin etwas bedroht scheint."

„Sie sind ein Schwarzseher!" sagte Herr von Polt.

„Gar nicht! Ich rechne nur mit offenkundigen Tatsachen. In früheren, ausnehmend schneereichen Wintern, noch lange bevor dieses Haus gebaut wurde, sind ganz sicher Windlawinen über die Stelle, die ich als gefährdet bezeichne, hinweggegangen."

„Aber erlauben Sie mir, woher können Sie das wissen?"

„Das sagt mir ganz deutlich das Alter der Bäume, die hinter dem Hause stehn. Treten Sie vor die Tür, so werden Sie sich überzeugen, daß der Wald hinter der Kanzleistube und östlich davon um fünfzig Jahre jünger ist als die übrige Vegetation."

Nachdem der Bergadjunkt sich entfernt hatte, bemerkte Herr von Polt: „Erst spricht er von Verhungern, dann von Lawinen—. Wenn eine solche Gefahr bestünde, so hätten sie das Haus nicht gerade an diese Stelle gebaut."

„Die Erbauer haben halt einen Unsinn gemacht," meinte Fräulein Viktoria. „Jedenfalls scheint mir der Bergadjunkt ein außerordentlich scharfsinniger Beobachter."

„Ich finde, daß er ein Angstmeier ist. Kommt Ihnen das nicht auch so vor, Fräulein Vikerl?"

„Nein, das finde ich gar nicht. Übrigens heiß' ich Viktoria, nicht Vikerl, verstehen Sie, Herr von Polt?"

Inzwischen hatten Sorge und Hunger zu allerhand kleinen Explosionen geführt. Der Präsident ging mit schlechtem Beispiel voraus.

„Wissen Sie, Herr Direktor — alles was recht ist! Aber diese ewigen Redensarten vom Sieg der technischen Wissenschaften über die Natur, die können mir gestohlen werden! Wenn es sich noch um ein unvorherzusehendes Elementarereignis handelte — à la bonne heure! Aber eingeschneit werden — das scheint mir denn doch ein gar zu simpler Tod. Und wenn ihr uns mit eurer ganzen modernen Technik nicht einmal vor so was bewahren könnt, so solltet Ihr euch euer Lehrgeld mit Zinsen und Zinseszinsen zurückgeben lassen!"

Das war stark. Der Direktor wurde rot. Ganz ohne Galle war auch er nicht. Und auch ihn hatte der Hunger demoralisiert.

„Einen solchen Ton verbitt' ich mir, Herr Präsident! Unsere Pflicht haben wir Techniker immer getan, aber Herrgötter sind wir natürlich auch nicht, und daß hier eine force majeure vorliegt, begreift jedes Kind. Im Kampf mit der Natur gibt es eben Gefahren, denen der Mensch trotz aller Umsicht manchmal nicht gewachsen ist. Vom grünen Tisch aus ein Bergwerksunternehmen dirigieren, das ist freilich ein Kinderspiel im Vergleich zu dem, was wir zu leisten haben, und mit der Kuponschere hantieren ist auch keine allzugroße Kunst!"

Eine tiefe Verstimmung war die natürliche Folge solcher Ergüsse. Zum Glück machte eine soziale Gefahr, die sich gemeinsam gegen die Entzweiten erhob, sie rasch wieder zu Verbündeten. Der Revolution in der Herrenstube folgte die in der Gesindestube auf dem Fuße.

Einer von den Häuern, der im sozialdemokratischen Lager stand, fing an, Brandreden gegen das Kapital zu halten. Er schimpfte auf die Religion, die nichts als ein Maulkorb sei, den die Reichen den Armen mit Hilfe der Pfaffen angelegt hätten, und beteuerte, daß ein so günstiger Augenblick, die Lage des Proletariats zu verbessern, nicht so leicht wiederkehren würde. Denn gerade jetzt, wo die Unternehmer es einmal am eigenen Leibe spürten, wie der Hunger täte, müsse man ihnen Zugeständnisse abringen und in einem Augenblicke, wo sie selbst um ihr liebes Leben zitterten, ihnen deutlich machen, daß der Bergarbeiter nicht länger gesonnen sei, sich sein Leben Tag für Tag um wahre Schandlöhne abkaufen zu lassen. Es dauerte nicht lange, so fand er unter den durch Hunger zermürbten Gemütern Anhänger, die mit ihm Kreuz und Bein schwuren, daß etwas geschehen müsse.

Der Oberhäuer, der ein frommer und biederer Mann war, stellte seinen Kameraden vor, daß es Gottes Zorn herausfordern hieße, wenn sie eine schwere Prüfung, die über alle gemeinsam verhängt sei, dazu ausnützen wollten, ihren Brotherren das Messer auf die Brust zu setzen. Aber nur

Abend an der Ammer. Gemälde von Robert F. Curry

wenige schlugen sich auf seine Seite. Die Aufständischen stürmten, sobald sie sich überzeugt genug fühlten, vor den Präsidenten und Direktor und ließen es an turbulenten Auftritten nicht fehlen. Da sie durch wahnwitzige Drohungen Angst und Schrecken um sich zu verbreiten wußten, so verlegte man sich aufs Unterhandeln. Eine Lohnaufbesserung wurde stipuliert, die freilich im Augenblick wenig praktischen Wert hatte; denn den Unternehmern knurrte, während sie ihre Unterschrift auf das Schriftstück setzen, der Magen nicht minder verzweifelt als den Arbeitern selbst, und das mit Zugeständnissen für die Zukunft angefüllte Dokument ließ sich nicht in den kleinsten Laib Brot verwandeln.

Die Köchin, die schon so lange nichts zu kochen hatte und beschaulich von ihrem eigenen Fett zehrte, verhöhnte die Sieger und sagte, tief empört über die geschehene Gewalttat: „Jetzt kennens Ihre Papierl einpanieren lassen und fressen!"

Denn sie war eine Slawin und Freundin der Ordnung.

Der unerquickliche Tag ging nicht zu Ende, ohne daß der Aufruhr der Menschen einen Widerhall auch in der Natur gefunden hätte. Denn plötzlich, gegen Abend, erhob sich ein brausender Orkan, daß das Haus in seinen Grundfesten bebte. Der Bergadjunkt schrie, und alle folgten, von Angst gepeitscht, seinem Rufe und sammelten sich in der Werkstube, die am westlichen Ende des Gebäudes lag. Man hörte ein Krachen und Stürzen, ein ungeheurer Schneerutsch mußte der Windlawine auf dem Fuße gefolgt sein. Und dann trat allmählich wieder Ruhe ein, nur ein Nachpoltern der Massen noch, und schließlich völlige Friedhofsstille. Man öffnete die Türen, um zu untersuchen, was geschehen wäre, und fand den östlichen Teil des Hauses zerstört, das Dach darüber weggerissen, die Mauern ruinenhaft zum Himmel starrend, die ehemalige Kanzleistube mit festgestampftem Schnee und wirr durcheinandergeworfenen Baumstämmen erfüllt.

Die Lage der Eingeschneiten wurde durch dieses Ereignis noch wesentlich verschlimmert. Aus Mauerrissen und Spalten, die sich gebildet hatten, drang jetzt die Schneeluft in die Zimmer, das Dach war an mehr als einer Stelle durchlässig geworden. So kam es, daß die Stuben sich nicht mehr genügend erheizen ließen; zum Hunger, der bohrend und nagend in den Eingeweiden wühlte, gesellte sich die Kälte.

Vor dem Einschlafen, bereits auf seinem Strohsack ausgestreckt und mit allem beschwert, was sich halbwegs zum Zudecken verwenden ließ, sagte der Präsident, der immer elegischer geworden war: „Gute Nacht, Vikerl, schlaf wohl! Ob wir morgen noch einmal aufstehn, weiß freilich niemand. Geb' es Gott!"

„Warum eigentlich, Papa? Warum sollten wir den morgigen Tag nicht mehr erleben?"

„Weil wir alle in Gottes Hand stehen. Kann nicht eine neue Windlawine herunterfahren und das ganze Haus hinwegfegen, samt allem, was darin ist?"

„Nein, das kann sie nicht, Papa!" sagte Vikerl fest.

„Und weshalb nicht?"

„Weil die Schneemassen, die vom Wasserberg in der Richtung gegen den Tagschurf abrutschen, das Haus im großen, ganzen gar nicht gefährden. Bloß sein östlicher Teil, in dem die Kanzleistube lag, war davon bedroht, verstehst du?"

„Du redest ja wie ein Buch!" sagte der Präsident, trotz Hunger und Sorge lachend. „Woher kommt dir solche Weisheit?"

„Ach, irgendeiner . . . von den Ingenieuren einer, hat mir das erklärt. Und auf den kann man sich bestimmt verlassen, der versteht es, für den bürg' ich. Also schlafen kannst du beruhigt, Papa. Vor Lawinen sind wir hier sicher!"

„Mir soll's recht sein! Was nützt es uns übrigens, wenn die Lawinen uns verschonen? So verhungern wir halt."

„Nein, Papa, auch darüber kann ich dich beruhigen. Denkbar wäre es ja immerhin, daß das milde Wetter noch längere Zeit anhielte, aber das ist bloß eine Möglichkeit, keine Wahrscheinlichkeit, verstehst du? Viel wahrscheinlicher ist es, ja, hundert gegen eins kann man darauf wetten, daß innerhalb einiger Tage starker Frost eintritt. Dann sind wir gerettet. Aller Voraussicht nach werden wir also mit dem bißchen Hunger davonkommen."

„Meinst du?"

„Sicher!"

„Na, Gott geb's, Gott geb's! Wenn nur der verdammte Hunger nicht wär'!"

„Ja, der ist allerdings scheußlich!" sagte Vikerl.

„Man lernt doch nicht aus in diesem Leben. Ich habe ein solches Gefühl nie gekannt. Es ist, als ob die Eingeweide schreien wollten. Spürst du es auch so?"

„So ähnlich, Papa, ja! Ich glaube, wenn wir nicht wenigstens Wasser zu trinken hätten, dann wär' es überhaupt nicht auszuhalten."

Sie seufzten beide noch eine gute Weile.

„Also, jetzt endgültig gute Nacht!" sagte der Präsident schließlich.

„Gute Nacht!"

Als es auch am nächsten Morgen schneite und unaufhörlich stöberte, da war die Stimmung der Leute im Werkshaus ganz sanft, geduldig und milde geworden. Warm und liebevoll drückten sie einander die Hände zum Gutenmorgen und sahen sich still ergeben in die Augen dabei, so abgeklärt und wie rechte Brüder im Herrn. Der Oberhäuer war ein Evangelischer, in jungen Jahren zugewandert aus dem Reich, der setzte sich ohne viel zu sagen an den großen Tisch, an dem am ersten Tage die Herrschaften getafelt hatten, zog ein abgegriffenes Testament aus der Tasche und begann statt des Frühstücks vorzulesen. Und der Präsident mit seiner Tochter, der Bergdirektor und die Ingenieure, der Adjunkt und der Volontär, die Köchin und die meisten Häuer und Knechte, sie alle kamen einer nach dem andern heran, setzten sich um den Tisch und lauschten, in sich versunken.

Es war doch wenigstens geistige Nahrung . . .

Am Vormittag stand Fräulein Viktoria mit Herrn von Polt am Fenster, wo man über den Tagschurf hinweg das trostlose Schneetreiben am besten beobachten konnte. Er zwang sich zu einem Scherz und sagte: „Alles fänd' ich noch erträglich, in alle Nöten wüßt' ich mich zu schicken; aber daß man nicht einmal einen Raseur hier oben findet, das ist wirklich lästig!"

Sie hatte kein Verständnis mehr für dergleichen, schwieg und blitzte ihn bloß zornig an, aus ihren vor Mattigkeit halb erloschenen Augen. Dann wendete sie sich ab und preßte die Stirn gegen die kalte Scheibe. Da trat der Bergadjunkt ins Zimmer und ging auf sie zu. Sie erkannte ihn schon am Schritt und drehte sich rasch herum. „Wie sehen Sie aus? So erhitzt und gerötet!"

Er trocknete sich den Schweiß von der Stirn. „Ich habe die Leute organisiert. In drei Arbeitsschichten. Zwei Stunden Arbeit, zwei Stunden Ruhe für jeden. Wir schaufeln aus, wir bahnen einen Weg!"

„Ist denn irgendeine Aussicht durchzukommen?"

„Nein."

„Warum tun Sie es dann?"

„Weil wir sonst verzagen würden, gnädiges Fräulein. Es ist ganz merkwürdig, was für ein Segen in der Arbeit steckt. Wenn man hundertmal weiß, daß sie zwecklos ist, während der Arbeit selbst faßt man wieder Hoffnung und glaubt — woran? Ich weiß es nicht. An irgend etwas Unmögliches. Ich fühle mich, weiß Gott, ganz erfrischt nach meinen zwei Stunden. Man sollte meinen, man hielt's nicht aus, bei dem Hunger. Im Gegenteil! Stärkend wirkt es!"

„Das leuchtet mir eigentlich ein," sagte Fräulein Viktoria.

„Wer mittun will, ist eingeladen."

„Ich hätte beinahe Lust dazu. Die Langeweile und das Nichtstun demoralisieren am meisten. Man denkt an nichts als den Hunger und an die Gefahr."

„Erlauben Sie, Fräulein," sagte Herr von Polt. „Eine Maschine, die nicht geheizt wird, kann auch nicht laufen. Und ein Mensch, der keine Nahrung zu sich nimmt, zehrt von seinem Mark, wenn er sich anstrengt. Das sind Naturgesetze."

„Der Mensch ist aber keine Maschine," versetzte der Bergadjunkt. „Er hat auch moralische Qualitäten in sich, Energie des Willens, Spannkraft der Seele. Das bißchen Kräfteverbrauch schadet uns in unserm gegenwärtigen Zustand vielleicht weniger, als eine Auffrischung der Lebensfreudigkeit uns nützt. Ich spür' es an mir selbst."

„Spüren Sie, was Sie wollen," sagte Herr von Polt gereizt; „ich spare meine Lebenskraft und bewege keinen kleinen Finger. Für zwecklose Arbeit schon gar nicht."

„Sie ist nicht zwecklos, wenn sie uns

aufrecht erhält," beharrte der Bergadjunkt. „Übrigens können Sie es natürlich halten wie Sie wollen. Ich für mein Teil habe das Nichtstun satt, und gibt es keine Rettung, so will ich wenigstens in meinen Stiefeln sterben!"

„Ich arbeite mit! Teilen Sie mich ein!" rief Fräulein Viktoria begeistert.

Sie eilte mit ihm hinaus, erhielt eine Schaufel und arbeitete ihre zwei Stunden im stöbernden Schnee, so sauer es ihr wurde. Todmüde und doch erfrischt, mit Wangen, die glühten, kehrte sie in die Werkstube zurück und sank in einen Stuhl. Herr von Polt näherte sich, er sah übernächtig und vergrämt aus, der dunkle Anflug von Bartstoppeln an den Wangen tat seiner Schönheit gewaltigen Eintrag. Und das Homespun-Dreß war auch nicht mehr so tadellos wie am ersten Tage.

„Ist noch immer kein Barbier aufzutreiben?" sagte das Mädchen ihn hechelnd. „Sie hätten sich inzwischen wenigstens können rasieren lassen, es täte not."

„Sie werden sich zugrunde richten, Fräulein Vikerl. Das sind Sophismen, die der Bergadjunkt da predigt."

„Ach was! Er hat recht: Wir dürfen nicht klein beigeben! Ich habe einen Bund mit ihm geschlossen. Wir beide wollen wenigstens in unsern Stiefeln sterben!"

„Er — natürlich in seinen Zugstiefeln mit Kautschukeinsätzen?"

„Jeder, wie er sie hat. Übrigens haben Sie mich eben wieder Fräulein Vikerl genannt. Ich wiederhole, daß ich Viktoria heiße. Und dann haben Sie auch noch immer mein Steckkämmchen. Geben Sie es her!"

„Fräulein Vik — Fräulein Viktoria! Es wäre mir ein so liebes Andenken gewesen!"

„Die Haare gehn mir auf, bei der Schneearbeit, sehen Sie nicht?" sagte sie ungeduldig. „Und überhaupt — Andenken! Wer weiß, ob ich viel vor Ihnen sterbe? Voraussichtlich löschen wir ziemlich zu gleicher Zeit aus. Bitte!"

Sie streckte ihm ihre kleine Hand hin, zögernd langte er das Kämmchen aus seiner Tasche. Und mit einem energischen Ruck schob sie es in ihre Nackenhaare.

Besser hatte Viktoria nie geschlafen als die Nacht nach diesem ersten Tage ihres Lebens, an dem sie körperliche Arbeit im Freien geleistet. Und auch allen andern, die sich am Schneeschaufeln beteiligt hatten, erging es nicht anders. Ihr Eifer und ihr Beispiel hatten ansteckend gewirkt, sogar der Präsiden war nicht zurückgeblieben und hatte wenigstens für eine Stunde am Nachmittag die Schaufel zur Hand genommen. Während er sich sonst oft schlaflos mit Sorgen quälte, schlief er diesmal wie ein Gott, ohne aufzuwachen, bis tief in den Morgen hinein. Wenigstens war es schon merkwürdig hell und beinahe sonnig in der Stube, als er die Augen auftat. Er blickte nach seiner Uhr, es war erst sechs, er wunderte sich, sprang auf und eilte ans Fenster, das dick vereist war. Er riß es auf.

„Vikerl —!"

Sie fuhr empor.

„Vikerl —!"

Es klang wie Jubel, da stand sie bereits neben ihm am Fenster, eine eisige Morgenluft schlug ihr entgegen. Und sie sah einen zackigen weißen Schneeriesen, auf dem blendend hell die Morgensonne lag, in den wolkenlos blauen Himmel hineinragen. Rein wie Zucker glitzerte die verschneite Berglandschaft unter den Strahlen des blanken Tagesgestirns, das sich so lange hinter Wolkenschleiern verborgen gehalten hatte. Es war ein Prachttag voll makelloser Winterschönheit. Das Thermometer zeigte sechzehn Grad unter dem Nullpunkte.

Gerettet! Wer schöpft den Inhalt dieses Wortes aus?

„Ich mache eine Stiftung," sagte der Präsident, „ich hab's gelobt. Eine Wärmstube und eine Volksküche unten im Ort. Für Werksarbeiter, Schulkinder und alle, die es nötig haben ... Das heißt, ich werde den Antrag im Verwaltungsrat stellen; daß ich es aus eigenen Mitteln mache, kann niemand von mir verlangen! Nicht?"

Schon war es lebendig geworden im Haus. Man sammelte sich in der Werkstube, man schüttelte einander die Hände, fiel sich beinahe um den Hals.

Der Oberhäuer hob die Augen zum Himmel: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen! . . . "

„Es war vorauszusehen," sagte der Bergdirektor. „Wer die Gegend wie ich seit

zwanzig Jahren kennt, der hat es nicht anders erwartet."

Herr von Polt hatte seine Munterkeit wiedergefunden: „Am meisten freu' ich mich auf ein bißchen Seife. Das Beefsteak rangiert erst an zweiter Stelle."

Gleich sollte aufgebrochen werden. Die Häuer voran, setzte der kleine Zug sich in Bewegung. Auf halbem Wege kam ihm ein Trupp Bergleute von unten entgegen. All die Tage her war die gesamte Knappenschaft an der Arbeit gewesen, den Eingeschneiten Rettung zu bringen. Aber die Lawinen hatten sie am Vordringen gehindert, erst der Frost gab den Weg frei. Die Kolonne führte reichliche Vorräte von Lebensmitteln mit sich. Aber es befand sich auch der Bergarzt bei der Rettungsexpedition und hielt streng darauf, daß von dem Proviant nur ganz mäßiger Gebrauch gemacht, den geschwächten Magen nicht zu viel zugemutet würde.

Im Marktflecken angekommen, quartierte der Präsident mit seiner Tochter sich im Ortsgasthofe ein, wo ohnedies ihre Koffer standen. An eine Abreise war vorderhand nicht zu denken. Es handelte sich zunächst darum, die herabgestimmten Kräfte, die jetzt auf einmal ganz zu versagen drohten, wieder allmählich zu beleben und zu erneuen. Der Arzt verordnete sogar Bettruhe und leitete eine vorsichtige Mastkur ein.

Indessen waren innerhalb einer kleinen Woche alle schädlichen Folgen des Abenteuers beseitigt. Jetzt gab der Präsident ein Festessen im großen Saal beim Goldenen Stern, wo die Tauf-, Hochzeits-, Primiz-, und Leichenschmäuse der Gegend abgehalten zu werden pflegten. Alle Teilnehmer der schneereichen Expedition waren dazu geladen, natürlich nur was die Herrenleute waren. Der Präsident hielt eine formvollendete Tischrede. Er feierte die erprobte Technikerschaft der Viktoriagrube, deren Besonnenheit, Umsicht und fachmännische Tätigkeit sich in so ernster Gefahr neuerdings glänzend bewährt hätte. Ihr allein sei es zu danken, wenn auch in diesem Falle der Menschengeist einen vollen Sieg über die rohe Naturgewalt davongetragen habe. Der Bergdirektor toastete in begeisterten Worten auf den Präsidenten. Wie ein echter Soldat und getreuer General hätte er keinen Augenblick gezögert, Not und Gefahr mit seinen Truppen zu teilen. Ja, noch in der denkbar bedrängtesten Lage, wo alle verzagen wollten, sei er es gewesen, der durch Kaltblütigkeit, Ausdauer und ungebeugten Mut ein unvergeßliches Beispiel von Pflichttreue und Selbstverleugnung gegeben habe. Und auch die Häuer und Knappen, die den gefahrvollen Winterfeldzug mitgemacht, nahmen in ihrer Weise an der Festfeier teil, indem sie als Mitglieder der Bergkapelle die Tafelmusik besorgten.

Fräulein Viktoria saß zwischen dem Bergadjunkten, der ein ziemlich langweiliger Tischnachbar war, und dem Volontär, dem aus dem Nährboden einer gesättigten Leiblichkeit sein jugendlicher Frohsinn üppiger denn je aufblühte. Sie machte sich nichts aus den vielen Gängen und sagte zu Herrn von Polt: „Ich habe hinter dem Gebäude der Werksverwesung den prächtigen Tennisplatz gesehen, den Papa vorigen Sommer für die Beamten des Werkes anlegen ließ. Er ist von Schnee gesäubert und sogar in dieser Jahreszeit noch instand. Wird eigentlich viel gespielt?"

„Die jüngeren Herren des Werkes hüpfen mit den heiratssüchtigen Dorfgänsen manchmal darauf herum. Es ist ein zweifelhaftes Vergnügen, mit ihnen zu spielen, sie können alle miteinander nichts, und ich habe mein Rakett noch nicht einmal aus dem Spanner getan."

„Es herrscht eine so stickige Luft hier," sagte sie, „und draußen ist ein prachtvoll milder Nachmittag. Ich habe seit dem letzten Turnier mit keinem wirklich guten Spieler mehr gespielt. Wie wär's, wenn wir ein bißchen singelten?"

Er war entzückt. Sie stahlen sich fort, warfen sich in Dreß und singelten an die zwei Stunden. Herr von Polt war ein ausgezeichneter Partner, sie wußte es von früher, aber sie hatte auch beträchtliche Fortschritte gemacht; das Match schloß 3:3, darauf war sie nicht wenig stolz. Und als beim Handschütteln am Ende Herr von Polt ihr seine Anerkennung mit den Worten aussprach: „Sie sind ein kleiner Racker, Fräulein Viferl, und werden mich noch einmal ganz unterkriegen," da lächelte sie beglückt und erinnerte ihn nicht mehr daran, daß sie eigentlich Viktoria heiße.

Am Vorabend der Abreise sagte sie

zum Präsidenten: „Ich möchte dich eigentlich bitten, Papa, einen Besuch mit mir zu machen “

„Einen Besuch? Und bei wem?“

„Ach, es ist da dieser Bergadjunkt, weißt du, der lebt mit seiner alten Mutter zusammen. Ich glaube, er würde sich närrisch freuen, wenn ich die alte Dame aufsuchte, und wenn du nun gar mitkämst, so wär' das halt eine besondere Ehre. Ich bin ihm gewissermaßen zu Dank verpflichtet. Denn ich glaube, ich wäre ganz verzagt, da oben im Schnee, wär' er es nicht gewesen, der mir Mut machte. Und beinahe kann man sagen, daß er mir sogar das Leben gerettet hat.“

„Das Leben gerettet? Wieso denn das?“

„Weil er mich nämlich vor dieser alten Kanzleistube noch rechtzeitig warnte, wo ich mich doch mit Herrn von Polt gerne aufhielt. Denn er wußte es ganz genau, daß das Haus gerade an dieser Seite durch Windlawinen gefährdet war, denke nur! Und überhaupt alles, was später wirklich eingetreten ist, hatte er vorausgesagt.“

„Also, wenn er wußte, daß die Kanzleistube gefährdet sei,“ meinte der Präsident bedächtig, „so war es nur seine selbstverständliche Pflicht, dich darauf aufmerksam zu machen. Von einer Lebensrettung kann man deswegen doch wohl nicht sprechen? Aber zu tun hab' ich ohndies nichts mehr, und wenn du meinst, daß dieser Adjunkt etwas wie eine Rekonnaissance-Visite wirklich verdient, so will ich dir gern den Gefallen tun.“

Die Mutter des Bergadjunkten geriet in die größte Verlegenheit ihres Lebens, als der Präsident in eigener Person mit dem gnädigen Fräulein Tochter anrückte. Sie entschuldigte sich hundertmal, daß sie die hohe Ehre nicht vorauszusehen gewagt und infolgedessen auch nicht das bessere Kleid angelegt hätte, und schloß rasch die Tür zu ihrem Schlafzimmer, mit der Bemerkung, es sei gerade heute alles so unordentlich, weil sie Bügeltag hätte. Das Zimmer, in dem die Herrschaften empfangen wurden, war ungeheizt und roch nach den Äpfeln und Birnen, die auf der Plattform eines Kleiderschrankes aufgeschüttet waren, ein nicht übler Duft, mit dem aber ein Rüchlein ordinären Rauchtabaks sich widerlich mengte. Auf der geschmacklosen Tischdecke lagen allerhand schöngemusterte Seemuscheln zwischen abgegriffenen Photographiealbums umher, und über dem Kanapee, hing ein vorgeneigter Spiegel in schwerem Goldrahmen, hinter dem ein verstaubter Makartbuschen aus Schilfwedeln und Pfauenfedern steckte.

Der Bergadjunkt, der beim Eintreten der Gäste in Pantoffeln und mit einer langen Studentenpfeife vor einem Vogelbauer stand und völlig in seiner Aufgabe versunken schien, einen für den Kanarienvogel bestimmten Zwieback zwischen den Gitterstäben zu befestigen, war beim Anblick des Besuches sichtlich erschrocken und schleunigst von der Bildfläche verschwunden. Jetzt kam er ohne Pfeife, in Zugstiefeln und schlechtsitzendem Bratenrock wieder zum Vorschein und schien es sehr feierlich zu nehmen, daß der Präsident und dessen Tochter unter sein bescheidenes Dach eingegangen waren. Dieser Feierlichkeit trug er hauptsächlich durch tiefes Schweigen Rechnung und beschränkte sich darauf, alles, was der Präsident sagte, durch dienstbeflissenes Kopfnicken zu bekräftigen. Viktoria wagte er kaum anzublicken und behielt statt ihrer krampfhaft den Kanarienvogel im Auge, der neugierig an seinem Zwieback naschte. Das Fräulein gab sich redlich Mühe, ein gezwungenes Gespräch in Gang zu erhalten, aber jeden Augenblick drohte es wieder zu versickern. Sie atmete auf, als schließlich der Präsident sich mit der Bemerkung erhob, es sei ihm Bedürfnis gewesen, dem Adjunkten noch seine persönliche Anerkennung für dessen vorzügliche Haltung während der Schneetage da oben auszusprechen. Nun stand auch das Fräulein auf und reichte ihm dankend die Hand. Dann verabschiedeten sie sich. Die alte Mutter wurden sie fast nicht mehr los, die begleitete sie mit immer wieder erneuten Entschuldigungen wegen ihres geringen Kleides noch die Treppe hinunter und fast bis auf die Straße.

Auf dem Heimweg zum Gasthof bemerkte der Präsident gutmütig: „Eine etwas — übermäßig schlichte Frau, findest du nicht?“

„Und auch er — der Bergadjunkt!“ sagte Vikerl enttäuscht. „Es ist merkwürdig, in seinem Beruf scheint er doch ganz tüchtig zu sein! Und als Mensch, wenn man so

sagen darf — so unmöglich, so gar nicht repräsentabel!“

„Der Mensch geht mich nichts an,“ sagte der Präsident trocken. „Beim Betrieb brauchen wir bloß Fachleute. Für mich sind sie alle miteinander nichts als Ziffern, mit denen ich multipliziere. Je schablonenhafter die Type geschnitten ist, desto lieber ist es mir.“

Am nächsten Morgen verließen sie, während die Bergkapelle einen Tusch blies und die Knappenschaft mit den Schulkindern Spalier bildete, den Ort und fuhren in der Kalesche der Werksverwesung zu der zwei Stunden entfernten Eisenbahnstation. Herr von Polt gab ihnen auf seinem englischen Halbblut das Geleite. Dann schritt er noch, indessen der Präsident die Fahrkarten löste, mit Viktoria auf dem Perron auf und nieder und wurde fast ein wenig empfindsam, je näher der Abschied rückte. „Also, wie lange werden wir uns jetzt nicht sehen, Fräulein Vikerl? Denken Sie einmal! . . . Ich wünsche recht, recht gute Unterhaltung für den kommenden Fasching!“

Er sah überaus schmuck aus, hochgewachsen und schlank, in Bridges und braunen Reitstiefeln mit klirrenden Sporen, das frische, jugendliche, etwas übermütige Gesicht wieder tadellos glatt rasiert, die englische Reitmütze auf dem Haar.

„Wissen Sie, Herr von Polt, ich will einmal in einer guten Stunde bei Papa anklopfen. Ich denke, wenn er wollte, könnt' er es auch deichseln, daß Sie früher in die Zentrale einberufen würden. Denn wozu wär' er sonst Präsident, nicht wahr? Und wenn im Verwaltungsrat Bedenken geäußert oder Einwände erhoben würden, so ließe sich leicht darauf hinweisen, daß Sie sich über alle Fragen des Betriebes genügend unterrichtet gezeigt und sich da oben im Schnee, in der äußersten Not und Gefahr recht gut bewährt hätten et cetera und so weiter. Meinen Sie nicht? Und es ist ja auch wahr, Sie haben sicher Ihr Teil dazu beigetragen, daß wir den Mut nicht verloren.“

Sie sagte es nicht nur, sie meinte es auch und glaubte fest daran in diesem Augenblicke, daß er sich Verdienste erworben hätte. Es war der Glaube des weiblichen Herzens, der, so blind er manchmal ist, in seinen letzten Zielen nicht immer zu irren braucht. Denn zu dem, wozu sie ihm verhelfen wollte, mochte er sich wirklich eignen.

„Ja, das wäre freilich reizend, liebes Fräulein Vikerl!“ sagte er lebhaft angeregt.

Der Präsident trat auf den Perron, da brauste auch schon der Zug heran. Eine halbe Minute stand Herr von Polt noch plaudernd vor dem Kupee erster Klasse, in dem die Herrschaften Platz genommen hatten, dann wurde die Tür zugeschlagen, langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Da beugte Fräulein Viktoria sich noch einmal aus dem Fenster, zu einem herzlichen Händedruck. Und dann sah er sie weiter und weiter sich von ihm entfernen . . .

In seiner Hand aber hielt er zu seiner größten Freude ein allerliebstes kleines Steckkämmchen aus Schildpatt, das sich noch ganz lau anfühlte von der natürlichen Wärme ihres Nackens.

Christnacht im Hochgebirge

Nun, da es Abend werden will,
Schnee-Einsamkeit umfängt mich still.
Wenn etwa jetzt im Tal entlang
Die Glocken wandern zum Gebet,
Eh' noch herauf sich stiehlt ein Klang,
Hat ihn der Wind im Schnee verweht,
Der Wind im Schnee verweht.

Wie bin ich all den Menschen fern.
Zu Häupten mir erwacht ein Stern.
Nun hier hervor, nun dort hervor
Und nun im ungeheuren Raum
Umbraust's mich tausendfach im Chor.
Von Gletschersaum zu Gletschersaum
Erglüht mein Weihnachtstraum!

Franz Karl Ginzkey

Tauroggen. Von Hanns von Zobeltitz

In der kleinen Mühle von Poscherun war's, am 30. Dezember 1812, am Vormittag gegen 10 Uhr, daß sie die ewig denkwürdige Konvention abschlossen, die Preußens Befreiung vom Franzosenjoch einleitete — jenen Vertrag, der nach dem nahen preußischen Hauptquartier den Namen von Tauroggen trägt: General Yorck, auch heute wie immer gemessen und kalt, wie „gehacktes Eisen", und General Diebitsch; mit Yorck waren Oberst Röder, sein Generalstabschef, und sein Adjutant Seydlitz; mit dem russischen Führer Clausewitz und Graf Dohna, seltsam genug, Preußen auch sie, in russischem Dienst.

Den Kern des Übereinkommens enthielt der erste und zweite Artikel: Das preußische Korps soll den Landstrich zwischen Memel, Tilsit und dem Haff besetzen; hier wird bis zu dem zu erwartenden Befehle des Königs Yorck neutral stehen bleiben, ist jedoch verpflichtet, auch wenn der König den Rückmarsch zur französischen Armee befehlen sollte, bis zum 1. März nicht gegen Rußland zu dienen.

Am Tage vorher hatte Yorck, nach schweren inneren Kämpfen, seine Offiziere in Tauroggen versammelt und ihnen seinen Entschluß kundgetan. Einer von ihnen, von Rieben, Kapitän im Ostpreußischen Jägerbataillon, hat die Anrede des Generals aufgezeichnet. „Meine Herren," sprach er, „das französische Heer ist durch Gottes strafende Hand vernichtet. Es ist der Zeitpunkt gekommen, wo wir unsere Selbständigkeit wieder gewinnen können, wenn wir uns jetzt mit dem russischen Heere vereinigen. Wer so denkt, wie ich, sein Leben für die Freiheit und das Vaterland hinzugeben, der schließe sich mir an; wer dies nicht will, der bleibe zurück. Der Ausgang unsrer heiligen Sache mag sein, wie er will, ich werde auch den stets achten und ehren, der nicht meine Meinung teilt und zurückbleibt. Geht unser Vorhaben gut, so wird der König mir meinen Schritt vielleicht vergeben; geht es mißlich, so ist mein Kopf verloren. In diesem Falle bitte ich meine Freunde, sich meiner Frau und meiner Kinder anzunehmen."

Begeisterter Jubel folgte Yorcks Worten: „So mag," schloß der General, „denn unter göttlichem Beistand das Werk unsrer Befreiung beginnen und sich vollenden."

❧ ❧ ❧

Das Yorcksche Korps — er befehligte es seit dem August 1812 selbständig, nachdem der erkrankte General v. Grawert das Kommando niedergelegt — hatte den wesentlichsten Teil des linken Flügelheeres gebildet, der unter Marschall Macdonald in die Ostseeprovinzen eingerückt war, während die Große Armee Napoleons auf Moskau zog. Es hatte — so schwer es manchem Preußenherzen war, dem Kaiser Heerfolge leisten zu müssen — mit Auszeichnung gefochten. Straff hielt es Yorck zusammen in eiserner Manneszucht: den französischen Generalen gegenüber immer wieder betonend, daß die Seinen preußische Truppen, nicht rheinbündnerische Vasallen seien; wo es seine Selbständigkeit im Rahmen der Armee zu behaupten galt, scheute er auch vor ernsten Auseinandersetzungen mit Macdonald nicht zurück. Als dann die Große Armee den verhängnisvollen Rückzug von Moskau antreten mußte, der sich bald zur Katastrophe auswuchs, war auch der Marschall zum Abmarsch ins Kurland gezwungen. Er zog mit etwa 5000 Mann Bayern, Westfalen und Polen und einem annähernd gleichstarken Teil preußischen Korps unter General von Massenbach auf Tilsit ab, Yorck die Nachhut übertragend.

Schon seit Anfang Dezember hatte man unbestimmte Nachrichten über den hoffnungslosen Zustand der Großen Armee. Mitte des Monats erhielt Macdonald

Büste Yorcks von Christian Rauch im Schlosse zu Klein-Öls

die erste Meldung zwar noch nicht von deren völliger Vernichtung, aber doch, daß sogar das nahe Kowno bereits in russischen Händen, daß Kosaken schon bis zur preußischen Grenze schwärmten. Der Marsch Yorcks erschien schwer gefährdet. Zudem war strenge Kälte eingetreten bei tiefem Schnee. Die Anstrengungen steigerten sich von Tag zu Tag. Mehrere Male mußte die Nacht hindurch marschiert werden. Der große Fuhrpark, den er mitführte, erschwerte das Vorwärtskommen. Die Zahl der Kranken mehrte sich bedenklich. Trotz allem erhielt die Energie und Fürsorge Yorcks das kleine Korps schlagfertig.

Seit dem 24. war die Verbindung mit Macdonald unterbrochen. Kosakenschwärme hatten sich zwischen ihn und Yorck geschoben. Am 25., am Weihnachtsmorgen, stieß des letzteren Vorhut auf eine von den Russen besetzte Stellung, die General Diebitsch vorteilhaft gewählt hatte. Auch von rückwärts drängten schon die Russen unter Loewis nach. Die Lage begann sich zuzuspitzen.

⌘ ⌘ ⌘

Treitschke hat in kurzen Worten eine wundervolle Charakteristik Yorcks gegeben:

Vor langen Jahren war der Jüngling einst wegen Ungehorsams aus der friderizianischen Armee entlassen worden; als er dann nach langen abenteuerlichen Fahrten gereift und gesetzt wieder eintrat, erschien er den Soldaten wie der gestrenge Geist der altpreußischen Manneszucht. Der Mannschaft klopfte das Herz, wenn die hagere straffe Gestalt des alten Isegrim mit der drohenden Falte über der Adlernase auf dem Braunen daherritt. Kein Fehler entging den harten, stechenden Augen; jedes Schimpfwort ließ sich leichter ertragen, als der gemessene und doch so furchtbar, so tief demütigende Tadel von diesen stolzen, herrischen Lippen. Die Offiziere sagten wohl, er sei scharf wie gehacktes Eisen; sie errieten aus dem rastlos wechselnden Mienenspiel der finsteren Züge, wieviel Ehrgeiz, wieviel heiße Leidenschaft, durch eiserne Willenskraft mühsam gebändigt, in dem wortkargen, unliebenswürdigen Manne arbeitete. Die Truppen vertrauten ihm unbedingt, denn sie kannten seine Tapferkeit und Umsicht von Altenzaun und Lübeck (1806) her und sie wußten, wie eifrig der durch und durch praktische Offizier für Kleidung, Proviant und Quartier sorgte. In Yorck verkörperte sich der schroffe Stolz des alten Offizierkorps; gegen die „neumodischen Narrheiten“ der Reformer war ihm kein Hohn zu giftig. Er haßte die Franzosen, die ihm seine Fahnen entehrt und den stolzen Bau der altpreußischen Ordnung über den Haufen geworfen hatten, mit dem ganzen Ingrimm seiner vulkanischen Natur; doch für die Kameraden, die den Dienst des Königs verließen, um nach Rußland zu gehen, hatte er nur Worte herber Verachtung, sie waren ihm Verräter und Deserteure.

So der Mann.

Wer hätte es für denkbar gehalten, daß er, der Befehlshaber des preußischen Hilfskorps, jemals an seinem Fahneneide deuteln könnte?

⌘ ⌘ ⌘

An Versuchungen hatten es die Russen schon bisher nicht fehlen lassen.

Bereits am 1. November trat der russische Gouverneur von Riga, General Essen, mit dem Vorschlag an Yorck heran, von Frankreich abzufallen. Er ließ das Schreiben unbeantwortet. Der Nachfolger Essens, der schlaue Italiener Paulucci, erneuerte den Versuch. Yorck lehnte ab. Auch als der Marquis dringender wurde. Immerhin schrieb er diesmal am 5. November zurück: „Der Inhalt des (Pauluccis) Schreibens ist so wichtig, daß es erst einer genauen Beratung und Prüfung bedarf, ehe ich darauf antworten kann.“ Und am selben Tage sandte er seinen vertrauten Adjutanten Seydlitz nach Berlin zum König, um die Entschließungen Seiner Majestät zu erbitten. Am 7. schon drängte Paulucci von neuem. Wieder versagte sich Yorck. Und ebenso auf weitere Zuschriften vom 11. und 15. Dezember.

⌘ ⌘ ⌘

Es ist früher und in neuerer Zeit wiederholt der Versuch gemacht worden zu beweisen, daß Yorck im Besitz geheimer Instruktionen gewesen sei für den Fall, der eingetreten war, oder einen ähnlichen. Der Versuch ist immer wieder mißlungen. Die klassische Darstellung, die Altmeister Droysen in seinem „Leben Yorcks“ gab, besteht auch heute in allen wesentlichen Teilen noch zu Recht: Der General handelte aus eigenster Initiative, ganz auf eigene Verantwortung. Der schlichteste beste Beweis sind einige Worte, die Yorck elf Jahre später an den General Valentini schrieb, als er diesem Schriftstücke, die den Feldzug 1812 betrafen, zurücksandte: „Vielleicht daß durch diese Papiere in der Zukunft einmal bewiesen wird, daß ich aus eigenem Gefühl gehandelt. Jetzt glaubt mancher noch, ich habe geheime Befehle gehabt und sei andrer Seits impulsiert worden.“

Yorck hatte keine Instruktionen mitbekommen, es war aber bisher auch jede weitere Weisung aus Berlin ausgeblieben. Sehnsüchtig harrte er der Rückkehr seines getreuen Seydlitz, der ihm endlich — endlich eine bestimmte Willensäußerung des Königs bringen sollte.

Seydlitz kam nicht. Aber dafür ließ ihn General Diebitsch (von dem wir wissen, daß er zwischen Yorck und Macdonald stand) am 25. Dezember zu einer Unterredung zwischen den beiderseitigen Vorposten bitten. Die Entscheidung war nicht länger hinauszuzögern.

Eine Sturmflut widerstrebendster Erwägungen muß in diesen Tagen, in diesen Stunden auf Yorck hereingebrochen sein.

Er war durch und durch Soldat.

Stilleben. Gemälde von W. Majewski

Rein militärisch genommen, lag die Situation höchst einfach, erschreckend einfach: Macdonald war sein unmittelbarer Vorgesetzter. Er mußte den Anschluß an ihn wiedergewinnen. Das kostete einen Kampf. Aber es war keine Frage, daß er die vor ihm stehenden Gegner niederrennen, daß er sich zu dem Marschall durchschlagen konnte, bei dem sich ohnehin ein beträchtlicher Teil seiner Truppen (unter Massenbach) befand.

Aber gerade der Soldat in Yorck mußte auch erkennen, welche Bedeutung sein kleines Korps — mit den Massenbachschen Regimenten immer noch etwa 15000 Mann — besaß. Eine Bedeutung, die unendlich weit über die bloße Zahl hinausging. Es war die einzig festgefügte Schar, die dem Verderben in Rußland entgangen war. Von der stolzen Großen Armee, das wußte er jetzt, waren nur elende Trümmer über den Niemen gekommen. Die Russen waren allen Nachrichten zufolge durch die ungeheuren Strapazen des Winterfeldzuges kaum minder mitgenommen; was man bisher von ihnen gesehen, waren kaum mehr als Kosaken und Baschkiren. Schlug sich Yorck durch, unterstellte er sich Macdonald aufs neue, so war es für diesen ein Kinderspiel, der Verfolgung ein Ende zu machen, Ostpreußen wieder vom Gegner zu säubern, seine weitern Angriffe abzuwehren. In kurzer Frist stand, durch Nachschub und aus den noch von den Franzosen besetzten Festungen verstärkt, eine stattliche Armee, der Kern eines neuen großen Heeres, für Napoleon bereit. Die Stunde der Befreiung war verpaßt, menschlichem Ermessen nach konnte sie nie wiederkehren, und aller alter Jammer begann von neuem.

Und wenn er — Yorck — aus dem Kriege zunächst ausschied? Was dann?

Er erhielt vor allem dem Könige einen festen Stamm kriegserprobter Truppen. Es war möglich, es war wahrscheinlich, daß die Russen den Krieg weitertrugen, daß sie die schwachen Marschall Macdonald verbleibenden Kräfte abschnitten, zersprengten; es war zu hoffen, daß sie bald an der Oder standen, daß ihr Sieg den König mit sich fortriß.

Es war möglich, es war zu hoffen, es war wahrscheinlich. Aber gewiß war das alles nicht. Es konnte auch anders kommen.

Wer bürgte denn dafür, daß die erschöpften russischen Truppen imstande waren, den Krieg erfolgreich soweit über die Grenze zu tragen, daß er für Preußens Schicksal entscheidend werden konnte? Wer bürgte für die Festigkeit und Energie ihrer Führer? Und so sehr Yorck Napoleon haßte, seine überlegenen militärischen Gaben unterschätzte er sicher nicht. Auch das mußte erwogen werden, daß dies kriegsgewaltige Organisationsgenie sehr bald Mittel des Widerstandes finden würde, die im Augenblick niemand abzuschätzen vermochte.

Und endlich: konnte, durfte Yorck den Russen unbedingtes Vertrauen entgegenbringen? Welche Bürgschaft hatte er, abgesehen von schönen Worten, für ihren andauernden guten Willen? Ja mehr: selbst wenn der Erfolg ihnen treu blieb, wenn sie bis zur Oder, zur Elbe vordrangen, welche Gewißheit hatte Yorck, daß der Zar seinem König gebührenden Anteil am Kriegserfolg gewährte, seinem Preußen die Großmachtsstellung, die es 1806 verloren, wieder zu erlangen half? Die nie vernarbte Erinnerung an Tilsit mußte das Herz des preußischen Generals, des leidenschaftlichen Patrioten auch in dieser Richtung mit den schwersten Sorgen erfüllen.

Nur wer das alles ganz ermißt, vermag ein rechtes Bild der erschütternden Kämpfe zu gewinnen, die sich in der Seele des Helden abspielten.

Es war so leicht, nur der Pflicht zu genügen. Ein Angriffsbefehl — und es war geschehen. Mit knirschenden Zähnen vielleicht und mit blutendem Herzen hätten die Seinen gehorcht. Aber gehorcht hätten sie: dafür kannte er sie. Daß ihm der Marschallstab Napoleons winkte und eine fürstliche Dotation, wußte er. Das freilich war für ihn, der das ihm schon verliehene Kreuz der Ehrenlegion nie anlegte, keine Lockung. Aber das lockende Bild der kühlen Pflichterfüllung, für die ihn nimmer ein Tadel treffen konnte, das mußte immer wieder im Widerstreit der Empfindungen vor ihm aufsteigen.

Und daß er über diese leichtere Pflicht nach hartem Ringen die unendlich schwerere des ungeheuren Wagnisses stellte, daß er die Ungnade seines Monarchen, den Verlust seiner soldatischen Ehre und all die gar nicht abwägbaren Gefahren seines Entschlusses auf sich nahm: das macht diesen Entschluß so gewaltig und so bewundernswert!

⊠ ⊠ ⊠

Es mag am Weihnachtstage gewesen sein, daß Yorck sich durchgerungen hatte zur Entscheidung. Über die schneebedeckten Felder ritt er spät am Abend zu der Unterredung, zu der General Diebitsch ihn aufgefordert hatte. Er band sich zwar noch nicht. Aber er gab doch im allgemeinen seine Bereitwilligkeit zu erkennen, einen Neutralitätsvertrag abzuschließen. Einige militärische Maßnahmen wurden verabredet, die die Notwendigkeit solch eines Abschlusses zu unterstützen geeignet erscheinen konnten.

Am nächsten Morgen erhielt Yorck noch einmal ein Schreiben des Marquis Paulucci, das sein Herz und Gewissen erleichtert haben mag. Der Rastlose versuchte ein letztes Mittel: er sandte Yorck in Abschrift einen Brief des Zaren „auf die Gefahr hin, in einer so delikaten Sache zu offen zu sein". Alexander schrieb: „Es wäre möglich, daß General Yorck den Wunsch äußerte, Meine Ansichten in Betreff der Vorteile zu erfahren, die der König von Preußen haben würde, wenn er sich entschiede, gemeinsame Sache mit Mir zu machen. In diesem Falle antworten Sie ihm, daß Ich geneigt bin, mit dem König einen Vertrag zu schließen, in dem festgestellt würde und Ich gegen ihn die Verpflichtung

übernähme, nicht eher die Waffen niederzulegen, bis es Mir gelungen wäre, für Preußen einen Gebietszuwachs zu erhalten, hinreichend groß, um unter den europäischen Mächten die Stellung wiederzugewinnen, die es vor dem Kriege besaß . . .“

⸭ ⸭ ⸭

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieses Schreiben Yorck über die politischen Folgen seines Entschusses einigermaßen beruhigte. Mindestens bot es — die Ehrlichkeit der Gesinnung des Zaren vorausgesetzt — eine Garantie für die Zukunft Preußens. Es mag Yorck auch wahrscheinlich erschienen sein, daß der Zar bereits ähnliche Zusagen dem König selbst gemacht hätte.

Er zögerte zwar, trotz der Ungeduld der Unterhändler, noch einige Tage. Aber der beste Beweis, daß er seinen Entschluß gefaßt hatte, ist ein Schreiben, das er am 27. an den König abgehen ließ. Er sprach sich zwar noch nicht bestimmt aus, aber er schrieb u. a.: „Seit zwei Tagen bin ich getrennt von Marschall Macdonald, ich glaube nicht, daß ich wieder zu ihm stoßen kann, und werde ich, im Fall ich auf ein russisches Korps stoße, bemüht sein, alles so zu leiten, daß ich Euer Majestät Truppen konserviere, die Ehre der Waffen nicht kompromittiert wird und Euer Königliche Majestät noch einen kurzen Zeitraum eine freie Disposition über das mir anvertraute Korps haben werden . . . Meine Lage ist wahrlich sehr peinlich, da ich beim besten Willen fehlgreifen kann. Handle ich unrecht, so werde ich ohne Murren meinen alten Kopf zu Euer Majestät Füßen legen; nur der Gedanke, mir vielleicht die Unzufriedenheit Euer Majestät zuzuziehen, macht mich sehr unglücklich, über alles übrige bin ich einig mit mir selbst.“

Am Morgen des 29. sandte er denn auch, auf heftiges Drängen besonders von Clausewitz, von seinem Quartier Tauroggen aus den Entwurf der Konvention an den General von Diebitsch.

Unmittelbar darauf aber, am selben Tage, traten Ereignisse ein, die noch einmal alles in Frage stellten und all die Kämpfe, die das eiserne Herz durchtobt hatten, neu, stärker als je vorher, auflodern lassen mußten.

Das eine, unwesentlichere, war militärischer Natur. Ein Jude, den, nach anderen vergeblichen Versuchen Nachrichten an Yorck zu senden, Macdonald abgeschickt, hatte sich durch die Russen geschlichen und brachte einen Zettel: „Le Général Yorck est attendu avec impatience à Tilsit. M.“

Das war ein Befehl. Es war auch der Beweis, wie nahe der Marschall stand. Es war die neue Bekräftigung der Tatsache, daß es nur des Willens bedurfte, zu ihm zu stoßen. Militärisch ließ sich nun ein Überkommen mit den Russen weniger als je rechtfertigen. Yorck tobte Clausewitz an: „Eure verdammten Kosaken haben einen Boten Macdonalds durchgelassen. Bleibt mir vom Leibe. Ich will nichts mehr von euch wissen.“

Trotzdem — diese Nachricht hätte Yorck wohl leichter überwunden.

Aber der so lange, so sehnsüchtig erwartete Seydlitz kam am selben Dienstag an. Er brachte Nachrichten vom König — und sie waren niederschmetternd. Gerade weil sie wiederum keine greifbare Weisung enthielten.

Um die Handlungsweise des Königs (und seines Kabinetts) richtig zu würdigen, muß man freilich die allgemeine politische Lage kennen — besser, als auch Yorck sie damals kannte.

Schwer lag auch jetzt noch, trotz der Vernichtung der Großen Armee, Napoleons Hand auf Preußen. Die wichtigsten Festungen waren von französischen Truppen besetzt; der König selbst war in Potsdam in ihrer Gewalt, die Garnison Berlins konnte ihn jeden Tag gefangen nehmen. Der stärkste, beste Teil des eigenen Heeres, Yorcks Korps, war im Osten gefesselt.

Napoleon hatte die Zügel der Regierung, die einen Augenblick am Boden schleiften, sofort mit starker Hand wieder aufgenommen. Es war unzweifelhaft, daß er die Trümmer seiner Armee in zielbewußter Politik verlassen hatte, ebenso wie ihm einst seine überlegene staatsmännische Kunst den rechten Moment gezeigt hatte, an dem er dem Land der Pyramiden den Rücken kehren mußte. Er rüstete und er stand gewiß in wenigen Monaten wieder mit imponierender Heeresmacht am Rhein, wahrscheinlich an der Elbe. Schon hatte er die Verstärkung des preußischen Hilfskorps gefordert, wie man Selbstverständliches verlangt.

Preußen war aufs tiefste erschöpft. Seine wirtschaftlichen Kräfte waren vollständig gelähmt. Die ungeheuren Opfer, die man Napoleon hatte bringen müssen, hatten das Mark des Landes aufgezehrt. Daß tief im Untergrunde in diesem unglücklichen Preußen noch ungehobene andere, moralische Kräfte schlummerten, die nur köstliche Begeisterung wecken konnte, ahnten wenige. Heut schon mit ihnen zu rechnen, wäre auch wirklich für den kühl erwägenden Staatsmann unmöglich gewesen.

Trotz allem war man seit Wochen schon zum Abfall von Napoleon entschlossen. Hardenberg, der Staatskanzler, war es; der König strebte mindesten nach einem Frieden, der ihn loslösen konnte. Seiner bedenkenvollen Natur nach, unter dem Eindruck des schweren Erlebens, mußte er jedoch zögern. Dem russischen Freunde traute er kaum ganz — allzu schnell hatte der in Tilsit ihn verlassen. So wollte er nur im sicheren Anschluß an Österreich einen entscheidenden Schritt wagen. Aber das österreichische Kabinett hatte sich bisher zu keiner klaren, unzweideutigen Erklärung bestimmen lassen.

Der Wille war da, man suchte nach dem richtigen Weg. Aber vorerst mußte man Napoleon noch in dem Glauben erhalten, daß er auf Preußen rechnen könne.

Und nun kam da der Abgesandte Yorcks, der Major Seydlitz, und bat um bestimmte

Befehle für seinen General, erörterte dessen Lage, meldete von den Anträgen, die diesem von russischer Seite gemacht worden waren.

Wahrhaftig: man konnte kaum anders handeln, als man handelte. Man mußte lavieren, die Entscheidung zu verzögern suchen. Daß dies Zögern, das Ausweichen auf Yorcks dringende Bitten um bestimmte Befehle den General in die peinlichsten Verlegenheiten setzen würden, mochte der Politiker Hardenberg erkennen und als unvermeidlich hinnehmen. Der König freilich urteilte wohl in erster Linie nur nach militärischen Gesichtspunkten. Es scheint durchaus, als wollte er bei einem etwaigen Übereinkommen Yorcks mit den Russen jede politische Färbung vermieden wissen.

Seydlitz wurde erst nach Tagen abgefertigt. Der König hatte ihn persönlich empfangen. In seinem Tagebuch berichtet Seydlitz, er hätte im Auftrag des Monarchen Yorck mitzuteilen gehabt, daß er entschlossen wäre, das von Napoleon so vielfach verletzte Bündnis aufzuheben, sobald sich die anderen politischen Verhältnisse des Staates nur erst näher aufgeklärt haben würden. Der immer zuverlässige Droysen weiß, nach mündlicher Überlieferung, zu berichten, daß der König ihm gesagt hätte, „aber nicht über die Schnur hauen" — „Napoleon sei ein großes Genie, wisse immer Hilfsmittel zu finden" — und schließlich, als Seydlitz noch einmal gedrängt: sein General bitte flehentlich um Befehle — „nach den Umständen". — Weiter nichts —

Dazu erhielt Seydlitz allerdings ein offizielles Schreiben. Aber auch dies enthielt durchaus keine positive Weisung, wenn man nicht den Satz als solche deuten will: „Sobald Sie demnächst innerhalb der Grenzen Meiner Staaten zurückkehren, übertrage ich Ihnen die Fürsorge für die Sicherheit der Provinz" — ein Satz, der aber gleich darauf eine gewaltige Einschränkung erhielt: Yorck solle den General von Bülow von allen seinen Anordnungen in Kenntnis setzen, „damit, wenn höhere Anordnungen des französischen Generalkommandos Sie wieder aus der Provinz abberufen möchten", jener das Kommando sofort übernehmen könne.

Das war alles!

Wer vermag heute zu ergründen, was der pflichttreue Mann durchlebte und durchlitt, als er Seydlitz gehört hatte! Wohl mochte für ihn das Wort des Königs, er möge „nach Umständen" handeln, in die Wagschale fallen; wohl mochte er in Erwägung ziehen, was ihm sein getreuer Seydlitz über die Stimmung in Berlin und in Königsberg, was er ihm aus Memel berichten konnte. Wohl mag ihm Graf Lehndorf-Steinort, der gerade in den entscheidenden Stunden zu ihm gekommen zu sein scheint, über die sich verbreitende Erregung in den führenden Kreisen Ostpreußens Aufklärung gegeben haben. Gewiß hat er sich daran erinnert, daß schon einmal, 1811, wenn auch unter ganz anderen Voraussetzungen, in ganz anderer politischer Lage, der König ihm als Gouverneur von Westpreußen weitgehende Vollmacht übertragen hatte: im Fall einer Grenzverletzung von französischer Seite die Feindseligkeiten sofort zu beginnen, ohne die Genehmigung von Berlin einzuholen.

Und noch etwas anders mußte drückend schwer auf dem Königstreuen lasten: gefährdete der Schritt, den er vorhatte, nicht die persönliche Sicherheit des Monarchen aufs höchste? Wenn die Konvention in Berlin bekannt wurde: war es nicht zu befürchten, daß man sich französischerseits sofort des Königs bemächtigte, ihn gleichsam als Geisel für das weitere Wohlverhalten Preußens festnahm?! Welche furchtbaren Folgen konnten sich aus dieser Möglichkeit entwickeln? Über die Person des Königs hinaus auch in allgemeiner politischer Beziehung. Bedeutete doch der König in dem streng monarchischen Preußenstaat schlechthin alles!

Das weltgeschichtliche Drama, das sich im weltfernen kleinen Tauroggen um Yorck und seine Entschlüsse abspielte, hatte seinen Höhepunkt erreicht —

Und nur weil in diesen Schicksalsstunden die Entscheidung bei einem Manne lag, der das eigne Ich weit hintenansetzte, der sich willig selbst zu opfern bereit war, der den tief in ihm wurzelnden soldatischen Pflichtbegriff in herrlicher Initiative der Erkenntnis höherer, der höchsten Ziele unterordnete, nur darum konnte die Entscheidung fallen, wie sie fiel: zum Wohl, zur Rettung des Vaterlandes!

Am selben Abend, als Clausewitz noch einmal aus dem russischen Hauptquartier nach Tauroggen kam, sagte Yorck ihm: „Ihr habt mich." Und er fügte hinzu: „Ich werde die Sache nicht halb tun; ich werde euch auch den Massenbach verschaffen." Zu den jubelnden Seinen jedoch sprach er: „Ihr habt gut reden, ihr jungen Leute; mir Altem aber wackelt der Kopf auf den Schultern."

Am nächsten Tage, nach dem endgültigen Abschluß in der Poscheruner Mühle, meldete Yorck seinem Könige und obersten Kriegsherrn das Geschehene. Das denkwürdige Schreiben schloß: „Euer Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde mit der freudigen Beruhigung sterben, wenigstens nicht als treuer Unterthan und wahrer Preuße gefehlt zu haben. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo Eure Majestät sich von den übermütigen Forderungen eines Alliierten losreißen können, dessen Pläne mit Preußen in einem mit Recht Besorgnis erregenden Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre. Diese Ansicht hat mich geleitet. Gebe Gott, daß sie zum Heil des Vaterlandes führt."

❧ ❧ ❧

Die unmittelbaren Folgen der Konvention brauchen, die gewaltigen weiteren können hier nur kurz skizziert werden.

Es gelang Yorck wirklich, auch Massenbach, der wie wir wissen, mit Macdonald in Tilsit war, zu sich herüberziehen. Der Marschall setzte mit oem kleinen Rest seinen Truppen den Rückzug fort. Am 1. Januar zog Yorck in Tilsit ein. Von hier aus schrieb er noch einmal an den König: ... „Euer königliche Majestät kennen mich als einen ruhigen, kalten, sich in die Politik nicht mischenden Mann. Solange alles im gewöhnlichen Gang ging, mußte jeder treue Diener den Zeitumständen folgen; das war seine Pflicht. Die Zeitumstände aber haben ein ganz anderes Verhältnis herbeigeführt, und es ist ebenfalls Pflicht, diese nie wiederkehrenden Verhältnisse zu benutzen. Ich spreche hier die Sprache eines alten, treuen Dieners; und diese Sprache ist die allgemeine der Nation. Der Ausspruch Eurer Majestät wird alles neu beleben und enthusiasmieren; wir werden uns wieder wie alte echte Preußen schlagen, und der Thron Eurer Majestät wird für die Zukunft fest und unerschütterlich dastehen.

„Ich erwarte nun sehnsuchtsvoll den Ausspruch Eurer Majestät, ob ich gegen den wirklichen Feind vorrücken oder ob die politischen Verhältnisse erheischen, daß Eure Majestät mich verurteile. Beides werde ich mit treuer Hingebung erwarten, und ich schwöre Eurer Majestät, daß ich auf dem Sandhaufen ebenso ruhig, wie auf dem Schlachtfeld, auf dem ich grau geworden bin, die Kugel erwarten werde. Ich bitte Eure Majestät auf meine Person keine Rücksicht nehmen zu lassen Auf welche Art ich sterbe, ich sterbe immer wie

Euer Majestät alleruntertänigster
und getreuester Untertan Yorck."

Es ging nicht alles in Erfüllung, was Yorck erhofft hatte. Vor allem kam das Vorgehen der Russen bald ins Stocken; es gelang ihnen nicht einmal, die kümmerlichen Reste, über die Marschall Macdonald noch verfügte, abzuschneiden, zu vernichten. Auch der König und seine politischen Ratgeber ließen sich nicht so schnell von Erwägungen zur Tat fortreißen, wie Yorck wohl erwartete. Lange Wochen des Harrens folgten noch.

Ungeheuer war dennoch die Wirkung seiner Tat. Sie wirkte wie ein Weckruf auf das ganze Vaterland, belebte, stählte die Herzen, füllte sie wieder mit neuer Hoffnung. Ostpreußen erhob sich, rüstete mit bewundernswürdiger Opferfreudigkeit, ohne des Königs Befehle abzuwarten; Stein und Schön und Dohna — und mit ihnen wieder Yorck — schufen hier gleichsam einen Staat im Staate, der nur noch dem einen Ziele zulebte: der Befreiung von Frankreich. Was damals in Ostpreußen geschah, wurde zum leuchtenden Vorbild für ganz Preußen.

Daß Yorck verleugnet wurde, daß die preußische Politik gegen sein eigenmächtiges Vorgehen Stellung nehmen mußte, war freilich eine bittre Notwendigkeit. Klarer als die kühnen Männer Ostpreußens übersah der verantwortliche Leiter der preußischen Diplomatie die gesamte Lage: man konnte nicht sofort von Napoleon loskommen, ohne Rückendeckung zu haben. So wurde Yorck seiner Stellung enthoben — wobei allerdings ein glücklicher Zufall oder bewußte Absicht verhinderte, daß ihm diese Enthebung amtlich zuging; Zeitungsnachrichten, die sie enthielten, konnte er ignorieren und tat es.

Nicht ganz geklärt scheint bis auf den heutigen Tag die persönliche Haltung des Königs. Wenn ich recht sehe, faßte er die ersten Meldungen über Yorcks Schritt ruhig, ohne Zeichen von Ungnade auf: er sah in der Konvention zunächst nur eine militärische Tatsache, die sich leidlich rechtfertigen ließ. Erst als ihm die näheren Umstände bekannt wurden, als er die politische Bedeutung dessen, was Yorck getan, klar erkannte, brach sein Zorn los. Es mag schon wahr sein, daß er (wie Hardenberg dem französischen Gesandten in Berlin, dem Grafen St. Mersan, sagte) ausgerufen habe: „Da möchte einen ja der Schlag rühren."

Im militärischen Sinne wurde die Angelegenheit formell erledigt durch die Einleitung eines kriegsgerichtlichen Verfahrens, das sich aber schließlich zu der Prüfung durch eine Kommission verflüchtigte, die gescheit, vorurteilsfrei und weitherzig genug war, das Verhalten Yorcks als „in jeder Hinsicht ganz vorwurfsfrei" zu erklären. Der König sprach darauf Yorck durch einen Armeebefehl vom 11. März 1813 seine „allerhöchste Zufriedenheit" und sein „ungeteiltes Vertrauen" aus. Ganz verziehen hat er dem Getreuen nie, auch dann nicht, als sich zur Großtat von Tauroggen die ruhmvollen Waffengänge von 1813 und 1814 gesellt hatten, als der Lorbeer von Wartenburg das Haupt des Siegers kränzte.

Das dankbare Vaterland aber sah und sieht heut noch in Yorck einen seiner großen Männer. Leuchtend steht er vor uns als tatkräftiger Organisator, der in schwerster Zeit die militärische Kraft Preußens in unvergleichlicher Weise entwickeln half; wir bewundern ihn als trefflichen Führer und Schlachtenlenker: am nächsten unserm Herzen aber ist er und am höchsten gilt er uns als der Mann, als der Held von Tauroggen.

Die schönen Worte, die Graf Henckel von Donnersmarck, einer von denen, die in den entscheidenden Tagen und Wochen den Ereignissen nahe standen, in seine Aufzeichnungen schrieb, gelten auch heute noch: „Das (Tauroggen) war der Augenblick, in welchem der Wendepunkt des Schicksals der preußischen Monarchie eintrat, in dem der erste Schritt in die glorreiche Zukunft geschah, die uns vom tiefsten Fall den Gipfel des Triumphes erreichen sah. Mit ihm begann das Riesenwerk unserer Befreiung von Tyrannenketten. Der General Yorck war es, der es unternahm und auf Gefahr seines eigenen Kopfes wagte. Tiefe Verehrung muß darum ewig jeden Preußen durchdringen, wenn er den Namen Yorck aussprechen hört!"

Ruhendes Mädchen

Bronzebildwerk von Harry Liebmann

Sahara

Tunis. Von Professor Dr. Georg Wegener

Mit dreizehn Abbildungen nach Originalaufnahmen von Lehnert & Landrock in Tunis

Der Ausdruck „tunisieren", den man heut gern für das Vorgehen Frankreichs in Marokko anwendet, ist nach der höchst geschickten und folgerichtigen Art gebildet, mit der Frankreich sich in den achtziger Jahren in die Verhältnisse der bis dahin, wenigstens dem Namen nach, türkischen „Regentschaft Tunis" oder „Tunesiens" einmischte, dann allgemach das Land seinem nordafrikanischen Besitz angliederte und dabei alle anderen als französischen Einflüsse und wirtschaftlichen Unternehmungen unterdrückte.

Es ist daher gerade in diesen Tagen sehr interessant, einen Blick auf dieses Land, seine Natur, seine Bevölkerung und seine Geschichte zu werfen.

Tunis ist ein mehr durch künstliche politische, denn durch natürliche Grenzen abgegliederter Teil jenes einheitlichen, von einem gemeinsamen großen Gebirgssystem, der Atlaskette, durchzogenen Gebiets von Nordafrika zwischen der Kleinen Syrte und dem Atlantischen Ozean, das nach seiner Landesnatur ganz und gar zum Bereich der Mittelmeer-Länder gehört, wesensfremd dem eigentlichen Afrika. Gegen seinen Südrand branden die Dünenwellen des afrikanischen Sandmeers, der Sahara, ganz wie gegen seinen nördlichen die Wogen des Mittelmeers; nur ungleich absondernder, verkehrsfeindlicher als jene.

Die Gebirgsketten, die in südwest-nordöstlicher Richtung über die algerische Grenze heranziehen, erfüllen seinen gesamten Norden, breite Flußtäler und steppenartige Hochflächen zwischen sich lassend. Die hier plötzlich rechtwinklig nach Süden umbiegende Küste schneidet sie quer durch; das Meer greift zwischen die einzelnen Ketten hinein, so daß die Ufer steil und felsig sind und ausgezeichnete Hafenbuchten sich dazwischen ins Land hineintiefen. So liegt an der Nordostecke des Gebiets die Bucht von Tunis — nach der gegenwärtigen gleichnamigen Hauptstadt der Regentschaft Tunis so genannt — die tiefste und schönste Einbuchtung

In der Oase Tozeur (Südtunesien)

der nordafrikanischen Küste; so ein wenig weiter westlich hiervon der geradezu raffiniert günstig gebildete Hafen von Bizerta. Das Hinterland dieser Buchten trägt in seinen kleinen Küsten- und Flußebenen die dichteste Besiedelung des Landes, mit Weizen-, Mais-, Hafer- und Gerstenfeldern, mit üppigen Obstgärten voller Orangen, Zitronen, Granatäpfel, Maulbeeren und Feigen. Die welligen Hochflächen zwischen den Gebirgsketten sind von spärlichem Ackerbau oder Weiden eingenommen oder bebaut mit dem genügsamen, zähen Halfagras, die Berge selbst mit dem mittelmeerischen Macchien-Gestrüpp und mit den spärlichen Resten der ehemaligen Wälder bedeckt.

In die Ostküste greifen die flacheren Buchten von Hammamet und von Gabes, dem inneren Teil der Kleinen Syrte, hinein. Hier ist das Land vorwiegend flach, steinig und unfruchtbar. Doch schlingt sich um den Südteil des Golfs von Hammamet die sogenannte Sahel, das Hinterland von Susa, Monastir und Mehedia, eine blühende Ebene, bekannt durch ihre ausgedehnten Gärten trefflicher Oliven. An den Golf von Gabes treten die Ausläufer der Sahara heran, die den ganzen Süden Tunesiens erfüllt; ungeheure Flächen wandernden Sandes, zu hohen Dünen aufgetürmt, dehnen sich lebensfeindlich aus. Nur einzelne Oasen, liegen wie Inseln darin zerstreut.

Hart am Südfuß der Gebirge, wo das auf dieses fallende Naß teils in lebendigen Quellen wieder zutage tritt, teils unterirdisch zwischen festen Gesteinsschichten dahinfließt und durch artesische Brunnen angebohrt werden kann, sind diese Oasen häufig und von hoher Fruchtbarkeit.

Jedem Reisenden, der Algerien besucht hat, ist der wunderbare Eindruck vertraut, den die heut bereits zu einem der beliebtesten Ziele der Touristik gewordene Oase Biskra auf den Ankömmling ausübt. Durch den „Mund der Wüste“, den Paß El Kantara, verläßt die Eisenbahn das gebirgige Atlasland, und plötzlich dehnt sich vor ihm das unabsehbare Sandgefilde der Sahara. In Wirklichkeit noch keine voll ausgeprägte Wüste, noch zu reich dafür besprenkelt mit vereinzelten Tupfen von Vegetation, aber doch in der Kontrastwirkung gegen den anders gestellten Norden höchst charakteristisch und „afrikanisch“.

Wie in üppige grüne Kissen eingebettet liegt die Oase inmitten ihrer ausgedehnten Dattelpalmenwälder.

In dem vom großen Weltverkehr noch unberührten Süden der tunesischen Gebirge dehnt sich eine merkwürdige Landsenke, deren westliche Ausläufer bis zum algerischen Biskra hinüberreichen und deren Oberfläche größtenteils tiefer als der Meeresspiegel liegt. In ihr liegt jene Folge von seltsamen Seen, Schotts genannt, die im Winter, während der Regenzeit, voll salzigen Wassers sind; im Sommer dagegen verdunstet dies Wasser, das Salz bleibt zurück und erfüllt die Becken mit einer weißen, wie Schnee funkelnden Decke von Salzkristallen. An den Ufern der beiden größten dieser Schotts, der Schotts El Djerid und Rharsa, zieht sich die berühmte Landschaft Belad el Djerid (oder Biled ul Djerid) dahin, d. h. Land der Dattel (djerid eigentlich der Blattwedel der Dattelpalme). Hier finden sich die üppigen Oasen, in denen die Kultur der Dattelpalme ihre größte Blüte erreicht. Dieser wertvolle Baum, die Charakterpalme Nordafrikas, findet hier in ungewöhnlicher Vollkommenheit das, was er nach einem arabischen Sprichwort haben muß, um zu gedeihen: er kann „seinen Fuß im Wasser, sein Haupt in Feuer baden“, also zugleich reichliche Feuchtigkeit im Boden und trockene Hitze in der Luft genießen. Daher reifen hier seine Früchte, die z. B. an der Meeresküste trotz stattlichen Aussehens der Bäume minderwertig bleiben, zur höchsten Vollendung und werden in Mengen ausgeführt. In Kistchen verpackt, gelangen sie als Delikatesse in alle Großstädte der Kulturwelt. Eine Eisenbahn führt hier heute von Sfax an der Kleinen Syrte bis zur Oase Gafsa, dem Capsa der alten Numider und heutigen Hauptort im Dattelbezirk. Letztere Oase oder besser der sogenannte Oasenbezirk soll mehr als 200000 Palmstämme besitzen. Drei starke Quellen bewässern ihn, deren stärkste eine Strecke weit einen richtigen Fluß bildet. Im Schatten der hohen Palmenwedel wird zugleich eine niedrigere Kultur von Orangen, Feigen, Oliven, Zitronen usw. getrieben. Eingebettet in das Grün dieser Gärten liegen die volkreichen Ansiedelungen mit ihren palmblättergedeckten Luftziegelhäusern, ihren

Straße in der Oase Tozeur.

Moscheen, Bädern und Palästen der Regierungsbeamten.

Eine andere Oasengruppe ist die von Toser, franz. Tozeur; eine weitere liegt südlich von den Schotts, die Oasengruppe Nessa nämlich mit mehr als 30000 Palmstämmen und 18—20000 Menschen in vierzig Dörfern. Für die umherstreifenden Beduinen der Grenzgebiete der Sahara sind diese Oasen die großen Märkte, wo sie die Produkte ihrer Viehzucht absetzen und ihre Bedürfnisse an industriellen Erzeugnissen befriedigen. Von Belad el Djerid aus nach Süden geht auch ein Karawanenverkehr quer durch das ungeheure Sandmeer nach den Negerländern des Sudans. Entweder über die tripolitanische Oase Ghadames oder über das in der algerischen Sahara, südlich von Biskra gelegenen Touggurt, dessen stattlichen Markt mit seinem Treiben eine Abbildung unseres Aufsatzes (S. 570) widergibt. Die Bevölkerung dieser Stadt ist vorwiegend von Negerabstammung, eine Folge der alten Verbindungen mit dem Sudan. Auch bei den südlichsten tunesischen Oasen, insbesondere der Oase Nessa, ist das der Fall.

Die Grundlage der Bevölkerung Tunesiens bildet das merkwürdige Volk der Berber, ein hamitischer Stamm unbekannter Herkunft, vorwiegend dunkelhaarig und dunkelhäutig, doch auch mit einer blondhaarigen und hellhäutigen Spielart. Seit Menschengedenken besiedeln die Berber die Atlasländer Nordafrikas.

Als im Morgendämmern aller geschichtlichen Erkenntnis die kühnen Kapitäne der Phönizier an der Küste Nordafrikas von der kyrenäischen Halbinsel her sich durchs Unbekannte westwärts tasteten, bis jenseits der „Säulen des Herakles", der Meerenge von Gibraltar, erkannte der geniale Blick der sidonischen Handelsherren die hervorragende Handelslage der Nordostecke von Tunis. Sie gründeten hier Handelsfaktoreien wie Hippo Diarrhytus, Hadrumetum, Ruspae und vor allem das glänzende Doppelgestirn an der Bucht von Tunis: Utica und Karthago.

Die Spuren der alten Phönizier sind später fast völlig wieder verschwunden. Die Stätte von Uticas schiffswimmelndem Hafen liegt heute fern vom Meere; der

Dattelernte

in den Golf von Tunis mündende Medscherdafluß hat durch die großen Sinkstoffmassen, die er ablagert, seit zwei Jahrtausenden die Bucht, an der Utica lag, ausgefüllt, die Hafenbassins zugeschüttet und eine Ebene von Sumpfackerfeldern und ödem Heideland geschaffen.

Ganz ähnlich steht es mit dem noch ungleich glanzvolleren punischen Karthago. Die Stätte dieser alten Königin des Mittelmeers liegt ganz nahe der heutigen — übrigens auch schon ungefähr zur selben Zeit von den Phöniziern gegründeten — Hauptstadt Tunis, 5 km nordöstlich von der Hafenstadt der letztern, Goletta. Der einst inselartige Vorsprung, auf dem es lag, ist jetzt breit mit dem Festland verwachsen, und die spärlichen Ruinen, die heute dort gezeigt werden, stammen nicht mehr von der 146 v. Chr. durch die Römer so unerbittlich zerstörten Stadt, sondern aus der Zeit ihrer römischen Auferstehung.

Beduinenmädchen

Auch auf das einheimische Volk des Landes ist die Einwirkung der Phönizier gering gewesen.

Ganz anders als die Phönizier, ungleich eindringender und umgestaltender, war die kolonisierende Tätigkeit der Römer, die hier ihre Provinz Afrika gründeten.

Fabelhaft, für uns heute kaum verständlich, muß die Blüte der Provinz Afrika zur Römerzeit gewesen sein. Mit Staunen sieht der Reisende allenthalten, selbst auf seinen einsamsten Wanderungen, selbst in heute gänzlich öden Gegenden, die Spuren einer dichten Besiedlung und klassischer Kultur. Er trifft die Trümmer volkreicher Städte, wo heute der nomadisierende Beduine seine Zelte aufschlägt, und die Reste großartiger Wasserleitungen, geräumiger Amphitheater, marmorner Bäder und Tempel, wo gegenwärtig kaum ein elendes Berberdorf seine Daseinsbedingungen findet.

Allen übrigen Städten des Landes voran leuchtete im Glanz das verjüngte Karthago. Augustus hatte es wieder aufgebaut, und die ausgezeichnete Verkehrslage des Ortes machte sich nun zum zweiten Male geltend, indem sie die Stadt, einst die unversöhnliche Nebenbuhlerin Roms, zu einem der kostbarsten Edelsteine in ihrer Krone machte: Karthago war zur römischen Kaiser-

zeit neben der Hauptstadt selbst eine der ersten Städte des Reiches, und noch heute zeugt von ihrem damaligen Reichtum die kolossale, wahrscheinlich zur Zeit des Kaisers Septimius Severus erbaute Wasserleitung, die vom Djebel Zaguan 90 km weit das kostbare Naß, auf Pfeilern aus mächtigen Quadern, die oft 30 m Höhe erreichen, herbeiführte.

Der Kontrast zwischen einst und jetzt ist so bedeutend, die heutige Landesnatur anscheinend so unfähig, eine solche Zivilisation zu ermöglichen, daß es schwer wird, eine vollgültige Erklärung dafür zu finden.

Man hat an eine Klimaänderung seit dem Altertum, ein bedeutendes Trocknerwerden des Landes gedacht. Allein die Wissenschaft lehnt heute fast allgemein eine solche Annahme ab. Der Regenfall scheint im großen und ganzen noch derselbe zu sein wie damals. Der unermüdliche Fleiß und das Genie der römischen Kolonen und ihrer Leiter verstanden es, die im Winter reichlich fallenden Wassermassen vermittelst Stauteichen für die heißen und dürren Sommermonate aufzuspeichern und in einem System kunstvoller, mit größter Sorgfalt gehaltener Kanäle und Kanälchen über das Land zu leiten und so die dem Boden innewohnende Fruchtbarkeit zu entfesseln. Was ein emsiges, hochkultiviertes, peinlich sorgfältiges Ackerbauvolk dadurch aus einer solchen Gegend machen kann, sieht man z. B. recht deutlich in der wundervollen Provence Südfrankreichs, deren üppige Kultur auf einem ganz ähnlichen Boden blüht. Sobald die außerordentliche Sorgfalt des Provenzalen aufhörte, sobald das System der Bewässerungskanäle verfiele, würde binnen kürzester Frist auch hier die Landschaft ganz ebenso zu einer Kalkwüste und Buschsteppe werden, wie so viele andere Gegenden der Mittelmeerländer.

Der Markt in Touggurt (Südalgerien)

Nicht Klimaänderungen, sondern die kriegerischen Katastrophen, die über das Römerreich hereinbrachen, die wahnsinnigen Zerstörungen, die spätere Eroberer in Tunesien ausführten, haben das Land ruiniert.

Nur in einer Hinsicht ist in der Tat

eine klimatische Veränderung festzustellen. Nicht in der Regenmenge, wohl aber in der Verteilung des fallenden Regens. Früher waren die Berge des Landes mit dichten Wäldern bedeckt. Diese machten den Regenfall gleichmäßiger, und zugleich hinderten sie ein zu rasches Abfließen des Wassers. Heut sind, wie in anderen Gegenden des Mittelmeeres, die Gebirge vorwiegend kahl und dürr; die Wassermassen stürzen in Torrenten zu Tal, die mit verheerender Gewalt den Humusboden an den Gehängen abwärts reißen und die fruchtbaren Talsohlen mit ödem Geröll überschütten, dann aber, rasch versiegt, nutzlose Trockenbecken zurücklassen. Auch diese Veränderung geht auf den Menschen zurück, der in selbstmörderischer Verblendung diese Wälder vernichtet hat.

Beduinenmädchen

Die Besiedelung der Römer schuf eine beträchtliche Mischbevölkerung, die namentlich die Küstengegenden besetzte, sich aber auch in den fruchtbaren Tälern des Inneren breitmachte. Die sich hiergegen

Gericht in der Sahara: Verurteilung eines Kameldiebes

ablehnend verhaltende Berberbevölkerung wurde mehr und mehr in die Berge zurückgedrängt.

Die erste Zerstörung, die über die Kultur der römischen Provinz Afrika hereinbrach, war der Einfall der Vandalen unter Geiserich, die 439 Karthago erstürmten. Doch haben den entscheidenden Schritt, in Zerstörung wie verändertem Aufbau, erst viel später die semitischen Träger einer neuen Religion und die Schöpfer einer neuen Weltkultur getan, die Vertreter des um die Mitte des VII. Jahrhunderts mit Feuer und Schwert von Osten hereinbrausenden Islam, die Araber.

Nur fünfzehn Jahre nach dem Tode Muhammeds, im Jahre 687 n. Chr., brachen die ersten arabischen Reiterscharen, nachdem sie Ägypten und Tripolitanien überrannt hatten, auch in Tunesien ein. Die schwache Kraft der Byzantiner war nicht imstande, ihnen Widerstand zu leisten. Die Hauptstadt Karthago hielt sich bis zum Jahre 697, wurde dann aber erobert und diesmal vollständig vernichtet.

Die Araber gründeten eine neue Hauptstadt, Kairuan, im Hintergrund des Meerbusens von Hammamet, etwa 50 km vom Meer in flacher, öder Steppe, südlich von den Nordtunis erfüllenden Gebirgen. Hier wurde der Freund, Jünger und Mitkämpfer des Propheten, Sidi el Owaib, bestattet, und Kairuan wurde dadurch ein Wallfahrtsort und bald eine überaus heilige Stadt. Zwar verlegte der vorletzte Vertreter des in Kairuan residierenden Aglabidengeschlechts seine politische Residenz nach dem seit jener Zeit aufblühenden Nachbarort des alten Karthago, Tunis. Allein ein religiöser Mittelpunkt blieb Kairuan trotzdem. Allmählich steigerte sich seine Heiligkeit so weit, daß es wie Mekka allen Ungläubigen aufs strengste verschlossen blieb. Erst der Einmarsch der Franzosen 1881 brach endgültig diesen Bann. Heut sind nicht nur die Stadt selbst, sondern auch die bis dahin unnahbarsten ihrer Heiligtümer, darunter die große Moschee, den Reisenden zugänglich; in dem Palast des Beis residiert zurzeit der diensthabende französische Kommandant.

Inneres des Bei-Palastes in Kairuan

Die ersten vier Jahrhunderte der Araber-

herrſchaft hatten das Werk der Zerſtörung der antiken Ziviliſation doch nur erſt teilweiſe ausführen können. Vollendet wurde es durch einen neuen iſlamitiſchen Anſturm in der Mitte des XI. Jahrhunderts, als der wüſte arabiſche Räuberſtamm der Ulad Hillal mordend, ſengend und brennend ſich darüber ſtürzte. Seitdem, kann man ſagen, iſt die Ziviliſation der Antike und des Chriſtentums in Nordafrika völlig begraben. Nicht nur Dörfer und Städte wurden dem Erdboden gleichgemacht, auch die Felder wurden verwüſtet, die Wälder verbrannt, die Waſſerleitungen, die Stauwerke zerſtört, eine Wüſte breitete ſich an Stelle blühender Gefilde. Das Ziel aber ward gründlich erreicht, daß dieſe Welt ſeitdem vollkommen dem Iſlam gewonnen blieb, und daß arabiſche Sitten, arabiſche Sprache und Kleidung die herrſchenden wurden bis auf den heutigen Tag.

Beduinenmädchen

Und doch haben die Tuneſier im Grunde ihre Raſſe eigentlich auch jetzt gewahrt. Heut wie ſeit alters treibt die tuneſiſche Bevölkerung teils Ackerbau mit primitivem

Pflügende Araber

Pfluge, teils die Kultur von Oliven, Datteln, teils sind sie zeltlebende Nomaden, die Schafe züchten, aber auch vorübergehend den Acker bebauen. Diese wandernden Stämme, vorzugsweise am Südrand der Gebirge und in dem Übergangsgebiet zur Sahara lebend, werden Beduinen (Bedawi = Wüstenbewohner) genannt. Sie sind hochgewachsene, schlanke, kühn blickende Männer, die sich fast unabhängig fühlen und ihre eigene Gerichtsbarkeit in der Wüste ausüben. Ihre Frauen sind von etwa zwölf bis fünfzehn Jahren sehr anmutig, oft von einer Art wilden Schönheit, aber nach ihrer Verheiratung altern sie in der harten Arbeit und unter der nichtachtenden Behandlung des Muhammedaners rasch und werden dann abschreckend häßlich.

Nach den geschilderten Araberstürmen ging auch in Tunesien wie anderswo im Bereich des Islam die Barbarei des Eroberungszeitalters vorüber, und das Land kam wieder zur wirtschaftlichen Blüte. So unter der Herrschaft der Almohaden und Meriniden. Allein ein besonders erfreuliches Element im Völkerkreis des Mittelmeers wurde Tunesien doch nicht wieder, im Gegenteil bald berüchtigt als Ausgangspunkt einer überaus kecken und gefährlichen Seeräuberei, die bis weit in den Atlantischen Ozean hinübergriff. Insbesondere blühte der Sklavenraub und Sklavenhandel. Als Karl V. 1535 das Land wegen des allzugroß gewordenen Ärgernisses bekriegte und die Hauptstadt eroberte, konnte er 20000 Christensklaven dort befreien.

Dominospieler

Im XVI. Jahrhundert geriet Tunis in die Botmäßigkeit der osmanischen Türken und blieb seitdem, wenigstens dem Namen nach, eine „Regentschaft" der Türkei. Verwaltet wurde das Land ursprünglich von einem Dei, dem Oberhaupt der türkischen militärischen Besatzung. Später von einem, den Geschlechtern des Landes entsprossenen, erblichen Bei.

Allmählich verfiel Tunis dabei durch orientalische Mißwirtschaft vollständig. Die Zentralgewalt des Beis vermochte sich nur noch im nächsten Umkreis der Hauptstadt Autorität zu sichern; im übrigen Land schalteten und walteten die Statthalter wie es ihnen beliebte; die Bergstämme und die nomadisierenden Wüsten- und Steppenbewohner waren

überhaupt so gut wie unabhängig. Ärgste Willkür der Beamten, zügellose Unordnung und Räubereien der Bevölkerung herrschten überall. Am schlimmsten war es beinahe in der Residenz selbst, wo der Hof eine wahnsinnige Verschwendung trieb und dafür seinen Günstlingen alles gestattete, wenn nur die nötigen Mittel für seinen Luxus beschafft wurden.

Die ungeordneten Zustände gaben 1881 Frankreich die Gelegenheit, wegen Unruhen an der algerischen Grenze mit Waffengewalt einzugreifen und den Bei zu zwingen, sich unter französisches Protektorat zu stellen. In den folgenden Jahren wurde die gesamte Verwaltung französisch gemacht. Der Bei, dessen Würde noch heut forterbt, erhält eine Zivilliste von 1 712 700 Franks, ist aber vollständig ohne Einfluß.

Beduinenmädchen bei der Toilette

Die Mißstände vor Frankreichs Eingriff waren so unbeschreiblich, daß die Einführung einer geordneten kraftvollen Verwaltung unter allen Umständen eine Verbesserung bedeuten mußte. Und nach Art ihrer Tätigkeit in Algerien tun die Franzosen in Tunis viel in Ausführung von Kulturarbeiten, Anlagen oder Wiederherstellung von Wasserleitungen, Straßen, Brunnen und anderem mehr. Ihr großartigstes Werk ist allerdings ein weniger friedliches als kriegerisches: in aller Stille haben sie den ausgedehnten, aber völlig versandeten Hafen von Bizerta, der die Flotten der gesamten Welt aufnehmen könnte, wiederhergestellt und zu einem Kriegshafen ersten Ranges ausgebaut. Gerade an der Straße von Sizilien schufen sie sich eine überaus starke und wichtige Position. Ein eigentliches Kolonialvolk sind die Franzosen ja aber bekanntlich nicht. Sie haben Tunis wie ihre übrigen Kolonien mit Beamten überschwemmt, so daß viel zu viel regiert wird; an eigentlichen französischen Siedlern, die Kapital ins Land bringen, fehlt es dagegen.

Noch heute macht Tunis, Stadt und Land, auf den Reisenden daher einen überaus ursprünglichen Eindruck, und wer einen Blick in die unverfälschte, farbenbrennende Welt des Islam und der eigenartigen afrikanischen Araberkultur machen will, der hat hier, unmittelbar vor den Toren Italiens, eine Gelegenheit dazu, wie nirgendwo sonst.

Das Engerl

Von Georg Freiherrn von Ompteda

Es war einmal ein süßes kleines Engerl, so lieb, daß die Engel da droben, sobald sie es nur erblickten, Falten kriegt haben auf den in der Himmelsluft fast wieder glatt gewordenen Gesichtern. Sie gifteten sich rein nur, weil es den kleinen lieben Schneck gab mit den unschuldigen Veilchenaugen. Und der war doch da drunten nicht eben immer Gottes gerade Wege gewandelt. Mizzi hatte das süße kleine Engerl geheißen, die siebzehn Jahr, die es auf der ernsten, fernen Erde dahingestolpert ist. Am Ende konnten nicht alle gewaltige Namen tragen, wie der Erz-Gabriel, sondern es mußte auch Mizzi-Engerln geben, schon wegen des Abstandes; sonst hätten die, die dicht an Gottes Thron stehn durften, trotz der langen Posaunen keinen Eindruck recht gemacht.

Wie die Mizzi selig einst — es ist nicht gar lang her — ans Himmelstor ist kommen, hat der Petrus sie gar net wollen einilassen, so pitschkatzennaß ist's gewesen, das arme Hascherl. Rein, als wär's aus dem Wasser gezogen ehegleich. Die blonden Haar haben heruntergehangen recht wie die Schlangen, und aus dem Kleidchen ist's nur so geronnen, daß vorm Heiligen seinem Pförtnerstübl die Wasserlachen sind gestanden. Und er ist ein bisserl genau, der alte Herr. Hat er doch — man möcht's net glauben — eigens ein Blech machen lassen, links an der Wolkenbank, zum Einstellen der Schirme, wenn die feinen Herrschaften kommen aus den Villenvierteln da drunten oder gar die Bauernweiber mit dem großen roten Familiendach.

Also wie die Mizzi ist so dag'standen, zum Ausringen schier, hat der Alte sie erst einmal warten lassen am Eingang, wo die warme Luft herausblasen tut aus der blauen Seligkeit; nämlich die Pfeiler vom Himmelstor haben sich gesetzt, daß der eine Flügel ein wenig klafft und's Himmelslicht hinausschießt auf den langen Weg hinunter zur alten runzeligen Erde. Sind auch die Prellsteine schön weiß gestrichen, so hat doch bisweilen manch einer drauf gerastet und die lichte Farbe abgesessen, nicht zum wenigsten jene, die zu arg gebetet haben auf ihrem Erdengang und sind dadurch von Kräften kommen, den langen Aufstieg zu machen. Die aber nur mit einer stillen Sehnsucht nach dem Himmel im Herzen aufstiegen, sind einfach dem Lichtschein von oben gefolgt, und denen hat's viele Steigen den Atem nicht verschlagen.

So auch net der Mizzi, wenngleich sie ist hinauf gerannt, alleinig um fortzukommen von da unten, wo's ihr nimmer hat g'fallen. Du arm's liab's Ding!

Also, die Mizzi hat warten müssen erst eine Viertelstund, bis das Gröbste ist ausgetrocknet von dem sanften, seligen Blasen. Kalt hat's net g'habt. Ja du meine Güte, woher denn auch? So warm ist's ihr nie nicht gewesen da drunten in dem dünnen einfachen Leiberl. Denn viel hat's net können verwenden auf die Kleidung. Bei vierzig Silberlingen den Monat leidet's kein stolzes G'wand. Würd' ihr auch gar nimmer g'standen haben, denn kein Kleid der lustigen Erde hätt' können herrlicher sein, als das kleine Menschenkind mit dem schlanken Leib und dem goldenen Haar.

Ja, ja, ihr Reichen, vierzig Silberlinge hat's kriegt, die Mizzi, den Monat, und ist glücklicher gewest, als ihr allz'samm! Viel z'essen hat's net braucht, denn g'wachs'n ist's gewesen als wie an Pfeifenröhrl. Aber net zaunkrachdürr, sondern rundlich, gleich einem Opferwachsherz am Kapellengitter.

An Laufmädel ist's gewesen. Net mehr. An arm's klein's Laufmädel für ein reich's großes Geschäft. Mit einer Riesen-, Riesenschachtel hat's müssen von Haus zu Haus umananderrennen und den reichen Weibern die Hüt' bringen, von denen jeder einzelne mehr kostet hat, als die Mizzi in acht Wochen verdient zum Essen und zum Trinken und zum Schlafen. Dafür freilich hat keine von denen mit den großen Hüten so an liab's G'schau können aufweisen, als wie das Mädel.

Schifferstube auf der Insel Vardö in Norwegen. Gemälde von Prof. Frithjof Smith

Sie war, daß man hätte mögen sie sacht beim Kopf nehmen und auf das Goscherl einen Kuß drücken, nur um die süß erschrokkenen Augen zu sehen, nur darum und dann davonschleichen, — wirklich davonschleichen!

Dachten aber net so alle, die das Mädel haben gesehen, neugierig selig an den Auslagen stehen, wo glitzernder Tand und Plunder lockt, oder an der Brücken, wenn die großen breiten Kähne sind dahergeschwommen und einig'fahren in den dunklen Bogen, wo das Wasser immer klitschklatsch macht an den moosgrünen Steinwänden. Nein, manch einer ist der Mizzi nachgestiegen, hat sich an sie gedrängt, bis sie ist hinausgeschlüpft aus dem Menschenknäuel und eilig weitergerannt. Hat sie doch eh schon so gar viel Zeit versäumt.

War auch gar net dumm, hat schon g'spürt, daß einer ist hinter ihr drein. Ein Engerl ist's net g'wesen. Dazumal net. Heut schon. Haben nicht die Ladnerinnen manch eine G'schichten erzählt, die sie hat anhören müssen? Und doch ist sie durch all das Gelieb' und Gekos', das Getratsch und Geklatsch gegangen, wissend — unwissend, wie einer, der häßliche Worte vernommen allein mit dem Ohr, nicht aber mit dem Herzen.

Ihre Schachtel am Arm ist sie durch Schmutz und Versuchung der großen Stadt getrippelt, gefeit, als trüg' sie ein Geweihtes auf der Brust. Hat eins g'habt, der kleine Fratz, besser denn eines vom hochwürdigen Herrn Bischof, hat's doch Gott der Herr ihr selbst gegeben: Nichts geschieht jenen, die da reinen Herzens sind!

Wenn einer hat angefangen zu plauschen mit ihr, hat sie geantwortet als wie ein rechtes lustiges Kind, daß jener, der sie als Wolf hatte angeschaut mit grünlichtenen Augen, wie er nur einmal ihr G'sichterl hat gesehen mit den Guckerln, darinnen nichts ist g'standen als unschuldig herzliche Freude über diese schöne Welt, daß der davongeschlichen ist im Dunkel, beschämt, als hätt' ihm ein Himmelslicht hineingeleuchtet in seines Herzens rabenschwarze Schlechtigkeit, und alle müßten es wissen.

Und dann hat die Mizzi gelacht! Jessas hat die können lachen! Lachen — wie sag' ich's recht? — lachen, grad wie die patschpratzigen kleinen Engerln, die ganz vorn im Himmel auf der Wolkenbank lümmeln und sich freuen, wenn der liebe Herrgott, hingerissen von der himmlischen Musik, einmal mitbrummt, und es ist falsch. Lachen, so hell, daß der Erz-Michael würd' auf sein Schwert vergessen haben und die Eva wär' wieder einig'schlupft ins Paradies — denn das Weibsvolk ist voller Ränke!

Die Mizzi net. O mei, die hat alles geglaubt, wann nur der Rechte ist kommen.

Er hat nicht gefehlt.

Eines Tages als sie wieder ist an der Brücken gestanden, zu schauen, wie ein Floß hineingurgelt in den dunklen Schlund, kräht da eins hinter ihr, so recht wie Sankt Peters leugnerisch verrufener Hahn. Ein Bursch, den Hut mit der Juchfeder im Nacken, lacht sie an, daß die weißen Zähn' unter den roten Lippen geblendet haben, als wie an' Kalkwand im Sommermittagssonnenschein. Lacht aber eins, ist die Mizzi auch schon hin! Und da haben sie sich angelacht die beiden, als wären's miteinander vertraut über Jahr und Tag. Dann sind's gangen. Sie die Schachtel am Arm. Er mit der Spielhahnfeder und den blitzblanken Zähnen.

Und sie hat a wollen lernen zu krähen wie ein Hahn. Aber er hat g'meint, das wär' net so leicht: da muß man schon die Lippen spitzen, und er wird's ihr zeigen. Aber ein andermal, net hier auf markthellichter Gassen.

Da haben's sich wiedergetroffen so von ungefähr. Und er hat ihr die Schachtel getragen, die Riesenschachtel, die sie immer heruntergezogen hat auf der einen Seite. Und daß es ihn nicht auch hinunterzieht, hat sie sich eingehängt auf der andern.

Aber sie hat das Krähen wollen lernen, das Kind. Am sonnenoffenbaren Tage hätt' sie sich wohl geschämt! Da hat er schon recht g'habt, und Zeit wär' keine nicht gewesen, denn sogar Sankt Peters verräterischer Hahn hat müssen dreimal krähen. So sind's denn im Dunkel gesessen auf der Bank am Wasser, wo's pitsch-patsch macht, daß man sonst nichts hört bei all dem Glucksen und Rumbum. Er hat ihr's Mäulchen eingestellt und dabei sie sacht beim Kopf genommen und einen Kuß aufs Goscherl gedrückt, nur um die süß erschrockenen Augen zu sehen, nur darum.

Ist aber net davongeschlichen!

Die Mizzi hat ihn ang'schaut, wie wenn einem ein Regentropfen auf die Nase fällt und es regnet doch nicht: „Geh, muß das sein?" hat's g'fragt.

„Schon, daß du lernst die Lippen spitzen!"

„Tust mich frozzeln?"

„Aber na!"

Und der Mizzi hat's net übel g'schmeckt! Hat net nachgedacht, ob's recht ist. Eltern hat's nie gekannt. Ist in die Welt gesetzt worden wie an verlorenes Katzerl auf den Dächern der großen Stadt. Und weil's sich hat so alleinig gefühlt, so herrgottseinsam und grundverlassen, und weil's doch hat herauslachen müssen ihrer Seele kindlich unbefangene Heiterkeit, nur einmal zu wissen, daß 's einen Menschen gibt, der einem gut ist, hat's die Augen geschlossen und selig gelächelt, als wär's im Himmel droben.

Und statt des Krähens hat's so das Küssen gelernt.

Und dann? Dann ist er nimmer kommen. Wowegen und weshalb? Ja, wer hätt' das können sagen!

Die Mizzi hat net g'wußt, wie er heißt, noch wo er wohnt, gar wer er ist. Hat nur g'wußt: er kehrt nimmer zurück!

Da hat sie die Riesenschachtel wieder müssen allein tragen, trippelnd von Haus zu Haus. Sie ist ihr so schwer worden, als läg' kein Hut drinnen, sondern als wär's voller Zähren bis an den Rand, von all dem unnützen Weinen. Immer am Abend, wenn's die Tränenschachtel schier nimmer hat derschleppen können, ist's am Wasser gesessen, wo's klitsch-klatsch macht und wo's zum erstenmal hat das Krähen gehört und das Küssen gelernt und nun das Weinen. Und da hat sie's hingezogen zu dem finsteren Schlund, unwiderstehlich.

Ist die Riesenschachtel gar so schwer worden von all den Tränen? Hat's Wasser, das ihr ist in den Augen g'standen, die hellen Guckerln getrübt, daß sie den Weg nimmer hat gesehen? Wer möcht's wissen! Haben's doch nur die Schachtel gelandet am andern Tag und vom Mädel keine Spur. In der Schachtel haben's aber auch nichts Absonderliches gefunden: nur Wasser. Meinen doch die Menschen, die gewöhnlichen, allerwege: Tränen seien Wasser! Da hätt's wohl anderer Augen bedurft, als so an Paar Fischerfischglotzen, da hätt' am End' einer hinschauen müssen, den sie einen tumben Dichter heißen. Die stehen aber net immer grad so an der Gassen. Doch auch so einer von der Gilde Flügelroß hätt' die Mizzi net können finden. Die ist nimmer mehr auf der nassen, kalten Erde gewesen, die hat sich längst aufgemacht zum Himmelsweg. Denn soviel hat's schon gewußt: es ist gar weit zu laufen.

Also da ist's vor Petrus gestanden, nun schon ganz trocken. Er hat aber die Mizzi doch noch net einischlupfen lassen.

Arg viel z'tun hat er grad' g'habt, wirklich schon unverschämt: lauter große Herrschaften haben da gewartet, einer gar mit einer leibhaftigen Krone. Und der Petrus hat das Adreßbuch, darein die stehen, die einen Himmelspaß bekommen, um und um gewälzt und sie nimmer können finden. A sakrisch dumme G'schicht! Denn sie sind nicht zufrieden gewesen: es ist ihnen zu langsam gangen, da unten warn's net gewohnt zu warten. Wie der Alte sich nun gar so schwer hat getan, ist's drüber Nacht worden. Geschläfert hat's ihm eh schon bei seinen hohen Jahren und dann die Sekkiererei mit den großen Herrschaften, nicht zum letzten End' aber die Hausordnung: bei der Dunkelheit wird's Tor zugemacht ohne Widerred, an Sperrsechserl gibt's net: kurzum, bautz war's zu.

Der Petrus ist in sein Stübl gangen und hat sich niedergelegt unter die Pferdedecken, recht wie ein Kutscher, denn Bettücher hat's net geben, nachdem die schneeichte Weiße erst weiter droben anfangt — im Himmel. Sonst wär' keine Steigerung. Also ist die ganze Gesellschaft draußen g'standen. Das alte Tor hat noch eine Weile gezittert in den Angeln, dann war's bangestill, und nur die Prellsteine vom Erdenweg haben heraufgeblinkt und tief unten eine verlorene Sternensaat dritten Ranges, mit der der Himmel doch nix hätt' gewußt zu erleuchten.

Die großen Herrschaften haben an Mordsspektakel ang'fangen. Ein paar sind gleich davon. Einfach verzichtet auf die ewige Seligkeit. So eine Bagag'! Die andern haben Kriegsrat gehalten. Muß aber doch nichts herausgekommen sein, denn als es ganz finster worden ist, hat man keinen net mehr gesehen.

Die Mizzi allein war nicht anders als da drunten, nachdem der fort ist, der ihr hat's Krähen lehren sollen und es wurde das Küssen daraus. Da ist über das arme liebe Ding eine solche Sehnsucht gekommen, eine solch grausame Sehnsucht, daß es sich hat an die Mauer gelehnt vom Pförtnerstübl, und aus den süß erschrockenen Augen ist's Wasser gerannt, als wär' eine Lötstelle an einer Regenwolke aufgangen, die nun lecken tät', und tap=tap=tap fielen die Tropfen.

Das hätt' dem Petrus drin nix gemacht, denn bis ans Himmelstor heran ist's unterschiedlich schön oder schlecht, nicht anders als wie auf der Erden, ja oft fällt gar der Schnee, wenn er auch net liegen bleibt, höchstens in ungünstigen Jahren einmal über Nacht — also dem Petrus hätt's nix verschlagen, wär' nicht etwas geschehen, das, wann's auch kein Wunder gewesen ist, so doch net weit davon.

Als die Kleine dergestalt weinend an der Mauer gesessen ist, hat sie in all ihrem Alleinigsein da draußen in dem öden Weltenraum ein so großes Bangen überkommen, daß sie nur immer in ihrer Herzensnot an die Erde hat zurückgedacht, der sie doch vor Nichteinundauswissen so jählings entflohen.

Und da hat sie — wer möcht's wohl glauben? — im Gedanken an ihrer Erdenzeit einzig selige Tage, so von ungefähr die Lippen gespitzt, wie der mit der Juchfeder, rein aus tiefstem Leidgedenken. Und — ist die Luft anders gangen da droben? — kurz: dem todbetrübten kleinen Fratz ist gelungen, was zu seinen Erdenzeiten trotz heißesten Bemühens ihm nimmer geglückt ist: durch die dunkle Himmelsnacht, hart bei Sankt Peters Häusl, ist ein Ton gezittert — ein Ton, dünn, ängstlich, gleich einer armen Seele letztem Flehen, ja es ist halt so: ein sehnsüchtig ängstliches Krähen.

Kaum ist's zu hören gewesen, so arm hat's geklungen. Aber der Petrus — wenn auch sonst nicht mehr gut bei Ohren —, der Petrus hat's vernommen! Fürs Krähen hat er ein gar feines Gehör! Aufgefahren ist er vom Stroh. Die Decken hat er fortgeworfen und huschdichkuschdich hinaus.

Hat der die Lauscher g'spitzt! Richtig, da hat's wieder angefangen das Krähen! Ganz leise nur, wie ein junges Hähnderl im Stimmwechsel, das noch net weiß, wo's hingehört. Der Petrus aber ist fuchsteufelswild worden. Geschimpft hat er, man hätt's net mögen glauben, daß einer so daherreden kann, und nun gar an Heiliger! Das Tor hat er aufgerissen, auf die alte abgetretene Wolke davor ist er hinausgestiegen in seinem fliegenden Nachtgewand, und da er net anders gemeint, als es will ihn einer frozzeln, hat er geschrien, den Galgenvogel da draußen würd' er net verleugnen, aber den Hals umdrehen würd' er ihm!

Da ist die Mizzi vor ihm g'standen, das Köpferl zur Seite gesenkt, und in grausigem Schreck hat's die Lippen gespitzt, ganz leicht nur, daß ihr hätt' keiner können feind sein, und vor zitterbebender Angst, in betrogener Liebmädelsehnsucht, hat's — ja, es ist gewißlich wahr, — denkt euch nur! — hat's zu krähen anfangen.

Der Petrus aber hat das lange weiße Altershaar, das ihm ist zu den Ohren herausgewachsen, struppig wie ein Besen, mit beiden Händen hineingestopft, nur um das Krähen net zu hören. Und dann ist was g'schehen. Man möcht's lieber verschweigen um des Heiligen willen — ist aber sonst nie passiert die langen Jahr', seitdem er die Schlüssel hat, wahrhaftig net — und dann war's eben doch die Mizzi — kurz, umgewendet hat er sich, nix sehen wollen hat er, einischlupfen hat er sie lassen — nur daß er seine Nachtruh' fänd', und das Krähen aufhörte, denn das kann er nun mal net vertragen.

Dann hat er das Tor wieder zugesperrt, zweimal herum — im Himmel ist alles doppelt —, und hat nie nicht wieder eins einischlupfen lassen bis auf den heutigen Tag.

Dann ist er noch lang umhergeschlichen und hat net mögen aufblicken, denn es hat sein Gewissen betrübt, das Krähen sowohl als die verletzte Schlüsselgewalt. Jetzt freilich schaut er den Erdengeistern, die ans Himmelstor kommen, wieder grad ins Gesicht. Du mein Gott, die Zeit!

Hat auch wohl beigetragen, ihn sein heiliges Gleichgewicht wieder finden zu lassen, daß das funkelnagelneue süße

kleine Engerl, einst Mizzi selig geheißen, ihm keine Ungelegenheit bereitet. Zum ersten hat's nie wieder gekräht, zum andern ist's so bescheiden, wie's einst da unten gelebt, am Himmelsrand sitzen geblieben. Es hat sich nicht vorgetraut ins Licht, schon weil die Federn noch net recht sind gewachsen, wie einer, der sich an Bart stehen läßt, sich net vordrängt, solang ihm die Stoppeln stehen.

Und doch hat's auch mit dem Flaum immer noch lieber ausg'schaut, als jene alten Engel, die sich giftet haben über den unschuldigen kleinen Schneck.

Das kleine Engerl hat net wollen da droben vorn in der Proszeniumsloge thronen beim himmlischen Konzert, wie's da drunten auf der fern heraufdämmernden Erde doch auch nur wär' auf dem Juchhe gesessen. Hätt' sich gar net einmal wohlgefühlt bei den Würdeengeln, den wohlgenährten, an arm's klein's Hascherl, das es noch immer gewesen ist.

Und wozu da vorn stehen bei den Tubenbläsern im blendenden Licht? Hat ja so gute Augen gehabt, hat alles gesehen auch vom äußersten Himmelsrande. Nur Gott den Herrn hat's nie erblickt, das kleine Engerl, einst Mizzi geheißen, weiland Laufmädel mit der Tränenschachtel und Krähschülerin. Allein ein Leuchten in oberster Himmelshöhe hat das Engerl gesehen: das muß Gott der Herr gewesen sein. Schon darum, weil die andern Engel anbetend sind niedergesunken. Das Engerl freilich hat immer den rechten Augenblick verpaßt, bis ihm einer hat einen Stoß geben: „Geh, tu dich nieder, kleiner Stift!“

Damit hätt' wohl die G'schicht vom Engerl ihr End' gefunden. Freilich, eins gäb's schon noch zu berichten. Nichts Wichtiges grad, aber es ist gar nett.

Als Gott der Herr einmal ist lustwandeln gangen, weil der Tag just so herrlich geleuchtet hat, wie man's auch im Himmel selten antrifft, ist er so von ungefähr dorthin kommen, wo das süße kleine Engerl untertags gestanden ist — denn bei der Nacht hat's unter einer weißen weichen Wolke weiter rechts geschlafen. Es hat gar lieb ausgeschaut mit den schönen glatten Federn an den Flügeln.

Wie nun so der liebe Gott des süßen Engerls ist ansichtig worden, hat er sich von Herzen gefreut, daß es in sein' Himmel so was gibt, und hat lächeln müssen wie eben halt nur unser Herrgott lächeln kann. Da hat das Engerl den gütigen alten Mann mit dem wallenden Schneebarte net erkannt, so außer aller Sphärenharmonie. 's hat also sein Herz in beide Hände genommen und, bißl keck freilich schon, gesagt: „Schön's Wetter heut, gell?“

Der im weißen Lichtgewande ist stehen geblieben, immer sein hohes gütiges Lächeln auf dem Angesicht. Aber er hat net gesprochen.

Da ist dem Engerln doch ein wenig Angst worden wegen der vorlauten Red' und hat am Nagel gekaut, denn das hat's leider mitbracht aus den Mizzitagen. Als es nun endlich gewagt hat aufzuschauen, hat's gesehen, daß hinter dem lieben Greise Erz-Engel sind gestanden: der Gabriel und der Michael und noch andere mit allerlei Abzeichen, die's nur aus der Schule kennt hat. Da ist das Engerl ganz verzagt worden mit einemmal, und hat in ahnendem Schreck gerufen in großer Beschämung und Herzensbangigkeit: „O mei, der liebe Gott!“

Des Herrn der Heerscharen gütige Lichtgestalt ist aber gewachsen noch, und von dannen er stand ist ein Wort geklungen, schwebend durch die Himmelsräume, ein Wort, zu irdisch fast für des Himmels reine Seligkeit, dem aber doch alle Erdenschlacke genommen war, denn es kam von Gott dem Herrn, ein Wort gleich gnädigem Lächeln, eine Aufnahme in der Seligen Kreis. Dieses Wort aber von des Allwissenden Lippen lautete nur: „Mizzi!“

Es klang aber in seinem Erbarmen nicht minder denn die großen Namen derer mit den Flammenschwertern und den leuchtenden Cherubflügeln.

Seitdem nun Gott selbst das süße Engerl bei seinem Erdennamen gerufen, hat's halt auch dort droben Mizzi geheißen.

Das ist die ganze Geschichten. Sonst ist nix weiter geschehen. Aber wenn Ihr amal in den Himmel kommt, werdet Ihr's kennen, das süße kleine Engerl: Gell?

Aus Campodolino

Pastellgemälde von Prof. Albert Hertel

Aufbau und Verfall des Osmanenreiches

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

In der Moschee Mohammeds II. zu Konstantinopel liest man in goldenen arabisch-türkischen Konsonantenzügen die große Inschrift: „Sie werden Konstantinopel erobern, glücklich der Fürst und das Heer, die es vollbringen" — die Verkündigung der erfüllten Worte des Propheten, um deren christliche Umschreibung in russische, bulgarische, vielleicht auch griechisch-neubyzantinische oder allenfalls gar „fränkische" Schriftbuchstaben sich seit Menschenaltern ein so großer Teil der europäisch ineinander verknäulten Begehrungs- und Eifersuchtsfragen dreht.

Gutmeinende Gelehrte haben der Türkei den schriftstellerischen Rat gegeben, Europa zu verlassen, wo man sie doch dauernd als Christenfeinde und Asiaten empfinde. In Vorderasien seien noch die unverdorbenen Wurzeln ihrer Kraft. Dort ist in der Tat vor allem noch der gläubige, einfache türkische Bauer und Hirte zu finden, der die alten osmanischen Tugenden der Gastlichkeit und Noblesse, des Kriegersinns und des Gehorsams aufrecht hält. Trotz dieser Betrachtungen, die sich wie alle „Gründe" mühelos vermehren lassen, ist der Rat unmöglich zu befolgen. Das Wort des Propheten in der Moschee des Eroberersultans gilt auch unbedingt in seiner Kehrseite, es hat seine suggestive Kraft innerhalb des Gesamt-Islam durch die vielen Jahrhunderte nicht verloren, in welchen aus dem goldenen Byzanz der Zeit Mohammeds die Stadt der Hohen Pforte am Goldenen Horn geworden ist. Ein Reich mit dem Sitz in Damaskus, in Beirut oder in Smyrna ist nicht mehr die Tradition, nicht mehr das Reich des Sultan-Kalifen. Und sein Schicksal würde in wenig Zeit das eines Marokko oder Tripolitanien sein.

Ist der Boden der Artischocke verspeist, so existiert sie nicht mehr. Es ist belanglos, ob da noch ein paar stachelige Blätter unversehrt nebenbei liegen, sie kommen dann doch in den Abfallkübel der Geschichtlichkeit. Der Besitz von Konstantinopel gibt dem Osmanenreiche in doppelter Hinsicht noch eine Gewährschaft seines türkisch-arabischen Zusammenhalts, eine denkbare Hoffnung seiner Wiederbefestigung und inneren Neubasierung.

Erstlich können die hungrigen Mächte sich erfahrungsgemäß über alle anderen Beutestücke zur Not vergleichen und vertragen, doch darüber nicht, wer Konstantinopel haben soll. Sein Besitz in den Händen einer starken, zielbewußten Marinemacht enthält die Entscheidung über das östliche Mittelmeer nebst dem Schwarzen Meer, aber auch in den Gebieten am Indischen Ozean. Konstantinopel ist aber heute und in der ganzen Zukunft nicht bloß der maritime Zauberschlüssel, der bei aller Weitwirkung so unvergleichlich hinter den Dardanellen versichert liegt. Sondern es ward nun auch der Ausgang für die Bagdadbahn, für den modernisierten Landweg nach Mesopotamien, Persien, Indien. Die Hoffnungen der Türkei liegen, so kläglich auch solche passive Fundierung wäre, wenn es die einzige bliebe, in einem Teile darin, daß niemand so bald dazu gelangen wird, die unbefestigte Hauptstadt, den Artischockenboden des osmanischen Bestandes, auf seine Gabel zu spießen. Das zeigte sich eklatant auch 1807, als Napoleon in der jungen Freundschaft mit seinem Bewunderer, dem Zaren, bereit war, ihm den halben Teil der Türkei zu überlassen: Konstantinopel jedoch sollte nach diesen tiefgeheimen Vorbesprechungen — türkisch bleiben. Darin lag die ungesagte Einsicht, daß der Teilungsplan, so wohlwollend gegenseitig man in diesen Tagen ihn beriet, unmöglich war.

Das zweite Moment aber, welches das positive und deshalb unendlich wichtigere ist, ergibt sich aus dem Zwang der geistig-religiösen Imponderabilien. Solange die Osmanen des Mittelalters Byzanz noch nicht erobert hatten, war ihr in Kleinasien gegründetes Emirat nur ein einzelnes Machtgebilde, das sich teils in Vorderasien, teils von den Dardanellen her auf der Balkanhalbinsel beängstigend für alle Nachbaren ausdehnte. Es störte, erregte, bedrohte, aber es hatte nichts zum Werben. Das griechische, oströmische Reich dagegen war schließlich fast ein Nichts geworden, und dennoch wirkte es auf das politische Denken als das geschichtlich Legitime, auch für die islamitische Welt. Mit dem Schlage, daß Mohammed II. im Jahre 1453 Konstantinopel einnahm, erfolgte die Verschiebung aller Verhältnisse, die unendliches mehr als die Eroberung einer einzelnen, noch so wichtigen und großen Stadt bedeutet. Von diesem Augenblick an, aber erst von ihm, steht das Osmanenreich da als Eroberer einer Vergangenheit, die es verjüngt, als Erbe der oströmischen, ja der hellenistischen Geschichte, und von da ab auch findet es seine Wirkungen als der sieghafte Bannerträger des Islam. Bisher war es der Störenfried ringsum gewesen, jetzt ist es die imposante Großmacht, die im Abend- und Morgenland das Augenmerk der Interessen, der abgewogenen Vorteile und dazu auch die Regung aller Im-

ponderabilien, die ihm zugute kommen können, an sich zieht. Mit 1453 beginnt das diplomatische Umwerben der Pforte durch Europa, Venedig voran, dessen Politik der Kaufmannsprofite und der Handelsvertragskünste schamlos beflissen zu jedem neuen Türkenerfolg gratuliert, auch wenn dieser ganze Besitzteile San Marcos auf den Inseln und auf dem Balkanfestland verschlingt. Es beginnt die ihre Ränke spinnende Entente Frankreichs mit der Osmanenmacht, die ein Grund mehr ist, daß alle abendländischen Kongresse, Ligen und Kreuzzugspredigten gegen die gemeinsame Türkengefahr der Christenheit ein teils unfähiges, teils verlogenes Getue bleiben, oder anders gesagt, daß zwar die Untertanen den schweren Türkenzehnten aufbringen müssen, aber die großen Herren und ihre Bankleute ihn in die Tasche stecken. Die Wirkung des Falls von Konstantinopel ist im Abendland ein Gemisch von Bewunderung und Schrecken, das mehr chronisch lähmt, als zum Aufraffen führt, aber wie immer all jenen vielgestaltigen Selbstsüchten, die man als rechnende Klugheit bezeichnen mag, seine Spekulationen übrig läßt. Und im ganzen Westasien und am südlichen Mittelmeer herum ist sie eine begeisternde Neuerhebung des islamitischen Glaubens und Gedankens. Als Herr der Kaiserstadt am Bosporus vertauscht Mohammed II., der bisherige Emir des Türkenstammes, seinen Titel mit dem des Sultans, d. i. Mächtiger, Herrscher, der nun über alle ist. Schon hat man, bald nach der Eroberung, durch eine Vision — nach völlig ostchristlichem Muster — das sich auf wunderbare Weise in Konstantinopel befindende Grab des Fahnenträgers des Propheten, Abu Ejub Ensari, entdeckt, und über diesem Grabe erbaut man die hochheilige Moschee, wo fortan die Schwertumgürtung der Sultane geschieht. Unter Selim I. erkennen Mekka und Medina, die arabischen Geburtsstätten des Islam, im Sultan ihren Schirmherrn an, und der letzte Schatten-Abbasside überträgt auf ihn die geistliche und weltliche Oberhauptstellung des Kalifen. Im gleichen XVI. Jahrhundert stellt sich, nach der Eroberung Ägyptens durch Selim I., auch das übrige Nordafrika unter das glaubensverwandte, glaubensführende Osmanenreich. — Auf der Balkanhalbinsel verschwinden in dieses die Staatsgebilde der slawischen Bulgaren, Serben, Bosnier, der Albanesen oder Arnauten, die ein (illyrisches) Indogermanenvolk für sich sind, endlich der „Franken" oder Lateiner im Süden, die dort über das einstige, jetzt sehr stark von slawischer Einwanderung durchsetzte Griechenland seit der Kreuzzugszeit Gewalt erlangt. Nach Norden über die Donau dehnen sich die Schutzhoheit oder Herrschaft des Sultans von der Walachei (1460) auf die Moldau, Siebenbürgen, Ungarn, Slawonien aus, dazu am breiten Rand des Schwarzen Meers von der Dobrudscha und Bessarabien bis um die Krim und das Asowsche Meer. Im Osten zieht das Reich seine Grenze vom Kaspischen See bis zur Mündung der mesopotamischen Flüsse in den persischen Meerbusen.

Aus Konstantinopel war vollinhaltlich das neue Bagdad, gemessen an seiner höchsten Macht, geworden. Und um auch sichtbar eindrucksvoll ihr Stambul zum Zentrum der mohammedanischen Vorstellungen zu machen, haben die Sultane an prachtvollen Bauten von Moscheen, geheiligten Grabkapellen, Lehranstalten, Basaren, orientalischen Bädern nichts versäumt. Die Religion und die Kultur des Orients machen sich heimisch in dieser Stadt und machen sie zu ihrem Mittelpunkt, was, wenn nun absehbar aus Stambul ein Zarigrad werden sollte, keine andere noch abermals werden kann.

Auch nicht, wenn es England gelingt, mit erwünschter Rechtzeitigkeit ein neues Kalifat von Ägypten oder vom Roten Meer aus zu errichten. Es würde dann nicht einmal ein schismatisches sein, denn das Kalifat duldet keinen ungläubigen Befehlshaber. Es würde aber ein Trick sein, und die darauf gesetzte Absicht könnte der Türkei, die von England jetzt noch geschützt werden muß, politisch sehr verderblich werden.

Die Übertragung der religiösen Imponderabilien nach Konstantinopel, die für das Osmanentum mit dessen Besitz fallen oder stehen, ist aber deswegen von entscheidender Wichtigkeit, weil sie — diese religiösen Werte — durch keine anderen absehbar zu ersetzen sind. Nicht durch die nationalen. Denn diese, obwohl sie in der kürzlich wieder emporgekommenen, schwer zu definierenden jungtürkischen Richtung ein Bestandteil sind, müssen immer zu gewissem Grade gedanklich erzwungene bleiben. Es liegt hier doch sehr anders als bei den arischen Völkern, wo jeweils die moderne Staatsauffassung und die konstitutionellen Bewegungen das nationale Empfinden lediglich natürlich frei gemacht haben, wo in diesem Selbstwillen der gegen das Volkliche, Nationale ziemlich gleichgültige, Gebiete zusammenhäufende Absolutismus überwunden worden ist und gleichzeitig auch häufig eine internationalisierende Tendenz der Religiösen zurückgedrängt werden konnte oder mußte. Bei diesen Völkern beruht das Nationalbewußtsein im Gefühl der angeborenen Gleichartigkeit und Schicksalsgemeinschaft. Von diesen sichersten, natürlichsten Fundierungen des Nationalitätsgedankens kann aber im Falle der Türkei nicht die Rede sein. Und deshalb müßte eine forziert „aufgeklärte" nationale Tendenz, die wesentlich mit westeuropäischer Bildung und Formung operieren möchte, zur Selbstvernichtung werden. Schon hat die kurze Geschichte der jungtürkischen Prinzipiendraufgängerei zu Rückschlägen geführt und erwiesen, daß der wichtigste Inhalt im Jungtürkentum das modernisierte Alttürkentum, wenn man es so ausdrücken kann, verbleiben muß. Nur daß auch dieses nicht

eine von tiefher nationale Tradition besitzt.

Es versteht sich zwar von selbst, daß auch die Türken eines rassehaften Ursprungs sind. Sie sind ein alter Bestandteil jener vielumfassenden asiatischen Völkerfamilie, deren Sprachen „agglutinieren“ und zu der von sonstigen Einwanderern in Europa die verschiedenen Finnenvölker und die Madjaren gehören. Aber seit dem Bedeutendwerden dieses Sonderstammes als Kriegsstaat wird nun dessen Geschichte zu der einer stammlichen Entnationalisierung. Was bei den arischen Gruppen für lange alte Zeiten stets so strenge beobachtet worden ist, die Ablehnung der Ehevermischung mit volklich Fremden, das fiel von früh an bei den Türken weg, die Mohammedaner geworden waren und aus ihrem älteren Gestirnekult nur noch das Stammeszeichen des neuen, zunehmenden Mondes beibehielten. Anforderungen der volksechten mütterlichen Abkunft gab es in diesem vom Koran geleiteten Kriegerstaate nicht. Aber nicht bloß die Frauen der Vielweibersitte werden von jeder Abkunft genommen und eingeschleppt, gekauft, geraubt, sondern ähnliches gilt auch von der Vermehrung des Volkes und seiner Krieger durch Hereinziehung männlichen Zuwachses. Ist doch die Janitscharentruppe, die bis ins XIX. Jahrhundert eine so hervorragende, aber auch höchst bedenkliche Prätorianerrolle gespielt hat, zunächst gebildet worden aus türkisch erzogenen christlichen Kindern. So bleibt denn kaum eine Möglichkeit, nach soviel Jahrhunderten noch die Merkmale eines echten Türkentums zu bestimmen. Allerdings darf auch wieder nicht übersehen werden, daß Rassen und Nationalitäten nicht bloß sich abschwächen und vergehen, sondern daß sie — man denke an Nordamerika — infolge von Ausgleichen und Assimilierungen auch wiederum sich beständig bilden. Dies ist hier um so mehr zu betonen, als damit für ein verdichtetes nationales Türkentum der Zukunft Möglichkeiten bleiben. Der Wille, die Kraft im Volk und das einmal gewordene Gefühl bringen es zur Entscheidung, der dann auch alles zur Hilfe kommt, was von Tradition angesammelt ist. Aus letzterer wird hier aber immer das Religiöse das Wichtigste, Unentbehrlichste, Allvermittelnde sein.

Es hängt nun aber mit jenen Rasse- und Volksverhältnissen eng zusammen, daß in der türkischen Geschichte volklich-nationale Unwillkürlichkeiten oder Grundsätzlichkeiten Einfluß üben. So haben die Eroberungen das Türkentum auf die Weise gemehrt, daß durch den Übertritt Besiegter zum Islam deren Einbeziehung als eine vollkommene erschien. Solche Übertritte waren für das auf dem Balkan volksschwache Osmanentum erwünscht; durch die gebotenen Vorteile und auch Drohung und Gewalt wurden sie gefördert; andererseits würde es ein Irrtum sein, anzunehmen, daß an der Bereitschaft eine gleichmäßige Unbesieglichkeit von Abscheu und Glaubenswiderstand gehindert hätte. Brachte doch die türkische Eroberung großen Schichten im spätbyzantinischen Reich und in den sonstigen staatlichen Balkangebilden eine soziale Erlösung, wenn sie als solche begriffen ward.

So operiert das alte Türkentum mit der stammlichen Indifferenz, die sich aber auch auf das Religiöse ausgedehnt hat. Das Reich hat absichtsvoll die christlichen Patriarchate in Stambul zentralisiert, und es hat sich für gewisse Zweige der Herrschaftsausübung und des Staatslebens der von ihm geförderten Andersgläubigen bedient. Das hat die Verwaltung des buntscheckigen Untertanenbestandes erleichtert, indem man sie in den Christengegenden Statthaltern und Hospodaren christlicher Geburt überließ. Es hat aber auch seine bedenklichen Seiten gehabt. Hier ist besonders der vielgenannten Fanarioten zu gedenken, der im Stadtteil Fanar im Nordwesten Konstantinopels wohnen gebliebenen christlichen griechischen Familien. Sie vor allen anderen haben bei sich jene realistisch kühl berechnende Taktik der Vorteile und Gewinne ausgebildet, die sich leicht bei Bevölkerungsteilen findet, welche gegen die Gemeinsamkeitsrücksichten und die ideenhaften Anschauungen des Hauptvolks, zu dem sie nicht gehören, gleichgültig sind. Das bekannte Wort, daß der „Grieche“ so schlimm sei, wie drei Armenier zusammen, geht auf sie, und längst nicht im gleichen Maße auf die Gesamtcharakteristik der Neugriechen. Die Fanarioten wurden die geldmächtigen Privatleute des Osmanenreiches, die gefälligen Bankiers der draufloswirtschaftenden neueren Sultane, die guten Freunde der türkischen hohen Herren von den Wesiren herab, und sie bringen ihre ungeheuren Zinsen auch auf indirekten Wegen durch die gewährten Vorteile und Vertrauensämter ein. Die Fanarioten als ungehindert aussaugende Verwalter und Hospodare in den Christengegenden haben am allermeisten mit beigetragen, daß ein Türkenhaß entstand und festwurzelte, der im XVI. Jahrhundert noch gar nicht auf diese Weise gewesen war. Auf sie, deren vielverzweigter Einfluß sich in alles hineinerstreckt, fällt ein Hauptteil der Schuld, daß das Reich niemals zu eigentlich gesunden und selbständig durchgebildeten Verhältnissen hat gelangen können. Aber ihre Lebensideen haben auch auf ein gewisses oberes Türkentum eingewirkt und in ihm das Redliche und jenes angeborene Vornehme ersticken helfen, welches diesem asiatischen Kriegerstamm an sich zu eigen ist und bekanntermaßen Bismarck von den Türken im Ganzen als von den „einzigen Gentlemen im Orient“ sprechen ließ. Das Übergreifen der kahlen Bereicherung ins neuere Staatsbeamtentum hat dazu geführt, daß der stetig vermehrte allgemeine Steuerdruck dennoch dem Reiche nicht wieder heraushalf, weil man verstand, die Abgaben unkontrolliert in die weiten Taschen der Inzucht treibenden Beamtenkaste zu leiten.

Es ist den Staaten der wahllos ein Gebiet zum anderen hinzuschlagenden Eroberung eigentümlich, daß sie den Stillstand des Erobarergeistes, die Unbeschäftigung des kriegerischen Sinnes nicht vertragen, der ihr lebendigster und als solcher die Quelle ihrer männlichen Tugenden ist. Bei aller Furcht vor den unaufhaltsam vordringenden Türken hatte man sie bewundert, hatte den Ursprung ihrer Kraft in ihrer sittlichenden Frömmigkeit erkannt, ohne sich durch die Abweichung mancher Sitten und Gebote von den christlichen beirren zu lassen; geruhig hatte Luther ausgesprochen, daß der Türke zehnmal klüger und frömmer als die christlichen Fürsten sei. Aber mit dem Stillstand des Reichs in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts beginnt sich auch schon die zweifelhafte Dauerbeständigkeit des überhasteten Baus zu zeigen, was von aller prachtliebenden Dekoration nicht zu verdecken ist. Überraschend sinkt der Respekt vor dem Türkenreiche tief herab, wenn auch der Rückstoß der europäischen Waffen durch die christliche Eifersucht untereinander noch geraume Zeit um die rechte Tatkraft oder um deren Erfolge geschmälert worden ist.

Die Zerfahrenheit des Abendlandes beginnt schon hier dem Fortbestande des osmanischen Reiches zugute zu kommen und läßt es so schwere einzelne Niederlagen, wie die von Lepanto, ohne eigentliche Schädigung überwinden. Die Türken fangen an, besiegt zu werden, weil sie nicht mehr die allseitig Vordringenden sind. Die Zweieinheit von Kriegssinn und Glaubenssinn, die das Reich geschaffen hat, enthält nicht die ähnlich starkgesunden Kräfte für einen Zustand der Sättigung. Ein Volk, das sich mit den Waffen in die Reihe der großen Mächte stellt, müßte zuvor das Unerläßliche gelernt haben, um auch im Frieden in den komplizierten Verhältnissen eines großen Reiches zu leben. Die Osmanen wurden aus halb noch hordenhaften Nomaden zum Kriegerstaat und dieser unorganisch sprunghaft zum Großreich. Dagegen hat sich bei den europäischen arischen Völkern jeweils in einer langzeitigen, prähistorischen und frühgeschichtlichen, frugalen Kultur zugleich mit dem Kriegerstaat der geordnete und ordnungachtende Rechtsstaat herangebildet, wirtschaftlich auf die Erträge des Fleißes, der Arbeit, der Mühe gestellt, nicht die der Beute und des Gewinns. Diese Vorbedingungen werden hier allzusehr vermißt, und wenn man auch neben den Koran weltliche Ordnungen und Gesetze stellt, so bleibt ihnen nicht die Zeit zum Erziehen, wie bei einem organisch werdenden Volke. Sie sind immer schon „Reformen“, wozu es dann allermeist zu spät ist, weil die Profitlichen und die Böswilligen stets pfiffiger als die Gesetzgeber sind und im Vorsprung bleiben. Und das großherrliche Serai geht in einer maßlosen Verschwendung und entnervenden luxuriösen Wohllebigkeit voran, die die Sultane dieser Zeit so sehr von ihren persönlich durchgreifenden und die Heere führenden Vorgängern unterscheidet.

Zunächst steht an der europäischen Front auf der Grenzwacht und im allmählichen Vordringen Österreich. Die Schlacht von Mohatsch 1526 hatte Ungarn bis auf einen Reststreifen türkisch gemacht, aber dafür hob sie Habsburg in die kaum noch gehoffte Situation des ungarischen Königtums, wenn auch dieses erst künftig gegen die Osmanen und deren in Ungarn als Teilhaber zugelassene, einheimische Schützlinge zu erkämpfen war. Dafür aber, daß dieser Kampf nicht vernachlässigt wurde, sorgte schon Frankreich, das durch viele Generationen den Habsburgern immer wieder ungarische Unruhen oder türkische Kriege erregt und das Osmanenreich nicht schon dauernd in die Passivität hat verfallen lassen, zu der es sonst geneigt hätte. So noch bei dem berühmten letzten Vorstoß gegen Wien im Jahre 1683. Hier ist dann aus dem glücklich abgewehrten Angriff die an Siegen reiche Offensive Österreichs entstanden, die das ungarische Land aus der anderthalbhundertjährigen Türkenherrschaft gerissen und die Hand auf Siebenbürgen gelegt hat. Noch einmal erleben die Kontingente der Reichsarmee, die mit den Österreichern kämpfen, eine Heldenzeit, Fürsten und Prinzen aus deutschen Häusern, Lothringen, Wittelsbach, Baden zeichnen glänzende Namen in die Geschichte ein, am höchsten vom echten Ruhm gekrönt Prinz Eugen aus dem Hause Savoyen, das damals noch in der Reichsmatrikel verzeichnet steht. In prachtvollen Volksliedern jubelt die Anteilnahme der Deutschen auf und lebt in einem davon bis heute unvergessen nach.

Die Friedensschlüsse von 1699, 1718 und 1739 haben die Grenze Österreich-Ungarns an der unteren Donau geschaffen, wie sie bis jüngst geblieben ist. Jenen letzten, Belgrader Frieden von 1739 hat Rußland mit abgeschlossen und damals Asow behalten. Seit Peter dem Großen hatte das Zarenreich es als seine Lebensfrage erkannt, die Umrahmung des Schwarzen Meers durch die türkische Territorialgewalt zu sprengen. Um dieser russischen Freimachungen nach Süden willen sind vor allem die Kriege Katharinas II. geführt worden, die sich den Besitz am nördlichen Schwarzen Meer, eine Schutzhoheit über Moldau und Walachei und freie Schiffahrt durch die Meerengen erzwangen.

Die französische Revolution mit den nachfolgenden napoleonischen Kriegsverwicklungen der Mächte Europas hat in der einen Hinsicht die Zerstörungsarbeit an der Türkei noch wieder aufgehalten. In der anderen Hinsicht hat sie ihr jedoch die nicht minder große, wachsende Gefahr gebracht: durch das Nationalitätsprinzip, das aus den Ideen und Verkündungen wie aus den Taten der Völkerbefreiung mit Folgerichtigkeit hervorgeht. Unruhen, Unbotmäßigkeiten, Aufstände, nie ganz unterworfene Völkerteile, wie die in die Kargheit der „schwarzen Berge“ hinauf-

Bildnis von Mme Lina Cavalieri
Gemälde von Antonio de la Gandara

geflüchteten serbischen Montenegriner, hatte es zwar schon immer gegeben. Ägypten hatte sich um 1773 unter den Mameluckenbeis der Sultangewalt entzogen, und auch als die Türkei den Rumelier Mohammed oder Mehemed Ali 1805 zum Statthalter Ägyptens machte, der das Land in feste Hand nahm und bessere als die einstige Ordnung schaffte, entstand doch tatsächlich durch diesen großen Staatsmann und seine Nachfolger eine eigene Dynastie, der 1867 anstatt des Titels Wali, Statthalter, der des Khediw, Vizekönig, zugestanden worden ist. Während aber hier überall es sich nicht um richtige volkliche Wiederabtrennungen handelt, tritt nun seit 1804 ein christlicher Bevölkerungsteil nach dem andern aus der geschichtlichen Vergessenheit hervor und steht für seine national verstandene Befreiung auf.

Der Ruhm, vorangegangen zu sein, gebührt den Serben, und schon das Jahr 1812 hat ihnen ein gewisses Maß von Unabhängigkeit verbrieft. 1817 wählte das Land den den als Führer bewährten Milosch Obrenowitsch zum Fürsten. Und schon gärte es seit lange auch unter den Griechen, infolge einer geistigen Bewegung, deren Führer sich auf abendländischen Hochschulen mit der Scham und mit der Begeisterung des Gedankens an die einstige Hellenenzeit erfüllt hatten und nun das Volk in ihre Richtung zogen. So flammt denn 1821 der griechische Befreiungskampf auf, reich an Schönheiten und dramatischen Einzelheiten; am hingebungsvollsten hat ihn Deutschland gefeiert und besungen, dessen Herz vollkommen im griechischen Lager steht, teils aus den Gefühlsgängen der klassischen Geisteszeit, teils aus gleichstimmendem Haß gegen die Metternichsche Kabinettspolitik, die zur Türkei hielt, aus grundsätzlicher Niederhaltung jeder Versuche von Völkerbefreiung und Völkermündigkeit. Bis dann doch Rußland, England, Frankreich aus noch so widerspruchsvollen Leitgedanken eingriffen, das türkische Reich, durch die üblichen Wirren auch von innen erschüttert, nachgeben mußte, die Ereignisse von 1829 und 1830 den Griechen die Unabhängigkeit brachten und bald danach Otto, der Sohn des philhellenischen Ludwig I. von Bayern, ihr König ward, den sie dann 1862 wieder verjagten, um 1863 den Glücksburger Prinzen, dessen Vater Christian (IX.) kurz danach den Dänenthron bestieg, als Georgios I. zu erwählen.

Schrittweise und vielverwickelt geht die Selbständigmachung und Loslösung der Balkanvölker voran. Wie in den Zeiten Katharinas II. und Alexanders I., oder richtiger jetzt noch mehr, ist Rußland die am intimsten beteiligte Großmacht. Sein Endziel ist das gleiche und kann auch niemals ein anderes werden: Konstantinopel. Aber seine Taktik ist eine gebundenere geworden. Direkte Eroberung macht die scharfe Gegenpart von England und Österreich unmöglich — absolute Hemmungen, womit es auch heute bei aller „Entente“ nur um so sorgfältiger rechnen muß. So operiert es mit der Zertrümmerung des europäischen Osmanenbesitzes durch die Balkanvölker, die seine Schutzbegönnerten, seine Glaubens- und zumeist auch seine slawischen Stammverwandten sind. Griechisch-katholische Orthodoxie und Panslawismus, so rechnet es, müssen alle Ereignisse zu Rußland, das das Haupt in beiden Beziehungen ist, hinwenden. Die Rechnung hat sich gutenteils bewährt, und dennoch hat sie auch ihre Fehler schon gezeigt, die sie möglicherweise sogar vollkommen zerstören werden. Man kann nicht selbständigen Staaten zur Geburt helfen, um ihnen sodann die Zukunft abzuschneiden und sie für immer nur in seinen Dienst zu stellen. Der Zarengedanke, der der Erbträger des zu Byzanz vernichteten östlichen und orthodoxen Kaisertums zu sein vorgibt — auch wegen der Heirat einer „letzten“ Paläologin Zoë mit dem Moskauer Großfürsten Iwan III. Wassiljewitsch — ist gegenüber den modernen Richtungen und Unterströmungen ebensowenig gegen das Veralten geschützt, wie das in liberaler Auslegung aufgefaßte Nationalitätsprinzip der Anziehungskraft der gemeinsamen Orthodoxie durchaus günstig ist. Vorläufig hat die Geschichte der selbständig gemachten Balkanfürstentümer schon die Beweise geliefert, daß auch in ihrem gegenseitigen Verhältnis der Wettbewerb und die Sorge voreinander leicht mächtiger als der ideelle Slawengedanke sind.

Seit 1830, wo Milosch durch hohen Bakschisch in Konstantinopel den Lehnsbrief als erblicher Fürst erlangte, blieb Serbien unter der Oberhoheit des Sultans selbständiges Fürstentum, dessen Geschichte allerdings, bald unter den Obrenowitsch, bald unter den Karadschordsche, noch lange eine, freundlich ausgedrückt, höchst romantische ist. Der Einbruch Rußlands 1853 in die Donaufürstentümer hatte von vornherein England und den nach Taten verlangenden Napoleon III. zum Gegner, wobei England den weiteren Krieg nach der befestigten Krim spielte, weil ihm die Schwächung der russischen Stellung am Schwarzen Meer das Wichtigste war. Der den Krieg beendende Pariser Kongreß von 1856 untersagte denn auch Rußland, mehr Kriegsschiffe als die Türkei im Schwarzen Meer zu halten und nahm ihm die Schutzhoheit der beiden Donaufürstentümer. In der Folge ward nun von Volksversammlungen 1857 in der Moldau und Walachei ihre Vereinigung zu einem autonomen und verfassungsmäßigen Staate, bei Fortdauer der türkischen Oberherrlichkeit, gefordert, was in mühsamen Etappen voran- und aufwärtsgeführt hat. Ende 1861 konnte das einheitliche Fürstentum Rumänien verkündet werden, so benannt wegen der rumänischen, d. i. romanisch gebliebenen Sprache in diesen alten dakischen Gegenden des einstigen Römerreiches. Im April 1866 wurde, nach Verjagung des einheimischen Fürsten Cusa, Prinz Karl von Hohenzollern-Sigmaringen erwählt, womit die ebenso unendliche Geduld erfor-

dernde, wie erfolgreiche Segensarbeit dieses Fürsten beginnt.

Die freundliche Haltung Rußlands gegen Deutschland im siebziger Kriege verhalf ihm dazu, von der auferlegten Beschränkung im Schwarzen Meer loszukommen. Dagegen wurde in der Londoner Konferenz hierüber die Sperrung der Dardanellen für fremde Kriegsschiffe aufrecht erhalten, welche 1841 zwischen den Großmächten und der Türkei als völkerrechtliche Bestimmung aufgestellt worden war. Erst 1891 hat Rußland es von der Türkei für sich erlangt, daß Schiffe seiner „freiwilligen Flotte“ nach vorheriger Anzeige durch die Dardanellen hindurchpassieren können. Auch nach den seither erreichten Zugeständnissen bleibt natürlich Rußland auf eine höchst verständliche Weise für jedes Mittel und jede Gelegenheit interessiert, durch die es von der Behinderung seines freien und souveränen Marineverkehrs loskommen kann. 1876 und dann während des russisch-türkischen Krieges hat England seine Mittelmeerflotte durch die Dardanellen gesandt und seine Völkerrechtsskrupeln mit dem vielangewandten „Schutz der britischen Untertanen“ beschwichtigt.

Zu diesem Kriege kam es durch den Aufstand 1875 in Bosnien und der Herzegowina. Serbien und Montenegro — wo 1852 ein Fürstentum anerkannt worden war — beteiligten sich, die noch in die Türkei eingeschlossenen Bulgaren wurden unruhig, ferner erklärte nach einem langen großmächtlichen Hin und Her 1877 Rußland den Krieg, was auch Rumänien hereinzog. Im Berliner Kongreß, der den von Rußland und der Türkei geschlossenen Frieden durch die Mächte revidierte, wurde Bulgarien als Fürstentum unter türkischer Hoheit neu errichtet, die volle Unabhängigkeit von Rumänien, Serbien, Montenegro bestimmt. Rumänien erhielt von Rußland schlechten Lohn: letzteres bestand auf einer Vergrößerung seines Bessarabien, welches Rumänien herzugeben hatte, wofür es die wenig wertvolle Dobrudscha erhielt. Österreich wurde die Besetzung und Verwaltung von Bosnien, der Herzegowina und des Sandschak Novibazar zugesprochen. Aus dieser Okkupation ist unter dem tatkräftigen Minister von Ährenthal die richtige Hoheit Österreichs in Bosnien-Herzegowina hervorgegangen und der Kaiser Franz Josef eindrucksvoll noch zu einem Mehrer seines Reichs geworden. England hatte aus dem türkisch-russischen Krieg durch eine einschüchternde Überlistung des Sultans Cypern herausgefischt und begann dann bald seine Aktionen in Ägypten, die von der verblaßten formellen Oberhoheit des Sultans unter die tatsächliche britische zogen.

In die afrikanischen Stellungen des Sultanats wurden seit Menschenaltern weitere klaffende Lücken geschlagen. Frankreich begann 1830 seine Wegnahme Algeriens, das sich seit reichlich hundert Jahren um die Hoheit Konstantinopels nicht mehr gekümmert hatte. 1881 „intervenierte“ es in Tunis, von dem es nicht Besitz zu ergreifen erklärte und das es auch nur einfach behalten hat. Der Ärger Italiens hierüber hat am meisten seine Regierung dem deutschen politischen System genähert. Daß es nunmehr endlich seinen Ausgleich in Tripolis gefunden hat — als erfüllten Lohn der „Extratour“ von Algeciras —, wird nach aller Voraussicht die Freundschaft mit England und Frankreich, die es dort als allzu nahe Nachbaren hat, nicht fördern, zumal es in den erheblich verdeutlichten Wettbewerb um das Mittelmeer und in die Wiederaufnahme altrömischer politischer Gedankengänge eingetreten ist. Zukunftsweisungen, die es gleichzeitig auch stärker, objektiver als durch die königliche Verwandtschaft mit Montenegro, an der „orientalischen Frage“ interessieren.

Sie war auch seit dem Berliner Kongreß niemals zur Ruhe gekommen, obwohl die größte Gefahr durch die vorwiegende Wendung Rußlands zu asiatischen Eroberungen beschworen erschien. Ostrumelien, welches 1878 von Bulgarien als türkisch verbleibender Teil abgetrennt worden war, aber 1896 dem jetzigen König Ferdinand von Bulgarien als türkischem Statthalter der Provinz übergeben wurde, Kreta, das zu Griechenland strebt und seit 1896 aufständisch gegen die Türkei ist, die „Fragen“ Makedoniens, wo ungefähr jegliche denkbare Balkanbevölkerung wohnt und das mit seiner außerordentlich wichtigen geographischen Lage alle, auch Griechenland, wohl haben möchten, während es Österreich ihnen nicht lassen darf, wenn es sich nicht dauernd vom Ägäischen Meer abschneiden will — das sind die Namen, die uns beständig in Atem hielten.

Rußlands Zurückweisung aus Ostasien durch Englands Genossen Japan, Österreichs entschlossenes Handeln, vor allen Dingen aber die unvermutete und überraschende Aufraffung der Türkei zur staatlichen Selbsterneuerung seit 1908, endlich ihr Konflikt und Krieg mit dem bedenkenlos vorgehenden Italien sind die nächst zurückliegenden Ereignisse, die in Gemeinschaft mit den schwebenden makedonischen und kretischen Angelegenheiten das „Jetzt oder nie“ zur Überzeugung der Balkanstaaten gemacht zu haben. Und wie diese Kriegsrüstung nun so jäh gekommen ist in einem Zeitpunkt, da die Gefahr vom Balkan her beschwichtigt, in friedlichere Formen als je gelenkt schien, so kann auch alles Prophezeien nur wertlos sein. Bis auf das eine: daß es sich um die Entscheidung handelt, ob die ernstlichen neueren Bemühungen der Türkei um ein nach deutschem Muster erzogenes Militär und der große Anlauf zur völligen Regeneration des Staates schon endgültig zu spät gekommen sind, oder ob die Krisis dieser Tage zu einer neuen, nun wirklich baufesten Zukunft führen kann, die sich nur leider auch der Klügste nicht genau vorzustellen wüßte.

Der ungekrönte König

Roman von Paul Oskar Höcker

(Schluß)

In Gwendolines Zimmer saßen die Schwestern beisammen. Hier hörte sie der Vater nicht. Aber Hannsheinz war beunruhigt zu ihnen gestoßen: er hatte sofort Beates Stimme erkannt.

Beate mußte sich auf der Chaiselongue ausstrecken. Die Schwester machte ihr Kompressen auf das Gesicht. Sie versuchte immer wieder, Hannsheinz hinauszuschicken, aber der Junge war so erschüttert, so verstört, daß er sich unbedingt dem Vater verraten hätte. Beate sprach hastig, in abgerissenen Sätzen, von Tränen fast erstickt. Und wenn die Geschwister ihr zuredeten, löste sich von neuem ihr Weinen aus.

„Ich gehe nicht mehr an Bord zurück. Nein, nein, ich kann es nicht mehr ertragen. Nun muß ein Ende gemacht werden. Das ist ja schlimmer, das ist ja grausamer, als zum Tode verurteilt sein."

Ein rechtes Bild vermochten sich die Geschwister von ihrem Leben während der kurzen Ehe kaum zu machen. Zu kraus, zu erregt waren ihre Schilderungen. Vieles stand auch in Widerspruch mit Äußerungen, die sie selbst früher getan hatte.

„Damals hab' ich gelogen," sagte sie erschöpft auf einen Einwurf der Schwester. „Hab' euch und mich belogen. Weil ich mich schämte. Und Evelyne — hat ja nie ein wahres Wort über ihren Bruder gesagt."

Ein Martyrium lag hinter ihr, ein fast ununterbrochenes Martyrium. Was für Schreckensszenen hatte sie im Verlauf der letzten Jahre erleben müssen! Jeder Rückfall in das alte Laster hatte mit tödlicher Sicherheit einen Tobsuchtsanfall zur Folge. Der kleinste Anlaß genügte dann, um Claus bis zu sinnloser Wut zu reizen.

Gestern abend, bei dem Fest an Bord, hatte er sich heimlich einen Vorrat zum Trinken beiseite geschafft. Im allgemeinen Trubel hatte man es an der nötigen Aufsicht fehlen lassen. Heute hatte sich's furchtbar gerächt. Zum Unglück war der Pfleger gerade beurlaubt. Claus hatte den Groom, der sich weigerte, ihm aus dem Eisschrank in der Kombüse die zweite Flasche Cognak zu holen, mörderlich verprügelt. Auf das Geschrei des armen Burschen war der Koch hinzugestürzt, der Maschinist, ein Matrose. Ein wahrer Kampf hatte getobt. Immer wieder hatte sich Claus den Armen der Männer, die ihn überwältigen wollten, zu entwinden gewußt. Beate, die sich in der Badezelle befand und ihr Haar schamponierte, hörte von dem Vorgang erst, als die Menschenjagd unter Deck weiterging. In aller Hast kleidete sie sich an und sprang hinaus. Sie sah ihren Mann, der Riesenkräfte entwickelte und den Koch mit dem Rücken gegen die Treppe schleuderte, aschfahl, mit stierem Blick und verzerrten Mienen, in sein Schreibzimmer taumeln und die Tür hinter sich zuschlagen. Dann klang die heisere Stimme des Trunkenen aus der Kabine: „Wer hier eindringt — — der ist — ein Kind des Todes ist er!" Gleich darauf ertönte ein Schuß — die Kabinentür splitterte — das Geschoß fuhr gegen die Eisenwand des Kesselraumes. Beate hatte sich trotzdem bis zur Tür vorgewagt. „Claus — ich bin's — ich beschwöre dich . . ." Zitternd, flehend hatte sie so mit ihm verhandelt. Endlich öffnete er. Sie wollte ihm unter allen Umständen die Waffe abnehmen. Aber sobald sie die Hand danach ausstreckte, erwachte wieder die ganze Wut in ihm. „Du wirst mich den Burschen da draußen nicht ausliefern! Du, ich rate dir! Sonst gibt's ein Malheur! Der erste, der sich hier 'reinwagt, der kriegt eine Ladung Blei zwischen die Rippen!" Da drangen sie auch schon ein und fielen über ihn her. Claus ward die Waffe entrungen, ein Schuß entlud sich dabei, und das Geschoß durchbohrte dem Maschinisten die Ohrmuschel. Mit beschwörend gerungenen Händen stürzte Beate auf ihren Mann zu, aber er ergriff, was ihm zur Hand kam, und traf mit der Kante der kristallenen Zigarettendose ihr Gesicht. Sie taumelte, das Feuer schien ihr aus den

Augen zu spritzen . . . Endlich waren sie seiner Herr geworden und hatten ihn, trotzdem er schrie und sich wehrte, in die Badezelle verbracht und dort eingeschlossen . . . Sie verließ die Jacht über die Steuerbordtreppe, an der das Motorboot stets fahrbereit lag. Die Jungfer war bei dem Lärm und dem Schießen zur Stewardesse geflüchtet. Keine der beiden sah ihre Herrin von Bord gehn. Über dem Geschrei des Eingesperrten hörten sie auch nicht das Geräusch der Maschine. Beate hatte das kleine Boot schon oft gesteuert. Ohne Unfall gelangte sie zur Landungsbrücke. Ein Brückenwärter half ihr dort, das Boot festzulegen.

Und nun war sie hier, entschlossen, das schreckliche Dasein, das sie als Wärterin dieses Mannes geführt hatte, aufzugeben.

„Ich muß noch in dieser Stunde an Evelyne depeschieren," sagte sie, plötzlich auffahrend. „Ein dringliches Telegramm. Sie muß sogleich zurück."

„Wir lassen dich nicht fort!" rief Gwendoline, ihre Hand festhaltend.

Hannsheinz war natürlich bereit, zur Post zu gehen.

Auch dem Pfleger sandte Beate ein dringliches Telegramm.

Nachdem sie den Text geschrieben, ließ sie sich wieder auf der Chaiselongue nieder. Gwendoline setzte sich zu ihr und fuhr fort, ihr die Kompressen zu wechseln. Allmählich ließ Beates Erregung nach. Eine tiefe Erschöpfung kam über sie.

„Du schläfst in meinem Bett, Ati. Komm, ich helfe dir beim Ausziehn."

„Laß mich hier liegen. Ganz still. So wie ich bin, Gwendoline."

Die Schwester duldete es nicht. Endlich fügte sich Beate.

In der Nacht tat Gwendoline, die sich auf die Chaiselongue gebettet hatte, kaum ein Auge zu. Unausgesetzt hing sie in ihren Gedanken den furchtbaren Schilderungen nach, die Beate von ihrem Leben an der Seite dieses unglücklichen Menschen entworfen hatte. Mehrmals während der Nacht schreckte Beate jäh aus dem Schlafe auf und richtete sich mit einem Angstschrei in die Höhe.

„Claus —!!"

Gwendoline war sofort bei ihr. „Es geschieht dir nichts, Ati. Du bist bei uns. Wir lassen dir nichts geschehn."

Die Schwester lehnte sich an sie und weinte, so herzbrechend, wie sie nur je als Kind geweint hatte.

Als Beate gegen Morgen in einen ruhigen Schlummer gesunken war und gleichmäßig zu atmen begann, erhob sich Gwendoline, zog sich leise an und verließ das Zimmer, die Tür geräuschlos hinter sich schließend.

Drüben, jenseits des Flurs, lagen die Schlafzimmer der beiden Herren. Gwendoline mußte durch das des Bruders, um zum Vater zu gelangen. Hannsheinz wachte nicht auf, als die Schwester durchkam und an die Tür zum Nebenzimmer pochte. Ein paar Sekunden blieb Gwendoline stehen. Sie mußte Hannsheinz ansehn. So verhärmt war sein Gesicht. Jetzt, im Schlafe, waren seine Schläfen tief eingesunken, die Nase stand scharf heraus, der Hals war mager. „Armer Junge!" sagte sie leise vor sich hin. Sie hatte Mitleid mit ihm. Auch ihn verzehrte eine innerliche Qual. Was sich jetzt auf seinem Antlitz widerspiegelte, das konnte unmöglich nur die Sorge um die Schwester sein . . .

Nun war die schwere Aufgabe erfüllt: der Vater wußte, daß seine Älteste bei ihm ein Asyl suchen mußte.

Gwendoline hatte zu mildern versucht. Daß Beate von dem Wütenden getroffen und durch den Schlag entstellt war, verschwieg sie zunächst, um die Erregung des Vaters nicht noch zu steigern. Der Schreck war ihm derart in die Glieder gefahren, daß er sich kaum ankleiden konnte. Hannsheinz mußte geweckt werden, damit er ihm half.

Dann gab es ein tränenreiches Wiedersehn zwischen Vater und Tochter.

Das Nächste war hierauf, daß Gwendoline sich den Diener des Professors kommen ließ. Die Sprechstunde mußte heute ausfallen. Nur die dringlichsten Arbeiten wollte sie ausführen: die Patienten waren auf einen bestimmten Termin zu bestellen.

Während der nächsten Tage sollte Beate das Bett nicht verlassen. Gwendoline wechselte ihr unermüdlich die Kompressen. Auch der Vater und Hannsheinz wurden von ihr dazu angestellt. Irgendwelche Schritte sollten zunächst nicht unternommen werden. Beate hielt es für besser, das Eintreffen des Pflegers abzuwarten.

„Inzwischen kann aber da drüben Mord

und Totschlag passieren?“ rief der Freiherr. Immer wieder geriet er in höchste Erregung und schüttelte die Fäuste in ohnmächtigem Zorn.

„Ach nein,“ sagte Beate müde, „er schläft nun gewiß totenähnlich, wie stets nach seinen Anfällen. Und wenn er erwacht, ist er hinfällig und hilflos, apathisch und fügsam. Das dauert dann Tage. Er hat in der Zeit gar keine Erinnerung an das Vorgefallene. Allmählich erst dämmert's ihm — und dann packt ihn die Reue, die Verzweiflung. So wird's auch diesmal sein. Er weint wie ein Kind. Und hernach, wenn man sich hat rühren lassen, ist er dankbar und gelobt mit heiligen Eiden ... Aber ich lasse mich nicht mehr einfangen. Ich kann das Bild nie wieder aus dem Gedächtnis streichen. Ach, es ist zu entsetzlich, zu entsetzlich . . .“

Sie suchten sie mit ihren vereinten Bemühungen immer wieder zu beschwichtigen.

Am ersten Abend verlangte Beate nach einem Handspiegel. Sie erschrak über ihr Aussehn. „Es wird eine abscheuliche Narbe zurückbleiben!“ jammerte sie. „Ich bin fürs ganze Leben entstellt!“

Darüber konnte Gwendoline sie beruhigen. Nach einer Woche, sagte sie, werde die Geschwulst geschwunden sein. Das Auge selbst war zum Glück unverletzt. „Aber vielleicht ist es ratsam, für alle Fälle, Ati, einen Augenarzt zuzuziehen? Neben Siedtners Villa wohnt Professor Gutmann, eine Kapazität. Soll ich ihn bitten lassen?“

Das wollte Beate durchaus nicht. Sie schämte sich zu sehr. „Von seinem Mann mißhandelt worden zu sein — das ist so proletariermäßig!“

Hannsheinz hatte am Morgen das Motorboot zur Jacht zurückgeführt. Der Maschinist, so erfuhr er vom Koch, hatte Frau Teerbrügge gestern Abend im Motorboot landen sehen und hatte angenommen, daß sie ihre Verwandten aufsuchen wollte. Teerbrügge schlief. Mit keiner Silbe spielte irgendeiner von der Besatzung auf das Vorkommnis an. Sie schienen gut gezogen. Der Koch brachte den jungen Herrn dann wieder an Land zurück, denn er mußte seine Einkäufe machen. Ob die Gnädige Frau zum Lunch um ein Uhr zu erwarten sei, fragte er harmlos. Hannsheinz hatte Auftrag, auszurichten, daß seine Schwester drüben krank läge und daß an ihre Rückkehr an Bord vorläufig nicht zu denken sei.

Am zweiten Tag traf Evelyne ein. Ohne jede Begleitung. Sie war außer sich darüber, daß Beate das Boot verlassen hatte. Es gab zwischen den beiden Schwägerinnen eine heftige Szene.

„Du trägst eine größere Schuld daran als er. Jawohl, du, Ati. Er war geheilt, vor jedem Rückfall sicher, solang ich mit ihm zusammen war. Aber du bist zu schwach, zu biegsam. Du imponierst ihm nicht. Darum wagt er's, sich aufzulehnen. Ich habe ihn stets mit einem einzigen Blick gebändigt.“

Beate wälzte sich daraufhin in größter Erregung alle Anklagen von der Seele. Sie kam sich getäuscht, betrogen vor. Evelyne hatte ihr damals die volle Wahrheit über ihren Bruder verschwiegen, weil sie wußte: sie wäre nimmermehr die Ehe mit ihm eingegangen!

„Fünfmal hab' ich diese gräßlichen Szenen durchgemacht. Sie sind immer schlimmer geworden. Ein sechstes Mal erlebe ich sie nicht.“

„Es hängt von dir ab, Ati. Du mußt ein bißchen schlauer vorgehn, mußt besser aufpassen, das ist alles. Und hat er dich wirklich zu täuschen gewußt, so mußt du ihm fest gegenübertreten und ihn unter deinen Willen zwingen. Mit sentimentalen Betrachtungen erreichst du freilich nichts.“

„Du hast mich nicht verstanden, Evelyne. Den vergeblichen Versuch, auf Claus einzuwirken, werde ich überhaupt nicht mehr machen. Ich trenne mich von ihm.“

„Beate —?!“

„Ja. Es ist mein unabänderlicher Entschluß. Ich lasse mich von ihm scheiden.“

Der Freiherr kam hinzu, um seiner Ältesten beizustehn. Er blieb höflich und korrekt, trotzdem Evelyne alle Beherrschung verlor und ihm schließlich, in steigender Erregung, vorwarf, in wie generöser Weise sie und ihr Bruder ihm aus den dürftigsten Verhältnissen zu einem behaglichen Wohlstand verholfen hätten.

Beate schämte sich der unnoblen Wendung. Auch Gwendoline, die aus ihrer Sprechstunde zurückkehrte, hatte sie noch eben gehört. Sie sah die Wirkung im Ge-

sicht der Schwester. Beate war blaß. Nur der feine Striemen zog sich über den Stirn- und Backenknochen, und er erschien Gwendoline jetzt noch intensiver rot.

Mit Beates jüngerer Schwester in der Angelegenheit zu verhandeln, lehnte Evelyne von vornherein ab. Ein ehelicher Zwist vertrage es nicht, daß Fremde sich zwischen die Parteien schöben. Die Aussöhnung werde dadurch nur erschwert.

„Von einer Aussöhnung kann gar keine Rede sein,“ sagte Beate. „Ich bin ja meines Lebens nicht mehr sicher bei ihm.“

„Es gibt Pflichten, Ati, denen man sich nicht entzieht,“ sagte Evelyne, nun wieder ganz ruhig und überlegen.

„Deine Pflicht wär's gewesen, bei ihm auszuhalten, Evelyne. Aber du hast uns zusammengebracht, mit allen schlauen Mitteln, weil du eine Ablösung brauchtest, weil du frei sein wolltest.“

Harte, böse Worte wurden gesagt. Worte, die sich fest eingruben und Scheidewände auftürmten.

Als Evelyne ging, war ihr feines, sonst so liebenswürdiges Gesicht kalt und finster. ‚Wie eckig ihre Züge eigentlich sind,‘ sagte Gwendoline zu sich, die sich die ganze Zeit über still im Hintergrunde gehalten hatte. „Eine maßlos egoistische Seele,“ sagte auch der Freiherr. In ihm kochte es: die niederträchtige Bemerkung der jungen Mrs. Biggar konnte er gewiß in seinem ganzen Leben nicht verwinden.

Einige Tage später kam Evelyne wieder, diesmal von Claus begleitet. Nach unendlichem Hinundher entschloß sich Beate, ihn zu empfangen.

Er war blaß, abgespannt, hielt sich aber ausgezeichnet. Ein rührend hilfloses Lächeln stand in seinen Zügen. „Du wirst mir doch das kleine Malörche nit so arg verübeln, Ati, was?“ sagte er und setzte sich auf den Bettrand, die Hand seiner Frau erfassend.

Sie lag starr da und sah ihn ruhig und ernst an. „Es ist aus zwischen uns, gib dir keine Mühe, Claus.“

Er spielte mit ihrer Spitzenmanschette. „Nur noch ein einziges Mal sollst es mit deinem Strolch versuchen.“ Er beugte sich nieder, um ihre Hand zu küssen. „Bin ja nit gar so schlimm. Oder?“

Sie duldete nicht, daß er ihre Hand küßte. „Es ist aus zwischen uns,“ wiederholte sie tonlos.

„Wenn ich dir verspreche, Ati —“

„Du hältst deine Versprechungen nicht.“

„Ich schwöre dir aber —“

„Du brichst auch jeden Eid.“

Nun stand er auf und lachte. „Ein nettes Scheusal machst du schon aus mir.“ Dann kam er wieder ans Bett und wollte ihr Auge sehn. Er glaubte nicht, daß es verletzt sei. Sie habe die Kompresse nur darauf liegen, um ihn zu ängstigen, meinte er.

„Ich bin nur durch einen Zufall dem Schicksal entgangen, jetzt als Einäugige herumzulaufen,“ sagte sie und warf die Kompresse weg.

Es war plötzlich, als ob eine fremde Macht ihn anpackte und niederzwänge. Er sank in die Knie, preßte sein Antlitz neben ihr ins Kissen und weinte.

Im Nebenzimmer stand der Freiherr, bereit, auf den ersten Ruf seiner Tochter hineinzueilen. Gwendoline stützte ihn. Sie blieben beide stumm. Das laute Schluchzen des unglücklichen Menschen packte sie.

‚Sie wird ihm verzeihen — und es wird wieder eine Weile gehen,‘ sagten sie nun beide zu sich. ‚Wie lange — ?‘

Aber zu oft schon hatte Beate auf solche Ausbrüche der Verzweiflung hin verziehen: es rührte sie heute nicht mehr.

Draußen, in dem kleinen Garten, ging Evelyne auf und ab, begleitet von Hannsheinz, dem sie vorstellte, was für einen Riesenskandal es geben würde, wenn Beate nicht an Bord zurückkehrte. Sie standen hier im Mittelpunkt des Interesses und waren es ihrem Ansehn schuldig, alles zu vermeiden, was dem Klatsch Nahrung gab. Es schadete sonst allen, namentlich Ingrid und Börries, die nun gerade ihr Glück machen sollten. Hannsheinz ließ in seiner traurigen, niedergeschlagenen Stimmung alles über sich ergehen. Wie das Wirrsal sich lösen sollte, wußte er nicht. Er hatte den Schwager wirklich lieb gewonnen. Die Schandtaten, die von ihm erzählt wurden, zu glauben, ward ihm schwer. Und doch fühlte er wieder mit der Schwester — das Blut sprach da mit —, es ward ihm rot vor den Augen, wenn er sich vorstellte, daß Claus sie in seinen Anfällen schon so und so oft mißhandelt hatte.

Nach langen, quälenden, fruchtlosen Be-

mühungen entschloß sich Claus Teerbrügge, seine Frau vorläufig hier zu lassen. Sie sollte sich „auskollern", sagte er. Er bemühte sich — vor den andern —, die Sache nicht gar so tragisch zu nehmen.

Da sie ohne Sachen herübergekommen war, erbot er sich, zusammenpacken zu lassen, was sie in der nächsten Zeit brauchte. Er bat seinen Schwiegervater, ihn zur Unterstützung dabei an Bord zu begleiten. Evelyne hatte noch an Land zu tun: sie wollte sich telephonisch mit Heiligendamm verbinden lassen, um Ingrid zu sprechen. Die Kleine mußte sich unverzüglich auf die Bahn setzen und herkommen, denn auf sie hörte Beate noch am meisten.

Exzellenz von Erxleben befand sich nach allem selbst in sehr gemischter Stimmung. Keine Frage: Claus Teerbrügge war ein rührend guter Kerl — bis auf sein furchtbares Leiden. Unterwegs schwärmte er ihm von Beate vor. Er fand Worte von einer Innigkeit, die der General ihm gar nicht zugetraut hätte. Unbedingt hatte er Herz — was sich von Evelyne nicht behaupten ließ. Ein Jammer, ein wahrer Jammer, daß ihn dieses verfluchte Laster nicht aus den Klauen ließ.

Als stiller Begleiter hatte sich ihnen gleich vor dem Hause der Pfleger angeschlossen. Er nahm auch im Motorboot mit Platz. Es fiel dem Freiherrn auf, daß Claus niemals das Wort an ihn richtete und es auch vermied, ihn anzusehn. Der Pfleger war ein Hüne, fast einen Kopf größer als Claus.

‚Eigentlich schauderhafte Vorstellung für so ein junges Weib,‘ sagte der Freiherr zu sich, ‚daß ihr Mann sich abhängig machen muß von solch einem Burschen, der wie ein Gefängniswärter dreinblickt —!‘

An Bord sprach er der Reihe nach mit den männlichen Angestellten, während die Jungfer und die Stewardesse, unter der Aufsicht von Claus, das Reisegepäck ihrer Herrin zusammensuchten. Es war die Parole ausgegeben: die gnädige Frau gedenke eine Brunnenkur zu gebrauchen. Die Jungfer ward einstweilen beurlaubt.

Es war zunächst ein rein menschliches Interesse gewesen, das den Freiherrn bewogen hatte, sich nach dem Ergehen des Maschinisten und des Boys zu erkundigen. Es fiel ihm gar nicht ein, etwa „Material" zu sammeln. Aber der Koch schien es so aufzufassen. Und er schlug sich sogleich zur Partei seines Herrn.

Ein unangenehmes Vorkommnis am Freitag Abend der vorigen Woche? Da müsse ein Mißverständnis vorliegen. An dem Abend, an dem die gnädige Frau die Jacht verlassen habe, sei Herr Teerbrügge zeitig schlafen gegangen, und sie von der Besatzung hätten gar nichts gehört . . .

Exzellenz von Erxleben warf dem feig stotternden Mann einen durchbohrenden Blick zu. Wo der Groom sei, fragte er.

Der Groom? Der sei doch am Sonnabend an Bord des Australiers gegangen. Er war hier auf der „Beata" nur zur Aushilfe gewesen.

Den Maschinisten wollte der Freiherr nun sprechen. Aber — seltsam — auch der befand sich nicht an Bord.

Der Koch lachte, als er hörte, bei einem Handgemenge habe sich eine Schußwaffe entladen und dem Maschinisten sei die Ohrmuschel durchschossen worden. „Fragen Exzellenz getrost alle, die hier an Bord sind: so etwas ist nicht vorgekommen. Der Maschinist besucht Verwandte in Genua. Aber sobald er zurück ist, soll er sich Exzellenz präsentieren. Da muß sich die gnädige Frau doch getäuscht haben . . ."

„Schweigen Sie!" herrschte der Freiherr den Koch an.

Er begab sich dann zu Claus in dessen Schreibzimmer. „Warum sind die Leute hier an Bord angewiesen, das Vorkommnis rundweg abzuleugnen. Liegt dem ein System zugrunde, Claus?"

Claus zuckte die Achsel. „Ich hab' noch mit niemand gesprochen. Ich weiß nicht, was ich alles angestellt hab'. Was sagen die Leute? Haben Sie den Koch gesprochen, Papa? Der lügt, sobald er das Maul auftut."

„Wo ist der Groom, Claus?"

„Ich weiß nicht. Ist er nicht da?"

„Ist es wahr, daß er nur zur Aushilfe bei euch war?"

„Ach, Papa, das ist mir jetzt alles entfallen. Beate sagt, ich hab' sie geschlagen, Das ist so furchtbar. Ich fasse es nicht."

So müde und hilflos saß er auf dem Ledersofa, das unter dem Fenster stand. Der Freiherr sah bei dem leichten Schwanken des Fahrzeugs den Kopf des Unglück-

lichen immer wieder in den steingrauen Himmel ragen. Alt, verbraucht, greisenhaft wirkte dieser Kopf.

„Wo steckt der Maschinist? Er ist verletzt?"

„Warum fragen Sie das alles, Papa? Ist es denn so wichtig? Hat es Ati gewünscht?"

„Ja. Und ich kann ihr doch nicht erwidern: man weiß an Bord von den Vorfällen überhaupt nichts. Der Koch streitet alles ab. Das ist ja, als ob man sie der Lüge zeihen wolle, mindestens der Übertreibung."

„Ich war ja nicht dabei," sagte Claus und preßte die Hände gegen die Stirn, „bewußt ganz gewiß nicht."

Der Pfleger trat ein. Ob Herr Teerbrügge, den die Fahrt gewiß angestrengt habe, nun nicht lieber sich ausstrecken wolle?

Stumm gehorchte Claus.

Exzellenz von Erxleben verließ die Schreibkabine mit kurzem Gruß und kehrte an Land zurück.

Zweifellos lag hier an Bord die Verabredung vor: jedes Zeugnis zu verweigern, das Claus Teerbrügge schädigen konnte. Von dem reichen Herrn der Jacht „Beata" hatte man Vorteil zu erwarten, von seinen Gegnern nicht.

Den größten Sturm im Hause gab es, als Ingrid heimkehrte. Durch Evelyne hatte sie von dem Entschlusse der Schwester gehört, ihren Mann zu verlassen.

„Das ist ja Wahnsinn, das ist ja heller Wahnsinn!" rief sie ein ums andere Mal.

Die Rückberufung hatte sie schwer getroffen. Sie hätte jetzt in Heiligendamm Anschluß an einen reizenden Kreis finden können. Evelynes ernstester Bewerber, der kleine Dragoner, Prinz Leopold, hatte es durchgesetzt, daß Mrs. Biggar in den exklusiven Tennisklub aufgenommen ward. Das bedeutete einen großen Triumph für sie, für sie alle.

„Auch für uns!" führte Ingrid mit heißen Wangen aus. „Denn wir sind es gewesen, die Evelyne eingeführt haben. Wir haben unsern ganzen Einfluß für sie aufgeboten. Papas Stellung, sein Titel, unser Name, alles hat da mitgeholfen. Und nun sollen wir's zu einem Skandal kommen lassen, der die ganze Öffentlichkeit beschäftigt? Das geht nicht, das geht nicht! Ati, das darfst du uns nicht antun!"

Gwendoline entnahm verschiedenen Fragen von weiblichen Patienten, daß der Klatsch schon wieder bei der Arbeit war, der berühmte Heringsdorfer Strandklatsch. Es war bekannt geworden, daß Frau Teerbrügge die Jacht verlassen hatte und Mrs. Biggar, über deren Auftauchen im Heiligendammer Tennisklub soeben die Sportblätter berichteten, zu ihrem Bruder zurückgekehrt war.

Als Gwendoline an diesem Tage nach Erledigung ihrer Sprechstunde nach Hause gehen wollte und über die Bahnhofsstraße schritt, begegnete sie unversehens Erwin.

Sie erschrak natürlich, und er stellte das leicht amüsiert fest.

„Wo kommst du her? Wann bist du angekommen? Warum hast du dich nicht angemeldet?"

„Ich hab' mich nur auf ein paar Stunden freimachen können. Es traf sich so zufällig, und da wollt' ich . . . Hör' mal, Kind, das sind ja entsetzliche Dinge, die sie von Beate erzählen, von ihrem Mann . . ."

Noch ganz verwirrt sah sie in sein braunes, hübsches Gesicht. Ein paar Sekunden lang war ein heißer Strom der Freude durch ihre Sinne gegangen. Es trieb ihn zu ihr, es duldete ihn nicht daheim, er mußte den ersten besten Vorwand wahrnehmen, um nach ihr zu sehen . . . Aber jäh vernichtete sie dann sein Zusatz. Oder vielmehr: er beschämte sie.

Das Schicksal von Beate bekümmerte ihn so sehr. Nun ja, gewiß, es war sehr traurig. Sie nickte seufzend. „Ist es schon bis zu dir gedrungen? Ich schrieb dir nichts davon, weil Ati himmelhoch bat, darüber zu schweigen."

Erwin hatte sich an ihre Seite gesellt. Den Strohhut behielt er in der Hand. Er war unruhig, fast fahrig. „Ich war eben dort. Bei euch. Dachte, du wärst schon von der Sprechstunde zurück. Aber das Mädchen ließ mich nicht vor."

„Ati zeigt sich natürlich nicht."

„Ist sie denn so schlimm zugerichtet?"

Gwendoline sagte, was zu sagen war. Dabei lauschte sie dem eigenen Ton und lauschte dem Erwins, der ab und zu ein Wort des Bedauerns, des Mitleids einwarf.

Als sie vor dem Pensionshaus angelangt waren, blieb Gwendoline stehen. „Soll ich sie bitten, daß sie dich empfängt?"

Enten im Weiher. Gemälde von Franz Gräßel

Er legte seine heiße Hand auf ihre kühle, fast eisig gewordene Rechte. „Ja, bitte. Als alten Freund —!“

Sie nickte und trat ein.

Im Vorraum blieb sie wieder stehen und legte die Hände gegen die Schläfen. „Seltsam! Seltsam!“ Sie sagte es halblaut vor sich hin. Die eigene Stimme machte ihr Furcht. Sie schüttelte sich und lief hastig in die Wohnung.

Beate saß auf der Veranda vor ihrem Zimmer im Schaukelstuhl und las, d. h. sie versuchte zu lesen, war aber viel zu unruhig, um den Gedanken eines Fremden zu folgen. Ihr Vater weilte mit Ingrid wieder an Bord drüben; sie hatten eine neue große Verhandlung mit Claus und Evelyne. Beate hatte in der ganzen Zeit bisher, um ihr Gesicht nicht zeigen zu müssen, mit keinem Schritt die Villa verlassen, sah daher recht blaß aus.

„Erwin ist hier in Heringsdorf!“ rief sie, das Buch wegwerfend, lebhaft der Eintretenden zu.

Gwendoline nickte. „Ich traf ihn und bringe ihn mit.“

„Aber ich bitte dich — so kann ich mich doch nicht vor ihm sehen lassen!“

„Warum nicht? Es sieht nicht mehr so garstig aus. Und er weiß ja, wie's zuging.“

„Ja. Leider.“ Beate weinte vor ohnmächtigem Zorn. „Da — vorhin hatt' ich wieder zwei Briefe — es ist schon überall bekannt. Was soll ich nun tun? Ich sitze hier wie in einer belagerten Festung. Und solche Angst hab' ich.“

„Angst? Mädel —! Vor wem Angst?“

„Vor den Menschen.“

Das klang so hilflos, daß es Gwendoline gleich das Herz umwandte. Sie setzte sich zu ihrer Schwester auf die Lehne des Schaukelstuhls und hob ihr mit der Rechten das Kinn. „Du tust mir arg leid hier in deiner Einsamkeit, Ati.“

Beate klammerte sich in plötzlichem Aufschluchzen fest an sie an. „Verlaß du mich nur nicht. Solange ich weiß: da drüben liegt das Boot, sie brauchen kaum zwanzig Minuten, dann können sie hier über die Schwelle treten und mich wieder so gräßlich quälen — solange zittert alles in mir.“

„Du brauchst nicht zu zittern, Ati.“

„Doch. Ich weiß, sie werden mich schließlich dazu bringen, daß ich's noch einmal mit ihm versuche. Ja. Dann geh' ich an Bord zurück, und eine Weile ist alles ganz gut — und eines Tages, wenn er wieder getrunken hat — dann schlägt er mich tot!“

„Ati! Ums Himmelswillen!“

Schluchzend barg Beate ihr Gesicht am Arm der Schwester. „So wahnsinnige Angst hab' ich. Aber Evelyne lacht mich nur aus — und Ingrid — ach Gott, ich bin ja so verlassen. Gar keinen Schutz hab' ich.“

„Du bist nicht verlassen, Ati. Ich bin bei dir. Und Papa —“

„Ach — Papa ist ja selbst abhängig. Und die Brüder auch.“

„Erwin ist expreß gekommen, um dir beizustehn.“

Nun wischte sich Beate die Augen, ein hellerer Schein belebte ihr Gesicht. „Es ist gut von ihm gemeint, ich weiß.“

Gwendoline lächelte, ganz in sich versunken. „Ja, es ist gut von ihm gemeint. Und du wirst ihn nun auch empfangen. Nicht wahr?“

„So wie ich aussehe?“ Beate erhob sich und blickte in das spiegelnde Fensterglas der Balkontür.

„Er wartet auf ein Wort von dir.“

Beate hob matt seufzend die Schulter. „Wenn du meinst.“

Sie ging dann unruhig auf dem Balkon auf und nieder, während Gwendoline draußen weilte. Eine Ewigkeit dauerte es. Allein sein mochte sie nicht lange. Immer packte sie dann dies gräßliche Angstgefühl an.

Inzwischen hatte Gwendoline mit Erwin gesprochen. „Das Wichtigste ist jetzt: wir müssen sie vor sich selber schützen.“

„Vor sich? Wie meinst du das, Gwendoline?“

„Vor ihrer Schwäche. Wir dürfen nicht dulden, daß sie sich noch einmal beschwatzen läßt.“

„Die Angst wird es ja gar nicht zulassen.“

„Ihr Stolz soll ihr helfen.“

Ein bißchen Puder hatte Beate aufgelegt, das sah Gwendoline sofort. Erwin sah es nicht. Es packte ihn wieder stark, das junge Ding so elend zu sehen. Als er sie begrüßte, ihr die Hand küßte, konnte er kein Wort sagen.

Aber endlich fand er sich wieder. Gwendoline besprach die zunächst notwendigen

Schritte. Und da ward es zwischen ihnen wie in einem Familienrat. Vor Erwin, der ihre Verhältnisse von jeher ganz genau kannte, ließ sich alles rückhaltlos erörtern. Er hatte zudem mehr praktische Erfahrung in juristischen Dingen und konnte ihnen Auskunft geben, ihnen beistehn. Denn so ging es nicht weiter. Beates Nerven klappten hier völlig zusammen.

Gwendoline lehnte während der langen Verhandlung an der Balkontür. Auch nicht der leiseste Beiklang einer eifersüchtigen Anwandlung war ihrem Ton anzumerken. Aber sie war sehr, sehr blaß.

Der ruhige, herzliche Zuspruch Erwins tat Beate wohl. Sie hatte so lange mit keinem Manne gesprochen. „Papa — kann mir gar nichts helfen!" sagte sie. „Er möchte es wohl, aber er darf ja nicht. Oder es wäre ein großes Unglück. Für alle."

Erwin konnte sich nicht vorstellen, daß der Freiherr, der immer mit dem Kopf durch die Wand gewollt hatte, sich von Leuten wie den Teerbrügges einschüchtern lassen sollte. Auch Gwendoline begriff den Zweifel nicht, den Beate in den Vater setzte. „Wie stellst du dir das nur vor, Ati?" fragte sie ganz befremdet. „Wenn du dich von Claus trennst, dann brechen wir doch alle Beziehungen zu seiner Familie ab."

„Mir hat Evelyne ganz kühl und trocken auseinandergesetzt, wie es dann wird. Wenn ich von Claus fortgehe, — wißt ihr, was dann zu allernächst geschieht? Dann lassen sie den großen Sportsverband ganz einfach auffliegen. Und dann könnte man wieder bescheiden nach Zehlendorf ziehen, sagte sie."

„Mit diesen Worten?" fragte Gwendoline und zog finster die Augenbrauen zusammen.

Beate gebrauchte mehrmals ihr Taschentuch und fuhr sich über die verweinten Augen. „Ach — und sie hat ja recht — es hängt doch alles von ihrem Gelde ab."

„Von ihrem Gelde. So." Gwendoline atmete tief auf. „Nein, Ati, käuflich sind die Erxlebens nicht. Keines von ihnen. Und du wirst jetzt zu allererst *Rückgrat* beweisen. Zurück an Bord gehst du *nicht*."

„Und die Zukunft von Börries? Von Ingrid? Hannsheinz?"

„*Dein* Schicksal steht hier in Frage, nicht das der Geschwister. Die hatten gute Zeiten — du hast gelitten."

„Und glaubst du denn, Ati," fiel Erwin ein, „deine Geschwister nähmen's an, daß du deine Sicherheit, deine Gesundheit, vielleicht dein Leben opferst?"

Gwendoline ergänzte: „Zum mindesten — die Selbstachtung?"

Beate war aufgestanden. Sie ging unruhig hin und her, das Taschentuch vor den Mund pressend. Endlich blieb sie stehen und reichte Erwin, darauf der Schwester die Hand. „Es ist so gut von euch, daß ihr mir ins Gewissen redet. Ich fühle, wie mein Lebensmut wieder wächst. Ach, in den letzten Tagen hab' ich so innig gewünscht, ich könnte sterben. Ja, irgendeine Krankheit raffte mich schnell weg. Dann wär' ich von all den furchtbaren Zweifeln erlöst. Einmal dacht' ich auch, ich sollte selbst Hand an mich legen . . ."

„Ati!" Erwin entrang sich's wie ein Angstruf.

Sie ließ die Schultern sinken und schüttelte den Kopf. „Keine Sorge. Ich bin dazu ja viel zu feige."

Gwendoline war zu ihr getreten, wie ein Kind hätschelte sie die Schwester, sprach ihr zu, küßte sie, wischte ihr die Tränen aus den Augen.

„Zunächst mußt du fort von hier," stellte Erwin ihr vor. „Schon die Vorstellung, daß da draußen das Boot liegt, läßt ja keine Erholung zu. Kinder, kommt nach Berlin! Ich hab' jetzt, solange ich auf die Oberförsterstelle warte, den lieben, langen Tag nichts zu tun. Ich könnte euch helfen — auch mit dem Anwalt verhandeln ..."

Aber schon der Gedanke an den Rechtsanwalt, an einen Skandalprozeß, an Zeitungsnotizen machte Beate wieder zaudern. „Es ist furchtbar, furchtbar!" klagte sie. „Ach, warum hab' gerade ich es so schwer getroffen! Ich bin dem ja gar nicht gewachsen!"

Gwendoline hatte inzwischen einen festen Plan entworfen. „Es ist das Beste, Ati, wir packen noch heute und reisen morgen in aller Frühe ab."

Beate nickte heftig. „Ja. Wenn es denn sein soll, dann nur rasch. Sonst kommen sie wieder und quälen mich. Und ich zittere vor jedem Wort."

„Wir können auch schon heute abend abreisen. Ist dir's recht?"

„Kannst du denn deine Sprechstunden versäumen, Gwendoline?“

„Ich telegraphiere gleich an Siedtner. Er muß einen Assistenten herschicken. — Und in Berlin erholst du dich zunächst. Wir gehen in eine Pension, in der uns niemand kennt.“

„Ingrid läßt mich gewiß gar nicht fort. Ach, wird das noch Kämpfe geben!“

Erwin schlug vor, sie sollten den Sechsuhrzug nehmen, um schon unterwegs zu sein, wenn Ingrid mit dem Papa von Bord kam. „Dann steht man vor einer Tatsache und muß sich abfinden. Glaubt mir, Kinder, es ist besser so. Ich bleibe hier und erkläre ihnen alles. Das heißt, man läßt vielleicht lieber offen, wo ihr Station machen werdet.“

„Papa müßten wir einweihen,“ meinte Gwendoline.

Beate sagte, schon wieder etwas lächelnd: „Wie du mit Ingrid fertig werden willst, das weiß ich nicht, Erwin. Aber du bist ein rührend guter Kerl.“

„Merkst du das erst jetzt, Ati?“

Während sie packten, besorgte er die Berliner Telegramme: an den Professor und an die Pension am Steinplatz, wo sie zunächst absteigen wollten.

Beate stellte plötzlich fest, daß sie keinen Pfennig Bargeld besaß.

„Ach, Gwendoline, wie soll das nur alles werden? Papa — die Geschwister? Ich hab' nichts mehr — kann ihnen nichts mehr geben —“

„Du brauchst dich nicht zu sorgen, Ati. Ich habe schöne Einnahmen. Die reichen für uns alle. Und sie wachsen ja noch von Monat zu Monat. Papa wird es nicht so feudal wie bisher haben, aber behaglich können wir uns trotzdem einrichten. Oder was meinst du: ich miete mich allein ein, nahe bei der Klinik, und du ziehst zu mir.“

„Ja — aber — aber . . .“ Beate warf einen unsicheren Blick durchs Fenster auf die Straße. Erwin patrouillierte vor dem Hause auf und ab. „Denkst du denn gar nicht ans Heiraten?“

„Ich?“ Gwendoline hatte sich abgewandt, so daß die Schwester ihr Gesicht nicht sehen konnte. „Das liegt in weitem Felde, Ati.“

Beate atmete tief und schwer. „So.“ Nach einer Weile, während deren sie stumm weiterpackten, nahm sie wieder auf: „Aber Ingrid und Börries werden sich über kurz oder lang gewiß verheiraten.“

„Gewiß. Es kann ihnen also im Grunde gleichgültig sein, wie und wo wir leben. Und Hannsheinz wird uns deshalb auch nicht gram sein, der gute Bengel, wenn wir Papa veranlassen, die Millionärsetage aufzugeben. Nun, hast du schon etwas Zutrauen, Kind?“

Beate nickte. „Wenn wir nur erst auf der Bahn säßen.“

Alles ordnete sich dann überraschend schnell. Erwin, der sehr reisegewandt war, half ihnen. Er fuhr mit dem Gepäck in einem zweiten Wagen. Auf der Station hatten sie nur noch ein paar Minuten Aufenthalt. Sie setzten sich ins Damenabteil, das leer war.

Beide dankten Erwin herzlich. Beate hatte immer noch eine neue Botschaft, die er dem Papa, die er Ingrid ausrichten sollte. Sie hielt seine Rechte umklammert und sprach im Flüsterton auf ihn ein, bis er das Coupé verlassen mußte.

Er merkte gar nicht, daß er vergessen hatte, auch von Gwendoline Abschied zu nehmen. Erst als der Zug sich in Bewegung setzte, fiel es ihm ein. Er lief nun noch ein Stückchen neben dem Wagen her, winkte und rief.

„Es ist wie eine Flucht,“ sagte Beate, für die die Heimlichkeit des ganzen Unternehmens doch einen besonderen Reiz hatte. Sie war noch immer das naive, verwöhnte, hilflose Kind, trotz all dem Schweren, das sie durchgemacht hatte.

⁂

Nicht lange konnte die Heimlichkeit währen. Aber die kurze Frist genügte doch, Beate zu sich selber zurückfinden zu lassen, ihr „Rückgrat“ zu geben, wie Gwendoline forderte.

Festigkeit brauchte Beate nun auch wirklich. Denn es kam zu bösen Krisen.

Claus suchte seine Frau, als er ihren Aufenthalt in der Charlottenburger Pension endlich festgestellt hatte, zweimal auf. Bei der ersten Begegnung beherrschte ihn ein Aufflackern wilder Sinnlichkeit. Er lag vor Beate auf den Knien, weinte wieder, und als sie bei ihrer Weigerung verharrte, gebärdete er sich wie von Sinnen. Es war ein furchtbarer Auftritt. Gwendoline

mußte sich schließlich dazwischenwerfen und sie schützen. Das zweitemal, als er von Evelyne begleitet ward, stand er ganz unter deren Einfluß. Er stieß Drohungen aus, pochte auf seine Macht, erinnerte sie an alle Opfer, die er ihr und den Ihren gebracht, und stellte ihr vor, welche finanziellen Folgen ihre Trennung auch für ihre Angehörigen nach sich ziehen würde.

„Ich bin mir über alles klar," sagte sie, jetzt erst völlig zu Eis erstarrt.

Aber es zeigte sich bald, daß sie die ganze Lage doch nicht übersehen hatte.

Zunächst ging ihr die Klage auf Wiederaufnahme der ehelichen Gemeinschaft zu. Erwin, der schon am zweiten Tag nach seiner Ankunft in Berlin zur Vertretung eines erkrankten Oberförsters nach dem Sachsenwald abgerufen worden war, hatte ihnen noch einen vertrauenswürdigen juristischen Berater empfohlen. Sie wandten sich also an Justizrat Freysing und baten ihn, die Widerklage einzuleiten: denn Beate habe ihren Mann verlassen, weil sie von ihm bedroht und mißhandelt worden sei. Die erste selbstverständliche Frage des alten Juristen war die nach ihren Zeugen. Es rächte sich nun, daß Eitelkeit und Scham sie verhindert hatten, einen Arzt anzunehmen. Der Justizrat sprach die Befürchtung aus, daß die Aussage der nächsten Anverwandten nicht ausreichen werde, falls ihr Mann einen tätlichen Angriff auf sie abstreite. Seine Bedenken verstärkten sich, als er erfuhr, wie ausweichend sich die Besatzung der Jacht über den fraglichen Abend geäußert hatte. Ob der Koch und der Maschinist, die bei ihrem Herrn ihren eigenen großen Vorteil liegen sahen, nicht auch unterm Eid eine bedenkliche Gedächtnisschwäche zeigen würden? Er hielt es für seine Pflicht, der unglücklichen Frau zu erklären, daß sie den Kampf mit sehr unzureichenden Waffen aufnehme.

„Aber es kann mich doch kein Gericht der Welt zwingen, zu ihm zurückzukehren, wenn es mir vor ihm g r a u t?!"

„Zwingen kann man Sie nicht, gnädige Frau. Aber es wird eines langen Prozesses bedürfen, unter diesen Umständen, um von Ihrem Mann eine ausreichende Alimentation zu erreichen."

„Oh — ich will keinen Pfennig von ihm!"

Der Justizrat hob die Schultern und sah sie überrascht an. „Aber — wenn ich mir die Frage erlauben darf — wovon wollen Sie künftighin leben?"

„Ich will arbeiten, einen Beruf ergreifen, so wie meine Schwester Gwendoline."

Als die junge, schöne Blondine sein Arbeitszimmer verlassen hatte, schmunzelte er vor sich hin. Arbeiten, sie, die glänzende, verwöhnte, umschwärmte Frau des Millionärs, die eine Jacht besessen hatte? Oh, ihm machte man so leicht nichts vor. Gewiß wartete schon irgendwo im Hintergrunde der andere, der sich sofort hervorwagen würde, sobald die Scheidung ausgesprochen war.

Beate war es indessen bitterernst mit ihren neuen Lebensplänen. Vorläufig nahm sie allerdings der Scheidungsprozeß in seinen verschiedenen Phasen mit all den Aufregungen derart in Anspruch, daß es zu mehr als zu allgemeinen Entschlüssen nicht kam. Am befriedigendsten dachte sie sich's, Oberin einer großen Klinik zu sein. Sie wollte irgendwo als Krankenschwester eintreten, um sich von Grund aus vorzubereiten. Die gewaltigen Schwierigkeiten, die nach diesen ersten Schritten auf dem weiten Wege bis zu ihrem Ziel zu überwinden waren, übersah sie heute noch nicht. Und Gwendoline ließ sie bei ihrem guten Glauben. Ihr war's zunächst eine große Befriedigung, der Schwester ein Asyl bieten zu können. Durch einen günstigen Zufall hatte sie eine ganz reizende Wohnung in nächster Nähe der Zahnklinik ihres Professors gefunden. Sie befand sich in einem der Gartenhäuser zwischen Lützowplatz und Nollendorfplatz an einer der stillen kleinen Villenstraßen. Hier richtete sie sich mit billigen Mitteln, die sie ihren Ersparnissen entnahm, ein, und Hannsheinz bekam wieder einmal Gelegenheit, sein eigentliches Talent zu betätigen. Er verband mit einem ausgesprochen praktischen Sinn und einer erstaunlichen Handfertigkeit auf den verschiedensten Gebieten sehr viel natürlichen Geschmack und Farbensinn. Als er so in Hemdsärmeln in der lichten kleinen Wohnung herumhantierte und sein großes Geschick bald als Tapezier, bald als Tischler, bald als Dekorateur bewies, sagte Gwendoline zu ihm: „Junge, wenn du Mut hättest, wüßte ich, wie du allen

Grübeleien über das ‚Berufen oder Nichtberufen?‘ leicht entkommen könntest!“ Das fröhliche, zuversichtliche Lächeln verschwand darauf aber sofort aus seinen Zügen, und das alte Elend packte ihn wieder an: er fürchtete sich nun schon vor jeder Korrekturstunde beim Professor.

Daß Beate zu Gwendoline zog, um ihr einstweilen die Wirtschaft zu führen, duldete Exzellenz von Erxleben nur ungern. Aber es war der einzige Ausweg, um täglichen Auseinandersetzungen zu entgehen.

Die Familie hatte sich in zwei feindliche Parteien gespalten. Ingrid und Börries erklärten Beates Flucht für Pflichtvergessenheit und grobe Undankbarkeit, und Börries sah in Gwendoline den bösen Dämon der verblendeten Frau, die grundsätzliche Verderberin des Glücks im Hause Erxleben.

Der Freiherr stand zwischen den Parteien. Beate tat ihm furchtbar leid — aber er konnte mit Teerbrügges nicht ohne weiteres brechen. Er wußte durch Tante Eddy, die wieder eine Kur im Sanatorium durchmachte, daß auch die Geschwister dort Wohnung genommen hatten. Da Beates rechtliche Lage nach Meinung des Justizrats ziemlich aussichtslos war, so setzte er sich eines Tages auf die Bahn und fuhr nach Dresden, um einen Vergleich anzubahnen. Er wollte in aller Freundschaft vermitteln. Aber er schien es schlecht getroffen zu haben: Evelyne empfing ihn überhaupt nicht. Tante Eddy brachte hinterher in Erfahrung (trotzdem man's streng geheimhalten wollte), daß der unglückliche Claus Teerbrügge wieder seine Semmelwochen hatte. Verstimmt kehrte Exzellenz von Erxleben nach Berlin zurück.

Und im November kam dann der große Schlag, der all die Herrlichkeit jäh zertrümmerte und vernichtete, die Beates Heirat dem Hause Erxleben zugeführt hatte: bei der Generalversammlung flog der ganze Reichsverband auf, denn Claus Teerbrügge hatte seinen Austritt erklärt!

In dieser schroffen Form hatte der Freiherr die Austragung des Ehestreites denn doch nicht erwartet, nach der bisherigen Noblesse seines Schwiegersohnes in allen Geldangelegenheiten. Nun kam er in eine böse Klemme. Er erhielt den Repräsentationszuschuß nur bis zum Tage der Auflösung des Verbandes ausgezahlt, mußte aber den teuern Mietszins noch bis zum 1. April aufbringen. Seine Hoffnung ging dahin, jemand zu finden, der in seinen Kontrakt eintrat. Alle Tage unternahm er deshalb Schritte.

Es war für sämtliche Teile eine böse Übergangszeit.

Das Schlimmste für den Freiherrn war die Erkenntnis, daß auch Börries gar zu sicher auf die Noblesse des Hauses Teerbrügge gebaut hatte. Er steckte in Schulden und wußte nicht, wie sie begleichen. Denn die gute Partie war nicht im Handumdrehn gefunden, und Tante Eddy, an die er sich vertrauensvoll um ein Darlehn wandte, gab ihm eine runde Absage. Zum Monatsschluß mußte er, um den dringendsten Verbindlichkeiten nachzukommen, den irischen Hunter verkaufen, den er von Evelyne geschenkt bekommen hatte. Die Verkaufsbedingungen waren für ihn sehr ungünstig. Seine Kameraden wunderten sich natürlich, daß er das prächtige Pferd auf diese Weise verschleuderte: hätte es doch ein Stück seiner Karriere bilden können. Bald erfuhr man den mißlichen Grund der Übereilung, man sah ihn sein vornehmes Junggesellenquartier mit einer kleinen Leutnantsbude vertauschen, und von da an sank das Ansehen des jungen Millionärschwagers rasch dahin.

Da sich zum 1. Dezember ein auswärtiger Bewerber für die Etage an der Kaiserallee fand, hieß es auch für Erxlebens, Hals über Kopf die Wohnung räumen. Gwendoline hatte Platz genug, den Vater und die Geschwister bei sich aufzunehmen. Sie kamen ihrer Einladung nach — vorläufig, bis sie sich anderweit eingerichtet hatte. Aber Exzellenz von Erxleben erkrankte kurz vor Weihnachten so schwer, daß an einen Umzug zunächst nicht zu denken war.

Gwendoline war glücklich, dem Vater und den Geschwistern ein behagliches Heim bieten zu können. Sie war inzwischen Professor Siedtners erste Assistentin geworden und bezog neben ihrem guten Gehalt noch eine steigende Tantieme. Persönliche Bedürfnisse kannte sie nicht. Was sie verdiente, gehörte den Ihren.

Ingrid hatte die Übersiedelung nicht mehr mitgemacht. Sie war Ende November zu Tante Eddy nach Dresden gereist.

Durch die Gräfin Soter, die mit Tante Eddy in Korrespondenz geblieben war, erfuhr sie nun auch allerlei über Evelyne. Vom Sanatorium aus, in dem Claus mit seinem Pfleger zurückblieb, war Evelyne mit der Gräfin Soter nach dem Rhein gereist, später wollten sie nach Cannes.

Jeder Brief, den Ingrid dem Bruder schrieb und der die neuesten Berichte über die Unternehmungen der reichen Schwägerin enthielt, bedeutete eine neue Brandfackel für den alten Zündstoff. Börries kam stets, sobald er dienstfrei war, mit diesen Episteln von seiner Leutnantswohnung am Halleschen Tor nach dem Lützowplatz herüber und stellte dem Vater vor, was für ein ungeheuerliches Unrecht Beate an ihnen allen getan habe. Ingrids Berichte zeigten immer wieder die unumschränkte Macht des Teerbrüggeschen Geldes.

Mrs. Biggar hatte unter ihren Bewerbern lange gewählt — sehr lange und sehr vorsichtig. Prinz Leopold hatte im Sommer die größten Aussichten gehabt. Es hieß dann aber, daß die Regelung der fabelhaften Schuldenlast, die auf Reklingstein, dem Stammschloß seiner Ahnen, ruhte, selbst einer amerikanischen Dollarprinzessin zu große Schwierigkeiten bereitete. Graf Gernsberg war für eine Weile Favorit geworden, der bekannte Rennstallbesitzer. In aller Stille hatte inzwischen aber die Gräfin Soter durch verschiedene ihrer im Rheinland ansässigen Verwandten das Gelände rund um die Stammburg Sr. Durchlaucht sondieren lassen. Leopolds Papa, Fürst Dietrich Schenk-Reklingstein, erbliches Mitglied des Herrenhauses, freier Standesherr auf Reklingstein, lebte seit einer Reihe von Jahren in Cannes. Wie es offiziell hieß: seiner Gesundheit halber. Aber es war im Rheinland längst kein Geheimnis mehr, daß von den Ländereien des mittelalterlichen Reklingstein, der berühmten Ritterburg, auf der einst Franz von Sickingen bei seinem Schwager Reklingstein zu Gaste gesessen, nur verschwindend wenig übriggeblieben war. Das baufällige Schlößchen auf Klein-Reklingstein mit dem verwilderten kleinen Park bildete die letzte greifbare Erinnerung an das einst so große Geschlecht, das sogar dem heiligen römischen Reich mannhaft getrotzt hatte, und zur Führung eines modernen Haushalts war es ganz und gar ungeeignet. Die Weinberge, die zu Reklingstein gehört hatten, besaßen heute reiche Frankfurter Kaufherren und Kölner Patrizier, und auf der Spitze des benachbarten großen Reklingsteins, der nebst dem Wald und den beiden Weilern in den Besitz eines Straßburger Großindustriellen übergegangen war, erhob sich heute ein schloßartiger Bau, neben dem der kleine Reklingstein mit dem baufälligen Stammschlößchen des Geschlechts wie eine verunglückte Dependance aussah. Groß-Reklingstein war eben jetzt, nach dem Tode des Straßburgers, zu haben. Vielleicht auch ein Teil der Weinberge, wenn man Liebhaberpreise zu zahlen bereit war. Der Regelung dieser Geschäfte galt die Reise der Mrs. Biggar nach dem Rhein.

Kurz vor Weihnachten teilte Ingrid, die das Fest auf Rotholz verleben sollte, der Gräfin Soter neueste Meldung aus Cannes mit: die Verlobung Evelynes mit dem Prinzen Leopold Dieter Schenk-Reklingstein.

Der Leutnant stürmte sofort nach dem Lützowplatz. Im Wohnzimmer traf er Hannsheinz.

„Da habt ihr's. Nun ist sie fein heraus. Nun braucht sie uns überhaupt nicht mehr. Nun hat sie alles, was sie gewollt hat. Pitter Teerbrügge wird die Gelbsucht kriegen — und sie wird Durchlaucht, hat ein feudales Stammschloß am Rhein mit Weinbergen, Wald und Jagd, und wenn der Herr Schwiegerpapa stirbt, zieht ihr junger Gatte als Fürst Reklingstein ins Herrenhaus ein. Hurra! Dann sitze ich wahrscheinlich in irgendeinem üblen Provinznest. Mit meinem lumpigen Zuschuß, mit einem einzigen Gaul kann ich mich hier ja nicht halten. Vielleicht muß ich gar noch zur Fußfant'rie. Aber an dem Tage jag' ich mir eine Kugel durch den Kopp."

Hannsheinz suchte ihn zu beschwichtigen.

Im Hause ging alles auf leisen Sohlen. Beate war die getreue Pflegerin ihres Vaters geworden, und jede freie Minute, die sich Gwendoline abmüßigen konnte, widmete sie dem Kranken. Börries wollte ihnen die sensationelle Botschaft natürlich auch sofort übermitteln.

„Papa schwebt noch immer ins Lebensgefahr," sagte Hannsheinz bedrückt. „Heute waren drei Ärzte zur Konferenz da, denk'

nur. Gwendoline scheut ja keine Kosten. Was die Krankheit schon verschlungen hat! Und nachts hat sie sich mit mir in die Wache teilen wollen, damit Beate einmal ausschlafen kann, aber sie hat mich überhaupt nicht geweckt. Von sechs bis neun hat sie sich hingelegt, dann ist sie in die Sprechstunde."

Börries wußte wohl, daß die Krankheit des Vaters ernsterer Natur war, aber gar so trübselig hatte er sich die Lage hier nicht vorgestellt. Er tat ein paar teilnehmende Fragen. Doch immer wieder kam er auf Evelynes Verlobung zurück. Und auf Beates „Schwabenstreich".

Ängstlich sah sich Hannsheinz nach der Tür um. „Wenn Beate so etwas hörte —!"

Börries warf die blaue Mütze, die er noch immer in der Hand hielt, wütend auf den nächsten Stuhl. „Sie hätte Ursache, die Gekränkte zu spielen. Wahrhaftig. Mit ihrer Übelnehmerei, ihrer Zimperlichkeit hat sie uns schön in den Schlamassel gebracht. Gwendoline ist natürlich ganz auf ihrer Seite. Das ist ja so Sitte bei den emanzipierten Weibern: Freiheit, Gleichheit, Selbstbestimmung. Nun werden sie dich womöglich auch noch einkapseln für ihre Ideen."

„Ich will dir nur sagen, Börries: ich hätte keine ruhige Minute, wenn ich mir vorstellen sollte, ihr Mann mißhandelt sie wieder in der Trunkenheit, geht ihr wohl gar ans Leben!"

„Das ist ja alles so wahnsinnig übertrieben. Es ist die echte, rechte Weiberhysterie. Evelyne hat so oft gesagt: Claus ist wie ein Kind, wenn man ihn recht behandelt. Ich bin doch auch oft genug mit ihm zusammengewesen. An einem andern Mann hätte sie wieder anderes auszusetzen. Sie ist eben ein verwöhntes Balg, und wir haben alle immer vor ihr auf den Knien gelegen. Das rächt sich nun."

Der Weihnachtstag ging hin wie ein gewöhnlicher Werkeltag. Gwendoline konnte sich erst abends freimachen, weil auswärtige Patienten, die nur über das Fest in Berlin weilten, noch von ihr behandelt sein wollten. Beate kam ab und zu und erstattete den Brüdern Bericht über den Zustand des Kranken. Auf die Nachricht von Evelynes Verlobung erwiderte sie keine Silbe. Aber Hannsheinz sah, daß sie sich die Lippe blutig biß.

Börries war von großer Unruhe gepackt. Mit all seinen Gedanken weilte er nicht hier, sondern in Cannes. Nach Tisch rauchte er den ganzen Vorrat von Zigaretten auf, der sich im Wohnzimmer befand, und blätterte dazu in den Fachzeitschriften, die Gwendoline hielt. Dann warf er sie nervös in die Ecke und suchte Hannsheinz. Der hatte sich im Erdgeschoß des Hauses die eine der beiden Waschküchen als Werkstätte eingerichtet.

Verdutzt blieb Börries stehn, als er über die Schwelle trat. Mit einem Maleratelier hatte dieser Raum nicht die mindeste Ähnlichkeit. Eher mit einer Tischlerwerkstätte.

„Nun sag' mal bloß, Mann Gottes, was treibst du hier? — Wo ist denn dein Ölgemälde, die Wilmersdorfer Allee, die du auf der Staffelei gehabt hast?"

Hannsheinz war sehr blaß geworden, als er den Bruder eintreten sah. „Die Landschaft ist vernichtet, Börries."

„Sie hat dem Professor nicht gefallen?"

„Ich hab' ihn nicht um sein Urteil gebeten. Er hat mich zu oft betrogen."

„Betrogen? Nanu."

„Als ich noch ein reicher Junge war und für jede Korrekturstunde zwanzig Mark bezahlte, da fand er ja auch sehr viel zu tadeln an meinen Arbeiten, aber immer wieder, wenn ich verzagen wollte, versicherte er mir: meine Begabung für die Landschaft sei unverkennbar, ich sollte mich nur seiner Führung anvertrauen, das Talent werde sich schon durchringen. Ja — siehst du — und darin hat er mir bewußt die Unwahrheit gesagt. Er glaubte nicht im entferntesten daran, daß sich mein Talent durchringen werde. Denn er wußte: daß ich kein Talent besitze."

„Junge!"

„Wenigstens nicht soviel Talent, wie dazu gehört, einen Beruf, ein ganzes Leben darauf aufzubauen."

„Höre — das wäre ja gräßlich! Was willst du denn da machen? Wann bist du dir darüber klar geworden? Sag' doch!"

„Ach, den Verdacht, daß ich dem Professor im Grunde lästig war, daß er mich bloß deswegen nicht fortschickte, weil er ein hohes Honorar von mir einstecken konnte, hatt' ich schon lange. Neulich war Gwendoline bei ihm. Sie hat mir doch immer schon angemerkt... Und sie hat selber ein

Urteil . . . Sie hat sehr klar und sehr deutlich mit dem Professor gesprochen. Flausen, Phrasen läßt die sich nicht vormachen. Und da kam's heraus. Er wäre eben der Meinung gewesen, der Schwager des großen Teerbrügge brauche sich doch nicht erst ein paar tausend Mark im Jahr zu verdienen. Ein kleines Maltalent hätte ich. Aber für die Künstlerschaft reiche es nicht aus. Vor allem böte es keine wirtschaftliche Gewähr. Und wenn ich jetzt auf den Erwerb meines Lebensunterhaltes angewiesen sei . . ."

Erregt hatte Börries zugehört. Nun fiel er ihm ins Wort: „Siehst du, siehst du, unser aller Unglück hat sie angezettelt! — Und was soll jetzt geschehn, Hannsheinz? Willst du studieren? Was? Woher nur die Zechinen kriegen? Es kostet ja alles so heidenmäßig viel Geld. Ach, Junge, du wirst Augen machen, wenn du erst allein draußen stehst. Mit unsern paar Pfennigen. Es ist ein Hundeelend."

„Ich — will nicht studieren, Börries. Ich habe andere Pläne."

„Etwa — doch noch in den bunten Rock steigen? Du — ich warne dich. Sandlatscher —! Schauderdinge hört man von den Kommißregimentern in den äußersten Provinzen da draußen."

„Auch nicht Soldat werden will ich."

„Na, sag' doch, alter Schwede!"

„Es läßt sich nicht so mit einem Wort ausdrücken. Sieh' mal, Gwendoline meint, ich wär' schon immer ein Bastler gewesen —"

„Aha, Ingenieur?"

„Auch nicht. Wenn man einen besser klingenden Namen haben will, könnte man sagen: Innenarchitekt. Aber im Grunde ist es ein ehrliches Handwerk, das ich jetzt angefangen habe."

„Ein Handwerk?" Leicht schaudernd sah sich Börries in dem Raum um. „Hör' mal, mein Junge, mir schwant da ja — ganz Fürchterliches?"

„Ist es so fürchterlich? Ich finde es gar nicht. Es macht mir jedenfalls große Freude. Ich arbeite zunächst ein Jahr lang praktisch, als richtiger Tischlerlehrling. Und hernach gehe ich auf die Gewerbeschule. Gwendoline übernimmt die Kosten für meine Ausbildung, und wenn ich erst meinen Weg übersehe, dann wird sie schon so weit sein, meint sie, daß sie mir auch ein kleines Kapital verschaffen kann. Gleichviel ob ich dann in irgendeine Firma für Innenarchitektur eintrete, wo ich meine Ideen nutzbringend verwenden kann, oder ob ich mich selbständig mache."

Eine ganze Weile schwieg Börries. Dann schüttelte er wieder und wieder den Kopf. „Das ist ja der helle Wahnsinn. Das hast du mit Gwendoline ausgeheckt? Ihr seid ja wohl alle beide . . . Heiliger Borromäus, so eine Kateridee!"

„Warum Kateridee? Ich hab' Talent für den Beruf, werd's darin vorwärts bringen, finde bald mein ehrliches Auskommen — und Befriedigung."

„Tischlermeester zu spielen? Du? Der Freiherr Hannsheinz von Erxleben?"

„Nenne du mich meinethalben Tischlermeister, Börries, es wird mich nicht allzusehr kränken. Die andern achten vielleicht trotz allem ein Stückchen Künstler in mir. Wenn ich nur ein bißchen Glück habe."

„Aber — zum Donnerwetter — den Sohn deines Vaters sollen sie in dir achten! Und daß sie meinen Bruder mit dem Leimtopf hantieren sehn, das — das — das ist doch unmöglich!"

„Warum?"

„Ja, habt ihr denn alles Gefühl dafür verloren? Die Schwester Zahnausreißerin — der Bruder Tischlermeester — nun laßt doch schleunigst die Beate Hebamme werden — und Ingrid Ballettratte beim Metropol. Feine Familie, sehr feine Familie. Der Urgroßvater Feldmarschall, der Großvater führt ein Armeekorps gegen den Feind, der Vater Exzellenz — und der Sohn geht um die Ecke, weil in das Wappen des Hauses der Leimtopf aufgenommen werden muß."

„Deswegen wirst du wohl nicht um die Ecke gehn, Börries. Wenn du dich sonst im Regiment halten könntest, würde heutzutage keiner deiner Kameraden Anstoß daran nehmen . . ."

„Mit dir ist ja nicht mehr zu reden, Hannsheinz. Du bist ja verblendet. Das ist die Errungenschaft von Amerika! Danke verbindlichst. Und Papa? Was sagt Papa zu dem wundervollen Plan?"

„Er weiß noch nichts davon. Es ging ihm so schlecht — da konnten wir nicht mit ihm darüber reden."

„Aber wenn er wieder gesund ist, werde

Bildnis der Elisabeth Oberbüchler

Gemälde von Antoine Pesne

In der Herzoglichen Gemäldegalerie zu Braunschweig

ich mit ihm darüber reden!“ rief Börries und begann, in der Werkstatt sporenklirrend auf und nieder zu laufen.

„Das wird an meinem Entschluß nichts mehr ändern, Börries. Papa legt mir gewiß kein Hindernis in den Weg, mein Glück zu finden. Übrigens liege ich ihm dann nicht mehr auf der Tasche. Gwendoline will ja für alles aufkommen. Das ist doch nur dein Vorteil, Börries.“

Spöttisch, mitleidig zuckte der Dragoner die Achsel. „Die paar Groschen. Jemine. Ein trauriges Finale.“ Er blieb in der Tür stehn, um noch etwas zu sagen, aber seine Stimmung war zu gallig geworden, er verzichtete darauf, sich mit dem Bruder auseinander zu setzen. Sie schienen ja plötzlich in verschiedenen Zungen zu reden. Ohne Gruß verließ er die Werkstatt.

Hannsheinz atmete auf. Das Schwerste war überstanden.

❖ ❖ ❖

Der Besuch, der sich am zweiten Weihnachtsfeiertag meldete, brachte mehr Licht in die düstre Krankenstubenstimmung, die drückend auf allen lag, seitdem sich Börries am heiligen Abend in tiefem Groll von ihnen getrennt hatte.

Erwin von Schrott weilte wieder einmal in Berlin, und sein erster Weg war natürlich der zu seinen alten Freundinnen. Er hatte ja unausgesetzt mit ihnen korrespondiert, aber es drängte ihn doch, ihnen mündlich über seine Berufung zu erzählen. Die Oberförsterstelle, die er verwaltete, war eine der besten im Sachsenwalde. Der jetzige Inhaber der Stelle lag siech. Die endgültige Übernahme war also nur noch eine Frage der Zeit — und vielleicht des Takts der Behörden.

Über die einschneidenden Wandlungen im Schicksal des Hauses Erxleben war Erwin hauptsächlich durch Beate unterrichtet worden. Gwendoline, die sich die Zeit zu Privatbriefen nicht nehmen konnte, fügte den Briefen der Schwester nur ab und zu ein paar Zeilen bei.

Er brachte die ganze Tasche voll guter Nachrichten mit: über seine Stellung, über die famose Dienstwohnung in dem alten schönen Jagdschloß, über den kleinen, aber feinen und anregenden Verkehr, die ausgezeichnete Verbindung mit Hamburg, den wundervollen Wild- und Waldbestand.

Die Botschaft von der Erkrankung Sr. Exzellenz war ihm schon durch eine Postkarte von Beate zugegangen. Sie hatte in aller Unrast doch noch daran gedacht, ihm einen Weihnachtsgruß zu schicken. Daß Lebensgefahr bestand, wußte man da freilich noch nicht. Heute hatte der Spezialarzt erklärt, daß ihm eine erneute Operation überflüssig erscheine, weil sich das Gesamtbefinden des Patienten in sehr erfreulicher Weise gehoben habe.

In Gwendolines Arbeitszimmer konnte man sprechen, ohne in der Krankenstube gehört zu werden. Hier ließen sich die Geschwister mit ihrem Besuch also nieder. Erwin begrüßte all die zierlichen Apparate auf dem Werktisch als alte Bekannte. Er war fast enttäuscht, daß Gwendoline heute Feiertag machte. Ihren flinken, geschickten Händen hatte er so gern zugesehn. Und die Unterhaltung ging dabei immer so angeregt weiter.

Gwendoline schüttelte lächelnd den Kopf, als er etwas dieser Art andeutete. „Das letztemal, lieber Freund, warst du ein sehr schlechter Gesellschafter.“

„In Heringsdorf?“

Ihr Blick ging zur Tür, durch die Beate entschwunden war, da der Patient ein Klingelzeichen gegeben hatte. „Da brannte eine Flamme lichterloh — und man wußte nicht, sollte man sie löschen?“

Erwin lachte, ward aber rot und erwiderte nichts darauf.

„Soll ich mal wieder so tun, als ob ich diskret wäre?“ fragte Hannsheinz.

„Nein, bleib, mein guter Junge,“ sagte Gwendoline, „wir sind inzwischen doch vernünftige alte Leute geworden.“

Es sollte ein Scherz sein, aber es klang eine seltsam ernste Resignation daraus.

„Vernünftig?“ meinte Erwin. „Ich hoffe, das werde ich nie werden. Und unser Alter drückt uns ja noch nicht. Wir sind fünf Lenze auseinander. Stimmt's? Komm du in meine Jahre, Gwendoline, dann wirst du sehen, wie verteufelt jung man in der zweiten Hälfte der Zwanziger wird. Da fängt das Leben erst an.“

Hannsheinz lachte. „Das Leben zu zweien. Aha.“

Beate kehrte aus dem Krankenzimmer zurück. Sie hatte den Vater gesprochen. Er nahm teil an dem, was sie ihm erzählte,

wollte aber nicht antworten, weil es ihn zu sehr anstrengte. Doch nach Börries hatte er gefragt. Sie hatte natürlich die fromme Lüge gebraucht, er sei auch gestern und heute hier gewesen und lasse ihn herzlich grüßen.

Nun nahm die Unterhaltung der vier jungen Menschen eine ernstere Wendung. Erwin erfuhr noch von manchem Kummer, den sie in den letzten Monaten durchgemacht hatten, erfuhr auch, weshalb Börries den Geschwistern den Fehdehandschuh hingeworfen hatte.

„Er hat immer in dem engbeschränkten Ausschnitt der kleinen Welt von Gardeleutnants gelebt," sagte er, „er vertritt noch den richtigen Kadettenstandpunkt. Laßt ihn ins Leben hinaustreten, dann wird er manches begreifen lernen, worüber er heute die Achsel zuckt."

„Du, Erwin, wirst unsern guten Hannsheinz also nicht in Grund und Boden verdammen?" fragte Gwendoline lächelnd.

„Nee. Sein Entschluß gefällt mir. Da weht ein frischer Wind, mit dem man die Welt umsegeln kann. Wenn ich einmal heirate, dann muß er mir noch allerlei hübsche Dinge zusammenzimmern. — Aber stilgerecht, Junge!"

Immer wieder kehrten ihre Gedanken dann zu Börries zurück. Beate war tieftraurig, daß der Bruder statt Teilnahme nur Vorwürfe für sie gehabt hatte. In der Erinnerung an all die überstandenen schweren Stunden traten ihr wieder die Tränen in die Augen. Erwin setzte sich zu ihr, nahm ihre Hand und sprach ihr zu...

Inzwischen hatte Gwendoline das Zimmer verlassen, um nach dem Patienten zu sehn.

Das Anschlagen der Entreeglocke machte das Paar aufschrecken. Verwirrt gewahrte Beate, daß sie noch immer Hand in Hand nebeneinander saßen und daß die Geschwister verschwunden waren, ohne daß sie's gemerkt hatten.

Hannsheinz hatte dem Mädchen einen Brief abgenommen, den der Bursche von Börries brachte.

„Er wartet auf Antwort, der Dragoner. Ich hab' ihn als Vedette in der Küche untergebracht. Deinem Mädchen ersetzt das den Sonntagsausgang, Gwendoline."

Die Schwester hatte den Brief erbrochen, las und verlor alle Farbe.

„Was ist, Gwendoline?"

„Ich soll ihm Geld schicken. Er müsse verreisen."

„Verreisen?" Die Geschwister sahen einander an. Sie wußten, ohne weiteres zu hören, wohin Börries' Reise gehen sollte. „Nach Cannes?" stieß Beate aus. Gwendoline nickte.

Nun stand Erwin erregt auf. „Kinder, hört' mal, das wäre ja ungeheuerlich! Das kann er doch nicht im Ernst — ?!"

„Da — lest, was er schreibt."

Die beiden jungen Männer beugten sich über das kreuz und quer beschriebene Blatt. Beate hatte sich in die Sofaecke zurückgelehnt und weinte.

„Das klingt ja fast — wie eine Drohung!" stieß Hannsheinz aus.

Börries schrieb, er habe am 1. Januar größere Zahlungen zu leisten. Alles, was er an verkäuflichen und verpfändbaren Werten besessen habe, sei aufgezehrt. So müsse er sich denn Evelyne offenbaren. Sie habe ihn zu all den Mehrausgaben veranlaßt, und er wende sich wohl nicht vergeblich an ihre Noblesse . . .

Ganz erschüttert weinte Beate. Erwin nahm wieder ihre Hand, sprach ihr beschwichtigend zu, stellte ihr vor, daß dies doch nur eine plötzliche verzweifelte Idee von Börries sei und daß er gewiß Vernunft annehmen werde, wenn man ihm ernstlich ins Gewissen rede. Aber Beate hörte kaum auf ihn. Sie machte ihre Hände frei, schlug sie vors Gesicht und warf sich über die Sofalehne. „Ach, ich — schäme mich so!" stieß sie unter Schluchzen aus.

Gwendoline war ans Fenster getreten. Düster sann sie vor sich hin. Plötzlich wandte sie sich um und stieß leicht mit dem Fuß auf. „Und ich gönne denen den *Triumph* nicht! Eher laufe ich noch in dieser Stunde zu Siedtner und bitte ihn, mir auszuhelfen, damit ich Börries auslösen kann. Aber daß er sich und Beate und unsern Namen und Papa — uns alle — vor diesen Menschen demütigt, das *darf* nicht sein!"

Erwin hatte sich erhoben. „Du wirst deinen Professor nicht anzurufen brauchen, Gwendoline. Ich mache mich sofort auf den Weg und spreche mit Börries."

Beate klammerte sich an ihn an. „Lieber Erwin — ach, Liebster, Bester, hilf mir!

Ich könnte ja die Schande nicht überleben! Der eigene Bruder bei denen da drüben — bedenk' doch nur! Sie haben mit ihrem Geld bisher alles erkauft — aber der letzte Rest Familienstolz ist uns doch nicht feil."

„Ruhe, Kind. Verlaß dich auf mich! Nein, das lass' ich dir nicht geschehen, Ati!"

Und energischen Schritts begab er sich in die Küche, um von dem Dragoner zu erfahren, wo sein junger Herr ihn erwartete.

Am Nollendorfplatz setzte er sich in die Hochbahn, fuhr zum Halleschen Tor und erklomm wenige Minuten später die ausgetretenen drei Treppen, die zu Börries' Leutnantsbude führten.

Es war ein recht bescheidenes Quartier, gewiß das bescheidenste von allen, die seine Kameraden innehatten. Die kleinbürgerliche Berliner „Gute Stube" zierte ein rotes Plüschsofa mit Muschelaufsatz. ‚Hannsheinz bekäme Krämpfe!' sagte Erwin zu sich, als er die im Dutzendgeschmack der Abzahlungsgeschäfte gehaltene Einrichtung musterte.

Börries war sehr überrascht, Erwin zu sehen. Sie hatten sich trotz der Verwandtschaft und trotz der zarten Freundschaft, die sich zwischen ihm und seinen Schwestern nun schon so lange erhielt, nie besonders gestanden. Er zog finster die Augenbrauen zusammen, als Erwin ihm sagte, daß er auf seinen Brief hin zu ihm käme.

„So. So. Gwendoline hat es für nötig gehalten. Sehr schön. Wird ja immer netter im Hause Erxleben. Sie hat sich wahrscheinlich erinnert, daß du in der Beförderung von diplomatischen Aufträgen jahrelange Übung hast."

„Ja, Börries. Du hast mich einmal den Briefträger Sr. Majestät genannt."

Börries stand in seiner Litewka lässig vor ihm und behielt die Hände in den Seitentaschen. „Bitte, nimm Platz, Erwin."

„Ich bleibe noch stehn, Börries, bis ich — als Briefträger Sr. Majestät — mein Amt erfüllt habe."

„Riesig witzig. Bringst du mir nun eigentlich Nachricht von Gwendoline?"

„Zunächst von Majestät."

„Du scheinst sehr gut aufgelegt. Eine Zigarette?"

„Danke. Noch nicht. Erst will ich meinen Spruch aufsagen. Es ist der, mit dem Majestät deinem Vater gratuliert hat, als er ihm den zweiten Stern für die goldenen Raupen verlieh. Der Wahlspruch, der in eurem Wappen steht: Stolz und treu, Herr und frey!"

Börries hatte nur ein ironisches Lächeln. „Es stimmt leider verschiedenes nicht mehr in diesem schönen Spruch. Wir sind keine Herren mehr, wir unglücklichen Erxlebener Gewächse, sind auch nicht mehr ‚frey', und darum liegt gar kein Grund für uns vor, noch besonders stolz zu sein. Und treu? Wem? Ja, ja, mach' nur deine Kaisergeburtstagsmiene, ich weiß. Du bist doch aber kaum hergekommen, um mich aufzufordern, Hurra zu rufen. Oder?"

„Die Treue meint' ich augenblicklich gar nicht. Dir selbst sollst du treu bleiben."

„Phrase."

Erwin trat dicht an ihn heran und legte beide Hände auf seine Schultern. „Du, Börries, wenn du Beate gesehn hättest! Das arme Ding! Vom Mann mißhandelt, von seinem Anhang verlassen, aus höchstem Glanz hinausgestoßen in bittere Armut . . ."

„Ist ihre Schuld, ganz allein ihre Schuld!" fiel Börries ein und suchte sich freizumachen.

„Schuld? So. Nein, mein alter Junge, sie hat auf einen Skandalprozeß verzichtet, eures Namens wegen.

„Hab' ich nicht von ihr verlangt. Übrigens: wenn sie 'ne Million herausgeschlagen hätte — oder auch nur 'ne halbe —, so wäre gewiß auch Papa nicht gerade böse gewesen. Macht mir doch nichts vor. Erkläre mir also, bitte, ob Gwendoline mir helfen will oder nicht."

„Ja, Börries, sie hat sich bereit erklärt, dir zu helfen."

„So. Das ist mir das Wichtigste. Mein Zug geht nämlich um 9.30."

„Das Reisegeld schickt dir Gwendoline nicht. Aber wenn du ihre Hilfe willst, geht sie zu ihrem Professor und verpfändet ihm ihre Arbeit, ihre Selbständigkeit, auf Jahre hinaus, um dir die Summe zu verschaffen, die du brauchst."

„Kompletter Unsinn. Ich habe Schulden, von deren Höhe sie sich keine Vorstellung macht. Um die handelt sich's aber nicht. Ich will von ihr nichts weiter, als ein paar lumpige blaue Lappen."

„Die gibt sie dir nicht. Und ich —

Erwin, du sollst nicht glauben, daß ich dir ein paar hundert Mark nicht sofort pumpen würde, ohne Wimperzucken . . ."

„Gut. Her damit. Ist doch ein Wort. Aber du verlangst Sicherheiten, wie?"

„Nur die: daß du nicht nach Cannes fährst."

„Aber ich muß doch, ich muß doch, ich muß doch!" Der Leutnant schrie es fast. Er fuhr sich mit beiden Händen über den glattgeschorenen Schädel und lief in dem kleinen Zimmer hin und her. „Meine Karriere ist sonst erledigt. Total. Nur Evelyne kann mich retten. Es handelt sich ja nicht allein um die alten Schulden — nein, sie soll mir auch weiterhelfen — ich weiß, daß sie mir gut ist — ein Jahr mich über Wasser zu halten, mein Himmel, das ist ja eine Kleinigkeit für sie. Und sie hat jetzt Beziehungen in allen Lagern — sie verschafft mir eine gute Partie, sie hat mir's versprochen . . ."

„Börries, Junge, ja, schämst du dich denn nicht? Den Triumph wolltest du ihr verschaffen? Dich so demütigen vor ihr? Und alle mit, die dir nahestehen?"

„Nahe? Niemand steht mir nahe."

„Niemand?"

„Wenn mir auch Evelyne aus dieser Klemme nicht heraushilft, dann hab' ich nur einen, der mir helfen kann: den da!" Er packte den Griff des Armeerevolvers, der an der Wand hing.

Erwin nickte stumm. Lange schwieg er. Endlich sagte er in kühlem Ton: „Wenn dir wirklich keine Wahl bleibt als Evelyne oder der Revolver — dann würde ich mich an deiner Stelle lieber zunächst für den Revolver entscheiden."

„So?"

„Ja, Börris. Denn der spricht eine kurze, klare Sprache. Evelyne aber könnte die Gelegenheit wahrnehmen, dich so fürchterlich zu blamieren, daß du hinterher doch noch zum Revolver greifen mußt. Es wäre also nur ein Hinausschieben."

„Ausgeschlossen. Wenn ich sie bitte . . ."

„Sie wird dich lange bitten lassen. Sehr lange. Sie wird dich sogar betteln lassen. Betteln, mein Junge. Und sie wird von dir verlangen, daß du klar und unzweideutig deine Schwester verrätst — deinen Vater verrätst, deine ganze Verwandtschaft verrätst. Und schließlich macht sie sich dann höchstwahrscheinlich das Vergnügen, dich trotzdem fallen zu lassen, weil sie dich und keinen deiner Sippe mehr braucht. Wetten wir?"

„Du kennst sie ja gar nicht."

„Nur aus ihren Taten kenne ich sie. Und danach . . . Börries, komm doch zur Besinnung! Wirf dich nicht weg! Deiner Schwester haben sie das Lebensglück geraubt — nun laß du dir nicht auch noch die Ehre nehmen!"

Der Leutnant stampfte mit dem Fuße auf, daß das ganze Zimmer zitterte. Aber plötzlich fuhr er sich mit beiden Fäusten nach der Kehle, als ob er gewürgt würde, und ächzend warf er sich am Schreibtisch nieder.

Wieder ein langes, langes Schweigen. Erwin hatte sich mit der Stirn ans Fenster gelehnt und blickte in die sonntäglich stille Straße, auf die es jetzt sachte herniederschneite. Es begann zu dämmern.

„Ich kann nicht, ich kann nicht!" stieß Börries aus. Und abgerissen kam es dann von seinen Lippen: „Hier aus dem Regiment herausgehen — irgendwohin in die finstere Provinz — bei der Infanterie Friedenssoldat spielen — und einer sagt's voll Spott dem andern: ‚Den hat's nicht allzulang bei der Gardereiterei gehalten . . .‘ Entsetzlich! Das sind in der verdammten Provinz tausend Demütigungen — nicht bloß eine!"

„Deine Furcht vor der Provinz! Ich für meine Person ziehe ganz fidel von hier nach dem bescheidenen Sönderhof — und zehre dort behaglich von den stolzen Erinnerungen an Rom, an den ‚Sleipner‘, an die Luxuszüge und an Berlin. Aber das ist Geschmackssache. Viel eher versteh' ich's noch, wenn du sagst: der stille Friedensdienst bei der Fußtruppe gibt dir zu wenig Abwechslung."

„Abwechselung! — Zum Geier, man hat doch immer noch sein bißchen Ehrgeiz gehabt. Zu Pferde hätt' ich was erreicht. Ich trainierte doch schon auf die Rennen. Aber was gibt den Nerven der öde Kommiß da draußen? Eins — zwei — eins — zwei — langsamer Schritt im Winter! Auf, marsch, marsch — hinlegen — im Sommer!"

„*Mußt* du denn zur Fußtruppe, Börries?"

Papa hat mir doch erklärt ... Ein Gaul. Zu mehr langt's nicht. Wenn's hoch kommt also: Bataillonsadjutant in Schmienekneichen oder Trippstrill."

„Für den Ehrgeiz und für die Nerven gäb's doch auch ohne Gardekavalleristenzuschuß ein gutes Feld. — Werde Flieger, mein Junge."

„Flieger? Wie kommst du gerade darauf?"

„Ich denke mir, es ist befriedigender und ehrenvoller, in dem Luftmeer da oben als Mann den Erfolg zu zwingen — als hier unten als Männchen nach einem Goldfisch zu angeln."

Börries war sehr nachdenklich geworden. „Flieger. Eigentlich ein guter Vorschlag, Erwin. Ja — das könnte mich allenfalls reizen. Seltsam. Manchmal hab' ich mir selbst schon vorgestellt ... Aber es wäre ja noch soviel zu überwinden ... Und was sich hier an Verpflichtungen angehäuft hat, das verflüchtigt sich nicht so ohne weiteres.

„Hm." Erwin schöpfte tief Atem. „Hör' mal, Alterchen, du weißt: Kapitaliste bin ich nicht. Aber ich bin immer leidlich ausgekommen, hab' sogar ein kleines Depot auf der Bank. Laß uns mal sehn, Börries, vielleicht reicht's."

„Nein, nein, nein, nein! Um Himmels willen! Von dir nicht!"

„Bin ich lumpiger in deinen Augen als Evelyne?"

Wieder stampfte Börries auf. „So meint' ich's nicht! Aber es wäre mir gräßlich ... Nein, ich weiß, du hast gespart, um dir eine Häuslichkeit zu schaffen ... Ach, es wäre ja gemein von mir ..."

Erwin lächelte resigniert. „Eine Häuslichkeit. Ja, allerdings, ich hatte geglaubt, ich stünde schon vor dem Tor mit dem grünen Eichenkranz und dem roten Plakat: Herzlich willkommen! Aber es hat doch noch gute Wege damit. Kannst es also ruhig annehmen."

Einen scheuen Blick warf Börries ihm zu. „Nur für das Allerdringendste —"

Erwin reichte ihm stumm die Hand.

Lange schwiegen sie und sannen vor sich hin. Endlich klopfte Erwin dem Leutnant auf die Schulter und sagte: „Daheim warten sie auf uns, Börries. Auf deine Entscheidung. Bist du soweit?"

Der Dragoner riß die Litewka herunter, um sich zum Aufbruch fertig zu machen.

„Ich reise nicht nach Cannes, Erwin," sagte er und holte tief Atem.

⁂

Als Exzellenz von Erxleben, leidlich genesen, in die kleine Gartenhauswohnung im Wilmersdorfer Viertel zog, kam Ingrid aus Rotholz zurück.

Aus dem fröhlichen Backfisch war ein verschlossener Mensch geworden. Sie tat dem Freiherrn sehr leid. Aber er hörte nie eine Klage von ihr, daß sie sich um ihre Jugend beraubt vorkäme, wie er's ursprünglich gefürchtet hatte. Sie hatte in den Glanz des Hofes, in den Glanz der großen Welt nur einen einzigen kurzen Blick werfen dürfen; jäh war sie wieder in die Stille der armen Pensionärswirtschaft zurückgesunken. Vielleicht grollte sie Beate darum. Aber sie hätte sich wohl eher die Zunge abgebissen, als daß sie vor dem Vater auch nur mit einer Silbe dem früheren Leben nachgetrauert hätte.

Gwendolines Beispiel mochte sie angesteckt haben. Das meinte auch Tante Eddy, als sie „ihre Berliner" einmal besuchte. „Dieses emanzipierte Mädel hat euch ja alle um und um gewendet!" sagte sie, als sie all' die großen Neuigkeiten erfuhr.

Die Wichtigste war die über die „Zahnausreißerin". Professor Siedtner, der seines fortschreitenden Augenübels halber seine Tätigkeit mehr und mehr einschränken mußte, hatte sich im Januar in einer öffentlichen Anzeige mit der Freiin von Erxleben, seiner bisherigen Assistentin, assoziiert.

„Komische Leute seid ihr. Auch Schrott hat nicht dagegen aufgemuckt? Ja, denkt er denn etwa, sie würden ihn von Sönderhof nach Berlin versetzen, nur damit seine Frau Gemahlin mit Herrn Siedtner zusammen praktizieren kann? Sie werden ihm etwas blasen."

Aber von dem heimlichen Bunde des jungen Oberförsters mit Gwendoline war im Hause Erxleben überhaupt nicht mehr die Rede. Wenn er von Sönderhof auf Besuch herüberflitzte, dann hatte er soviel Wege für Beate — und mit ihr — zu besorgen, daß er den vielbeschäftigten Associé des Professors kaum zu sehen bekam.

Die Wege, die die „Jungens" eingeschlagen hatten, erschienen Tante Eddy erst

recht kraus. Innerlich konnte sie dem Mut, den sie dabei bewiesen, ihre Anerkennung nicht versagen. Aber ihren Vetter Hugo mußte sie deswegen doch ein bißchen ankrakeelen. Das lag einmal so in ihrer Art.

„Wie hat sich in diesen paar Jahren das Blatt gewendet. Und du, der Papa, tust, als ob es so sein müsse. Schimpfst nicht einmal. Börries ist also glücklich Pilot bei den Euler-Werken. Na. Er wird schlecht und recht sein Brot verdienen, das ist alles. Vielleicht kann er gelegentlich auch zu einer Zeitungsberühmtheit werden: wenn er einen recht schauerlichen Absturz unter aufregenden Begleiterscheinungen tut. Aber Gwendoline findet ihn mannhaft, einen ganzen Kerl. Na. Und euer guter Hannsheinz hätte sich meines Erachtens auch 'was Netteres aussuchen können, als ausgerechnet Leimfritze zu werden. Ich verstehe diese neue Welt nicht mehr."

Der Freiherr saß im Lehnstuhl am Fenster und blickte über den kleinen Gartenhof hin, in dem vier Obstbäume blühten. Er war dabei, die einzige Morgenzigarre zu rauchen, die ihm der Arzt gestattete; das war stets ein Hochgenuß, der Gipfel des Tages, den er sich durch Verstimmungen nicht trüben lassen wollte. „Du hast recht, Eddy, es ist eine andere Welt geworden. Aber muß sie schlechter sein, weil wir sie nicht mehr verstehn?"

Beate war bei Gwendoline geblieben. Sie führte ihr die Wirtschaft. Nach den Erschütterungen, die sie in ihrer Ehe durchgemacht, war ihr dies stille, behagliche Leben eine wahre Wohltat.

Aber jeder Besuch, der aus der Gartenwohnung im Wilmersdorfer Viertel kam, brachte Aufregungen für sie.

Ingrid berichtete ihr, was sie in der Zeitung über die glänzende Hochzeit von Evelyne in Cannes gelesen hatte, brachte ihr Zeitschriften, in denen das junge Paar abgebildet war, Modenblätter, die die wunderbare, mit Orangenblüten besteckte Brautrobe wiedergaben. Sie las ihr den Brief der Gräfin Soter über die erlesene Gesellschaft vor, die sich in Cannes versammelt hatte, um die Vermählungsfeierlichkeiten der jungen Durchlaucht mitzumachen. Und gar der Einzug des jungen Paares auf Schloß Reklingstein! Tagelang hatte die dortige Bevölkerung unter dem Eindruck der Festlichkeiten gestanden. Üppigere Zeiten brachen jetzt für die ganze Gegend dort an. Man hatte das junge Paar geehrt, als ob es sich um souveräne Fürstlichkeiten handelte.

In einem starkverbreiteten Wochenblatt war die vielköpfige Hochzeitsgesellschaft, mit Nummern versehen, abgebildet. Die Braut war die einzige Bürgerliche.

„Wieviel Geld sie doch haben muß, die gute Evelyne," sagte Gwendoline nicht ohne Spott zu Beate, „daß sie sich den Luxus leisten kann. Ein paar Barone, ein Viscount, ein Vierteldutzend Komtessen, eine Erlaucht und zwei veritable Durchlauchten —!"

„— die alle vor dem ungekrönten König im Staube liegen!" sagte Beate.

Und die Schwestern wußten: Sie meinte des alten Pitter Teerbrügge Gold.

❋ ❋ ❋

Von Claus Teerbrügge war in keinem der Berichte die Rede gewesen. Beate hatte durch Tante Eddy erfahren, daß er wieder in der geschlossenen Anstalt lebte. Es ging mit ihm reißend bergab.

Als Erwin kam, um sich vor der Rückkehr nach Sönderhof von den Schwestern zu verabschieden, fand er Beate in Tränen. Soeben hatte Ingrid sie verlassen. Gwendoline hatte heute auch die Sprechstunde des Professors abzuhalten, der seine Augen schonen mußte. So blieben sie lange allein, und Beate konnte sich alles von der Seele wälzen, was sie bedrückte.

Ingrid hatte einen letzten vorsichtigen Versuch gemacht, das Herz der Schwester zu sondieren: ob sie nicht doch den nächsten Sühnetermin wahrnehmen wollte, um ihrem Mann die Hand zur Versöhnung zu reichen!

Erwin saß ihr am Fenster gegenüber. Er stützte den Kopf in die Hand, lehnte den Ellbogen auf den Fenstersims und sah Beate verträumt ins Gesicht. Sie hatte sich äußerlich wenig gegen damals verändert, da sie als Walküre der Parforcejagden mehr ihres blonden Haares als ihres Reitens wegen auffiel. Schlank und edel war ihr Wuchs, jung und frisch ihr Gesicht. Aber ihre Züge waren weicher, weiblicher geworden.

„Auch Ingrid wird sich in ihr Los schicken," sagte er. „Sie wird es über kurz

oder lang unerträglich finden, bloß Haustochter zu sein, die auf den Mann wartet. Dann wird sie die vielen freien Stunden, die ihr die kleine Wirtschaft läßt, benutzen, um sich auf irgendeinen Beruf vorzubereiten, der sie ausfüllt. Und dann werden die heimlichen Seufzer um die verlorenen Königreiche verstummen."

„Hältst du's für das Natürliche, Erwin, die jungen Mädchenjahre so hinzubringen wie Gwendoline?"

„Besser so, als sie nur zu vertanzen — oder sich blutjung in eine unglückliche Ehe drängen zu lassen."

Sie lächelte traurig. „Es müssen ja nicht alle Ehen unglücklich werden." Nach einigem Zögern begann sie wieder: „Wenn ihr damals schon hättet heiraten können — nach Papas Pensionierung — dann wäre doch Gwendoline ihre schwere amerikanische Zeit erspart geblieben.

„Aber wäre sie der große, edle, klare, bedeutende Mensch geworden ohne die schwere Prüfung? Ich glaub's nicht. — Wie hat denn dich das Schicksal gewandelt, Ati?" fuhr er fort und nahm ihre beiden Hände in die seinen. „Heute bist du mir tausendmal lieber." Er wiederholte leise, fast gepreßt: „Tausendmal."

„Und du meinst: nur deshalb, damit ich Erwin Schrott tausendmal lieber werde, mußt' ich all das Furchtbare durchmachen?"

„Vielleicht."

Nun seufzte sie und entzog ihm ihre Hände. „Wo nur Gwendoline solange bleibt?" fragte sie und stand auf.

Er folgte ihr, legte seinen Arm in den ihren, und dann wanderten sie wieder durch die drei Zimmer, in die das rote Abendlicht fiel.

Mehr und mehr waren sie eins geworden. Er hatte Beate getröstet, er hatte ihr neuen Lebensmut gegeben. Längst schon war er viel mehr zu Beate als zu Gwendoline gekommen.

Gwendoline hatte es geahnt, gefühlt. Und still und sacht hatte sie sich zurückgezogen.

Als sie heute abend von der Arbeit heimkehrte und die beiden Arm in Arm durch die Zimmerflucht schreiten sah, sie plaudern hörte — von alten Erinnerungen, unbedeutenden Kleinigkeiten ihres früheren Verkehrs, die ihnen aber doch sehr wichtig gewesen sein mußten, da sie sich ihnen so tief eingeprägt hatten — da blieb sie eine Weile in der offenen Tür stehn und preßte die Hand aufs Herz.

Sie wußte, daß nun das entscheidende Wort gesprochen werden mußte: da sie beide den Mut noch nicht hatten, sich die Wahrheit einzugestehen, so mußte sie selbst ihnen die Binde von den Augen ziehen.

Eine tiefe Bewegung lag in ihr, als sie so nach herzlicher Begrüßung selbdritt mit ihnen die kurze Wanderung durch das Sonnengold aufnahm, das durch die Gartenfenster der drei Zimmer hereinbrannte; aber ein Lächeln schwebte um ihren Mund, das sie verschönte.

. . . „Ihr seid füreinander bestimmt! Ja, glaubt mir's: ihr beide!"

Ein Abend voll süßer Wehmut folgte für Gwendoline. Sie hatte noch bis in die sinkende Nacht in ihrer Werkstatt zu arbeiten. Und das war für sie eine große Wohltat. In der Stille fand sie sich wieder.

Aber öfters als sonst hob sie heute den Blick von der Arbeit.

Ihr gegenüber, zwischen den beiden Fenstern, als einzigen künstlerischen Schmuck barg das Zimmer ein schönes plastisches Werk. Es war Gomanskys „Andante" — die ernste, edle, in feierlichem Reigen schreitende Frauengestalt. Ein Zufall — ihr war's wie eine Fügung erschienen — hatte sie in den letzten Tagen bei einem Kunsthändler das Werk wiederfinden lassen, das für sie Symbol der Heimat gewesen war.

Sie nickte der stillen Frau zu.

Durch ihre Kraft war der väterliche Herd wieder aufgerichtet. Sie durfte stolz sein. Aber doch trat es jetzt heiß in ihre Augen, und die Kehle wurde ihr eng.

Noch spät am Abend kam Beate, schon zur Nacht zurechtgemacht, im Kimono zu ihr herein.

Ein paar Augenblicke blieben die Schwestern stumm einander gegenüber stehen. Dann streckte Gwendoline die Hand aus — und Beate stürzte auf sie zu und umarmte sie.

„Nicht sprechen jetzt, Ati. Schweigen, schweigen. Und sich der Klarheit freuen."

❈ ❈ ❈

Auch vor den anderen schwiegen sie noch über die Wendung, die sie ihrem Schicksal

gegeben. Erst an dem Tage, an dem Beate das Urteil in ihrem Prozeß erfuhr, sollten der Vater und die Geschwister eingeweiht werden.

Das Gericht entschied auf Grund der Vorschläge, über die sich die Anwälte der beiden Parteien geeinigt hatten. Die Scheidung ward Anfang Mai ausgesprochen. Beate erhielt ein kleines Kapital — lächerlich klein für die Vermögensverhältnisse Teerbrügges, lediglich als Anerkennung, daß sie nicht als der allein schuldige Teil anzusehen war.

Als Gwendoline das Urteil hörte, übertrug sie ihre Vertretung in der Sprechstunde einem Assistenten und fuhr nach Wilmersdorf, um den Vater zu sprechen.

Exzellenz von Erxleben hatte sich seines Nierenleidens halber früher, als je geahnt, an den Großvatersessel gewöhnen müssen.

Da traf ihn Gwendoline an seinem Fensterplatz, mit der Durchsicht von Zeichnungen seiner beiden Söhne beschäftigt, die Ingrid vor ihm ausgebreitet hatte. Die von Hannsheinz waren und blieben ihm böhmische Dörfer. Eine Holzverschalung für die Wände eines Musiksalons mit Hausorgelnische — das sagte ihm blutwenig. Aber was Börries da in seiner hastigen Art hingeworfen hatte, interessierte ihn. Es war die Skizze des neuen Eindeckers, mit dem er gestern den ersten glatt verlaufenen Probeflug als Führer mit einem Passagier gemacht hatte. Auch Ingrid war begeistert. Sie hatte in Johannistal dem Flug des Bruders beigewohnt. Unter den jungen Männern, die sie dort chaperoniert hatten, waren Physiognomien und Charaktere, die sie fesselten. Vielleicht fühlte sie endlich, daß das Leben reich sein konnte, auch wenn man es nicht inmitten von Krösussen lebte.

So war es eine gute Stunde, in der Gwendoline den Vater fand, um ihm die großen Neuigkeiten zu bringen.

Exzellenz von Erxleben war sehr nachdenklich geworden. Das Blut, das in den Adern seiner Kinder rollte, war doch gut. Sie wandelten ja nicht die Pfade, die seine Vorfahren geschritten waren. Aber daß sie die Vermessenheit besessen hatten, den ungekrönten König zu stürzen, dem heute sonst alle huldigten, alle, das war ein Triumph, der ihn mit viel Trübem in seinem Schicksal versöhnen konnte.

Und nun stand da das tapferste seiner Kinder vor ihm und legte ihm Beichte ab. Beichte? Ach, das war nur die Form. In Wahrheit gab und gab sie ja immer, diese Vielgeschmähte und Mißverstandene.

Er war nun einmal kein Freund von empfindungsvollen Aussprachen. Also machte er's kurz. So, so: Beate sollte die Frau Oberförster werden? Beate, nicht Gwendoline? Nun gut. Was konnte er dabei tun? Möchte sie glücklich werden. Recht, recht glücklich. Er zog das Taschentuch und tat, als ob er niesen müßte. „Hm. Verteufelt schlimm hat sich's zeitweise angelassen bei uns. Nun machen die Rangen am Ende doch noch ihr Glück. Auch ohne die verdammten Zechinen." Er schnaubte ins Taschentuch. Und gleich darauf stichelte er: „Alles recht schön und gut, aber, Gwendoline — du darfst mir's schon nicht übelnehmen — wenn du hereinkommst, verbreitest du immer so einen gewissen leisen Apothekergeruch."

Sie nahm es nicht übel. Denn sie sah ja, wie es den Vater innerlich gepackt hatte. Und das war ihr Dank genug für alles, was sie in ihrem jungen Leben geleistet hatte.

„Tja, Gwendolinchen, du armes, sitzengebliebenes Jungferchen," sagte er dann, nachdem er den leisen Apothekergeruch durch Schnauben und Augenwischen endlich überwunden hatte, „und was wird nun aus dir? Egal Zähne ausreißen, das kann doch den Menschen nicht bis zu seinem seligen Ende glücklich machen?"

Gwendoline blickte durchs Fenster in die Wipfel der zierlichen Obstbäume, die im Frühlingswinde schwankten. Sie wußte, der Tag würde schon kommen, da sie sich ihren König selbst erwählte. Einen, der Mann war, selbstbewußt, stolz wie sie und Arbeiter wie sie. Einen, der die unsichtbare Krone geistigen, seelischen Adels auf dem Haupte trug.

Und nun lächelte sie und sagte: „Mir ist nicht bange um mich, Vater!"

Der Künstler mit seinen Töchtern

Gemälde von Antoine Pesne

Im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin

Antoine Pesne

Der Maler und Freund Friedrichs des Großen. Von Willy Norbert

„Bleib fern jenen Heiligen im Glorienſchein
Und ſuch' deinem Pinſel ein ſchöneres Feld,
Mal' uns Amaryllis' wiegenden Tanz,
Der Grazien Schönheit, der Waldnymphen Spiel,
Und denk' ſtets daran, daß der Liebe allein
Deine reizende Kunſt dankt ihr Licht und ihr Sein!"

Mit dieſen Verſen ſchließt ein Gedicht, das Friedrich der Einzige als Kronprinz dem Maler Antoine Pesne widmete. Es gehört ſogar zu den beſten des königlichen Dichters. Nie wieder vielleicht ſchuf Friedrich ſo zarte, ſo lachende Verſe. Fehlte ihm ſpäter nicht auch der Jugend frohe Sorgloſigkeit und die goldene Rheinsberger Freiheit, die den Pflichten des Thrones wich?

Das Poem iſt ein echtes Gelegenheitsgedicht. Es entſtand nach einem fröhlichen Mahle. Zwiſchen geleerten Flaſchen und duftenden Blumen kam es zur Welt. Und das war ſo zugegangen:

Die Königin Sophie Dorothee wollte ihren Sohn durch ihr wohlgelungenes Porträt von der Hand des Hofmalers Pesne überraſchen. Der Künſtler ſelbſt ſollte es nach „Remusberg", der platoniſchen Republik, begleiten. Die Inſtruktion, die der Meiſter in der Taſche trug, ſetzte genau die Art und Weiſe der „Überraſchung" feſt. In ſpäter Abendſtunde des 14. November 1737 kam Pesne mit ſeinem Schatz in Rheinsberg an, er durfte Friedrich aber nicht gemeldet werden. Früh am nächſten Morgen ſtellte er das Bild mit Hilfe der bereitwilligen Rheinsberger Freunde auf. Als Friedrich bald darauf aus dem Schlafzimmer trat, ſtand er vor dem Bilde der Mutter, das ihn aus einem Kranz von Blumen und Früchten anblickte.

Die Überraſchung war gut gelungen. Freudentränen in den Augen rief Friedrich nach dem Meiſter und drückte ihn an ſeine Bruſt. Er bat ihn, ſein Gaſt zu ſein, aber nicht nur für Stunden. Viele Wochen ſollte der Franzoſe im märkiſchen Schlößchen bleiben, ſollte ſeine Kunſt hier ausüben, wo die Decken noch in jungfräulicher Weiße ſtrahlten. In dem anregenden Milieu eines äſthetiſchen Kreiſes gebildeter Menſchen ſollte der Meiſter ſchaffen, ganz nach ſeinem Belieben, Porträts, Deckengemälde oder Landſchaften. Aber keine Heiligenbilder, wie Friedrich in dem Ge-

Königin Sophie Dorothee von Preußen. Gemälde im Schloß Sansſouci
Nach einer Aufnahme der Photographiſchen Geſellſchaft, Berlin

dicht riet, das er am Schluß der Tafel „in einem Zuge" niederschrieb. In dieser geistigen Oase der märkischen Wüste fehlte es noch an einem echten Repräsentanten der Malerei. Und der junge Schloßherr war glücklich, als Pesne freudig auf seinen Vorschlag einging.

Friedrich schätzte den Maler nicht nur als Künstler, sondern auch als Menschen. Wer hätte ihn auch nicht lieb gewonnen, der je in sein ehrliches, offnes Gesicht sah, aus dem ein Paar große Augen gutmütig blickten, aber auch begeistert blitzen konnten! Die verrieten auch seine Künstlerseele. Denn seine Erscheinung ließ viel mehr auf einen „bon bourgeois de Paris" schließen, als auf einen Maler. Mit seinen vollen roten Backen, der fleischigen Nase, dem sorglosen Lächeln um den breiten Mund sah er gar nicht so aus, als ob er „der Grazien Schönheit" oder „Amaryllis' wiegenden Tanz" auf eine Leinwand zaubern könnte! Und doch hatte dieser schlichte Mann eine Tiefe der Seele, einen Reichtum der Phantasie und eine Stärke des Ausdrucks, wie ihn zu seiner Zeit im Lande Preußen und darüber hinaus kein anderer Maler besaß. Der Weg seines Lebens kreuzte freilich den des größten Mannes des Jahrhunderts. Diese glückliche Begegnung wurde bedeutungsvoll für ihn, denn von diesem Augenblicke an änderte er gründlich die Richtung seiner Kunst. Auch der weitere Einfluß des großen Mannes wurde segenbringend für ihn. Die Werke, die Pesne nach jenem denkwürdigen Tage geschaffen, sprechen davon beredt genug. Jetzt erst lag in seiner Kunst all das Edle, was in ihr bisher noch geschlummert hatte, sein Talent war voll erblüht unter den Strahlen einer Sonne, die so hell schien, daß ihr Licht blieb, als sie schon untergegangen.

Selbstbildnis Antoine Pesnes (Kgl. Gemäldegalerie, Dresden)
Nach einer Aufnahme von F. Bruckmann, A.-G., München

Pesne stammte aus einer alten Künstlerfamilie. Sein Großvater war von Rouen nach Paris gekommen, als unter der Regierung des „Roi Soleil" die große Stadt alles, was Talent hatte, aus der Provinz zu sich rief. Thomas Pesne, der Vater Antoines, war der Tradition gefolgt und Maler geworden, ohne es zu Erfolg zu bringen. Er gab dem Jungen, der ihm am 25. Mai 1683 geboren wurde, den ersten Unterricht. Der Stolz der Familie war Jean, unseres Malers Großonkel. Der hatte schon zeitig den Pinsel aus der Hand gelegt und sich ganz der Gravüre gewidmet. Alle Welt bewunderte seine Kunst, die er meisterlich beherrschte. In ihm fand Antoine zwar keinen Lehrer, aber die Anregungen des Großonkels und seine weiten Verbindungen halfen ihm über manche Schwierigkeit hinweg, mit der ein Anfänger in Paris zu kämpfen hatte.

Thomas Pesne gab bald den Unterricht seines Sohnes auf. Er fühlte sich dem Talent des Jungen nicht gewachsen. So gab er ihn zu seinem Schwager, Charles de la Fosse, in die Lehre. Der große Modemaler nahm sich ernsthaft der Ausbildung des begabten Neffen an, aber sein Unterricht war zu einseitig. De la Fosse war weder gründlich noch klar in seinem nur nach äußeren Effekten haschenden Streben. Die Farbe galt ihm alles. Seine Leidenschaft für das Kolorit ging so weit, daß

Damenbildnis
Gemälde im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin
Nach einer Aufnahme von Franz Hanfstaengl, München

seine Bilder unruhig wurden, manieriert. Er, der einst in Venedig an den großen Meistern achtlos vorübergeschritten und sich von dekadenten Malern, wie d'Arpino, hatte begeistern lassen, war nicht der rechte Mann für den jungen Künstler. Und je älter Antoine wurde, um so schroffer wurde der Gegensatz zwischen Meister und Schüler. Bis der Junge eines Tages vor den Alten trat und ihm erklärte, daß er fort wolle, weil ihm des Onkels Richtung nicht mehr passe. Seine Sehnsucht triebe ihn nach Italien. Dort würde er finden, was Paris ihm nimmermehr geben könne.

De la Fosse war gutmütig genug, seine Einwilligung zu geben. Aber die Familie war arm und das Reisen teuer. Antoine selbst verdiente noch wenig. Da wandte sich der Onkel an seinen Freund und Protektor Mansard, den Akademiedirektor, mit der Bitte um eine Unterstützung für den Neffen. Der gewährte sie ihm, aber mehr aus Freundschaft zu de la Fosse, als aus Überzeugung von dem Talent des jungen Pesne. Denn als Antoine im Alter von zwanzig Jahren der „grand Prix de Rome" zugesprochen war, hatte gerade Mansard den Beschluß nicht bestätigt.

Also unser Maler zog als einundzwanzigjähriger Bursch nach Italien. Zuerst wanderte er nach Rom, wo er die großen Meister des XVI. Jahrhunderts studierte. Damals arbeiteten in Rom viele französische Künstler, unter ihnen auch der Blumenmaler Jean Baptiste Gayot Dubuisson, für den Pesne eine Empfehlung hatte. Die Dubuissons lebten, wie die Pesnes, der Kunst. Sie malten fast alle Stilleben und Blumen. Schmückten Türen, Stühle und Truhen, Fächer, Gewänder und Porte-

Der Kupferstecher F. Schmidt und Gattin. Gemälde im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin. Nach einer Aufnahme von Franz Hanfstaengl, München

chaisen mit ihren zarten Buketts und bunten Früchten. Jean Baptiste, der einst bei Monnoyer gelernt hatte, besaß aber außer seinen künstlerischen Qualitäten noch eine Eigenschaft, die Antoine ganz besonders schätzte: Er hatte ein allerliebstes bildhübsches Töchterlein. Ursula-Anne, so hieß sie, war zwar noch ein Kind, als Pesne sie kennen lernte; aber ihre stadtbekannte Schönheit zog den Maler mächtig an. Und als er Rom verließ, um Neapel zu sehen, da nahm sein Herz ihr Bild auf immer mit.

Baron von Knobelsdorff, der Architekt Friedrichs des Großen
Gemälde im Kgl. Schloß, Berlin
Nach einer Aufnahme der Photographischen Gesellschaft, Berlin

Von Neapel zog er nach Venedig. Dort fand er im Studium von Tizian und Giorgione das Beste für seine Porträtkunst. Der ausgezeichnete Bildnismaler Andrea Celesti machte auf ihn den größten Eindruck, und er schloß sich ihm eng an. Und die alten venetianischen Meister nahm er sich als Vorbilder im Kolorit. So waren alle Umstände gegeben, sein Talent zur Entfaltung zu bringen. Bei dem unermüdlichen Fleiß Antoines ließ auch der Erfolg nicht lange auf sich warten. Man wurde auf den jungen begabten Künstler aufmerksam und machte bei ihm Bestellungen. In ganz kurzer Zeit wurde er ein Porträtmaler, den die Zufriedenheit der kritischen Venetianer empfahl.

Unter seinen zahlreichen Bildnissen dieser Zeit war auch das Porträt des preußischen Barons von Knyphausen, den er im Jahre 1707 in Venedig malte. Wie manch anderem war dem Baron Pesne empfohlen worden, als er sich für den König von Preußen porträtieren lassen wollte. Das Bild fiel gut aus. Der Baron schickte es Friedrich I., der so großes Gefallen an der malerischen Auffassung des Werkes, seiner sicheren Zeichnung und den vollen warmen Farben hatte, daß er Pesne vorschlug, nach Berlin zu kommen.

In jener Zeit waren, wie in allen Landen, auch in den deutschen französischer Geschmack, französische Kunst tonangebend. Selbst der kleinste deutsche Souverän rief seinen Architekten und seinen Hofmaler aus Frankreich. In Preußen regierte der erste König. Seine junge, noch ganz frische Würde bedurfte der Künste zur Dekoration. Ohne sie gab es keinen Glanz, keine Farben, die ein Königsthron heischte. Friedrich I., der in dem Sonnenkönig das leuchtende Urbild des Herrschers sah, hatte daher einen ganzen Troß von Malern und Bildhauern für die Prachtbauten angeworben, die er seiner neuen Majestät errichtete. Auch einen guten Porträtisten suchte er, aber vergebens wandte er sich an die großen Pariser Modemaler; sie lehnten es ab, ihr glänzendes Paris oder Versailles mit der „Residenz" im grauen Osten zu vertauschen.

Als der König daher das wohlgelungene Porträt Knyphausens sah, und die Urteile, die er über den jungen Meister einzog, so trefflich ausfielen, glaubte er endlich gefunden zu haben, was er suchte. Er ent-

Friedrich der Große in jungen Jahren. Gemälde von Antoine Pesne

Im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin

Deckengemälde im großen Saal des Schlosses zu Rheinsberg
Nach einer Aufnahme der Kgl. Preuß. Meßbild-Anstalt, Berlin

schloß sich, Pesne dauernd an seinen Hof zu rufen. Um ihn zu bewegen, Venedig zu verlassen, ließ er ihm die glänzendsten Angebote machen. Der Maler sollte als „premier Peintre du Roy" engagiert sein, sollte ein großes Gehalt und eine feste Pension beziehen und später gar Direktor der Berliner Akademie werden.

Das alles klang Pesne verführerisch genug. Seinen ehrgeizigen Träumen schien Erfüllung beschieden. Aber Venedig verlassen? Die bunte, lustige Stadt, wo man den Künstler liebte und ehrte, wo alles um ihn her zum Schaffen anregte? Auf immer sich trennen von den Freunden, den Meistern und all den feinen, kunstsinnigen Menschen, in deren Mitte er froh und glücklich gewesen? Der Entschluß, den ehrenvollen Antrag Sr. Majestät dankend abzulehnen, stand schon fest in ihm, als jenes zarte, liebliche Mädchenantlitz, dessen Bild sein Herz noch immer barg, vor seinem inneren Auge auftauchte. Die kleine Ursula-Anne mußte heute schon fast erwachsen sein, und wenn er sich in seiner schwärmerischen Phantasie ausmalte, wie schön sie wohl jetzt sein müsse, empfand er immer größere Sehnsucht nach ihrem Anblick. Und dabei begann er, das Mädchen zu lieben, so wie nur ein Künstler lieben kann. Schnell war er sich im klaren über seine Gefühle: Er mußte sie besitzen, auf immer sein

Apollo Daphne verfolgend
Dekoratives Gemälde im Schlosse zu Rheinsberg

Deckengemälde im Treppenhaus des Charlottenburger Schlosses
Nach einer Aufnahme der Kgl. Preuß. Meßbild-Anstalt, Berlin

eigen nennen! Und wenn er jetzt vor ihren Vater träte, mit der Berufung zum ersten Hofmaler in der Tasche, der Aussicht auf eine gesicherte, sorgenfreie Zukunft, würde der ihm wohl die Hand seiner Tochter verweigern? Kurz entschlossen schrieb er nach Berlin und sagte zu, aber erbat sich noch ein paar Monate Frist. Dann packte er, sagte der Lagunenstadt Lebewohl und fuhr nach Rom. Bei dem Anblick der Geliebten wußte er, daß seine Phantasie ihn nicht betrogen hatte. Aus dem Kind war ein Mädchen von wunderbarer Schönheit geworden. Aus großen dunklen Augen lächelte sie ihm entgegen, verriet sie ihm, wie gut er ihr gefiel. Da brauchte er nur den Vater zu fragen. Und der Alte gab beglückt seine Zustimmung. Anne war zwar noch zu jung, kaum vierzehn Jahre zählte sie, aber die Zeit drängte, und der König wartete. So wurde sie Antoine am 5. Januar 1710 in Rom angetraut. Kurz darauf reiste das Paar ab. Aber nicht allein. Die ganze Familie, Schwiegervater, Schwäger und Schwägerinnen fuhren mit nach Norden.

Den verwöhnten Franzosen wurde es schwer, sich mit Berlin abzufinden. Aber überall kam man ihnen freundlich und voller Achtung entgegen, besonders Antoine, dem jungen Meister. Selbst seinen Kollegen, jenen Hofmalern, die Friedrich I. als Kurfürst bei der Gründung der Akademie in seinen Dienst gestellt hatte, imponierte sein Können. Der Akademie hielt er sich vorläufig fern. Was da geleistet wurde, vertrug sich nicht mit

Ausschnitt aus dem Deckengemälde im Rittersaal des Schlosses zu Rheinsberg
Nach einer Aufnahme der Kgl. Preuß. Meßbild-Anstalt, Berlin

seinem freieren Künstlertum. Welch Gegensatz zwischen Venedig und Berlin! Die Berliner Porträts in ihrer steifen Darstellung zeigten keine Menschen von Fleisch und Blut; wie Holzpuppen in schematischer, konventioneller Haltung schauten die Verwandten des königlichen Hauses, die Hofdamen, die Generäle aus den überladenen Rahmen! Da gab es viel zu tun für ihn. Als Verkünder einer wahren, lebenswarmen Kunst fühlte er sich in diesem aufstrebenden Städtchen, hier sah er ein fruchtbares Feld vor sich, das wohl der Mühe des Bebauens wert war.

Aufträge gab es in Hülle und Fülle. Jedermann wollte von Pesne gemalt sein. Besonders die Hofdamen wurden seine besten und treuesten Kundinnen. Eine sagte es der andern, wie wundervoll der Pariser Meister die Farbe ihrer Augen und Wangen, die schimmernde Seide ihrer Robe getroffen habe, wie feine und graziöse Stellungen er ihnen zu geben wußte, wie er all ihren kleinen Schönheiten zum Ausdruck verhalf.

Aber unter dieser Arbeitsfülle artete Pesnes Atelier allmählich zu einer Werkstatt aus, in der es mehr auf die Quantität als auf die Qualität der Bilder ankam. Immer mehr Gehilfen mußte er beschäftigen. Und als er sich sträubte und auflehnte gegen diese geschäftsmäßige Ausbeutung seiner Kunst, fiel die ganze Familie über ihn her, schalt ihn einen Narren, der gar nicht so großes Glück verdiene, und sprach ihm von seinen Pflichten gegen die junge Frau und ihre Zukunft. Und Antoine Pesne folgte diesen Stimmen; er war ja kein Kämpfer, sein sanfter Charakter scheute jeden Streit, und seiner Natur ganze Energie gehörte doch nur seinem innersten Schaffen.

Er mochte wohl damals das Verhängnis ahnen, das über seine Kunst hereinbrach. Schweren Herzens ließ er sich dazu herbei, die vielen Atelierbilder mit seinem Namen zu zeichnen, die in alle Welt hinauswanderten. Für sich selbst blieb ihm keine Zeit mehr.

So kam es, daß die kritische Nachwelt zu keinem einigen Urteil über seine Leistungen gelangen konnte. Der Zwiespalt in den Werken Pesnes fiel wohl manchem auf, aber er blieb unerklärlich. Und zu eingehenden Vergleichen fehlte bisher noch eine gute Gelegenheit. Erst die französische Ausstellung zu Berlin im Jahre 1910 und besonders die friderizianische Jubiläumsausstellung in der Berliner Akademie regten durch den Reichtum an Pesneschen Gemälden und den frappierenden Gegensatz in der Güte seiner Werke zu nachdenklichem Schauen an. In dieser historischen Sammlung gab es neben den herrlichsten Porträts, wie denen von de la Mettrie, Knobelsdorff, den Tänzerinnen Denis und Reggiani auch eine Reihe jener toten, fast dilettantenhaft gemalten Bilder, die aus der Zeit stammen, da

Königin Juliane von Dänemark. Gemälde im Provinzialmuseum zu Hannover
Nach einer Aufnahme von F. Bruckmann, A.-G., München

Chevalier de Chasot

Gemälde von Antoine Pesne im Kgl. Schloß, Berlin

Nach einer Aufnahme der Photographischen Gesellschaft, Berlin

Pesnes Atelier eine Bilderfabrik geworden.

Das ist die Tragik in des Meisters Dasein als Künstler: Was er wollte, was er erstrebte mit der ganzen Inbrunst seiner Seele, erlaubte ihm die Welt nur an Feiertagen zu schaffen. Die übrigen Tage seines Lebens hatte er als ein Handwerker zu arbeiten. Die Museen, die Schlösser sind voll von seinen Werken, aber jene traurige Dutzendware erdrückt fast die Schöpfungen der freien, unabhängigen Stunden, da er losgelöst von der Konvenienz der höfischen Kreise und von den Sorgen und Vorwürfen in der Familie, malen durfte, wie's ihm allein gefiel. —

Drei Jahre nach Pesnes Ankunft in Berlin starb Preußens erster König, und sein Sohn bestieg den Thron. Mit Friedrich I. schwanden die Pracht, der Glanz und aller Luxus; Friedrich Wilhelm I. war das gerade Gegenteil seines Vaters. Spartanische Einfachheit verlangte sein schlichter Sinn von den Landen, die er beherrschte. Die Künste schienen ihm überflüssig und höchst kostspielig. Der Hof hatte sich alles Luxus zu begeben, und die Nichtstuer, die Künstler, wurden entlassen. Nur wenige von ihnen mochte er behalten, denn sie waren ihm unentbehrlich, sein Porträt und die seiner Familie zu malen, die er als Zeichen seiner Gunst zu verschenken liebte. Auch vom historischen Standpunkte konnte er nicht ganz auf sie verzichten. Er war es der Größe seines Geschlechts schuldig, des Hauses Galerie fortzuführen. Im übrigen dachte er sehr gering von der Malerei. Hielt sie höchstens für einen amüsanten Zeitvertreib in Stunden, da man nichts Besseres tun

Julien Offray de la Mettrie. Gemälde im Schloß Sanssouci
Nach einer Aufnahme der Photographischen Gesellschaft, Berlin

Prediger Jordan. Gemälde im Kgl. Schloß, Berlin
Nach einer Aufnahme der Photographischen Gesellschaft, Berlin

konnte. Da malte er sogar selbst. „In tormentis“ schrieb er auf seine Gemälde, die er während seiner Krankheit schuf. Daß es ihm dabei nicht darauf ankam, einem weiblichen Aktbildnis zwei linke Füße zu geben, hat findige Köpfe zu der Erklärung gebracht, der König hätte während der Arbeit wegen der heftigen Podagraschmerzen, die ihm sein linkes Bein verursachte, stets nur an dieses gedacht und infolgedessen auch kein rechtes gemalt.

Pesne war unter den Künstlern, die der neue König behielt. Doch sein Gehalt wurde ihm arg gekürzt. Seine junge Frau und die große Familie, zu der noch ein paar kleine Pesnes und Dubuissons gekommen waren, behielten aber dieselben Forderungen an das Leben. Sie konnten und mochten sich nicht in die neue Lage schicken. So mußte der Meister bei der Bilderfabrik bleiben und außerdem noch auswärts Kundschaft suchen, denn die Preise für Porträts waren gesunken, seit die Kunst nicht mehr von höchster Stelle protegiert wurde. Fremde Fürsten riefen ihn von Zeit zu Zeit, er ging nach Dresden, Dessau, Braunschweig; durchreisende Besucher suchten ihn auf, denn sein Name hatte einen guten Klang.

Er vergaß aber in diesen arbeitsreichen Jahren nie ganz, was er sich schuldig war, und von Zeit zu Zeit schuf er still für sich ein Werk, mit dem er selbst zufrieden sein durfte. So entstand im Jahre 1718 sein großes Familienbild (im Neuen Palais zu Potsdam). Das fiel so gut aus, in ihm glaubte er so klar seine Gedanken ausgedrückt, daß er es nach Paris sandte, um sich für die Mitgliedschaft der Akademie zu bewerben. Es wurde auch angenommen, und zwei Jahre später nahm ihn die Akademie auf. Seine Prüfungsarbeit, ein Gemälde, das „Samson und Delila“ zum Vorwurf hatte (der Entwurf liegt im Louvre), machte auf die Richter den besten Eindruck von seinem Können. Aus

Die Tänzerin Madame Denis. Gemälde im Schloß Sanssouci
Nach einer Aufnahme der Photographischen Gesellschaft, Berlin

Die Tänzerin Reggiani. Gemälde im Stadtschloß zu Potsdam
Nach einer Aufnahme der Photographischen Gesellschaft, Berlin

Die Wahrsagerin. Gemälde von Antoine Pesne

In der Kgl. Gemäldegalerie zu Dresden

dieser Zeit stammt auch das große Gemälde des Hauptmanns von Erlach mit seiner Familie. Das Original ist nach Petersburg gewandert, wo es noch heute ist; den Entwurf bewahrt das Berliner Museum. Dieses Bild scheint das beste zu sein, was Pesne geschaffen. Die Figuren sind in Lebensgröße. Die ganze Komposition, die prachtvolle Beleuchtung, die sorgfältige und doch breite Ausführung sprechen von echtem Talent und klassischer Bildung.

Immer größer wurde Pesnes alte Sehnsucht nach Paris. Berlin bot ihm ja nur das Joch der Arbeit, den Verzicht auf die treu bewahrten Ideale der Jugend. Und als es ihn nicht länger mehr halten wollte, erbat er sich eines Tages Urlaub. Er eilte nach Paris. Dort suchte er seine alten Freunde auf und warb neue hinzu, darunter auch Lancret. Dann zog er 1723 an den englischen Hof, sein Glück zu versuchen. Er hatte auch Gelegenheit, einige Porträts in der königlichen Familie zu malen. Aber der Erfolg blieb aus; seine „französische Manier" schreckte die Engländer. Da kehrte er wieder nach Berlin zurück und nahm die ungeliebte Arbeit von neuem auf, sicherte sie ihm doch wenigstens einen guten, reichlichen Verdienst.

Die Theaterkünstler Friedrichs des Großen
Gemälde im Teezimmer des Potsdamer Stadtschlosses (vgl. S. 622)
Nach einer Aufnahme der Photographischen Gesellschaft, Berlin

Endlich, im November 1737, kam er nach Rheinsberg, wo er von dem jungen Schloßherrn so freundlich und poetisch empfangen wurde. Der Prinz kannte ihn schon lange. Als Kind und Jüngling hatte der Meister ihn oft porträtiert. Friedrich stand damals in künstlerischer Hinsicht ganz unter dem Einfluß von Knobelsdorff. Der Freund hatte ihm sein Schlößchen verschönt, ihm von Italiens klassischen Schönheiten, von den großen Malern in Paris gesprochen. Auf seinen Kunstreisen hatte Knobelsdorff sich seinen Geschmack gebildet und war begeistert von Chardin und Rigaud, Poussin und Le Brun zurückgekehrt. Er hatte ein Urteil in Dingen der Kunst und schätzte Pesne, dessen Schüler er einst gewesen.

Bei dem Kronprinzen und seinem Freunde fand Pesne daher williges Gehör für seine Klagen. Sein unbefriedigtes Dasein hatte ihn schwermütig gemacht. In dieser Stimmung war er zu religiösen Motiven gekommen, hatte schon einige Bilder für Kirchen gemalt. Nun sollte das anders werden, und Pesne folgte nur zu gern dem

liebenswürdigen Rat des jungen Friedrich, den „Heiligen im Glorienschein“ zu kündigen und auf dem schöneren Felde der Poesie allerhand heidnischen Göttern und leichten rosigen Göttinnen mit seiner Kunst zu dienen.

Der Meister zählte schon vierundfünfzig Jahre, als er sich in Rheinsberg niederließ, um das Schlößchen mit dekorativen Gemälden zu schmücken und seine Bewohner auf die Leinwand zu zaubern. Was seine Kunst aber dort und später schuf, verrät nicht sein Alter. Es war, als ob der Einfluß des jungen Prinzen und der Verkehr in jenem fröhlichen Kreise geistreicher, freundlicher Menschen eine neue Jugend in ihm weckte und die alten Kräfte und Ideale löste, die Berlin erdrückt hatte. Von nun an änderte sich seine Kunst. Sie wurde leichter, freudiger, ohne ihre Tiefe einzubüßen. Seine Plafond- und Wandgemälde hatten etwas von dem Frühling der Hoffnungen, der in Rheinsberg sproßte. Zarte, duftige Gestalten aus der Mythologie, die der junge Dichter Friedrich besang, begeisterten auch ihn. Apollo war der oberste Gott in „Remusberg“, und ihm zuerst galt auch Pesnes Opfer. Er stellte ihn dar mit jugendschönem Körper, von den Strahlen der Morgensonne umflutet oder auf der Verfolgung der lieblichen Daphne. Und in seiner Begeisterung für die Person des Kronprinzen gab Pesne dem Antlitz des Gottes etwas von den Zügen Friedrichs. Auch manch schönes Porträt entstand in Rheinsberg. Fast die ganze Runde der Freunde und Friedrich selbst saßen dem Meister. Ihm verdanken wir die lebenswarmen Bilder von den unvergeßlichen Gefährten der seligsten Jahre des großen Königs. Die Erinnerung an das Rheinsberger Idyll wird greifbar beim Anblick der fröhlichen Bilder von Keyserlingk und Chazot, den ernsten nachdenklichen Köpfen Jordans und Knobelsdorffs. So und nicht anders mußten die Menschen ausschauen, deren Leben uns erzählt wurde; ihr Bild paßt so gut zu ihren Taten, so gut zu den Versen, „Eloges“ und Briefen Friedrichs, die von ihnen sprechen.

Drei Jahre arbeitete Pesne in Rheinsberg. Bis Friedrich König wurde und ihm ein neues und weites Feld des Schaffens zeigte. Berlin erhielt ein Opern-

Die Theaterkünstler Friedrichs des Großen
Gemälde im Teezimmer des Potsdamer Stadtschlosses
Nach einer Aufnahme der Photographischen Gesellschaft, Berlin

haus, das Schloß in Charlottenburg einen neuen Flügel, die Wohnungen im Berliner und Potsdamer Stadtschloß verlangten Deckengemälde und Wandschmuck. Und überall fielen Pesne neben dem begabten Baumeister Knobelsdorff, mit dem ihn immer innigere Freundschaft verband, die größten Aufgaben zu. Seine dekorativen Malereien wurden leichter und flotter von Werk zu Werk. Es waren echte Rokokoschöpfungen, fröhliche, leuchtende Kompositionen, in denen die ganze Begeisterung lag, mit der Pesne teilnahm an diesem unverhofften, lang ersehnten Aufblühen aller Künste.

Das Teezimmer des Potsdamer Stadtschlosses, teilweise geschmückt mit Gemälden Antoine Pesnes
Nach einer Aufnahme der Kgl. Preuß. Meßbild-Anstalt, Berlin

Die zweite Jugend des Meisters wurde die reichste Zeit seines Schaffens. Im Teezimmer des Potsdamer Stadtschlosses hängen die reizenden Darstellungen der Theaterkünstler Friedrichs. Man sieht es ihnen an, daß Pesne des Königs Vorliebe für Watteau und Lancret teilte. Friedrich der Große sammelte in jungen Jahren ihre Werke, deren heitere Motive er liebte nach den düsteren Jahren der harten Jugend. Im Geschmack dieser Meister sind auch manche der Pesneschen Deckengemälde und die schönen Wandbilder aus Sanssouci. Sie verraten auch des Malers sorgfältige Nacktstudien. Die Körper der Frauengestalten sind weich, biegsam und von einer Farbenpracht und Linienschönheit, deren sich ein Boucher nicht zu schämen hätte. Die Theatergesellschaft des Königs zog ihn besonders an, sie malte er am liebsten. Die Schwestern Cochois saßen ihm, deren Charme so groß war, daß die eine

Die Tänzerin Barberina
Gemälde im Schloß Sanssouci

Madame Cochois tanzend. Gemälde von Antoine Pesne im Stadtschloß zu Potsdam
Nach einer Aufnahme der Photographischen Gesellschaft, Berlin

Die Tänzerin Barberina als Statue im Ballett „Pygmalion"
Gemälde im Musikzimmer des Schlosses Sanssouci

von ihnen, Babet, den Marquis d'Argens, des Königs hochgeschätzten Freund, auf ewig in ihre Bande schlug. Die schöne Tänzerin Barberina stand ihm in den verschiedensten Posen, beim Tanz, mit dem geschwungenen Tamburin, in der Gesellschaft anderer Künstler auf einer Parklichtung, am Arm des Berliner Ballettmeisters Lany, endlich auch als Marmorstatue in „Pygmalion".

Immer weiter drang der Ruf des gefeierten Meisters. Die Sammler fast ganz Europas begehrten seine Bilder, die denn auch in alle Winde wanderten und heute zerstreut in vielen Schlössern, Museen und Privathäusern des In- und Auslandes hängen. Die Galerien von Berlin und Potsdam, Dresden und München, Mainz, Hannover und Braunschweig sind im Besitze schöner Werke Pesnes. Auch in Paris und Versailles, Rouen und Toulouse ist seine feine Kunst aufbewahrt. In Rußland gehören allein der Krone fünf der besten Gemälde des Künstlers, unter ihnen das obenerwähnte herrliche Familienbild der Erlachs*). Schon unter Katharina II. waren sie vom Petersburger Hofe angekauft worden. Aber auch in russischem Privatbesitz befinden sich viele Bilder des Meisters.

---

*) Herrn A. v. Troubnikoff von der kaiserl. Eremitage in St. Petersburg verdanke ich die Mitteilung der alten Inventare.

Graf von Keyserlingk

Gemälde von Antoine Pesne im Kgl. Schloß, Berlin

Nach einer Aufnahme der Photographischen Gesellschaft, Berlin

Die Gunſt ſeines Königs, den er mit der ganzen Inbrunſt ſeiner empfindſamen Seele, der hellen Begeiſterung ſeiner tiefen Natur bewundernd verehrte, blieb Pesne treu bis ans Ende ſeines Lebens. Friedrich ſchenkte ihm in der Oberwallſtraße ein größeres Grundſtück und alle Baumaterialien für das geräumige Haus, das ihm Knobelsdorff baute. Dafür wieder wollte Pesne dem Freunde erkenntlich ſein, und ſo ſchmückte er deſſen Villa im Tiergarten — heut das Gärtnerhaus im Park des Schloſſes Bellevue — mit Wandgemälden und Sopraporten, zierte er die Türen mit allerlei Motiven, die die beiden alten Kunſtgefährten an die Rheinsberger Zeit erinnern ſollten, da ſie einander die Hand gereicht hatten zum Lebensbündnis der Freundſchaft.

Als dann Knobelsdorff im Herbſt des Jahres 1753 ſeinen Freund auf ewig verließ, konnte Pesne den Verluſt nicht verſchmerzen. Umſonſt ſuchte er in emſigſter Arbeit Vergeſſen; die Trauer um ihn, der ihm ſoviel bedeutet, den er wirklich wie einen Bruder geliebt hatte, nagte ſtill weiter an ſeinem Herzen. Er wurde plötzlich alt. So ſchnell, daß der müde Arm dem noch immer klaren Auge nicht mehr folgen wollte. Unvermittelt brach der harte Winter ſeines Daſeins an, da er noch den Sommer in der Bruſt zu tragen wähnte. Und eines Tages entfiel der Pinſel der fleißigen Hand, mitten bei der Arbeit an einem Koloſſalgemälde für den großen Marmorſaal im Neuen Palais. Am 5. Auguſt 1757, vier Jahre nach Knobelsdorffs Tod, endete dies reiche Künſtlerleben.

Die Welt erfüllte Antoine Pesnes letzten Wunſch: An der Seite des Freundes, in der Neuen Kirche auf dem Gendarmenmarkt, fand er den Platz, um den er gebeten hatte. Man bettete den gläubigen Katholiken neben den überzeugten Proteſtanten, und wahrhaftig: es erhob ſich keine Stimme des Einſpruchs. Das war die Ehrfurcht vor dem Meiſter und es war die ſchönſte Ehrung für den Menſchen. Bedenken gab es nicht. Man lebte ja damals in der Zeit des Philoſophen von Sansſouci!

Eine Wand des Muſikzimmers im Schloß Sansſouci mit Gemälden Antoine Pesnes
Nach einer Aufnahme der Kgl. Preuß. Meßbild-Anſtalt, Berlin

Die Glocken von Rosenberg

Von Georg Busse-Palma

I.

Ewig sind die Leidenschaften,
Die nicht an sich selber sterben.
Wenn sie nicht am Fleisch mehr haften,
Macht das Fleisch den Staub zum Erben.
Selten wird es kund:
Staub hat keinen Mund!
Aber wenn er einen findet,
Wird auch seine Glut verkündet.

Einst, vor vielen hundert Jahren
Sind im gleichen Liebeswind
Zweie in den Tod gefahren:
Herzogssohn und Bürgerkind.
Vaterzorn stand vor dem Knaben,
Antwort gab ihm Jünglingsmut:
Besser, sie im Arme haben,
Als im Haar den Herzogshut!

In der Dämmrung alter Weiden,
Zwischen Fürstenschloß und Stadt,
Treffen heimlich sich die beiden.
Kuß um Kuß und niemals satt!
— Ach! Mein Prinz, wie soll das enden?
Manchmal bangt mir so, mein Hans! —
— Still! Du nimmst aus meinen Händen
Bald die Krone für den Kranz! —

Einmal aber — (aus der Ferne
Dacht' er: Schelm, du neckst mich bloß!)
Überwimpert beide Sterne
Lag im Gras sie regungslos.
— Schläfst du? Wart, ich weck' dich wieder! —
Doch dann schrie er röchelnd auf:
Aus den Blumen vorn am Mieder
Funkelte ein Messerknauf!

Wer es tat? Er braucht' nicht fragen!
Auf dem Griff das Wappen sprach!
Seinetwill'n ward sie erschlagen.
Er war treu und ging ihr nach.
Erdenglück und Erdenhoffen,
Hat er je davon gewußt? —

Mit dem Stahl, der sie getroffen,
Traf er auch die eigne Brust!

Über den Tod hinaus
Darf es Zürnen nicht geben.
In seiner Ahnen Begräbnishaus
Ließ der Herzog sie heben.
Jeder in einem Sarg aus Zinn
Schliefen sie über Jahrhunderte hin.
Alte Sehnsucht im Herzensgrund,
Aber ohne Mund.

II.

Über Europa aus Osnabrück
Schmettern Fanfaren.
Fluchend schieben den Helm ins Genick
Alle, die gerne Soldaten waren,
Aber die Völker sind schlachtenmüde
Und sie jubeln und jauchzen: Friede! —

Dreißig Jahre voll Blut und Brand
Zogen auch über schlesisches Land.
Dörfer, um die sich das Korn gewiegt,
Waren vom Krieg in den Boden gepflügt;
Städte, die sauber und schmuck geprahlt,
Standen verwüstet und rauchbemalt;
Und in der Kirche von Rosenberg
Pries keine Glocke das Friedenswerk.
Eingeschmolzen zu Kugeln und Geld
Rollte ihr Erz durch die Welt.

Also müssen wir neue gießen!
Sprachen die Bürger und seufzten schwer.
Aber woher soll die Masse fließen?
Kisten und Kasten sind leer!
— Eine verfallne Begräbniskapelle
Weiß ich im Walde, warf einer da ein.
Moos überwuchert die bröckelnde Schwelle,
Spinnengewebe die Schilderein.
Haben wohl fürstlich im Sattel gesessen,
Die dort schlafen; nun sind sie vergessen!
Keine Seele mehr fragt nach ihnen.
Nur das Käuzchen noch klagt darin.
Doch ihre Särge können uns dienen,
Denn ihre Särge, die sind aus Zinn.
Wenn wir sie schmelzen, wem bringen wir Schaden?
Gern werden Tote die Lebenden laden! —

Da huben die Bürger die Särge heraus.
Zwei Glocken gab's für das Gotteshaus.
Doch als zum erstenmal ihr Gesang
Sich über die Dächer von Rosenberg schwang,
Da standen sie alle verwirrt und erstaunt
Und haben gehorcht und dann scheu geraunt.
Aus der erhabenen Tonflutkette
Hörten sie leise, doch deutlich ganz,
Irdisch=zärtliche Liebesduette,
Fragen und Flüstern: — ‚Bist du es, mein
Hans?
Hans, bist du da? —
— Hier und dir nah!
— Ich sitz' in der großen Glocke
Und schwing' mit der Musika!' —

Die beiden Glocken brausen und dröhnen
Und immer dazwischen dies heimliche Tönen.
Was einstmals die zwei an verlangendem Leben
Dem saugenden Zinn ihrer Särge gegeben,
Nun wurde es laut.
Zwei Stimmen im Chore sind Bräut'gam und
Braut! —

Hans, was bist du? Nicht Erz, nur Klang!
Du? — Mein eigener Sehnsuchtssang!
Seit unsre Sehnsucht in Glocken gegossen,
Einen wir selig uns hoch im Geläut.
Als wir uns irdisch in Liebe umschlossen,
Kamen wir nie uns so nahe wie heut.
Läute nur, Glöckner! Du läutst uns zum Leben!
Klang bin ich selber, und Klang ist mein Hans.
Wenn wir dem brausenden Chor uns entheben,
Finden wir uns und durchdringen uns ganz.
Ganz! Ja ganz!
Grüß' Gott dich, mein Mädel! Grüß' Gott dich,
mein Hans! —

✠ ✠ ✠

Ewig sind die Leidenschaften,
Die nicht an sich selber sterben.
Wenn sie nicht am Fleisch mehr haften,
Macht das Fleisch den Staub zum Erben.
In Metall und Stein
Dringt ihr Leben ein,
Bis sie Mund und Stimme finden,
Sich aufs neue zu verkünden! —

Fußballspieler

Bronzebildwerk von Valentin Winkler

Neues vom Büchertisch

i. V. Dr. Heinrich Spiero

Rudolf Hans Bartsch, Schwammerl (Leipzig, L. Staackmann) — Wilhelm Schaefer, Karl Stauffers Lebensgang (München, Georg Müller) — Klara Hofer, Weh dir, daß du ein Enkel bist (Berlin, Egon Fleischel & Co.) — Rudolph Stratz, Du Schwert an meiner Linken (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf.) — Otto von Gottberg, von Radern, Kaiserlicher Ministerresident (Berlin, Egon Fleischel & Co.) — Felix Moeschlin, Der Amerika-Johann (Leipzig, Gideon Carl Sarasin) — W. L. Reymont, Die polnischen Bauern (Jena, Eugen Diederichs) — Alfons Paquet, Li oder Im neuen Osten (Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening)

Draußen fallen langsam in der stillen Luft vergilbte Blätter zur Erde; klar stehn die Bäume auf der Straße und in den Nachbargärten gegen den Himmel. Der aber sieht weißlichgrau herunter, man spürt den Schnee, der sich oben zusammenballt, und genießt, als ob man mitten darin stände, vom Zimmer her das matte Sonnenlicht des Frühwintertags. In die Stille knattert und brummt es hinein. Plötzlich rufen, krähen, schreien, jubeln draußen Kinderstimmen: „Hurra, Hurra, Hansa, Zeppelin!" Ich schaue auf. In solcher Höhe, daß es fast zierlich wirkt, und doch so nah, daß man die Wirklichkeit des silbrigen Metalls spürt, zieht das Luftschiff vorüber und verschwindet hinter den Baumkronen. In die Stille aber tönt die einfache Weise eines Schubert-Liedes in mir nach, als ob sie neben mir jemand sänge: „Gefrorne Tropfen fallen von meinen Wangen ab; ob es mir denn entgangen, daß ich geweinet hab'?" Und dann bewegter und mächtiger aus derselben Winterreise: „Der Wind spielt drinnen mit den Herzen, wie auf dem Dach, nur nicht so laut. Was fragen sie nach meinen Schmerzen!" Schuberts junger Landsmann, Rudolf Hans Bartsch, hat mir die Weise wieder aufgeweckt und wird sie in dieser Weihnachtszeit für manchen immer aufs neue tönen lassen. Denn er hat einen Schubert-Roman geschrieben, „Schwammerl", ein Buch, in dem die Liebe zu dem Meister des Liedes jeder Zeile und jedem Satz Wärme und Sinn gibt. Es ist das Reifste und Beste, was Bartsch bisher geleistet hat. Die allzu stark im Sinnlichen spielende Weichheit seiner „Zwölf aus der Steiermark", die ihm noch später manchmal den Aufbau der Dichtung verdarb, ist hier, in eine selig-unselige Künstlerseele hinein vermenschlicht, wirklicher Ernst geworden. Und in der Beschränkung von Stoff und Umkreis hat Bartsch hier etwas viel Einheitlicheres geschaffen, als das schon deutlich einen Aufstieg zeigende „Deutsche Leid". Freilich ist's kein eigentlicher Roman, sondern eine Geschichte von Schuberts letzten Lebensjahren, zusammengedrängt auf Höhen- und Tiefpunkte dieses überreichen Daseins. Wir sehen den kleinen, anmutlosen Meister, wie sich ihm im Tschöllhaus, auf der Bastei zu Wien, ein Mädchenherz nach dem andern entzieht, weil er, verschüchtert und durch frühere Erfahrungen ängstlich geworden, die gute Stunde versäumt. Wir sehn, wie dann die leidenschaftliche Dritte ihn und nur ihn halten und haben will, nachdem er durch sein großes Konzert endlich der Allberühmte geworden ist, dem ihr Sängerinnenherz entgegenjauchzt. Und er geht ernst und voll von dem Gefühl der großen Verantwortung von ihr. Wir erleben Schubert mit Moritz von Schwind und den andern Freunden im Behagen der Junggesellenbude, von der die Hose, mal so, mal so gekrempelt, zum Fenster hinaushängt als Bestellzeichen für den Kellner des benachbarten Wirtshauses. Wir gehn mit dem Tondichter durch dumpfe Dämmerungen, an denen der allzu reichlich genossene Wein nicht immer unschuldig ist, und durch zweifelvolle Tage — dann aber steigen wir mit ihm zu den höchsten Schaffensstunden empor, und vor uns ersteht die Winterreise und manches andere golden unvergängliche Werk. Und es packt uns, wenn er dem Beethoven (wie man in Wien sagt) nachgeht, als der am Sturmtag unaufhaltsam über die Wälle der Stadt läuft.

Auch aus Wien hinaus in die Steiermark begleiten wir Schubert und sehen ihn hineingestellt in einen Rahmen von feiner und alter Bildung, von reizenden Frauengestalten und feinfühligen Männern, aber ohne daß das, wie wohl sonst in den Brokatbüchern unserer Tage, Selbstzweck würde. Schubert hält nicht nur äußerlich, sondern auch künstlerisch diesmal bei Bartsch alles zusammen. Die Wiener wissen sich etwas viel mit dem Heurigen in Nußdorf und ähnlichen Dingen, die wir Norddeutschen ihnen gern gönnen, nicht ohne doch gelegentlich über das Übermaß naiver Selbstfreude ein wenig zu lächeln: ich denke mir wenigstens, daß ein Ausflug an die breite Oberspree an einem schönen Sommerabend reichlich so hübsch ist, und daß ein Abend in den Schlößchen eines der großen Elbparks zwischen Hamburg und Blankenese an großer und hinreißender Schönheit es reichlich mit dem Wiener Wald

aufnehmen kann — aber das liebenswürdige Gefühl für das alles kommt hier bei Bartsch so gar nicht einbildnerisch heraus und erzeugt daher einen Goldton, von dem auch die schweren Liebesenttäuschungen Franz Schuberts sich abheben, ohne von Schatten übernachtet und vernichtet zu werden.

Von Leiden geschüttelt und doch voll von einer unzerstörbaren Harmonie tönt Schuberts Leben, auch in diesem Buche, aus — mit grellem Mißklang endet das Dasein Karl Stauffers, einer der allerseltsamsten Erscheinungen, die gegen das Ende des XIX. Jahrhunderts durch die deutsche Kunst geschritten sind. Man denkt an Lenau, an Feuerbach, an manchen andern — und dennoch gewinnt dieses Schicksal eine schmerzhaftere, eine der Versöhnung entbehrende Färbung. Denn während jene doch auf dem einen früh ergriffenen Gebiet der Kunst wenigstens Letztes und Höchstes zu leisten berufen waren, steht Stauffer vor uns als ein in der Blüte gebrochener Baum, als ein Mensch, der mit dem Gefühl fortging, nie ganz auf der rechten Bahn gewesen zu sein und doch eine große schaffende Kraft besessen zu haben, eine Kraft, die ihn rastlos von der Malerei zur Radierkunst, von der Dichtung zur Bildhauerei getrieben hat. In der Erbanlage vielleicht schon belastet, in Erziehung und Bildung falsch angefaßt, entwickelt er sich scheinbar zur Höhe malerischer Kunst, gewinnt Ruhm, Erfolg, Geld, Frauengunst — und stürzt dann jäh ab; innerlich: er fühlt, daß das der Weg für ihn nicht gewesen ist; äußerlich: er erlebt ein Schicksal, dessen furchtbare Tiefen auszumessen noch im späten Nachlesen das Herz beben machen. Einer der Berliner Bekannten des Berners, der in den achtziger Jahren zu den „Zwanglosen" gehörte, Otto Brahm, hat einst in einem durch seine schlichte Sachlichkeit ergreifenden Buch Karl Stauffers Leben geschildert und Zeugnisse dieses rasch verflackerten Daseins herausgegeben; jetzt hat ein ganzer Dichter, Wilhelm Schaefer, „Karl Stauffers Lebensgang" erzählt, zu einer Chronik der Leidenschaft verwoben, und er erzeugt nun jene höhere Erschütterung, die uns ergreift, wenn der Dichter, herzenskundig und schaffensklug, aus den Tatsachen das Werk aufbaut. Gewiß befremdet es, daß der ganz Zerbrochene am Schluß seines Lebens so noch einmal zu uns sprechen soll (das Werk ist eine Ich-Erzählung). Aber darüber kommen wir ganz rasch hinweg, weil hier ein Künstler den Künstler verstanden und mit ihm noch einmal jede Tiefe des Leides und jede Höhe des künstlerischen Auftriebs durchmessen und erstiegen hat. Ganz schlicht und sehr ernst und aus einem nun schon von dem Übermaß der Tränen leergeweinten Herzen heraus ist dies Buch erzählt. Der Knabe steht vor uns, den der oft starre Vater nicht meistern und dem die Schule nichts bieten kann; der junge Künstler, der in die Anstreicherlehre geht und im zerlochten Kittel doch schließlich sein erstes wirkliches Werk schafft und sich den Platz in der Hochschule erkämpft; der erfolggekrönte Berliner Bildnismaler, der auf seinem großen Berner Fuß den vorschriftsmäßigen Lackschuh und über den breiten Schultern den Frack trägt und auch den Ton der seidenen Gesellschaft meistern lernt, weil er es will, nicht, weil es ihm Freude macht; und dann der Unselige, der blind-sehend in sein Verderben hineingeht, an dem eine Frau zu tiefst schuldig wird und den dann die Mächtigen des eignen Staates im fremden Lande behandeln lassen wie einen nichtswürdigen Verbrecher. Es ist nicht möglich, ohne atemlose Erregung und ohne Tränen zu lesen, wie Stauffer in besinnungslosem Tun die kaum Geliebte von Florenz nach Rom entführt und wie er dann mit Mördern zusammen in den schrecklichen Gefängniskammern italienischer Städte sitzt, bis ein Hoffnungsblick aufdämmert und die glückliche Hand Adolf Hildebrands ihn rasch befreit. Durch Jammer und Not und durch die namenlose Enttäuschung, die die Frau ihm antut, hindurch ringt sich dann — das ergreift vielleicht noch mehr — die Kunst noch einmal in ihm durch, und obwohl äußerlich unbelohnt, steht nun zum Schluß in dem Maler und Radierer, der im Gefängnis seine wild hinflutenden Verse geschrieben hat, noch der Bildhauer auf, der einen Berner Ritter darstellt und der, von Menschen verstoßen, von sich selbst nicht mehr anerkannt, dahingehen wird ins Rätsel, ein Schweizer Landsknecht auf fremden Straßen, der abgerechnet hat mit „Leidenstalern bis auf den letzten Kupferpfennig".

Dies ist eins von den Büchern, die freilich am besten für sich selbst reden und das um so mehr können, als ihr Stil von jener großen künstlerischen Ruhe ist, auf der der Leser dahingeht ohne das Gefühl, jemals angestoßen, jemals gescheucht zu werden. Wohl bewußt hat Schaefer sich den großen Schweizer zum Vorbild genommen, mit dem Karl Stauffer in Böcklins Gesellschaft in Zürich zusammen gesessen und den er so meisterlich auf die Kupferplatte gebannt hat: Gottfried Keller. So schön und klar und warm wie im „Grünen Heinrich" zieht Satz an Satz, Bild an Bild an uns vorbei. Und was am Ende die höchste Gabe der Kunst ist: uns die scheinbare Zufälligkeit des Lebens als eine, ob auch furchtbare Notwendigkeit empfinden zu lassen, das gelingt Wilhelm Schaefer vollkommen. Wenn Karl Stauffer noch lebte, wäre er jetzt erst fünfundfünfzig Jahre — durch Schaefers Buch rückt er noch stärker in den Abstand einer geschichtlichen Persönlichkeit, deren schlichtes Werk nicht neben dem Größten steht, was unsere und insbesondere die Schweizer Kunst hervorgebracht hat, die aber als lebendige Gestalt nun erst recht in einem nicht zu bannenden tragischen Schimmer leben kann.

Das Problem der Vererbung, das ganz am Anfang von Stauffers Leben einmal

mitspricht, beherrscht den Roman von Klara Hofer: „Weh dir, daß du ein Enkel bist.“ Jene Angst auch gerade vor der Vererbung, wie sie gespenstisch genug aus dem bezeichnendsten Stück einer ganzen Zeit, aus Ibsens „Gespenstern“, flackert, muß von jedem einzelnen endlich einmal wieder tapfer überwunden werden und kann überwunden werden von jedem, der sieht, daß die Geschichte nicht eine einfache Rechenaufgabe, sondern ein Durcheinanderwirken sittlicher Mächte gegenüber äußeren Trieben war und ist. Ich glaube mir so die Gedanken richtig zu deuten, die die junge Romandichterin Klara Hofer zu ihrem Teil in ihrem neuen Buch nachdenkt und zu gestalten versucht. Ein junger, hochbegabter Offizier aus einer bürgerlichen Pfarrersfamilie heiratet die Tochter eines uradeligen, immer reinblütig gebliebenen Hauses. Im Laufe der mit mehreren Kindern gesegneten Ehe stellt es sich heraus, daß er unter Anfällen von Jähzorn, Trübsinn, Quälsucht leidet, und in einer durch zufällige Begegnung herbeigeführten Stunde erfährt die Frau, daß ihr Mann der Enkel eines Vatermörders, der Urenkel eines Trunkenboldes, kein echtbürtiger Sohn seines Hauses ist. Das reine Blut empört sich und vermeint in einzelnen Zügen der Kinder schon jene unheilvolle Erbschaft zu sehen; und erst die weise Welt- und Herzenserfahrung eines, der schon Schnee auf dem Haupte trägt, führt die Frau zurück zu ihrer wirklichen Aufgabe, die da Überwindung und Liebe heißt: „Der Geist **kann** über den Körper herrschen, über Vererbung und Degeneration triumphieren ... Sie werden die Saaten wehen sehn von einer Grenze zur andern.“

Das nicht umfangreiche Werk zeigt eine echte Begabung für die Darstellung der gesellschaftlichen Umwelt, in der kein Zug verzeichnet ist, nur daß freilich mancher noch reicher und feiner herausgearbeitet sein könnte; insbesondere fehlen dem Manne, der der jungen Frau, halb ein spätes Rachegefühl für Vergangenes im Herzen, das Geschick ihres Mannes offenbart, vertiefte persönliche Züge. Aber darüber hinaus hebt sich die Tapferkeit der Anschauung, die hier spricht, die Bemühung, jene beiden Menschen, auf die es ankommt, so scharf wie möglich herauszubringen, die fühlbare Leidenschaft, Menschen zu bilden und, ohne lehrhaften Anstrich, jene Mächte glaubhaft zu machen, die schließlich über dem Alltag und über der Wissenschaft und der Theorie wirken und wirken müssen.

Was langsame Entwicklung in einem scheinbar klar umrissenen und für das Urteil feststehenden Schriftstellerbild bedeutet, lehrt das Beispiel von **Rudolph Stratz**. Früher merkte man seinen Romanen den Selbstzweck der Schilderung des gesellschaftlichen Lebens deutlich an, und so kam er über die Höhe anständiger Unterhaltung nicht hinaus; jetzt gelingt es ihm von Mal zu Mal mehr, seine Stoffe ins Enge zu bringen, von unnützem Beiwerk zu entlasten und dadurch seine Gestalten auch da zu vermenschlichen, wo er mit vollem Bewußtsein ihrer Umwelt alles Recht widerfahren lassen will. Das ist auch in dem neuen Roman „**Du Schwert an meiner Linken**“ der Fall. Er gibt die Geschichte eines alten preußischen Offiziershauses, das drei Töchter und zwei Söhne hat. Während zwei von den dreien den altgewiesenen Weg gehen, kommt der eine Sohn, den das Wohlleben begüterterer Kreise angezogen hat, durch eine allzu reiche Heirat aus der Einfachheit seines Regiments heraus, nimmt den Abschied und findet sich erst spät unter dem Druck seines vernünftigeren kaufmännischen Schwiegervaters in den Waffenrock zurück. Seine älteste Schwester hat mehr aus Eitelkeit als aus Liebe einen begabten Generalstabsoffizier geheiratet und führt mit ihm eine unglückliche Ehe, zumal seitdem sie erkannt hat, daß die zweite Schwester den Schwager von jeher geliebt hat, und daß er, von der Gattin Kälte abgestoßen, auch der andern sein Herz zuwendet. Diese andere, Maximiliane, eine sehr reizvoll gezeichnete Gestalt, findet dann nach einer kurzen Ehe nach der Schwester Tode doch noch die Vereinigung mit dem Geliebten.

Diese Handlung wird durchdrungen und getragen von dem Pflichtgefühl des preußischen Offiziers, wie die Aufschrift des Werks es schon mit starkem Hinweis andeutet. Alle sind Menschen für sich und zimmern sich in Glück und Leid ihr Schicksal — aber immer gehört zu diesem Schicksal die strenge Forderung, die Dienst und überkommene soldatische Gewöhnung, Liebe für den Beruf und das Gefühl, dort zu Hause zu sein, in ihnen beleben. Und so ist demgemäß die Sprache knapp und klar und die Schilderung der Umwelt in ihrer Unaufdringlichkeit ebenso fein wie die Durchführung der tragenden Charaktere sicher und echt. Daneben hat man noch die Freude daran, wie Stratz und verwandte Schriftsteller den richtigen Begriff von der Arbeit und dem Leben unseres Heeres geben. Gewiß sind solche unbefangene Schilderungen immer dagewesen, nicht nur bei Fontane, auch bei dem verschrienen Demokraten Spielhagen, der in der „Sturmflut“ eine der vorzüglichsten preußischen Generalsgestalten unserer ganzen Romanliteratur gezeichnet hat — aber im Zeitalter des „Simplizissimus“ und einer gehässigen Kritik sind Bücher, wie sie all diese früheren Offiziere, Ompteda und Zobeltitz und Stratz, schreiben — den größten, Liliencron, nicht zu vergessen — doppelt erfreulich.

Daß es auch in Romanen dieser Art der bloße Schliff nicht tut, lehrt **Otto von Gottbergs** erster Roman „**von Radern, Kaiserlicher Ministerresident**“. Er enthält glänzende journalistische Bilder aus drei Erdteilen, aber die Verflechtung zum Roman ist noch nicht ganz gelungen, es fehlt noch überall.

Der junge Schweizer **Felix Moeschlin**

ist mit seinem neuen Buch im gewissen Sinne zu seinem Ausgangspunkt zurückgekehrt: zur Darstellung des Bauerntums. Er hat einst in den „Königsschmieds" aus der Geschichte eines Schweizerdorfs erzählt, nicht ohne Unwahrscheinlichkeiten, mit jähen Umbrüchen, aber doch mit soviel fest zupackender Kraft, daß man seiner Entwicklung trauen konnte. Jetzt hat er einen Roman aus dem Bauernleben Schwedens geschrieben: „Der Amerika-Johann". Der Amerika-Johann ist ein einst mit einer Schuld auf dem Gewissen ausgewanderter Bauer des Dorfes Appelvik, der als wohlhabender Mann zurückkehrt; er bringt dem noch ganz weltfernen und weltfremden Ort, der ihn zunächst mit Mißtrauen aufnimmt, einen Goldrausch, kauft den Bauern ihren Wald ab, läßt ihn fällen, macht sie zu Teilhabern eines neu errichteten Dampfsägewerks, bringt sie um ihr Geld, während er selbst sich aus der Schlinge zieht, und wird schließlich nach einem letzten Streich von ihnen erschlagen. Das Dorf aber hat nicht nur Unheil, sondern auch Heil aus den wirren Jahren gelernt: die jungen Bauern fühlen sich jetzt reicher als je vorher, weil sie den Segen des ererbten Besitzes kennen und ihn jetzt klüger als die Väter wahren und verwalten werden.

Es nimmt von vornherein für Moeschlins Werk ein, daß ihm jede Einseitigkeit fehlt: daß er den Segen der Industrialisierung etwa übertreiben würde, war im Zeitalter der immer noch wirksamen Heimatkunst nicht zu erwarten, zu befürchten aber, daß er ganz einseitig der Beharrung und nur der Beharrung das Wort reden würde. Er aber zeigt, wie aus Unsegen doch Segen sprießt, und wie die neue Zeit nicht nur eine Zeit des Unheils, sondern, wenn ernste Arbeit sie anpackt, auch für das arme Dorf eine des Heils werden kann. Eine kühle, nordisch winterliche Luft liegt über dem Ganzen. Die Dinge geschehen alle ruhig und erzeugen fast nirgends tieferen Zwiespalt, heißeren Kampf; erst gegen das Ende kommt es zum Ausbruch schwerer Ereignisse und dann ganz zum Schluß zur Katastrophe und damit zu einem der schönsten Vorgänge des Buchs: alle gemeinsam haben sie den Amerika-Johann erschlagen, die fünf Alten aber gehn gefaßt ins Zuchthaus, die Jungen müssen die Höfe verwalten, die Heimstätten neu aufbauen für die Enkel. Dazwischen fehlen nicht falsch ironische und falsch empfindsame Stellen: zu jenen gehört die Geschichte von dem jungen Notar aus Stockholm, der in Appelvik sein Ideal altbäuerlicher Kunst und Kultur wiederfindet; zu diesen die Geschichte von dem Spielmann, der rücklings in den Wald geht und den Fichten, gegen die er stößt, ihre Eignung zu Geigenholz abmerkt. Man empfindet an solchen Dingen deutlich Moeschlins literarische Herkunft für die Darstellung bäuerlichen Lebens: die Kette beginnt mit Auerbach und führt über Melchior Meyr zu Frenssen. Auf ihr liegen so tüchtige Werke wie der „Diethelm von Buchenberg" und der „Jörn Uhl" — Gotthelf, Polenz, Lulu von Strauß, die andere Reihe, schreiben wesenhaft anders.

Lulu von Strauß und Torney hat einmal, und in manchem Sinne nicht mit Unrecht, gesagt, daß als gemeinsamer Charakterzug durch die bäuerliche Bevölkerung aller Landstriche Deutschlands das Mißtrauen, das Sich-Abschließen gehe; man wird das darüber hinaus als einen Zug bäuerlicher Gesinnung und Haltung überhaupt ansprechen dürfen. Ihn erweisen Moeschlins schwedische, ihn zeigen auch die polnischen Bauern, die der polnische Dichter W. S. Reymont in seinem vierbändigen Werk „Die polnischen Bauern" vorführt. Wir kümmern uns im allgemeinen um die polnische Dichtung wenig; die polnischen Schriftsteller, die auch in Deutschland bekannt sind, kann man an den Fingern einer Hand herzählen, und es wäre ja wirklich kein Glück, wenn neben den niemals abreißenden Übersetzungen von Franzosen, Skandinaviern, Russen zweiten und dritten Ranges nun auch noch die ganze polnische Dichtung bei uns einmarschierte. Aber dies Werk können wir brauchen, und die Durcharbeitung durch die 1450 Seiten lohnt sich aufs reichste. Nach den vier Jahreszeiten teilt Reymont sein Werk ein, und wir erleben mit den Bauern von Lipce einen vollen Jahreskreis. Wundervoll gestaltet Reymont die Natur dieser flachen Landstriche des russischen Polens zu allen Jahreszeiten, die Schlammzeit des Herbstregens, die eisige Kälte des Winters, den erwachenden Frühling und die Gluthitze des Sommers. Er findet auch sonst überaus glückliche Bilder: „Einzelne Mädchen und Jungen aber konnten schon gar nicht länger an sich halten und flogen aus dem Haufen wie Wasser, das aus einem angestoßenen Eimer spritzt." Mit einer blendenden, aber jeder Prüfung standhaltenden Kunst gibt er Dinge wie die unermüdlichen Tänze bei einer Hochzeit oder eine Prozession am hohen Festtag. Jedes der vier Bücher läuft schließlich auf einen Höhepunkt zu: am Schluß des Herbstes steht die Hochzeit eines Hofbauern mit dem schönsten Dorfmädchen; am Schluß des Winters ein Vorgang von erschütternder Gewalt: die Vertreibung der Holzfäller aus dem bäuerlichen Walde durch alle männlichen Bewohner Lipces; am Schluß des Sommers die ruhige Fülle der Ernte mit Sicheln und Sensen. Das Schönste und am tiefsten Ergreifende hat sich Reymont für den Schluß des dritten Buches, des Frühlings, aufgehoben: Da steht der alte Boryna, der seit Monaten sterben soll und fast stets bewußtlos war, in der Nacht, ganz allein, noch einmal auf und geht im Hemd hinaus aufs Feld, in die klare Frühlingsnacht, in der die Hähne schon zum zweitenmal krähen, und hebt einen Zipfel des Hemdes und nimmt kniend Erde hinein wie Saatkorn und geht lautlos, unermüdlich säend, über sein Feld. „Und dann, als die Nacht sich schon

ein bißchen zu trüben begann, die Sterne verblaßten und die Hähne das Morgengrauen auszukrähen anfingen, verlangsamte er sein Tun, blieb häufiger stehen, und schon ganz vergessend, Erde wieder aufzunehmen, säte er aus der leeren Hand, als müßte er sich selbst bis zum letzten Rest auf die seit Ahn und Urahn zugehörigen Felder aussäen, als gäbe er alle gelebten Tage, sein ganzes Menschenleben, das er einst erhalten hatte, diesem Land und dem urewigen Gott zurück." Die Felder rufen; „Hofbauer! Hofbauer!" Und die Erde spricht in mächtigem Chor: „Bleibt hier! Bleibt bei uns!" Gott aber sagt, da sich den vom Tode umdämmerten Augen der Himmel auftut: „Komm her, menschliches Seelchen, komm zu mir, mühebeladener Knecht!" Da öffnet Matthäus Boryna noch einmal die Lippen und sagt: „Gott bezahl's!" und fällt aufs Antlitz und stirbt.

Eine epische Kraft ersten Ranges spricht aus diesen Bänden, eine Kraft, die jeder großen epischen Kunst aus jungen Zeiten der großen Völker verwandt ist. Und so hat dies Werk, dessen Verfasser, wie wir von dem vortrefflichen Übersetzer Jean Paul d'Ardeschah hören, noch lebt, für uns Deutsche doch noch neben der großen dichterischen eine besondere völkische Bedeutung. Es ist katholisches polnisches Volk des russischen Anteils, das hier lebt und hier nachgezeichnet ist von einer außerordentlich liebevollen Hand, von einem Dichter, der sich mit seinem Volk ganz und gar eins weiß, der nicht richten und nicht beschönigen will, der sich und uns und seinen Landsleuten nichts erspart, aber aus allem entsetzlichen Schmutz und Unheil doch immer wieder siegend die beharrende Kraft eines vertrauenden Volkstums hervorgehen läßt. An ein paar Stellen hebt sich dies polnische Volkstum deutlich gegen die Nachbarn ab, gegen die russischen Beamten, die es nicht versteht, mißtrauisch abwehrt und nicht als zu sich gehörig betrachtet, dann aber auch gegen die Deutschen. Deutsche Ansiedler wollen sich in der Nähe ankaufen und müssen weichen, weil die Polen nicht mit ihnen hausen und hofen wollen: „Hale, die Deutschen, das ist ein anderes Volk, gelehrt und vermögend, die handeln mit den Juden zusammen und ziehen ihren Gewinn aus Menschennot." Solche Anschauung kehrt als die der polnischen Bauern immer wieder und stimmt ganz mit dem überein, was jeder, der in slawischen Ländern gewesen ist, kennt, mit der tiefen, oft bis zum Haß gehenden Abneigung der slawischen Volksmassen gegen jede ihnen an Nüchternheit, Arbeitskraft, Weitschau überlegene Volkheit und insbesondere gegen Deutsche. Vielleicht konnte das Werk zu keiner besseren Zeit übersetzt werden als heute, und es sollte uns über den künstlerischen Reiz hinaus ein Lehrmeister sein, der uns dies reiche polnische Volk — reich schon, weil es einen solchen Dichter hervorbringt — doch gerade auch in seiner Fremdheit und Feindschaft kennen lehrt.

Wie wenig wir trotz allem über die Polen wissen, ist um so erstaunlicher, als es uns sonst ja an Bemühungen, fremde und fernste Völker und Länder zu erforschen, in Deutschland nie gefehlt hat. Einer unserer verheißungsvollsten Lyriker, Alfons Paquet, ist schon einmal durch das nördliche Ostasien gereist und hat fast die ganze Welt umschifft, nicht ohne auch in seinen Versen Eindruck über Eindruck des Geschauten wiederzugeben. Sein neues Buch: „Li oder Im neuen Osten" führt durch Sibirien und die Mandschurei über Japan nach China. „Ich will in China das Li suchen. Denn ich glaube, dies kurze Wörtchen, so fein wie ein Vogelruf, wird das erste bedeutende Fremdwort sein, das die europäischen Sprachen von China annehmen. Es ist vieldeutig und eindeutig zugleich, also unübersetzbar; und es ist eigentlich nichts anderes als der wohlklingende Ausdruck für Anstand, Schönheit, Maß, innere Höflichkeit und Zeremonie; der Schlüssel eines ganzen Volkes, das in seinen Handlungen wohl oft verbrecherisch, hassend und kindisch, in seinen Schicksalen unglücklich, aber in seinen Gebräuchen unendlich verfeinert, in seinen Riten geisterhaft und daher im Besitz einer bemerkenswerten Seelenruhe ist."

Diese Vornahme hat Paquet freilich nicht erfüllt, hat sie nicht erfüllen können — denn daß er in das innere Leben des Chinesen irgendwie eingedrungen sei, lehrt sein Buch nicht. Und wie sollte auch ein Aufenthalt von wenigen Monaten selbst den spürsamen Europäer dahin bringen, von der Seele dieser ostasiatischen Völker wirklich etwas zu verstehn, von der Seele, die sich uns neuerdings in dem Selbstmorde des Marschalls Noghi wieder mit so entsetzlicher und erschütternder, unbegreiflicher Fremdheit offenbart hat. Aber lernen kann man aus Paquets Buch freilich sehr viel, wie er unterwegs viel gelernt hat. Denn er vereinigt in sich den Dichter, der zusammenschaut, und den Volkswirtschaftler, dem sich die Fäden der Wirtschaft und des Staatslebens entwirren. So gewinnen seine Schilderungen besonders da hohen Reiz, wo er den Aufeinanderstoß von Russen, Japanern und Chinesen, wie in der Mandschurei, oder die Stellung der verhältnismäßig kleinen, aber mächtigen fremden Siedelungen in Hankau darstellt. Es fehlt nirgends an der belebenden Kleinmalerei, aber es kommt Paquet nicht auf sie in erster Reihe an. Und besonders nachdenklich muß uns stimmen, was er über Tsingtau, sein Aussehen und seine zukünftigen Möglichkeiten und was er über die Missionen und die Aufgabe des Christentums in diesem fernen Osten sagt. Wir besitzen schon eine ganze Reihe von solchen Reisebüchern, die nicht im alten Sinn empfindsam, aber in einem neuen eindrucksvoll und feinfühlig sind. Lernen wir Bücher wie dies nicht nur nach ihrem künstlerischen Wert, sondern auch nach dem schätzen, was sie uns geschichtlich, wirtschaftlich, völkisch zu sagen haben.

Illustrierte Rundschau

Künstlerisches Spielzeug von Th. Heymann in Großolbersdorf i. S. — Die „Feuerwehr“ von Albert Schlopsnies und Margarete Steiff in Giengen a. d. Brenz — Glasmalerei als bayerische Volkskunst — Seidenstoffe, entworfen von Karl Strathmann in München — Neue Goldschmiedearbeiten von den Hofgoldschmieden Hugo Schaper, Berlin W., Potsdamer Str. 9, und Karl Rothmüller, München, Müllerstr. 44 — Zu unsern Bildern

Es ist für unsere Hefte ein alter guter Brauch, daß sie an dieser Stelle zur Weihnachtszeit auch der Kinder zu gedenken versuchen, indem sie den Eltern Spielsachen in künstlerischer Form im Bilde vorführen. Immer haben wir dabei an dem Grundsatz festgehalten, daß, was wir empfehlen, auch wirklich für Kinder geschaffen sein muß, für solche Kinder, die noch spielen wollen; nicht etwa für die süßen Gören gewisser „superkluger“ Eltern, für die das Spielen ein längst überwundener Standpunkt ist. Gute Spielsachen müssen ungekünstelt sein, nicht kompliziert; nicht so zerbrechlich, daß das Kinderherz unausgesetzt um sie in Sorge ist; sie können sogar etwas primitiv sein, wenn sie recht lustig sind und farbenfroh dazu. Daß sich das alles, und noch einiges, sehr wohl auch mit echt künstlerischen Ausdrucksmitteln erreichen läßt, wußten (oder fühlten, was mehr ist) unsere Urgroßväter; dann war's vergessen worden, und erst wir fangen langsam an, uns wieder an dieses, wie an so manches andere Gute aus Großvatertagen zu erinnern. Es ist außerordentlich erfreulich, daß sich wieder Künstler — jawohl: Künstler! — unserer Sache annehmen. Leute, die etwas können, haben die allerliebsten Dingerchen entworfen, die Th. Heymann in Großolbersdorf i. S. als „Dresdener Spielzeug“ in den Handel bringt: Städte und Dörfer, Burgen und Krippen, Pferde und Wagen, Tierzeug und Soldaten und was das Herz sonst noch wünschen mag. — Ein bissel anders steht's um die köstliche „Feuerwehr“, die wir im ganzseitigen Bild der Unsterblichkeit überliefern. Diese Feuerwehr ist nämlich ein großes Schaustück, durchaus auch Spielzeug, aber wohl schließlich nur ein Spielzeug für Millionärskinder.

Karrenfuhrwerk

Sparbüchse

Hirt und Herde

Postkutsche. Ausführung dieses und der anderen auf dieser Seite abgebildeten Stücke: Th. Heymann, Spielwarenfabrik in Großolbersdorf i. S.

Feuerwehr. Entworfen von Albert Schlopsnies, ausgeführt von Margarete Steiff in Giengen a. d. Brenz

Altes Spiegelbild v. unbekannter Hand

Für solche schreibe ich nicht: die Abbildung der Feuerwehr hier hat denn ja auch hauptsächlich den Zweck, zu zeigen, was Alb. Schlopsnies und Margarete Steiff, wenn sie sich zusammentun, leisten können. Das sind die großen Könner, die das Schwabenstädtchen Giengen an der Brenz weltberühmt gemacht haben und zur starken Konkurrenz gegenüber Sonneberg und Nürnberg. Wer sich für die famosen Stoffpuppen und all den reizenden anderen Kram interessiert, den Margarete Steiff, jetzt „G. m. b. H.", erzeugt, lasse sich ihre Preisverzeichnisse kommen. Es lohnt.

Die Oberammergauer Holzschnitzereien haben mit dem Ruhm des Passionsspiels ihren Weg durch die Welt gemacht, und ihre Meister sind an ihnen reich geworden. Eine andere Volkskunst aber, schön, schlicht und mühselig wie diese, nicht weit von Oberammergau geübt, ist nebenher wie am Wege gestorben, und hätten die Hände, die ihr treu gedient, nicht noch zum Spaten oder sonst einem Gewerbe gegriffen, sie hätten sich kaum das Hungerbrot schaffen können. Man wandere durch die bayerischen Gebirgsdörfer, trete den Leuten in ihr Haus und sehe sich die Wände ihrer Stuben an: da hängen noch zuweilen Bilder herum, die man bei flüchtigem Zuschauen leicht für eingeglaste Farbendrucke halten könnte. Nimmt man aber solch ein Bild in die Hand, so erkennt man mit Staunen die Arbeit fleißiger, höchst geschickter Malerhände, die die schmerzhafte Mutter Gottes oder die armen Seelen im Fegefeuer, das Herz Mariä oder das Herz Jesus, die Heiligen in Blumen und die Heiligen in Wolken auf die Innenseite des Glases mit Ölfarbe gemalt haben. Und Meister Spengler oder Meister Hafner, der Metzger, Seifensieder und Schuster hatten ihr Originalgemälde an der Wand. Das ist die Kunst der bayerischen Glasmalerei, eine einfache Kunst, die dem Volke gab, was des Volkes, und Gott, was Gottes ist. Einfach soll auch über sie hier berichtet werden.

Votivbild von H. Rambold. Nach einem alten Entwurf

In einer Kunst-, Gewerbs- und Handwerksgeschichte von Augsburg 1779 findet man, wie uns Herr Hans Kyser schreibt, einige Namen von Glasmalern, die solche Bilder nach Kupferstichen ausgeführt haben sollen, wie es auch im Württembergischen Maler dieser Art gegeben hat. Vor Jahrhunderten von Italien herübergekommen, fand diese Kunst eine zweite Heimat vorzüglich in dem bayerischen Marktflecken Murnau

Der Glasmaler Heinrich Rambold in seiner Werkstatt

und dem benachbarten Fischerdörfchen Seehausen am Staffelsee. Hier wurde sie, eine Art Hausindustrie, von vielen Familien um die Wende des XIX. Jahrhunderts geübt, die diese Kunstübung auf ihre Söhne, Enkel und Urenkel forterbten.

Die Murnauer Bürger und Seehausener Fischer haben die Meister ihrer Heimatkunst vergessen. Nur ein Braumeister in Murnau, Krötz, ging

S. Theresia und S. Antonius. Glasbild von Heinrich Rambold

seinem Herzen viele Jahre in allen Dörfern der Umgegend nach, und sein Haus ist heute geschmückt mit etwa tausend Bildern, die er Liebhabern gerne zeigt, standhaft gegen jeden Preis, der ihm geboten wird. Hier reden die alten, toten und vergessenen Meister noch mit kräftigen Stimmen: da ist der älteste, der Michael Kirchmeier, sein Schwiegersohn Paulus Gege, dessen Sohn, der Sebastian Gege, der Enkel Aloys Gege, der Urenkel Joseph. Da sind der Mathias Noder zum Unterweiß — nach ihrem Hausnamen, — der Ignaz Noder zum Lurger, der Sebastian Noder zum Malerschneider. Da sind die Murnauer Maler: der Mathias und Johann, die Karoline und der Dominikus Gastl, die Schmid, Kistler und Geiger. Die ältesten und schönsten Bilder aber werden ihre Meister nicht mehr verraten: auf alten Quecksilberspiegeln sind sie gemalt mit dunklen Umrissen und ausblaßten Farben. Auch die Hände, die die schwarzen Madonnen und die eigentümlichen Christus- und Gottvaterköpfe mit der freien Oberlippe und dem bis in die Mundwinkel hinaufgezogenen düsteren Vollbart gemalt haben, werden unbekannt bleiben.

Madonna
Glasbild von unbekannter Hand

Madonna mit zwei Kindern. Glasbild von Heinrich Rambold. Nach einem alten Entwurf

Der billige Farbendruck hat diese Kunst getötet. Man versuchte schließlich, die Glasmalerei ihm anzupassen, sie verlor ihren harten und schlichten Charakter, wurde glatt und weich, und niemand mochte die sehr mühselige Arbeit bezahlen. Heute leben nur noch zwei Glasmaler: der eine, Joseph Gege, der letzte aus der ältesten bekannten Glasmalerfamilie der Gege, in Seehausen, der andere, Heinrich Rambold, in Murnau. Dieser greift mit

Jäger von Lenggries.

Glasbild von Heinrich Rambold

Stoffmuster. Von Karl Strathmann

Glück und junger Kraft wieder auf die ältesten Vorbilder zurück, erweitert seine Kunst um die Darstellung von Volkstypenbildern und alten Votivtafeln, und wenn auch seine Landsleute sich heute lieber einen schlechten Farbendruck in die Stube hängen, so geht doch kein kunstfroher Fremder ohne Kauf an ihm vorüber. —

Der phantasievolle Münchener Maler Karl Strathmann, ein origineller Herr, der auch auf seinen Gemälden in seltsamen Formen und Farbenzusammenstellungen schwelgt, hat sich in einigen Entwürfen für Seidenstoffe versucht, die wir wiedergeben. Es unterliegt wohl keiner Frage, daß sie himmelhoch über den Zeichnungen stehen, die in den Ateliers der Krefelder und anderer Fabrikanten das Licht der Welt erblicken. Aber in diesen Ateliers ist etwas vorhanden, was dem wirklichen Künstler meist fehlt ein eigenes Gefühl für die Mode des nächsten Tages, und die Schmiegsamkeit, sich dieser Mode anzupassen. Gerade die Krefelder Fabriken haben wiederholt versucht, Künstler von Namen für ihre Zwecke zu gewinnen: daß viel dabei herausgekommen wäre, kann man leider nicht behaupten.

Stoffmuster. Von Karl Strathmann

Die letzten beiden Seiten unserer Weihnachtsrundschau sollen zwei Goldschmieden von Weltruf gehören, die zu den treuesten Freunden der Monatshefte zählen. Der Ältere von ihnen ist der treffliche Berliner Hugo Schaper, einer der ersten Meister seines Faches in deutschen Landen. So wenig einseitig er ist — er hat sich all dem Wechsel der Stilrichtungen, die wir in den letzten Jahrzehnten durchlebten, nie ganz entzogen —, sein Herz gehört doch immer der Renaissance; in ihren edlen Formen erfocht er seine ersten Siege, und immer kehrt er mit nimmer müder Erfindungsgabe, nun von

Stoffmuster. Von Karl Strathmann

Halsband in Gold mit Rubinen und Perlen

seinem Sohne unterstützt, zu ihr zurück. Wir bilden heut aus seiner Werkstätte außer einem Armband (Armbänder sind wieder „hohe“ Mode), Diadem und Brosche ein reizendes Juwelenkästchen ab: schwarzes Ebenholz mit zierlichen Goldbeschlägen, gekrönt von einem rotschimmernden Karneol. Ein kleines Prunkstück; dereinst vielleicht ein Museumsstück, heute wohl geeignet als Weihnachtsgabe für eine schöne Frau, die eine künstlerische Gabe zu schätzen versteht, welche nur einmal ausgeführt wird. — Der zweite Meister ist K. Rothmüller in München. Seine ganz eigene Kunst, schien mir stets, liegt nicht zuletzt in seinem Feinempfinden für die Farbenzusammenstellungen; er war einer der ersten in Deutschland, der die famosen Halbedelsteine wieder zur Geltung zu bringen wußte, der — bisweilen auf den Pfaden des großen Parisers Lalique wandelnd — Barock- und Panamaperlen, schönes Schildpatt und andere gute, zeitweilig über die Achseln angesehenen Dinge trefflich zu verwenden

Brosche in Silber mit Opal und Amethysten. Nadel in Gold (Eidechse in Silber) mit Perlen und Olivine

Anhänger in Gold und Platina mit schwarzem Opal, Smaragden, Diamanten und Perle

Anhänger in Gold und Platina mit Saphiren und Diamanten

Alle auf dieser Seite abgebildeten Stücke sind Arbeiten von K. Rothmüller in München.

verstand. Sein ehrliches Bestreben war dabei immer, nicht nur für die künstlerisch zu gestalten, die Schmuckstücke allein nach dem Barwert in Gold und Edelsteinen schätzen.

Die künstlerische Signatur unseres Heftes gibt nach der einen Seite hin der schöne Artikel über „Das Kind in der modernen Malerei“ mit seinem ganz leise weihnachtlichen Anklang; nach der anderen der außerordentlich interessante Beitrag über Pesne, dessen große und so liebenswürdige Kunst eigentlich an dieser Stelle zum ersten Male eine umfassende Würdigung erfährt. Auch der originelle Aufsatz über moderne Marionetten verdient an dieser Stelle Erwähnung. Alle die soeben genannten Beiträge sind, ganz oder zum Teil, mit farbigen Abbildungen oder farbigen Einschaltbildern geschmückt. Wir sind eben fest entschlossen, der farbigen Reproduktion einen immer weiteren Raum zu gewähren, obwohl die Kosten der Herstellung außerordentlich groß sind. Übrigens bringt das Heft noch selbständige Einschaltbilder im Faksimiledruck. Einmal eine feine ernste Weihnachts-Landschaft, „Abend an der Ammer“ von Robert C. Curry — großzügig und schlicht — (zw. S. 552 u. S. 553) und dann ein prachtvolles Stilleben, Blumen und Bücher, von W. Majewski (zw. S. 560 u. S. 561). Als Musterleistung farbiger Reproduktion sei schließlich das Tierbild „Enten im Weiher“ erwähnt (zw. S. 592 u. S. 593), das uns Franz Gräßel gab. — Eine schöne Plastik schuf Harry Liebmann in seinem „ruhenden Mädchen“ (zw. S. 564 u. S. 565). Überprüden Gemütern müßte man dieses Werk vorhalten,

Brosche in Mattgold mit hellgrünem Chrysopras und zwei Perlen
Von Hugo Schaper in Berlin

Diadem in Mattgold mit Brillanten und farbiger indischer Perle
Von Hofgoldschmied Hugo Schaper in Berlin

um sie zu belehren, daß der Akt fast immer keusch wirkt! Der Norweger Professor Frithjof Smith, ein seltener Gast, ist im Heft durch seine urbehagliche „Schifferstube“ auf der Insel Vardö vertreten (zw. S. 576 u. S. 577), und: um einen kühnen Sprung aus dem Norden in den Süden zu tun, schalteten wir ein Stückchen italienische Natur zw. S. 580 u. S. 581 ein — in stiller Wehmut des allzufrüh verstorbenen Meisters Albert Hertel gedenkend als eines wahrhaft unermüdlich Schaffenden! — Der „professionellen“ Schönheit der Madame Lina Cavalieri, Neapolitanerin, Variétéstern, Opernsängerin, Gattin eines amerikanischen Millionärs, nun wieder geschieden und neuen „Erfolgen“ zusteuernd — widmet Antonio de la Gandara seine blendende Kunst (zw. S. 584 u. 585). Und nun noch eine lustige Plastik, den prachtvollen Fußballspieler (zw. S. 632 u. S. 633) von Valentin Winkler. Vielleicht nehmen ihn andere ganz ernst, ich nenne ihn bewußt „lustig“ und habe den Kerl gerade so gerne, weil er für mich einen Hauch von Karikatur in sich hat, wie so mancher Auswuchs unserer modernsten Sportbestrebungen. H. Sp.

Armband in Gold mit Edeltopas
Von Hugo Schaper in Berlin

Schmuckkästchen in Ebenholz mit Silberbeschlägen und Karneolen
Von Hofgoldschmied Hugo Schaper in Berlin

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.